
Konservative Monatsschrift
fur Politik, Literatur und Kunst


BIBLIOTHEK
der
Königl. Pflege-Anstalt
in
ZWIEFALTEN.
No.
Zwiefalten




AUSGESCHIEDEN


Heilanstalt
Zwiefalten
Ärzte-
AUSGESCHIEDEN
Q Con 4


Allgemeine
Konservative Mon
für das christliche Deutsch
XLIV
Jahrgang
Volksblatt
und Land.
pzig,
lag von
Böhm
Heilanstalt
Zwiefalten
Ärzte-
Unterhaltungs

Inhalt.

Herausgeber:

Dietrich von Oertzen, Berlin, W., Königgrätzerstr. 18, und Dr. **Th. Müller**, Gütersloh.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Th. Müller** in Gütersloh.
(An die letztere Adresse sind alle für die Redaktion bestimmten Sendungen zu richten.)

Die „Allgemeine konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland“ (Fortsetzung des Volksblattes für Stadt und Land) dient **zur Vertretung der christlichen Weltanschauung in Staat und Kirche, Schule und Familie, Kunst, Wissenschaft und Litteratur.**

Monatlich erscheint ein Heft in Lex.-8°. von 7 Bogen.

Man abonniert bei jeder Buchhandlung, Postanstalt (Zeitungspreisliste Seite 3 Nr. 61), wie bei der Verlagshandlung; Preis p. Quartal 3 Mk.

Insertionspreis für die gespaltene Petit-Zeile 0,20 Mk. **Beilagengebühr** für je 2 Seiten 20 Mk.



Zum Gedächtnis Johann Albrecht Bengels.

Von

Th. Schmalenbach.

Eine Weile, äußerte Bengel an seinem Lebensende, werde er vergessen werden, dann aber wieder in das Gedächtnis kommen. So ist es geschehen. In der heutigen Zeit kennt man Bengel nicht nur in seinem Vaterlande, sondern weithin in der evangelischen Christenheit ist er hochgeschätzt und wird immer mehr in seiner Eigentümlichkeit gewürdigt werden. Der 200jährige Geburtstag desselben gibt Anlaß, sein Gedächtnis aufzufrischen und es wird ein großer Gewinn für die evangelische Kirche sein, die gottgegebene Art und Weise der Theologie Bengels zu ihrem Nutzen zu verwenden.

Johann Albrecht Bengel ist am 24. Juni 1687 in dem Städtchen Winnenden, nicht weit von Stuttgart, geboren; er war bei seiner Geburt so schwächlich, daß man ihm bald die Nottaufe gab. Sein Vater war Diakonus in Winnenden, seine Mutter eine Urenkelin des württembergischen Reformators Brenz. Der Vater, dessen leichte und anmutige Art des Unterrichtens der Sohn rühmt, starb, als Johann Albrecht erst sechs Jahre alt war. „Ich erinnere mich von meiner Kindheit her, daß, als mein seliger Vater mir frühzeitig gestorben, ich die feste Ueberzeugung in meinem Herzen gehabt habe, daß ich ihn wollte mit meinem Gebet beim Leben erhalten haben, wenn man mich angewiesen hätte, Gott um Fristung seines Lebens zu bitten."

Bei den Raubzügen der in Württemberg eindringenden Franzosen unter Ludwig XIV. brannte ein großer Teil der Stadt Winnenden und auch das Haus, in welchem Bengel wohnte, mit der von dem Vater ererbten Bibliothek ab. Bengel folgte seinem Lehrer Spindler, der sich in Marbach und Schorndorf niederließ, bis er 1699 Lehrer am Gymnasium in Stuttgart wurde. So kam auch Bengel aufs Gymnasium und verwandte den höchsten Fleiß auf die Erlernung der alten Sprachen. Doch blieb ihm von Jugend auf die heilige Schrift das Buch, darin er täglich forschte. Er ist froh darüber, daß ihm von einer Zeit zur andern solche Bücher in die Hände kamen, aus denen er geistliche Nahrung erhielt; doch allermeist fand er sich auf mannigfaltige Art veranlaßt, die heilige Schrift selbst zu lesen. In allem war es bei Bengel die Sehnsucht nach Leben in Gott und mit Gott, welche ihn von früh an bewegte. „Meine Jugend war ein mare misericordiae — ein Meer göttlicher Barmherzigkeit. So viel Gnade, daß hundert alte Adam darin hätten ersäuft werden mögen. Das sage ich nicht zu meinem Ruhm, sondern zu meiner Demütigung."

Mit dem 16. Jahre ging Bengel auf die Universität in Tübingen und fand an

den Professoren Reuchlin und Hochstetter treffliche Lehrer. Das Studium der alten Klassiker, der Philosophie und Mathematik setzte er fort; doch war die Theologie von nun ab sein eigentliches Studium, und auch auf der Universität blieb Bengels Zielpunkt die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott. Daß es in dem griechischen Texte des Neuen Testamentes an vielen Stellen verschiedene Lesarten gibt, kümmerte ihn bei seiner großen Ehrfurcht vor dem Worte Gottes und ist der Anlaß geworden, daß er später großen Fleiß auf die Herstellung des reinen Textes im Neuen Testamente gewandt hat. Neben den Erweisungen besonderer Barmherzigkeit wurde Bengel auch durch manche Anfechtung hindurchgeführt; es beunruhigte ihn sehr, daß er den Grad der Buße, wie er in den Bußpsalmen zum Ausdrucke gebracht ist, bei sich nicht entdecken konnte. Auch fiel er in eine lange und gefährliche Krankheit, wobei man seinen Tod erwartete. Aber er genas und war mit 20 Jahren Kandidat und nach kurzem Dienst als Pfarr-Vikar wurde er als Repetent an dem theologischen Stift in Tübingen angestellt, in welcher Stellung er fünf Jahre blieb.

Man hat es bedauert, daß Bengel nicht alsbald zum Professor der Theologie in Tübingen ernannt worden ist. Aber mit Recht ist darauf erwidert, daß Bengel als Professor so nicht hätte werden und wirken können, wie es nun geschehen ist. Der „Professor" ist zu enge, um einen Mann wie Bengel darin aufgehen zu lassen. Er bedurfte neben dem Studium und seiner verborgenen Wirksamkeit des lebendigen Kontaktes mit dem gläubigen Volke, um das zu werden, was er geworden ist — nicht bloß der Kirchenvater Württembergs, sondern der gesegnete Lehrer für die evangelische Christenheit.

Ehe Bengel das ihm übertragene Amt als Präzeptor am Kloster Denkendorf übernahm, war es ihm gestattet, eine Reise durch Deutschland zu machen; er besuchte die Universitäten und diejenigen Orte, an welchen er christliches Leben zu finden hoffte, und verkehrte nicht bloß mit Gelehrten, sondern auch mit einfachen gläubigen Christen. In Halle, wo damals A. H. Francke mit seinen Gesinnungsgenossen wirkte, fand er viel Anregung. „Hier leben die Gläubigen auf einem viel vertrauteren Fuß mit einander, als ich es an anderen Orten gesehen habe, und hierdurch wird mehr als durch alles andere der geistlichen Schläfrigkeit vorgebaut. Ich schätze es für eine große Gnade, daß ich so viele herrliche, lebendige Beispiele davon sehen kann, was die Kraft des Herrn aus dem Menschen zu machen vermag. Bis dahin war ich fast nur für mich allein ein Christ, aber hier lerne ich einsehen, was es um die Gemeinschaft und Verbindung der Heiligen ist."

Nach seiner Rückkehr trat Bengel im November 1713 seine Stellung als Klosterpräzeptor in Denkendorf an und ist bis 1741 in diesem Amte gewesen, mit welchem das Predigtamt an der Gemeinde verbunden war. Das ehemalige Kloster Denkendorf war in eine gelehrte Schule umgewandelt; Bengel war der erste Präzeptor. Als solcher hatte er Jünglinge von 14 bis 16 Jahren, die sich zum Studium der Theologie entschlossen hatten, wissenschaftlich zu unterrichten und ihre Erziehung zu leiten. Theologische Seminare dieser Art, welche zur Universität vorbereiten, gibt es nur in Württemberg. Die damalige Ordnung war noch fast ganz dieselbe, wie Brenz und Andreä sie eingeführt hatten. Morgens 5—6 Uhr: Aufstehen und Morgengebet; 6—9 Uhr: Morgenbrot, Uebung in den alten Sprachen, Poetik, Logik, Geschichte, Mathematik und Physik. Um 9 Uhr Chor, welcher darin bestand, daß ein Gesang gesungen, ein Psalm hebräisch und deutsch und ein Kapitel aus dem Alten Testament vorgelesen wurde. Dann folgte eine theologische Vorlesung über die kirchliche Lehre, um 10 Uhr Mittagessen, um 11 Uhr Andacht und Erholung bis 1 Uhr. Von 1 bis 5 Uhr Privatstudium und Vorlesungen über Ethik, Rhetorik, klassische Schriftsteller. Nach dem Abendchor um 5 Uhr war bis 7 Uhr Erholung und nachdem viermal in der Woche von 7—8 Uhr Kirchengeschichte traktiert war, wurde der Tag in Gegenwart des Klosterpräzeptors mit dem Abendgebet geschlossen.

Ueber die Art seiner Behandlung der Zöglinge sagt Bengel: „Die Klosterjugend suchte ich insonderheit zu einer Ehrerbietung gegen heilige Dinge zu gewöhnen, sie vor Lügen und Unreinigkeit zu bewahren und ihnen fein frühe nach ihrer Fähigkeit einen Samen von den Sachen beizubringen, die ihnen mit der Zeit bei dem Kirchendienste am brauchbarsten sein möchten. — Bei der Jugend mache ich nicht so viel aus den so vorkommenden Bübereien und Jugendleichtsinnigkeiten, erkläre es ihnen überhaupt wohl für Sünde, aber ahnde es nicht eben bei einem jeden vorkommenden Fall, weil es bei Leuten, die auf die innere Zucht nicht achten, doch wohl nicht anders sein kann. Ein anderes ist es, wo hernach schädlichere und gröbere Ausbrüche dazu kommen, da muß man freilich darein sehen."

Der andere lehren und erziehen wollte, dachte zuerst daran, selbst in Zucht und Furcht Gottes einherzugehen, wie es die von ihm verfaßten Lebensregeln, die er damals in lateinischer Sprache niederschrieb, anzeigen. In denselben heißt es z. B.: Gebet — Nachdenken — Fleiß — Nüchternheit und Mäßigkeit — sorgfältig die stillen Gedanken und Neigungen beobachten — vor allen ein guter Geruch sein — gegen leere Furcht kämpfen — die Schrift lesen — für die Gesundheit besonders der Augen sorgen — Aufmerksamkeit beim Gebete — Nachsinnen, wo irgend ein Betrug des Satans zu fürchten — früh aufstehen und zeitig schlafen gehen — keinen Kleinigkeiten nachhängen.

Bengel hat 28 Jahre in seinem Amte in Denkendorf gestanden und in dieser Zeit hauptsächlich seine schriftstellerischen Arbeiten zu stande gebracht. Zum Gebrauch für seine Schüler veranstaltete er eine sehr beliebte Ausgabe der Briefe Ciceros und einiger Werke der Kirchenväter; so gab er auch die Lobrede des Georgius Thaumaturgos auf Origenes mit Erklärungen heraus, in welcher erzählt wird, wie ein unbefriedigter heidnischer Jüngling durch Origenes zu der Erkenntnis der alle Sehnsucht stillenden geoffenbarten Wahrheit gelangt. Ebenso gab er die Schrift des Chrysostomus über das Christentum heraus.

Es ist schon erwähnt, daß die verschiedenen Lesarten an manchen Stellen des griechischen Neuen Testaments das Gemüt Bengels bereits früh beunruhigten. Dies veranlaßte ihn, daß er mit außerordentlichem Fleiß und mit Verwendung alter Handschriften, deren Herbeibringung von weit her viele Mühe machte, die verschiedenen Lesarten zusammenstellte und, nachdem alles wohl erwogen war, eine Ausgabe des griechischen Neuen Testaments veranstaltete. Daß er schließlich meist diejenigen Lesarten des griechischen Textes als die richtigen erkannte, welchen Luther bei seiner Uebersetzung gefolgt ist, war ihm eine sehr erwünschte Entdeckung.

Nach Vollendung dieser Arbeit erschien der Ordo temporum, worin Bengel die ganze in den Schriften des Alten und Neuen Testaments enthaltene Zeitfolge als ein schönes, zusammenhängendes Ganze darstellt. In der „Harmonie der vier Evangelien" wird das Leben Jesu nach den vier Evangelien bis auf die geringsten Einzelheiten zu einem einheitlichen, anschaulichen Ganzen zusammengestellt.

Das ohne Zweifel wichtigste Werk Bengels, das auch am meisten verbreitet und bekannt ist, ist der „Gnomon", die Frucht einer mehr als dreißigjährigen Arbeit. Eine gute deutsche Uebersetzung ist unter dem Titel erschienen: Gnomon oder Zeiger des Neuen Testaments, eine Auslegung desselben in fortlaufenden Anmerkungen. Von C. F. Werner. In diesem „Gnomon" tritt Bengels ganze Persönlichkeit zutage; man hat überall den Eindruck, daß das Buch von einem wirklich gottgelehrten Manne in der Gegenwart Gottes geschrieben ist. Bei der genauesten Sorgfalt, die dem Worte der h. Schrift entgegengebracht wird, zieht sich wie ein goldener, wenn auch meist unsichtbarer Faden durch das Ganze die Absicht, einzutreten und einzuführen in die durch Christi Erlösung aufgeschlossene Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott. Bei der einzigen Vortrefflichkeit dieses Buches ist es kein Wunder, daß es in der deutschen Uebersetzung nicht nur Eingang in die weitesten Kreise der deutschen Christenheit gefunden hat, sondern auch in fremde Sprachen übersetzt ist. John Wesley hat es ins Englische übersetzt und dabei erklärt, er sei überzeugt, daß er der Sache der christlichen Religion

besser diene, wenn er Bengels Gnomon übersetze, als wenn er viele Bände über das Neue Testament verfasse.

Wenn Bengels Name oft im Zusammenhange mit der Offenbarung Johannis und speziell dem tausendjährigen Reiche genannt wird, so würde man diese Zusammenstellung falsch deuten, wollte man sie so verstehen, als habe Bengel sich ausschließlich mit den letzten Dingen und speziell mit dem tausendjährigen Reich beschäftigt. Bengel hat im Jahre 1740 die „erklärte Offenbarung" herausgegeben und darin nachzuweisen gesucht, daß das tausendjährige Reich zukünftig sei und nach seiner Meinung mit dem Jahre 1836 beginnen werde. Nur weist Bengel jede fleischliche Auffassung des tausendjährigen Reiches zurück. Er sagt darüber: „Der Irrtum oder vielmehr die Gefahr besteht darin, wenn man diese Jahre, sie mögen zukünftig oder vergangen sein, nach fleischlichem Sinn beurteilt." Vielmehr wird dieses der Charakter des tausendjährigen Reiches sein: das Evangelium beweist sich in voller Kraft, Juden und Heiden beten den Herrn an und folgen Ihm, das Königreich ist nun Gottes und Seines Gesalbten. Eine überschwengliche Fülle des Geistes wird sein, ein reicher Ueberfluß der Gnadenbezeugungen und Wirkungen Gottes, Befreiung von vielem Jammer, den die Menschen sich und anderen durch ihre Bosheit bereiten. Darum werden die Heiligen aber doch noch im Glauben und nicht im Schauen wandeln, der Streit mit der Sünde im Fleische ist noch nicht aufgehoben und der Tod wird noch nicht in den Sieg verschlungen sein. Es bleibt das Gesetz, das ewige Evangelium, die Verkündigung des Todes Christi im Abendmahl, bis daß Er kommt. Es bleibt Ehestand, Feldbau und andere rechtmäßige Arbeit; doch was menschlicher Vorwitz, Pracht und Schwelgerei hierbei eingeführt haben, wird nicht mehr sein.

Doch nicht in dieser seiner besonderen Ansicht über die ganze Offenbarung Johannis und das tausendjährige Reich liegt Bengels große Bedeutung für die Lehre von den zukünftigen Dingen. Vielmehr ist und bleibt dieses das Verdienst Bengels, daß er den Weg gezeigt hat, wie man mit der Offenbarung Johannis, diesem „Trostbuche" der Christenheit, umgehen soll und wie es sich ziemt, in großer Ehrfurcht die Offenbarung Gottes über das Zukünftige aufzunehmen. Die im Jahre 1748 erschienenen „Sechzig Reden über die Offenbarung", welche Bengel als Probst zu Herbrechtingen vor der Gemeinde gehalten hat, haben einen unvergänglichen Wert. Diese Reden enthalten nichts, was auf Anreizung der Neugier und der Phantasie berechnet ist, sondern sind durchsättigt von der Furcht und Kraft und Majestät Gottes, gleichsam gehalten in den Vorhallen der Ewigkeit und voll von Kräften der Erweckung und Stärkung und Warnung.

Die letzte Arbeit Bengels war die Uebersetzung des neuen Testaments, die er nach dem Grundtexte gegeben „zum Wachstum in der Gnade und Erkenntnis des Herrn Jesu Christi, mit dienlichen Anmerkungen begleitet".

In der Kürze sei noch erwähnt, daß Bengel im Jahre 1714 mit Johanna Regina Seeger in den Ehestand trat und in demselben reichlich erfuhr, was er einmal schreibt, daß unter der häuslichen Erfahrung der göttlichen Zuchtübung, z. B. durch Krankheiten und Absterben der Kinder, Gott uns mehr lehrt, als wir in oft lauter geistlich scheinenden Schattengefechten lernen. Darum auch ein Ehemann ceteris paribus besser zu einem Bischof tauge als ein lediger.

1741 wurde Bengel Probst von Herbrechtingen, 1749 Prälat von Alpirsbach und Konsistorialrat, 1751 wurde er von der Universität Tübingen zum Doktor der Theologie ernannt und ist 1752 am 2. November zur ewigen Ruhe eingegangen.

Man spricht von geheiligten Menschen, denen unzweideutig das Siegel aufgedrückt ist, daß sie Gottes sind. Bengel ist eine solche geheiligte Persönlichkeit, welche hervorleuchtet durch Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, wie durch heilige, auf das mit Christo in Gott verborgene Leben abzielende Sorgfalt, durch tiefe Innigkeit und Wärme des Gemüts, wie durch nüchternen Blick in die Dinge dieses Lebens. Alles in allem, ist

es eine wunderbare Harmonie des Erkennens, des Empfindens und des Lebens, welche in Bengel zur Erscheinung gekommen ist.

Von Jugend an hat er in einem ununterbrochen gepflegten Zusammenhang und Umgang mit dem lebendigen Gott gestanden. Es wohnte in ihm die Furcht Gottes, welche ihn wie eine lebendige Kraft trug und wie eine feurige Mauer schützte. „Mein größter und bester Lehrer war Gott Selber. Er hat das schlüpfrige (Jugend-) Alter mit Seiner stetigen Wache vor Abweichungen bewahrt. Ob ich wohl von meinesgleichen und noch älteren Mitschülern geliebt wurde, so ging doch immer etwas Wichtiges in meinem Herzen vor, welches machte, daß ich das Ernsthafte dem Läppischen und göttliche Dinge allen anderen vorzog. Wenn die äußeren Verführungen und Verderbnisse an mich wollten, so wachte eine tief in meiner Seele liegende und allezeit bereite Warnung auf und unterdrückte nicht nur die verborgenen Fehler, sondern hielt auch diese Anläufe ab." Es ist mit Recht von ihm gesagt worden, daß er niemals aus der Gemeinschaft Gottes herausgewichen sei, „ich habe in meiner Jugend lautere, reine, zärtliche, göttliche Regungen gehabt" — schon die Jugendzeit Bengels hat in ihrer Gemeinschaft mit Gott den Charakter der festen, überwindenden Kraft, weil Bengels ganze Persönlichkeit von früh an getragen ist von der Furcht vor dem unsichtbaren, majestätischen Gott. Eine Bemerkung Bengels, daß die meisten Zeugen der Wahrheit anfangs von Gott durch die schwersten Erschütterungen aufgeweckt worden sind und noch dadurch in Atem erhalten werden, trifft insofern bei ihm selbst zu, daß er auch allezeit von Gott und Seiner Majestät in Atem erhalten worden ist.

Das Porträt Bengels zeigt eine auffallend hohe Stirn und große, lichtvolle Augen. Man sagt, daß auf seiner Stirn der Ernst der Ewigkeit zu lesen gewesen sei, und es ist geschichtlich verbürgt, daß Bengels Erscheinung auf manche, die ihn zuerst sahen, einen tiefen, eingreifenden Eindruck gemacht hat. Zwei junge Mädchen, die auf dem Lande in einer christlichen Zucht aufgewachsen waren, kamen nach Stuttgart und wollten, weil sie viel davon gehört hatten, die Oper besuchen. Sie begegneten auf dem Wege dahin einer großen Gestalt, die sie nicht kannten, in der sie aber nach der Beschreibung, die man ihnen gemacht hatte, den Prälaten Bengel vermuteten. Er war es. Sie sahen ihn verwundert an und sein ernstes Auge fiel auf sie. Das machte solchen Eindruck, daß sie sofort umkehrten und nach Hause gingen. Bei einer offenen Tafel, die der Herzog gab, durfte ein siebenjähriger Knabe, der nachmalige Pfarrer Härlin zugegen sein. Der Knabe konnte sich an allem Glanze des Festes nicht satt sehen, bis ihm Bengel, der auch zur Tafel gezogen war, in die Augen fiel. Der Knabe wußte nicht, wer es war und hatte noch nie von Bengel gehört. „Aber," so erzählt er, „ich ward wie von einem kräftigen Magnet durch die Augen, die voll Licht und Leben waren, und durch die Stirne, auf der ich das Wort „Ewigkeit" zu lesen meinte, in eine andere Sphäre gezogen. Bloß dieser Anblick, dessen sich Gott damals als eines Vehikels der tröstlichen Herablassung in meiner Seele bediente, erregte eine große Veränderung in meinem ganzem Herzen." Der Eindruck des leiblichen Angesichtes täuschte nicht. Bengel ist wirklich ein Mann, dem in besonderem Maße der Blick auf die Ewigkeit eigentümlich ist. „So gar bin ich von der Lust und dem Lichte der Welt nicht gefangen, daß ich dieses Leben von dem Tage an, an welchem das Licht geworden, bis zur Vollendung der Weltzeit im Vergleich mit der Ewigkeit für ein Körnlein halte und daß ich bisweilen meine Gedanken zurückhalten muß, um die göttliche Haushaltung in der Zeit nicht gering anzuschlagen." Es ist ein Zug, der durch die Schriften Bengels, besonders diejenigen, welche sich mit der Auslegung des göttlichen Wortes befassen, hindurchgeht, daß er die den gegenwärtigen Haushalt Gottes betreffenden Angelegenheiten, wie alle Erdendinge in Beziehung zur Ewigkeit bringt.

Wie schon oben beiläufig gesagt ist, lebte Bengel von Jugend auf in einer besonderen tiefen Ehrerbietung gegen das Wort Gottes. Es ist ihm in allem Ernste das Wort Gottes. „Es glauben wenige, daß die Bibel wahrhaftig Gottes Wort ist. Sie sehen das Buch an

als einige alte Ueberbleibsel, die so ungefähr zusammen gekommen, und wollen hingegen dasjenige, was aus der Vernunft deduziert wird, zu einem System machen. Umgekehrt! Dieses, was aus dem natürlichen Licht noch rückständig ist, sind Bruchstücke, hingegen jenes ist ein zusammenhängendes System." In solch wesentlichem Sinne ist es das Wort Gottes, daß, so oft das Wort öffentlich und sonderlich in der Liebe zu Gott geübt wird, sich die kräftige Gegenwart des königlichen Heilandes Selbst erweist. Und so gilt es, „Gottes Wort über alles hoch halten, was in der Welt ist, demselben nachleben ist unsere Weisheit. Andererseits solche, die sich von der unserer Wallfahrt gemäß eingerichteten Leuchte, so das Wort Gottes ist, abwenden, geraten aus der scheinbarsten Geistlichkeit in die plumpste Fleischlichkeit und die äußerlichen Ausbrüche sind seltener als die innerlichen Greuel."

Diese unbedingte Ehrfurchtsstellung, welche Bengel dem Worte Gottes gegenüber einnimmt und in welcher er ganz mit Luther harmoniert, berührt immer wieder so wohlthuend in dem Gnomon und übt auf alle, die sich nachhaltig mit Bengel beschäftigen, einen reichgesegneten Einfluß. Dieselbe Stellung bewahrt Bengel auch davor, daß er von Menschen um ihrer geistlichen Gaben willen höher hielt, als sich gebührt. So bereitwillig er geistliche Kräfte überall, wo er sie fand, anerkannte, so sehr prüfte er alles an dem allein gewissen Worte Gottes. Als die sogenannten Inspirierten, besonders deren Führer Friedrich Rock, in Verbindung mit Bengel traten, ließ sich Bengel keinen Augenblick von ihnen täuschen; er sagt: „ich halte mich je länger, je genauer an das allbewährte, allgemeine Wort Gottes und werde mich solches in meinem letzten Stündlein, selbst wenn es heute käme, nicht reuen lassen." So lieb ihm Zinzendorf war und so sehr er dessen Arbeit am Reiche Gottes anerkannte und vieles an der Brüdergemeine lobte — „köstlich ist bei ihnen ihre Liebe gegen einander und gegen alle; den Grafen Zinzendorf liebe ich herzlich" — so kann er um der Wahrheit willen doch nicht umhin, die damals in der Brüdergemeine herrschende, ein wenig leichte Art mit dem Worte Gottes zu verfahren, ernstlich zu tadeln. Es war ein Ausdruck in der Brüdergemeine, in geistlichen Dingen zu sagen: „es ist mir so". Dagegen achtet Bengel sich verpflichtet, seine Sympathie mit der heiligen Schrift und seine Antipathie gegen das taube „es ist mir so" zu bezeugen.

Die von Bengel erkannte Herrlichkeit und Majestät des Wortes Gottes bestimmt ihn, alle Wohlrednerei der Geistlichen, mit welcher man nach Beifall trachtet, die Vergnügung der Gedanken, die Belustigung der Ohren, wie sie in vielen Kanzelreden erzielt werden, geradezu für sündhaft zu erklären, für eine Seuche, die im Mittag verderbet. Eine wirkliche Besserung der Christenheit erwartet er nur von einer größeren Kraftentfaltung des göttlichen Wortes — nicht von äußerlichen kirchlichen Anstalten und sonstigen Maßnahmen, auch nicht von dem Dienste der Künste. Von den künstlichen Musiken in der Kirche sagt er: „Sie füllen das Ohr und hindern den Herzensgesang. Der Vorwand, daß sie ein äußerliches Mittel seien, die Andacht zu erwecken, hat zu unendlichen Zeremonien die Thür geöffnet und ist ein Anfang der Wassersucht in der Kirche."

„Christentum ist etwas Reales." „Ein Leben ist es, wenn man steht in der Kraft Gottes, Jesu Christi und des heiligen Geistes, — wenn das Vernommene sich auch im Herzen regt — was im Worte Gottes enthalten, auch in die Tafeln des Herzens eingeprägt ist — ein Gefühl, daß man spürt, es sei die Sache selbst vorhanden, wenn die Worte so schön lauten." Was Bengel mit so besonderer Vorliebe zur Offenbarung Johannis trieb, war nicht die Neugier: „man solle doch nicht glauben, daß er sich herausnehmen wolle, die Zeit des jüngsten Tages genau vorausbestimmen zu wollen;" vielmehr ist es die Realität der zukünftigen Dinge, welche Bengel bis in die Tiefen seines Wesens ergriffen hat und deren mächtiger Zeuge er in den sechzig Reden über die Offenbarung Johannis geworden ist. Und wie es in der zukünftigen Welt aufgedeckte Realitäten gibt, so ist in dieser Welt das Christentum zwar verborgen, aber doch

Realität. Realität ist es in seinem seligsten Geheimnis, „Christum aufzunehmen d. i. im Herzen an Ihn zu glauben," und allüberall sind es wahrhaftige, wesentliche Dinge, die uns durch die Offenbarung Gottes in Christo vorgestellt werden. In dieser Theologie der himmlischen Realitäten, wie Bengel sie gelehrt und worin er gelebt, liegt Bengels großer Einfluß, welchen er schon zu seinen Lebzeiten auf viele, Gelehrte wie Ungelehrte ausgeübt hat, und wir freuen uns, daß nach und nach zu unserer Zeit der gestorbene Bengel mit demselben Einflusse zu wirken beginnt.

„Ein geheimer Umgang mit der ewigen Liebe Gottes in Christo Jesu und ein stetes Eindringen in eine innige Bekanntschaft mit derselben" das war der Kern der Persönlichkeit Bengels. Dieses Grundwesen zu schöner Harmonie ausgestaltet gab dem herrlichen Manne etwas so Imponierendes, Ehrwürdiges und doch zugleich Anziehendes und Gewinnendes. Als Bengel in Frieden entschlafen war, nannte ihn der Senior der Frankfurter Geistlichkeit D. Joh. Phil. Fresenius in einem Gedichte eine Säule, ein Licht, einen Stern erster Größe am sichtbaren Kirchenhimmel, einen Freund Gottes, welchen die ewige Weisheit in ihre Kammern geführt, dem aufgeschlossen waren die Gänge des Lichts, das die Geister erleuchtet, die Kräfte des Wortes, das die Seelen belebt, ein Auge der Blinden, einen Glanz der Gelehrten, einen biblischen Kraft-Theologen. — So urteilen Menschen von Bengel, dem selbst je und je zu Mute war, daß er sich nicht bloß vor Gott hätte mögen auf die Erde legen, sondern in die Erde vergraben. Das ist auch eine Realität, von Gott so hoch begabt und begnadigt zu sein und zugleich sich selbst so tief zu erniedrigen.

Wenn Fresenius jenes Gedicht schließt:

Der Kern verliert sich
Und die Schalen bleiben zurück.
Herr, laß Bengels Kraft
Bald und zwiefältig wiederkommen —

so wird dieser Schluß auch für die Gegenwart sehr passend sein.



Eine neue Geschichte der Päpste.*)

Kritische Bemerkungen

von

Prof. D. Th. Kolde in Erlangen.

Es sind mehr als vierzig Jahre vergangen, seit L. Ranke zum erstenmal sein epochemachendes Werk über die Geschichte der Päpste ausgehen ließ. Nicht nur die historische Forschung, sondern die ganze gebildete Welt hat es damals mit dem lebhaftesten Beifall begrüßt, und „die Päpste“, die so recht eigentlich den Weltruhm des Meisters begründet, sind noch heute vielleicht sein gelesenstes Werk. Aber wie gesagt, seit ihrem Erscheinen ist eine lange Zeit vergangen. Nicht weniges ist seitdem aufgefunden worden, was uns nicht nur in manche Einzelheiten einen klareren Einblick gestattet, sondern hier und da wohl auch in den Zusammenhang der Dinge, und Rankes Weise war es nicht, zumal in den letzten Jahrzehnten, bei neuen Auflagen viel zu ändern. Das war gewiß gut. Kunstwerke vertragen keine Aenderungen. Und schon hier mag der Wunsch an die künftigen Herausgeber der Rankeschen Werke ausgesprochen werden, keinerlei Aenderungen vorzunehmen. Man erhalte sie als das, was sie sind, Denkmäler unserer Litteratur und der Geschichtschreibung einer bestimmten Zeit! — Unter diesen Umständen und besonders in der Erwägung, daß unter der neuen päpstlichen Aera die Schätze des Vatikans in so freigebiger Weise zugänglich gemacht werden wie nie bisher, wird man, auch wo man von der Richtigkeit der Rankeschen Gesamtanschauung überzeugt ist, die Absicht, den großen gewaltigen Stoff von neuem zu bearbeiten, nur dankbar begrüßen können.

Freilich, wie viel wird da auf den Mann ankommen, der auch bei der ausgedehntesten Kenntnis des einschlägigen Materials das große Werk unternimmt, dem deutschen Publikum eine neue Geschichte der Päpste zu liefern unter Zusammenfassung alles dessen, was die gelehrte Einzelforschung seit Ranke und speziell die Oeffnung der päpstlichen Archive ans Licht gebracht! Es kann im einzelnen Falle ungerecht sein, aber es ist kaum zu vermeiden, jeden Geschichtschreiber der Päpste nach Rankeschem Maßstabe zu messen. Und eben damit, daß Ranke sich bei den späteren Auflagen seines

*) Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet von Dr. Ludwig Pastor, a. o. Prof. 1. Bd. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II. (Freiburg i. Br., Herder.) 1886. XLVI und 723 S. 8°. 10 M., geb. 12 M.

Werkes auf wenige Zusätze beschränkte und das päpstliche Geheimarchiv ebenso wenig wie der neueste englische Geschichtschreiber*) der Päpste für die Zeit der Renaissance benutzen konnte, ohne welche eine genaue Kenntnis dieser Periode nicht zu erreichen, begründet Pastor sein Unternehmen.

Hiernach wird man auch ein Recht haben, den Rankeschen Maßstab anzulegen. Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Verfasser nicht nur eine sehr bedeutende Gelehrsamkeit und Belesenheit besitzt — dieselbe würde jeder Leser herausmerken auch ohne das prunkvolle Verzeichnis der benutzten Bücher — sondern daß derselbe, wofür er die höchste Anerkennung verdient, mit dem emsigsten Fleiß und bedeutendem Erfolg eine sehr große Zahl von Archiven durchforscht hat, wovon die mitgeteilten Aktenstücke und die Notizen aus solchen, deren Veröffentlichung für spätere Zeit in Aussicht gestellt wird, erfreuliches Zeugnis ablegen. Sie bieten des Neuen und Interessanten nicht Weniges, und die Erwartung, hier über manches neue Aufklärung zu finden, wird jeder Unbefangene erfüllt finden und sich dessen freuen.

Aber handelt es sich wirklich bei dem Werke des Innsbrucker Professors Pastor nur gewissermaßen um eine Ergänzung Rankes? Das wird schwerlich jemand glauben, der dem Namen des Verfassers, des Schülers von Johannes Janssen, in der Litteratur schon begegnet ist, oder etwa dessen Geschichte der kirchlichen Unionsbestrebungen gelesen hat. Die Sache liegt doch wohl anders. Man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß das Werk Pastors über die Päpste ein Seitenstück zu Janssens deutscher Geschichte abgeben soll. Wie letzteres geschrieben ist, um Rankes deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation zu widerlegen, so soll diese neue Geschichte der Päpste dem entsprechenden Werke des großen protestantischen Historikers entgegentreten.

Mit dieser Bemerkung soll noch kein Tadel ausgesprochen sein. Ich finde jene Absicht vielmehr so begreiflich, ja gewissermaßen natürlich, daß ich mir lediglich aus der unmittelbaren Ueberzeugungskraft Rankescher Geschichtsdarstellung, oder — sagen wir aus einer gewissen Scheu vor der Größe der Aufgabe, die Thatsache erklären kann, daß man nicht früher daran gegangen ist. Liest man Rankes Vorrede zur ersten Auflage seiner Päpste, so möchte man meinen, er selbst habe es früher erwartet. Es heißt da: „Ein Italiener oder Römer, ein Katholik würde die Sache ganz anders angreifen. Durch den Ausdruck persönlicher Verehrung, oder vielleicht, wie jetzt die Sachen stehen, persönlichen Hasses, würde er seiner Arbeit eine eigentümliche, ich zweifle nicht, glänzendere Farbe geben: Auch würde er in vielen Stücken ausführlicher, kirchlicher, lokaler sein. Ein Protestant, ein Norddeutscher kann hierin nicht mit ihm wetteifern. Er verhält sich um vieles indifferenter gegen die päpstliche Gewalt: auf eine Wärme der Darstellung, wie sie aus Vorliebe oder Widerwillen hervorgeht, wie sie vielleicht einen gewissen Eindruck in Europa machen könnte, muß er von vornherein verzichten. Für jenes kirchliche oder kanonische Detail geht uns am Ende auch die wahre Teilnahme ab. Dagegen ergeben sich uns auf unserer Stelle andere, und, wenn ich nicht irre, reiner historische Gesichtspunkte“ ꝛc.

Wer dies zugibt, wer mit Ranke anerkennt, daß ein Römer, ein Katholik die Sache anders angreifen würde, ein Süddeutscher anders als ein Norddeutscher, der wird es verstehen, wenn einmal der Versuch gemacht wird, die Geschichte der Päpste zu zeichnen, wie sie sich ausnimmt nicht von Berlin aus, — sondern etwa von Innsbruck aus im Schatten des Kollegiums der Väter der Gesellschaft Jesu, und wird sich nicht wundern, wenn Licht und Schatten etwas südlicher gehalten sind und über den römischen Päpsten auch die warme Sonne Roms scheint.

Auf den Beifall seiner Glaubensgenossen darf der Verfasser gewiß hoffen, noch mehr auf den des Papstes. Hat doch der sogenannte Friedenspapst Leo XIII. in

*) Gemeint ist das treffliche Werk von M. Creighton, A history of the Papacy during the period of the Reformation. London 1882 ff., bis jetzt 4 Bde.

seinem Breve Saepenumero vom 10. August 1883 zum Kampf gegen die moderne (protestantische) Geschichtschreibung, deren Kunst er „eine Verschwörung gegen die Wahrheit" nennt, ausdrücklich aufgefordert. Indessen soll damit keineswegs etwa die Meinung erweckt werden, als ob solche Erwägungen für Pastor, dessen umfängliche Vorstudien auch viel weiter zurückliegen müssen, irgendwie maßgebend gewesen wären. Er ist viel zu sehr ein überzeugter Katholik und Ultramontaner, als daß er besonderen Anreizes zur Bekämpfung protestantischer Geschichtsforschung bedürfte, dabei aber, was rühmend anerkannt werden soll, ein offener und ehrlicher Gegner, der absichtlich — das ist wenigstens mein durchgängiger Eindruck — die kleinen Künste seines Meisters, die Künste der Verschleierung, der Verschweigung, der willkürlichen Trennung von Zusammengehörigem, das Citieren der Zwarsätze mit Hinweglassung des Abers nicht zur Anwendung bringt; aber thatsächlich kommt es auch bei ihm auf dasselbe heraus, denn dieser Historiker, der meines Wissens nicht Priester ist, ist in den römischen Anschauungen derartig befangen, daß sich ihm bei allem Bestreben, die historische Wahrheit zu eruieren, (und daß er davon erfüllt ist, daran zweifle ich nicht) das Bild verschieben muß, und die Glorie des göttlichen Rechtes des päpstlichen Primates am Ende auch die vorher erkannten Mängel der Träger der päpstlichen Tiara bis zur Unkenntlichkeit überstrahlt.

Freilich, was Ranke nach dem oben Mitgeteilten von einem katholischen Geschichtschreiber der Päpste erwartete, nämlich, daß er durch den Ausdruck persönlicher Verehrung seiner Arbeit eine glänzendere Farbe geben würde, trifft nicht zu. Pastor ist auch in diesem Punkte durchaus ein Schüler seines Meisters Janssen. Seine Darstellung zeigt dieselben Eigentümlichkeiten, die für die ultramontane deutsche Geschichtschreibung typisch zu werden anfangen: Gleichgültigkeit gegen die Form, Aneinanderreihung von Citaten gleichviel ob aus Quellen oder Bearbeitungen modernsten Datums, die oft nur notdürftig durch ein lobendes oder tadelndes Epitheton oder durch kurze überleitende Sätze des Schriftstellers verbunden werden. Daß das Ganze dadurch etwas Unruhiges, Ungleichmäßiges erhalten muß, — es gleicht nicht selten einem Mosaikbilde, aus dem die einzelnen Steinchen noch unabgeschliffen herausschauen — liegt auf der Hand. Nicht minder führt diese Methode zu Wiederholungen, aber sie ist bequem. Sie überhebt den Historiker der schwierigen Arbeit der Ausgestaltung des oft so spröden Quellenstoffes und darum leider auch nicht selten der dafür gerade notwendigen Quellenkritik. Dabei trägt sie doch den Charakter des Unmittelbaren an sich, der höchsten Objektivität, und ist reich an Ueberraschungen. Der unkundige Leser wird immer den Eindruck haben, daß er sich aus den seitenlangen Citaten sein mit dem des Autors zusammenstimmendes Urteil selbst gebildet habe, während er thatsächlich von der Geschicklichkeit des Schriftstellers in der Auswahl der Citate abhängt und vor lauter Citaten und kurzen Urteilen, die auf ihn eindringen, nirgends zu einem klaren, festen, nach allen Seiten ausgestalteten Bilde kommt. Aber auf den Versuch einer solchen plastischen Darstellung, wie sie zu Rankes unvergleichlichen Vorzügen gehört, wird eben, um durch Aneinanderreihung von Citaten den Eindruck größerer Objektivität hervorzurufen, absichtlich verzichtet. Nach Seite der Darstellung hin den neuen Geschichtschreiber der Päpste Ranke an die Seite zu stellen, wird darum wohl ernstlich niemand den Mut haben. —

Der eigentümliche Standpunkt Pastors, oder sagen wir sogleich deutlicher: seine schon oben behauptete kirchliche Befangenheit, zeigt sich nun, so weit ich sehe, nirgends deutlicher als in den Darlegungen „über die litterarische Renaissance in Italien und die Kirche", worauf er seiner eigenen Aussage gemäß ein großes Gewicht legt. Es ist begreiflich, daß eine „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance" Schritt für Schritt dieses Thema berühren muß. Gleichwohl hat der Verfasser seiner eigentlichen Papstgeschichte, die er mit einem Rückblick auf das avignonesische Papsttum beginnt und in dem vorliegenden Bande bis zum Tode Calixt III. fortführt, weshalb er

also in diesem Bande noch nicht mit Ranke sich auseinanderzusetzen hat, einen besonderen Abschnitt mit der Ueberschrift: „Die litterarische Renaissance in Italien und die Kirche“ als „Einleitung“ vorangeschickt. Thatsächlich macht diese Einleitung, auf welche, da sie den ganzen im Buche behandelten Zeitabschnitt behandelt, später vielfach zurückgegriffen werden muß, den Eindruck eines Programms, und es dürfte darum gerechtfertigt sein, auf des Verfassers Anschauungen von dem Wesen und Einfluß der Renaissance etwas näher einzugehen.

Nach ihm ringen von Anfang an zwei Strömungen in der Renaissancebewegung um die Herrschaft, Fortsetzungen des Gegensatzes, wie er sich sogleich „bei den eigentlichen Begründern der Renaissancelitteratur“ zeigt, dem trefflichen Petrarca, „dessen schwärmerische Begeisterung für die Antike nicht so weit ging, daß er darüber die Erhabenheit der christlichen Geheimnisse vergessen hätte,“ und dem bösen Boccaccio. Freilich muß Pastor auch bei Petrarca dunkle Punkte anerkennen, die ihm den Beweis liefern, daß er von den gefährlichen Elementen der Antike nicht unberührt blieb, das ist seine sinnliche Leidenschaft, der er wiederholt unterlegen, das ist „seine brennende Sehnsucht nach Unsterblichkeit des Namens, gegen welche das christliche Bewußtsein des Dichters mit nur sehr geringem Erfolge ankämpfte“. Gleichwohl stand er auf dem Boden der Kirche. Aber auch der schamlose Boccaccio hat sich bekehrt — von einem anderen Humanisten, Niccoli, hören wir: „die Fehltritte seines Lebens sühnte er (!) durch einen überaus frommen Tod“ (S. 13) —, und wie unsittlich er auch war, so war doch seine Stellung zur Kirche keine feindselige! „Dem entsprechend waren auch die Beziehungen der Päpste zu diesen Männern durchaus freundliche. Boccaccio ging dreimal als Gesandter der Florentiner an den päpstlichen Hof und wurde dort stets sehr gut aufgenommen.“ — „Es ist deshalb nicht richtig, wenn man,“ — und mit Recht behauptet dies Pastor gegen die Aufstellungen Paulsens — „die unter dem Namen Renaissance bekannte Bewegung, deren litterarische Erscheinung der Humanismus ist, als von Anfang an und in ihrem ganzen Umfang gegen die Kirche gerichtet betrachtet. Im Gegenteil die wahre Renaissance, das Studium des Alten im Geiste christlicher Weltanschauung, war eine an sich berechtigte geistige Bewegung, fruchtbar an neuen Resultaten, sowohl für die weltliche wie für die geistliche Wissenschaft.“

Diese Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Renaissance mag vom katholischen Standpunkte aus geboten sein, — nur sollte man dann lieber offen sagen „kirchlich erlaubte und kirchlich unerlaubte Renaissance“ —, vom historischen Standpunkte aus ist sie völlig unberechtigt. Für die historische Betrachtung gibt es wenigstens nicht in dem Sinne des Verfassers eine wahre und eine falsche Renaissance, sondern nur die eine geistige Bewegung, die auf Grund der erneuerten Versenkung in das Leben und Denken der Alten entstanden ist, und die natürlich hinsichtlich ihres Einflusses auf die gesamte Denkweise und zumal auf die Sittlichkeit auch verschiedener sittlicher Beurteilung unterliegen wird. Aber der Verfasser braucht diese Unterscheidung aus guten Gründen. Wurde auch oben zugegeben, daß die Renaissancebewegung als solche, oder wenn man will prinzipiell, nicht antikirchlich gewesen sei, so ist doch nicht minder allgemein anerkannt, daß sie in Italien in ihren hauptsächlichsten Vertretern alsbald eine wenigstens irreligiöse, zum Teil heidnische Richtung angenommen hat, und der Spott über religiöse und kirchliche Dinge wie die schnödeste Unsittlichkeit ja Verherrlichung derselben gerade bei den gefeiertsten Führern derselben das Gewöhnliche wurden, so daß man versucht sein kann, diese Erscheinungen geradezu als Signatur der italienischen Humanisten im 15. Jahrhundert anzusehen, wenn es natürlich auch viele Ausnahmen gegeben hat. Angesichts dieser Thatsache hat es allerdings für einen römischen Geschichtschreiber sein Mißliches, eine Reihe von Päpsten als die von ihrer Zeit gerade um deswillen gefeiertsten Beförderer der ganzen Bewegung und im regsten Verkehr mit ihren anrüchigsten Vertretern zu sehen. Um dies als berechtigt hinzustellen — und ohne fortwährend zu urteilen scheint diese Geschichtschreibung nicht möglich zu sein — bedurfte es eines Kanons. Pastor findet

ihn im „Studium der Alten im Geiste christlicher Weltanschauung". Was heißt das? In concreto in der That weiter nichts, als: die Renaissance ist in soweit die wahre, als sie sich nicht gegen die römische Kirche und ihre Organe wendet. Weil nun der große sittliche Lump Boccaccio auch schon vor seiner Bekehrung der Kirche durchaus nicht feindselig gesinnt war, konnte der Papst auch mit ihm freundlich verkehren, deshalb bildet auch Laurentius Valla, dessen aufklärerische Neigungen ja niemand leugnen wird, den Höhepunkt der antichristlichen Renaissance in Italien, nicht so sehr ob seiner Aufklärung und mittelbaren Verherrlichung des Lasters, als weil er „dem von der Kirche zu allen Zeiten vertretenen Satz entgegentritt, daß bei gleichem sittlichen Lebenswandel dem durch die Ordensgelübde Gebundenen ein höheres Verdienst und ein größerer Lohn zukomme, als dem außerhalb des Ordens Stehenden", und weil er in seiner berühmten Schrift über die erlogene Schenkung Konstantins „einen stürmischen Angriff auf die weltliche Herrschaft der Päpste überhaupt" machte*) und „einzelne seiner Aeußerungen in der That protestantisch klingen". Daß damit dem Verfasser nichts Unrichtiges unterstellt wird, ergibt endlich eine Bemerkung am Schlusse des allgemeinen Abschnittes über die Renaissance, wo es auf S. 49 heißt: „Wie tiefgreifend auch die geistige Bewegung war, welche das Wiederaufleben der Antike hervorrief, so brachte dieselbe doch der christlichen Bildung keine ernste Gefahr, vielmehr Anlaß zu neuer Anregung und Erfrischung, so lange die Einheit und Reinheit des christlichen Glaubens unter der Autorität der Kirche und des Primates ungeschwächt erhalten blieb." Der Leser wird verstehen, worauf der Verfasser hinaus will, — wir werden uns nicht wundern, im nächsten Bande den Protestantismus als Ergebnis der falschen Renaissance auf der Bühne erscheinen zu sehen. Einstweilen wird dem Leser geraten, sich „über Luthers Verbindung mit dem libertinistischen Humanismus" bei dem „Protestanten" Paulsen in dessen Geschichte des gelehrten Unterrichtes zu orientieren (S. 21).

Diese eben mitgeteilte Bemerkung Pastors wird mit besonderer Rücksicht auf Nikolaus V. gemacht. Der Verfasser beschäftigt sich in sichtlicher Vorliebe mit diesem Papste und hat eine Menge dankenswerter Notizen und Aktenstücke über seine Wirksamkeit zusammen gebracht. Der Darstellung seines Pontifikats (1447—1455) ist ein großer Abschnitt seines Buches (S. 273—490) gewidmet. Und mit Recht. Es ist bekannt, welche Bedeutung das Papsttum dieses hervorragenden Mannes gehabt hat. Unter ihm kommt die „konziliare" Epoche zu ihrem Abschluß. Diesem Papste gelang es, die Trümmer kirchlicher Selbständigkeit, welche die Nationen aus der Konzilsbewegung noch gerettet, auf dem Wege der Diplomatie zu vernichten und die päpstliche Allgewalt gegenüber den Bischöfen (wenn auch hier und da unter Konzessionen an die Landesherren) zu einer Anerkennung, den heiligen Stuhl selbst zu einem Glanze zu bringen, wie man es seit zwei Jahrhunderten nicht mehr zu sehen gewöhnt war. Unter Nikolaus V., der eine kraftvolle, von dem Verfasser nur kurz angedeutete Thätigkeit (S. 311) zur Ausrottung der Ketzer entfaltet, beginnt unter dem Eindrucke der endlichen Beseitigung des Schismas, das so lange auf den Völkern gelastet, von dem römischen Jubeljahr (1450) anhebend, genährt von Männern wie Nikolaus von Cusa, Capistrano und anderen Bußpredigern, eine Neubelebung kirchlichen Sinnes, die zumal in Deutsch-

---

*) Dies veranlaßt den Verfasser zu folgender für seinen Standpunkt charakteristischen Bemerkung: „Man sieht, nicht Machiavelli, sondern Valla ist der eigentliche Urheber jener unzählige Male wiederholten Behauptung, die Päpste seien an allem Unglück Italiens schuld. Wie der genannte florentinische Historiker weiß auch Valla nicht, oder vergißt es, daß die Kirche und ihre Oberhäupter die probehaltigen Elemente der alten Kultur für die Menschheit gerettet, die Barbarei gemildert und das mittelalterliche Völkerrecht geschaffen; daß der Primat, als Mittelpunkt der einen, von Christus gestifteten Kirche, seinen Sitz mit geschichtlicher Notwendigkeit nur in der Hauptstadt der antiken Macht, Größe und Bildung nehmen konnte, und daß der Papst, wollte er seine hohe Aufgabe ganz erfüllen, Monarch und nicht Unterthan sein mußte" (S. 18).

land unter hier nicht zu erörternden Verhältnissen bis zum Ende des Jahrhunderts einen sehr bedeutenden Umfang annahm. Zudem darf dieser Papst, der sich schon früh vorgenommen, wenn er einmal zu Geld gekommen, sein Geld für Bücher und Bauten auszugeben, als der Gründer der Vatikanischen Bibliothek angesehen werden, und noch mehr: mit ihm besteigt „die christliche Renaissance den päpstlichen Thron" und eben deshalb sieht Pastor in der Wahl Parentucellis, des Kardinals von Bologna, der sich Nikolaus V. nannte, einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte des römischen Papsttums (S. 280). Ja er findet: „die eigentlich welthistorische Bedeutung der Regierung Nikolaus V. beruht nicht in den kirchlichen und politischen Verhältnissen, sondern darin, daß dieser feingebildete und geistvolle Papst, voll des Vertrauens in die Macht der christlichen Ideen (!) an die Spitze der künstlerischen und litterarischen Renaissance trat" (384).

Wir sehen, der Verfasser ist so vorsichtig, Nikolaus V. sofort als Vertreter „der christlichen Renaissance" in Anspruch zu nehmen, und eben um seinetwillen hauptsächlich brauchte er die schon zurückgewiesene Unterscheidung zwischen wahrer (christlicher) und falscher Renaissance. Wie verhielt es sich denn nun mit der diesen Papst vor anderen Humanisten seiner Zeit auszeichnenden Christlichkeit seiner Renaissancebestrebungen? Stand er etwa so wie die älteren deutschen Humanisten, ein Agricola, Langen, Dalberg, die echte litterarische Vertreter der Renaissance waren, deren Verehrung für die Kirche und tiefinnerliche Frömmigkeit durch ihre Freude am klassischen Altertum aber nicht getrübt wurde, wie ihre sittlichen Anschauungen durch die Vertiefung in die Schriften der Alten nicht gelitten zu haben scheinen? Es ist bedauerlich zu beobachten, wie der Katholik und der Historiker bei der Beantwortung dieser Frage miteinander ringen und wie der Verfasser sich winden muß, um wo möglich den Anforderungen beider gerecht zu werden. Was werden uns nicht alles für Argumente angeführt, um die „gläubige christliche Richtung" des Papstes zu erhärten! Hat er sich nicht schon als armer Magister die Werke des heiligen Augustin in 12 schönen Bänden angeschafft (S. 287), hat er nicht sein Arbeitszimmer mit Darstellungen aus dem Leben des hl. Stephanus und des hl. Laurentius schmücken lassen (S. 400)? Für wen solche Dinge „Beweis für seine Zugehörigkeit zu den christlichen Humanisten" sind, von dem möchte man glauben, daß er entweder selbst sehr naiv ist oder seine Leser dafür hält. Nun ist Pastor weit entfernt davon, an der Thatsache vorbeizugehen, daß Leute, wie der „frivole Poggio", Lorenzo Valla und andere sich in der unmittelbarsten Umgebung des Papstes fanden, von ihm in seinen speziellen Dienst genommen und teilweise mit Ehren überhäuft wurden. Als guter Katholik von heute und als ein Mann von tiefernstem christlichem Standpunkte (vgl. seine prinzipielle Beurteilung der Renaissance überhaupt S. 42), ist er nicht nur von der Unkirchlichkeit des Treibens am Hofe Nikolaus' überzeugt — er nennt die Stellung, welche die Humanisten an der Kurie einnahmen, unnatürlich —, sondern auch von der Unchristlichkeit desselben. Aber da ein dahingehendes Urteil notwendig auf den päpstlichen Gönner zurückfallen würde, zieht er vor, die Verantwortlichkeit des Papstes möglichst abzuschwächen.

„Auffallend und kaum zu entschuldigen ist, daß Nikolaus V. bei der Wahl der Männer, die er für seine litterarischen Zwecke nötig zu haben glaubte, über vieles hinwegsah, was ernste Bedenken einzuflößen geeignet gewesen wäre. Der naive Enthusiasmus jener Zeit ließ den Papst, der persönlich unzweifelhaft ein Vertreter der christlichen Renaissance war, über die Gefahren, welche die falsche Renaissance in sich barg, fast völlig hinwegblicken" (S. 406 f.). Aus der Stellung, welche Lorenzo Valla, „der frivole Spötter, dem nichts heilig war", einnahm, schließt Pastor mit Recht, „welchen freien Maßstab an das humanistische Treiben zu legen man sich in Rom gewöhnt hatte". Aber entschuldigend wird hinzugefügt: „Wie die meisten Vertreter der falschen Renaissance, so war auch Valla kein Fanatiker des Unglaubens; bereits unter Eugen IV. hatte er in einem demütigen Schreiben seine Schriften preisgegeben und versucht, eine

Anstellung in Rom zu erhalten." — — „Auch Nikolaus V. ging nicht so weit, den Verfasser des Buches „Ueber die Lust", den erklärten Feind der weltlichen Papstherrschaft, den giftigen Verspötter der Mönche, förmlich nach Rom zu rufen und ihn mit einträglichen Aemtern zu überhäufen, aber er duldete doch, daß ein solcher Mann sich am päpstlichen Hofe einfand und ernannte ihn sogar zum päpstlichen Skriptor." Andere freilich, wie den „heidnisch gesinnten" Marsuppini, forderte der Papst direkt auf, nach Rom zu kommen (S. 407). Indessen werden wir in einer Anmerkung belehrt, daß die Anstellung solcher Männer wie Valla noch andere Seiten hatte: „der Papst suchte gefährliche Gegner dieser Art, wenn nicht zu bekehren, so doch zu gewinnen". Diese Behauptung ist zwar ein rührendes Zeugnis von der kindlichen Verehrung des Papsttums, die dem Verfasser eigen ist, aber es dürfte ihm schwer fallen, jemanden, der die Verhältnisse kennt, davon zu überzeugen, daß Nikolaus irgendwie Bekehrungsversuche bei der Anstellung seiner heidnischen und schamlosen Freunde im Auge gehabt hat. Alles, was wir über seinen Verkehr mit ihnen wissen und was uns der Verfasser selbst darüber mitteilt, schließt diesen Gedanken völlig aus. Man darf dabei an seinen Verkehr mit Filelfo, den „Meister der schamlosen Invektive", wie Pastor ihn nennt, erinnern, den Nikolaus bei seiner Durchreise festhielt und nicht eher ziehen ließ, als bis er seine skandalösen Satiren gelesen und ihn mit Lob überhäuft hatte (vgl. Georg Voigt, die Wiederbelebung des klassischen Altertums II, 100 u. 217); ferner daß Poggio seinen Traktat gegen die Heuchelei mit seinen unbeschreiblichen Angriffen gegen das Mönchtum in angesehener Stellung am Hofe Nikolaus V. schrieb. Diese Dinge sind Pastor natürlich bekannt, er deutet sie auch an verschiedenen Stellen an (vgl. S. 407), und schließlich weiß er sich keinen anderen Rat, als diese Freunde des Papstes als ganz unschuldige Leute hinzustellen. Als ob er alles vergessen, was er früher über Poggio, Beccadelli, Valla gesagt, ja ohne sich daran zu erinnern, daß er wenige Seiten vorher (407) Valla den „erklärten Feind der päpstlichen Herrschaft", Marsuppini einen heidnisch gesinnten Mann genannt hatte, schreibt er S. 412: „In der That ist es bei den Vertretern der falschen Renaissance in dieser Zeit nicht zu einer wirklichen Opposition gegen die Kirche gekommen. Zwar lassen sich bei ihnen nicht selten Behauptungen nachweisen, welche mit den christlichen Anschauungen und dem Dogma der Kirche nicht wohl in Einklang zu bringen sind. Allein das waren nur vorübergehende, in die leichte Rede eingeschlossene Gedanken*), die ihre Urheber übrigens leicht anders ausgelegt oder aufgegeben haben würden. Diese Umstände allein erklären es, daß ein persönlich so frommer Mann, wie Nikolaus V. unzweifelhaft war — er war der erste Papst, welcher zu Fuß einherschreitend bei den Prozessionen das hochwürdigste Gut trug —, dies ganze Treiben als ein ungefährliches Spiel ansah."

Ich lasse es dahingestellt, ob die in dem letzten Satze charakterisierte, mehrfach (z. B. S. 288) hervorgehobene und gewiß sehr anerkennenswerte Demut des Papstes auch schon ein Zeichen der persönlichen, dem Verfasser unzweifelhaft feststehenden Frömmigkeit des Nikolaus war; unzweifelhafter ist mir jedenfalls, daß für diesen Mann eine Unterscheidung von wahrer und falscher Renaissance gar nicht vorhanden war, daß er in seiner Begeisterung für die Antike gar nicht darüber reflektierte, ob seine Günstlinge christlichen Gedanken huldigten oder nicht, sondern lediglich danach fragte, ob sie ihm das leisteten, was er in seiner Ruhmsucht von ihnen begehrte, und daß er keinen Anlaß zu haben glaubte, sein Interesse an der von ihnen hervorgerufenen, zum Teil so scham-

*) Ueber den hier miteingeschlossenen Poggio schreibt derselbe Verfasser S. 26 seines Werkes: „Die Weltanschauung Poggios war, gelegentliche Aeußerungen anderer Art können darüber keinen Zweifel aufkommen lassen, mehr eine heidnische als eine christliche. Kirche und Christentum lagen eigentlich ganz außerhalb seiner Sphäre. „Er war," sagt der Biograph des Eneo Silvo Piccolomini, „ein solcher Verehrer des heidnischen Altertums, daß er alle Schätze der Dogmatik zweifellos für eine neue Rede des Cicero hingegeben hätte.""

losen Litteratur zu verbergen. Dabei soll gern zugestanden werden, daß Nikolaus es verstand, „das Große und Schöne des heidnischen Altertums zu schätzen, ohne darüber das Christentum zu vergessen“ (S. 48). Das ist aber doch wohl das Mindeste, was man von einem Papste verlangen kann. Viel mehr werden jedoch auch die christlichen Rettungsversuche Pastors, die ich im eigenen Interesse des gelehrten Verfassers bedaure, nicht aufbringen können. Durch dieselben ist in das Bild des großen Papstes etwas Unklares, Schillerndes gekommen, was in der That seiner Persönlichkeit nicht eigen war. Es wird bestehen bleiben, was Georg Voigt über ihn sagt: „Auch er lag, vielleicht ohne sich darüber klar zu werden, im Bann der heidnischen Gedankenwelt, ein Nachfolger nicht sowohl Christi, sondern der alten Cäsaren Roms.“



Wird England katholisch?

Von

B. A. Schleicher.

Von jeher haben die Engländer gern ihr Land und Volk als das „Bollwerk des Protestantismus" gepriesen, und wenn auch die englische Reformbewegung des sechzehnten Jahrhunderts sich erst entzündete an dem Feuer, welches Luther in Deutschland angefacht, so wird doch niemand, der mit dem religiösen Leben Englands vertraut ist, leugnen können, daß der Gegensatz gegen das Papsttum dort unvergleichlich schärfer und schroffer ist, als bei uns. Diese von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende feindselige Stimmung, dieser noch heutzutage tiefgewurzelte Argwohn gegen Rom findet sich nicht nur in kirchlichen Kreisen, sondern auch in ebenso hohem Grade bei dem gemeinen Volke, welches sich sonst um das Christentum nicht viel kümmert. Den Grund zu diesem protestantischen oder vielmehr romfeindlichen Gefühle legte Maria „die Blutige", Heinrichs des VIII. Tochter, durch ihre wütende Verfolgung der Anhänger des neuen Glaubens. Zu einem nationalen Gefühle erweiterte sich dasselbe unter Elisabeth, als das protestantische England lange Jahre hindurch mit der Vorkämpferin Roms, der spanischen Weltmonarchie, jenen Verzweiflungskampf auf Tod und Leben führte, der erst in der wunderbaren Vernichtung der Armada seinen Abschluß fand. Während Spaniens Galeonen den Kanal bedeckten, lebte noch dazu das englische Volk in steter Angst vor katholischen Verschwörungen und Attentaten im Lande selbst; und es entstand daher um diese Zeit der Glaube, welcher sich mehrere Jahrhunderte hindurch bei dem Volke erhielt, daß katholische Unterthanen einer protestantischen Regierung notwendigerweise Hochverräter sein müßten. Die Volkswut gegen die Katholiken wurde noch vermehrt durch die Kunde von dem Schrecken der Bartholomäusnacht, den Grausamkeiten der Spanier in den Niederlanden und der Ermordung des Wilhelm von Oranien durch einen Jesuitenzögling; und der Haß gegen das Papsttum und besonders gegen die Jesuiten erreichte seinen Höhepunkt, als einige Katholiken durch eine blutige Verfolgung und die soeben vom Parlamente gegen sie beschlossene Verschärfung der Strafgesetze unter Jakob I. sich zu der berüchtigten Pulververschwörung hinreißen ließen. Seit jenem Versuche, die sämtlichen Mitglieder der Volksvertretung in die Luft zu sprengen, ist das englische Volk jederzeit geneigt gewesen, den grundlosesten Beschuldigungen gegen die „Papists" Glauben zu schenken. An jedem öffent-

lichen Unglück mußten durchaus die Katholiken schuld sein. Wurde das Land von einer verheerenden Pest heimgesucht, so sollten die Jesuiten die Brunnen vergiftet haben. Als im Jahre 1666 fast ganz London durch eine furchtbare Feuersbrunst eingeäschert wurde, waren es natürlich wieder die Katholiken, welche das Feuer angelegt hatten; und die alten Strafgesetze wurden wieder hervorgeholt und mit blutiger Strenge ausgeführt. Ein noch grelleres Licht auf die erbitterte Stimmung des Volkes gegen die Katholiken werfen die zahlreichen Justizmorde, denen auf die falschen Anklagen des niederträchtigen Titus Oates eine ganze Reihe von katholischen Edelleuten, darunter besonders der ehrwürdige Lord Stafford, zum Opfer fielen. Denn hier zeigte es sich so recht, daß die besonnensten und nüchternsten Richter und selbst das „House of Lords“ die allgemeine Erbitterung gegen die Anhänger der römischen Kirche teilten und sich dadurch zur schreiendsten Ungerechtigkeit hinreißen lassen konnten. Nachdem aber dieser Wutausbruch vorüber war, beruhigte sich die öffentliche Stimmung ein wenig, und man ließ es sogar geschehen, daß nach Karl II. sein katholischer Bruder Jakob II. den Thron bestieg. Aber die kurze Regierung dieses Monarchen bestärkte nur seine Unterthanen in der vorgefaßten Meinung, daß einem Katholiken nicht zu trauen sei; denn trotzdem daß er bei seiner Krönung ein feierliches Versprechen abgelegt hatte, daß er der evangelischen Landeskirche auf keinerlei Weise zu nahe treten wollte, war doch vom ersten Tage an sein Bestreben darauf gerichtet, die Protestanten zu unterdrücken und England wieder unter die Botmäßigkeit des Papstes zu bringen. Als er nun anfing, protestantische Bischöfe und Geistliche abzusetzen und an ihrer Stelle Jesuiten zu Würdenträgern der evangelischen Staatskirche zu machen, loderte der alte Haß gegen die Römischen wieder in hellen Flammen empor. Der König wurde verjagt und seine Glaubensgenossen in England mußten die Ausschreitungen eines kurzen Triumphes durch jahrelange Leiden abbüßen. Unter Wilhelm III. wurde ein für allemal beschlossen, daß ein Katholik nie wieder die Königskrone von England tragen sollte. Ferner wurde jeder, der sich weigerte, öffentlich die Lehre von der Transsubstantiation abzuschwören, aller bürgerlichen Ehrenrechte für verlustig erklärt. Jeder römische Priester, der es wagte, in England Messe zu lesen, wurde mit lebenslänglicher Gefängnisstrafe bedroht. Kein Katholik sollte Grundbesitz erwerben dürfen, und wenn er seine Kinder, statt auf einer protestantischen Schule, in einem ausländischen Jesuitenseminar erziehen ließe, so sollten dieselben ihres Erbes verlustig gehen. Auch das drakonische Vorgehen der Engländer in Irland ist größtenteils aus ihrer furchtbar gereizten Stimmung gegen das Papsttum zu erklären. Kein Volk ist so sehr zu Vorurteilen geneigt, wie das englische; und hat sich bei ihm einmal ein Vorurteil festgesetzt, so ist dasselbe bei der abgeschlossenen Lage der Insel, welche sie dem aufklärenden Verkehre mit anderen Nationen fernhält, nicht wieder auszurotten. Die Engländer haben von der römischen Kirche nicht so schweres Unrecht zu leiden gehabt, wie unser Vaterland; aber John Bull vergißt und vergibt nicht so leicht wie wir. Noch dazu wurde im britischen Volksbewußtsein die Erinnerung an Roms verräterische Grausamkeit und Hinterlist beständig wach erhalten durch alljährliche Gedenkfeiern, Gottesdienste, feierliche Aufzüge und besonders durch die öffentliche Verbrennung einer den Papst darstellenden lebensgroßen Wachsfigur am 5. November, dem Jahrestage der Pulververschwörung des Guy Fawkes. Es ist daher nicht zu verwundern, daß, als im Jahre 1778 Sir George Savile im Parlament die Aufhebung der grausamen Strafgesetze gegen die Katholiken beantragte, die Volkswut in den fürchterlichen „Gordon Riots“ sich Luft machte. Blaue Schleifen am Hute und mit tausendstimmigem Gebrüll von „No Popery“ bewegte sich unter der Führung des fanatischen Schotten Lord George Gordon eine ungeheure Menschenmenge nach Westminster Hall und verlangte dort unter Gewaltthätigkeiten die Verwerfung des Savileschen Antrages. Als das Parlament fest blieb, begann der Pöbel die katholischen Kapellen niederzureißen, die Hostien, Kruzifixe, Heiligenbilder und Meßgewänder zu verbrennen, die Häuser der Katholiken und der ihnen wohlgesinnten Pro-

testanten in Brand zu stecken, und sie selbst wurden arg gemißhandelt oder um das Leben gebracht. So zahlreich waren die Aufrührer, daß sie eine ganze Woche lang des Widerstandes der Polizei und selbst des Militärs spotteten und zuletzt nur durch einen äußerst blutigen Straßenkampf bewältigt werden konnten. Bei dieser bigott „protestantischen" Stimmung des Volkes ist es auch leicht erklärlich, daß die bürgerliche Gleichstellung der englischen Katholiken erst nach vierzigjährigem Ringen im Jahre 1829 zustandekam, und auch dann nur, weil man dem aufrührerischen Treiben der „Catholic Association" in Irland auf keine andere Weise ein Ziel zu setzen wußte.

Von diesem Zeitpunkte an beginnt das sogenannte „Catholic Revival" oder Wiederaufleben des Katholizismus in England. Bisher waren die Aussichten auf eine Wiedereroberung des Landes für den Papst so ungünstig wie nur möglich gewesen; hatte doch ein Priester oder gar ein Jesuit nur mit äußerster Lebensgefahr überhaupt die Insel betreten können. Aber jetzt schien sich den Jesuiten eine günstige Gelegenheit zur Wiederaufnahme ihrer alten Pläne auf England zu bieten. Um nämlich die Staatskirche aus dem Zustande geistlicher Ohnmacht und Erstarrung, von welcher dieselbe sich zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte beschleichen lassen, herauszuheben, und zugleich als Rückschlag gegen den stark eingerissenen Mangel an Ehrfurcht beim Gottesdienste, begannen einige durch ihre Persönlichkeit einflußreiche Geistliche das sogenannte „Tractarian Movement", welches durch nachdrückliche Betonung der Wichtigkeit des „Priesteramtes" die Geistlichen zum Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, und durch äußere gottesdienstliche Pracht und durch die Einführung der Kunst in den Gottesdienst das Volk zu regem kirchlichen Leben zurückführen sollte. Diese „ritualistische" Bewegung machte zuerst reißende Fortschritte, und die römische Kirche, welche sich mit dem Ritualismus wahlverwandt fühlte und in dem Erfolge desselben eine günstige Vorbedeutung für ihre eigenen Hoffnungen sah, machte sich jetzt mit außerordentlichem Eifer an die „Bekehrung" der störrischsten aller Ketzer. Sehen wir ein wenig näher zu, welchen Fortgang diese Bemühungen gehabt haben.

Schon im Jahre 1850 hatte sich den Engländern das unbehagliche Bewußtsein aufzudrängen begonnen, daß die Macht der römischen Eindringlinge im Steigen begriffen sei. Ueberall machte sich die Thätigkeit der Priester deutlich fühlbar. Nicht nur wurden allerorten neue Kapellen errichtet, sondern auch Klöster wurden gegründet, und in London erhob sich sogar ein katholischer Dom. Barmherzige Schwestern in langen Nonnengewändern ließen sich zum erstenmal seit mehr als 300 Jahren, frommen Protestanten zum Aergernis und Entsetzen, auf öffentlicher Straße sehen. Man erzählte sich von zahlreichen Uebertritten zur römischen Kirche. Keine einzige Familie galt für sicher vor den Umtrieben der Priester und Jesuiten. Reiche protestantische Erbinnen sollten ins Kloster gegangen und ihr Vermögen der Kirche geschenkt haben; Frauen protestantischer Peers und Edelleute hätten, sagte man, den Glauben ihrer Kindheit abgeschworen; ja Väter sollten noch auf dem Sterbebette ihr eigenes Fleisch und Blut enterbt haben, um die Habsucht einer unersättlichen Priesterschaft zu befriedigen. Man hörte von jungen Theologen zu Oxford, welche durch die Jesuitenkünste angeblicher Mitstudenten zum Uebertritt zu Rom verführt worden seien. Selbst die zum Ritualismus hinneigenden Geistlichen der Hochkirche galten für verkappte Jesuiten; hatten sich doch schon mehrere von ihnen öffentlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufnehmen lassen.

In Wirklichkeit waren die Erfolge der römischen Klerisei bei weitem nicht so groß, als man in evangelischen Kreisen glaubte; aber die Schwarzseherei der Protestanten und die rosenfarbenen Berichte der Jesuiten hatten in Pius IX. den Glauben hervorgerufen, als sei Britannia schon bereit, sich als reuige Sünderin vor den päpstlichen Stuhl zu werfen und hinfort dem heiligen Vater eine gehorsame Tochter zu sein. Diese vorzeitige Siegesgewißheit bewog den Papst zu einem Schritte, welcher einerseits den Protestanten über die Absichten der römischen Kurie die Augen öffnete, andererseits

aber auch den handgreiflichsten Beweis lieferte, daß das Herz Englands immer noch auf dem rechten Flecke sei.

Im September 1850 veröffentlichte Pius eine Verordnung, in welcher er den Gläubigen die Wiederherstellung der alten römischen Hierarchie in England kund that. Bisher war die römische Kirche auf der Insel von acht apostolischen Vikaren verwaltet worden; aber jetzt gefiel es dem heiligen Vater, in Hinsicht darauf, „daß die Katholiken schon außerordentlich zahlreich seien“ und „daß die Hindernisse, welche der Ausbreitung des katholischen Glaubens im Wege stünden, immer mehr verschwänden, die gewöhnliche Episkopalverfassung in diesem Reiche einzuführen“; er teilte deshalb das ganze Land in eine erzbischöfliche und zwölf bischöfliche Diözesen ein. Und diesen Würdenträgern gab er „alle jene Rechte und Privilegien, welche die Erzbischöfe und Bischöfe anderer Staaten ausüben“. Es wurde ausdrücklich hinzugefügt, daß diese Anordnung getroffen worden sei, um den katholischen Glauben in ganz England zu stärken und zu fördern. Auf das päpstliche Schreiben folgte ein Hirtenbrief des Kardinals Wiseman, des neuen Erzbischofs von Westminster, worin er den angeblichen Sieg seiner Kirche in den hochtrabendsten Redensarten feierte. „Euer geliebtes Vaterland,“ so hieß es, „nimmt jetzt die ihm gebührende Stellung ein unter den großen Kirchen mit regelmäßigen Verfassungen, welche zusammen die glorreiche Einheit der herrlichen katholischen Kirchengemeinschaft ausmachen: das katholische England ist wieder zurückgekehrt in seine alte Bahn am kirchlichen Himmelsgewölbe, wo man sein Licht so lange vermißt hatte, und beginnt aufs neue den regelmäßigen Planetenlauf um den Mittelpunkt der Einheit, von welchem alle Gerichtsbarkeit, alles Licht und alle Kraft ausströmt.“ Die Einführung der neuen Bischöfe wurde mit großer Pracht vollzogen, und Dr. Newman, der selbst erst kürzlich auf dem Wege des Ritualismus nach Rom übergetreten war, hielt in dem katholischen Dome zu Westminster eine frohlockende Predigt, in welcher er erklärte, „daß das englische Volk, nach so langer schmerzlicher Trennung von der Mutterkirche zu Rom, im Begriffe sei, aus eigenem freien Willen in den Schoß derselben zurückzukehren.“

Nach dem, was wir oben über die fast überspannte erbliche Abneigung des englischen Volkes gegen das Papsttum gesagt haben, kann man sich einen schwachen Begriff machen von dem Sturm öffentlicher Entrüstung, den diese freche Anmaßung im Lande hervorrief. Seit dreihundert Jahren hatte man sich gewöhnt, die römische Oberhoheit als das größte Unglück anzusehen, welches England treffen könne. Bei weitem die Mehrzahl des Volkes lebte immer noch des unerschütterlichen Glaubens, daß der Papst der leibhaftige Antichrist, das siebenköpfige Tier der Offenbarung sei, und daß die römische Kirche das Weib in scharlachrotem Gewande vorstelle. Bis vor ganz kurzem hatte die Regierung es nicht einmal wagen dürfen, mit dem Papst als dem Haupte der Kirchenstaaten in diplomatische Beziehungen zu treten, und auch jetzt noch galt diese „Berührung mit dem Antichrist“ allgemein für eine schwere Nationalsünde. Dieser Papst nun hatte es sich angemaßt, das Land in römische Bistümer einzuteilen und eine geistliche Gerichtsbarkeit über dasselbe zu beanspruchen. Die allgemeine Erbitterung hätte sich beinahe in Thätlichkeiten gegen die Anhänger des verhaßten Glaubens Luft gemacht. Geistliche und Laien, die Staatskirche und die Dissenters, überboten einander in heftigen Aeußerungen der Entrüstung; und am 5. November, dem sogenannten „Guy Fawkes Tag“, wurden allerorten den Papst und den Kardinal Wiseman darstellende Wachsfiguren unter den lauten Verwünschungen großer Menschenmengen den Flammen übergeben. Im Parlament ging mit ungeheurer Stimmenmehrheit ein Beschluß durch, welcher den katholischen Bischöfen verbot, sich nach irgend einem Orte in Großbritannien zu nennen, und die Einführung päpstlicher Bullen und Verordnungen nach England zu einem mit Zuchthaus strafbaren Verbrechen machte.

Dieses Gesetz stellte zwar die evangelische Gesinnung des englischen Volkes außer allen Zweifel, aber sonst war es von Anfang an nur ein toter Buchstabe. Durch den

Sturm, den sie heraufbeschworen, wurden allerdings die Ultramontanen aus ihrem trunkenen Hoffnungstaumel gründlich ernüchtert und veranlaßt, die voreilig herausgesteckten Hörner wieder einzuziehen. Aber nichtsdestoweniger behielten ihre Bischöfe die Titel bei, welche der Papst ihnen gegeben, und wurden auch von der Regierung nicht weiter belästigt.

Seit jenem verunglückten Versuche, das „Bollwerk des Protestantismus“ im Sturm zu erobern, haben die Jesuiten und Jesuitengenossen ihre Arbeit mit größerer Vorsicht fortgesetzt und suchen so wenig wie möglich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber daß sie ihre Hoffnungen auf eine endliche Wiedereroberung Englands nicht aufgegeben haben, zeigte sich erst neulich wieder, als am Gedenktage Eduard des Bekenners die ganze Gemeinde einer großen katholischen Kirche im Westende mit ihrem Priester an der Spitze nach der Westminsterabtei wallfahrtete, um dort am Grabe des „Mönchkönigs“ für „die Rückkehr des ketzerischen Englands in die sehnlich ausgebreiteten Arme der mütterlichen Kirche“ zu beten, bei welcher Gelegenheit freilich einige eifrige Protestanten es nicht unterließen, mit lauter Stimme sich feierlich gegen diese „Entweihung des Nationalheiligtums“ zu verwahren.

Auf die Frage, welchen Erfolg diese Bekehrungsversuche bisher gehabt haben, läßt sich angesichts der widersprechenden und teilweise offenbar übertriebenen Ansichten, welche man allenthalben aussprechen hört, nur mit der äußersten Schwierigkeit eine zuverlässige Antwort finden. Daß im allgemeinen bei den Engländern noch ein schroffer Protestantismus im buchstäblichen Sinne des Wortes, ein Geist der stärksten und nachdrücklichsten Abneigung gegen Rom maßgebend ist, muß für jeden, der einen Blick in die kirchlichen Verhältnisse des Landes gethan hat, außer allem Zweifel stehen. Höchst bezeichnend für diese Stimmung ist es überhaupt schon, daß der Engländer mit Vorliebe das Wort „protestantisch“ braucht, wo wir „evangelisch“ sagen würden. Aus dem genannten Grunde herrscht auch auf diesem Gebiete ein unverkennbarer Hang zur Schwarzseherei und zur ängstlichen Uebertreibung. Jede Neuerung, welche auch nur im entferntesten an den verhaßten römischen Kirchengebrauch erinnert, wird mit allgemeinem Wehegeschrei begrüßt. Bedeutet doch für den gewöhnlichen Engländer schon der gottesdienstliche Gebrauch von Wachskerzen und Altarbildern ein höchst beklagenswertes Hinneigen zu Rom. Sieht er beim staatskirchlichen Gottesdienste Chorknaben in weißen Chorhemden, so ist ihm dies ein sicheres Zeichen, daß sein Volk sich auf dem kürzesten Wege nach Canossa befinde. Erblickt er aber auf dem Altare ein Kreuz oder gar ein Kruzifix, so liegt darin schon die Verwirklichung seiner schwärzesten Ahnungen. Zur richtigen Würdigung dessen, was von Zeit zu Zeit evangelischerseits über den Fortschritt des päpstlichen Einflusses in England geschrieben wird, muß man sich diese eigentümlich englische Anschauungsweise möglichst zu vergegenwärtigen suchen. Dieselbe tritt am deutlichsten hervor in ihren übertriebenen Karikaturen. Als jüngst während des Morgengottesdienstes in der Londoner St. Paulskathedrale ein beim Anblick des verhaßten Kirchenschmuckes seiner selbst nicht mehr mächtiger Protestant auf den Altar sprang, das große goldene Kreuz herunterriß und unter die Füße trat, da erregte dieser Vorfall nicht nur keine öffentliche Entrüstung, sondern der Richter bezahlte sogar die Geldstrafe, welche er ihm wegen kirchlicher Störung aufzuerlegen genötigt war, aus seiner eigenen Tasche, weil, wie er sagte, die Herausforderung zu der That für den Angeklagten eine zu große gewesen sei. Ferner glauben in diesem Lande viele sonst ganz vernünftige Leute steif und fest, daß innerhalb der bischöflichen Staatskirche, welche überhaupt nur 25 000 Geistliche besitzt, eine Verbindung von 20 000 Bischöfen und Presbytern sich zu dem Zwecke zusammengethan habe, die ihnen anbefohlenen Gemeinden ganz allmählich durch heimliche jesuitische Umtriebe nach Rom überzuführen; und dieselben Leute leben auch der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der ganze Gang der englischen Politik dem nämlichen Ziele zueilt. Gladstone selbst ist ein verkappter Jesuit, der die ganze liberale Partei nur an der Nase herumführt und zu seinen eigenen

Zwecken gebraucht. War doch sein Vorschlag, den Irländern „Home Rule" zu geben, nur darauf berechnet, den Katholiken auf der grünen Erin das Uebergewicht zu verleihen, um dann auf sie gestützt auch den Ruin der reformierten Kirche in England herbeizuführen. Von jeder wirklichen oder angeblichen Begünstigung der Katholiken seitens der Regierung wird deshalb in allen kirchlichen Blättern das größte Aufheben gemacht. Wenn ein katholischer Abgeordneter von einer protestantischen Wählerschaft in das Parlament gewählt wird, wenn die Regierung einen katholischen Edelmann als Vizekönig nach Indien entsendet, einem „Papisten" auf dem richterlichen Wollsacke einen Platz einräumt, katholische Lehranstalten für die (von den evangelischen Universitäten ausgeschlossene) irische Jugend einrichtet oder römische Kapläne für die Mitglieder dieser Kirche im Heere, auf der Flotte, in den Gefängnissen und in den Armenhäusern anstellt und besoldet, so wird gleich ein Geschrei gemacht, als habe für den Protestantismus des Volkes die letzte Stunde geschlagen. „Die Jesuiten", so heißt es in einem Artikel, welcher kürzlich in dem stramm-protestantischen „Record" erschien, „sind allmächtig in der Kirche von Rom. Sogar der Papst muß ihnen gehorchen. Mit unhörbarem Tritte gehen sie hin und her in unserem Lande: sie dringen in unsere Häuser; verführen unsere Frauen und Kinder; lehren in unseren Schulen; schreiben Artikel in unsere Zeitungen; erregen Zwiespalt in unseren Kirchen; halten evangelische Predigten auf unseren Kanzeln. Auf hundert Wegen arbeiten sie an der Beugung Englands — und durch England der ganzen Welt — unter das Joch des Papsttums. Die schlimmste Seite dieser päpstlichen Fortschritte ist die stets zunehmende politische Macht der römischen Kurie in unserem Lande. Erhält sie doch nach und nach eine Uebermacht im Parlament, im Ministerium, im Staatsrate, in der Kolonialverwaltung und in den wichtigsten Staatsämtern aller Teile des Reiches. Und wenn sie erst den englischen Thron an sich gerissen hat — denn die alten gesetzlichen Hindernisse hat sie ja fast alle schon aus dem Wege geräumt — wie viele ihrer bis jetzt noch verkappten Anhänger werden dann die Maske fortwerfen und sich offen zur herrschenden Kirche bekennen. Ein Katholik auf dem englischen Thron bedeutet Regierung des Landes durch den Vatikan und Unterjochung der ganzen Welt unter päpstliche Botmäßigkeit." Wenn man bedenkt, daß der gewöhnliche Engländer innerhalb seines Bekanntenkreises nur mit der größten Mühe auch nur einen Menschen zu entdecken vermag, der überhaupt je einen Jesuiten gesehen hat; daß es ferner im Parlament nie mehr als fünf nicht-irische katholische Abgeordnete gegeben hat, und daß nur hier und da unter den höheren Staatsbeamten ein Katholik zu finden ist, so wird man wissen, welchen Wert man den Aeußerungen solcher Blätter über die römische Bewegung in England beizumessen hat.

Ein zuverlässigeres Resultat, als es solche allgemeine Redensarten zu liefern vermögen, dürfen wir jedenfalls von statistischen Angaben erwarten, soweit solche überhaupt in einem Lande, wo bisher bei den zehnjährigen Volkszählungen noch keine auf die Konfession bezüglichen Fragen gestellt wurden, sich ermitteln lassen. Was man überhaupt darüber weiß, ist zum größten Teile den auf die verhältnismäßige Anzahl katholischer Trauungen gegründeten Berechnungen entnommen. Unter Elisabeth sollen die Katholiken noch ein Drittel der Landesbevölkerung ausgemacht haben. Gegen das Ende des folgenden Jahrhunderts aber schienen, wie man sich damals in England ausdrückte, die Amalekiter beinahe ausgerottet zu sein — denn im Jahr 1699 zählten sie nur 27 696 Seelen — kaum $^1/_2$ Prozent der Bevölkerung von England und Wales. Im Jahre 1767 hatten sie sich schon wieder etwas erholt und waren auf 68 000 oder etwa 1 Prozent der Gesamtbevölkerung Englands (mit Ausschluß von Schottland und Irland) angewachsen. Aber 13 Jahre später machten ihre 69 400 Seelen nicht mehr ganz ein Prozent der Einwohner aus. Ihre Anzahl und ihr Verhältnis zur Gesamtbevölkerung von England und Wales im gegenwärtigen Jahrhundert läßt sich aus den folgenden Ziffern ersehen:

Im Jahre	1824	: 360 000	Katholiken	= 2,50	Prozent
„ „	1845	: 284 000		= 1,70	„
„ „	1851	: 758 000	„	= 4,94	„
„ „	1861	: 927 500	„	= 4,61	„
„ „	1866	: 982 000	„	= 4,62	„
„ „	1877	: 998 000	„	= 4,50	„
„ „	1884	: 1800 000 (?)	„	= 7,80	„

Diese letztere Ziffer rührt aus katholischer Quelle her, und da sie auf keinen festen Angaben beruht, so müssen wir mindestens eine halbe Million, welche die rosenfarbene Brille der Priester zu viel gesehen hat, davon streichen.

Durch den Uebertritt einer großen Anzahl reicher Grundbesitzer zur katholischen Kirche haben ihre Geldmittel und folglich auch die Anzahl ihrer Kirchen und ihrer Geistlichkeit in den letzten fünfzig Jahren schneller zugenommen, als die Anzahl ihrer Anhänger. Die folgenden Ziffern sind für den Entwickelungsgang des Katholizismus in England bezeichnend:

1780 hatten die Katholiken 200 Kapellen,

1824:	346 Kapellen,			
1841:	400	„	17 Klöster,	557 Priester
1853:	616	„	88 „	875 „
1871:	810	„		1620 „
1877:	1095	„		1892 „
1884:	1259	„	29 Seminare,	2198 „

Hierbei muß aber doch erinnert werden, daß von diesen „Kapellen“ oder Kirchen (Kapelle wird in England jedes nicht der Staatskirche gehörige Gotteshaus genannt) viele nur Privatbethäuser vornehmer Familien sind. Dasselbe gilt besonders auch von Schottland, wo die Mehrzahl der Bevölkerung noch ausgesprochenere Protestanten sind, als die Engländer, wo es aber doch jetzt 200 000 Katholiken geben soll (etwa 5 Prozent der Einwohner) mit 300 Kirchen und 305 Priestern.

Während des letzten Halbjahrhunderts sollen in England allein „zwischen 50 000 und 100 000 Personen teilweise dem höchsten Adel angehörig“ zur römischen Kirche übergetreten sein; und die „Evangelische Allianz“, welche sich die Entlarvung und Bekämpfung jesuitischer Umtriebe zur besonderen Aufgabe macht, veröffentlicht eine Liste, in welcher mindestens 30 000 dieser Proselyten dem Namen nach aufgeführt werden. Wenn man diese Thatsache bedenkt; wenn man ferner sich die oben angegebenen Zahlen vor Augen hält; wenn man ferner in Betracht zieht, daß Rom in England jetzt einen Erzbischof (den Kardinal Manning) zu Westminster, und Bischöfe zu London, Birmingham, Clifton, Newcastle, Leeds, Liverpool, Middlesborough, Newport, Northampton, Nottingham, Plymouth, Portsmouth, Salford, Shrewsbury und Southwark besitzt, und daß es auch in Schottland, seit der Herstellung der römischen Episkopalverfassung in jenem Lande im Jahre 1878, einen Erzbischof und Bischöfe von Edinburgh, Glasgow, Aberdeen, Argyll, Dunkelt und Galloway gibt — so will es allerdings auf den ersten Blick scheinen, als ob die römischen Absichten auf das „Bollwerk des Protestantismus“ eines Tages in Erfüllung gehen könnten.

Aber auch nur auf den ersten Blick. Wenn man sich die Anhänger Roms in England ein wenig näher ansieht, so wird es einem bald klar, daß ihre Zunahme nichts weniger, als einen Sieg des Papsttums bedeutet. Im eigentlichen Großbritannien (England, Schottland und Wales) scheint dasselbe allerdings während der letzten dreißig Jahre wahrhaft besorgniserregende Fortschritte gemacht zu haben. Aber die Sache erhält einen ganz anderen Anstrich, sobald wir Irland in den Kreis unserer Berechnungen ziehen.

Nach einem amtlichen Berichte, welcher im Jahre 1835 dem britischen Parlamente vorgelegt wurde, hatte nämlich Irland in jenem Augenblicke eine Bevölkerung von

7 943 940 Seelen, von denen nur anderthalb Millionen den verschiedenen Abteilungen der evangelischen Glaubensgemeinschaft angehörten, während fast $6^1/_2$ Millionen auf die römische Kirche kamen. Hätten nun die Einwohner der „smaragdnen Insel" während der fünfzig Jahre von 1831 bis 1881 in demselben Verhältnisse zugenommen, wie diejenigen Großbritanniens, so müßte es dort jetzt 12 Millionen Menschen, darunter 10 Millionen Katholiken geben. Aber durch fortwährende politische Wühlereien und die dadurch herbeigeführte äußerste Unsicherheit des Lebens und Eigentums haben sich während dieses Zeitraumes die traurigen Zustände, welche von Alters her auf der Insel herrschen, auf das bedenklichste zugespitzt; die wirtschaftlichen Strömungen des Jahrhunderts haben wohl auch das Ihrige gethan, und so kommt es, daß die Bevölkerung Irlands in fünf Jahrzehnten nicht zu- sondern um 3 Millionen abgenommen hat — ein Rückgang, den man fast ausschließlich auf die Rechnung der in äußerste Armut versunkenen katholischen Kelten schreiben muß. Bei der letzten Volkszählung ergab sich für die schwer heimgesuchte Insel eine Einwohnerzahl von kaum 5 Millionen, und von diesen gehörten nur 3 951 818 der katholischen Konfession an. Während also unter den 24 Millionen, die der Königin Viktoria bei ihrer Thronbesteigung huldigten, sich noch fast sieben Millionen Katholiken befanden, dieselben also über 29 Prozent der Gesamtbevölkerung Großbritanniens und Irlands ausmachten, kommen jetzt zur Zeit ihres fünfzigjährigen Regierungsjubiläums auf 37 Millionen ihrer europäischen Unterthanen selbst nach jesuitischen Angaben knapp 6 Millionen Katholiken, d. h. dieselben bilden jetzt nur noch etwas über 16 Prozent der Gesamtbevölkerung. Wer da wissen will, was aus den fehlenden 6 Millionen irischer Katholiken geworden ist, wird in den Vereinigten Staaten, sowie in Kanada und Australien reichliche Materialien zur Beantwortung seiner Frage finden. Daneben wird er aber auch mindestens anderthalb Million in England und Schottland zu suchen haben. Sind doch schon in Liverpool allein die keltischen Iren so zahlreich, daß dort bei den letzten Parlamentswahlen ein Parnellit über die englischen Kandidaten mit ungeheurer Stimmenmehrheit den Sieg davontrug, während in über 25 anderen größeren Städten die irischen Wähler zwischen Konservativen und Liberalen den Ausschlag geben.

Diese einfachen Zahlenverhältnisse machen es uns also klar, woher auf einmal die 2 Millionen Katholiken in England und Schottland stammen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß dieselben zum größten Teile irische Einwanderer sind, wie denn auch die Katholiken Englands immer gerade dann am stärksten zugenommen haben, wenn Irland von Mißernten oder Hungersnot heimgesucht wurde. Die eigentlich englischen Katholiken belaufen sich also höchstens auf eine halbe Million. Diese Ziffer ist wahrscheinlich viel zu hoch gegriffen. Aber selbst im allergünstigsten Falle bedeutet sie eben keinen überraschenden Erfolg für die römischen Bekehrungsversuche in England. Die Jesuiten mögen wohl hier einen schwärmerischen jungen Mann und da ein sentimentales Fräulein in ihre Schlingen ziehen. Der lebenssatte Weltmann und der an sich selbst verzweifelnde Skeptiker mögen am Busen der alleinseligmachenden Kirche die so lange vergeblich gesuchte Ruhe zu finden meinen. Aber auf das große Ganze des Volkes hat die römische Propaganda bisher noch keinen merkbaren Eindruck hervorgebracht. Von Zeit zu Zeit erregt die „Bekehrung" einer hochstehenden Persönlichkeit oder einer Dame von altem Adel allgemeines Aufsehen, und das „schwarze Gespenst" macht die Runde durch alle kirchlichen Blätter. Unterdes bleibt aber nichtsdestoweniger die große Masse der Nation von römischen Einflüssen gänzlich unberührt. Ja, man darf sogar behaupten, daß in England die römische Kirche eher Boden verliert als gewinnt.

Die Engländer, welche glauben, daß ihr Vaterland sich auf der abschüssigen Bahn nach Rom befinde, weisen immer wieder von neuem auf die angebliche Thatsache hin, daß Hunderttausende von Kindern protestantischer Eltern in verschiedenen Teilen des Landes durch den Besuch katholischer Volksschulen von dem Glauben ihrer Väter ab-

trünnig gemacht werden. In Wirklichkeit verhält sich aber die Sache gerade umgekehrt. Die katholischen Volksschulen reichen nämlich keineswegs aus für die dieser Konfession angehörigen Kinder, und Tausende von katholischen Knaben und Mädchen, welche protestantische oder konfessionslose Schulen besuchen, gehen durch eine aufklärende Erziehung der römischen Kirche verloren — allerdings ohne deshalb gerade immer für den Protestantismus gewonnen zu werden. Zwar läßt es sich nicht bestreiten, daß in den unter jesuitischer Leitung stehenden Volksschulen viele protestantische Kinder zu finden sind, und daß in zahlreichen Fällen die dort empfangenen Eindrücke für das ganze Leben entscheidend wirken. Daß aber im ganzen der Einfluß der evangelischen Kirche hier weit mächtiger ist, als derjenige ihrer Gegnerin, ist eine Thatsache, welche von den erfahrensten römisch-katholischen Arbeitern auf diesem Gebiete offen zugestanden und auf das tiefste beklagt wird. So stieß „Pater" Davies kürzlich in der „Catholic Times", einem Hauptorgan der päpstlichen Propaganda in Großbritannien, den folgenden Notschrei aus: „Man hört heutzutage in den verschiedensten Kreisen Befürchtungen oder Hoffnungen äußern über die Bekehrung Englands. Daran zu denken haben wir aber leider nur wenig Zeit. Wie können wir an die Bekehrung Englands glauben, so lange nur verhältnismäßig wenige sich der Kirche anschließen, während unaufhörlich ein dunkler Strom aus ihr hinausflutet — während in den riesigen Industriestädten eine unzählige Schar unserer geliebten Kinder aus der katholischen Gemeinschaft hinaustritt, wie Blut, welches sich aus der verwundeten Seite der Kirche ergießt." In ähnlichem Sinne äußerte sich jüngst bei Gelegenheit einer Gedenkfeier der englischen Märtyrer (d. h. der unter der Königin Elisabeth auf dem Scheiterhaufen verbrannten Mitglieder der römischen Kirche) der katholische Bischof von Newport in einem Hirtenbriefe an die ihm unterstellte Geistlichkeit: „Die Leuchte der katholischen Kirche in England ist nie ganz erloschen und brennt immer noch. Wenn aber noch viel zu thun übrig bleibt; wenn unsere verhältnismäßig geringen Erfolge mehr als aufgewogen werden durch den täglichen und stündlichen Verlust so vieler unserer armen Knaben und Mädchen; wenn die dichtgeschlossenen Millionen Englands noch so wenig berührt bleiben von dem Geiste des Glaubens, als zu irgend einer früheren Epoche in der Geschichte des Landes: müssen wir da nicht um so ernstlicher beten, daß das Blut der Märtyrer endlich anfangen möge, seine Wunder zu wirken?" —

Man sieht also, daß die römischen Bekehrungsversuche unter den Nachkommen der Armadabesieger sich durchaus nicht des ungeheuren Erfolges zu rühmen haben, welcher ihnen so oft zugeschrieben wird. Aber wie steht es mit der sogenannten romfreundlichen Bewegung innerhalb der bischöflichen Staatskirche? Sind nicht ein großer Teil der anglikanischen Geistlichkeit wirklich verkappte Katholiken? Verkündigen nicht die Nachfolger Puseys — die Puseyiten oder Ritualisten — dieselben Irrlehren, welche von den Reformatoren so schonungslos verdammt wurden? Sind nicht manche dem Namen nach evangelische Kirchen mit Beichtstühlen versehen, und ist nicht dort die Luft schwer von dem Dufte des Weihrauchs und der zahlreichen Wachskerzen, während die Gemeinde stumm dem wundervollen Gesange eines besoldeten Chores lauscht und die Geistlichen in bunten Meßgewändern katholischen Priestern gleichen? Kurz, ist nicht die Staatskirche Englands von oben bis unten so vollkommen mit jesuitischen Elementen gesättigt, daß sie dem Papste in nicht gar langer Zeit wie ein reifer Apfel in den Schoß fallen wird? Wer auf diese letztere Frage eine bejahende Antwort gibt, beweist damit, daß er weder von der Bedeutung noch von der Wichtigkeit der ritualistischen Bewegung eine richtige Anschauung hat.

Ein dem heutigen Ritualismus verwandtes Streben beherrschte die anglikanische Kirche unter Laud zur Zeit des unglücklichen Karl I. Der Ritualismus des 17. Jahrhunderts wollte dem Gottesdienste seine frühere Pracht und der Geistlichkeit ihre frühere Stellung wiedergeben; aber von einer Oberhoheit des Bischofs von Rom wollten weder Laud noch seine Gesinnungsgenossen etwas wissen. Und so findet sich auch bei dem

modernen Ritualismus — einem galvanischen Wiederaufleben mittelalterlicher Romantik auf kirchlichem Gebiete — keine Spur von einem Verlangen nach einer Annäherung an Rom. Wer viel mit den Geisteskindern des Dr. Pusey verkehrt hat, wird wissen, daß dieselben sich fortwährend auf das Nachdrücklichste gegen die Ansprüche des römischen Stuhles verwahren. Die anglikanische Kirche, so heißt es, ist dem Bischof zu Rom weder zu Dank noch zu Gehorsam verpflichtet. Sie hat bestanden schon lange ehe es einen Papst gab, und ihre Bischofs- und Priesterweihe hat sie überhaupt nicht von der abendländischen Kirche, sondern aus dem Morgenlande erhalten. Da also Gregor der Große durch seinen Abgesandten Augustin die Kirche von England nicht erst begründet hat, so heißt es ferner, hatte Heinrich VIII. auch das Recht, im Namen dieser Kirche der angemaßten Vormundschaft des römischen Bischofs ein für allemal abzusagen — aber die englischen Reformatoren hatten nicht das Recht, viele Lehren und Gebräuche zu verwerfen, welche sich schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nachweisen lassen. Diese Lehren und Gebräuche, welche das Mönchswesen, die Anbetung der Jungfrau Maria, die Ohrenbeichte und andere verhältnismäßig früh in der christlichen Kirche aufgekommene Verirrungen einschließen, wollen die Ritualisten wieder einführen, ohne jedoch die absolute Unabhängigkeit der Kirche von England auch nur einen Augenblick in Frage zu stellen. Man könnte diese äußerste Rechte der hochkirchlichen Partei beinahe mit unseren Altkatholiken vergleichen, doch neigen sie mehr zur griechischen Kirche hin, als zur römischen, und es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß aus ihren Reihen häufig Uebertritte zu dieser Gemeinschaft stattfinden. Der Ritualismus bedeutet also zwar eine Rückkehr zu alter Irrlehre und altem Mißbrauch, aber durchaus keine Rückkehr zu päpstlicher Botmäßigkeit.

Doch könnte die Bewegung auch so dem Protestantismus des Landes gefährlich werden und den römischen Bestrebungen geradezu in die Hände arbeiten, wenn sie wirklich den Umfang hätte, der ihr gewöhnlich zugeschrieben wird. Aber in einem Lande wie England ist der Ritualismus seinem innersten Wesen nach unvolkstümlich. Er ist die kirchliche Blüte der in diesem Lande um fünfzig Jahre verspäteten neuromantischen Bewegung und richtet sich nur an eine verhältnismäßig wenig zahlreiche Klasse von Gebildeten. Beim Volke findet er kein Verständnis und nur sehr geringen Anklang. Er ist ein Luxusartikel, der seine Liebhaber unter den Reichen sucht. Nur wo die Persönlichkeit des Geistlichen eine mächtige Anziehungskraft ausübt, oder wo es besonders guten Gesang zu hören gibt, sieht man überhaupt die seltene Erscheinung einer vollen ritualistischen Kirche. Gewöhnlich aber starrt dem dieser Richtung angehörigen Geistlichen das Unvolkstümliche seiner Lehre und seiner Führung des Gottesdienstes allsonntäglich aus dem „Grauen leerer Bänke" entgegen.

Als Resultat dieser eingehenden Untersuchung fühlen wir uns also zu dem zuversichtlichen Schlusse berechtigt, daß die Frage, ob England sich auf dem Wege nach Rom befinde, mit einem entschiedenen Nein zu beantworten sei. Die stark protestantische Denkweise der Nation, das Herabsinken der katholischen Bestandteile der Bevölkerung von 29 auf 16 Prozent gerade seit dem Anfange des „Catholic Revival", die mächtige Zunahme des evangelischen Geistes innerhalb der Landeskirche trotz einer schwachen ritualistischen Gegenbewegung — alles dies zeigt die Ohnmacht der jesuitischen Bekehrungsversuche und verbürgt die Zukunft des Protestantismus in England.



Der Bruder.

Roman

von

P. Friedheim.

Erster Teil.

11.

Der Morgenwind grüßte die Wälder, als Lambert sich zu kurzer Ruhe niederlegte. Ein Brief an Johanna lag fertig auf seinem Schreibtisch. Noch einmal hatte er ihr die innige Bitte ausgesprochen, die Sorge um den Bruder mit ihr teilen zu dürfen. Sein Herz war indes bei dieser Arbeit nicht fröhlich gewesen; immer wieder drangen die Worte der Mutter: „Bist du ihrer Liebe gewiß?" kalt und schneidend zwischen seine feurigsten Hoffnungen. Johanna Werner hatte ihm nie ein Wort gesagt, das mit Gewißheit eine tiefere Neigung zu ihm voraussetzen ließ. Sie benahm sich immer gleichmäßig freundlich, ja herzlich; wie eine Schwester dem Bruder war sie ihm, den sie von Jugend an kannte, stets offen und traulich begegnet. So sehr Lambert nachsann, so oft er auch sein letztes Gespräch mit ihr Wort für Wort wiederholte, es enthielt nichts, das ihn berechtigte, auf ihre Liebe zu bauen. Und dennoch hoffte der junge Mann; es konnte, es durfte ja nicht anders sein.

Es war am zweiten Tage nach dem Gespräch mit seiner Mutter, als die ersehnte Antwort endlich einlief. Hastig öffnete er das Schreiben, fest preßte er die Hand auf das stürmisch pochende Herz. „Wenn schon der Gedanke so dunkel ist, wie finster erst wird die Wirklichkeit sein," hatte er an jenem Abend gesagt; jetzt war sie eingetroffen diese Wirklichkeit. Mit klaren, deutlichen Buchstaben stand es vor ihm: „Ich habe nur zu wiederholen, was ich nach ernstlicher Prüfung schon oft zu dir gesagt, Lambert, und innig bitte ich dich, endlich einzusehen, daß ich dein Weib niemals werden kann." — So hatte er sich dennoch thörichten Hoffnungen hingegeben! Das köstliche Kleinod, welches ihm gewinkt hatte, war ihm nicht bestimmt gewesen. Es lag klar zutage, daß Johanna ihn nicht liebte, daß sie ihn nicht lieben konnte. Die Verpflichtung gegen den Bruder war ihr als ein willkommener Ausweg erschienen, ihm mit der vollen Wahrheit die bitterste Kränkung zu ersparen. Lambert zerknitterte das Papier in seinen Händen, um es gleich darauf wieder zu glätten und aufs neue die klaren Schriftzüge zu lesen. —

„Mein armer, geliebter Sohn," war alles, was Frau Hiller sprach, als

Lambert nach stundenlanger Einsamkeit sie endlich auf ihr dringendes Bitten in sein Zimmer ließ.

„Du hast nun deinen Willen, Mutter," sagte er fast hart, ihr den Brief hinreichend. Er lachte bitter. „Du hast recht gehabt, sie liebt mich nicht; ich war es, der mich täuschte."

Sie sah schmerzlich zu ihm auf. „Es steht nichts davon hier, wenigstens nicht mit klaren Worten, aber auch ich muß annehmen, daß es so ist," sagte sie mit aufrichtiger Betrübnis.

Sie fühlte, Trostworte waren hier nicht am Platze, ihres Sohnes Herz war zu tief verwundet; so verließ sie ihn bald, um in der Stille für ihn zu beten. Den ganzen Tag überließ sie ihn sich selbst, und als er am Abend wie gewöhnlich in ihr Zimmer kam, wußte sie, daß der erste Sieg errungen sei. Lambert hatte seine gewöhnliche Ruhe wieder gewonnen. Mutter und Sohn berührten das Thema nie wieder; sie ahnte, es sei ihm am liebsten so. Nur in stiller Nacht, als sie ihn in seinem Zimmer rastlos auf und nieder schreiten hörte, stand sie leise auf. Ohne anzuklopfen trat sie plötzlich an seine Seite. „Lambert, mein einziger, geliebter Sohn, der Herr wird dir Kraft geben zum Ertragen, deine Mutter hilft dir darum bitten." Eine lange, stumme Umarmung ward zwischen ihnen gewechselt.

Und sie, um derentwillen Lambert litt, saß in derselben Nachtstunde in Ursulas Krankenzimmer. Auch sie hatte gelitten. Wie Windstille nach dem Sturm lag es in ihrem bleichen Antlitz. Ihr Opfer war gebracht; sie selbst hatte ihr Lebensglück zertrümmert. Aber seit der Entscheidung war sie ruhiger. „Es ist besser, wir sehen uns fürs erste nicht wieder," schrieb sie an Lambert, in der sicheren Gewißheit, daß er ihre Bitte erfüllen werde. Jetzt stand sie am Fenster, den Ort suchend, wo sie ihn vor wenigen Abenden zum letztenmal angeblickt. Der Wald zitterte unter dem Kuß des Nachtwindes, der Schrei eines einsamen Vogels drang an Johannas Ohr. Mit einem tiefen Seufzer schloß sie das Fenster und trat zurück an das Bett der Baronin.

„Es ist unrecht von mir, daß ich Sie so lange wach halte, Johanna," klagte diese. „Aber es ist mir so bang allein, ich kann Sie nicht lassen. Glauben Sie an Ahnungen?" fragte sie plötzlich.

„Meist täuschen wir uns darin," war Johannas ausweichende Antwort. „Ihre Nerven sind aufgeregt und angegriffen, darum ist ihr Geist umdunkelt."

Ursula stöhnte, sie warf sich unruhig hin und her auf ihrem Lager. „Ein schrecklicher Gedanke verfolgt mich allenthalben! Was soll ich thun, denselben zu bannen, Johanna?"

„Rufen Sie zu Gott, Frau Baronin, er hat verheißen, daß kein Gebet unerhört bleiben soll, wenn es ernstlich ist."

„So sagen Sie immer und doch kommt es mir so nutzlos vor. Ich wollte viel lieber, ich könnte in eigener Kraft die Ruhe erkämpfen, die ich nötig habe, selbst wenn es ein heißer Streit sein müßte. Es sagte meiner Natur mehr zu, als dieses geduldige Warten, bis es Gott gefällt, sich meiner anzunehmen."

„Aber Gott hat uns das Gebet gegeben, um in Gemeinschaft mit ihm treten zu können," warf Johanna ein. „Wenn wir dies Mittel nun niemals gebrauchen, kann es uns auch nicht befremden, daß er uns keinen Trost schenkt und daß seine Nähe uns fern zu bleiben scheint."

„Das Gebet hat mir noch niemals geholfen, selbst wenn ich allen Ernstes versuchte, meine Gedanken auf den Himmel zu richten," klagte Ursula. „Doch sagen Sie mir jetzt die volle Wahrheit, Johanna: gibt es Ihnen wirklich Trost und Kraft, oder ist das nicht vielmehr eine Einbildung Ihres Gefühls?" Sie richtete sich in die Höhe und versuchte beim Schein der Nachtlampe in des Mädchens Gesicht zu blicken.

„Gewiß, Frau Baronin, es gibt mir Kraft und Ruhe," antwortete Johanna, mit großer Ueberzeugung.

Derartige Gespräche führten die beiden oft mit einander; es war Ursula, als könne sie die Gesellschaft ihrer Pflegerin gar nicht mehr entbehren.

„Wie schade, daß Sie nur eine Näherin sind,“ sagte sie an einem Nachmittag, als Johanna ihr wie gewöhnlich etwas vorgelesen. „Sie passen durchaus nicht dazu und könnten Ihre schönen Gaben anders verwerten, als zu solcher materiellen Thätigkeit.“

Johanna senkte den Blick. „Es fand sich kein anderer Ausweg, um den Unterhalt für mich und den Bruder zu verdienen,“ erwiderte sie leise.

„Aber Sie haben doch einen Vater?“

„Ja gewiß, Frau Baronin.“

An dem Ton, worin die letzten Worte gesprochen wurden, merkte Ursula, daß sie einen wunden Punkt berühre, darum schwieg sie darüber. „Es ist aber auch zu dumm, daß Sie sich nicht frei machen können,“ hob sie nach einer Pause wieder an, „als meine Gesellschafterin könnten Sie eine gute Einnahme haben. Außerdem eignen Sie sich viel besser dazu, als sich die Finger wund zu stechen und anderen Leuten Kleider anzupassen, wodurch Sie sich, meiner Meinung nach, nur erniedrigen.“

„Keine Arbeit, und wäre sie noch so gering, erniedrigt den Menschen,“ erwiderte das Mädchen mit zuckenden Lippen.

„Nun, nun, werden Sie nur nicht gleich böse,“ begütigte Ursula, „erniedrigen ist vielleicht nicht das rechte Wort. Ich dachte nur, jeder Mensch sollte in der Welt den Beruf ausüben, der seinen Fähigkeiten und seinem Geschmack entspricht.“ Sie war aufgestanden und trat an das Fenster. „Den Beruf, der seinen Fähigkeiten und seinem Geschmack entspricht,“ wiederholte sie ihre eigenen Worte. Unwillkürlich kräuselten sich ihre Lippen, ein kalter, hochmütiger Zug trat in ihr Gesicht. Unten zwischen den Blumenbeeten bewegte sich die Gestalt des Barons an der Seite eines Fremden. Ursula kannte denselben. Es war der junge Arzt, der sie jetzt täglich besuchte. Seine auffallend hohe, stattliche Erscheinung drückte die kleine, unscheinbare Gestalt ihres Gemahls nur noch mehr hinab, der mit seinem freundlichsten Lächeln langsam von Blume zu Blume schritt, wahrscheinlich um seinen Gast auf die Schönheit derselben aufmerksam zu machen. Nicht lange und die beiden Herren traten zusammen in Ursulas Gemach, aus welchem sich Johanna zurückgezogen.

„Mein liebes Kind, ich bat Doktor Sprenger, doch auch im Laufe des Tages einmal zu kommen, damit er dich besser beobachten könne,“ sagte der Baron, die Hand seiner Gemahlin in die seinige nehmend.

Sie verneigte sich. „Du bist zu ängstlich, Adolf, bin ich doch so gut wie hergestellt. Was meinen Sie, Herr Doktor?“

„Frau Baronin machen bedeutende Fortschritte,“ bestätigte dieser.

Er gab einige leichte Verordnungen; seine Blicke schweiften dabei suchend durch das Zimmer. „Ihre Pflegerin hat Sie doch nicht verlassen?“ fragte er.

„Glücklicherweise noch nicht, obgleich es schwer wird, sie zu halten,“ war Ursulas Antwort. „Ich denke, sehr lange werde ich mich ihrer Gesellschaft wohl nicht mehr zu erfreuen haben.“

„Vielleicht kann sie später wieder zu dir kommen, mein liebes Kind,“ tröstete der Baron. „Ich werde selbst hinausfahren, mit ihrem Vater darüber zu sprechen. Hast du ein wenig Musik gemacht?“ fragte er mit erfreuten Blicken auf das geöffnete Klavier deutend.

Doktor Sprengers Augen folgten denen Ursulas. „Sie sind wohl eine große Musikkennerin, Frau Baronin?“ meinte er, den kostbaren Flügel anschauend.

Sie errötete ein wenig, antwortete aber nicht sogleich.

„Dann haben Sie durch Ihre Krankheit einen Kunstgenuß versäumt, gnädige Frau,“ fuhr Doktor Sprenger fort. „Der blinde Orgelspieler Licht, der so viel von sich reden macht, hat vor einigen Tagen in der Kirche wirklich Großes geleistet.“

„Ich las darüber in der Zeitung, Herr Doktor,“ sagte der Baron. „Mir

ist geradezu wunderbar, daß ein blinder Mann so ohne Mühe die schweren Noten finden kann."

Um die Lippen Ursulas spielte ein fast verächtliches Lächeln.

„Sie haben recht, der Blinde hat eine ausgezeichnete Technik, Herr Baron," entgegnete der Doktor höflich, „aber das, was am meisten an ihm entzückt, ist der hohe Geist, der aus seinem Spiel spricht. Er versteht es, die Herzen seiner Zuhörer zu erfassen und die innersten Empfindungen wachzurufen." Des Doktors Augen blitzten vor Begeisterung.

„Es muß herrlich sein, ein solches Talent zu besitzen," warf Ursula dazwischen.

„Besonders wenn Gott, wie bei dem armen Licht, so viel genommen," sprach der Doktor. „Der Gedanke, daß ihm für seine Blindheit ein solcher Ersatz geboten ist, kann mit seinem traurigen Geschick fast versöhnen."

Ursula sah erstaunt zu dem jungen Mann auf. „Nicht immer ist Gott so gnädig, dem Menschen für das, was er nimmt, einen Ersatz anzubieten," sprach sie mit unverkennbarer Bitterkeit.

Den Baron schien dieses Gespräch wenig zu interessieren. „Spielen Sie auch Klavier, Herr Doktor?" fragte er, als eine kleine Pause eintrat.

„Ja wohl, Herr Baron, ich treibe mit Vorliebe Musik."

„O, dann müssen Sie meiner Frau etwas vorspielen, sobald sie es ertragen kann," rief er erfreut. „Nicht wahr, Ursula, liebes Kind, das wird dich erheitern, und vielleicht bekommst du dann selbst auch wieder mehr Lust dazu."

Der gute Baron sah ganz entzückt aus und bat den Doktor, der sich nicht lange danach verabschiedete, wiederholt, doch ganz bald ein kleines Konzert zu veranstalten.

Als Ursula allein war, trat sie nachdenklich an den Flügel und griff einige Akkorde. „Wie ein blinder Mann so ohne Mühe die schweren Noten finden kann," murmelte sie vor sich hin und lachte hell auf. „Eine geistvolle Auffassung, die mein Herr Gemahl von der Musik hat, ziemlich verschieden von der des Doktors." Jäh sprang sie empor, wie von einem plötzlichen Gedanken überfallen, und schloß klirrend den Flügel. Dann warf sie sich auf das Sofa und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

12.

„Ich möchte bitten, mich in den nächsten Tagen nach Hause gehen zu lassen, Frau Baronin," sagte Johanna am folgenden Morgen, als sie in Ursulas Zimmer trat.

Diese sah blaß und übernacht aus. „Warum gerade jetzt?" fragte sie matt.

„Es läßt mir keine Ruhe mehr, Frau Baronin, und Sie sind sozusagen hergestellt," antwortete das Mädchen fest.

„Aber haben Sie nicht alles gut versorgt, sagten Sie nicht, daß die alte Frau, welche Sie ins Haus genommen, ausgezeichnet sei."

„Das ist sie allerdings, aber es gibt andere Dinge, als die Wirtschaft, welche mich drängen, selbst zuzusehen."

Ursula seufzte. „Wenn es Ihnen so leicht wird, von hier fortzugehen, so mögen Sie meinetwegen thun, was Ihnen beliebt," sagte sie in beleidigtem Ton.

Johanna traten die Thränen in die Augen. „So dürfen Sie nicht sprechen, liebe Frau Baronin," bat sie, Ursulas Hände ergreifend. „Sie wissen selbst, daß es mir nicht leicht wird, Sie zu verlassen. Aber die Pflicht ruft mich und sie ist mir heilig."

„Die Pflicht, überall die Pflicht," sagte Ursula mehr zu sich selbst. „Gibt die Erfüllung derselben Ihnen immer Ruhe, wie schwer sie Ihnen auch werden mag?"

„Ruhe immer, Frau Baronin, wenn auch nicht gleich Freudigkeit. Ist nicht die Bahn, welche die erkannte Pflicht uns vorzeichnet, der Weg, den Gott uns führen will?"

„Es kommt nur darauf an, daß wir diese Pflicht richtig erkennen," sagte Ursula. „Könnte es nicht auch Ihre Pflicht sein, bei mir zu bleiben, da Sie mir so unentbehrlich geworden sind?"

„Mein Platz ist vor allem daheim, bei Vater und Bruder," entgegnete Johanna.

„Aber Ihr Vater hat Sie doch selbst freigegeben und noch nicht zurückgerufen," warf Ursula ein.

„Das wird er voraussichtlich nie thun; aber ich selbst fühle, daß ich gehen muß."

Johanna hätte hinzusetzen können, daß ihrem Vater das Geld, welches sie verdiente, weit wichtiger sei, als ihre Gesellschaft; jedoch sie schwieg darüber, und am Morgen eines der folgenden Tage führte der Wagen des Barons sie der Heimat entgegen.

Das Herz war ihr sehr schwer; je mehr sie sich der väterlichen Wohnung näherte, um so unruhiger wurde sie. Als der Wagen endlich vor dem wohlbekannten Gärtchen stille stand, zitterte sie so heftig, daß sie kaum auszusteigen vermochte. Die Thür war unverschlossen, im Hause selbst herrschte Totenstille. Sie hatte ihre Ankunft nicht gemeldet und wurde nicht erwartet, so stieg sie leise und ungesehen die Treppe hinauf, im eigenen Stübchen zuerst Ruhe suchend, ehe sie dem Vater gegenüber treten mußte. Das kleine Dachzimmer war ihr unbestrittenes Eigentum. Dort hatte sie schon manchen heißen Kampf gekämpft und oft im Gebete neue Kraft empfangen. Sie freute sich auf die gewohnte, friedliche Umgebung und im Gedanken daran kam ein heimatliches Gefühl über sie, in etwas die Bangigkeit verdrängend, die sich ihrer bemächtigt hatte. Jedoch an der geöffneten Thür blieb sie wie angewurzelt stehen. Ihr Heiligtum war spurlos verschwunden.

Das weiße Bett in der Ecke, der Arbeitstisch mit dem Bild der Mutter darauf, ihre Kommode, ihr Schrank, ihre Blumen und Bücher, das alles hatte anderen Dingen Platz gemacht. Nur der alte, lederne Lehnsessel war geblieben. Er stand vor einem Tisch voller Flaschen, Mikroskope und Werkzeuge aller Art. Mehrere größere und kleinere Apparate zum Photographieren befanden sich im Zimmer, dessen unzählige Glasscheiben teilweise mit Gardinen verdunkelt waren, um das geeignete Licht herzustellen. An den Wänden hingen Zeichnungen und optische Instrumente, eine Destilliermaschine und mehrere Reagenzröhren schauten aus den Ecken. Alles dieses füllte den kleinen, vollständig verwandelten Raum. Johanna übersah es in einer Sekunde, ihr Blick haftete auf dem Mittelpunkt desselben. An ein hölzernes Geländer gelehnt, die Hand auf ein großes, geöffnetes Buch gelegt, stand der Sohn des Bürgermeisters mit unbeweglichem, fast starrem Angesicht.

„So, Herr Leonhard, so ist die Stellung ausgezeichnet," rief Johannas Vater, der, ihr den Rücken zukehrend, bemüht war, das Bild des armen Wahnsinnigen aufzunehmen.

Das Mädchen stieß einen tiefen Seufzer aus; jedoch die beiden waren zu sehr vertieft, um die Anwesenheit einer dritten Person zu bemerken.

„Eins, zwei, drei — ganz still — jetzt! — — Ich danke, Herr Leonhard, es ist fertig."

Mit strahlenden Augen sprang Leonhard empor. „Fertig, Herr Werner?" rief er entzückt. „Ich werde das Bild unter mein Kopfkissen legen. Denken Sie, daß es wirklich helfen wird?" fragte er, und seine fröhliche Miene wurde nachdenklich, fast traurig. In demselben Augenblick ward er Johanna gewahr, die noch immer regungslos auf derselben Stelle stand. „Ich werde endlich zur Ruhe kommen, Johanna," flüsterte er, dicht an sie herantretend, mit vor Erregung bebender Stimme.

Sie nahm seine Hand, die er ihr bot. Ueber Herrn Werners Gesicht zog beim Anblick seiner Tochter ein etwas verlegener Ausdruck. „Bist du zurück, Kind?" sagte er, sich an dem Apparat zu schaffen machend. „Ich dachte, du würdest einstweilen in Löwenhof bleiben."

„Und deshalb hast du wohl mein Stübchen in Beschlag genommen?“ fragte sie nicht ohne Bitterkeit.

„Die anderen Zimmer eignen sich nicht zu einem Atelier, Kind, außerdem wohnt es sich für dich bequemer und angenehmer unten. Dieser neue Apparat ist ganz vorzüglich,“ fuhr er schnell fort, „du wirst Freude daran haben.“

„Die ganze Bibel und das Bild vom Erzvater und den Engeln ist mit photographiert,“ lachte Leonhard fröhlich, „und meinen Finger hab' ich auf den schönsten Engel gelegt,“ sagte er Johanna ins Ohr.

Sie nickte ihm zu.

„Wo ist Theodor, Vater?“ fragte sie, sich zu einem ruhigen Ton zwingend.

„Er wird gleich hier sein.“

„Aber wo ist er, Vater?“

Das schmale Gesicht des Mannes mit den vertrockneten Zügen bewegte sich nicht, er schaute ununterbrochen auf die Platte, welche er in der Hand hielt. Seine lange, hagere Gestalt beugte sich bald nach dieser, bald nach jener Seite, das Glas in die richtige Beleuchtung zu bringen. „Er wird kommen, Kind, hab' nur eine halbe Stunde Geduld. Hast du deinen Gehalt mitgebracht?“ forschte er leise.

„Ich schickte dir schon etwas davon durch Theodor,“ antwortete Johanna betroffen.

„Jawohl, Kind, aber der Apparat kostet viel Geld.“

„Wozu hast du ihn denn angeschafft, Vater?“ kam es unwillkürlich von des Mädchens Lippen.

Er sah erstaunt auf. „Wozu? Weil ich ihn nötig hatte, um den Versuch zu machen,“ entgegnete er ungeduldig. „Davon verstehst du nichts, Kind. Gib mir das Geld und dann geh' hinunter und störe mich nicht länger.“

Johanna war das Weinen nahe, aber sie vergoß keine Thräne. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ sie das Gemach. Unten fand sie alles in bester Ordnung, die alte Haushälterin saß strickend in der Küche; Theodor schien noch nicht heimgekehrt zu sein. Endlich hörte sie seinen Schritt im Hausflur und eilte ihm freudig entgegen. Aber sie erschrak vor dem Aussehen des geliebten Bruders. Das sonst so blühende, fröhliche Gesicht war bleich und finster. Er zeigte weder Freude noch Ueberraschung, die Schwester so unerwartet vor sich zu sehen. Ohne Gruß schritt er an ihr vorbei in das Zimmer und warf sich stöhnend auf einen Stuhl.

„Es ist alles aus, Johanna, du kommst zu spät,“ murmelte er tonlos.

Sie sah ihn erschrocken an. „Was fehlt dir, Theodor?“ fragte sie liebevoll, „ist dir ein Unglück geschehen?“

Er fuhr in die Höhe. „Der Vater hat mich in die Lehre gebracht, auf zwei Jahre bin ich gebunden,“ sagte er finster. „O Johanna,“ rief er, plötzlich in leidenschaftliches Weinen ausbrechend, „ich kann, ich kann kein Schmied werden, ich fühle mich so unglücklich dort; ich kann, ich kann nicht.“

Sie war froh, daß in diesem Schmerzensschrei sein natürliches Wesen zum Durchbruch kam, und gewann selbst dadurch die gewohnte Fassung zurück.

„Komm, erzähle mir alles, wie es zugegangen ist, Theodor,“ sagte sie freundlich, „so schrecklich, wie du denkst, ist die Sache nicht.“

Er sah sie erschrocken an. „Hast du auch andere Gedanken bekommen, Johanna? Dann bin ich ganz verloren.“

„Du bist gar nicht verloren, Theodor. Komm, fasse dich, wie es einem Knaben geziemt. Der Schmied ist ein vernünftiger Mann; vielleicht bewege ich den Vater, daß er die Sache rückgängig macht.“

„O, wenn du das könntest, wenn du das wolltest, Johanna! Aber ich habe nicht viel Hoffnung. Vater sagte heute morgen noch zu mir, es wäre besser so für uns alle, und da du in Löwenhof mehr verdientest, als mit der Näherei, so solltest auch du nicht nach Hause zurückkehren. Wir sind ihm beide lästig, Johanna, glaube mir's, er will

uns los sein," fuhr Theodor fort, und der finstere Zug von vorhin ging wieder über sein Gesicht, als er hinzufügte: „Ich hasse den Vater, ich kann ihn unmöglich lieben."

„Still, Theodor, wir müssen solche Regungen überwinden; es ist unser Vater, den wir nach Gottes Willen ehren und lieben sollen."

„Gott kann doch nicht verlangen, daß wir jemand lieben sollen, den wir nicht einmal achten können," rief der Knabe aufgeregt.

„Still, Theodor, still," ermahnte das Mädchen erschrocken. „Die Bibel lehrt, daß wir auch mit den Gebrechen unserer Eltern Geduld haben sollen."

Johanna wünschte wirklich von ganzem Herzen, dieses Gebot zu erfüllen; aber es ward ihr selbst diesmal schwerer wie je. Ihre Bitte an den Vater, die Sache bei dem Schmied rückgängig zu machen, brachte diesen in ungeheure Aufregung.

„Du bist es allein, die den Jungen verdirbt," sagte er heftig. „Ich sage dir, es ist so das Beste für ihn. Der Schmied ist ein guter Mann und im stande, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen, während du mit deinen Ideen ihn nur zum Faulenzer heranziehst. Er muß gezwungen werden, wenn er nicht gänzlich verderben soll."

„Aber denke nur, Vater, eine Arbeit thun zu sollen, die so ganz gegen seine Neigung ist," warf das Mädchen schüchtern ein.

„Was Neigung! Wer denkt an Neigung bei solch' einem Jungen. Er hat ganz die Neigung, die man ihm vorschwatzt," war die zornige Antwort. „Ich habe mein Geld anders nötig, als es auf diese Weise zu vergeuden."

„Wenn ich nun meinen ganzen Verdienst dazu hergeben, Vater, und dich nie mit der Bitte um Geld belästigen will, kannst du mir dann nicht erlauben, meine eigenen Wege mit dem Knaben zu gehen."

Er sah sie forschend an. „Und deinem alten Vater willst du dann wohl jeden Anteil an deiner Einnahme entziehen, gerade jetzt, wo ich eine Hilfe nötig habe? Ich bedarf mehrere neue Instrumente, um einige wichtige Untersuchungen anzustellen, und die Maschine kostet eine ganze Summe."

„Das ist aber doch nur eine Liebhaberei, Vater," wagte Johanna zu sagen.

„Da haben wir's," brauste er auf. Er nahm eine theatralische Miene an und lief die Hände ringend einigemal durch das Zimmer. „Ach, daß ich bei keinem meiner Kinder auch nur das geringste Verständnis finde," rief er mit klagendem Pathos. „Aber so ging mir's immer, einsam und unverstanden, das war von jeher mein Los."

Das Mädchen wandte sich ab, dunkle Röte stieg ihr in Stirn und Wangen. „Vater, Vater, hast du dich wohl jemals um deine Kinder bekümmert!" rief sie von Zorn überwältigt aus. „Hast du nicht stets nur deinen eigenen Interessen gelebt, ohne auch nur an uns zu denken. Für mich ist's nicht so schlimm, Vater," fuhr sie ruhiger fort, „ich kann mir selbst helfen, aber der arme Junge wird dabei zu Grunde gehen."

Herr Werner hielt in seinem Gang durchs Zimmer inne und schaute verwundert auf seine Tochter. Er fühlte vielleicht, daß ihre gewöhnliche Sanftmut einmal zu Ende gehen könne und daß es für ihn besser sei, sie bei guter Laune zu erhalten.

„Meinetwegen mach' mit dem Jungen, was dir beliebt," sagte er ärgerlich, „aber mir brauchst du nicht mehr mit ihm unter die Augen zu kommen. Ich habe meine Pflicht an ihm erfüllt und kann nichts mehr für ihn thun."

Er warf die Thür schallend hinter sich ins Schloß und überließ Johanna allein ihren traurigen Gedanken.

„Der Vater hat sich unseren Wünschen gefügt, Theodor," sagte sie am anderen Morgen zu ihrem Bruder, „gleich heute gehe ich, die Sache bei dem Schmied rückgängig zu machen."

13.

Theodors Freude über diese unerwartete Fügung kannte keine Grenzen. „Alles andere vergessend, lief er ohne Besinnen in seines Vaters Zimmer. „Danke dir, Vater, daß du so gütig bist," rief er fröhlich.

Dieser war gerade damit beschäftigt, einen großen schwarzen Kater, den er auf ein Kissen gesetzt hatte, zu photographieren, und blickte nicht auf.

„Danke dir, Vater, daß du so gütig bist," rief der Knabe noch einmal.

Herr Werner verschloß die Klappe seines Apparats. „Was hast du hier zu suchen?" fragte er, als habe er seines Sohnes Worte gar nicht gehört.

„Ich möchte dir danken, daß — —"

Theodor kam nicht weiter, des Vaters Blicke schüchterten ihn ein.

„Daß, daß ich nichts mehr mit dir zu thun haben will!" sagte dieser kalt. „Du trittst deines Vaters Güte und Sorgfalt mit Füßen, nun magst du sehen, wie weit du ohne dieselbe kommst."

„Aber ich will gewiß fleißig lernen, Vater, ganz gewiß; du sollst sehen, daß du es nicht zu bereuen hast."

„Was bereuen, — ich habe nichts mehr mit dir zu thun," war die Antwort. „Mag das Mädchen sehen, wie sie dich durchbringt; von mir bekommst du keinen Pfennig. Die Maschinen und Instrumente, welche ich kaufen muß, sind weit wichtiger, als einen dummen Jungen Latein lernen zu lassen. Solche Wissenschaft ist für andere Leute wie deinesgleichen."

Theodors offene Miene verdüsterte sich, er schlich leise hinaus.

„Du sollst alles allein bezahlen, Johanna; wie ist das nur möglich?" fragte er traurig.

„Ueberlaß das nur mir, mein Junge," entgegnete sie, „und versuche du nur, nicht zu hart über den Vater zu denken."

„Das will ich ganz gewiß thun," beteuerte er bereitwillig, „aber so wie du kann ich doch nie werden."

Ein schmerzlicher Zug ging über Johannas Gesicht. Die harten Worte, welche sie zu ihrem Vater gesprochen, peinigten sie.

Herr Werner schloß sich fast den ganzen Tag in sein Atelier ein und war nur bei den Mahlzeiten sichtbar. „Bring' den Jungen in eine Schule, wenn du es bezahlen kannst," sagte er ironisch, „und du thust besser, in Löwenhof zu bleiben; ich habe euch beide nicht nötig."

„Ich möchte aber lieber bei dir sein, Vater," bat Johanna dringend. „Die Näherei bringt doch auch etwas ein; während meiner Abwesenheit sind mehrere Bestellungen eingelaufen."

Er antwortete nichts. „Was hast du mit dem Jungen vor?" fragte er nach einer Pause etwas freundlicher.

„Herr Pastor Nordheim will mir helfen, ihm eine Freistelle auf einem Gymnasium zu verschaffen," sagte Johanna, „und Herr Hochstett hat mir versichert, daß Theodor in jedem Fall die Tertia erreichen wird." Sie war an ihren Vater herangetreten und versuchte ihren Arm um seinen Hals zu legen. „Es thut mir leid, Vater, daß ich gestern so unfreundlich gegen dich gewesen bin," sagte sie, plötzlich in Thränen ausbrechend.

Er wehrte sie von sich ab. „Nur keine Sentimentalitäten, Kind, ich hasse das. Bleib' hier, wenn du willst, und schicke den Jungen auf das Gymnasium, nur belästige mich nicht und," fügte er mit Nachdruck hinzu, „schaffe den Betrag für die Maschine, wenn du mir einen Dienst leisten willst."

„Und du willst nicht hart gegen den Jungen sein, Vater?" fragte sie zaghaft.

„Ich bekümmere mich einfach nicht um ihn; er ist nie nach meinem Geschmack gewesen."

„Aber das wird ihm so weh thun, Vater; er besitzt ein liebevolles, warmes Herz, welchem Kälte und Gleichgültigkeit unerträglich ist."

Herr Werner machte eine ungeduldige Bewegung. „Keine Sentimentalitäten, Kind," wiederholte er noch einmal. „Deine Mutter hat mich oft genug geärgert mit solchen Gefühlsäußerungen."

Eine heftige Antwort schwebte auf Johannas Lippen, doch sie unterdrückte dieselbe. Ein tadelndes Wort über die Mutter, die ihrem Herzen so unaussprechlich teuer gewesen war, deren stiller, geduldiger Wandel einst auf ihre Kinderseele einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hatte, ging fast über des Mädchens Kräfte. Darum sprach sie fast nie von derselben; nur in den stillen Stunden, welche Theodor bei ihr allein zubrachte, hatte sie versucht, das Bild der Heimgegangenen in den lebendigen Farben ihrer Liebe in des Knaben Herz hinein zu zeichnen. Theodor schien indes nicht sehr empfänglich dafür.

„Sie kommt ja doch nie wieder zu mir, Johanna," meinte er oft. „Du bist mein Mütterchen gewesen, so lange ich denken kann; ein anderes brauche ich nicht."

Sie schien ihm in allen Dingen seine natürliche Stütze, und es kam ihm nie in den Sinn, daß die Opfer, welche sie brachte, ihr schwer werden könnten.

„Wie willst du nur all' das viele Geld beschaffen für Bücher und Kleider?" fragte er eines Abends, als sie mit den Zurüstungen für ihn beschäftigt gewesen war. „Das Geld von Löwenhof hast du ja fast alles dem Vater geben müssen."

„Nicht alles, Theodor."

„Aber du hast auch ungeheuer viel nötig."

Er stand neben ihr und sah zu, wie sie in ihrer Kommode kramte, mehrere Schachteln öffnete und wieder schloß.

„Ist diese Kommode in meiner Abwesenheit geöffnet worden?" fragte sie plötzlich.

Der Knabe besann sich. „Ich meine den Vater einmal hier gesehen zu haben," antwortete er. „Ja richtig, jetzt fällt es mir ein, er sagte, er wolle sich ein Taschentuch aus deinen Sachen nehmen."

„Weißt du das ganz gewiß, Theodor?"

Der Knabe erschrak vor der Leichenblässe, die der Schwester Gesicht bedeckte; schweratmend setzte sich diese auf einen Stuhl. „Was fehlt dir, Johanna, bist du krank?" rief er bestürzt.

„Weißt du es ganz gewiß, Theodor?" fragte sie statt aller Antwort.

„Mit dem Vater? Ganz gewiß, es war an einem Sonntagnachmittag, als ich zu Hause war."

Das Mädchen stöhnte. „Mir ist nicht ganz wohl," sagte sie zum Bruder. „Laß mich ein wenig in Ruhe und kümmere dich nicht um mich."

„Soll ich dir ein Glas Wasser holen?"

„Thu' das."

Als Johanna allein war, sank sie ermattet in sich zusammen. „Es ist zu viel," murmelten ihre blassen Lippen. Sie trank von dem Wasser, welches Theodor ihr brachte, und schien ruhiger zu werden. Bald darauf saß sie wie gewöhnlich an ihrer Arbeit.

Es war spät am Abend, als sie an ihres Vaters Thür klopfte. „Darf ich einen Augenblick hinein kommen?" fragte sie.

„Jetzt zu dieser Stunde, was fällt dir ein, Kind? Du solltest längst zur Ruhe gegangen sein."

Die Thür öffnete sich. Herr Werner in Hemdärmeln, eine Lampe in der Hand, stand vor seiner Tochter. Sie zitterte so heftig, daß sie sich an dem Thürpfosten festhalten mußte, um nicht umzusinken. Er sah sie befremdet an. „Tritt immerhin ein, wenn du mir etwas mitzuteilen hast," sagte er.

Sie folgte seinem Gebot. „Man hat mich bestohlen, Vater," stammelte sie tonlos.

Seine Ruhe machte einer leichten Befangenheit Platz. „Wie meinst du das, Kind? Du hast doch keine Diebe ins Haus gelassen?"

„Ich legte dreißig Thaler in eine Schachtel meiner Kommode," sagte sie mit Anstrengung, „neben den Brautschmuck der seligen Mutter; beides ist nicht mehr zu finden."

Eine kurze Pause trat ein, die niemand unterbrach.

„Kannst du dir denken, wie es zugegangen, Vater?" fragte Johanna endlich.

Herr Werner hielt ein Fläschchen mit Aether gegen das Licht, seine Reinheit zu prüfen. „Mach' dir keine Sorgen, Kind," sagte er, sich zu einem leichten Ton zwingend. „Die Sachen sind in guten Händen, ich nahm sie samt dem Gelde."

Johanna war nicht erstaunt über diesen Ausspruch, den sie erwartet hatte. Sie faltete aber ihre Hände, um nach Kraft zu ringen.

„Wie konntest du das thun, Vater?" fragte sie endlich traurig, „wer gab dir ein Recht auf diese Dinge?"

Er drehte noch immer an dem Fläschchen. „Leben nicht Eltern und Kinder stets in Gütergemeinschaft?" fragte er.

„Von dem Gelde will ich nicht sprechen," fuhr das Mädchen in demselben traurigen Ton fort, „nur vom Schmuck meiner Mutter. Er war von jeher ein Heiligtum in unserer Familie."

Ihre Stimme brach, sie weinte heftig. Der Mann ihr gegenüber betrachtete sie mit spöttischen Blicken. „Nur nicht sentimental, Kind," sprach er, ihre Schulter berührend, „bist ja sonst nicht unverständig. Was soll eine arme Näherin mit solch' einem Schmuck?"

„Er war mir heilig und wertvoll und gehörte mir," schluchzte Johanna. „Die Mutter hat ihn auf dem Krankenbette als ein altes Erbstück ihrer Familie mir übergeben."

„Willst du nicht hinzusetzen, ihrer angesehenen Familie, welche das Unglück hatte, sich mit meinem armen Namen zu verbinden?" spöttelte er. „Was Familie, was Heiligtümer, was Namen," brauste er plötzlich auf, „Kinder gehören zu den Eltern und haben zu gehorchen, das sagt schon die Bibel."

„Aber die Bibel sagt auch: Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn," entgegnete das Mädchen mit bebenden Lippen. Sie stand mit blitzenden Augen, hoch aufgerichtet vor ihm. „Du hattest kein Recht, mir das Vermächtnis der Mutter fortzunehmen, und ich verlange, daß du es mir zurückgibst."

„Ich frage noch einmal: wozu brauchst du's? Bist nichts geworden als eine arme, einfältige Näherin, und der Junge wird auch nichts, obgleich du so hoch hinaus willst. Da ist's wenigstens gut, daß dein Vater die Familie emporhebt."

„Ich bin geworden, was ich mit Gottes Hilfe werden konnte," rief Johanna, ungestüm ihre Thränen trocknend. „Hast du mir denn nicht stets alle Mittel fortgenommen, die mich in den Stand hätten setzen können, etwas Ordentliches zu lernen und meine Bildung zu vervollständigen." Einer ihrer verwundbarsten Punkte war berührt, das brachte sie beinahe um ihre gewöhnliche Selbstbeherrschung.

Ihr Vater betrachtete sie mit ruhigen Blicken. „Nimm Vernunft an, Kind, und geh' zu Bett," sagte er gleichmütig. „Den Schmuck kann ich dir nicht zurückgeben, da ich ihn längst verkauft habe; um ihn einzulösen müßtest du selbst mir das Geld verschaffen."

„Verkauft hast du ihn?" rief das Mädchen voller Schrecken. „O Vater, das kann, das darf nicht sein. Hat mir doch die Mutter auf die Seele gebunden, nur in der alleräußersten Not daran zu denken."

„Die Notwendigkeit eines neuen Apparats war für mich auf das Höchste gestiegen," versetzte er. „Darum ist nichts weiter als die einfache Erfüllung ihres Wunsches geschehen. Doch jetzt geh' zu Bett und halte mich nicht länger auf; zu einem vernünftigen Gespräch bist du ja doch nicht fähig."

Johanna rührte sich nicht von der Stelle. „Du versündigst dich, du thust unrecht, Vater," rief sie außer sich.

Er faßte ihren Arm. „Hast du mir nicht früher immer vorgepredigt, du habest in der Bibel und bei Pastor Nordheim Sanftmut und Geduld gelernt?" spottete er. „Heute abend sehe ich wahrhaftig wenig davon." Er öffnete die Thür. „Gute Nacht, Kind. Morgen, wenn du ausgeschlafen hast, sei verständiger, dann bleiben wir trotzdem gute Freunde."

Sie hatte sich seiner Berührung entzogen und wankte ihrem Schlafgemach zu, die Thür desselben hinter sich verschließend.

14.

Die weißen Lilien in Johannas Garten waren längst verblüht, auch die Rosen hatten ihren schönsten Flor dahingegeben. Des Mädchens Blick glitt müde über die bunten Herbstblumen, welche die Beete schmückten. Wie bald werden auch sie dahin sein, verwelkt und gestorben mit den übrigen. Vorüber, alles vorüber! Gehen nicht auch wir jeden Tag einen Schritt näher zum Ziele? — Das Leben war so schwer, so ermüdend, so unerträglich. Wenn nur der Kampf erst ausgekämpft, die Krone schon errungen wäre. Johanna sehnte sich danach. Die Erlebnisse des vergangenen Abends drückten sie danieder, besonders da sie fühlte, daß sie ihrem Vater gegenüber besser hätte handeln können.

Leichte, rasche Schritte schreckten sie auf. Der Sohn des Bürgermeisters kam den Gartenweg daher. Er sah kummervoll aus. „Es hilft nichts, Johanna," sagte er, sich ohne Gruß neben sie setzend, mit trauriger Stimme. Er nahm aus seiner Tasche eine Photographie und hielt sie dem Mädchen hin. „Ich habe doch die Hand gut auf den Engel gelegt, gerade wie dein Vater es mir vorgemacht," klagte er.

Johanna betrachtete das Bild, welches in seiner Ausführung vieles zu wünschen übrig ließ. Unwillkürlich mußte sie seufzen.

„Nicht wahr, es ist traurig, und du weißt nun auch keinen Rat mehr für mich," jammerte Leonhard. „Kann Gott so böse sein, daß er mir schwarze Engel schickt, anstatt der weißen," fragte er, in seinen gewöhnlichen bangen Flüsterton verfallend.

Das Mädchen streichelte sanft seine Hand. „Gott ist nicht böse, Herr Leonhard. Er liebt Sie, mehr wie Sie denken können."

Der Kranke schüttelte den Kopf. „Nein, o nein, Johanna, das kann nicht sein."

„Warum wollen Sie es nicht glauben?" forschte sie.

Leonhard richtete die Augen gen Himmel. „Da oben ist alles herrlich, Johanna, alles gold und rot und prächtig und die Engel haben weiße Kleider an, warum läßt er mich hier unten bleiben?"

„Aber hier unten ist es doch auch schön," versuchte das Mädchen zu trösten.

„Schön?" Er lächelte. „Die Blumen sind schön und dein Gesicht ist freundlich, Johanna. Aber hier pocht es immerfort und wenn es Nacht wird, dann kommen sie alle und schneiden Gesichter und lachen mich aus." Er legte die Hand aufs Herz und stöhnte schmerzlich. „Soll ich es diese Nacht noch einmal unter mein Kopfkissen legen?" fragte er, seine Photographie vom Tisch nehmend.

Sie machte eine verneinende Bewegung. „Lieber nicht, Herr Leonhard; das Bild des Heilandes hilft besser. Aber wir brauchen es nicht unter das Kopfkissen zu legen, wir müssen es im Herzen tragen."

Ein Strahl des Verständnisses durchzuckte seine Züge; er sah sinnend aus. „Sag das noch einmal, Johanna," rief er in plötzlicher Erregung. „Du erzähltest es schon

früher und dann that es mir so gut. Der Heiland, der mich lieb hat und in den Himmel bringen will, mitten hindurch durch alle schwarzen Engel, ist es das?"

Das Mädchen bejahte gerührt. Leonhard klatschte in die Hände, er sprang auf. „Ich konnte mich diese Nacht gar nicht auf den Namen besinnen," sagte er, „aber jetzt will ich ihn nicht wieder vergessen." „Der Heiland, der mich lieb hat und in den Himmel bringen will, durch alle schwarzen Engel hindurch," wiederholte er. Für den Augenblick wenigstens schien seine Schwermut verschwunden. „Dann brauche ich nie mehr müde und nie mehr bange zu sein, ist es nicht so, Johanna?" forschte er.

„Nie mehr, Herr Leonhard," versicherte sie.

Ihre verweinten Augen folgten seinem leuchtenden Blick, der den Himmel suchte, mit einem Ausdruck, als könne er das ruhige, tiefe Blau desselben durchdringen. „Wenn es da oben auseinander ginge, weißt du, wie es aussähe, Johanna?" Er ließ ein kurzes Lachen hören und duckte, wie in Erwartung, den Kopf zwischen die Schultern. „Alle die goldenen Stühle und Bänke, auf denen die Engel sitzen, würden herunter fallen, gerade auf meinen Kopf." Er senkte denselben immer tiefer, bis er fast auf der Tischplatte ruhte.

Johanna mußte unwillkürlich lächeln. „Sie kommen nicht zu uns auf die Erde, sondern wir gehen zu ihnen hinauf, Herr Leonhard," sagte sie freundlich.

Er sprang auf. „Das ist wahr Johanna, und jetzt muß ich fort; der Zug könnte schon da sein. Es wäre doch schade, wenn Ellen nach Hause käme und ich stände nicht am Bahnhof sie abzuholen," setzte er leise hinzu.

Mit eiligen Schritten stürmte er davon. Bald nach seinem Fortgang erschien der Baron von Löwenhof. Er setzte ein unbedingtes Vertrauen in Johanna und wandte sich auch jetzt noch an sie, wenn er für Ursula eine Ueberraschung ausgedacht hatte oder etwas für sie besorgt haben wollte. Auch heute kam er in einer solchen Angelegenheit.

„Meine Frau ist zuweilen so still," sagte er, als seine Sache zur Genüge besprochen war, mit trauriger Stimme. „Ich fürchte manchmal, daß sie an Melancholie leidet, besonders seit Sie nicht mehr bei uns sind, Fräulein Werner."

„Sie müssen die Frau Baronin fleißig nach draußen bringen, Herr Baron," riet das Mädchen, „die schöne Herbstluft ist so rein und erquickend."

Der Baron spielte mit seiner Uhrkette. „Das ist es ja eben," klagte er zögernd. „Sie hat nicht die geringste Lust spazieren zu gehen. Selbst der schöne, neue Ponywagen, den ich für sie gekauft habe, scheint ihr keine Freude zu machen." Der gute Baron machte seinem beschwerten Herzen durch einen tiefen Seufzer Luft. Johanna antwortete nicht sogleich. Im stillen hoffte sie auf eine erneute Bitte Ursulas, als Gesellschafterin zu ihr zu kommen. Nach der gestrigen Szene mit ihrem Vater fühlte sie doppelt, wie freudlos und kalt es im Vaterhause sein werde, wenn Theodor dasselbe verlassen würde. Oede und traurig mußte ihr Leben sein ohne das Gefühl, daß jemand ihrer bedürfe, in dem Bewußtsein, daß ihr Vater sie nicht nötig habe, ja sogar wünsche, daß sie ihn verlasse. Sie sehnte sich nach einer Umgebung, die ihrem Wesen mehr zusagte als die dumpfe Nähstube mit dem ermüdenden, mechanischen Beruf, den sie nur aus Not gewählt hatte. Außerdem würde die reiche Einnahme es ihr möglich machen, besser für den geliebten Bruder zu sorgen und auch dem Vater je und dann etwas davon abzugeben. Jedoch sie hoffte umsonst, der Baron ließ nichts von einem solchen Anerbieten verlauten.

„Ich dachte körperlich befände sich die Frau Baronin besser," versetzte Johanna nach einer längeren Pause.

„Das thut sie auch, Fräulein Werner, Gott sei Dank dafür," war die aus tiefster Seele gegebene Antwort. „Doktor Sprenger ist ein ausgezeichneter Arzt, er versteht es, mit den Patienten umzugehen. Wenn er kommt ist Ursula meist heiter und fröhlich

und der Flügel wird auch benutzt. Der Doktor spielt sehr schön. Wenn die Gesundheit meiner Gemahlin es erlaubt, wollen sie es zusammen vierhändig versuchen."

Des Barons Gesicht erhellte sich bei diesen Gedanken. Johanna blickte ihn teilnehmend an, sie wußte nicht, warum dieses Gespräch sie peinlich berührte.

„Darf ich der Frau Baronin meine Grüße senden," sagte sie ablenkend.

„Gewiß, und besuchen Sie uns, so oft Sie können," bat er herzlich.

Der Wagen war längst davon gefahren und noch immer saß Johanna und blickte sinnend vor sich nieder. Unaussprechliches Weh erfüllte ihre Seele, obgleich sie sich sagte, daß sie den rechten Weg ging. — Auch darin, daß sie Lambert abgewiesen? — Wunderbar, daß bei jeder Gelegenheit diese Frage sich ihr aufs neue aufdrängte. Sie konnte dieselbe nicht loswerden. Das Gefühl treuer Pflichterfüllung, welches sie jetzt im Blick auf Theodor erfreute, verschwand, sobald sie das Bild des Geliebten vor ihr inneres Auge treten sah. Gewaltsam raffte sie sich empor. Was half es, darüber zu grübeln. Die Trennung war unwiderruflich geschehen, sie selbst hatte sich für alle Zeiten von ihm losgerissen.

15.

In später Nachmittagsstunde saß Ursula in ihrem Gemach. Lichtstrahlen zitterten auf den Palmblättern, die ihren Fensterplatz beschatteten, der reine warme Windhauch trug Blumendüfte zu ihr herüber. Blumen standen auch in den kostbaren Schalen und Vasen auf verschiedenen Tischen; weiße und purpurne Rosen zwischen grünen, lang herabhängenden Ranken. Der Baron machte sich stets eine Freude daraus, das Boudoir seiner Gemahlin aufs schönste zu schmücken. Ausgezeichnete Gemälde, prächtige Möbel, Kunstgegenstände allerlei Art, das alles hatte er hier aufgehäuft, Ursulas Herz zu erfreuen. Der kostbare Flügel war geöffnet, Notenblätter lagen umher. Die junge Frau schaute wie erwartend durch das Fenster. Auf ihren Wangen lag eine feine Röte, unruhig schweiften die schimmernden Augen über den Waldweg, den sie von hier aus überblicken konnte. Das Laub hatte schon eine leichte gelbe Schattierung angenommen, bunte Streifen zogen sich durch das dunkle Grün der Tannen und Fichten. Noch freute sich die Natur ihrer Herrlichkeit, ein letztes goldenes Aufleuchten vor dem Sterben.

„Warum soll ich mich nicht an ihm freuen? — warum soll ich ihn nicht trinken den Becher des Glückes, der meinem Leben so spärlich zugemessen ist?" murmelte Ursula. „Könnte das denn wirklich unrecht sein?" Sie schaute wieder auf den Waldweg, ihr Herz pochte heftig. „Hieße es nicht, uns beiden eine unschuldige Freude verderben, eine Freude, die mir Adolf noch dazu von Herzen gern gönnt," — fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort. „Ist nicht Musik etwas Göttliches, Erhabenes? — Daß der Doktor ein angenehmer Gesellschafter ist, kommt noch hinzu, das ist aber auch alles. Der blinde Orgelspieler würde mir dasselbe sein. Musik ist's, wonach ich lechze, Musik ist's, die mein Herz erbeben macht und meine Seele in Entzücken versetzt." Sie strich sich mit den schlanken Fingern über die Stirne, als müsse sie andere emporsteigende Gedanken verscheuchen. „Adolf ist so gut, so treu, so sorgsam, so herzlich," flüsterte sie umherblickend, „wenn er mein Vater wäre, wie unendlich wollt' ich ihn lieben." Sie stützte den Kopf in die Hand und stand so lange in Sinnen verloren. Hinter ihr schwebte eine unsichtbare, schwarze Gestalt und lachte in höhnischer Schadenfreude. Aber auch eine andere Stimme als diese rief mahnend und bittend zugleich: „Ursula, Ursula!"

Das Sonnenlicht erblich, glühende Goldstreifen funkelten an den Wänden und auf den Gemälden, dann legte sich die Dämmerung auf das stille Gemach.

„Herr Doktor Sprenger ist gekommen, gnädige Frau," meldete eine eintretende Magd.

Ursula ging ihm bis an die Thür entgegen. Eine plötzliche Blässe war in ihr Gesicht getreten. „Sind Sie allein, Herr Doktor?“ fragte sie, ihm die Hand hinreichend. „Mein Mann versprach, Sie im Wagen mit hinauszubringen.“

„Dann haben wir uns verfehlt, ich kam zu Pferde,“ versetzte er unbefangen.

Sie versuchte umsonst, ihrer peinlichen Verlegenheit Herr zu werden.

„Ich gab meinem Kollegen gute Nachrichten über Sie, Frau Baronin,“ fuhr der Doktor fort, „er wird übrigens bald zurückkehren und die Aufsicht über seine verehrte Patientin selbst wieder übernehmen.“

„Sie sind wohl froh, derselben endlich überhoben zu sein?“ lächelte sie.

Er sah ihr offen in die Augen. „Das wissen Sie besser, Frau Baronin. Doch hoffe ich, daß ich auch späterhin ihr gastliches Haus zuweilen besuchen darf. Ihre und Ihres Herrn Gemahls Güte hat mir viele freundliche Stunden hier bereitet. Ein einsamer Junggesell wie ich weiß das sehr zu schätzen,“ setzte er hinzu.

Sie mißverstand die Bewegung in seinen Zügen und wandte sich schnell dem Flügel zu. „Dieser gute Freund trägt wohl auch das Seinige dazu bei, es Ihnen bei uns heimatlich zu machen,“ sagte sie mit einem Versuch, einen scherzenden Ton anzunehmen. „Sie wissen doch noch, was Sie mir das letzte Mal schuldig geblieben sind, Herr Doktor?“

„Die Sonate von Beethoven? — Ja, ich weiß es, Frau Baronin, und freue mich darauf, Ihnen dieselbe vorzutragen.“

Sie trat zurück, ihm den Weg frei zu lassen, er schritt, ihrer Mahnung folgend, an den Flügel und griff einige Akkorde.

„Soll ich die Lichter anzünden lassen?“ fragte Ursula.

„Wie Sie wünschen, Frau Baronin. Ich glaube fast, daß es nötig sein wird, da der Abend so schnell hereinbricht.“

Sie klingelte und ließ den Teil des Zimmers, in welchem das Instrument stand, hell erleuchten, der übrige blieb in Dämmerung gehüllt. Ursula setzte sich auf das Sofa, dem Flügel gerade gegenüber. Das edle Profil ihrer Gastes, eingerahmt von dunklem Lockenhaar, tauchte wie aus einem Lichtmeer empor. Ursula sah nur dies eine, weiter nichts.

Der Doktor spielte gut. In all' ihrer Schönheit und Erhabenheit rauschte Beethovens prächtige Sonate pathétique über die Tasten. Besonders das seelenvolle Adagio cantabile mußte den Spieler bewegen; sanft, rein, bezaubernd klang es durch das stille Gemach. Aber es weckte in Ursulas Seele andere Empfindungen wie früher, wo sie oft schon denselben Klängen mit Entzücken gelauscht hatte. All' die schreiende Sehnsucht ihres Herzens erwachte in diesen Melodien, all das glühende Verlangen ihrer Seele. Bebend und bangend gab sie sich dem Ruf hin, der lockend und ladend ihr ganzes Wesen ergriffen hatte, die leise Stimme, die vorhin mahnend ihren Namen gerufen, vollständig übertäubend. Sie stieß den Versucher nicht von sich, sie gab sich der Glut der Leidenschaft hin und ließ sich hineinziehen in ihre Umarmung, tiefer und tiefer. Die Musik schwieg schon eine Weile, und weder sie, noch der Doktor sprachen ein Wort. —

„Es liegt eine solche Majestät in Beethovens Kompositionen, daß mich das Spiel derselben stets aufs tiefste erschüttert,“ sagte der Doktor endlich.

Der ruhige Klang seiner Stimme brachte Ursula zur Besinnung. Mit Mühe richtete sie sich empor. „Wollen Sie, bitte, das Adagio noch einmal spielen?“ bat sie leise.

Ihre zitternde Stimme mußte ihn befremden, er schaute sich um. „Die Musik wird Ihnen doch nicht zu viel werden, Frau Baronin?“ fragte er besorgt.

Sie verneinte es eifrig und wiederholte ihre Bitte. Während er sie erfüllte, fand sie Zeit sich zu fassen, dann stand sie schnell auf und zündete selbst die Lampe an.

„Ich begreife nicht, wo mein Mann so lange bleibt,“ sagte sie.

„Beunruhigen Sie sich seinetwegen?" fragte der Doktor, sich ebenfalls erhebend.

„Nein, gewiß nicht, er kommt oft so spät," war die zerstreute Antwort. „Ziehen Sie Beethoven allen anderen Komponisten vor?" setzte sie schnell hinzu.

„Ja, ich liebe ihn am meisten; doch ich sehe, auch Sie verehren ihn besonders," sprach er weiter, auf ein Bild deutend, welches in seiner Nähe hing. Es war die bekannte Darstellung „Beethoven im Sturm." Er trat dicht an dasselbe heran. „Der Sturm umbraust ihn, aber er wankt nicht, fest wie ein Fels steht er da," fuhr der Doktor fort.

„Ich glaube, alle Menschen haben ihren Sturm im Leben, oder denken Sie, daß es Leute gibt, die nur im Sonnenschein stehen?" fragte Ursula fast schüchtern.

Er warf einen raschen Blick auf sie. „Ich glaube es kaum und möchte fast sagen, ich wünsche es für mich auch nicht. Stählt doch der Sturm unser geistiges Vermögen dadurch, daß er uns zwingt, unsere eigene Kraft zu erproben."

„Oder er knickt uns die Flügel so, daß wir uns nie wieder erheben können," sagte sie trübe.

Der Doktor antwortete nicht darauf, vielleicht fürchtete er, das Gespräch könnte zu persönlich werden. Als er ihr die Hand zum Abschied bot, sah er besonders ernst aus; er hatte sie nicht, wie sonst wohl, um ein Lied gebeten. Sie stand noch vor Beethovens Bild, als der Baron zurückkehrte.

„Ist der Doktor schon fort?" fragte dieser enttäuscht, „ich hatte mich gefreut, ihn bei dir zu finden, mein liebes Kind."

„Er hatte nicht länger Zeit," antwortete sie langsam und duldete kalt die Liebkosungen ihres Gemahls. Er küßte sie wiederholt.

„Mein liebes Kind, ich dachte heute daran, ob du nicht Fräulein Werner bitten wolltest wieder zu kommen. Ihr Bruder geht nächstens aufs Gymnasium, dann ist sie vielleicht eher zu bewegen, die Heimat zu verlassen. Ich habe heute, — —"

Er hielt unwillkürlich inne, Ursulas erschrockener Blick bannte ihm die Zunge.

„Du hast doch nichts dergleichen gegen sie geäußert?" rief sie erregt. „Ich brauche keine Gesellschafterin, hörst du, ich brauche keine."

„Ich habe nichts gesagt, mein liebes Kind," beteuerte der Baron mit dem traurigen Gefühl im Herzen, bei seiner Gemahlin niemals das Rechte zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)



Frederi Mistral.

Von

Dr. A. Ebrard.

1.

Der Name des neuprovençalischen Dichters Mistral wird vielleicht manchem Leser der Monatsschrift unbekannt sein, und mancher wird fragen, wie ein so fremdartiger Gegenstand in diese Blätter komme, die denn doch zunächst der Besprechung deutschen Geisteslebens bestimmt seien. Und doch ist zwischen diesem Gegenstand und dem Zwecke der Konservativen Monatsschrift eine verwandtschaftliche Beziehung vorhanden: indem ich Mistrals Namen nenne, nenne ich, wenn nicht den Begründer, so doch das Haupt einer konservativen Bestrebung: der Erhaltung und Wiederbelebung der edlen, herrlichen provençalischen Sprache, der Sprache der Troubadours, dieses Mittelgliedes zwischen Italienisch und Spanisch. Denn es muß von vornherein mit allem Nachdruck betont werden, daß es nicht etwa um eine französische Mundart sich handelt, und Mistrals und seiner Freunde litterarische Thätigkeit nicht etwa mit den Dialektdichtungen eines Grübel, eines Hebel, eines Fritz Reuter gleichartig ist. Die provençalische Sprache ist keine Mundart, sondern eine selbständige Sprache, weit näher dem Italienischen, als dem Französischen, am nächsten aber den norditalienischen und den katalonischen Dialekten verwandt. Sie hat keine Nasallaute, keine stummen Buchstaben; von den Buchstaben u, ou, c, g, j, die wie im Französischen lauten, von ch, das wie tsch, und von gu, das wie w klingt, abgesehen, wird das Provençalische gelesen, wie es geschrieben wird. So lautet z. B. au wie das deutsche au, èu lautet als helles e mit nachfolgendem kurzem ü. Der Name Vincèn wird Winßenn, der Name Ramoun Ramun, Poulinet Pulinett gesprochen. In der Konjugation ist der Reichtum der Endungen so wohl erhalten, daß eine Voranstellung des Personalpronomens entbehrlich ist; cánte heißt „ich singe“, cánto „er singt“, cantère „ich sang“, cantarèn „wir werden singen“, cantarán „sie werden singen“ u. s. w.

Diese Sprache, im Mittelalter eine der gefeiertsten und kultiviertesten, wurde zur Zeit der Albigenserkriege als Litteratursprache gewaltsam unterdrückt und vernichtet. Weil in ihr die Bücher und Schriften der Waldenser und Albigenser verfaßt waren, so wurde die Sprache als solche für ketzerisch erklärt und ihr Gebrauch geradezu verboten. Daß sie als Volkssprache sich erhielt von den Pyrenäen und Sevennen bis in die Alpenthäler des Kantons Wallis hinein, von der Garonne bis zur lombardischen Grenze, das ließ sich doch nicht verhindern. Mit bewundernswerter Zähigkeit hat sie

über sechs Jahrhunderte fortgelebt, in viele Mundarten auseinandergehend, deren meiste doch nur unbedeutend von einander abweichen.

Es war im dritten und vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, als in einigen jungen Männern, Jünglingen und — Knaben der Gedanke, ja der großartige und kühne Gedanke erwachte, diese Aschenbrödel wieder, wenn nicht auf einen Königs-, doch auf einen Fürstenthron zu erheben. Sie wieder lebensfähig zu machen, dessen bedurfte es nicht; das war sie; das hat sich alsbald erwiesen. Aber sie zu einer Litteratursprache zu machen, das war die Aufgabe; und die war nicht leicht; denn es genügte ja nicht, irgend welche nächste beste Bücher in dieser Sprache zu schreiben, sondern gehaltvolle, an Inhalt und Form bedeutende Werke mußten geschaffen werden, damit es der Mühe sich verlohne, um solcher Werke willen von der Sprache, in der sie geschrieben, Notiz zu nehmen.

Der Mann, der diese Aufgabe gelöst, eine klassische neuprovençalische poetische Litteratur geschaffen hat, ist Mistral. Was außer ihm bis jetzt produziert wurde, gruppiert sich um ihn wie Sterne um eine Sonne. Mistrals Leben und Entwickelungsgang kennen lernen, heißt: die Entstehung jener Bestrebungen nach Neubelebung der provençalischen Sprache kennen lernen.

Es liegt ein tief konservativer Zug in diesem Streben, ein Zug, der uns gerade in Frankreich überrascht, bei einem Volke, das mit allem historisch Ueberlieferten so schonungslos tabula rasa gemacht hat. Aber es sind eben in der That sehr konservative Einflüsse und Eindrücke gewesen, welche auf Mistral von seiner Kindheit an einwirkten.

In Maiano (franz. Maillane), einem Dorfe von 1500 Einwohnern in der Nähe von Arles, lebte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts als Herr eines stattlichen Gehöftes der Bauer Mistral, der Vater des Dichters. Er war geboren 1771 und starb, 84 Jahre alt, im Jahre 1855. Noch in seinen alten Tagen hat er seinen Kindern erzählt, welchen fürchterlichen Eindruck es auf ihn gemacht habe, als er, zur Zeit der Schreckensherrschaft, auf dem Rückweg von Paris, wohin er Getreide geliefert, in Burgund einem Landsmann aus Maillane begegnete, der ihm auf die Frage, was er da in seinem bedeckten Wagen fahre, zur Antwort gab: „Die Glocken und heiligen Gefäße aus unserer Dorfkirche.“

Der alte Mistral war ein frommer Katholik im Sinne jener Zeit, wo Katholizismus weit weniger als heute mit Papismus und Ultramontanismus einerlei war, und auch gute evangelische Christen mit Pius gegen Napoleon sympathisieren mochten. Weder bigott noch beschränkt war der alte Mistral; sein Sohn erzählt in seiner Selbstbiographie (prèfaci zu Lis isclo d'or), daß der Vater ihnen täglich „aus dem Evangelium vorgelesen habe“.

Den konservativen Zug dankt Frederi Mistral dem Vater, die poetische Ader (gleich Goethe) der Mutter, den pietätvollen Sinn beiden. Aber wer war die Mutter?

In den zwanziger Jahren war der alte Mistral Witwer geworden. Im Jahre 1826 geschah es, daß ihm bei der Getreideernte unter der Schar der armen Mädchen, die ährenlesend nach Ruths Vorbild hinter den Garbenbindern sich zu schaffen machten, ein bekanntes aber unerwartetes Gesicht auffiel. Es war die junge Delaïdo (Adelaide), die Tochter des wohlhabenden Maires Estève Poulinet. „Wie kommst du dazu, Aehren zu lesen?“ fragte er sie verwundert. Da erzählte sie ihm aufrichtig, ihr Vater habe erklärt: „ihr seid sechs Schwestern und zwei Brüder; was ihr zum Leben bedürft, das gebe ich euch; wollt ihr aber Putz und dergleichen überflüssige Dinge, die müßt ihr euch selbst verdienen.“ So habe sie sich denn, um sich etwas selbst zu verdienen, unter die Aehrenleserinnen gemischt.

Dem nunmehr 55jährigen Manne gefiel diese Antwort und, wie es scheint, das ganze Mädchen. Denn ein halb Jahr später führte er sie als seine zweite Frau heim. Am Liebfrauentage (8. Sept.) 1830 gebar sie ihm einen Sohn, der Frederi getauft wurde.

Ihren Mund hörte er von Kind auf singen und sagen eine unerschöpfliche Fülle provençalischer Volkslieder, Volkssagen und Legenden. Mit ihrem Christentum scheint eine gute Dosis Aberglaube und Mirakelglaube verwachsen gewesen zu sein. In pietätvoller Erinnerung hat der Sohn diesen Schatz bewahrt, und wenn er auch als heranwachsender Jüngling, was Volksaberglaube war, als solchen erkannte — die Fülle von Poesie in diesen Gebilden des Volksgeistes verkannte er nicht. An diesem Stoffe hat sich sein Dichtergenius entzündet.

Und so war der Geist seines Schaffens ein konservativer in doppeltem Sinne. Nicht nur die alte Sprache der Provence wollte er durch Neubelebung erhalten, sondern in und mit ihr auch den Volksgeist der Provence. In Mistrals Gedichten sollte das Volk Südfrankreichs sich bewußt werden der Fülle, die es besaß nicht nur an landschaftlichen Herrlichkeiten, an Pracht und Reichtum der Natur, sondern auch an Volkssitten und Bräuchen des Landlebens, an Sagen und Geschichten, an Legenden, Mirakel- und Gespensterglauben. In seinen provençalischen Poemen sollte das Volk sich selbst besitzen und begeistert werden, seine Eigenart zu erhalten.

Wie diese Ziele dem Dichter selbst allmählich bewußt wurden, d. h. wie er zum Dichter wurde, das ist nun näher zu betrachten.

2.

Neun Jahre lang wuchs er als ein echter Bauernjunge heran, der sich nichts Lieberes wußte, als in Flur und Hain sich umherzutreiben, bei den ländlichen Arbeiten zuzusehen und, soweit Kraft und Verstand reichte, selbst mit Hand anzulegen und dabei den Reden und Sagen der Knechte und Mägde eifrigst zu lauschen. Selbstverständlich redete er in dieser Zeit nur die Volkssprache, die provençalische; denn das Französische lernen im Süden die Bauernkinder erst, wenn sie in die Schule kommen. Das ließ sich nun auch bei Frederi nicht länger hinausschieben; 1839 wurde er in die Dorfschule geschickt; die schmeckte ihm aber herzlich schlecht. Lesen zu lernen in einer fremden Sprache, in der er eigentlich noch kein Wort verstand und wo man alles anders las, als es gedruckt stand! Er war so unlustig, oder sagen wir ehrlich: so träge, und versäumte so oft den Unterricht, daß der einsichtsvolle Vater bald einsah, so gehe es nicht länger, und den Knaben nach Avignon in ein Konvikt brachte, wo strenge Zucht ihn zu fleißigem Lernen nötigte. Mochte dieser Zwang ihm anfangs sauer ankommen — sobald er über den Elementarunterricht hinaus war, und vollends, als er die antiken Klassiker zu lesen begann, erwachte in ihm Lust und Begeisterung, wenngleich das Heimweh nach dem Landleben und nach der Muttersprache nie völlig beschwichtigt wurde.

Da geschah es im Jahre 1845 — Mistral zählte 15 Jahre —, daß als junger Lehrer in die Anstalt ein gewisser Roumaniho (franz. Roumanille) eintrat, der in St. Remy unweit Maillane zu Hause war. Die Landsmannschaft ließ Lehrer und Schüler auf einander aufmerksam und rasch mit einander bekannt werden. Da zeigte denn gelegentlich der erstere dem letzteren ein Büchlein, das er selbst geschrieben und herausgegeben hatte. Es war ein Bändchen Gedichte, „die Maßliebchen" betitelt. Mistral blickt hinein; aber was ist das für eine Sprache? Das ist ja die Sprache, die das Volk redet! Also in dieser verachteten Sprache kann man dichten? kann man Bücher drucken? Der Stern seines Lebens war ihm aufgegangen. Wie schlug Roumaniho das Herz, als er diese Begeisterung des Jünglings sah! Von dieser Stunde an verknüpfte beide das Band der innigsten Freundschaft.

Kleinere Versuche, selbst provençalisch zu dichten, wird Mistral wohl schon in den zwei Jahren gemacht haben, die er noch als Gymnasiast in Avignon zubrachte. Doch hielt der ältere Freund ihn an, vor allem die Lieder der alten Troubadours gründlich zu

studieren. Im Jahre 1847 hatte Mistral das collège absolviert und begab sich nach Aix, um dort nach seines Vaters Wunsch die Rechte zu studieren. Er that dies gewissenhaft, so daß er 1851 seine Prüfung mit Ehren bestand und als lic. juris zu seinem nunmehr 80jährigen Vater zurückkehrte. Aber die provençalische Poesie war darum nicht vergessen. In Anselm Mathieu (aus Chateauneuf du Pape) fand Mistral zu Aix einen ehemaligen Schulkameraden wieder, der auch schon von der Begeisterung für das Neuprovençalische ergriffen war. Als Student, im Jahre 1848, hat Mistral ein Erstlingspoem: „die Ernten“, gedichtet, das, ein Bruchstück ausgenommen, ungedruckt geblieben ist. Um die gleiche Zeit gab Roumaniho seine „Provençalinnen“ heraus. Als Mistral nach beendeten Studien heimkam, stellte der greise Vater ihm gänzlich anheim, welchem Lebensberufe er sich widmen wolle. „Da hängte ich“ (schreibt dieser) „den Advokatenrock an den Nagel und beschloß, mein Leben völlig der provençalischen Poesie zu widmen.“ Er hat Wort gehalten. Den Hof, wo seine Wiege gestanden, mußte er mit der Mutter nach des greisen Vaters Tode (1855) verlassen und bezog mit ihr ein anderes, freundliches Haus von Maiano. Da lebt er noch heute. —

Von einem bedeutenden Dichter ein Jugend- und Erstlingswerk zu besitzen, ist unter allen Umständen von unschätzbarem Werte. Wir sind es Mistral großen Dank schuldig, daß er von seinem Erstlingswerke „die Ernte“ uns wenigstens ein Fragment, eine Episode erhalten hat. Es ist die Ballade „Margai“, die er unter dem nicht ganz verständlichen Titel: „das Mädchen des Augustmonats“ in seine „Goldinseln“ (Lis isclo d'or, p. 184 ff.) aufgenommen hat. Der grausige Schluß der Ballade erinnert unwillkürlich an Bürgers Lenore, ein Gedicht, das der 18jährige Student in Aix gewiß nicht kannte. Die Ballade im ganzen behandelt das gleiche Thema wie jenes Mendelssohnsche Lied: „Ein Knabe hatte ein Mägdlein lieb; sie zogen heimlich von Hause fort; es wußt's weder Vater noch Mutter“ u. s. w. Nur will es bei Mistrals Ballade scheinen, als wäre die feurigere Liebe auf Seite des Mägdleins gewesen.

Ich gebe die Ballade in einer metrischen Uebersetzung, die sich so eng als möglich an das Original schließt.

Margai.

I.

Margai, in sich versunken,
Stieg nieder im Fichtenschlag;
Sie war von Liebe trunken.
Zwei Stunden war's vor Tag.
Das Mägdlein war vor Minnen
Von Sinnen.
„Verfehlt hab' ich den Liebsten mein.
O der Pein!
Mein Herz will mir zerrinnen.“

Sie ist so hold, so schöne,
Daß hoch im Wolkenkreis
Aus ihrem Schleier Selene
Zur Wolke flüstert leis:
„Geh seitwärts, bitt' ich! Scheide!
Nicht neide
Mir's, wenn ich senk' auf ihr Gesicht
All mein Licht!
Dein Schatten macht mir Leide.“

Der Vogel in den Hecken,
Bemüht sein Nest zu bau'n,
Beginnt den Kopf zu strecken,
Um ihr Gesicht zu schau'n.
Doch wie er sie um Einen
Sieht weinen,
Da zwitschert er ihr tröstend zu;
Ohne Ruh'
Singt er zum Trost der Kleinen.

Leuchtwürmchen auch, das warme,
Das in dem Busche glüht,
Spricht: „Mägdelein, du arme,
Nimm mein Licht! Bist bemüht
Zu finden dein fein Herrchen,
Du Närrchen!
Hätt'st eher du's gesagt mir!. Gern
Mein' Latern
Borgt ich dir gutem Närrchen.“

II.

Margai lief ohn' Ermatten
So lange auf und ab,
Bis in der Erlen Schatten
Sich endlich fand ihr Knab'.
Sie sagt: „Seit Morgengrauen
Ach tauen
Auf's Kleid mir Thränen. Wie bist lieb,
Herzensdieb!
Entführer durch Wald und Auen!

„Der Mond schien mir zur Reise.
Das Vöglein sang mir zu
Mitleidig seine Weise

Von dir, du Liebster, du!
Glühwürmchen selbst im Kraute,
Das traute,
Erbot sich, mir sein Nachtlämplein
Gern zu leih'n,
Daß ich dich bäider erschaute.

„Doch deine Stirn ist düster.
Siehst wie ein Kranker aus.
Soll ich" (fragt ihr Geflüster)
„Zurück in's Elternhaus?" —
„„Bin ich so trüb zu schauen —
Magst trauen:
Ein schwarzer Schmetterling, der mich
Wüst umstrich,
Hat mich erfüllt mit Grauen."" —

„Dein' sonst so süße Stimme
Gleicht einem Rollen jetzt
Von unterird'schem Grimme.
Ich bin darob entsetzt!" —
„„Warum so rauh ich keuchte?
Mich däuchte:
Als ich dort wartete auf dich,
Legt' ich mich
In's Gras hinab, in's feuchte.""

„Vor Sehnsucht wollt' ich sterben;
Jetzt sterb' ich vor Angst und Leid.
Bereit, mich zu erwerben,
Kommst du im Trauerkleid?" —
„„Ist auch mein Mantel dunkel,
Pechdunkel,
Nicht minder dunkel ist die Nacht.
Doch nur sacht!
Auch sie hat ihr Gefunkel.""

III.

Arktur, der rötlich grelle
Fing zu erbleichen an,
Und Sonn' in ihrer Helle
Dem Himmelsrand zu nah'n.
Die Liebenden nun schwiegen,
Bestiegen
Ein rabenschwarzes Roß zu zwei'n,
Und hinein
Ins Land sah man sie fliegen.

Wie tief der Mond, der bleiche,
Jetzt in den Wolken steckt!
Das Vöglein auf der Eiche
Flattert davon erschreckt.
Glühwürmchen auch, das warme,
O Arme!
Löscht sein Laternchen aus geschwind;
Wie der Wind
Duckt sich's im Moos voll Harme.

Der Rappe jagte mit Schäumen
Voran auf Schutt und Grus.
Der Boden begann sich zu bäumen
Unter des Rosses Fuß.
Gespensterhafte Gestalten
Umwallten
Umtanzten rechts und links das Paar,
Bis Tag war,
Gelächter, Gezischel erschallten.

Bei solchem Hochzeitmachen
Der armen Maid Margai
Gab's keinen Scherz noch Lachen,
Gab's keine Gasterei.
In Trümmern, finstern, alten
Gehalten
Der Brauttanz ward, wo Feuerglut
Rot wie Blut
Rings lugte aus den Spalten.

Dort, wo die Fichten stehen
Im Thal und auf der Lei,
Ward nimmermehr gesehen
Die schöne Maid Margai.
Ihr Mütterlein mit Klagen
In Zagen
Hat unter Beten Tag und Nacht
Zugebracht. —
Wer kann von Margai sagen?

Kein Mensch, der dies Gedicht gelesen, wird zweifelhaft sein, daß wir hier eine gewaltige poetische Kraft vor uns haben. Der Volkston ist getroffen; die dreimal wiederkehrende Hereinziehung von Mond, Vöglein und Leuchtwürmchen ist überaus zart und geradezu meisterhaft; die Behandlung des schauerlichen ahnungsvollen Zwiegesprächs im zweiten Stück, wie die des geheimnisvollen Unterganges im dritten ist äußerst wirkungsvoll. Und dennoch! bei all diesen echten Schönheiten — befriedigend wirkt die Ballade nicht. Sie hinterläßt dem Hörer oder Leser ungelöste Fragen und Rätsel. Warum, wenn der Geliebte so grimmig unlustig ist, schickt er die Ueberlästig-liebende nicht heim zu ihren Eltern? Oder ist es ein verkappter Räuber und Verbrecher, welcher Margai getäuscht und in den sie sich vergafft hat,*) warum läuft er Gefahr, durch sein seltsam schauerliches Reden sich vor der Entführung selbst zu entlarven? Oder ist es, wie in Bürgers Lenore, gar kein lebender Mensch, sondern ein Geist? Aber da wird jede, das Verständnis ermöglichende Motivierung vermißt. — Vielleicht

*) Aehnliches kommt, wie wir sehen werden, im Epos Calendau vor.

hat sich Mistral selbst nichts Bestimmtes dabei gedacht. Das ist aber bedenklich. Erst mußte er die fabula, das trockene Ereignis als solches, sich klar ausdenken, also das zu Grunde liegende Knochengerippe ausarbeiten, bevor er dasselbe mit Fleisch und Blut bekleidete. Die poetische Konzeption einzelner zur Ausführung tauglicher Anschauungen und Bilder riß ihn fort, ehe er sich klar geworden, was denn ausgeführt werden solle. Ein ominöser Fehler! Wir werden sehen, daß der gleiche Fehler in verstärktem Maße bei einem seiner späteren Werke, Calendau, wiederkehrt, ja daß sogar sein Meisterwerk Mireio (sprich: Mirehjo) bei einer recht sorgfältigen Vorausplanung der fabula wahrscheinlich einen anderen und erfreulicheren Schluß würde bekommen haben.

3.

Am 21. Mai 1854 waren in Fontségugne Mistral, Roumaniho, Aubanel, Croussillat und eine Anzahl anderer Gesinnungsgenossen versammelt, und konstituierten sich als felibrige, d. h. als Verein für neuprovençalische Litteratur. Der altprovençalische Ausdruck felibre heißt „Litterat“ (wörtlich Büchermacher). Der Verein beschloß die Herausgabe eines jährlichen Almanachs in neuprovençalischer Sprache und die Abhaltung periodischer Zusammenkünfte (felibrigado), welche bald einen festlichen Charakter annahmen. Er fand großen Anklang; an verschiedenen Orten Südfrankreichs bildeten sich Zweigvereine; seit 1877 kam zu dem Almanach noch eine zweite Zeitschrift: lou Prouvençau, journau literari de la soucieta dei felibre de Lar hinzu, Novellen, Reden und Aufsätze in provençalischer Sprache enthaltend. Es war ein besonders günstiger Umstand, daß Roumanille sich entschloß, eine Verlagsbuchhandlung in Avignon zu gründen, die nun den Druck auch größerer Werke unternahm.

Das bedeutendste unter diesen Werken ist Mistrals Epos Mireio (dem französischen Mireille entsprechend), sein Meisterwerk.*) Sieben Jahre, 1852—59, hat er daran gearbeitet; in letztgenanntem Jahre erschien die erste Auflage in Avignon. Der Erfolg war ein gewaltiger. Adolf Dumas aus Cabane und Jean Reboul aus Nismes überreichten Lamartine in Paris ein Exemplar. Lamartines öffentliches Urteil über das Epos ist nach Franzosenart in überschwenglichen Ausdrücken abgefaßt; Mistral wird ohne weiteres Homer gleichgestellt. Aber daß der Pariser Dichter von dem Epos wirklich sich begeistert fühlte, ist unverkennbar. Als Mistral im folgenden Frühling nach Paris reiste, wurde ihm der ehrenvollste Empfang zu teil. Den 29. August 1861 hat die französische Akademie das Gedicht gekrönt. Wie viele Auflagen folgten, vermag ich nicht zu sagen, da dieselben nicht numeriert sind. In meinem Besitze ist eine zu Paris bei Charpentier und zu Avignon bei Roumanille erschienene vom Jahre 1864. Unter dem gleichen Titel: Mirèo pouèmo prouvençau de Frederi Mistral, emè la traducioun literalo en regard, erschien bei Charpentier 1872 eine Ausgabe. Die französische Interlinearübersetzung in Prosa, welche dem des Provençalischen unkundigen Leser Grammatik und Wörterbuch zu ersetzen bestimmt ist, rührt vom Dichter selbst her. Wir fügen sogleich hier bei, daß Gounod dem Epos den Text zu einer gleichnamigen Oper entnahm, welche 1864 auf dem Théatre lyrique in Paris aufgeführt wurde; ferner daß Mistral im Verlaufe auch auf einer Reise nach Spanien ehrenvoll empfangen wurde, und daß 1879 die académie des jeus floreaux in Toulouse ihm — ihren alten Formen und Statuten gemäß — „den Meisterbrief erteilte“.

Daß auch in Spanien ihm ein glänzender Empfang bereitet wurde, darf uns nicht wundern. Cölestin Bazallat von Falguera hatte das Gedicht in spanische Prosa (Barcellona bei Verdaguer) übersetzt, und Francesch Pelayo Briz eine metrische Uebersetzung im katalonischen Dialekt (Barcellona, Verdaguer) herausgegeben. Im Jahre

*) Der Name ist Mirè-io zu sprechen, mit langem e und kurzem, einem deutschen j ähnlichen i.

1879 folgte eine metrische französische Uebersetzung von Constant Hennion (Tours, Juliot), 1881 eine zweite von E. Rigoud (Paris, Hachette), endlich eine Prosa-Uebersetzung in die provençalische Mundart des Dauphiné von Moriz Riviere.

Aber auch in Großbritannien und Nordamerika begeisterte man sich für Mistrals Mireio. Nicht weniger als drei Uebersetzungen in englischer Sprache sind erschienen, eine prosaische von C. H. Grand (Avignon, Roumanille 1867), eine in sechszeiligen Reimstrophen von H. Crichton (London, Macmillan 1868), und eine ebensolche von Harriet W. Preston (Boston, Brothers 1874).

Fragt man nun, ob das Gedicht solchen Erfolg, solche begeisterte Aufnahme verdiente, so antworten wir aus vollster Ueberzeugung mit Ja.

Mireio ist eine Dorfgeschichte; die Liebe zwischen einem armen Korbflechtersohn und der Tochter eines reichen Bauern bildet den Stoff. Vincèns Vater hat in seiner Jugend unter dem bekannten französischen Seehelden Suffrèn († 1789) in Ehren gedient, und ist in seinem Alter und seiner Dürftigkeit ein Ehrenmann, kernhaft durch und durch geblieben. Sein Sohn ist ein ganz prächtiger Kerl, der sofort des Lesers Herz gewinnt und von dem es kein Wunder ist, daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, auch das der morgenfrischen, reizenden Mireio gewann. Mit einer, wirklich an homerischen Geist erinnernden Meisterschaft wird die Entstehung dieser Liebe gezeichnet. Als Korbflechter den Gau in gewohnter Weise durchwandernd kommt der alte „Meister Ambroi" mit seinem Sohne eines Abends auf des reichen Ramoun Hof, wird nach gastlicher Sitte freundlich eingeladen, am Mahle der Knechte und Mägde teilzunehmen, und aufgefordert, eines seiner alten Kriegslieder — die Beschreibung eines mörderischen Seegefechts gegen die Engländer — zu singen. Desgleichen gibt sein Sohn, von Mireio befragt, manche Erlebnisse von seinen Wanderfahrten zum besten, unter andern einen Wettlauf, in den er in Nismes mit einem berühmten Schnelläufer sich einließ und wobei (wie er sehr ehrlich erzählt) beide von einem Dritten überwunden wurden. Insbesondere aber rühmt er die Kirche li Santo (im Westen des Golfes von Valcarès) mit den dort verehrten „drei Marien" als eine Stelle, wo Mireio in jeder Not des Lebens am sichersten Hilfe finden werde. Sie hängt an des schmucken, blühenden Erzählers Lippen wie ein Kind, und sagt beim Schlafengehen zu ihrer Mutter: „für einen Flechterssohn spricht er gewaltig gut; man möchte ihm immerfort zuhören." Das ist noch die reine Kindesunschuld.

Es kommt ein Tag, wo von den Maulbeerpflanzungen die Blätter für die Seidenraupen gelesen werden; Dutzende von munteren Dirnen sind ins Geäst der Bäume geklettert;

Indem ihr von den Zweigen allen
Die Blätter pflückt, laßt Lieder schallen!
Mireio ist bei euch, schön wie der lichte Mai.
Heut hat sie statt der Pendeloken
Kirschpaare sich gehängt als Glocken —
Die Schelmin! — unter ihre Locken.
Da kommt Vincen; ihn führt auch heut sein Weg vorbei.

Den Hut, mit Scharlach ausgeschlagen,
Wie ihn die Küstenwohner tragen,
Hat zierlich er geschmückt mit eines Hahnen Flug;

Mireio ruft ihm einen Gruß zu; er fragt, ob er ihr helfen dürfe, und da sie fröhlich lachend es erlaubt, erklimmt er ihren Baum, und unter der Arbeit entspinnt sich ein harmloses Geplauder. Mireios Fragen beantwortend erzählt er, daß seine Mutter schon lange tot sei, daß er aber eine hübsche und gar brave Schwester habe, die in der Nähe von Beaucaire in Dienst stehe.

„Sieht sie dir gleich, Vincen, die Kleine?"
„Sie mir? Ho, sie ist blond, wie Eine,
Und ich — du siehst's — bin braun, braun wie ein Erbsenwurm.
Nein, weißt du, wem sie dürfte gleichen?
Dir! Deine offnen, anmutreichen
Guckäuglein, frisch gleich jungen Eichen!
Dein volles Haar, es wallt wie eine Mähn' im Sturm.
Doch, um zu lichten Glanzgewinden,
Mireio, dir dein Haar zu binden,
Hast du ein fein'res Band. — Sie ist nicht häßlich, denn
Bei ihr ist immer gutes Wetter.
Doch du — wie bist du so viel netter!" —
Mireio ließ den, halb der Blätter
Beraubten Ast im Stich, und sagte: „O Vincen!"

Und doch kann sie die Frage: „So findest du mich hübscher?“ nicht zurückhalten, und gibt damit dem Burschen Anlaß, die Vergleichung weiterzuspinnen, und Mireios begeistertes Lob aus aufrichtigem Herzen zu singen.

. . . . . . Arme Vincenette!
Sie zieht den Kürzern bei der Wette.
Ihr Aug' ist hell und klar, wie Wasser aus dem Meer,
Von Blau und Grün ein sanft Gemunkel.
Das deine ist wie Pech so dunkel,
Und ruht's auf mir, o welch Gefunkel!
Mir ist, als reichte man mir heißen Glühwein her.
Schlank, wie die schmächtige Libelle
Dort an des Bächleins kühler Welle
Ist Vincenett'; sie wuchs in Einem Jahreslauf.
Doch du — wie bist du voller Adel,
Von Kopf zu Füßen ohne Tadel!“
Und wieder ließ sie los die Nadel
Des Zweig's, und wurde rot, und sprach: „Vincen, hör' auf!“

Sie neckt ihn nun, daß er, statt in der Arbeit zu helfen, sie mit seinem Geplauder „nur lachen mache“.

„Der Fant! Er hat mir helfen wollen!
Nichts ist geschehn!“ sagt sie mit Schmollen.
„Schmach über ihn! Seht doch! die ganze Arbeit war
Nur die, daß er mich lachen machte.
Frisch jetzt ans Werk, und nicht so sachte!
Die Mutter käme sonst und lachte:
Zum Heiraten sei ich zu dumm noch dieses Jahr.

Schweigend pflücken sie nun mit höchstem Eifer, erschrecken aber beinahe, wenn im Sammelkorbe ihre Hände sich berühren. Indessen:

Das Herz schlug beiden. Und die Blätter,
Sie fielen wie ein Regenwetter,
Und als soweit es war, sie in den Sack zu thun,
Da kam die Weißhand und die braune —
War's Absicht? war es Glückes Laune? —
Es kam die Weißhand und die braune
Stets in Berührung; das schien keiner weh zu thun.

Da entdeckt Mireios Auge plötzlich ein Nest hoch oben im Baume: „Wir müssen's haben!“ ruft sie;

„Halt!“ — Und den Atem angehalten,
Flink wie ein Spatz in Mauerfalten,
Klomm nun Vincen zum Nest empor von Ast zu Ast.

Blaumeisen sind es, zum größten Jubel der Maid.

Der Bursche senkt die Hand
Rasch in das Nest, das wohlverhüllte,
Und zieht heraus die wohlgefüllte.
Vier Vöglein hat er, flaumumhüllte.
„Wie viel!“ ruft sie, „wie viel!“ und nimmt des Glückes Pfand.

„Die netten Kleinen! Arme Knaben!
Halt, halt! ein Küßchen müßt ihr haben.“
Vor Freude närrisch, herzt sie sie und liebkost sie,
Und beugt sich küssend auf sie nieder,
Und hebt sie an die Lippen wieder,
Birgt sie dann sanft in ihrem Mieder.
„Halt auf, die Hand!“ rief da Vincen, „und nimm auch die!“
„Wie nett, wie nett die blauen Köpfchen!
Und Aeuglein drin, wie Nadelknöpfchen!“
Und wieder neue drei in blankes Linnens Schrein
Hat sie behutsam eingeschlossen.
Im warmen Busen unverdrossen
Duckt sich Genoß an den Genossen
Und glaubt im weichen Nest, wie er's gewohnt, zu sein.

Aber mitten unter dem kindlichen Jubel bricht der Ast, auf dem sie stehen, und im Falle angstvoll einander umschlingend kommen sie unten im Grase an. Mireio weint. Angstvoll fragt Vincen, ob sie sich verletzt, ob sie irgend welchen Schmerz habe? oder einen Sonnenstich?

„Nein, nein,“ erwiderte die Dirne;
„Vom Strahl des Maimonds wird der Stirne
Der Maid von Crau nicht bang; der gibt ihr keinen Stich.
Doch warum länger es verhehlen?
Mein Busen kann's nicht länger hehlen.
Willst wissen du's? Soll ich's erzählen?
Vincen! Vincen! vernimm's: — Vincen, ich liebe dich.“

Die Lüftchen an des Baches Rande,
Die alten Weiden an dem Strande,
Die Gräser — alles fing vor Lust zu tanzen an; —

Vincen aber, der dies Wort nur für Spott halten kann, ist tief verwundet; denn gerade nun kommt auch ihm zum Bewußtsein, wie lieb er Mireio habe. Sie aber beteuert ihm mit ernstem Wort und Schwur, daß sie ihn liebe und nie einen andern lieben werde. Und sie bleibt dabei, obgleich ihr Vincen den verständigen Einwurf macht:

Ihr! dessen Tochter, welchem eigen
Der Hof! Ihr, der sich alle beugen!
Korbflechter ich, auf den sie zeigen
Als auf 'nen armen Schelm, 'nen Bettelbub, mit Hohn!"

Sie entgegnet:

„Was kümmert mich's, ob mein Erkor'ner
Korbflechter ist, ob Wohlgebor'ner;
Wenn er mir nur gefällt!"

„Siehst du nicht, daß du mir Armen Feuer eingehaucht?" fragt er halb vorwurfsvoll, gesteht aber, daß auch er bis zum Grabe ihr gehört.

„Einst sah auf meiner Fahrt ich einen Feigenbaum;
Er wuchs aus nacktem Felsenlager
Dort bei Vauclüs'; er war so mager,
Daß der Lazerte und dem Nager
Ein Busch Jasmin bot mehr des Schattens als der Baum.

Den Wurzeln naht Einmal im Jahre
Geschwellt des Bächleins Flut, die klare;
Dann trinkt der dürre Baum sich satt am reichen Born,
Am Born, daß der ihm Kraft zutrüge,
Trinkt volle, lange, reiche Züge,
Daß auf ein Jahr es ihm genüge.
Das paßt auf mich, wie in die Spelze paßt das Korn.

Mireio! Ich bin das Gebüsche,
Und du der Quell mit seiner Frische.
O könnt' ich Armer — könnt' ich einmal nur im Jahr
Vor dir hinknie'n, wie jetzt zur Stunde,
Zu sonnen mir das Herz, das wunde,
Ja Einmal noch mit scheuem Munde
Dir drücken einen Kuß auf dies dein Händepaar!"

4.

Diese Proben reichen hin, uns von der Poesie Mistrals einen Begriff zu geben. Das sind nicht schöne Floskeln, glatte Worte; es ist die feinste, tiefe und wahre Empfindung des Volkslebens und -fühlens, wahr und keusch, kindlich und naiv. In der Pracht seiner Naturschilderungen erinnert Mistral etwa an Jul. Wolff; aber es ist weniger die Absicht, schön zu sein; es quillt weit naturwüchsiger aus dem Innersten. Wie treffend und wie wunderschön ist's, wenn er einmal den Ventour*), der als steile Pyramide aus den Alpillen sich um das Dreifache der Höhe erhebt, einem greisen Hirten vergleicht, der auf seine Herde herabblickt! Was Mistral hoch über Wolff erhebt, ist die psychologische Feinheit und Wahrheit, ist die innere Wahrheit der Persönlichkeiten, die er uns vorführt. Eine Lurlei, die in innerem Widerspruch zugleich rachеglühender Mensch bleibt und dabei doch eiskalte fühllose Nixe ist, würde der Dichter der Mireio nicht geschaffen haben. Aber verfolgen wir nun den Gang der Erzählung weiter.

Beim Abhaspeln der Kokons (im dritten Gesang) entgeht Mireio mit Mühe den Neckereien der Freundinnen, deren aufmerksamen Blicken die heimliche Liebe der Beiden nicht verborgen geblieben ist. Da aber etliche über den armen Burschen sich spöttisch äußern, schilt Tavèn, eine Alte, die für eine Hexe gilt, auf solchen Unverstand und zeigt an einer netten Legende, daß es gottlos sei, die Armut zu verachten. — Im

*) Nicht Ventour, wie gewöhnlich falsch geschrieben wird. Vgl. Mistrals Anm. 8 zum dritten Gesang.

vierten Gesang stellen sich drei reiche Freier ein, ein junger, schöner und liebenswürdiger Herdenbesitzer Alari (wobei eine wunderschöne Schilderung des Hirtenlebens), ein geckenhaft eitler Rossezüchter Veran und ein roher, vertierter Stierzüchter Ourrias. Sie weist alle drei ab, den letzten mit etwas höhnischen Worten, und sagt ihren Eltern, sie wolle ledig bleiben. Ourrias begegnet Vincen auf einsamem Pfade; blindlings ahnend, daß dieser sein Nebenbuhler sei, fängt er Streit mit ihm an; es kommt zum Hauptkampf; Vincen bleibt durch Gewandtheit Sieger über die rohe Kraft des Gegners; dieser aber im Weggehen schleudert meuchlings dem Vincen seinen Dreizack in den Rücken. Schwerverwundet wird er aufgefunden, aber durch Tavens Kunst geheilt. Das bildet den Inhalt des fünften und sechsten Gesanges; in dem letzteren lernen wir Tavens Zauberhöhle und den ganzen Gespensterglauben der Provence kennen.

Dem geheilten Vincen läßt es keine Ruhe mehr; er überredet seinen alten Vater, bei Ramun um Mireio zu werben. Am Tage der Ernte, am Abend des Johannistages, beim Erntemahle kommt Ambroi zu Ramun, rückt schüchtern mit seinem Anliegen heraus und wird mit harten, ihn tief verwundenden Worten abgewiesen. Mireio stürzt herbei mit dem Rufe: „du tötest mich!“ Sie bekennt den Eltern ihre Liebe, erfährt nun aber den bittern Zorn beider Eltern. Die Mutter sagt:

Gut. Magst mit ihm das Land durchwandern
Von einer Thüre bis zur andern.
Du bist dein eigner Herr. Geh' nur, Zigeunerin!
Den Kopf von wirrem Haar umflogen,
Den Karr'n von einem Hund gezogen
Kochst unter einem Brückenbogen
Auf dreien Steinen du dein Essen. Geh' nur hin!

Der Vater aber in hellem Zorne bricht aus: „Nein! Bleiben sollst du! Magst du sterben —“ Mit den Worten: „Seht zu, daß euch's gereue nicht!“ geht Ambroi seines Weges.

Die Reue kommt schnell. In ihrer Herzensnot erinnert sich Mireio, was Vincen ihr einst von den hilfreichen drei Marien in li Santo erzählt hatte. In der Nacht faßt sie den Entschluß, dort Hilfe zu suchen; sie zieht ihren Sonntagsstaat an und schleicht vor Tagesgrauen aus dem Hause. Die Beschreibung ihrer Flucht gehört zu dem Reizendsten, was je gedichtet worden. Die Hirten ihres Vaters fingen schon die Schafe zu melken an;

Die Hunde lagen still im Kreise —
Wer sah so schöne, lilienweiße? —
Sie lagen längs dem Pferch, die Schnauze hingestreckt
Im Thymian, mit geschloss'nem Lide.
Rings war es still, war tiefer Friede,
Ruh' auf der Heide, Ruh' im Riede,
Das dunkle Firmament mit Sternen überdeckt.

Da, wie ein Blitz, entlang der Planke
Huscht es vorbei wie ein Gedanke.
Zusammen drängen sich erschrocken Schaf und Hirt,
Als wär' ein Windstoß eingefallen.
Sie flüstert: „Keiner von euch allen
Will mit mir nach li Santo wallen?“
Indem sie's sagte, ist sie schon vorbeigeschwirrt.

Die Hunde, die sie kannten, blieben still liegen. Die Hirten hielten sie für ein Gespenst. Sie eilt davon. Die im Gestrüpp schlafenden Vögel flattern, durch ihre Tritte aufgeschreckt, empor. Sie eilt voran. Das Morgenrot erglüht, die Sonne geht auf, und sofort beginnt die Glut des Tages;

Mireio eilt voran. Es schimmert
Die Ebene; vor Hitze flimmert
Die Luft, und wie im Tanz erzittern Fels und Moos.
Und die Cigalen und die Grillen,
Durchglüht in ihren heißen Rillen,
Sie lassen hören ihren schrillen
Eintönigen Gesang endlos und wechsellos.

Kein Baum! Kein Schatten auf der steinigen Ebene der Crau!

Mireio unter Feuertraufen
Will nichts als laufen, laufen, laufen.
Die grauen Eidechslein an ihrer Klüfte Rand
Flüstern sich zu: „Die muß wohl toll sein,
Zu schweifen über Fels und Rollstein
Jetzt, wo die Sonne schenkt so voll ein,
Daß der Wachholder tanzt wie trunken auf dem Sand.“

Die Gotteskäfer*) unterm Dache
Des Ginsters hielten treulich Wache
Und riefen: „Kehre um, kehr' um, o Pilgerin!
Die Wangen frisch dir zu erhalten,
Schuf Quellen Gott in Felsenspalten
Und Wälder in den Bergesfalten.
Und du brennst dein Gesicht dir braun! Bist du bei Sinn?“

Ein bunter Falter, ihr Begleiter,
Winkt ihr vergebens zu: „Nicht weiter!“
So wie der stürm'sche West des Schooners Segel schwellt,
So tragen sie der Liebe Flügel,
Geschwellt vom Glauben, über Hügel
Und öde Matten ohne Zügel,
Bis auf ein salzig Moor ihr Blick erschrocken fällt.

Es ist Abend geworden. Ermattet und verdürstet sinkt sie nieder und fleht Gott um Hilfe an. Da erblickt sie ein Knäblein in der Nähe, das mit den Schnecken, die es zum Verkauf gesammelt, spielt. Der Kleine reicht ihr Wasser, erzählt ihr von den Herrlichkeiten der Stadt Arles und warnt sie, den Weg in der Nacht fortzusetzen, der sie an einem verzauberten See vorüberführen würde, in welchen ein Bauer, der den Sonntag nicht geheiligt, mit seinem ganzen Hofe versunken sei. Sie bleibt bei den Eltern des Knaben, Fischersleuten, über Nacht, wird des anderen Morgens über einen Arm des Rhone gesetzt, wandert in gleicher Sonnenglut weiter, gelangt, von der Fata Morgana öfter getäuscht, endlich doch nach li Santo, aber — sie gelangt dahin tödlich erkrankt am Sonnenstich. Ihre verzweifelten Eltern, durch jene Hirten auf die richtige Fährte geführt, kommen ebenfalls; desgleichen der verzweifelnde Vincen; aber nur, um Zeugen ihres Todes zu sein.

Dieser tragische Ausgang ist unbefriedigend und unmotiviert. Auf dem liebenden Paare lastet keine Schuld, die solchen Ausgang rechtfertigte. Die Liebe der Beiden war eine keusche, reine. Um eines Mädchens Hand bei den Eltern anhalten, ist keine Sünde, und in seiner Liebesnot sich an ein (wenn auch vermeintliches) Heiligtum betend wenden, ist auch keine. Das Unrecht ist auf Ramuns Seite; das Geldinteresse über das Seelenglück eines Kindes zu stellen, ist Rohheit. — Nun kann Gott über (relativ) Unschuldige schweres Unglück kommen lassen; er hat dazu das Recht, und es darf ihn niemand fragen: warum thust du das? Den Dichter aber, der nicht Gott ist, fragt man billig so. Läßt er den schuldlosen Teil untergehen, so empfindet der Leser das als Willkür. Es müßte denn sein, daß das ganze Gedicht einen religiösen, auf Erbauung angelegten Charakter hätte, was jedoch bei Mistrals Gedicht in keiner Weise der Fall ist.

Es ist jedoch leicht zu enträtseln, was unseren Dichter zu jenem Fehlgriff verleitet hat. Er wollte auch noch die Schilderung des religiösen Glaubens oder Aberglaubens der Provence — anbringen. Die drei Marien erscheinen wirklich im elften Gesange und erzählen der todkranken Mireio die ganze lange Legende von ihrer Verfolgung durch die Juden, ihrer mirakulösen Flucht nach Frankreich, ihrem Kampf mit dem Drachen in Tarragon u. s. w. u. s. w. Und zuletzt im 12. Gesang trösten sie Mireio, aber mit gar seltsamen Gründen. Freiwillig erwählte Jungfräulichkeit gilt in der römischen Kirche als verdienstlich; hier aber wird es als verdienstlich dargestellt, unfreiwillig in ledigem Stande sterben zu müssen. Auch darauf wird verwiesen, daß Mütter zuweilen schlechte Milch gehabt und so die eigenen Kinder vergiftet haben; da sei es doch besser, als Mädchen zu sterben. Dieser Schluß des Gedichtes kann auch katholische Leser unmöglich befriedigen.

*) Mantis religiosa.

Wir finden aber hier den Fehler wieder, der uns schon bei Margai aufgefallen. Es war Mistral vor allen Dingen um die poetische Ausführung und dabei um das Anbringen aller möglichen einzelnen Seiten des Volkslebens und Volksglaubens zu thun; darüber hat er das Allererste versäumt: den Plan und Ausbau der Geschichte als solcher gründlich genug zu durchdenken.

Der unbefriedigende Schluß des Gedichtes ist nicht der einzige Fall, wo dies zutage tritt. An zwei anderen Stellen führt er das, was nur Volksaberglaube ist, als real wirkenden Faktor in die Geschichte ein, nur eben um diesen Volksaberglauben anbringen zu können. Im 6. Gesang wird der, nach Mistrals Schilderung tödlich und unheilbar verwundete Vincen auf Ramuns Hof gebracht; daß nur Tavens Zauber ihn zu retten vermöge, darüber sind alle einig, aber niemand traut sich in die Zauberhöhle. Nur Mireio hat den Mut; sie führt eigenhändig ihn, dem Brust und Lunge mit einem Dreizack durchbohrt ist (kann der noch gehen?!), in und durch die Höhle, wo nun sämtliche Gespenster in Wirklichkeit erscheinen und zuletzt Vincen durch Sympathie sofort in einen unverletzten und kerngesunden Menschen zurückverwandelt wird. Sollte den Eltern das passend und unverfänglich erschienen sein, daß Mireio mit dem armen Flechterssohn diese Wanderung nach Tavens Höhle unternahm? Hier wird der Gläubigkeit des Lesers viel zugemutet. Ebenso bei Ourrias Ende. Seiner Todschuld bewußt, will dieser über den Rhone entfliehen; ein Schiff liegt da und nimmt ihn auf; aber es stellt sich sofort heraus, daß es das Geisterschiff ist, das jährlich in der Medardusnacht sich zeigt und das nun mit dem Mörder versinkt. — Wie leicht wäre es gewesen, diesen Volksglauben auf passendere Weise anzubringen. Zum schwer, aber nicht tödlich verwundeten Vincen (so würden wir die Sache gestalten) soll Taven aus ihrer Höhle herbeigerufen werden; aber niemand traut sich dorthin; Knechte und Mägde erzählen von den Gespenstern, die es dort gebe. Nur Mireio will den Gang wagen; aber schon kommt Taven selber, durch ein „zweites Gesicht" veranlaßt, herbei. — Aehnlich mit Ourrias. Da er nach seiner Unthat unbedingt den Tod zu gewärtigen hat, entflieht er und wird Räuberhauptmann. Ein Knecht Ramuns aber sucht im Gespräch mit anderen Knechten das rätselhafte Verschwinden des Bösewichts durch die Erinnerung, daß damals Medardus gewesen sei, zu erklären, indem er überzeugt ist, Ourrias sei in das Geisterschiff geraten und so versunken.

Und nun würde sich ganz leicht auch ein erfreulicher Schluß finden lassen. Mireio, von Sonnenstich befallen, verirrt sich, bleibt in einer einsamen, leeren Strohhütte am Strande des Golfes von Valcares liegen; ein Bewohner eines nahen Inselchens findet sie, bringt sie auf seine Insel und pflegt sie, bis sie langsam genest. Mittlerweile aber sind Mireios Eltern durch die Mitteilung der Schafhirten auf die Spur geführt worden, daß sie nach li Santo gepilgert sei. Sie eilen ihr dorthin nach, finden sie aber nicht. In ihrem Jammer sehen sie ihr Unrecht ein und geloben, die Tochter dem Vincen zur Frau zu geben, wenn sie nur überhaupt sich finde. Dieser macht sich nun auf den Weg, findet Mireio ebenso wenig, befreit dagegen löwenmutig einen alten vornehmen Herrn, dessen Karosse von Räubern angefallen worden, und erschlägt einen der Räuber. In dem Erschlagenen erkennt er Ourrias; der alte Herr aber entpuppt sich als der aus fernen Weltteilen soeben zurückkehrende Admiral Suffren, unter dem Vincens Vater gedient hatte. Er schenkt Vincen einige Banknoten, deren Bedeutung und gewaltigen Wert der Bursche gar nicht ahnt, erkundigt sich nach Ambroi und beschließt, diesen zu seinem Kastellan auf seinem, nahe bei Ramuns Hofe gelegenen Schlosse zu machen. Vincen kommt zu den trauernden Eltern ohne Mireio zurück. Von der Begegnung mit Suffren erzählt er und zeigt die ihm unverständlichen Papiere; Ramun sieht mit Staunen, daß Vincen nun ein reicher Mann ist. Ich würde den Ramun hier ohnmaßgeblich sprechen lassen:

O Gott, du hast mich schwer geschlagen,
Du hast mir's deutlich wollen sagen.

Daß einen Armen man nicht schnöd verachten soll.
Dir ist es leicht, ihn zu erheben.
Das Geld, wonach ich frug — gegeben
Hast du es ihm, und die mein Leben,
Die nahmst du uns hinweg, Herr, in gerechtem Groll.

Da tritt der Insulaner ein, mit guter Botschaft von Mireio, die ihren Eltern zu gehorchen bereit sei und ihre Verzeihung erbitte. Und hinter ihm kommt sie selbst, und wie anmutig sich nun der Schluß würde gestalten lassen, das ist von selbst klar.

5.

Wenn Mireio in Deutschland nicht die begeisterte Aufnahme gefunden, wie in anderen Ländern, so sind daran nicht etwa die zuletzt berührten Mängel schuld, sondern die fast gänzliche Unbekanntschaft, in welcher das deutsche Volk mit dem Gedichte bisher geblieben. Eine deutsche Uebersetzung ist allerdings erschienen (Friedrich Mistral. Mireia, Uebersetzung in Versen von Frau L. M. Dorieux-Brotbeck. Heilbronn, Gebr. Henninger), aber diese Uebersetzung war eher geeignet, von Mistrals Gedicht abzuschrecken, als dafür zu begeistern. Man wird es der Uebersetzerin, einer französischen Schweizerin, ja gewiß auf ihr Wort glauben, daß sie alle erdenkliche Mühe sich gegeben hat; aber ihre Kräfte haben eben für Herstellung einer genießbaren Uebersetzung nicht hingereicht. Ominös ist schon der Titel: Mireia. An den durch und durch provençalischen Wortstamm wird die lateinische Endung a geflickt — an jenen Mann erinnernd, der seine Kleine durchaus „Kätha Charlotta" getauft haben wollte. Die provençalische Femininendung auf o hat das gleiche Recht wie die griechische in den Namen Sappho, Klio, Erato. Entweder ganz lateinisch Miranda, oder ganz provençalisch Mireio! Da aber jenes ebenso wenig wie dieses deutsch ist, so wird es doch am besten sein, der Maid von Falabrego ihre provençalische Namensform zu lassen.

Der dritte und siebente Vers jeder Strophe ist ein Alexandriner. Aber von dem Gesetze der Cäsur in der Mitte hat die Uebersetzerin keine Ahnung. So liefert sie denn eine Menge unerträglicher Streckverse. — Das ist aber das Schlimmste noch nicht. In manchen Arten jambischer Metren ist wohl die Freiheit erlaubt, statt des Jambus einen Trochäus zu setzen, wenn dabei nur die Zahl der Hebungen gewahrt bleibt. In solchen Strophen, wie wir sie bei Mistral finden, wird dies niemals rätlich sein; wenn aber vollends halbe Zeilen lang Quantität und Metrum querstehen, so daß die tonlosen Silben auf die Länge des Jambus treffen, wie z. B.:

Vincenz, was magst nur alls erblicken,
Sagt Mireió, wenn zúm Korbflicken u. s. w.

oder in Ambrois Kriegslied:

O Donnerwetter! értönt dás Gemeld
Des Wächters; drei großé Schiffé sich zeigen,

so ist das monströs. Daran reihen sich die härtesten und unerlaubtesten Apostrophierungen und Ellipsen, wie oben: „was magst nur alls", und Neologismen, wie z. B. jenes „Gemeld".

Aber mit Satzbau, Stil und Sprache steht es nicht besser. Die Proben aus Mistral, die ich im 3. und 4. Stück dieses Aufsatzes gegeben, sind zugleich Proben einer von mir verfertigten Uebersetzung. Der Wohlklang des provençalischen Originals bleibt unerreicht, weil unerreichbar; aber jeder Leser wird doch zugestehen, daß die Diktion eine verständliche, die Sprache eine natürlich dahinfließende ist; und wer das Original damit zu vergleichen im stande ist, wird bezeugen, daß dies nicht auf Kosten der treuen Wiedergabe der Gedanken erreicht ist, die Uebersetzung vielmehr aufs engste und so wörtlich als nur irgend möglich an's Original sich anschließt. Mit obigen

Proben vergleiche man nun folgende Dorieuxsche Strophen. Diejenige, womit die ganze Erzählung beginnt, lautet:

Beschützt von bleicher Weide Krone
Und Pappeln stand am Rand der Rhone
Von Flut benaget eine Hütte arm und schlecht.
Ein Paar bewohnt die dürft'gen Wände:
Sohn, Vater, das um Nahrungsspende
Von Hof zu Hof geschickter Hände
Arbeit anbot: zum Hausgebrauch das Korbgeflecht.

Man muß diese Strophe (und so die allermeisten) erst zwei-, dreimal lesen, ehe einem eine Ahnung aufdämmert, wie man zu konstruieren habe und was denn eigentlich hier erzählt werden solle. In meiner Uebersetzung lautet diese Strophe folgendermaßen:

Ein ärmlich Häuslein stund am Strande
Des Rhon', umschattet von dem Stande
Der Weiden, von der Flut benagt; ein alter Mann
War's, der mit seinem Sohn dort weilte,
Von Hof zu Hof dann wandernd eilte,
Schadhafte Körbe flickt' und heilte,
Und neue flocht, und so sein ärmlich Brot gewann.

Und dabei schließt sie sich viel treuer an das Original an (... un panieraire demouravo, qu'emè soun drole pièi passavo de mas en mas, e pedessavo li castanello routo e li paniè trauca).

Scheffels Trompeter hat die hundertste Auflage erlebt; Baumbachs Zlatorog und Frau Holde werden dem Tausend nach gedruckt; beides sind allerdings deutsche Dichter, aber ich erlaube mir die Behauptung, daß in Mistrals Mireio nichts vorkommt, was das deutsche Gemüt fremd berühren oder gar verletzen würde. Daß aber Mistrals großartiges Epos von bedeutenderem innerem Wert und Gehalte sei, als jene kleineren Epopöen, das wird sich doch bei unbefangener Betrachtung nicht bestreiten lassen. Fände sich wirklich in ganz Deutschland kein Verleger, der es wagen wollte, ein Werk*) zu drucken, das in Spanien, England und Nordamerika ebenso wie in Frankreich als Meisterwerk anerkannt und in zwei- und dreifachen Uebersetzungen verbreitet ist?

6.

Als jemand Leisewitz neckte, er gleiche der Löwin, die nur ein Junges werfe, antwortete er: „Ja, aber einen Löwen." Man möchte fast wünschen, Mistral hätte es ebenso gemacht und außer seiner Mireio kein anderes Epos gedichtet. Aber es lag ihm, wie er selbst sagt, mancher noch unverwendete Stoff an provençalischem Natur- und Volksleben vor; der Ventour, die Schluchten der Alpillen, die Kämme der Seealpen, der Fischfang, das alte Zunftwesen und so manches andere harrten noch der Beschreibung; so arbeitete er denn weitere sieben Jahre 1859—66 an einem Epos, welches 1867 erschien unter dem Titel: Calendau, pouèmo nouvèau. Avignoun, Roumaniho. Aber ungleich dem Erzvater Jakob hat Mistral die erste Jahrwoche um Rahel, die zweite um Lea gedient. Calendau (das Wort ist abgeleitet von la Calendo, das Weihnachtsfest, und heißt: der Weihnachtliche, ist aber als Eigenname gedacht) — Calendau hat keinen sonderlichen Beifall gefunden; das Publikum fühlte sich in seinen Erwartungen getäuscht. Mistral selbst in der früher schon erwähnten Autobiographie, prefaci zu lis isclo d'or, S. 27 f., schreibt: Mau-grat la benevoulenço de la presso tonto entiero, lou poubli en generau fuguè mens afioca (angefeuert) pèr Calendau que pèr Mireio.

*) In gleichem Formate wie das Original gedruckt, in Oktav und je 4 Strophen auf die Seite, würde das Epos 230 Seiten, also $14\frac{1}{2}$ Bogen umfassen.

Er selbst findet die Ursache darin, daß in Mireio la naturo, in Calenda l'imaginacioun vorwalte. Das ist zwar richtig, aber nicht zur Erklärung des Mißerfolges ausreichend. Es haben noch andere, tiefere Ursachen mitgewirkt. Es wird nur einer Wiedergabe des Inhaltes bedürfen, um jenen ganzen Mißerfolg begreiflich zu finden.

Eine schöne Jungfrau (die anfangs mit einer Fee Esterello verglichen wird, dann selbst ohne weiteres diesen Namen als den ihren trägt) lebt in einer Wildnis und Höhle auf der, rings von Abgründen umgebenen, nur durch einen einzigen, sehr steilen Pfad zugänglichen Hochfläche des mount Gibau (im NO. von Marseille). Der Jüngling Calendau, Sohn eines Fischers von Cassis, ist mit ihr im Gespräch begriffen und wirbt um ihre Hand. Sie gesteht ihm zwar Gegenliebe, erklärt aber, ihn nie heiraten zu können, nicht darum, weil sie der letzte Sprößling aus dem (heruntergekommenen) Geschlechte der alten Fürsten von Baus sei, sondern aus dem einfachen Grunde, weil sie schon verheiratet sei. Auf dem (in den Seealpen, im äußersten Osten der Provence gelegenen) Schloß Eigloun, dem einzigen Besitztum, das ihr, der Waise, geblieben, habe einst bei einem Unwetter ein Jäger Obdach gesucht, ein Mann, dessen stolze Rodomontaden ihr so imponiert hätten, daß sie, die mit anderen Werbern ihr kokettes Spiel getrieben, seine Werbung angenommen und mit ihm, der sich „Graf Severan" nannte, sich habe trauen lassen. Beim Hochzeitsmahle aber sei plötzlich zu dieses Grafen Schrecken ein Greis im Bettlerkleid erschienen, habe ihn als seinen Sohn angeredet und ihr kundgethan, daß sie eines Schmuggler- und Räuberhauptmanns Weib geworden. Sie sei in Ohnmacht gefallen, von ihrer alten Amme in ihr Zimmer gebracht worden und in der Nacht von da entflohen, durch die ganze Provence, bis sie auf dem Gibau jenes sichere Versteck fand.

Calendau macht sich nun auf den Weg, Severan zu suchen und mit ihm zu kämpfen. „Er oder ich muß sterben." In einem Thale nahe beim Schlosse Eigloun trifft er auf einen, aus Männern und Kurtisanen bestehenden Jagdzug, in dessen Führer er bald den gesuchten Feind erkennt. Seine wahren Absichten verhüllend, erzählt er der in der Mittagsglut zu Rast und Imbiß gelagerten Bande nun seine eigene Geschichte, „um Severan zu beschämen" — eine Episode, welche volle sieben Gesänge, vom Ende des dritten bis gegen Ende des zehnten, also fast zwei Dritteile des zwölf Gesänge zählenden Epos ausfüllt.

Zuerst erzählt er, wie er auf dem Gibau — thörichterweise verrät er den Schlupfwinkel der Geliebten!! — eine „Fee" Esterello fand, und von rasender Liebe zu ihr ergriffen, aber von ihr abgewiesen wurde. Sie zu gewinnen, strebt er (in Ges. 5) nach Reichtum, bewegt seinen Vater, statt des Fanges kleinerer Fische einen Thunfischfang zu wagen; dieser gelingt aufs glänzendste; Calendau kann seiner Geliebten Goldgeschmeide bringen. Sie aber verachtet den Reichtum und erzählt ihm von den Heldenthaten der alten Troubadours, deren Vorbild er nachahmen solle. Seine erste Heldenthat (Ges. 6) ist, daß er den Fischern von Cassis und Marseille ein Fest gibt, wo er beim Schifferstechen Sieger bleibt. Aber sein über jenen reichen Thunfischfang neidischer Gegner aus Marseille weiß die ganze Menge zur Wut gegen Calendau zu erregen, der nun das Hasenpanier ergreift und zur Geliebten flüchtet. Sie ermangelt nicht, ihn durch neue Erzählungen von Troubadors, die freudig ihr Leben geopfert, zu neuen und größeren Thaten aufzustacheln. Und welche Großthaten vollbringt er nun im siebenten Gesang? Mit Proviant für neun Tage und einem Beile beladen, erklimmt er den unersteiglichen Nordabhang des Ventour und fällt binnen neun Tagen einen Wald von tausendjährigen Riesenlärchen (cui bono?!), geht dann in die Nesco-Schlucht bei Vauclüse mit einem Begleiter, läßt sich von oben an senkrechter Wand an einem Seile herab bis zum Eingang einer von Bienen bewohnten Höhle; am Seile hangend, betäubt er die Bienen durch Schwefeldampf, nimmt ihnen den Honig, wird aber, da die Tierchen allmählich aus ihrer Betäubung erwachen, von 100 000, schreibe hunderttausend,„ cent milo" Bienen zerstochen (ohne weiter Schaden zu nehmen!), läßt den erbeuteten Honig

seinem Begleiter und bringt eine kleine Probe desselben seiner Geliebten. Diese schilt ihn wegen der sinnlosen Zerstörung des Waldes und ermahnt ihn, auf nützliche Handlungen bedacht zu sein. Im achten Gesang begegnet er zweien, von einem Fest heimziehenden Zünften, die darüber, daß der Legende nach König Hiram von Tyrus, der Schutzpatron der einen, den Schutzpatron der anderen meuchlings ermordet habe, in Streit und mörderische Schlägerei geraten sind. Mittels sehr vernünftiger Vorstellungen in langer Rede stiftet Calendau Frieden. Seine Geliebte gesteht ihm nun im folgenden Gesang ihre Neigung, mahnt ihn aber doch zu neuen Thaten. Er begegnet nun im Walde dem gräßlichen Räuber Marco-Mau, ringt mit ihm, wirft sich ringend in einen Waldstrom, wo er ihm den Kopf unter Wasser hält, bis jener bewußtlos wird und geknebelt werden kann, und bringt ihn nun nach Aix, wo man ihn zum „Fürsten der Jugend" ernennt und mit einem Paar Pistolen beschenkt.

Das alles erzählt er selbst der sehr geduldig zuhörenden Bande, und zuletzt (in großer Weisheit!) auch noch, daß seine geliebte Esterello, ohne es zu ahnen, einen Räuberhauptmann geheiratet habe und darum auf den Gibau entflohen sei.

Was er mit dieser Erzählung bewirken wollte, wird kein Mensch zu erraten vermögen! Severan (dessen Thun ebenso unbegreiflich ist, wie das Calendaus) ladet ihn, da es Abend geworden, in Schloß Eigloun ein, nicht etwa (wie man erwarten sollte) um ihn zu ermorden, sondern um ihn moralisch zu verderben. Beim abendlichen Festmahle werden die widerlichsten Orgien — Entkleidungen und nackte Tänze — veranstaltet. Calendau wütend, das Schloß seiner Esterello durch solches Schandtreiben entweiht zu sehen, fordert Severan zum Zweikampfe, wird aber (wie zu erwarten war!) ganz einfach in ein Kerkerloch geworfen, während Severan sich anschickt, mit seiner Bande nach dem Gibau zu reiten und das ihm angetraute Weib zu holen. In der Nacht jedoch schleicht eine der Kurtisanen, die sich in Calendau verliebt hat, in seinen Kerker, löst seine Ketten und bietet sich ihm an. Er aber entschlüpft durch die offene Thür, entflieht ans Meer, kommt auf einem Boote dem reitenden Feinde voran, findet Esterello noch allein, tötet mehrere der, jenen einzigen Pfad heraufsteigenden Feinde durch Steinwürfe; aber nun zündet Severan den Wald an, sodaß das Paar in Gefahr ist, im Rauche zu ersticken. Doch den Severan tötet eine stürzende Fichte, und nun kommen auch die Bewohner des nahen Cassis, löschen den Waldbrand, ernennen Calendau zum consul de Cassis, und so löst sich alles in Wohlgefallen auf.

Eine wunderliche Geschichte! Die Schilderungen im einzelnen — die des Thunfischfanges, des Schifferstechens, des Mont Ventour, des Festes in Aix, der Fahrt an der Seeküste — sind wieder wunderschön und geradezu fesselnd, und die widerlichen Schilderungen der Räuber und ihrer Unthaten sowie jener Orgie sind mit aller Farbenglut geschildert. Im allgemeinen ist die Diktion weniger naturwüchsig und naiv, mehr aufgebauscht, als in Mireio, (plus d'imaginacioun que de la naturo, wie Mistral selbst gesteht). Aber hier liegt doch nicht der Hauptfehler, sondern in der Geschichte, die diesmal der bloße Haubenstock ist, an dem jene einzelnen Schilderungen aufgehängt und angebracht werden, die aber, für sich betrachtet, nicht nur von Widersprüchen und Unbegreiflichkeiten wimmelt, sondern auch der wirklichen Anziehungskraft entbehrt. Vincen und Mireio sind zwei Gestalten, die man vom ersten Augenblick an liebgewinnt; Calendau und Esterello dagegen erinnern an jenen Vers Brentanos: „Keine Puppe; es ist nur eine kleine Kunstfigur." Eine kokette Dame, die sich schließlich von einem Räuberhauptmann betrügen und übertölpeln läßt, hat keinen Anspruch auf die Sympathie des Lesers. In ihrem eigenen Thun so thöricht, spielt sie dann Calendau gegenüber die weise Erzieherin à la Madame de Beaumont, und erkältet uns damit um so mehr. Ferner: Daß der Liebende und nachherige Gatte von der Geliebten durch wiederholte Verweise und Zurechtweisungen erst auf den rechten Weg gebracht werden muß, heißt das nicht, das Verhältnis des Mannes zum Weibe auf den Kopf stellen? Was bei den alten Troubadours Spiel der Minne war, der „Dienst der Frauen", das

läßt sich nicht als Ernst in die Wirklichkeit der Gegenwart verpflanzen. Nun aber vollends die Großthaten Calendaus! Diese Erklimmung nie erklommener, senkrechter Alpenabstürze, noch dazu mit einem schweren Proviantbündel auf dem Rücken, dieses Lebendbleiben bei hunderttausend Bienenstichen, dieser im Schwimmen vollführte Ringkampf, das wären Gasconnaden, selbst wenn der Dichter sie erzählte: da Calendau selbst sie erzählt, sind sie es doppelt.

„Es lagen mir noch manche Züge des Natur- und Volkslebens vor, die in Mireio noch keine Verwendung gefunden," schreibt Mistral. Da lag nun sein Hauptfehler: die Energie seines poetischen Sinnens und Trachtens war so ganz auf die Schilderung dieser Züge gerichtet, daß er sich nicht Zeit nahm, das Erzählungsgerippe, an das diese Schilderungen gehängt werden sollten, reiflich nach allen Seiten zu durchdenken, sondern sich an einer sehr flüchtig und oberflächlich zu Faden geschlagenen fabula genügen ließ. Der alte Fehler, der schon in der Ballade Margai bemerklich war, und der selbst in Mireio nicht gänzlich vermieden wurde, macht sich in Calendau mit ganzer Wucht geltend. Am meisten aber ist zu beklagen, daß er schon im neunten und vollends im elften Gesang Dinge produziert hat, die weit mehr geeignet sein dürften, den verdorbenen Geschmack der Pariser zu kitzeln, als das provençalische Volk geistig und sittlich zu heben.

7.

Der Mißerfolg des Calendau scheint Mistral von weiteren epischen Dichtungen abgeschreckt zu haben. Ein Dichter ist auch nicht schuldig, mehr als Ein Epos zu schaffen; ist das Eine so meisterhaft gelungen, wie Mireio (trotz einiger kleinen Mängel) es ist, so wird man anerkennen müssen, er habe für das Eine eben seine ganze Kraft eingesetzt.

Seine lyrischen Gedichte, entstanden zu den verschiedensten Zeiten, hat Mistral 1876 herausgegeben in einer Sammlung, die den Titel „Die Goldinseln" trägt. Lis isclo d'or, recuei de pouesio diverso, Avignoun (wieder mit gegenübergestellter französischer Prosaübersetzung). Lis isclo d'or ist der Name einer Gruppe ziemlich öder Inselchen östlich von den hierischen Inseln; der Verfasser erinnert hieran, damit man ihm den Titel nicht als Hochmut auslege. Doch gesteht er auch zu, daß die Stunden, in denen das Gemüt sich zum Dichten aufschwinge, wie goldene Inseln aus der Prosa des Lebens sich erheben.

Die lyrische Poesie ist die der Subjektivität; darum tritt auch die subjektive Eigenart eines Volkes oder Volksstammes in lyrischen Gedichten stärker hervor, als in epischen. So geht durch Mistrals Lyrik ein Hauch, der uns hin und wieder fremd berührt; schon die oft geflissentliche Nachahmung der alten Troubadours in künstlichen Versformen wirkt dabei mit. Man höre z. B. folgende Verse in Kettenform:

Dins li bras l'un de l'autre envoulas vous,
Envoulas vous amaunt vers lis estello;
Vers lis estello, ounte es jamai nivous
Jamai nivous lou cèu. A castanello
A castanello etc.

Die gesammelten Gedichte zerfallen in elf Rubriken: cansoun, pouèmo, serventés, pantai (Träumereien), plang (Klagen), conte, sounet (darunter sehr gelungene Uebersetzungen aus Petrarca), cant nouviau (Hochzeitsgedichte), salut (Glückwünsche), brinde (Toaste), cantico (geistliche Lieder). Unter den letzteren die Versifikation einiger Kapitel aus Lukas, sodann Lieder auf Heiligenfeste. Am anmutendsten für uns Deutsche sind wohl die conte, Erzählungen. Es sind Volksmärchen, dem Inhalt nach an die sieben

weisen Meister erinnernd und in der Versform und dem gemütlichen Tone der Gellertschen Fabeln erzählt. Nur eine einzige, la prouvidenci überschrieben, ist strophisch gebaut, ein lustiges Stücklein, daß ich jedoch nicht gerade als Spezifikum zur Lösung der sozialen Frage empfehlen möchte:

Der Bettelstrolch Iß-wenn-du-hast,
Der nichts besitzt, als eine Hose,
Der Sommers unter'm Baum hält Rast
Und sich des Winters wärmt im Moose,*)

War's müde, sich zu sehn allein,
Und heiratete Columbine;
Die kämmt sich mit 'ner Distel fein,
Besieht sich spiegelnd in der Rinne.

Doch deren einer lobesam,
Die Sinn nur fürs Gewinnen haben,
Sich fürchten vor dem Kinderkram,
Weil so viel essen Dirn' und Knaben,**)

Der sprach zu unserm jungen Paar:
„Euch sollt' man Prügel applizieren!
War euch zu zwei'n das Brot schon rar,
Was macht ihr, wenn ihr seid zu vieren?"

„Herr," sagte Freund Iß-wenn-du-hast,
„Wir trinken Wasser, ich und diese,
Und wenn zu teuer bessre Mast,
So find't sich Boratsch auf der Wiese.

„Und eure Kinder, Herr Bettelhaft!
Die sollen wohl vom Zusehn leben?" —
„Herr, wo Gott einen Hasen schafft,
Schafft er auch einen Kohl***) daneben."

Wir haben den Dichter Mistral betrachtet. Er ist auch Prosaiker und Gelehrter. Eine Prosadichtung: Nerto, nouvello prouvençalo, Paris 1884, fällt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung. Aber erwähnen müssen wir, daß schon die Anmerkungen, die er seinen beiden Epen wie den Goldinseln beigegeben, von dem gründlichsten Wissen und den sorgfältigsten geographischen, naturhistorischen, geschichtlichen und litterarhistorischen Studien zeugen und ganz den Noten Scheffels zu dessen Ekkehard ebenbürtig sind. Seit 1864 arbeitet Mistral auch an einem großen provençalischen Lexikon, von dem eine Anzahl von Lieferungen bereits erschienen ist.

*) Im Original heißt es: der sich den Durst am Bache stillt und im Winter an Mauern wärmt.
**) Im Original: aus Furcht, zu viel Zucker zu verbrauchen.
***) Im Original: cardello, die Gänsedistel, die, weil von den Hasen gern gefressen, in manchen Gegenden auch „Hasenkohl" genannt wird.



Der Held der Bildung.

Eine Satire.

(Schluß.)

Selten in einem großen, erfolgreichen Leben hatte Hütting eine so tiefe, innere Befriedigung gefühlt, als wenn er während der Morgenstunden seinen fernen Söhnen das Mark seiner Lebensweisheit zumaß.

Seine Töchter durften ihn dann nur hinausgeleiten in seine Lieblingslaube, und er lehnte sich dann mit müden Gebärden auf die jungen führenden Gestalten mit dem Gefühl des Oedipus, den seine Ismene führt. Ob die jungen Mädchen etwas ahnten von der Todesgewißheit und Todesfassung des Vaters? Er hätte es verschmäht, seine Sorge mit Schwächeren zu teilen; es that ihm wohl, das Ungeheure allein zu tragen, allein und stark. Emma, die kraft eines gewissen kleinen Einverständnisses mit Dr. Kirstein in die Gedanken des Vaters einen Einblick hatte, schlug sich das nach dem Rat des Arztes um so leichter aus dem Sinne, als der wohlausgestattete Frühstückskorb täglich zu Mittag in sehr unvollständiger Verfassung zurückgelangte, und auf Emmas erfreute Fragen versicherte der Doktor, daß ihm davon nur der kleinere Teil des Verdienstes zukomme. Aber über dem ganzen Leben in der Villa „Wahnlos" schwebte dennoch eine ernste Weihe, die von dem tiefgesammelten und bedeutenden Gebahren des Hausherrn ausging. Uhlands schwarzer Ritter war in das Haus getreten.

In der Stadt war damals reges Treiben; sie ahnte nicht, daß einer ihrer besten Kernbürger sterben ging. Man rüstete zu der Reichstagswahl, und an allen Ecken zupften die Straßenjungen an den gelben und blauen Wahlplakaten, während sich die Polizei mit Vorliebe den roten der Sozialdemokratie widmete. Die einzige Hoffnung dieser Partei, die sich in M. auf einen selbständigen Sieg keine Rechnung machen durfte, war, daß Rechtsanwalt Rosengold, der Kandidat der Deutschfreisinnigen, ein bis ins Herz hinein echt freisinniger Bürger war, als Mitglied des israelitischen Humanitätsvereins zugleich der geborene Vertreter des deutschen Bürgertums. Sein Freisinn war unbegrenzt, seine Unabhängigkeit um so unanfechtbarer, als er in M. der größte von den mobilen Kapitalisten war. Er war der Stadt M., die Stadt M. war seiner wert. Selbst unserem Kranken entlockte der schwungvolle Aufruf der Partei — ein Werk aus Rosengolds Feder — noch einmal ein welkes Lächeln. An gewissen Redewendungen erkannte er, daß der vielbeschäftigte Mann ihn auch diesmal nicht selbst

gemacht, sondern einen Litteraten gedungen hatte, der sich gemeiniglich in einem Kreisblatte den Freisinnigen fürchterlich machte, aber auch auf Bestellung für dieselben arbeitete. Der Wahlaufruf war Hüttings letzte irdische Freude. Zwar hatten sich die Ohnmachtsanwandlungen nicht wiederholt, der Kräftezustand war durchaus normal, Appetit und Schlaf waren geradezu vorzüglich; aber je mehr der 25. herannahte, desto mehr schrumpfte das Lebensgefühl in dem starken Manne zusammen. Ein Gedanke, wenn man will ein Aberglaube, erwürgte ihn. Der Jahrestag seiner Hochzeit, die ihm das goldene Thor des Lebens geöffnet, sollte, mußte den vom Tode Gezeichneten vollends abrufen. Der von jedem Vorurteil sonst so freie Mann kann in unseren Augen nicht verlieren, wenn er wie Cäsar und Napoleon eine kleine Schwäche bewahrte, die ihn uns menschlich näher bringt. So war es ihm wie eine höhere Gewißheit, daß der letzte stille Freund ihn an jenem Freudentag zu der Geliebten führen werde. Des Doktors Worte, die das alles weit wegwiesen, jede Gefahr für beseitigt erklärten, schienen etwas Hinterhaltig-Erzwungenes zu haben. Hütting schickte sich zum Scheiden. Die alte deutsche Geschichte überliefert uns, wie ein deutscher Kaiser, Heinrich II., den würdigen Bischof Meinwerk von Paderborn wegen dessen Gütergier mit der Weissagung seines gewissen und nahen Todes schrecken ließ, und wie der Bischof drei Tage und Nächte hindurch, des Truges unbesorgt, dem Tod entgegenwartete, mit vielem Gebet und Thränen, auf des Domes Fliesen. Welch anderes und heiteres Bild bot unser philosophisch befreiter Bürger. Was vermag nicht der moderne Geist aus einem bloßen Menschen zu machen, den er ganz durchgeistet! Von seinen Töchtern hatte er am Abend des 25. Abschied genommen wie jeden Abend. „Was hast du, Vater," fragte Marie besorgt, „ist dir wieder unwohl? Du bist so ernst! Laß mich noch eine Stunde mit dir plaudern und laß die garstigen Bücher." Hütting sah das liebe zärtliche Kind voll und tief an und sprach: „Was ich dir jetzt sage, sage ich immer: lebe wohl! und ich nehme dein „gute Nacht" in der ganzen Tiefe deines frommen Kinderwunsches; aber jetzt lasset mich ruhen!" Emma, die ohnehin einen Gang zu einer kranken Freundin vorhatte, zog die Schwester hinaus: er war allein. Es war so still im weiten Gemach, trotz der Lampen so düster! Er besah Bilder von Sidonien, von seinen Kindern allen; er spielte mit einer Locke seines Ferdinand, die er bei einem Blumensträußchen fand, das Sidonie einst zwischen Hütting und einem Reiteroffizier geteilt hatte, der ihr ritterlich huldigte. Wie gegenwärtig nahe war ihm doch das Bild jener Kahnfahrt! Gerne wollte er sich aus frohen Bildern hinüberführen lassen — und in der That, dies Zucken seines Herzens, der aussetzende Puls, Flimmern der Augen — —. Sollte er von den Kampferpillen nehmen — nein, der Kampf ums Leben war ausgekämpft; er wollte dem Tod von seinen Rechten nichts abdingen. Die Erscheinungen verloren sich wieder — er las in einer Tacitus-Uebersetzung und in einer poetischen Bearbeitung den Tod des Kaisers Otho, dann den Schluß der Briefe des Jacopo Ortis, endlich Stücke aus Werther. Es kam ihm die seltsame Anwandlung, Barnay, den er jüngst den Hamlet hatte spielen sehen, in dem gewaltigen Monolog to be or not to be nachzuahmen. Auf- und abgehend, wie es die Rolle fügt, durchmaß er das Zimmer. Als er mit seiner klangvoll schönen Stimme in tadellos englischem Accent — der Frucht jahrelanger Börsenthätigkeit in der City — die letzten Worte hatte austönen lassen, stand er eben vor einem Pfeilerspiegel, und die hohe, stolze, jetzt straffe Gestalt erschien ihm wie eine andere. Hatte ihn das doch Geheimnisvolle, dessen er ganz mächtig zu sein glaubte, wirklich in den vergangenen Wochen niedergedrückt, so war er jetzt wieder ganz der Alte; jetzt blitzte in den Augen ein Lächeln: ist das Tod? heißt das Tod? Aber gleich darauf wieder das Zucken des Herzens, das Hasten des Atems, die Schwere der Glieder — er nahm auf einem Flachstuhl eine passende Stellung — da klang schrill die Glocke, und: „Der Bursche des Herrn Premierleutnant v. Duhm-Wymmrich hat dies soeben als dringend abgegeben," meldete Johann dem überraschten Herrn. „So noch einmal ihr alten Gedanken! Ausgelebtes Leben!" Hütting wog das Billet einen

Augenblick zwischen den Fingern, dann zerriß er gegen seine peinlich ordentliche Gewohnheit das Kouvert — denn in solchem Augenblick, was bedeuten da unsere Gewohnheiten! — und las wie verloren: „Hochverehrter Herr Kommerzienrat! Die bewußte kleine Intrige am Hof ist durch meinen Oheim Zeremonienmeister in neue, bessere Wege geleitet!!!! Binnen zwei Tagen haben Sie die Formalien; Sache ist ganz gewiß. Cosa fatta capo ha!!!!!! Ich eile, Ihnen das Nähere selbst zu sagen. Noch ein notwendiger Rapport bei meinem Chef, und ich stehe selbst vor Ihnen, um der erste Beglückwünschende zu sein. Einstweilen und immer Ihr Duhm-Wymmrich."

Die stärkste Arsenikdosis hätte nicht einen augenblicklicheren Verjüngungsprozeß hervorrufen können, als diese armen, dünnen Zeilen bei Hütting thaten. Sein Auge weitete sich und erstrahlte; die zurückgelehnte Haltung im Sessel veränderte ein Ruck in die Haltung des Herrn der Schöpfung, der zu den Sternen sieht. Rief ihn so der „neue Tag", von dem er zu Kirstein gesprochen? — Aber wieviel war noch zu thun, damit der ganze Sterbeapparat, Medizin und Bücher, Zuckerwasser und Morphium verschwinde, ehe das militärische Lorgnon fragend darauf weile! Da klang schon klirrender Sporentritt, und der Offizier stand vor dem Sterbenden — das frische, helle Leben da, wo Hütting eben noch den Tod erwartet hatte. „Aber, sagen Sie, mein lieber Baron, sind Wunder geschehen? Seit vierzehn Tagen gebe ich jede Hoffnung auf, und nun doch dieser Triumph!" „Nun ja," meinte der Angeredete, „vor vierzehn Tagen stand die Sache auch ziemlich faible; aber seitdem hat mein Oheim Zeremonienmeister die Herzoginmutter interessiert, die bekanntlich ihren Hof durch das Theorem von der Auffrischung des alten Adels zu ennuyieren liebt; und seitdem fliegen die Verhandlungen beim Adelsamte nur so. Serenissimus ist gewonnen, seit er von Ihrer Bahn ins Hinterland hörte und über den Verkauf der Domäne bei M. mit der Stadt zu verhandeln gedenkt." „Sie nehmen es mir nicht übel, Herr Baron, wenn ich auch unsere kleine Angelegenheit in diesem Moment bespreche. Man ist ja auch dankbar. Wie wäre es, wenn ich Ihnen die Zigarre an diesem Schein aus meinem Portefeuille anzündete." Es läßt sich nicht mit Worten sagen, was der biedere Kriegsmann fühlte, als er seinen eigenen Generalschuldschein an der Wachskerze aufflammen sah; es war natürlich, daß ihm das brennende Papier einen feineren Geruch zuhauchte als die Havanna, welche überhaupt jetzt nicht ins Brennen kam. „Ja, ja," sagte der Seelenvergnügte, „Diomedes und Glaukus im 19. Jahrhundert. Hießen die alten Herren vor Troja nicht so, die ihre Waffen tauschten? Auch Reiteroffiziere, was? Sie sind ja ein halber Gelehrter, Herr Kommerzienrat! War's nicht so? Sie gaben Schuldschein und ich — na, eigentlich der Allergnädigste — gibt Adelsbrief, den Sie ja reichlich verdient haben. Bin auch nicht so unmodern! Aber nun lassen Sie sich aus geradem Herzen Glück wünschen und — danken; 's war doch eine verdammte Patsche für mich, seit mich auch noch der Rosengold mit alten Sachen schraubte." „Sehen Sie, mein lieber Premier," entgegnete im Ton unverdienter Würde der Hausherr, „eigentlich ist's mir persönlich um den Adel nicht zu thun. Sie wissen, ich ehre das Institut in seiner grandiosen Altertümlichkeit; aber ich bin ein Kind der Neuzeit." „Ja, ja, weiß schon, self made man u. s. w. Kennen wir! Was du ererbt von deinen Vätern hast, sagt Friedrich der Große. Oder wer?" „Nun, bester Baron, möchte ich aber meinen Kindern, meinen Töchtern den Weg durchs Leben ebnen. Verstehen Sie meinen Ideengang?" „Aha, Sie alter Schlauberger," machte der Offizier ganz kordial, und jetzt brannte seine Zigarre, „Sie wollen unseren Kommandeur bändigen, der freilich seinen Stammbaum noch von dem alten Normannenhäuptling herleiten kann, der sich von Ludwig dem Frommen die vielen Taufhemden schenken ließ. Für Se. Erlaucht den Herrn Raugrafen, den alten Schnauzbart von Major, der allein in dieser Beziehung kein Nachgeben kennt, wäre Fräulein Marie eigentlich zu schade, aber als Kommandeuse sollte sie uns allen willkommen sein!" Es entging dem harmlosen Plauderer, der eben seine schönste Stunde erlebte, daß das kommerzienrätliche Gesicht sich bei diesen lustigen

Worten veränderte und offenbar ihrem Sinne nicht folgte. Hütting hatte sich wirklich einen anderen Schwiegersohn gedacht, eigentlich einen jüngeren, kurz genau in dem Formate des ortsanwesenden Barons, der sich davon nicht träumen ließ und nun von dem gedankenschweren Wirte Abschied nahm. „Aber was haben Sie denn da, verehrter Gönner? Aha, Schauspiele“ — er griff nach dem Hamlet — „weiß schon, Liebhabertheater, bei Verlobung. Sehe schon alles vor mir. In zwei Tagen sollen die Formalien da sein! Und wenn Sie zu kleiner Fete Tänzer brauchen: Sie wissen, die Dragoner gehören immer Ihnen und Ihren liebenswürdigen Töchtern. Entzückend in den seltenen Fällen, wo wir die Ehre haben ihnen zu begegnen. Scheint natürliche Abneigung gegen Uniform — sonst seltener Fall. Wahrhaftig! Hahaha! Nicht? Nun, weiß schon, religiöse Maxime. Sehr schön bei Mädchen, habe selbst fromme Schwester. Dennoch Dame! Um so schöner, wenn mal. Na, adieu, adieu! Sie glauben nicht, wie schön ein kleines Jeuchen schmeckt, wenn man Rücken ganz frei hat. Nun noch einmal adieu!“

Unser Sterbender sammelte sich jetzt von einigen Enttäuschungen und noch mehr von einer großen Freude, die ihn wie ein inneres schönes, reines Feuer durchlohte. „Meine Sidonie! dein einziger höchster Wunsch!“ — Noch am selben Abend trug der Diener eine Notiz in das Büreau der großen Provinzialzeitung, worin Hütting dem befreundeten Redakteur die bevorstehende Auszeichnung mitteilte, die der Geehrte vorzüglich im Sinne landesherrlicher Anerkennung seines bewährten politisch-freisinnigen Strebens deuten müsse. In dieser Auffassung brachte denn auch bereits die Frühnummer des „Freiheitsboten“ einen Artikel mit der Ueberschrift: „Dem Verdienste seine Krone“, den einige Stichworte hinreichend andeuten mögen: „Anerkennung findet großen Bürger auch in ehrenvoller Zurückgezogenheit — 30jähriges Ehejubiläum — in Stille begangen — zugleich Adel verliehen — Adel des Verdienstes — wahrer Adel — dennoch unentwegter Freisinn“ u. s. w.

Während in den Prachträumen des Hauses Hütting sich allein Mann gegen Mann mit dem Tode maß, und durch eine unerwartete Verkettung dem Leben wiedergegeben ward, ging es in dem Gärtnerhäuschen der Villa an ein ganz ordinäres, an ein unfreiwilliges Sterben, an ein animalisches Sterben, wie es Hütting im Vergleich mit seiner eigenen freien Thathandlung genannt haben würde. Als sich nämlich Marie nach dem stillen Thee der Schwestern mit einem Bande von Utis „Neuem Phantasus“ in die feste Stellung ihrer Sofaecke zurückgezogen hatte, nahm Emma ein Tuch und eilte in das Gärtnerhaus, wo ihre Jugendgespielin Margret nach der Geburt eines Kindes in Lungenentzündung gefallen war und in den letzten Zügen lag. Als Emma über den dunkelnden Hof dahinschritt, dachte sie an das kurze Glück, das Margret, die Tochter des guten alten Gärtners, der jetzt unter den Friedhofrosen ruhete, in der Ehe mit Wilhelm gefunden, der vom Militär weg in den Garten, und bald auch in ihr Herz gekommen war. Die Thüre auf den Flur war geöffnet, damit die kühlere Luft hineindringe, da das Krankenbett unter dem Fenster stand. Emma stand im Flur, sich sammelnd und das Weinen besiegend; denn Dr. Kirstein hatte ihr früh wenig Hoffnung gelassen. Jetzt hörte sie die Stimme der Todkranken. „Mann, lieber Mann, weine nicht; ich hab' dich ja so lieb und das Kind. Sonst ginge ich gern.“ Emma hörte dann nur Schluchzen; aber darauf: „ich sterbe, Herr Pfarrer, stärken Sie mich; ich glaube, Herr, hilf meinem Kleinglauben!“ „Meine liebe Frau“ — Emma erkannte des Hauptpastors Plüßnow Stimme — „Mut, Mut; seien Sie stark! Sie fühlen gewiß bei Betrachtung des Weltalls die Unmöglichkeit irgend eines zweckwidrigen Geschehens. Das Individuum unterwirft sich mit Gelassenheit den Gesetzen des Universums. Aber denken wir nicht an den Tod.“ „Herr Pfarrer,“ schrie die Sterbende, „ich fühle den Tod; geben Sie mir Licht, ich bin so schwach; rufen Sie Jesum, wo ist er?“ „O ja, liebe Frau, denken Sie nur immer an das Vorbild jenes reinen Dulders, der uns alles im Lichte väterlicher Führungen verstehen lehrt!“ Die Sterbende hörte offenbar nichts mehr; ihr rasselndes Atmen war fast Schluchzen geworden. Sie schloß

die Augen, und mit weit offenem Munde bewegte sie die Finger der freien Hand gleichmäßig, wie im Takte auf der Bettdecke; ihres Mannes Thränen und Küsse bedeckten die andere. Dann plötzlich wühlte sie sich in den Kissen empor: „Herr Pastor, es ist so dunkel, es liegt eine harte Decke über mir, sagen Sie mir den Trost im Leben und im Sterben! Bin ich in der Gnade?" Der Herr Pastor hustete und begann mit bescheidener Gestikulation von der Vorsehung zu reden, die man geradezu mit einer waltenden Vaterliebe vergleichen dürfe und von der Bestimmung und von einem Verhältnis und mehreren anderen Dingen auf „nis" und „ung" und „heit". Offenbar suchte er die nach der Berührung mit wahrhaften Himmelsdingen Lechzende aus dem ersten Artikel zu trösten. In Emma, als sie das hörte, quoll ihr ganzer Glaube an den Erlöser empor, der Geist rührte ihr Herz mächtig, der sterbenden Mitschwester beizuspringen und ihr die Thorheit des Kreuzes — der Schwachen und im Todeskampf Zagenden — aus warmer Seele zuzurufen. Es war ihr schrecklich zu hören, wie der geistliche Mann der gequälten Seele die schönen Dinge so von außen anmessen wollte, anstatt den lebendigen Glauben aus seiner Höhle nur zu rufen: er ist ja in dir; du hast ja den Erlöser; du bist ja sein. Es kam ihr vor, wenn die heißen Bitten der armen Margret so leer zurückkamen, wie wenn ein Ertrinkender mit den Händen hinangreift und immer wieder herabgleitet von einem Felsen, den ein boshafter Irrgeist blank poliert hätte: so wenigstens hat sie ihren damaligen Eindruck später verbildlicht. Jetzt raffte sich die knieende Emma eben im Dunkel des Flurs empor, da trat eine wohlbekannte Gestalt in den Rahmen der äußeren Thüre. Dr. Kirstein konnte seinerseits die im Dunkeln jetzt Verharrende nicht sehen. Rasch trat er an ihr vorbei an das Krankenlager: „Wie geht es? Temperatur wieder gemessen?" „41 Grad," stöhnte der Mann. „Nun, das war nicht anders zu erwarten. Und die Stiche in der Brust? Nachgelassen? Nun, Gottlob. Und das Herz schlägt noch stark genug! Legen Sie mal die Eisblase aufs Herz, lieber Wilhelm!" „O wie dunkel, wie Nacht um mich; helft mir alle; Mann warum hilfst du nicht?" Emma war auf den Estrich gesunken, und der Geist half ihr rufen: „Abba, lieber Vater." Da hörte sie eine Stimme, auf das unaufhörliche Andringen der Geängsteten da drinnen, — es war nicht die des Pfarrers — „wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir; wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür; wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, dann reiß mich aus den Aengsten kraft deiner Angst und Pein" — und dann flüsternd: „Sie sind müde, armer Herr Pastor, gehen Sie." Das geschah; es war eine Stille drinnen, als ob der Tod das Wort allein haben sollte. Dann wieder das entsetzliche Aufkeuchen der Sterbenden. Da hörte Emma wie im Befehlston eine feste, starke, fast harte Stimme: „Fürchte dich nicht, der Herr ist nahe; Christus hat dich erlöst; du bist sein, du hast an ihn geglaubt. Er nahm deine Schuld auf sich. Aus seiner Hand kann kein Tod dich reißen. Du lebest!" Und die Kranke flüsterte: „ich glaube," mit einem sehenden wachen Blicke, während ihr Mann gebrochen auf ihre Hände stürzte. „Legen Sie das Kindchen zu ihr," sagte Kirstein jetzt zu dem Manne, während er der Kranken Hände hielt; da eilte Emma herein und bettete das Kleine zur Mutter. Kirstein trat zurück, fast ohne sie anzusehen; er war blaß und die Züge des Gesichtes gespannt in der Erwartung der äußersten Entscheidung. Er saß dann auf einen Stuhl nieder, faltete die Hände, war wie allein mit Gott. Bei der Kranken ging plötzlich eine krampfartige Bewegung durch alle Glieder; kalter Schweiß brach überall aus, er perlte auf dem Gesicht, den Händen, und eine todähnliche Schwäche befiel die Frau. Einige Sekunden wand sie sich dann wie in Krämpfen. „Gott sei Dank," sagte Kirstein, dem nichts entgangen war, und blickte Emma mit feuchten Augen an, „es war die Krise, sie ist gerettet. Jetzt nur Ruhe und Schlaf. Geben Sie dies Pulver, Wilhelm, ich schicke Ihnen jemand mit des gnädigen Fräuleins Erlaubnis aus dem Herrenhaus. Und Sie, meine Gnädige, lassen sich von mir hinüberführen."

Mit Ehrfurcht sah Emma an der bekannten Gestalt des sonst so lustigen Doktors empor: er war größer als die Männer, die sie sonst kannte, er war von der Weihe wahrer Kraft berührt, von der Kraft Gottes. Seine bescheidene Haltung kam ihr gebietender vor, als die ihres hohen Vaters, als er einst zweihundert tobenden Arbeitern entgegentrat. Denn Kirstein hatte vor dem Tode gestanden und seine Schrecken besiegt: „Da hat er mein Herz gewonnen, das ihm ja schon zuneigte," bekannte sie der Schwester. Und als er ihr die Hand zur Gutenacht reichte, da hielt sie seine Hand fest und sagte: „Kirstein, ich möchte solche Worte auch in meinen Lebensnöten hören." „Auch auf die Gefahr hin, in gewöhnlichen Tagen manches schwächere Wort zu hören?" „Auch auf diese!" Und so hatten diese beiden guten Herzen sich verlobt, ohne nur das Wort Liebe zu sprechen. „Marie, ich bin Braut," rief Emma ins Zimmer, „und welch selige Braut; mein Mann würde die Liebe der seligen Mutter verdienen!" Dann erzählte sie unter Weinen und Jubel die Erlebnisse vom Krankenbett, und breitete nach all dem Jammer und Kampf die strahlenden Schätze ihres Herzens vor der erfreuten Schwester aus. —

Am Frühstückstische holte der Vater Hütting, der sichtlich erholt aussah, eben ein Rippenstückchen von der Platte, als der Doktor gemeldet wurde. „Mit den Freiheiten des Hausarztes nahe ich mich schon am grauen Morgen! Meine Huldigung, die Huldigung eines Freundes, der wahrhaft teilnimmt; wenn es zu Ihrem Glücke dienen kann, was der „Freiheitsbote" urbi et orbi verkündet, vielleicht, Herr Kommerzienrat, zu Ihrer Genesung, so gönne ich Ihnen die Ehre. Auch Ihnen, meine verehrten Fräulein, meinen Glückwunsch; die Herren Dragoner werden nun — —" „Aber, Herr Doktor," sagte Emma, verlegen abwehrend, und Marie diesmal mit größerer Fassung. „Darf man auch fragen, wozu einem gratuliert wird?" „Um Verzeihung, Herr Kommerzienrat, soll das jetzt noch Geheimnis sein?" „Ist gewesen! Wir sind bürgerlich zu Bette gegangen, liebe Kinder, und adelig erwacht, das ist das Ganze. Der Herzog hat in Anerkennung u. s. w. — ihr wißt schon!" „Und das sagt man uns gar nicht vorher," schmollte Marie. „Aber, Papa, nun mußt du auch ein ganz gesunder Baron werden, und wenn wir nach Karlsbad gehen, nehmen wir uns einen eigenen Hausarzt mit!" Emma wurde bedenklich rot, und der Doktor mußte plötzlich gehen. „Ich bringe aber noch eine gute Nachricht. Bei Margret ist das Fieber in entschiedenem Weichen, ich werde nicht mehr die Ehre haben, Fräulein Emma dort vor unnötigen Nachtwachen warnen zu müssen." Als er sich wirklich verabschiedete, hatte die älteste Tochter des Hauses eben notwendig der Haushälterin etwas Persönliches zu sagen, und so fanden sich beide auf dem Treppengange. „Teure Emma, darf ich auch am Tageslichte glauben, daß Sie mein sein wollen, auch bei der Standeserhöhung?" „Ach Sie drolliger Mensch, als ob ein Arzt nicht als solcher Herzschwächen erkennte, wie ich sie habe! Aber wäre nur erst Papa besiegt!" „Ja gewiß, Emma, wir haben zusammen sterben sehen und sterben geholfen, das hilft auch zusammen leben." „Und dann der schreckliche Rosengold, mit dem Papa mir manchmal schön thun will!" „Mit dem will ich schon fertig werden; der neue Adel ist bedenklicher. Vor allem hat der neue Adel Ihrem Vater eine Katzenmusik der Sozialdemokraten zuwege gebracht, die morgen Abend vor sich gehen soll, da die Sprengung der Wahlversammlung ihre erste Pflicht für heute abend ist. Der Zigarrenwickler Bierbrand, Wilhelms ehemaliger Nebenmann in der Kompanie, hat alles erzählt. Ich lief zur Polizei; sie ist ziemlich machtlos; es wird nicht viel zu machen sein. Aeußerstes werde ja sicherem Vernehmen nach nicht befürchtet." „O meines Vaters Herzattacken! Aufregungen fürchte ich zu sehr für ihn: es könnte ihn töten!" „Mut, Emma, ich will zur Stelle sein, und was ein Mann thun kann, soll nicht fehlen." „Ich dummes Mädchen, hatte noch eben solche Angst, und nun Sie kommen wollen, bin ich ganz ruhig. Aber bringen Sie, bitte, ja nichts zum Schießen mit!" „Nein, Liebe, nur den Geleitsmann von gestern abend! Adieu!"

Am Abend dieses Tages, des 26., war die große Wahlversammlung der deutsch-

freisinnigen Partei. Rechtsanwalt Rosengold hatte schon morgens eine Wahlreise aufs Land gemacht und besonders in dem nahen Ausflugsorte Walldorf breite Pflanzungen guter Gesinnung angelegt. Er kam mit mehreren Freunden noch eben zur Eröffnung der städtischen Versammlung. Von Hüttings Standeserhöhung hatte man ihm bei der ungeheuren Wahlerregung noch nichts gesagt, und am Präsidententische hatte man genug zu reden von einem beabsichtigten Sprengversuche der Sozialdemokraten. Die Versammlung war zahlreich, und eine gewisse Größe war ihre Signatur: alle Anwesenden hatten entweder große Schmeerbäuche oder große Glatzen oder große Nasen, zum mindesten aber große Stöcke. Die das letztere Parteiabzeichen trugen, waren die Sozialdemokraten. Ohne Störung erhielt Rosengold das Wort zur Hauptrede. Nie ist der Freiheit auf jedem Gebiete in edlerer Weise ein blanker Silberschild vorgetragen worden, nie sind aus einer Mannesseele schönere Worte geflossen. Selbst der Unsinn nahm in des Redners Munde eine gefällige und gewinnende Gestalt an, und die Sozialdemokraten fühlten sich ganz heimlich in diesen Räumen. Um Rosengolds Winkelriedskampf gegen die Reaktion zu veranschaulichen, erzählte der Zigarrenwickler Bierbrand später in seiner bilderreichen Weise, ein paar verirrte Ratten aus einem hochherrschaftlichen Stalle seien bei einer starken Tirade auf dem Korridor in Krämpfe gefallen. Aber eine dem glänzenden Redner bei allem Selbstbewußtsein selber unbegreifliche Sensation erregte folgende Stelle seiner Rede: „Und wer ficht in der ersten Reihe der Reaktion? Der Adel! Wer vergiftet die Institution des Heeres, des Hofes? Der Adel! Im alten Florenz hat man verdiente Adlige in den Bürgerstand erhoben, schlechte Bürger in den Adelstand herabgestoßen." Bei dieser Stelle brach es bei den Sozialdemokraten, die mit unrasierten Wochenbärten und unter Verbreitung sehr starker Tabaksdüfte aus der ohnehin viel mißbrauchten Pfeife des armen Mannes an mehreren Tischen beisammen saßen, donnergleich los: „Bravo Rosengoldchen! Gib's ihm! Dem Verdienste seine Krone!" Während Rosengold, geschmeichelt, verwirrt, weiterzureden versuchte, blieb das Wiehern bei den sozialen Freiheitsfreunden in Permanenz, aber auch die weniger sozialen Parteigenossen riefen fortwährend: „Zur Sache!", und das Präsidium nahm schließlich dem Redner wegen Bedrohung des ruhigen und gedeihlichen Verlaufes der Versammlung das Wort. Das Vergnügen wirkte aber sittigend auf die Sozialdemokraten; sie verließen die Versammlung ungesprengt und riefen den Schutzleuten höhnisch zu: „Heute wird nicht gesprengt! Rosengold hat alles allein gesprengt! Hurrah für Rosengoldchen!" In so harmloser Heiterkeit hatte man die wilde Bande noch nie gesehen; der Barbier Wurstert wollte durchaus einen Schutzmann umarmen; und der uns bekannte Zigarrenwickler brachte dem Präsidium einen Ganzen und trank auf das spezielle Wohl des Kandidaten-Redners. Dann räumten sie in frohgemutem Getümmel den erschütterten Saal. „Aber Liebster, Bester, wie haben Sie uns das thun können!" sagte der Präsident unterdessen zu Rosengold, dessen verblüfftes Aussehen zeigte, wie wenig er sich auf der Höhe der Situation befand. „Aber ich ahne ja nicht!" „Was, ahne nicht! Hüttings Nobilitierung — Festartikel im Freiheitsboten — Fackelzug in Sicht — und Sie ahnen nicht? Nein, der Skandal ist riesig!" Rosengolds feines politisches Gefühlsvermögen ließ ihn jetzt die ganze Lage überblicken; er sagte nur „Au!" und sank schwer in einen Sessel. Der ganze Glanz seiner imposanten, männlich deutschen, echt bürgerlichen Persönlichkeit glitt fast sichtbar an ihm nieder, und er war zur Stunde nur Samuel Rosengold, der Sohn Schmul Rosengolds. Der größte Mann in M. war eben kleiner als damals, wo er das Lotterielos noch nicht so glücklich ausgespielt. Sein Freund Pumpmeier, der hinter ihm stand und seine Natur kannte, rief nach Kognak und bewährte so den sprichwörtlichen Wert des Freundes im Rücken. „Wär' ich gewesen nicht in Walldorf," das waren die nächsten Worte des geschlagenen Mannes, die dann für einige Zeit unter Ausflüglern, die in Walldorf überzecht hatten, zur stehenden Redensart wurden.

Verloren war darum nichts. Die Sozialdemokraten waren um so fester

entschlossen, für Rosengold zu stimmen, weil er gegen den Adel gedonnert hatte, und weil ihre schönsten Parteiführer in verschiedenen öffentlichen Anstalten unfreiwillig verköstigt wurden: die Strafe, die sich einst der weise Sokrates gewünscht hatte, nur in etwas modifizierter Form. Immerhin mußte Hütting, der Vater der Partei — und einer Tochter! — versöhnt werden. Rosengold fuhr anderen Morgens dort vor. Der Kommerzienrat hielt ihm in strömenden Worten seinen Undank vor. Auch als der Erschrockene den Beweis seines Alibi führte, sprach er so heftig fort von den gemeinen Beweggründen der Scheelsucht, daß Rosengold die fruchtlosen Entschuldigungen einstellte, und da er im Grunde ein giftiger Kerl war, den Spieß wandte und Hütting einer Charakterlosigkeit gegen die Partei, der Verleugnung der Grundsätze u. s. w. anschuldigte. Jetzt kannte sich Hütting nicht mehr: die Entrüstung wurde ihm zur Wohlthat; „nichts konnte ihm die Lust entreißen, schlimm und schlimmer von ihm zu denken". Als aber wieder und wieder aus Hüttings Munde das Schmachwort „Gemeinheit" erscholl, da schrie Rosengold: „Gemeinheit? Erlaubnis, Herr Kommerzienrat, was heißt Gemeinheit! Sie sagen, immer seien Sie gewesen ein blanker Charakter und hätten eine blanke Familie. Will ich Ihnen sagen, daß Ihr Ferdinand ist gar nicht blank! Die Schulden, die er hat gemacht für die Veloni-Bilani, habe bezahlt — ich; da er jetzt gegründet hat die Zeitung, die verkracht ist im Entstehen, habe bezahlt — ich; aber als ich ihm zusammenrechne die 47 000 Thaler, da wird er sagen zu mir, als ich war vorgestern bei ihm: „Rosengold, der Alte hat mir einen verrückten Brief geschrieben, lesen Sie, er will sich ein Leid anthun am 25., dann erbe ich und verwalte meiner Schwestern Vermögen. Stehe ich nicht hoch über meiner Verbindlichkeit?" Turmhoch, Herr Professor, sag' ich — aber schön war's von ihm nicht, zu zeigen den Brief und zu spekulieren auf den Tod von seinem Vater. Er ist zu strebsam, der Herr Ferdinand. Aber Sie, Herr Kommerzienrat — Sie stehen mir gut, sonst verklage ich Ihren Herrn Ferdinand auf Betrug, weil er mit dem Brief mir abgerungen hat eine neue Quartalstundung! Empfehle mich, Herr Kommerzienrat; wenn Sie mir was sagen wollen sonst noch — bitte, schriftlich!" Hütting schwoll bei diesem Unerhörten auf — der neue Adel bäumte sich in ihm und gab ihm Riesenkraft: „Hinaus, Sie elender Wucherer, besehen Sie sich mein Treppenhaus freiwillig, ehe ich Sie hinauswerfen lasse!" Und so wütend wandte er sich nach den inneren Zimmern, daß er das Tischchen mit Arzneien umstieß. „Gut," rief er, „sei's drum! Ich muß leben um meiner Feinde willen — ich will ihnen zeigen, wer Hütting ist! Gib mir, dunkle Macht über mir, soviel Kraft! Der bürgerliche Hütting ist am 25. gestorben, der adelige nimmt neu den Kampf des Daseins auf für wahre Freiheit. Ich schließe mich an eure noble Kette, Baron Grimm, Baron Holbach, Baron Humboldt — und Herr von Goethe, Herr von Schiller, all' ihr bürgerlich-freien Seelen mit den Vorrechten des Namens" — rief er enthusiastisch. „Und du, mein Sohn, Stolz und Freude und jetzt Qual meines Daseins, ob dir zu helfen ist?" Ermattet schloß er die Augen; es rührte und gährte in ihm; Rosengolds Wort „er ist zu strebsam" meldete sich. Sollte er selbst Ferdinand mißleitet haben?

Fräulein von Genserheide, die Repräsentantin des Hauses, trat ein und legte dem Herrn Kommerzienrat die Notwendigkeit vor, wegen Livreen, Servicen, Wagen u. s. w. die nötigen Bestellungen zu geben; denn diese äußeren Abzeichen dürften nicht fehlen, nachdem der Adelsbrief eingetroffen sei. Und so ging es, was Hütting wohlthätig zerstreute, im Hause zu wie am Tag einer Verlobung. Es war, wie wenn er einen neuen Bund mit dem Leben geschlossen hätte; er fühlte sich gesund, voll Thatkraft, und selbst so kleine Dinge bemerkte er mit Freude, wie die unfehlbare Sicherheit, mit der die Dienerschaft den „gnädigen Herrn" sich angeeignet hatte. Ueber all' den Besprechungen und Aufträgen, wobei Marie und das Fräulein sich als treue Helferinnen des Hausherrn bewährten, schlüpfte Emma einmal hinüber ins Gärtnerhäuschen. Sie fand Margret eingeschlafen, zog sich einen Schemel neben das niedere Bett, nahm das Kindchen aus der Wiege und legte es auf die

eigenen Kniee und ihr eigenes Haupt bettete sie neben das blasse Gesicht der Jugendgespielin auf das Kissen. Sie schlummerte ein in der Nachmittagshitze, und so fand Dr. Kirstein das liebe Schlafgesindel beieinander; er ließ sie ruhen, aber der leichte Kranz von weißen Rosen, den Wilhelm herbeischleichend um die beiden Köpfe gelegt, dünkte dem Doktor schöner als der strahlende Kopfschmuck von Diamanten, der, unter Glas gehalten, noch von Frau Sidoniens Hochzeit zeugete. Als Emma später daheim von ihren Erfolgen in der Krankenpflege triumphierte — die Arznei einzugeben, hatte sie über dem schönen Schlafe vergessen —, da behauptete der Doktor, ausgesehen habe diese Pflege freilich sehr schön, aber sie sei eine unbewußte, wie das unbewußte Christentum der Gebildeten, von dem Pastor Plüßnow immer rede, und wie Herrn v. Hartmanns unbewußte Philosophie. Dann behauptete Marie geheimnisvoll, sie habe Margretens Genesung aus der Tageslosung der Brüdergemeinde Jes. 55, 12. 13. schon voraus geahnt, worauf Emma scherzend meinte, daß sich das auch auf Papas Wiederaufleben beziehen könne.

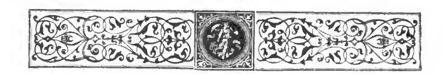
Ein Glück für die Bewohner von Villa Hütting, daß der Tag so belebt und der Anforderungen kein Ende gewesen war: was Emma und Marie drückte, trat doch erst in den Abendstunden mahnend hervor, und hatte der Vater am Nachmittag über die Absicht der Sozialdemokraten noch gescherzt, so war er tief empört, als ihm die Kunde kam, daß aus den Fabriken von Rosengolds Bruder und Schwager die Arbeiter schon seit Stunden feiernd und schreiend heimgeeilt seien, so daß sich an einer Mitbeteiligung finsterer satanischer Rachsucht, wie Hütting das jetzt nannte, nicht zweifeln ließ. Es war Samstag und Zahltag in den Fabriken, und nach der gestrigen Wahlversammlung hatte der Vorstand der Sozialdemokraten die Losung „Rosengold" ausgegeben, und sie feierten seinen Sieg im voraus als ihren Sieg. Gegen 8 Uhr wimmelten die rußigen Männer aus den Vorstädten herbei, und auch mancher Spießbürger, dem jeder soziale Zug fehlte, konnte der menschlich berechtigten Freude am Skandal nicht widerstehen und bewegte sich gegen die Villenstadt am Flusse. Die Vorsichtsmaßregeln einer klugen Obrigkeit trugen mehr einen unsichtbaren Charakter; sie sollten den wilden Pöbel nicht reizen. „Nicht reizen" war die kurze, behaltbare und durch die Uebung im Skatspiel vertraute Losung, die jedem Schutzmann heute im Busen lag; und diese ausführenden Organe zeigten einen anerkennenswerten Eifer, die hohen Intentionen zu verwirklichen. Als einige Dutzend zerlumpte Weiber eine Menge zerbrochenen irdenen Geschirrs auf dem Rasenplatz vor Villa Hütting aufstapelten, vermutlich zu mehr als bloßen Dekorationszwecken — das „det sinn Scherben" seines Freundes hat ein anderer Gassenjunge in „det j i b t Scherben" verbessert —, da hielten die zwei Schutzleute die Köpfe angestrengt in entgegengesetzter Richtung, und als die ersten Züge der dunklen Kolonnen unter Vortritt schreiender Straßenjugend johlend in ihres Herzens Fülle und Fröhlichkeit von der Hauptstraße auf die Villa zubogen, da mußten die beiden reitenden Gendarmen, die in der Nähe hielten, notwendig einem maulkorblosen Hunde nachsprengen, der den Fluß hinunterlief und die öffentliche Ordnung gefährdete. Das eiserne Thor der Villa Hütting war geschlossen. Am Thore lehnte allein in seinem hellen Ueberrock der Doktor Kirstein, eine der bewußten weißen Rosen zwischen den Lippen, die man ihm im Gärtnerhäuschen geschenkt hatte. Es schien, daß er Beobachtungen über die Dämmerungserscheinungen anstellen wollte; denn er blickte ruhig zum Himmel auf, als die Masse heranbrandete, die Rasendrähte des freien Platzes niedertrat und in ungeheurem Kreis der Villa gegenüber Aufstellung nahm. Man schien auf eine Anrede zu warten; denn einige Führer traten eben auf einem verwüsteten Blattpflanzenbeete beratend zusammen. Der Doktor genierte sie gar nicht: er war selbst ein Arbeiterkind und Armenarzt; sie hatten ihn sogar schon auf dem Friedhof gesehen, und er galt für einen „guten Kerl". Als man in der Villa den erschütternden Schritt der Arbeiterbataillone hörte, wollte Hütting mit dem Mute eines Löwen sich auf dem Balkon ihnen entgegenwerfen und die Arbeiter — zum Teil einst s e i n e Arbeiter — im Namen der Ord-

nung, der Wahrheit durch sein Wort in Bande schlagen; aber die Töchter beschworen ihn, keinen Rückfall seines Leidens hervorzurufen, und Fräulein von Genserheide, die sonst im Verkehr mit dem Hausherrn eine unnachahmliche Zurückhaltung zierte, drang diesmal fast mit Innigkeit in ihn, sein Leben nicht einem sinnlos wütenden Janhagel zur Beute zu geben. Als Marie und das Fräulein dann in einem rückwärts gelegenen Zimmer bei ihm Platz nahmen und der erwartete Höllenlärm noch immer auf sich warten ließ, stellte sich bei den drei Harrenden doch die zitternde Aufregung vor der Aufregung ein, die ärger ist als die Gefahr. Drunten wollte eben der Eisengießer Vollfink, mit einem Besenstiel als Taktstock versehen, das Zeichen zum ersten Losbruch geben, und viele bückten sich schon nach den zerbrochenen Erzeugnissen der Thonindustrie, die schußbereit am Boden lagen — und der Glasermeister im gegenüberliegenden Eckhause machte bereits ein hochbefriedigtes Gesicht: da trat der Doktor rasch heran und nahm Vollfink rauh an der Brust. „Was wollen Sie anfangen, Vollfink! Denken Sie an Ihre kranke Sabine! Sie werden zwei Menschen morden!“ Aus den Reihen brüllte es auf: „Was will der Kerl? Hut eintreiben! Haut zu!“ Aber der Doktor hielt fest und zog seinen Gefangenen gegen Bierbrand hin; selber umdrängt von einer Menge, über der die Prügel wie Halme emporwuchsen. „Arbeiter!“ rief der Doktor, „ich bin ein Arbeiterkind, und der da drin ist ein Arbeiter. Laßt ihm den Unsinn, er hat's erarbeitet! So schlimm ist er nicht, seine Tochter wird mein Weib.“ Einige, die ihn kannten, stießen jetzt mit Ellbogen um sich und riefen: „Zuhören!“ Andere, die ihn nicht kannten, grinsten höhnisch und drängten heran. Da schuf es einen kurzen Aufenthalt, daß zwei Gestalten aus dem Seitenpförtchen des Gartens schlüpften, Emma, die von drinnen die Gefahr des Geliebten erkannt hatte, und Wilhelm, der vor ihr Bahn brach, immer schreiend: „Sind das Kameraden? Mein Weib liegt neben euch auf den Tod, und ihr laßt die Hölle los? Schämt euch, Gilbert und Schmitter, als eure Weiber krank waren, hat euch meine Margret Gemüse gebracht und eure Rangen gewartet!“ Gilbert und Schmitter warfen sich jetzt dem von hinten vorquellenden Leuten entgegen, und die Unklarheit der Lage gab soviel Raum und Ruhe, daß man Emmas silberne Stimme vernehmen konnte — die Hand fest auf Kirsteins linken Arm gelegt, seinen rechten hatten einige Arbeiter dingfest gemacht, rief sie, hocherrötend zwar und stockend: „Ihr Leute, geht und trinkt auf das Wohl des Kommerzienrates; er will es haben; in allen Bierhäusern ist Freibier bis morgen früh!“ Freibier — wunderbares Wort! Wie Oel glättend legte es sich über die Versammlung. „Still da,“ riefen viele, „das ist die Festjungfer vom Sedanfest. Anhören, das ist ja der Krankenengel. Hurrah, Doktorsfrau!“ brüllten andere. „Auseinandergehen, marsch!“ Jeder rief den Namen seiner Lieblingskneipe, und als der Doktor Emma aus der zerrinnenden Masse führte, da sprach er: „Sie sind doch das klügste Mädchen in ganz M., und ohne Sie läge ich jetzt wahrscheinlich bei den Blattpflanzen da.“ Die Menge verlief sich, ehe das konsignierte Militär herbeikam. „Die Eumeniden ziehn, ich höre sie, Zum Tartarus und schlagen hinter sich die ehrnen Thore fernabdonnernd zu!“ citierte der Doktor vergnügt, als die letzten Reihen kehrt machten und Gilbert und Schmitter die mitgebrachten Prügel an einigen Krakeelern probierten, die das Randalieren nicht lassen wollten. Der nun folgende Abend wurde von allen Arbeitern M.s außer demjenigen des dritten Pfingsttages für den hehrsten und schönsten des Jahres erklärt, und Hüttings tapferes Mädel wurde in allen Bierhäusern gerühmt, eine Ehre, die ihr nie mehr widerfuhr.

„Herr Kommerzienrat, die Leute wollten Ihnen eine Ovation bringen,“ führte sich der Doktor oben ein, „aber es fehlte an einem Festredner. Sie wollen ein ander Mal wieder erscheinen. Fräulein Emma hat ihnen soviel Freibier gegeben, daß sie ihre Festreden dabei hübsch einüben können.“ „Laßt nur, Kinder, ich kenne euch; ich kenne die Welt. Gebt jedem von den Schreiern da unten soviel Kraft und Energie im Kampf ums Dasein, so will er auch nicht in der zweiten Reihe halt machen, sondern

strebt zur Spitze. Aber wozu hast du den Doktor fortwährend am Arm? Soll er der Polizei übergeben werden; hat er etwa Lärm machen wollen? Oder soll er irgend ein Geheimnis nicht ausplaudern? Ich denke, du plauderst ohne zu reden eben selber ein Geheimnis aus, und deine Kuren an kranken Arbeiterfrauen sind — eine Berufsvorbereitung gewesen." „Ja, lieber Papa, zu erlauben brauchst du es gar nicht mehr, wir haben es eigentlich den Arbeitern versprechen müssen, daß ich bürgerlich heiraten muß. Er hat mich von ihnen befreit, also Perseus und Andromeda!" „Wohl," rief der Kommerzienrat mit Empfindung, „so will ich es denen da draußen zeigen, den Roten und den Schwarzen. Dr. Kirstein, der Sohn des Arbeiters, und Emma Freifräulein von Hütting, das ist das Wahre: das ist der Triumph wahrer Demokratie. Wie ich Sie persönlich schätze, das wissen Sie, Doktor." „Ja," sagte der Doktor vieldeutig, „an Sterbebetten lernt man sich kennen und schätzen."

Der Held der Bildung hatte fortan Besseres zu thun als zu sterben. Er wollte der Stadt, dem Lande zeigen, wie der wahrhaft Vorurteilslose alles in sich vereinigt und alle Höhen der Zeit in sich zusammenbiegt. Wiewohl er zum Kammerherrn ernannt ward nach der Domänenkauffrage, gründete er seinem Ferdinand eine nahezu radikale Zeitung. Dessen finanzielles Arrangement war doch schwieriger, als Hütting selbst nach Rosengolds Eröffnungen annahm; aber Bruder Georg deckte mit seinem Vermögen das Fehlende mit der Angabe, daß er auf eine Abzahlung nicht rechne. Bald nach der Karlsbader Reise feierten Kirsteins Hochzeit; in Walldorf errichtete er mit dem heimgekehrten Schwager Doktor eine Badeanstalt, von der Hütting selbst nicht wünschte, daß sie ganz nach den Grundsätzen seines Abschiedsbriefes eingerichtet sei. Der Fall Ferdinands hatte ihn, wie er es nannte, altfränkischer, zu einem Romantiker des Geschäftslebens gemacht; in guten Stunden konnte man ihn auf das Yankeetum schelten hören. Einen Monat nach Emmas Hochzeit schlang auch, wie sich der enttäuschte Glasermeister ausdrückte, der Kommerzienrat noch einmal um sich und Fräulein von Genserheide das Band der Ehe. Es gehörte zu Hüttings ganzem System, den leeren Vorurteilen Trotz zu bieten. Unmerklich bahnte dann die junge Gattin, die gescheit genug war, manches Neue in Villa Hütting an. Bei der Agitation gegen die Ernennung eines gläubigen Geistlichen verweigerte Hütting seine Mitwirkung, und aus Anlaß eines atheistischen Vortrages im Volksbildungsverein trat er aus dieser ehrenwerten Körperschaft aus. Er erklärte es für eine Bethätigung seines Freisinns, daß er der jungen Gattin für innere Mission hohe Beträge zur Verfügung stellte. Umdenken könne er sich nicht mehr; aber Georg sei allerdings ein echterer Diener Gottes als Plüßnow, darin habe seine Baronin recht. Ueberhaupt vermittelte sie eine Art Versöhnung mit Georg; sie bewirkte, daß Marie, ihrem alten Wunsche entsprechend, in sein noch einsames Pfarrhaus ziehen durfte. „Gib acht," sagte Frau von Hütting zu dem Gatten, „eines Tages wird das weiße Täubchen von einem solchen schwarzen Amtsbruder gefangen werden!" „Der sollte mir aber kommen," erwiderte der Gatte protzig. „Und warum denn das?" inquirierte die Baronin spitz mit der Bestimmtheit einer dritten Gattin. Denn sie war nun einmal für Neigungsheiraten.



Ein fürstliches Denkmal der Reformationszeit.

Von

Professor **Victor Schultze.**

In der pommerschen Stadt Stolp verschied in der Morgenstunde des 7. Juli 1660, von der Welt unbeachtet, als die Letzte aus dem ruhmvollen, durch eine bewegte Geschichte hindurchgegangenen pommerschen Herzogsgeschlechte, die verwitwete Herzogin Anna von Croy. Sie gehört zu jener glänzenden Reihe deutscher evangelischer Fürstinnen, an welchen der Segen des durch Luther wieder aufgeschlossenen Evangeliums reich und edel zur Erscheinung gekommen ist. Eine treue Bekennerin der lutherischen Lehre, gewissenhaft gegen sich und andere, umsichtig, von einem „das frawliche Geschlecht weit übertreffenden Verstand", wie eine ältere Charakteristik sich ausdrückt, dazu aus einem berühmten Fürstenhause, wäre sie eines Thrones würdig gewesen, doch band sie Herzensneigung an den in kaiserlichen Diensten stehenden Herzog Ernst von Croy und Arschot, der ihr aber nach kaum einjähriger Ehe durch den Tod entrissen wurde. Nach vierzigjähriger Witwenschaft folgte sie dem Gatten nach.

Die Hinterlassenschaft der Herzogin kam an ihren einzigen Sohn Ernst Bogislav, der in seinen späteren Lebensjahren kurbrandenburgischer Gouverneur in Königsberg wurde. Als dieser im Jahre 1684 unvermählt starb, erhielt neben anderen Instituten und Personen auch die Universität Greifswald, wo der Verstorbene einst studiert hatte, laut testamentarischer Bestimmung mehrere Zuwendungen, darunter ein hervorragendes Kunstwerk, welches der Erblasser selbst kurz bezeichnet als „eine aus dem fürstlichen pommerschen Hause herkommende Tapezerey, darin Dr. Luther auf einem Predigtstuhl und etzliche Herzoge von Pommern mit ihren Gemahlinnen in Lebensgröße gewirket".*) Zugleich wurde der Universität die Verpflichtung auferlegt, „auf den Tag des Anniversarii meiner seligen Frau Mutter als letzten Tochter und Fürstin dieses hochlöblichen Stammes" den Teppich öffentlich auszustellen und das Andenken der Herzogin durch einen feierlichen Akt zu begehen. Die Universität ist bis heute dieser Verpflichtung getreulich nachgekommen. Die letzte Ausstellung des Teppichs fand im Jahre 1880 statt, wobei der Professor der Theologie D. Zöckler die Festrede über: „Luther und die Reformation als Darstellungsobjekte der neueren bildenden Kunst" hielt.

---

*) Es wäre sehr zu wünschen, daß der Teppich photographiert und auf Grund dieser Photographie eine exakte farbige Nachbildung hergestellt würde; denn die Vergänglichkeit des Stoffes und der Farben hat sich schon in bedenklicher Weise bemerklich gemacht. Schon vor mehr als sechzig Jahren wurde in einer Beschreibung des Teppichs über Erlöschen der Farben geklagt.

Der Teppich, welcher etwa 22 Fuß Breite und 20 Fuß Höhe hat, gehört zu der Gattung von Textilwerken, die man mit dem Namen Gobelins zu bezeichnen pflegt, obwohl diese Erzeugnisse der Webekunst, die sogenannten Hautelisse-Gewebe, viel älter sind als diese Bezeichnung. Die Sitte, die Wände, um ihnen malerischen Schmuck zu verleihen, mit bunten Geweben zu verhängen, geht in die älteste Zeit zurück; aus dem griechisch-römischen Altertume wurde sie von der Kirche zur Bekleidung des Chors und der Flächen des Hauptraumes des Gotteshauses übernommen und dadurch auch für den Privatgebrauch populär gemacht. Eine große Anzahl mittelalterlicher gewebter und gestickter Hängeteppiche mit einfacher Ornamentik wie mit reichster bildlicher Ausstattung ist bis auf uns gekommen. Anfangs wurde auf diesem Gebiete kunstgewerblicher Arbeit der abendländische Markt von dem Orient, besonders von arabischen Fabrikaten beherrscht, aber seit dem 10. Jahrhundert entwickelten sich Frankreich, Flandern und Burgund zu den klassischen Ländern kunstfertiger Weberei und Stickerei. Die Teppiche von Arras (die sogenannten Arazzi), Brügge, Reims hatten Weltruhm; sie behaupteten denselben weit über die Dauer der mittelalterlichen Kunst hinaus. Die prachtliebenden Fürsten und Patrizier der Renaissanee bezogen von dorther ihre kostbaren Wandbehänge. Die von Raffael gezeichneten Kartons zu den Teppichen der Sixtinischen Kapelle ließ Leo X. in Brüssel ausführen. Doch finden wir auch sonst, z. B. in Italien und am Rhein, die Textilkunst auf hoher Stufe. Der Croy-Teppich ist ein Beweis dafür, daß auch im Osten Deutschlands diese Kunst verstanden wurde. Allerdings ist über den Ursprung des Greifswalder Teppichs nichts bekannt, abgesehen von der Jahreszahl 1554, die in demselben sich eingewebt findet; in dem oben erwähnten Testament des Herzogs Ernst Bogislav wird derselbe zum erstenmal genannt. Hinsichtlich des Zeichners sowohl wie des Wirkers sind wir völlig im Unklaren. Doch darf wohl angenommen werden, daß das Gewebe in Pommern angefertigt sei. Die ansprechende Vermutung, daß die Komposition aus der Schule des Lukas Cranach, vielleicht gar von seinem gleichnamigen Sohne herrührt, findet in dem Charakter der sächsischen Fürstenbilder, die auffallend an die Auffassungsweise des Reformationsmalers erinnern, eine gewisse Stütze, läßt sich aber nicht genügend begründen.

Der Künstler erschließt vor dem Beschauer das Innere einer Schloßkapelle. Auf der mit den Symbolen der vier Evangelisten geschmückten Kanzel steht Dr. Martin Luther; seine Linke ruht auf der aufgeschlagenen Bibel, seine Rechte weist auf den gekreuzigten Christus. Denn Christus, dahingegeben für die Sünden der Welt und das alleinige Heil der Welt, bildet den Inhalt seiner Predigt, wie die Worte in der Randeinfassung uns auf der Tafel daneben des Näheren erläutern. Die gedrungene, kräftige Gestalt des Reformators und die feste Bestimmtheit seines Wesens sind scharf und glücklich zur Darstellung gebracht, während das Antlitz die bekannten charakteristischen Züge nur undeutlich zeigt. Bezeichnet ist die Person Luthers durch eine längere Inschrift in der Einfassung und durch den Wappenschild, die weiße Rose mit dem blutroten Herz und dem schwarzen Kreuz. Der predigende Luther war eine beliebte Darstellung in der Reformationszeit; Lukas Cranach hat ihn öfters so gezeichnet. Es kommt darin der Gedanke zum Ausdruck, daß in dem lauteren Worte der heiligen Schrift, welches der Prediger vor die Gemeinde hinstellt, die Reformation ihren Grund und ihren Ausgangspunkt habe, wie auch die Inschrift besagt, daß im Jahre 1517 Dr. Martin Luther angefangen habe, „Gottes Wort lauter und rein zu predigen". An die Stelle der Heiligen mit ihren Mirakeln und Attributen ist hier der Prediger mit der hl. Schrift getreten.

Vor der Kanzel und dem Prediger stehen in langgezogener Reihe, aber in geschickter malerischer Gruppierung Angehörige der fürstlichen Häuser von Kursachsen und Pommern; auf jenes weist der in ein Täfelchen der Einfassung an der linken Seite eingeschriebene Wahlspruch: Verbum Dei manet in eternum („Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit"), auf dieses an der entgegengesetzten Seite der Spruch Herzogs Philipp von Pommern:

Pro lege et grege („Für Recht und Reich") samt den Buchstaben W. G. W., d. h. „Was Gott will". Die männlichen Personen sind durch Unterschriften, die weiblichen, mit Ausnahme des Töchterleins Amalia des Herzogs Philipp von Pommern, durch die Wappenschilder und Wappeninschriften bezeichnet. Unter den Sachsen, deren Reihe Friedrich der Weise eröffnet, tritt die breitschultrige Figur des Kurfürsten Johann Friedrich (gest. 1554), des treuen Bekenners der Reformation, welchem seine evangelische Ueberzeugung den Kurhut kostete, imposant, aber nicht ganz dem wirklichen Aussehen des mannhaften Fürsten entsprechend, hervor. Neben ihm steht die Kurfürstin Sibylle, die Genossin seiner Gefangenschaft und seiner Leiden. Ganz im Hintergrunde neben der Kanzel wird, von einem blauen Barett bedeckt, der Kopf Melanchthons sichtbar, auf dessen Anwesenheit auch das Wappen der Einfassung — die erhöhte Schlange — hinweist. Unter der pommerschen fürstlichen Familie steht voran Herzog Georg I. (gest. 1531), dessen ausdrucksvolles Bild offenbar nach einem guten Porträt gearbeitet ist und der in der Kantzowschen Chronik geschildert wird als „ein hüpscher, wohlgewachßener man, von menlichen angesicht, schönen leib und geraden schenckeln". Man möchte sagen, daß die ganze Erscheinung dieses trefflichen Fürsten eine lebendige Illustration seines Wahlspruches: „Herdurch mit frewden" sei. An ihn reiht sich rechts sein Bruder Barnim (gest. 1573) und sein Sohn Philipp (gest. 1560), welche beiden gemeinschaftlich die Reformation in Pommern durchführten und denen die Wittenberger Theologen in einem Schreiben das Zeugnis ausstellten, daß sie „in ihr Regierung und ihrem Leben nichts Höheres suchen oder begehren, denn daß rechte Gotteserkenntnuß und Anrufung gepflanzt und erhalten und ihre Unterthan zu ewiger Seligkeit berufen und recht unterwiesen werden". Die Altersverschiedenheit zwischen den beiden Brüdern sowohl wie zwischen Vater und Sohn ist völlig ignoriert, ein Beweis, daß der Künstler nach vorhandenen Porträts arbeitete. Die fünf Kindergestalten im Vordergrunde, die dem Beschauer mit so lieblicher Naivität und in ganzer kindlicher Unbefangenheit entgegentreten, sind die Kinder Herzog Philipps. Die Mutter, die Herzogin Maria, steht am äußersten Ende der Reihe; sie war eine Tochter des Kurfürsten Johann des Beständigen von Sachsen und wurde von Luther selbst in Torgau 1536 mit ihrem Gatten getraut. Es ist bekannt, daß während der heiligen Handlung einer der Trauringe zu Boden fiel, worauf der Reformator, um die übliche ungünstige Deutung eines solchen Vorfalles abzuschneiden, seine Rede unterbrechend, laut sprach: „Hörst du, Teufel, es geht dich nichts an. Gott der Herr sei mit euch!" Die links daneben stehende Dame ist die Gemahlin des Herzogs Barnim, die dritte die Gemahlin des Herzogs Georg. Endlich ist dieser Gruppe noch zugesellt der Reformator Pommerns, D. Bugenhagen; sein Wappen, eine Leier, sieht man an dem oberen rechten Zipfel des Teppichs. Er steht bedeutungsvoll zwischen beiden Herzögen, denen er öfters als Vermittler in ihren landesherrlichen Zwistigkeiten gedient hat.

Ueber die geschickte künstlerische Anordnung der einzelnen Figuren braucht nichts gesagt zu werden; sie drängt sich unmittelbar auf. Die Farbentönung, die leider unter dem Einflusse der Zeit schon stark gelitten hat, ist reich und lebhaft, besonders in der Gewandung, und steigert in glücklicher Weise den Eindruck der frischen Unmittelbarkeit des Bildes. Doch nicht hierin liegt für uns das eigentliche Interesse an der Komposition, sondern vielmehr in dem Gedanken selbst, der für den Entwurf dieses Bildgewebes bestimmend war, und durch den erst der Teppich den Wert eines reformationsgeschichtlichen Denkmals gewinnt.

Zwei der angesehensten und ältesten Fürstengeschlechter Deutschlands in der Reformationszeit und durch keinen Geringeren als Luther selbst verwandtschaftlich verbunden und an den großen Bewegungen jener Jahre von dem Wormser Zeugnis an bis zu dem Augsburger Religionsfrieden mannigfach und mit wechselndem Geschick beteiligt, geben sich hier einmütig und öffentlich als Bekenner und Schirmer des evangelischen Glaubens. Die Macht, der Reichtum, der Adel, dessen sie sich rühmen können

und der in dieser langen glänzenden Reihe fürstlicher Personen zur Erscheinung kommt, ordnet sich willig der Kraft und Hoheit des Wortes Gottes und dem gekreuzigten Christus unter, welchen der deutsche Reformator vom Predigtstuhl herab aus dem Buch der Bücher verkündigt. Es ist damit eine der ruhmvollsten Seiten des deutschen evangelischen Fürstenlebens und des deutschen evangelischen Adels überhaupt schön und eindringlich bezeichnet, die willige Hingabe an die evangelische Wahrheit und das freudige und rückhaltslose Eintreten für dieselbe. In einem durch das Ableben des Herzogs Philipp von Pommern veranlaßten Schreiben klagt Melanchthon einmal: „In wie kurzer Zeit haben wir so viele große und gute Fürsten verloren. Ich bete aber zu dem Sohne Gottes, dem Hüter seiner Kirche, daß er ihr heilsame Lehrer und heilsame Fürsten gebe." Und auch Luther hat einst einem allzu schnellen Urteil gegenüber geäußert: „Wie kann der schöne Baum, der liebe Adel dazu, daß nicht auch unzeitige Früchte davon fallen. Der Baum ist darum nicht verdammt noch böse." Daraus wie aus zahlreichen anderen Aeußerungen der Reformatoren geht hervor, wie sie, obwohl aller Förderung des Evangeliums mit weltlichen Macht- und Gewaltmitteln abgeneigt, die geistige Mitarbeit der Fürstenhäuser und des Adels zu schätzen wußten und wie hoch ihnen diese Handreichung des Mitbekennens galt. Erging doch auch der erste laute Reformationsruf Luthers an den „christlichen Adel deutscher Nation". Diese geistige und geistliche Gemeinschaft, deren herrliche Früchte im 16. und 17. Jahrhundert so reich hervortreten und der auch Lukas Cranach Ausdruck verliehen hat, wird auf dem Croy-Teppich der Greifswalder Universität in dem Verhältnis der kursächsischen und pommerschen Herrscherfamilie zu Luther und seinen beiden hervorragendsten Helfern in bestimmter Umgrenzung illustriert.

Nach den schweren Zeiten des unglücklichen schmalkaldischen Krieges, in welchem die pommerschen Herzöge, durch widrige Verhältnisse gehemmt, den verbündeten evangelischen Fürsten keine wirksame Hilfe leisten konnten, und nach dem Abscheiden des durch den siegreichen Kaiser seiner Krone und seines Landes beraubten Kurfürsten Johann Friedrich im Jahre 1554, mochte man in dem pommerschen Herrscherhause den inneren Drang fühlen, von der reformationsgeschichtlichen und der verwandtschaftlichen Gemeinschaft mit dem tiefgebeugten kursächsischen Hause in dieser Weise, späteren Geschlechtern zum Angedenken, Zeugnis abzulegen.

Das ist die zeitgeschichtliche Bedeutung dieses Denkmals neben seinem künstlerischen Werte. Was einst Michelangelo urteilte: „Die echte Kunst ist edel und fromm durch den Geist, in dem sie arbeitet", findet auch hier seine Bewährung, und ein neulich gewagter Versuch, in Ergänzung Janssenscher Geschichtsdarstellung, die Reformation für einen angeblichen oder wirklichen Rückgang der Kunst verantwortlich zu machen, wird schon durch dieses eine Werk hinreichend gekennzeichnet. Es ist nie einem Volke beschieden gewesen, die ganze Fülle der Kräfte und Gaben, die in dem Menschengeiste liegen, zu derselben Zeit gleichmäßig und allesamt zu derselben Höhe zu entwickeln; so hat auch im 16. Jahrhundert ein Teil der abendländischen Völker in der Kunst, ein Teil in der religiösen Erneuerung seine bedeutungsvolle Geschichte gefunden. Indes wie die Reformation ihre Gedanken auch in die eigentlichen Renaissancegebiete hineingetragen hat, so sind auch die evangelischen Länder und Völker von der großen Kunst- und Kulturbewegung der Zeit ergriffen und berührt worden, ohne diese Einflüsse als etwas Fremdartiges zu empfinden. Was dem katholischen Italien im 15. und 16. Jahrhundert auf dem Gebiete der bildenden Kunst beschieden war, ist dem Norden in dieser Fülle und Vollendung versagt geblieben, weil hier die Bedingungen fehlten, die dort die Voraussetzung jener Kunstblüte bilden. Aber von einer Verkümmerung der Kunst unter der Einwirkung der Reformation ist nirgends etwas zu verspüren; die Ausschreitungen der Bilderstürmer und die Abneigung des strengen Reformiertentums gegen die Kunst können nicht der Reformation als solcher zugewiesen werden.



Die vervielfältigenden Künste.

Von

Maler **H. Junker.**

Erzeugnisse der vervielfältigenden Künste sind heute in jedermanns Hand. Fast jedes Jahr bringt auch auf diesem Gebiete wichtige technische Fortschritte, unter denen die Kunst im strengeren Sinne wohl vielfach zu leiden hat, die aber an ihrem Teile auch wieder beitragen, die edle Freude am Schönen allgemeiner zu machen. Die Kunst geht ins Breite, die Freude an ihr hört auf, ein Privilegium weniger zu sein. Und wer hat ein Recht, darüber zu klagen? Was Tausende als eine Wohlthat empfinden, dazu soll der geistig höher Stehende nicht scheel blicken.

Doch nicht um zu moralisieren, sondern um die so nötige und oft gewünschte Belehrung über die technische Entwickelung der vervielfältigenden Kunste zu geben, hat mir die Redaktion dieser Monatsschrift das Wort gegeben. Und ich glaube, auch dem „Kunstkenner" noch manches aufklären zu können, was ihm in dem Verfahren der unter einander an Wert wie an technischer Besonderheit so verschiedenen vervielfältigenden Künste bisher unklar geblieben ist. Das Hauptaugenmerk werde ich aber, wie es gewünscht wurde, darauf richten, daß der Laie unter meiner Führung ein deutliches Bild von dem Betrieb der Reproduktionsarten erhält und sich dann später bei der Betrachtung der täglich vor ihm hinflatternden Bilder und Bildchen auch technisch „etwas denken kann".

1. Der Hochdruck (Holzschnitt rc.).

Nachdem im frühen Mittelalter die edle Zunft der Kartenmaler und Briefmaler das Bedürfnis nach Heiligenbildern und Spielkarten befriedigt hatte, trat mit dem wachsenden Verbrauch der Holzschnitt an die Stelle dieser Handmalerei.

Unter Holzschnitt hat man das Umschneiden einer Zeichnung auf Holz behufs Abdruck auf Papier, Pergament oder Gewebe zu verstehen. Man benutzte zu Anfang Längsfaserholz vom Birnbaum und bediente sich des Messers, daher der Name „Holzschnitt". Später, als man Hirnholz, das heißt Holz im Querschnitt, und zwar vom Buchsbaum nahm, hatte man andere Werkzeuge, sogenannte Stichel, und nun müßte man den Holzschnitt eigentlich „Holzstich" nennen. Der Holzschnitt hat ein hohes

Alter. Man übte ihn schon im Altertume, ohne indes seine Anwendung zum Drucke zu kennen. Die Stempel, mit welchen die römischen Kohorten ihre Nummern und gewisse Zeichen in die Ziegelsteine drückten, waren nichts anderes, als in Holz oder Metall geschnittene Figuren, Buchstaben und Zahlen, welche für den Druck sich ebenso geeignet hätten, wie die heutigen Lettern. Man hielt die Sache spielend in der Hand, aber zur Anwendung fehlte die Erkenntnis der Tragweite des Erfundenen. Man bezeichnet China als das erste Land, wo der eigentliche Holzschnitt in Aufnahme kam. 1849 wurde in Sitten ein Fund gemacht, der uns über das Alter seiner Anwendung in Europa belehrt: es war eine Zeugdrucktapete, auf welcher die Zeichnung das Kostüm des 14. Jahrhunderts, und zwar italienische Tracht zeigte. Ob aber darum anzunehmen ist, daß Italien in Europa das erste Land war, welches Drucke hervorbrachte, muß bezweifelt werden. In Süddeutschland sind gleichfalls alte Drucke vorhanden gewesen. Es waren hier die Mönche, welche frühe schon sich dieser Kunst beflissen haben. Auch die Streitfrage, ob Metall- oder Holzschnitt zuerst erfunden sei, wird wohl immer unentschieden bleiben. Papierdrucke sind nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts gemacht worden.

Die ältesten Bilder zeigen breite Umrisse, keine Schatten: sie waren zur weiteren Ausführung durch farbige Ausmalung bestimmt und wurden durch Pressendruck tiefschwarz hergestellt. Später kamen sogenannte Reiberdrucke auf, welche diese Umrisse in blaßgelblich-schwarzem Tone zeigen. Der älteste datierte Holzschnitt stellt den Heiligen Christophorus dar und zeigt die Jahreszahl 1423. Zum Bilde des Heiligen ist ein holzgeschnittener Text gefügt, der gleichzeitig auch die Anwendung der ins Holz geschnittenen Buchstaben zeigt.

Nun vervollkommnet sich rasch die Kunst des Holzschnittes in Deutschland und in den Niederlanden. Dagegen stehen Italien, Frankreich, England und Spanien zurück, beziehen vielmehr ihre Holzschnitte von Deutschland, welches als das eigentliche Mutterland dieser Kunst zu betrachten ist.

Man irrte sich, wenn man annehmen wollte, daß Künstler wie Wohlgemuth, Dürer, Burgkmaier und Cranach ihre Bilder selbst geschnitten hätten. Sie übertrugen diese Arbeit meist dafür besonders befähigten Gehilfen; es sind nur wenige „Selbstschnitte" von diesen alten Meistern vorhanden. Die Arbeit des Künstlers bestand meist darin, daß er seine Bilder in Federzeichnung auf das Holz brachte, die Umrisse und Schattierungen in dickeren und dünneren Strichlagen zeichnend. Es war die Aufgabe des Holzschneiders, das frei gebliebene Holz um diese Strichlagen und Umrisse hinwegzuschneiden. Bei glatten Umrissen hatte das wenig Schwierigkeit, allein bei vielfach übereinander gelegter Schraffierung wurde es zu einer mühseligen Arbeit, welche bei höheren Ansprüchen an die Wiedergabe nur durch bessere Werkzeuge, durch praktischer geschliffene und geformte Stichel bezwungen werden konnte. Es war die Aufgabe, das Holz zwischen den einzelnen Strichen so tief herauszuschneiden, daß bei dem später stattfindenden Einschwärzen der Platte die vertieften Stellen sich nicht zufüllten, sondern offen blieben; und gerade das Schneiden in die Tiefe mußte, damit nicht Verletzungen der Linien entstanden, mit größter Vorsicht ausgeführt werden. Auch mußten diese Holzschneider künstlerische Bildung besitzen, denn wenn sie nicht im stande waren, die Umrißlinien, welche die Meister auf das Holz gezeichnet hatten, zu verstehen und nachzufühlen, so mußten bei einer geringen verständnislosen Drehung des schneidenden Werkzeuges die gröbsten Verzeichnungen und die unverständlichsten Formen zum Vorschein kommen. Deshalb ist auch ein guter Holzschnitt als ein wirkliches Kunstwerk eigener Art zu betrachten.

Bald ist auch der Metallschnitt nachweislich vorhanden und er bemächtigt sich der verzierten Anfangsbuchstaben, der heiligen und Profanbücher. Auch verfertigte man bald schon Klischees in Blei, das ist: man stieß den Holzstock in geschmolzenes Blei, erhielt darin die umgekehrte Form und stieß nach dem Erkalten diese wieder in geschmolzenes

Blei, wodurch dann das eigentliche Klischee entstand. Da nämlich die Holzstöcke beim Druck gar bald erweichten, indem die den Druckfarben beigemischten Substanzen, Firnisse, Fette und ätherischen Oele, die Stöcke angriffen und sie nach und nach zerstörten, und da man so nur eine geringe Anzahl von Drucken von Holzstöcken herstellen konnte, so war man durch diese Art der Herstellung von Klischees der Sorge und Mühe enthoben, die Zeichnungen des öfteren schneiden lassen zu müssen.

Die Erfindungen auf dem Gebiete des Holzschnittes reihen sich nun in rascher Folge aneinander: Ulrich Pilgrim erfindet das clair-obscur, das Helldunkel. Die Italiener bezeichnen Hugo da Carpi als den Erfinder, Umrißlinien und Schraffierungen durch verschiedene Platten übereinander abgetönt zu drucken.

Der Verfall des Holzschnittes beginnt etwa gleichzeitig mit dem dreißigjährigen Kriege. Es war der Kupferstich, der als sein größter Feind betrachtet werden muß und dessen Ausbreitung seinen Untergang beschleunigte. Die Titelbilder gehen ihm verloren; es bleiben ihm nur, wie zwei Jahrhunderte früher, Vignetten, Fibeln und Spielkarten, Kalender und Buchdruckzierrat, trotz seiner Vervollkommnung durch Anwendung von Hirnholz. Was ihn hält, ist nur noch seine leichte Einschmiegung in den Lettern-satz. Aber im 18. und 19. Jahrhundert blüht er wieder auf, und zwar ruft die Vorliebe der Engländer für das Skizzenhafte und für typographische Altertümer diese Wiedergeburt hervor. Als Vater derselben ist Thomas Bewick zu bezeichnen, dann die Geschwister Byfield. Auch diese vervielfältigten ihre Platten durch Abklatsch und sandten diese weit hinaus nach allen Ländern.

Frankreich zeigt in der Restaurationszeit einen eigenen Illustrationsstil. Deutschland, erst abhängig von England und Frankreich, hat sich neuerdings durchaus emanzipiert, und schon im vorigen Jahrhundert waren Unger, Vater und Sohn, Gubitz, Unzelmann bedeutende Vertreter des Kunstfaches. Aus ihrer Schule gingen die Brüder Vogel, welche Menzels „Friedrich den Großen" geschnitten haben, hervor, und in Wien war es namentlich Blasius Höfel, der eine geradezu verblüffende Technik im Holzschnitt zeigte; er verstand es, den Kupferstich auf's getreueste in all seiner Mannigfaltigkeit, besonders auch in der Punktiermanier, nachzuahmen.

In Leipzig waren Kretschmar, in Dresden Bürckner, der namentlich Ludwig Richters Werke schnitt, Gaber, der Schnorr von Carolsfelds Schöpfungen in Holzschnitt herstellte, jeder ein berufener Künstler. In Berlin, Braunschweig, Düsseldorf, Dresden, Leipzig, München, Stuttgart sind heutzutage blühende xylographische Anstalten.

Während man sich im Mittelalter begnügte, nur Umrißzeichnungen mit Angabe von leichten Schatten herzustellen, läßt man jetzt wie beim Kupferstich den Tonwert der Farben zur Geltung kommen. Früher erschienen alle Figuren einfach weiß, da Gewandung, Fleisch, umgebende Landschaft, Gegenstände u. s. w. nur in ihrer plastischen Erscheinung dargestellt wurden. Jetzt läßt man nur das weiß, was in der Natur weiß ist, z. B. Wolken am Himmel, alles Farbige aber, z. B. auch schon das helle Blau des Himmels, wird durch leichtere oder stärkere und verschiedenartige Schraffierung in seinem Tonwerte wiedergegeben. So entsteht der Eindruck getuschter malerischer Zeichnungen. Die Technik ist glänzender und freier geworden, der Holzschneider, der früher Faksimile schnitt, d. h. also seine Zeichnungen durch Striche genau vorgebildet haben mußte, ist jetzt im stande, jede auf Holz getuschte oder photographierte Zeichnung ohne jede Angabe von Konturen und Strichlagen ganz nach eigenem Gefühl und in dem gewünschten Effekt zu schneiden. Er gibt dabei sogar gelegentlich das frühere System auf, die Tönung durch schwarze Strichlagen darzustellen, und schneidet diese negativ, d. h. so, daß er die Kreuzungen der Schattenlinien ins Holz vertieft. Dadurch wirken bei dem Drucke nicht mehr die Linien schwarz, sondern die kleinen, zwischen den weiß herausgeschnittenen Linien übrig bleibenden viereckigen Holzstückchen, die nun dem Ganzen ein punktiertes Aussehen geben und bei Fleisch, bei Köpfen u. s. w. den Eindruck großer Weichheit und Zartheit hervorbringen. Hier muß allerdings der Holz-

schneider zeigen, daß er seinen Gegenstand in seinen feinen und feinsten Modellierungen durchaus versteht, denn die Bewegung seines Stichels muß dieselben nachfühlend zeichnen.

Auch ist der sogenannte Parallelschnitt eingeführt, der nur eine einfache wagerechte oder senkrechte Strichlage als Ausdrucksmittel für die darzustellenden Körper anwendet.

So bildete sich die Technik des Holzschnittes nach jeder Richtung hin aus und der freie malerische Wert der Vorbilder geht immer vollständiger in die Nachbildungen über.

Die Mühseligkeit der Herstellung von Holzstichen hat dazu veranlaßt, Ersatzmittel für diese kostspielige und zeitraubende Arbeit zu schaffen, und so entstand mit Benutzung mancher Erfindungen die Zinkographie, welche auch als Chemigraphie oder als Autotypie bezeichnet wird. Die Phototypie und die Chemitypie, auch die Galvanoplastik wurden für diesen Zweck dienstbar gemacht. Was früher der Stichel des Holzschneiders thun mußte, soll nun die Säure vollbringen. Man bereitete eine fettige Tusche, die gegen Säure widerstandsfähig ist, und zeichnete damit auf frisch geschliffene Zinkplatten. Will man nicht direkt auf Zink zeichnen, so ist auch ein autographisches Papier geeignet, welches, mit dieser Tusche bezeichnet, einfach auf die Zinkplatte abgezogen zu werden braucht, um das gleiche Resultat zu erzielen. Nun überschüttet man die Platte mit verdünnter Salzsäure, zuerst in mäßiger Stärke, damit die Striche nicht frühzeitig weggefressen werden, spült dann ab, überwalzt die Zeichnung mit der erwähnten Tusche, damit der Aetzgrund wieder gekräftigt wird, und setzt so die Platte einer fortwährenden Aetzung aus, bis endlich die genügende Tiefe erreicht ist. Man überträgt auch Zeichnungen vermittelst der Photographie auf Metallplatten und verfährt dann ähnlich. Vergleicht man aber den Druck von Zinkplatten und Holzplatten, so sieht man einen gewaltigen Unterschied: das Metall, welches durch die Säure angefressene Kanten an den Strichlagen zeigt, kann nicht den Vergleich mit der Holzplatte aushalten, auf der die glatte, elegante Arbeit des Stichels glänzende, tadellos scharfe Schraffierungen erzeugt. Trotz der hohen Vervollkommnung, welche die Zinkographie gegenwärtig besitzt, ist doch die Verschiedenheit zwischen beiden Arten auch für den Laien augenfällig. Besser gelingen die galvanoplastisch hergestellten Druckplatten, denen aber natürlich die Holzplatte zu Grunde liegt und welche nur als Vervielfältigungen der Originalplatten zu bezeichnen sind. Die galvanisch hergestellte Druckplatte ist nämlich nichts anderes als das schon beschriebene Klischee, nur in Kupfer ausgeführt, und die Struktur dieses Metalls hat in der That eine nahe Verwandtschaft mit den harten und doch geschmeidigen Fasern des Buchsbaumholzes, welches man zu den Holzschnitten verwendet.

Es ist natürlich, daß bei dem Druck selbst das Auftragen der Schwärze von der größten Wichtigkeit ist. Während man früher mit Ballen die Schwärze auftrug — es waren das lederumzogene Kissen, deren gewölbte Seiten gegeneinander gedrückt wurden, um so die verschiedene und gleichmäßig verteilte Stärke der Schwärze zu erreichen — so hat man jetzt Walzen aus einer Kompositionsmasse, welche die Töpfer von Staffordshire aus Leim und Sirup verfertigten. Dieselbe ist weich, sehr elastisch und nimmt die Schwärze gut an. Mit dieser wird die Platte gut eingewalzt. Um zu vermeiden, daß die kleinen Zwischenräume, die Tiefen, dabei „zugehen“, nimmt man eine strenge (intensive) Farbe, welche nur in sehr dünner Schicht auf die Platte aufgetragen zu werden braucht. Wird nun das Papier auf die Platte gelegt und der Presse ausgesetzt, so zeigt sich der Abzug seidenglänzend und von satter Tiefe.

Um die verschiedenen Abstufungen des Lichtes im Abdruck wirksam hervorzubringen, muß eine sogenannte Zurichtung geschnitten werden, welche durch mehr oder weniger übereinander gelegte und zurechtgeschnittene Papierstückchen einen stärkeren oder schwächeren Druck auf einzelne Teile der Platte auszuüben hat und dadurch die gewünschten Gegensätze und Effekte in der Abtönung hervorruft. Eine solche Zurichtung erfordert viel Sachverständnis und ohne sie ist ein guter Abdruck vollständig unmöglich.

Es gehört zum guten Druck natürlich auch die vervollkommnete Presse unserer Zeit.

Die erste Verbesserung der Presse ging von Frankreich, von Ambroise Firmin Didot aus. Er war es, der zuerst anstatt der hölzernen die eiserne Drucktafel erfand. Dies veranlaßte dann den Engländer Earl Stanhope, eine Presse ganz aus Eisen zu bauen (1798). Heute sind die Schnellpressen im Gebrauche, welche mit rotierender Walze arbeiten. Es war die „Times“, welche 1814 am 28. November zum erstenmal auf einer solchen Maschine gedruckt wurde. Mit der Verbesserung der Presse ging dann die Verbesserung des Papiers Hand in Hand, und diesen Faktoren haben wir das Aufblühen des modernen Holzschnittes zu danken. Statt wie früher feuchtes Papier auf die eingewalzte Platte zu legen und durch eine darüber ausgebreitete Druckfläche von Wolle oder Gummituch abzuziehen, nimmt man nunmehr trockenes Papier und stellt die Druckfläche von Messing und Eisenblech her, wodurch ein schärferer Abdruck erzielt wird.

---

2. Tiefdruck (Kupferstich ꝛc.).

Unter den bisher beschriebenen Platten haben wir Hochdruckplatten zu verstehen, d. h. der Abdruck ist von erhabenen Strichen genommen, welche als Reste der Plattenoberfläche stehen blieben, während die Zwischenräume herausgeschnitten wurden. Die Gruppe, die nun zu betrachten ist, stellt die Tiefdruckplatten dar, wie sie namentlich der Kupferstich liefert. Die technische Arbeit ist hier die umgekehrte, da die Zeichnung direkt als solche in das Metall eingraviert wird. Hier wird dann die Druckerschwärze in die vertieften Stellen eingerieben und sitzt demnach, je nachdem diese tiefer oder weniger tief in die Platte gestochen sind, dick oder weniger dick in der Platte. Es ist nun klar, daß, wenn ein Abzug auf Papier von solcher Platte genommen wird, die Farbe hoch auf dem Papier steht, im Gegensatz zu den Hochdruckplatten, wo nur eine, allerdings schwarze, aber doch ganz dünne Farbschicht auf dem Abdruck vorhanden ist. Fühlt man über den Abdruck von einer Tiefdruckplatte, so nimmt der Finger die Ungleichheit der Strichhöhen wahr. Das Aussehen eines solchen Abdruckes, besonders von sehr eng aneinander liegender starker und breitstrichiger Schraffierung, hat etwas Samtartiges; es fehlt diesen Abdrücken der atlasartige Glanz der Holzschnittdrucke, dagegen zeigen ihre Striche Mark und Wärme. Zu Abdrücken von Tiefdruckplatten benutzt man ganz weiches ungeleimtes Papier, das fähig ist, sich in die gravierten Linien einzuschmiegen und die darin sitzende Druckerschwärze herauszuheben.

Man teilt die Abdrücke von einer solchen Platte nach der Reihenfolge ihrer Entstehung in folgende Gruppen ein: Erstens „épreuves d'artiste“. Es sind das die eigentlichen Probedrucke, die der Künstler sich zur Beurteilung seines Werkes machen läßt, sobald er es fertig hergestellt hat. Es fehlt diesen Abdrücken jegliche schriftliche Bezeichnung, und in der Regel ist eine Kleinigkeit in dem Stiche freigelassen, unfertig, woran man dann erkennt, daß der Abdruck einer der Erstlingsdrucke ist. Der Kupferstecher schreibt in der Regel unter diese Abdrücke seinen Namen mit Bleistift; sie sind die kostbarsten und es werden selten mehr als hundert von einer Platte gedruckt. Es kommen nun die „avant-la-lettre“, die Abdrücke vor der Schrift. Diese tragen in der Regel nur den gestochenen Namen des Kupferstechers ohne weitere Unterschrift. Darauf die „avec-la-lettre“ benannten, welche in gestochener Schrift die Bezeichnung des Gegenstandes, des Verlages ꝛc. tragen. Wenn auch eine freilich kaum merkbare Abnutzung der Platte jetzt immerhin schon eingetreten ist, so sind diese Abdrücke doch noch wertvoll genug. Man erreicht etwa 4000 gute Abdrücke von Kupferplatten. Auch Zinkgravierungen, Gravierungen auf Eisen und Messing lassen diese Anzahl von noch guten Abdrücken zu; Stahlplatten erlauben 50 000 Abzüge, ehe sie abgenutzt erscheinen. Man arbeitet die Platte dann wohl auf, um sie zu weiteren Drucken geeignet zu machen.

Einen besonderen Reiz gewähren die Kupferdrucke, wenn sie auf sogenanntes chinesisches Papier gedruckt werden, welches einen feinen, gelblich-grauen Ton hat und sich deshalb sehr harmonisch mit den gedruckten schwarzen Linien verbindet.

Die Geschichte des Kupferstiches hat manche Aehnlichkeit mit der des Holzschnittes. Auch der Kupferstich hat ein hohes Alter; man stach lange in Metall Zeichnungen ein, ehe man eine Ahnung davon hatte, daß man sie drucken könne.

Die Niello-Arbeiten der Goldschmiede sind als die ersten künstlerischen Arbeiten in dieser Beziehung zu betrachten, und obgleich diese Goldschmiede sich gelegentlich — durch Ausguß von Schwefel oder Gips — Abdrücke von ihren gravierten Arbeiten machten, dachten sie doch nicht daran, daß man ebensogut auch auf Papier eine Kopie erhalten könne. Außer den Niello-Arbeiten der Goldschmiede zeigen im frühesten Mittelalter die Waffen und namentlich die Grabplatten eingravierte Zeichnungen, letztere vorzüglich in Messing, welche gleichfalls zum Druck fertige Platten darstellen. Der erste Abdruck auf Papier von einer gravierten Platte stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Es ist eine Streitfrage geblieben, ob Deutschland oder Italien das älteste Land des Kupferstiches sei. Der Abbate Tani fand einen Papierabdruck in Paris, die berühmte Pax, Krönung Mariä (1452), von Maso Finiguerra für San Giovanni in Florenz gefertigt, eine schöne Goldschmiedearbeit. Der Abdruck ist ein Unikum, denn auch diese Platte war nicht für den Druck einer Mehrzahl von Abzügen bestimmt. Trotzdem kann man Maso Finiguerra nicht als den Erfinder des eigentlichen Druckes von gravierten Platten betrachten. Italien zeigt wohl am frühesten vorzügliche Stiche, allein Deutschland soll schon eher diese Kunst besessen haben.

Die Technik des Kupferstiches ist folgende: Es wird eine blank polierte Kupferplatte unter eine Blende gebracht, das ist ein mit weißem Seidenpapier überzogener Rahmen, dessen mildes Licht auf die glänzende Platte fällt, die deshalb nicht einen unangenehmen blendenden Reiz auf die Augennerven des Stechers hervorzurufen im stande ist. Auf diese Kupferplatte wird vermittelst Pauspapiers der Umriß des Stiches übertragen, mit einer Stahlnadel fein eingeritzt und dann mit Sticheln vertieft eingegraben. Die Stichel sind von verschiedener Form und Breite, je nachdem ein feinerer oder stärkerer Strich gemacht werden soll. Wenn der Grabstichel in das Kupfer eingegraben hat, so entsteht an den Rändern der gravierten Linie ein leichter Grad, d. h. das Kupfer wird an der Seite des Striches in die Höhe getrieben; man nennt diese feine Erhöhung den Plattenbart. Künstler wie Rembrandt haben sich des Plattenbartes bedient, um den Abdrücken von ihren Stichen mehr Weichheit und Abrundung zu geben, indem nämlich an diesen Rändern etwas Farbe bei dem Einschwärzen hängen bleibt, welche bei dem Abdruck einen Ton zwischen den dunklen Linien und dem hellen Papier zeigt. Wenn der Plattenbart, wie das meist geschieht, mittelst des Schabers abgekratzt wird, ist die Erzeugung dieses Zwischentones unmöglich.

Bis ins 17. Jahrhundert wurden die Stiche als sogenannte farblose hergestellt. Der Unterschied zwischen farbigen und farblosen Zeichnungen ist schon bei der Entwickelung des Holzschnittes kurz angegeben worden. Jede Farbe in einem Bilde hat eine gewisse Leuchtkraft, und der Hauptgegenstand, der Mittelpunkt eines Gemäldes wird immer eine Steigerung in dieser Hinsicht zeigen, indes die umgebenden Nebendinge stufenweise abgetönt, also untergeordnet gehalten werden. Es entsteht eine Skala von farbigen und stumpfen Farbtönen. Bildet der Holzschneider oder Kupferstecher diese Unterschiede nach, so gebraucht er folgende technische Mittel: Legt man einfache oder gekreuzte Strichlagen neben- oder übereinander, so daß der weiße Zwischenraum der Striche größer ist oder breiter, als diese selbst, so leuchtet das Weiße zwischen den Strichen, durch den Kontrast verschärft, heraus, und die so behandelte Stelle macht auf das Auge denselben Eindruck wie reine Farbe. Legt man aber die Strichlagen dichter, so daß die Zwischenräume enger sind als die Linien, so wird der Ton trüb und stumpf. Man kann an einem Kupferstich nicht unterscheiden, welche Farbe auf

dem Originalbilde die mit leuchtend gehaltenen Strichlagen dargestellten Plätze haben; aber das sieht man deutlich, daß sie die durch lebendiges Kolorit hervortretenden Stellen des Originalbildes bedeuten.

Mitten im 17. Jahrhundert tritt der Kupferstich in eine neue Epoche, es beginnt sein eigentliches goldenes Zeitalter. Es ist Rubens, der als der eigentliche Wecker dieser Epoche zu betrachten ist. Es sind von ihm gemalte Gouache-Vorlagen, welche nun den Stechern zur Nachbildung dienen. Die vortrefflichsten unter diesen heißen: Lukas Vorstermann, Paul Pontius, Schelte van Bolswert, Peter Soutman, Jonas Suyderhoef, Cornelis Vischer. Französische Meister dieser Richtung sind: François de Poilly, Nanteuil. Anton Masson ist derjenige, welcher zuerst mit vielem Glück in dem Stiche Stoffe nachgeahmt hat, d. h. er wußte glattes Leinen, rauhe Wollstoffe, Samte, Atlasse, Fleischteile, Haare, Holz, Luft, kurz alle Gegenstände in ihren Eigentümlichkeiten auf täuschende Art darzustellen, indem er durch glatte, rauhe oder charakteristisch bewegte Linien diese Stoffe nachahmte. Gérard Edelinck ist gleichfalls durch die hohe Vollendung seiner Stiche in plastischer und malerischer Hinsicht ausgezeichnet.

Das darauf folgende silberne Zeitalter des Kupferstiches umfaßt immer noch glänzende Namen genug, die hier nicht aufgeführt werden können.

Einen ganz neuen Zug brachte die Erfindung der Radierkunst in die Kupferstecherei. Die Radierkunst gestattete nicht allein technisch ausgebildeten Kupferstechern auf Metall zu arbeiten, sondern sie verschaffte durch ihre leichte Handhabung den Malern und jedem zeichnenden Künstler die Möglichkeit, Stiche zu machen. Die Art der Herstellung ist folgende: Es wird eine blanke Kupferplatte erwärmt und mit einem Grund überzogen, der aus Asphalt, Mastix und Wachs besteht und vermittelst einer kleinen Lederwalze auf die erwähnte Platte gleichmäßig aufgetragen wird. Man setzt dann diese dem Qualm einer kleinen Wachsfackel aus, um sie zu schwärzen. Nun nimmt man eine Stahlnadel, die dem in Holz gefaßten Bleistift ähnlich ist, und zeichnet mit ihr in diesen Grund hinein, derart, daß überall, wo die Nadel hinfährt, derselbe aufgehoben, d. h. weggekratzt wird. Es ist also an allen diesen mit der Nadel gezeichneten Stellen die Kupferplatte bloßgelegt. Nun gießt man verdünnte Salpetersäure darauf; diese frißt in die bloßgelegten Teile der Kupferplatte ein, während die anderen durch den Ueberzug von Grund geschützt sind. Es entsteht so, vertieft in der Platte, das Bild der Zeichnung, dem man durch kürzeres oder längeres Aetzen der einzelnen Linien die erforderlichen verschiedenen Stärkegrade verleihen kann. Die Maler Caracci, Ribera, Salvator Rosa, Callot, Claude Lorrain, van Dyck, Rembrandt und in der neueren Zeit eine Menge anderer Künstler, unter denen namentlich Unger zu erwähnen ist, haben sich diesem Kunstzweig mit großer Vorliebe hingegeben. Nach Vasari soll der Maler Parmigianino der Erfinder der Radierkunst sein. Aber schon im früheren Mittelalter wurden Waffen in dieser Weise mit künstlerischem Schmuck geätzt, und ein Blatt von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1515 zeigt auch schon die Anwendung dieses Verfahrens, als nachweislich Parmigianino erst 12 Jahre alt war. Letzterer brachte aber dasselbe zu hoher Vollendung und ist deshalb ein Glanzpunkt in der Geschichte desselben.

Man brachte nun die beiden Verfahren in Verbindung mit einander; die Stecher erleichterten sich ihre mühselige Arbeit namentlich bei den tiefen Strichlagen durch Anwendung des Aetzwassers. Aber bald trat eine Manieriertheit und Verwilderung ein, der erst David, der Franzose, durch strengeren Stil einen Damm entgegensetzte.

Die Erfindung der Reliefmaschine, die wir ohne Veranschaulichung durch eine Abbildung nicht wohl beschreiben können, fand auch bei Stichen besonders für Papiergeld beste Verwendung. Bei der Darstellung von Luft that auch die neu erfundene Liniiermaschine, welche Linien in gleichem Abstand von einander in jeder gewünschten Weite gleichmäßig zog, treffliche Dienste. Außerdem war die Erfindung des Pantographen (Storchschnabel) von großer Tragweite beim Kupferstich; man kann mit diesem

beliebig Stiche verkleinern, indem hier zwei Stifte thätig sind, von denen der eine die Originalzeichnung nachfährt, der andere diese Zeichnung durch eine Verschiebung von Linealen, welche parallelogrammatisch vereinigt sind, auf's getreueste verkleinert wiedergibt. Der Erfinder des Storchschnabels ist der Jesuit Christoph Schreiner, der 1631 mit seiner Erfindung hervortrat. Besonders bei Herstellung von Papiergeld, wo es darauf ankommt, Nachahmungen zu erschweren, kam auch der Storchschnabel zur Verwendung, indem eine vorgezeichnete Figur in winziger, kaum mit dem Auge wahrnehmbarer Größe, tausendfach aneinander gesetzt, einen Fond abgab, der in dieser Gleichmäßigkeit mit der freien Hand gar nicht nachzuahmen war.

Eine andere Technik in der Kupferstechkunst zeigt die Punktiermanier. Es war zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als der italienische Kupferstecher Campagnola die Goldschmiede-Punze verwandte, um Zeichnungen mit derselben auf Kupfer herzustellen. Diese Punzen sind Stifte von hartem Stahl in der verschiedensten Dicke. Statt wie bisher Umrisse durch eine zusammenhängende Linie herzustellen, rief er diese durch Aneinandersetzen und Einschlagen von lauter Punkten hervor. Der Unterschied in der Erscheinung dieser und jener Stiche ist augenfällig. In Amsterdam war es der Goldschmied Lutma (1681), der diese Technik mit dem Grabstichel und der Schneidenadel, den Werkzeugen der Kupferstichgattung mit Strichlagen, verband, und damit auf die freieste Art überaus malerische Wirkungen erzielte, wenn sein Verfahren auch vom Standpunkte der streng gebildeten Kupferstecher nicht unanfechtbar erschien.

(Schluß folgt.)



Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Mai.

31. Ende Mai konstituiert sich das Ministerium Rouvier in Paris.

Juni.

3. Grundsteinlegung der Holtenauer Schleuse am Nord-Ostsee-Kanal.
4. Neue Arbeiterunruhen in Belgien; 11 050 Streikende.

— Anfang Juni Verhandlungen in Rom über das Garantiegesetz zwischen Vatikan und Quirinal.

18. Schluß der Reichstagssession, nachdem Branntweinsteuer, Zuckersteuer, Arbeiterschutzgesetz und ein Verwaltungsgesetz für die Reichslande angenommen worden.

Politik.

Es ist noch nicht gar so lange her, da haben wir in dieser Zeitschrift das Buch eines evangelischen Gelehrten über den Kulturkampf zu rezensieren gehabt, und zwar ines solchen, der an der Entstehung des Kampfes nicht ganz unbeteiligt geblieben war. Seiner langen Rede kurzer Sinn war aber der, daß man mit den mechanischen Mitteln des Liberalismus ruhig weiter kämpfen solle, unbekümmert um die Trümmer, die im Lande geschaffen würden. Durch keinerlei Friedensschluß, wie immer derselbe gestaltet werde, sei es möglich Rom zufrieden zu stellen. Das unzufriedene Rom aber werde stets sein „Zentrum" in Deutschland haben. Die ultramontane Partei sei ein Heer von ewiger Dauer.

Prophezeien ist stets eine mißliche Sache gewesen, am mißlichsten in der Politik. Und wenn auch gewiß an jenen Aeußerungen etwas Wahres ist, soviel nämlich, daß Rom niemals seine Ansprüche auf politische und geistliche Weltmacht prinzipiell aufgeben wird, und daß es bis auf weiteres auch in Deutschland immer Leute geben wird, welche diese Ansprüche aufrecht halten, so bleibt doch andererseits eine große Kluft

bestehen zwischen dem wolkenfernen Prinzip, an dessen Verwirklichung niemand glaubt, und zwischen den erreichbaren Zielen, welche eine politische Partei sich stecken muß, wenn sie nicht allen Boden im Volke verlieren will. Diesen festen Boden hatte das Zentrum bisher unter den Füßen; sein Ziel war die Befreiung der Kirche von Fesseln, die jeder Katholik empfand. Darin lag die unverwüstliche Festigkeit. Jetzt, wo die Fesseln vollständiger gefallen sind, als man gehofft und erwartet hatte, zeigt sich auch sofort, daß im Grunde unter den ganz verschiedenartigen Elementen der Partei kein Einheitsband mehr vorhanden ist. Man thut wohl noch so, als ob es sich bei den Andeutungen des Papstes, daß er noch mehr zu erreichen hoffe, um neue Feldzüge handle. Aber der Ton, in dem die Beschwerden vorgetragen werden, deutet nicht mehr auf Kriegsdrommete, sondern auf Friedensschalmei, und von „diokletianischer“ Verfolgung deklamiert längst niemand mehr. Dagegen macht es sich mit jedem Tage stärker geltend, daß der große politische Gegensatz, konservativ oder liberal, Manchestertum oder Sozialreform, alle kirchlichen Tendenzen in den Hintergrund drängt und die Katholiken in zwei Heerlager spaltet, zwischen denen es im Grunde keine Versöhnung gibt. Wenn bis heute ein offener Bruch noch hintangehalten ist, so liegt das teils daran, daß eine Partei, die fünfzehn Jahre lang eng verbunden gekämpft hat, nicht von heute auf morgen zerfällt, teils daran, daß sie in Herrn **Windthorst** einen Führer besitzt, dessen Geschmeidigkeit und Schlauheit ihn befähigt, sich als jeder der beiden Richtungen angehörig zu geben, und dessen parlamentarische Ueberlegenheit ihn für beide Teile begehrenswert erscheinen läßt. Im übrigen tritt der Gegensatz innerhalb der parlamentarischen Partei selbst noch nicht so stark zutage, als zwischen dieser Partei und der Presse. Die Presse hängt vom Augustinusverein ab und kann als vollständig demokratisiert angesehen werden; Arm in Arm mit Eugen Richter zieht sie ihre Straße. Und das ist nun die große Zukunftsfrage für die Römischen in Deutschland: wird es den besonnenen Elementen und den Bischöfen gelingen, die einst auch von ihnen entfesselten Geister wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, oder wird der Ultramontanismus, wie in Irland und Amerika, auch bei uns revolutionär werden? Die Abstimmung des Herrn Windthorst zu gunsten der stets von ihm bekämpften Branntweinsteuer zeigt deutlich, daß auch er nicht mehr schiebt, sondern geschoben wird, und daß er schon der Erhaltung seines Ansehens bei der Rechten Intellekt-Opfer bringen muß.

Interessant ist übrigens, daß der letzte konservative, nun eben gemaßregelte Redakteur des „Westfäl. Merkur“ auch einer jener unglücklichen Konvertiten ist, die in schwacher Stunde die rechte Autorität in Rom zu finden geglaubt haben, um dann, wie der als Altkatholik gestorbene Florencourt, wie der zu Tode gehetzte Hager und so viele andere, zu spät zu erkennen, daß ein Gewissen, welches auch nur für Augenblicke in evangelischer Freiheit gelebt hat, den Anforderungen, welche römische Geistesknechtung an dasselbe stellt, **niemals** gerecht zu werden im stande ist. Daraufhin muß man schon als Kind gedrillt worden sein.

Der innere Zerfall des Zentrums trat, wie schon angedeutet, klar hervor gelegentlich der Beratung der **Branntweinsteuer**. Ja, einen Augenblick schien es fast, als sollte die Agitation **gegen** die „Agrarier“, denen angeblich der ganze Ertrag zu gute käme, wirklich den Erfolg haben, das Gesetz noch ungünstiger für die Landwirtschaft zu gestalten, als es ohnedies schon ist. Zuletzt ist aber doch im wesentlichen alles leidlich, wenn auch keineswegs gut gegangen und das Erreichbare erreicht worden. Daß **wir** nicht etwa nur mehr Nutzen für die Landwirtschaft, sondern überhaupt eine andere Gestaltung der Sache gewünscht hätten, ist in letzter Chronik des näheren dargelegt worden. Indessen ist es noch nicht aller Tage Abend. Vom Standpunkt der Regierungstaktik aus war es gewiß nicht sehr glücklich, wenn Herr **von Scholz** in einem Augenblick, wo noch nichts sicher war, erklären zu müssen glaubte, die Branntweinfrage sei noch nicht abgeschlossen und die gegenwärtige Vorlage nur eine Etappe auf dem

Wege zu ferneren Zielen. Und den Parteien der Rechten war diese Erklärung erst recht nicht angenehm. Jetzt aber, wo das Gesetz unter Dach, wird auch dem Konservativen die Hoffnung auszusprechen gestattet sein, daß, wenn denn doch die Zukunft uns Neuerungen bringen sollte, diese nicht nur den fiskalischen, sondern auch den Gesichtspunkten der Sozialreform besser entsprechen möchten, als bisher.

Leider sind aber immer noch auch in Regierungskreisen, in denen man die Kaiserliche Botschaft für das einzig maßgebende Programm halten sollte, viele Einflüsse in Wirkung, die sich mit den Zielen des „Vereins mit dem langen Namen" decken. Das erwies sich, als der Reichstag die Arbeiterschutzgesetze beriet und annahm, die aus seiner eigenen Initiative hervorgegangen sind: die Regierung hüllte sich dabei in völliges Schweigen! Ob dieses Schweigen Ablehnung bedeuten wird, läßt sich ja noch nicht mit Bestimmtheit vorhersagen. Jedenfalls bedeutet es Abneigung, wo man freudige Zustimmung erwarten sollte. Denn gerade auf dem Gebiet der Fabrikgesetzgebung, was Normalräume, Normalarbeitszeit, Frauenzeit, Kinderschutz, Essenspause, Ueberstunden, Sonntagsruhe und vieles andere betrifft, so steht Deutschland in mancher Hinsicht weit hinter anderen Kulturstaaten zurück. Z. B. hat die Schweiz seit 10 Jahren ein gutes Gesetz. Wenn nun gewiß dort und in England und Frankreich der thatsächliche Zustand den formalen Bestimmungen nicht immer entspricht, sondern der Eigennutz der Arbeitgeber immer wieder das Gesetz umgeht und durchlöchert, so beweist die unsittliche Praxis gewiß nichts gegen den sittlichen Gedanken des Arbeiterschutzes. Noch weniger stichhaltig ist die Furcht vor der ausländischen Konkurrenz. Lieber etwas weniger Export, als Ausdehnung desselben auf Kosten von Leib und Seele der Arbeiter. Es spitzt sich doch schließlich alles zu der Frage zu, die schon einmal im Reichstag der treffliche Prof. Arnold-Marburg sehr richtig dahin formulierte: Sind die Menschen für den Verkehr da, oder der Verkehr für die Menschen? Wenn diese Frage noch so vielfach unbefriedigend beantwortet wird, so liegt das nur daran, daß man sich eben seit Jahrhunderten gewöhnt hat, alle Politik vom Gesichtswinkel der besitzenden Klassen aus zu betrachten.

So können auch wir es nicht als ein Unglück, sondern nur als eine günstige Entwickelung ansehen, wenn der Zinsfuß sinkt und der Staat seinerseits sich den tiefen Stand desselben zu nutze macht. Der „Notstand der Rentner" ist der letzte unter den Notständen der Gegenwart, zu dessen Hebung Staatshilfe angebracht scheint. Wenn vielfach kleine Rentner thöricht genug sind, ihre dreiprozentigen sicheren Papiere gegen fünfprozentige exotische „Werte" einzutauschen, so ist das gewiß zu beklagen. Will man aber, um Delbrücks geflügeltes Wort zu gebrauchen, diese „Dummen" schützen, so muß der Staat den schlechten Papieren, soweit er kann, zu Leibe gehen, nicht aber auf Kosten der Steuerzahler den hochprozentigen Ausländern Konkurrenz machen.

Daß wieder viel deutsches Geld in zweifelhafte ausländische Kanäle fließt, ist leider Thatsache. Sogar das überschuldete Rußland borgt wieder bei uns und holt sich an der Berliner Börse die Anlehen, deren es bedarf, um das Deutschtum bei sich zu unterdrücken und den Krieg gegen uns zu bereiten.

Am 18. Juni ist der deutsche Reichstag auseinander gegangen, nachdem er neben der Branntweinsteuer auch noch eine Reform der Zuckersteuer, und endlich ein neues Verwaltungsgesetz für die Reichslande angenommen. Bei der letzteren Beratung war es traurig zu sehen, wie überall und zu allen Zeiten der „Fortschritt" auf Seite der Gegner des Reiches steht, und wie selbst die besonders „national" sich gebärdende nationalliberale Partei bei ihren „nationalen" Zielen im Grunde nur an den Einheitsstaat auf demokratischer Grundlage gedacht hat und denkt. Was wir über das Reichsland meinen, ist oft an dieser Stelle gesagt worden — schnellwirkende Mittel zur moralischen Eroberung gibt es unseres Erachtens überhaupt nicht. Die übertriebene Milde früherer Zeit hat nichts genutzt. Ueberspannte Strenge, die den Eindruck der Strafe und Rache für schlechte Wahlen macht, wird schaden. Unparteiische

Justiz und feste, aber milde Verwaltung sind die einzigen, langsam aber sicher wirkenden Mittel, die zum ersehnten Ziele führen werden.

Geschlossen worden ist der Reichstag mit einem kaiserlichen Dank. Und es kann kein Zweifel sein, daß dieser Dank wirklich großen Errungenschaften gilt: der militärischen und der finanziellen Sicherung des Reiches, der wohl 200 Millionen an sicheren Steuern überwiesen sind. Wenn nach offiziösen Andeutungen die sozialpolitischen Beschlüsse des Reichstages in diesen Dank noch nicht einbegriffen sind, so bedeutet das für uns nur, daß neben den Errungenschaften der Vergangenheit auch noch Hoffnungen für die Zukunft bleiben. Wir unsererseits sehen mit der bevorstehenden Altersversicherung die Sozialreform entfernt noch nicht als abgeschlossen an. Ja, für uns würde die ganze Versicherung, wenn sie isoliert bliebe, ausschließlich und lediglich die Krönung des kapitalistischen Gebäudes bedeuten. Uebrigens fürchten wir den Stillstand nicht. Im Gang der einmal in Fluß gekommenen Dinge liegt ein zwingendes: nunquam retrorsum.

* * *

Die **auswärtige Lage** hat im abgelaufenen Monat ein völlig verändertes Ansehen bekommen, insofern und seit in **Frankreich** ein neues Ministerium ohne Boulanger an das Staatsruder gekommen ist. Wieweit dieser Mann, allem Anschein nach nur ein Charlatan und eitler Großsprecher, in der That mit seinem lärmenden Gebahren eine Kriegsgefahr darstellte, oder inwieweit er von anderen, denen es gerade paßte, nur als solche behandelt und hingestellt wurde, muß bis auf weiteres Geheimnis derer bleiben, welche die diplomatischen Fäden in Händen halten. Jedenfalls hat sein Rücktritt in Frankreich einem Ministerium Raum geschaffen, das den gemäßigten Republikanismus, den Opportunismus, vertritt, d. h. diejenige Richtung, die niemals sich in kriegerische Abenteuer stürzen wird. Diese duldet wohl das Revanchegeschrei, und auch das nur ungern, um die Radikalen nicht zu sehr zu reizen, und um den Schein zu vermeiden, als fürchte man sich vor Bismarck. Aber im Grunde des Herzens betrachtet sie mit der Mehrheit des Volkes Elsaß und Lothringen als unwiederbringlich verloren.

Aber der Sturz Boulangers geht in seiner Bedeutung über den beschränkten Kreis deutsch-französischer Beziehungen entschieden hinaus. Es ist offenbar, daß in **Rußland**, wo man der Beständigkeit der republikanischen Regierungen nie recht traute, nun aber doch vielleicht in Boulanger einen halbwegs festen Punkt zu erkennen glaubte, sich stark gewundert hat über das ohne Sang und Klang erfolgte und kaum von etwas Straßenlärm begleitete Abtreten desselben; das jähe Ende des lauten „Bundesgenossen" hat denn doch manch verächtliches Lächeln und, wie es scheint, an maßgebender Stelle die Empfindung hervorgerufen, daß es etwas anderes ist um die deutsche als um die französische Freundschaft. Hierzu kommt, daß im Lauf der sich folgenden diplomatischen „Enthüllungen" Fürst Bismarck dem General Leflô mit einigen gleichzeitigen Depeschen des Prinzen Reuß, damaligen Botschafters in St. Petersburg, gedient hat, und daß nun ein paar russische Diplomaten, darunter Herr v. Saburow, den Franzosen mit einigen seiner Aktenstücke als Eideshelfer beispringen zu müssen glaubten. Aber nirgends ist politische Eigenmächtigkeit so gefährlich, wie in Rußland; nicht nur sind die indiskreten Enthüller und Herr Katkoff, der ihnen seine „Moskauer Zeitung" zu Dienst gestellt, in tiefe Ungnade gefallen, sondern es ist auch der immerhin noch einflußreiche Gegner aller dieser Leute, Herr von Giers, wieder zu Ehren und Ansehen emporgestiegen. Und die Beziehungen der drei östlichen Kaisermächte sind nun wieder so leidliche geworden, daß Gerüchte von Zwei- und Dreikaiser-Zusammenkünften die Luft durchschwirren. Sind's auch nur Gerüchte, so sind es doch Zeichen der Zeit. Vor Monatsfrist noch wäre ihre Entstehung unmöglich gewesen.

Zu dieser Verschiebung der Dinge tritt aber noch eins hinzu. **England** hat mit der **Türkei** ein Abkommen über die Regelung der ägyptischen Frage getroffen, ein Abkommen, das zum Gültigwerden die Billigung der Mächte finden müßte, aber niemals finden wird. Frankreich protestiert und Rußland ebenso. Daß England dieser Protest sehr unangenehm wäre, darf bezweifelt werden. Beati possidentes. Es sitzt in Aegypten und denkt nicht daran, dasselbe zu räumen. Wichtig ist aber, daß die französisch-englischen Beziehungen sich durch die ganze Sache verschlechtert haben. So weit, wie es einen Augenblick schien, d. h. zu offenem Konflikt, dürfte es wohl nicht kommen. Wenn aber Frankreich keinen Nutzen aus der Sache zieht, so liegt es an der Unschlüssigkeit der Republik, nicht an der Stärke Englands. Die Wehrkraft dieses Reiches, und zwar nicht nur zu Lande, sondern vor allem auch zur See, scheint sich in einem Zustande von Verwahrlosung zu befinden, der jeder Beschreibung spottet. Wir wissen nicht, ob Herr Randolf Churchill übertreibt. Ist aber auch nur annähernd richtig, was er öffentlich mitgeteilt hat, so sitzt in der That im Kriegs- und Marineministerium in London die Unfähigkeit und Korruption am Ruder, und das Land befindet sich in einem Zustand, der an völlige Wehrlosigkeit grenzt.

Wenn Lord Churchill das alles übrigens offen ausspricht, so muß sein Vertrauen auf die Unschlüssigkeit Frankreichs noch größer sein, als das Mißtrauen in die eigene Kraft. England hat in der That einen ungeheuren, in früheren Zeiten aufgesammelten Kapitalbestand von Ansehen in der Welt, von dem es lange zehren kann und auf den hin es einiges wagen darf. Den meisten französischen Ministern aber fehlt der weite Blick und der Mut, die Augen des Landes von der Ostgrenze ab und dahin zu lenken, wo wirklich etwas zu machen wäre. Ohnedies bleibt ihnen vielfach das allerwichtigste der persönliche Gelderwerb und die Versorgung von allen den elenden Stellenjägern, die sich in Paris an die Fersen jedes einflußreichen Mannes hängen. Jedes neue Ministerium schafft neue Stellen und neue Gehälter und vergrößert des Ausgabebudget um Hunderttausende oder Millionen. Die Republik wird schließlich dem Gelddurst ihrer Diener unterliegen.

* * *

Ebenfalls als nicht ganz unwichtig für die allgemeine Lage verdient erwähnt zu werden, daß in **Serbien** nun doch dem Umschwung der Stimmung am Hofe, der in der russischen Reise der Königin zum Ausdruck kam, auch der Ministerwechsel gefolgt ist. An Stelle Garaschanins ist wieder Ristitsch getreten, der Gegner Oesterreichs. Für den Augenblick freilich bedeutet dieser Wechsel nicht viel. Denn am letzten Ende hängt augenblicklich von der serbischen Politik wenig ab. Aber im Kriegsfalle kann die Sache bedeutungsvoll werden. Zunächst hat der neue Minister nach Wien hin eine Verbeugung gemacht und die Pflege guter Beziehungen für seine Absicht erklärt. Im offiziösen Wiener Fremdenblatt hat man diese Versicherung kühl mit dem Hinweis erwidert, daß ein entsprechendes Verhalten auch in Wien erwartet werde und das Gegenteil üble Folgen nach sich ziehen könne. Ob's dabei bleibt, steht dahin.

* * *

Italien seufzt nach wie vor unter den Schwierigkeiten in Massaua, wo die Scharte von Saati-Dogali noch immer nicht ausgewetzt ist. War es bisher zweifelhaft, wie Crispi, als Abgeordneter ein Gegner der afrikanischen Abenteuer, als Minister sich zu der Frage stellen würde, so sind darüber nun alle Zweifel gehoben. Er hat feierlich erklärt, daß er von ruhmlosem Rückzug nichts wissen will. Sehr viel schwieriger ist aber die Frage, was man machen, wie man vorgehen soll. Das günstigste wäre es, eingeborene „Könige" gegen den Negus ziehen und sie die Kastanien aus dem

Feuer holen zu lassen. Doch zu solchem Erfolge scheint wenig Aussicht. Ein großer Feldzug aber, etwa bis Magdala, fordert so ungeheure Kosten, daß das verschuldete Königreich daran nicht denken darf. Und so wird wohl nichts übrig bleiben, als die Vorposten von Massaua aus wieder etwas weiter vorzuschieben, und sich auf eine mehr oder minder „ruhmvolle" Defensive zu beschränken.

Noch mehr aber, als durch Afrika, ist Italien im abgelaufenen Monat bewegt worden durch eine Ansprache des Papstes, in welcher derselbe sich so friedlich seinem Heimatlande gegenüber geäußert hat, wie noch niemals, weder er, noch sein Vorgänger. Die Optimisten, namentlich in klerikalen Kreisen, jauchzten schon auf und hielten den Ausgleich zwischen Vatikan und Quirinal für fertig. So weit ist es indessen noch lange nicht. Daß der Papst einen Schritt vorwärts gethan, ist gewiß. Daß aber nur die Liebe den trefflichen Diplomaten auf Petri Stuhl dazu getrieben, wird ein Ketzer bezweifeln dürfen. Leo XIII. sieht heute ein Ministerium Crispi am Ruder, und er sieht noch sehr viel radikalere Leute, die leicht nach ihm Minister werden und der Kurie auch das noch nehmen könnten, was sie hat. Nirgends aber sieht der Papst, gerade in katholischen Landen, auch nur Einen Finger zu seinem Schutz sich rühren. Da möchte er das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und namentlich wohl den deutschen Einfluß noch mit ausnutzen zur Erlangung einer internationalen Garantie. Freilich liegen auch so noch viel Steine im Wege. Und zur Verwirklichung des Planes müßte auch der kluge Leo doch wohl noch großartiger denken, als er thatsächlich denkt.

* * *

In **Dänemark** hat sich die Demokratie bekanntlich von jeher dadurch ausgezeichnet, daß ihre verschiedenen Fraktiönchen unter einander uneins sind; nie aber war sie weniger einig als eben jetzt. Berg, der verflossene „Volkspräsident", versucht aufs neue eine Rolle zu spielen, indem er die Unversöhnlichen um sich schart, während die Gruppe der „Geschmeidigen" sich der schwierigen Aufgabe unterzieht, sich mit dem Ministerium Estrup zu verständigen und doch gut demokratisch zu bleiben. Gleichzeitig führen beide Fraktionen in der Presse eine heftige Fehde gegen einander. Zur Aufklärung der ländlichen Bevölkerung ziehen auch diesen Sommer wieder die Führer wie üblich von Dorf zu Dorf, um Volksversammlungen zu halten. Die Sorte von politischer Kannegießerei aber, die dort getrieben wird, ist wahrhaft haarsträubend und wohl geeignet, die dänischen Bauern vollends um ihren politischen Verstand zu bringen. Was ihnen hier von ihren Führern geboten wird, ist eben das, was die Dänen mit dem unübersetzbaren Worte „Vrövl" bezeichnen. Daß die Regierung von einer solchen Opposition, und wenn ihre Zahlenmehrheit auch noch einige Jahre lang so groß bleibt wie bisher, durchaus nichts zu fürchten hat, steht fest. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann endlich die dänische Volksvertretung des kostbaren Sports überdrüssig werden wird, mit dem sie sich nun ein halbes Menschenalter hindurch beschäftigt hat, ohne auch nur irgend etwas Positives zu erreichen.

Wirtschaftspolitik.

Die Beschlußfassungen des nun zum Abschluß gelangten deutschen Reichstages waren wohl die einschneidendsten seit jenen Reichstagen, welche die Eckpfeiler des Manchestertums, das Reichsbank-, das Reichsmünz-, das Aktien- und das Genossenschaftsgesetz in unser Wirtschaftsleben hineinlegten. Den Hauptwert sowohl des Zuckersteuer-

als des Spiritussteuergesetzes sehen wir darin, daß durch sie die Defizitwirtschaft, die auch bei uns überhand zu nehmen und uns in volle Unterwürfigkeit unter das Börsentum zu bringen drohte (entzogen sind wir ihm deswegen freilich keineswegs), beseitigt erscheint. Wenn man um sich blickt und die allgemeine Finanznot und die klägliche Abhängigkeit von der „Nameulosigkeit", welche sie überall mit sich gebracht hat, sieht, dann kann man dies nicht hoch genug schätzen. In Spanien ist im Juni das Tabakmonopol an das Finanzkonsortium, das die spanische „Nationalbank" beherrscht, ausgeliefert worden; ebenfalls seit vier Wochen hat die Pforte die Zollverwaltung von Konstantinopel mit ihrem gesamten Ertrāgnis an die Finanzkoterie der Ottomanischen Bank ausliefern müssen. Nicht besser steht es um Griechenland, das seine sämtlichen Monopole gegen eine konsolidierte Anleihe zur — Deckung schwebender Schulden an ein Londoner Börsenkonsortium ausliefern mußte. Portugal ist gezwungen, sein Geldwesen und einen erheblichen Teil seiner Staatseinnahmen an die Börse auszuliefern, nachdem ein ähnlicher Schritt bereits früher geschehen ist; und es sind in den letzten Wochen Veröffentlichungen über finanzielle Vorgänge unglaublicher Art von dort her gemacht worden. Man sieht daran, was sich die Haute Finance erlaubt, wenn sie das Heft in Händen hat. Italien, für dessen Eisenbahnen soeben eine Anleihe zu $63^1/_2$, also fast 40 Prozent unter Pari gemacht wurde, antichambriert bereits wieder wegen einer größeren Anleihe bei den Finanzfirmen, welche es soeben erst ablehnten, den gesamten Bedarf für die Eisenbahnen auf einmal zu decken und einstweilen 150 000 000 Lire zurückschoben. Der russische Finanzminister macht sich lächerlich durch die Bramarbassade, den Beeinflussungen des Rubelkurses durch die Börse ein Ende machen zu wollen, während er gleichzeitig genötigt ist, eine „riesig überzeichnete" „innere" Anleihe von nur 100 Millionen Rubeln unter der Hand in Deutschland zu placieren — von den auswärtigen, im rasenden Verschuldungsgange befindlichen Ländern gar nicht zu reden. Daß aber mit diesen die Börse vollends keine Umstände macht, läßt sich denken. Ein finanzielles Projekt, das die Firmen, welche die Republik Peru schon mehr als einmal „protegiert" haben, vom Stapel ließen, gewährt einen erstaunlichen Einblick in die Netze, mit denen die von Natur aus reichsten Länder zu den ärmsten herabgedrückt, vor allem aber ihrer finanziellen und politischen Unabhängigkeit völlig beraubt werden. Selbst die reichen und in finanziellem Ueberfluß schwimmenden Vereinigten Staaten liegen geradezu im Kampf um die Herrschaft und um weite, ländergroße Flächen mit verschiedenen Aktiengesellschaften, welche sich weiter Gebiete bemächtigt haben und dieselben, ohne einen Pfennig Pacht oder Steuern zu zahlen, durch Massenproduktion von Getreide und Vieh ausbeuten, dadurch der regelmäßigen Landwirtschaft des Landes eine unerträgliche Konkurrenz machend.

Indem in der neuen Steuergesetzgebung wenigstens die Mittel geschaffen sind, das deutsche Reich und die deutschen Staaten vor völliger Unterwerfung unter die Börse, welche die unbedingte Folge der fortgesetzten Defizitwirtschaft sein müßte, zu bewahren, wird es nur auf die finanzielle Leitung und vielleicht auch auf die einflußreicheren Politiker ankommen, ob wir auch der Börse gegenüber die notwendige Stellung zu behaupten vermögen und vor ähnlichen Verhältnissen bewahrt bleiben werden. Daher kam auch im wesentlichen die liberale Opposition gegen diese Steuergesetzentwürfe. Durch das Verlangen, erst das „Bedürfnis" festzustellen, wurde der Pferdefuß nur schlecht verhüllt, und das Geschrei, daß einer Interessenklasse ein besonderes Geschenk gemacht werde, hatte nur den Zweck, das Volk gegen die finanzielle Selbständigkeit des Reiches in Harnisch zu bringen. An sich sind ja leider gerade die scheinbaren Vergünstigungen, welche Zucker- und Spiritusgesetz für die Zucker- und Spiritusfabrikanten feststellen, ein bedenklicher Ersatz für die verminderte direkte Botmäßigkeit des Landes gegenüber der Börse. Diese angeblichen Vergünstigungen bergen insbesondere hinsichtlich der Spiritusbesteuerung die große Gefahr, die betreffenden landwirtschaftlichen Gebiete vollends in das spekulative Treiben zu werfen, und dann ist unserem alten

Großgrundbesitz das Schicksal des englischen außerordentlich nahe gerückt. Derselbe wird dem kapitalistischen Latifundismus verfallen, denn je mehr Landwirte unmittelbar in das Treiben der Agiotage gezogen werden und je mehr von ihnen unter dem Scheine des Personalkredits anstatt in der Produktion in der Spekulation den Boden ihres Wohlstandes zu finden suchen, je mehr wird der alte Familienbesitz zerstört werden. In England ist derselbe bereits zerstört. Denn was noch als Ausnahme davon da ist, bezeichnet nur das, was einst gewesen ist; man darf sich nur durch die alten Namen nicht täuschen lassen.

Wir wissen freilich, daß man in konservativen Kreisen die Exportprämien für außerordentlich vorteilhaft hält, und man ist wohl hie und da gar der Hoffnung, daß der Bestand der Landwirtschaft und des Besitzes davon abhänge. Dann müßte aber doch insbesondere bei der Zuckerproduktion der Erfolg dies bestätigen. In Wirklichkeit ist aber der ganze Gewinn, den die Exportprämien gebracht haben, nur durch die Hände der Landwirtschaft hindurchgeglitten und ganz anderswo geblieben, als da, wo er bleiben sollte; und dies wird in Zukunft nicht anders werden; die von uns angedeutete Gefahr wird sich für die Landwirtschaft noch erheblich verschärfen, wenn erst die Bemühungen, das Warrant- und Lagerscheinsystem zu verbreiten, größere Erfolge gehabt haben. Die allgemeinen Nachteile der Exportprämien, insbesondere derjenige, daß sie die Wirkung der Schutzzölle aufheben, scheint aber so wenig erkannt zu werden, wie die ebenfalls von uns oft betonte Notwendigkeit der Ergänzung der Schutzzölle durch gesetzliche Bestimmungen über das Verhältnis zwischen Brot- und Getreide-, Fleisch- und Viehpreis.

Diese letztere Notwendigkeit konnte man aufs deutlichste erkennen gelegentlich des Eintritts, bez. der Erhöhung der Getreidezölle in Deutschland, und eine Erhebung der italienischen Regierung über die Einwirkung der Schutzzölle auf die Brotpreise legt diese Notwendigkeit wieder nahe. Denn die Erhebung hat ergeben, daß von den 6802 Gemeinden, über welche sich dieselbe erstreckte, nur 845 infolge des Zolles eine Erhöhung der Brotpreise erfahren haben, während doch der Zoll selbst ein allgemeiner ist. Allein nicht nur dadurch wird erwiesen, daß der Zoll nur als Vorwand für die Brotpreiserhöhung gedient hat, sondern auch durch die Ungleichartigkeit derselben. Der italienische Getreidezoll beträgt 1,60 Lire für den Quintal (Malter von 100 Kgr.). Er würde also eine Preiserhöhung von 1,60 Centesimi für das Kilogramm Brot rechtfertigen, da bei mittelmäßigem Getreide abzüglich der Kleie die aus demselben gewonnene Brotmenge jenem gleich ist, so daß also die Kleie steuerfrei bliebe. Allein die Brotverteuerung steigt in den betroffenen Orten von 1 bis über 5 Cti., und nur in 364, also etwa 40 Prozent derselben beträgt die Erhöhung weniger als 2 Cti., hält sich also in den Grenzen der Berechtigung. Dabei ist aber immer noch übersehen, daß das eingeführte, also versteuerte Getreide nur einen Teil des Verbrauches ausmacht und daß daher der Getreidepreis, dessen Bewegung wir bei der Erhebung nicht erwähnt finden, kaum um den vollen Zollbetrag gestiegen sein kann. Dadurch wird jedenfalls klar bewiesen, daß nicht der Zoll als Ursache jener Erhöhung der Brotpreise, sondern nur als Vorwand einer rein kapitalistischen Besteuerung anzusehen ist. Allein der Bevölkerung wird durch die unter kapitalistischem und Börsen-Einfluß stehende Presse die Meinung beigebracht, daß der Zoll, also nicht die kapitalistische Willkür, sondern eine staatliche Maßnahme die Teuerung bewirke. Daß man seitens der maßgebenden Politiker solchen aus naheliegenden Gründen besonders wirksamen demagogischen Einwirkungen so gleichgültig gegenübersteht, ist uns schwer begreiflich.

Aber leider ist es so; und das Verhalten der deutschen Regierungen hinsichtlich des vom Reichstag beschlossenen Arbeiterschutzgesetzes und der Angelegenheit der Sonntagsfeier gehört in denselben Kreis. Man lebt dort offenbar in der Anschauung, die Nation und ihre Glieder seien nur noch vorhanden, um für den Internationalismus Kapital zu machen. Daß der gesunde Kern jener ein anderes Allgemeinbewußtsein

schon längst gezeitigt hat und immer mehr befestigt, macht das Verhalten der Regierungen nicht erfreulicher. Denn die Voraussetzung, daß die nationale Kraft, auf der die politische Macht ruht, immer nur aus dem lebendigen Gedeihen der Nation herauswachsen kann, erscheint einer Anschauung, welche neben der Rücksicht auf das Kapital diejenige auf die Pflege der sittlichen und religiösen Güter des Volkes, sowie die persönliche Kraft zurücksetzt, doch abhanden gekommen. Die Möglichkeit, daß die Fabrikanten gar keine weiblichen Personen mehr beschäftigen würden, scheint der „Nordd. Allg. Ztg.“ ausreichend, um die Bestimmung, daß Frauenspersonen täglich nicht länger als zehn Stunden in Fabriken beschäftigt werden sollen, zu verwerfen. Müßte nicht vielmehr für die Politiker jener Zeitung diese Möglichkeit ein Grund sein, für diese Bestimmung einzutreten? Denn für die Nachfolger der Politik eines Friedrich Wilhelm I. sollte es doch keinem Zweifel unterliegen, daß für die Macht eines Staates 500 kräftige Männer mehr wert sind, als 3000 abgeschundene Weiber. Aus diesen lassen sich keine Regimenter formieren! Und wenn also in den oberschlesischen Aufbereitungsanstalten an der Stelle von 13 000 Arbeiterinnen nur 6—8000 Arbeiter stünden, so wäre das ein politischer Machtzuwachs, den von den Politikern der „N. A. Z.“ gering geschätzt zu sehen uns allerdings befremdet.

Indes hat die Wirksamkeit des abgeschlossenen Reichstages gezeigt, daß das Manchestertum wenigstens nicht mehr die alleinige Herrschaft besitzt; und es würde heißen, sich unverzeihlichen Illusionen hinzugeben, wenn man erwarten wollte, dasselbe ohne langen Kampf beseitigt zu sehen. Wenn nur die nationale Gesinnung mit dem Entschluß, auf dem eigenen Boden fest zu stehen, immer wieder durchbricht! Auch hierfür fehlt es im wirtschaftlichen Leben sonst nicht an Zeugnissen. Obenan steht unter den Ereignissen des letzten Monats die vom deutschen Kaiser in Person vollzogene Grundsteinlegung zum schleswig-holsteinischen Kanal, als eines Unternehmens des Reiches selbst. Freilich liegt der Schwerpunkt dieses Unternehmens zunächst auf internationalem Gebiete. Allein wir sind keineswegs in grundsätzlicher Gegnerschaft zu der Entwickelung internationaler Beziehungen. Wir bekämpfen nur deren Entartung und wucherische Ausbreitung sowie den Grundsatz, man dürfe die nationalen Interessen den internationalen opfern. Soweit die internationalen Beziehungen zur Ergänzung und Verbesserung der nationalen dienen, soweit werden wir denselben immer gerecht werden und ihre Förderung befürworten. Und ohne Zweifel wird der schleswig-holsteinische Kanal nach beiden Seiten hin erhebliche Bedeutung erlangen. Der blinden Exportwut wird er nach unserer Anschauung sogar schädlicher sein als nützlich; denn er wird den Verkehr Rußlands mit dem Zentralpunkt des Welthandels fördern; aber er wird durch die maritim-strategische Bedeutung, die er für uns besitzt, den Vorteil, den er auch für unseren Handel bringen wird, sehr wesentlich ergänzen.

Daneben darf die erste landwirtschaftliche Wanderausstellung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft als ein Ereignis von großer Tragweite genannt werden. Die überraschende Großartigkeit dieser Ausstellung hat vor Augen geführt, daß die deutsche Produktion auf ihrem Boden feststeht, und daß es nur auf ihre Vertreter ankommt, ihr auswärtigen Eingriffen gegenüber die gebührende Stellung zu sichern und zu erhalten. Obgleich auch eine Anzahl auswärtiger Tiere und Erzeugnisse auf der Ausstellung vorgeführt wurde, kann dieselbe doch als eine deutsche bezeichnet werden. Es war nichts fremdes vorhanden, was nicht in deutschen Erzeugnissen sein Gegenstück und nicht selten vollendeter gefunden hätte. Die deutsche Viehzucht, vertreten in Exemplaren aus fast allen deutschen Gegenden, zeigte sich sozusagen auf der höchsten Stufe. Ohne Zweifel läßt sich eine Mehrleistung hinsichtlich vieler Exemplare von Rindern und Schafen nicht erreichen; nicht minder waren prachtvolle Pferde für den landwirtschaftlichen Betrieb ausgestellt. Desgleichen zeigte die Ausstellung von Produkten sowohl durch Anstalten als durch Einzellandwirte, welche bedeutende Leistungen auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Behandlung der Produktion erreicht sind. Daneben war aber

auch in der Maschinenabteilung gezeigt, daß die deutsche Industrie ebenfalls weit genug vorgeschritten ist, um allen Anforderungen des landwirtschaftlichen Betriebes gerecht zu werden. Bemerken wir endlich, daß nicht wenige der ausgestellten Erzeugnisse aus genossenschaftlichem landwirtschaftlichem Betriebe hervorgegangen waren, also aus dem Betriebe, durch den sich auch der landwirtschaftliche Kleinbesitz die Vorteile des Großbetriebes zu Nutze machen kann, so wird man nicht verkennen, daß die Ausstellung als eine bedeutsame praktische Leistung der Landwirtschaft bezeichnet werden muß.

Daß neben solchen Erscheinungen, in denen sich die Produktion gewissermaßen im Festkleid zeigt und wo sie sich selbst die größte Freude bereitet, auch das Unerfreuliche nicht fehlt, versteht sich von selbst. Und in dieser Hinsicht hegen wir die Besorgnis, daß der gegenwärtige, wieder mächtig anschwellende Gründerschwindel in seinem endlichen Ergebnis die Produktion sehr hart treffen wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bereits erhebliche Beträge erübrigten Kapitals aus produktiven Kreisen mehr oder weniger spekulativ den Gründungen und Emissionen zugeführt worden sind. Besonders die Brauereigründungen haben vermöge ihrer geschäftlichen Verbindungen auch die Landwirtschaft tiefer in ihren Kreis gezogen, und der Umstand, daß die Gründer immer weiter greifen und jetzt auch in kleineren Städten Verwandlungen vornehmen, deuten an, daß es ihnen für ihre Papiere nicht an Abnehmern fehlt, obgleich Agioaufschläge von 30—40 Prozent bei solchen Gründungen ganz gewöhnlich sind. Dabei erscheint die in den Prospekten angegebene Produktion durchweg gewaltsam gesteigert, also den Gefahren plötzlicher und schwerer Rückschläge in hohem Grade ausgesetzt. Selbst Geschäfte, die erst in spekulativer Entwickelung und ganz unfertig sind, werden jetzt mit ungeheurer, ihrem Wert nicht im entferntesten entsprechender Kapitalbelastung gegründet, und der Krach derselben kann um so weniger ausbleiben, als zugleich eine Menge Kapitalerhöhungen zum Zweck der Produktionssteigerung stattfinden. Geht nun damit, wie thatsächlich, das Bestreben, die Konsumtionskraft möglichst herabzusetzen, Hand in Hand, so muß dies zu einem Zusammenstoß der Ueberproduktion, zur Entwertung der Produkte und dann in sicherer Folge zur Entwertung der betreffenden Papiere führen. Diese Entwertung wird aber durch die Spekulation, welche auf den Verkauf zeichnete und ihre Papiere „in Kost" ließ, um so schärfer werden, als zugleich immer noch enorme Massen fremder Papiere nach Deutschland gebracht werden, und selbstverständlich sind diese Papiere nicht besser wie die einheimischen und werden zum großen Teil ebenfalls „in Kost" bleiben. Die Reichsbank ist da, um Geld „abundant" zu erhalten. Sobald nun erst von allen Seiten die entsprechenden Kapitaleinziehungen, die bis jetzt zum großen Teil erst auf dem Papier stehen und bei der herrschenden „Geldflüssigkeit" leicht prolongiert werden, wirklich kommen, dann wird sich der „Segen" der Börse und unserer Bankorganisation wieder einmal „bewähren".

Wie groß in dieser Beziehung die Gefahr ist, wird angedeutet dadurch, daß in London das Gründungsfieber noch ärger ist, wie bei uns, und in der Mehrzahl überseeische Unternehmungen betrifft. Im Juni gab es Wochen, wo in London auf jeden Tag drei Gründungen kamen.

Währenddem haben teilweise spekulative Zusammenbrüche sowohl in Berlin als in New-York und Chicago stattgefunden. In Berlin betraf der erste dieser Zusammenbrüche die „Konfektionsbranche" und brachte einen ganzen Rattenkönig von Wechselreiterei zum Vorschein. Es ist dies ein besonders beachtenswertes Gebiet, auf das wir vielleicht, um auf seine Beziehungen einiges Licht fallen zu lassen, gelegentlich ausführlicher zurückkommen werden, um so mehr, als es auch die Schwärmer für „Frauen-Arbeit" ziemlich nahe angeht. Der zweite kritische Vorgang in Berlin betraf die Spiritusspekulation, welche schleunigst die Produktionsvorteile des neuen Spiritussteuergesetzes „eskomptierte" — selbstverständlich mit der Wirkung des Halsbruches für einige Waghälse. Das sind eben nur „accidents" der Spekulation, die so selbstverständlich sind, daß man sich an der Börse wundern würde, wenn sie nicht vorkämen.

In New-York und besonders in Chicago kam es zum Zusammenbruch einer Getreideschwänze, nämlich einer Spekulation, welche darauf beruht, daß der betreffende Spekulantenring so viel von dem betreffenden Spekulationsartikel aufkauft und festlegt, als seine Mittel erlauben. Eine solche Schwänze ist für die Unternehmer immer besonders gefährlich, weil dieselbe die Gegenspekulation reizt. Denn es ist klar, daß eine Schwänze, wenn sie auch noch so stark ist, sich nicht in den Besitz der gesamten Produktion setzen kann und daß sie zugleich den Kredit stark in Anspruch nimmt, also für bestimmte Termine Verbindlichkeiten auf sich ladet. Gelingt es nun der Gegenspekulation, zu einem Zeitpunkt, wo die Schwänze größere Verbindlichkeiten zu decken hat, also verkaufen muß, ihrerseits massenhafte Ausgebote zu machen und den Preis zu werfen, so muß die Schwänze zusammenbrechen. Da es sich bei der amerikanischen Getreideschwänze um lokale Spekulation handelte, so erklärt sichs, daß sie nur geringen Einfluß auf die Gesamtlage des Marktes ausübte. Von größerer Bedeutung war der Zusammenbruch der New-Yorker Kaffeeschwänze, die auch größere Ausdehnung hatte und den Kaffeemarkt sehr tief beeinflußte, die aber scheiterte, weil sie eine schlechte Kaffeeernte in Brasilien zur Voraussetzung hatte. Immerhin ist dadurch der Kaffeepreis sehr erheblich gesteigert worden und hat einem großen Teil der Bevölkerung besonders in Deutschland erheblichen Schaden zugefügt. Im Gange ist noch eine Baumwollschwänze, durch welche die englische Industrie sich besonders hart getroffen fühlt. Zahlreiche Spinnereien haben Einstellung des Betriebes beschlossen und einige haben denselben bereits eingestellt. Infolge dessen ist unter die betroffene Bevölkerung große Erregung gegen die Spekulation gekommen, und man beriet in Versammlungen, wie eine direkte Verbindung zwischen der Produktion und Konsumtion unter Beiseitelassung des spekulierenden Zwischengeschäfts herzustellen sei. Das ist freilich das Ei des Kolumbus, für das sich der Entdecker, oder wenigstens die Nachahmer noch lange nicht finden werden.

In Süddeutschland tritt sogar ein Landwirt, der Graf von Preysing, für vollständige Auflösung der noch vorhandenen Marktüberbleibsel und Ueberführung derselben an die Börse ein! Die Erfahrungen haben also noch nicht belehrt! Jetzt mag man freilich ein wenig aufatmen, wo Hopfen und Wolle einen etwas besseren Preis erlangt haben. Aber beide Produkte sind an sich ungeheuer im Preise geworfen und die Steigerung des Hopfenpreises ergibt sich nur aus der ungenügend gewordenen Produktion der Vereinigten Staaten, also einem ganz unkontrollierbaren Moment, während die Wollpreise infolge der Produktionsverminderung gestiegen sind, indem die zur Mischung mit der Kolonialwolle nötigen feineren Wollmengen nicht mehr zureichend sind. Also ist der verhältnismäßig bessere Ertrag durch Verminderung des absoluten erkauft. Und es liegt auf der Hand, daß mit Förderung der Spekulation auf dem Produktionsgebiete die Unsicherheit, die sich aus solchen Wechseln ergibt, nicht vermindert wird. Aber wir haben den spekulativen Höhepunkt noch lange nicht erreicht. Jetzt beabsichtigt sogar ein New-Yorker Konsortium, den Schwerpunkt des Silbermarktes von London nach New-York zu ziehen.

Kirche.

In den Zeitraum, über welchen wir zu berichten haben, fallen sehr viel kirchliche Konferenzen: Berlin, Leipzig, Hannover, Cöslin, Gnadau, Bonn, Hagen i. W. u. s. w. u. s. w. Ein besonderes Stimmungsbild ist aus einer Zusammenstellung der dort verhandelten Fragen nicht zu entnehmen. Auf einigen wurde zwar auch direkt die brennende Frage der Selbständigkeit der Kirche verhandelt, auf einigen anderen geschah es

unter der Form einer Behandlung der Frage nach der Parität. Doch macht sich der Eindruck der Berliner Versammlung vom 26. April noch zu sehr geltend, als daß daneben anderes in Betracht kommen könnte, so wichtig und anregend die Verständigung über diese Fragen auch in kleineren Konferenzkreisen ist.

Gegen die in Berlin aufgestellten Forderungen und Wünsche ist von zwei Seiten Widerspruch erhoben. Zuerst vom Protestantenverein. Die Berliner Liberalen, unter dem Vorgehen des Kammergerichtsrates Schröder, haben eine Erklärung gegen die landeskirchliche Versammlung erlassen mit 1400 Unterschriften, welche zum Teil auch aus anderen Städten gekommen sind. Dieselbe ist durch die Zeitungen veröffentlicht und gleichzeitig dem Staatsministerium und dem Evangelischen Oberkirchenrat überreicht worden. Die Erklärung besteht aus vier Thesen, welche für das wahre Wesen der Kirche eintreten, das im Glauben bestehe, nicht in Rechtsverfassungen; deshalb werden alle die Forderungen der Hammersteiner abgelehnt, die sich gegen „die freie Hand der Staatsgewalt" richten, obwohl „die gegenwärtige gesetzliche Ordnung des Verhältnisses zwischen der evangelischen Kirche und der preußischen Staatsgewalt für verbesserungsfähig" gehalten wird. Mit einer Erhöhung der Dotation sind aber auch die 1400 Liberalen einverstanden. — Die Erklärung bringt nichts Neues und stellt nur den scharfen Widerstreit dar, welcher zwischen denen bestehen muß, welche positives evangelisches Christentum unter die Leute bringen wollen, und denjenigen, welche es hindern wollen.

Von größerer Bedeutung ist natürlich die Stellung, welche die evangelische Mittelpartei zu der Hammersteinschen Bewegung und der Berliner Konferenz einnimmt. Dieselbe hat am 7. und 8. Juni in Potsdam einen gemeinsamen Parteitag für das ganze Land abgehalten, und Professor Köstlin aus Halle hatte das Hauptreferat über die Frage: „Worin hat die evangelische Kirche in der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage ihre unentbehrliche Stärkung zu suchen?" Er erklärte unklaren Enthusiasmus für die Signatur der Hammersteinschen Bewegung, verhielt sich aber gegen die einzelnen Forderungen nicht so schroff ablehnend, wie es nach dieser Gesamtbeurteilung scheinen sollte; denn auch er sprach seine Bedenken aus gegen die Notwendigkeit einer Zustimmung des Landtages zu jeder Weiterbildung der kirchlichen Verfassung, und gab auch zu, daß das ministerielle Placet für Kirchengesetze, wenn es auch bisher die Kirche noch nicht beeinträchtigt habe, doch wohl dazu im stande sei. Doch kam es nicht nur in diesen Punkten zu keinen bestimmten Forderungen, sondern es wurden auch die anderen, welche auf eine Stärkung der kirchlichen Behörden aus den Synodalvorständen ausgehen, ausdrücklich abgelehnt. Die Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter unter Mitwirkung des Synodalvorstandes sei gegen die Zweckmäßigkeit und Würde, und der Einfluß der Kirche auf die theologischen Fakultäten sei durch die jetzt bestehenden Verhältnisse genügend gewahrt.

Die Polemik der Gegner richtet sich stets gegen ein Gespenst, das man sich von dem „unklaren Enthusiasmus" der Hammersteiner gemacht hat. Es werden nämlich Gründe gegen „die Trennung der Kirche vom Staat" veröffentlicht, und man kann sich nun diese Trennung nach Belieben ausmalen, nach schottischen oder amerikanischen Mustern, und kann dann nach Belieben gegen diese Ausmalungen protestieren. Allein damit werden die sehr maßvollen und sachlichen Ausführungen, wie sie auch in Berlin am 26. April wieder gebracht sind, gar nicht getroffen. Denn dasjenige falsche Ideal, das sich mit dem Cavourschen Wort von der freien Kirche im freien Staate so leicht verbindet und auf seiten der Liberalen früher sich stets damit verband, wurde auch in Berlin ausdrücklich abgelehnt. — Sehr schöne Mahnungen gab Köstlin gegen das Parteiwesen und für die Arbeit in den Gemeinden, wo es gelte, das evangelische Leben und Bewußtsein zu vertiefen und zu stärken; das sei die wahre Selbständigkeit der evangelischen Kirche. Dem Theologen möchten wir darauf erwidern, daß zu dieser Art von Selbständigkeit als Vorbedingung auch eine selbständige theologische Wissen-

schaft gehört, welche wir in der Vermittelungstheologie der evangelischen Vereinigung nicht erkennen können.

Neben den freien Versammlungen hat es auch viele Synodalversammlungen in dem abgelaufenen Zeitraume gegeben. In den alten preußischen Provinzen sind die **Kreissynoden** sämtlich abgehalten, die diesmal wegen der Wahlen von besonderer Bedeutung waren. Es läßt sich schon jetzt erkennen, daß die positiven Parteien auf den Provinzialsynoden zum mindesten in der alten Stärke vertreten sein werden, an einigen Stellen haben sie noch Fortschritte gemacht. In Berlin haben von den vier städtischen Kreissynoden drei liberal und eine, die Synode Friedrich-Werder, positiv gewählt. Auch sonst scheint der Ton auf diesen Berliner Synoden ein besserer geworden zu sein; die Verhandlungen über den Kampf der Kirche gegen die Trunksucht wurden zumeist ganz sachgemäß geführt. Doch hat es auch an gereizten Angriffen der Liberalen gegen einzelne Arbeiten und Häuser der inneren Mission wiederum nicht gefehlt.

Von einer bedeutungsvollen Klärung können wir berichten, welche sich auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie vollzogen hat. Wir haben sehr oft darauf hingewiesen, daß der Zwiespalt, welcher hier der eigentlich scheidende ist, sich nicht nach gewissen dogmatischen Ansichten bestimmen läßt, sondern daß er seine Wurzel hat in der Auffassung von Glauben und Wissen, oder von der Bedeutung der Wissenschaft für den Glauben des Christen und für den Glauben der Kirche. Ist auf diesem Punkte Unklarheit oder Verkehrtheit vorhanden, so hilft das innigste subjektive Glaubensleben nichts; man wird in allen praktischen Fragen auf die Seite der Gegner des positiven kirchlichen Lebens und Arbeitens hinüberschwanken, wie das an so zahlreichen theologischen Lehrern zu beobachten gewesen ist und immer beobachtet werden kann. In diesem Punkte liegt auch der Widerstreit über die Forderungen nach Selbständigkeit der evangelischen Kirche begründet. Denjenigen Theologen, welche für die Gestaltung des kirchlichen Glaubens von der wissenschaftlichen Bearbeitung den Hauptsegen erwarten und die ihm den objektiven Charakter verleihen wollen durch die Feststellungen, zu denen sie mit ihren Beweisen oder ihrer Kritik gelangen, ihnen muß der bloße Laienglaube als etwas rein Subjektives erscheinen; und so wird auch ihrem Kirchenideal erst die staatlich geschützte Theologie, als absolut freie Forschung, den rechten Halt geben. Dadurch sinken sie aber zu einem ähnlichen Standpunkt hinab, wie diejenigen, für welche die Kirche überhaupt nur eine öffentliche Anstalt zur Befriedigung subjektiver religiöser Bedürfnisse ist. Zwischen der gläubigen theologischen Wissenschaft (d. h. derjenigen, welche für ihren Glauben eigene, von der Zustimmung der Wissenschaft unabhängige Gründe hat) und der vorhin gekennzeichneten ist es nun neuerdings zu scharfer Auseinandersetzung gekommen. Nachdem die Arbeiten Dr. **Zöcklers**, mit denen er sich — im Verein mit anderen — in den letzten Jahren verdient gemacht hat, schon mehrfach sehr abfällige Kritiken erfahren hatten, war zuletzt in der „Theolog. Litteraturzeitung“ von Schürer und Harnack sein „Kurzgefaßter Kommentar zum Alten und Neuen Testament“, den er zusammen mit Prof. Strack und unter Beihilfe verdienter Theologen herausgibt, in sehr gereizter Weise besprochen worden. Die Theologie, welche in diesem und ähnlichen Werken (auch Luthardts Kommentar zum Johannisevangelium wird ausdrücklich genannt) zum Ausdruck käme, habe die Fühlung mit der modernen Kritik verloren, fuße auf der bloßen Tradition und sei darum eine „schlechthin **katholische** Wissenschaft“. Dr. Zöckler hat nun in einem besonderen Schriftchen darauf geantwortet: „Wider die unfehlbare Wissenschaft; eine Schutzschrift für konservatives theologisches Forschen und Lehren“, in welcher er die Unbilligkeit und Uebertreibungen jener Kritiken nachweist und auch einerseits die Unbeständigkeit der heutigen modernen kritischen Theologie und andererseits ihren Unfehlbarkeitswahn in das hellste Licht setzt. Auf diese letztere Sache denken wir demnächst in einem besonderen Artikel zurückzukommen, wollten doch aber auch an dieser Stelle auf einen Auseinandersetzungsprozeß hinweisen, der außerordentlich erfolgreich werden kann. „Ist die Art von Wissenschaft, welche Zöckler und seine Freunde betreiben,

in der auf dem Boden der Reformation stehenden Kirche der Gegenwart überhaupt berechtigt oder nicht, das ist die Frage." So stellt Schürer in einer Beantwortung des Zöcklerschen Schriftchens den Streit fest. Und die ganze theologische Arbeit der kommenden Zeit wird sich an der Bejahung oder Verneinung dieser Frage zu bewähren haben. Diejenigen, welche die Wahrheit der evangelischen Verkündigung mit ihren geschichtlichen Ereignissen von den wissenschaftlichen Untersuchungen abhängen lassen wollen, müssen sie verneinen. Diejenigen aber, welchen ihr Glaube an die Göttlichkeit des Evangeliums und die Wahrheit seiner Thatsachen vor der wissenschaftlichen Untersuchung feststand, müssen sie bejahen. Bei den ersteren aber macht es keinen Unterschied, ob sie bei ihren Untersuchungen zu positiven oder negativen Resultaten gelangen. Denn das Prinzip der „freien Forschung", d. h. der Gründung des Glaubens auf menschliche Beweise ist hier das Ausschlaggebende. (Vergl. dagegen 1. Kor. 2.) So stimmen denn auch die Protestantenvereinler auf das Freudigste mit Zöcklers Verurteilung durch Schürer ꝛc. zusammen.

Die Vorbildung der jungen Theologen für das geistliche Amt bildet auch außerhalb Deutschlands den Gegenstand ernsten Fragens. Wie bei uns hat man auch in der Schweiz die Erfahrung gemacht, daß diejenigen Fakultäten, welche ausschließlich der negativen Richtung anheimgefallen sind, die Selbstauflösung der Theologie unerbittlich auch in der Statistik ihrer Besucher darstellen müssen. So ist es mit der staatlichen theologischen Fakultät in Genf gegangen, entsprechend den Vorgängen in Heidelberg. In der Schweiz wird von den gläubigen Vereinen auch nach dieser Richtung allerlei zur Abhilfe gethan. Im ganzen hat sich auch dort die Zahl der jungen Theologen in den letzten Jahren erheblich vermeht. In dem Jahresbericht eines Unterstützungskomitees für evangelische Studierende wird eine interessante Parallele mit früheren Zeiten gezogen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. In einem Briefe an J. G. Müller aus dem Jahre 1808 heißt es nämlich: „Wir sind in ziemlicher Verlegenheit mit unseren Pfarreien und sie wird noch größer werden. Durch Philosophen, Schöngeister, die Theologen selbst, durch die Politiker des höheren Grades u. s. w. ist das Ansehen des geistlichen Standes so gesunken, daß ein fähiger junger Mann, der Kräfte in sich fühlt, sich sonst durch die Welt mit etwelchem Ansehen zu bringen, sehr Bedenken tragen muß, sich diesem „Bettelorden" — wie er von vielen angesehen wird, zu widmen." Also — alles schon dagewesen; und es ist auch früher schon in diesen und anderen kirchlichen Nöten auf und abgegangen.

Außerordentlich rege ist in der Gegenwart das Interesse an der Abwehr römischer Uebergriffe. Auf einigen Konferenzen ist darüber geredet; in der Presse wird die Frage lebhaft besprochen, auch der Evangelische Bund sorgt dafür, daß sie nicht zur Ruhe kommt, und auch das Konsistorium der Provinz Brandenburg hat in seinem Generalbescheid auf die Kreissynodal-Verhandlungen von 1886 über die Mischehen ein ernstes Wort zu der in Rede stehenden Angelegenheit gesprochen. Erfreulicherweise konnte da festgestellt werden, daß im Gegensatz zu den Gegenden, wo die Mehrzahl der Bewohner katholisch ist und wo deshalb auch die Mischehen hauptsächlich zur Förderung der römischen Kirche dienen, in der Provinz Brandenburg aus den 4—500 Mischehen die bei weitem größte Zahl der in den Ehen geborenen Kinder dem evangelischen Bekenntnis angehören. Auf dies Gebiet des Konfliktes mit Rom gehört auch die Angelegenheit des Pastors Thümmel in Remscheid, die kürzlich in ein neues Stadium getreten ist durch die fast eine Woche füllenden Gerichtsverhandlungen gegen ihn in Elberfeld (wegen seiner Broschüre „Rheinische Richter und römische Priester"), die mit seiner Verurteilung zu 9 Monat Gefängnis geendigt haben. Die Gründe der Verurteilung sind 1. Beleidigung derjenigen Richter, welche ihn im vorigen Jahre wegen eines Zeitungsartikels verurteilt hatten, und 2. wiederholte und gesteigerte Schmähung der katholischen Kirche. — Daß Pastor Thümmel eine Broschüre geschrieben hat, in der er sich auch nur des Verdachtes des ersteren dieser Vergehen aussetzte, ist sehr zu bedauern, und wir können

es nur ein rechtes Versehen nennen, daß er nicht einfach seinen Prozeß aktenmäßig dargestellt und herausgegeben hat. Betrachtungen über den Namen des Vorsitzenden — er hieß Dummreich — und über die mutmaßliche Herkunft des Staatsanwalts aus der Eifel (was im Rhein etwa dieselbe Bedeutung hat wie für den Berliner die scherzhafte Bezeichnung „aus Potsdam") — sind unwürdig, und es mußte die Verbindung dieses Teiles seiner Schrift mit den Angriffen auf die „römischen Priester" sehr ungünstig wirken. Es ist entschieden zu wünschen, daß in Preußen die richterlichen Urteile unangetastet bleiben, es sei denn, daß man ordnungsmäßig dagegen appelliert; man mag das Urteil tendenziös finden, aber man darf das nicht öffentlich aussprechen, ohne es aktenmäßig beweisen zu können. Andererseits ist es dringend zu wünschen, daß der jetzige Prozeß nicht mit dieser Verurteilung abschließt; es sind dabei Dinge vorgekommen, die in den weitesten Kreisen Beachtung verdienen; besonders möchten wir wünschen, daß die Rede und das Verfahren des Herrn Staatsanwalts einmal von einem Juristen — vielleicht auch in der Monatsschrift — beleuchtet würde.



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Die Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienst** in den deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich. Berichte und Gutachten veröffentlicht vom Verein für Sozialpolitik. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1887. 203 S. 4,40 M.

Die Frage über die Ausbildung für den höheren Staatsdienst ist, seitdem wir unseren Lesern darüber (1887, I, S. 15) berichteten, vielfach erörtert worden und allein über die Ausbildung der Juristen sind seitdem noch etwa ein Dutzend Broschüren erschienen. Fassen wir diese Zeit- und Streitfrage etwas weiter, so betreffen dieselbe auch die in vorliegendem Buche enthaltenen Aufsätze, welche allerdings sich ausschließlich mit der Vorbereitung zum Verwaltungsdienst beschäftigen. Dies Buch bildet Bd. XXXIV der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, von welchen Bd. XXXI im Juniheft S. 661 angezeigt wurde. Es bietet uns zehn Berichte und Gutachten, von welchen das zweite und das letzte das Ausland betreffen, über die Verhältnisse in Oesterreich und über den Studienplan in Frankreich, insbesondere über die école libre des sciences politiques orientierend. Außer diesen beiden von Freih. von Lemayer und von Leclerc herrührenden Berichten, betreffen vier Preußen (von Bosse, Nasse, Merkel und Cohn), die übrigen Sachsen (Fischer), Bayern (Schanz), Württemberg (Jolly), Baden (Schönberg). Jede dieser Arbeiten enthält reiches Material, und kann an dieser Stelle naturgemäß nur sehr weniges hervorgehoben werden.

In bezug auf Sachsen betont der Gutachter, langjähriger Leiter der Zeitschrift für sächsische Verwaltung und erfahrener Praktiker, daß der Vorbereitungsdienst der Verwaltungsbeamten sich an den juristischen anlehnen, nicht mit ihm zusammenfallen solle, sowie daß gesetzliche Bestimmungen darüber nicht nötig seien, eine Ansicht, die sehr ansechtbar und wenigstens in Preußen längst verworfen ist. Für Württemberg gibt Jolly hauptsächlich eine geschichtliche Entwickelung bis zu der neuen Verordnung vom 7. November 1885, welche die Hoffnung einflößt, es werde dereinst die Vorbildung der Juristen und Verwaltungsbeamten sich noch mehr einander nähern, und auch die „Konviktspraxis" unmöglich macht (vgl. die Broschüren: Konfessionelle Mitteilungen aus Württemberg. Halle, Strien). Von der Vorbildung in Bayern entwirft der treffliche Nationalökonom Schanz in Würzburg ein recht zufrieden stellendes Bild, das er durch eingehende statistische Tabellen ergänzt. Nur wünscht Schanz Entlastung des Kandidaten von unwesentlichen Dingen und größere Berücksichtigung des Wichtigen. Die oft angegriffene bayrische Vorschrift, wonach in den ersten Semestern „allgemein bildende" Vorlesungen gehört werden sollen, verteidigt er warm als Schutz gegen das Banausentum. Ganz besonders zufrieden mit seinem Berichtsgebiete, Baden, ist der Tübinger Professor Schönberg. Er ist in der Lage (S. 131) eine interessante Begründung des dort vertretenen Standpunktes aus den Akten des Ministeriums mitzuteilen. Die besonderen Vorzüge der badischen Einrichtungen erkennt Verfasser vor allem darin, daß die Richter auch mit der Verwaltung vertraut werden, daß am Ende des Studiums eine wirklich ernstliche Prüfung steht, und daß für den einzelnen die Entscheidung, welchen Lebensberuf er ergreifen wolle, — ob Richter, Anwalt, Verwaltungsbeamter — erst in ein reiferes Alter fällt und nach Kenntnisnahme der einzelnen Zweige stattfindet, auch u. E. ein sehr beachtenswerter Vorteil.

Von den die Vorbildung in Preußen betreffenden Gutachten rühren zwei von Theoretikern, zwei von Praktikern her. Von ersteren beweist uns Gustav Cohn (Göttingen), daß bereits 1755 Justi ein Plaidoyer für bessere staatswissenschaftliche Vorbildung (in seiner „Staatswirtschaft") gehalten. An positiven Forderungen stellt Cohn die allgemeinen, Studiumverlängerung, Reform des Prüfungswesens auf. Nasse (Bonn) wünscht ähnlich wie Dernburg (s. oben Januarheft S. 17) erneutes Studium nach dem Examen und will dadurch das Niveau der Verwaltungsvorbildung heben: Ideal wäre eine besondere Bildungsanstalt, ähnlich der Kriegsakademie. Ergänzt werden diese beiden Gutachten durch die Aeußerungen zweier Praktiker: Merkel berichtet über die Ausbildung der früheren

hannoverschen Verwaltungsbeamten und lobt an derselben insbesondere sowohl die Beschränkung des jüngeren Beamten auf einen kleinen aber gründlich zu beherrschenden Geschäftskreis wie das gesellschaftliche Verhältnis, in welches der „Amtsauditor“ eintrat. Bosses (Direktor im Reichsamt des Innern) Gutachten schließlich zeichnet sich durch die dem hochgestellten Beamten eigene Klarheit und Kürze aus. Sein Zielpunkt ist ebenfalls, eine Elite von Verwaltungsbeamten zu schaffen, und zwar durch Einrichtungen, welche besonders beanlagten Beamten eine zeitweise unmittelbare Beschäftigung in einzelnen Zweigen des praktischen Wirtschaftslebens (Industrie, Bankwesen u. s. w.) ermöglichten. Dadurch würde ihnen ein tieferer Einblick in diese Verhältnisse, durch das bloße Bestehen der Einrichtung aber schon ein Antrieb für die jüngeren Beamten gewährt. Nicht unerwähnt dürfen wir wohl lassen, daß Bosse, was die Vorbildung im allgemeinen anlangt, mehrere sehr wesentliche Vorschläge des Aufsatzes in unserer Zeitschrift (Heft 1, S. 25) annimmt und überhaupt diesen Aufsatz vielfach verwertet. Wir empfinden dadurch die Genugthuung, daß jene Worte — mögen sie auch einzelnen Doktrinären unerwünscht gewesen sein — nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sind.

Ist damit nur sehr kurz jeder einzelne der wertvollen Artikel gekennzeichnet, so dürfte es vielleicht wichtig sein mit ein paar Worten eine Zusammenfassung der Ansichten und Vorschläge zu versuchen, welche sich als communis opinio der gewiegten Fachmänner und vieler anderer darstellen. Einig sind alle, daß die Vorbildung der Verwaltungsbeamten den gewaltigen Aufgaben, welche die Wende des Jahrhunderts bringt, nicht gewachsen ist und daß wir mit aller Energie danach streben müssen, jene Vorbildung zu heben. Dies kann weder durch Seminare während der Studienzeit geschehen — da selbst derjenige Student, der „unentwegt“ alle Vorlesungen besucht, sich nicht gern in das Feuer praktischer Uebungen hineinwagt — noch durch Einschiebung einer Vorprüfung. Freilich sind einige Professoren derselben geneigt: wir können jedoch füglich eine Erörterung dieser Frage unterlassen; denn wir glauben soviel Fühlung mit maßgebenden Kreisen zu haben, um behaupten zu können, daß alle deutschen Regierungen sich gegen ein sogenanntes Zwischenexamen ablehnend verhalten, insbesondere aus Mißtrauen gegen die Möglichkeit ungleichmäßigen Verfahrens an kleineren Hochschulen.

Positiv stimmen die meisten darin überein, daß der Jurist und der Verwaltungsbeamte zunächst die gleiche Ausbildung haben müssen. Auch der Jurist, in dem nur ein Funke geistiger Regsamkeit lebt, muß ja Interesse für den Staat haben, in dem er selbst dereinst als wichtiges Organ thätig ist (S. 181). Also gleiche Universitätsvorbildung und erste Prüfung, vielleicht am besten so, daß letztere in zwei Abschnitten (zwei Tagen) das private und das öffentliche Recht umfaßt; und erst später Spaltung des Bildungsganges.

Ein zweiter und wichtiger Punkt der Uebereinstimmung ist der, daß man versuchen soll, für eine höhere Ausbildung in reiferem Alter zu sorgen. Mag der eine ein Seminar unmittelbar nach der ersten Prüfung, der andere gründlichere Studien vor der zweiten wünschen, jener eine besondere Anstalt nach Art einer Akademie, dieser Reisen und eingehende praktische Beschäftigung empfehlen, alle kommen darin überein, daß eine tiefere Erfassung sozialer Verhältnisse nötig sei, als wie sie in jener Zeit erfolgen kann, da keine Wissenschaft mit dem Bierkomment die Konkurrenz auszuhalten fähig ist! Wie oft hat der, für den die schematischen Gestalten der Theorie im praktischen Berufe Wirklichkeit erhielten, seufzend jener schönen Kollegien gedacht, gelesen von Meistern der Wissenschaft, die man oft mit so viel Genugthuung schwänzte! (S. 53). Schaffen wir also Kurse (nicht mit Prüfungen und dergl.) für die höchsten Lehrzwecke, sei es an den großen Universitäten, sei es — um den Herren Regierungsreferendaren nicht Rückkehr zu der Universität zuzumuten — in besonderen Bildungsanstalten, sowie Stipendien für einhalb- bis zweijährige Beschäftigung in großen Industriebetrieben, Konsulatsdienst u. s. w. Vielleicht gelingt es auf diese Weise ein der Ausweitung und Entfaltung unserer Verkehrsverhältnisse entsprechendes Beamtentum zu erlangen. Wenn kürzlich hier ausgeführt wurde (Juniheft S. 605), wie bedenklich die Abhängigkeit des geistlichen Beamtentums von wechselnden Regierungsgrundsätzen sei, so darf der Mangel fester Normen und die Scheu vor wahrhaft gediegener Lösung dieser Fragen auf dem Gebiete der Vorbildung des Verwaltungsdienstes als ebenso gefährlich bezeichnet werden. Hoffen wir, daß auch diese Fragen zum Wohle des Vaterlandes gelöst werden! v. K.

— **Volksvermögen, Volkseinkommen und ihre Verteilung** von **Hermann Losch** (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller. VII). Leipzig. Duncker & Humblot. 1887. 110 S. 8°. 2,60 M.

Es ist eine zum Teil recht undankbare Aufgabe, die sich der Verfasser mit der Bearbeitung dieses Themas gestellt hat, undankbar insofern, als, wie ja auch offen zugestanden wird, die Wissenschaft unter Zuhilfenahme des gegenwärtig vorhandenen Materials, das in unseren statistischen Erhebungen liegt, nicht die endgültige Lösung des Problems einer sicheren, auf positiven Grundlagen beruhenden Berechnung des Nationaleinkommens und dessen Verteilung erreichen kann. Und wenn der Verfasser am Schluß seiner übrigens recht eingehenden und die bisher über diesen Gegenstand gepflogenen wissenschaftlichen Erörterungen erschöpfend genug behandelnden Darstellung zu dem Resultat kommt, daß „Volksvermögen und Volkseinkommen als glatte Werteinheiten sich nie und nimmer darstellen lassen, weil ihre Bestandteile ungleichartiger Natur sind“, so involviert das die unbefriedigende Thatsache, daß die bisher eingeschlagenen Wege nicht zum Ziele geführt haben, sondern vielmehr stark daneben gegangen sind. Aus diesem Grunde kann auch der vorliegenden Arbeit wohl ein wissenschaftlicher Wert, nicht aber auch ein praktischer zuerkannt werden (wofür natürlich der Verf. nicht einmal verantwortlich gemacht werden kann), zumal das vorgeschlagene Mittel zur Erreichung des

Zweckes, eine fortlaufende außerordentlich detaillierte Statistik über alle öffentlichen Verhältnisse, sich bei den großen Kosten des dazu erforderlichen Apparats wohl kaum durchführen lassen wird, und eine freie Vereinsthätigkeit zu diesem Zweck, wie auch der Verfasser zugesteht, nicht im mindesten ausreichend ist. Dennoch muß man das in der Broschüre sichtbare Streben, über das „Wie" der Fragelösung eine umfassende Antwort zu geben, aufs dankbarste anerkennen und dem Verfasser darin beistimmen, daß aus den bisherigen negativen Ergebnissen nicht folgen darf, daß nun auf die Sache selbst verzichtet wird, deren weittragende Bedeutung eingestandenermaßen in der gründlichen Beurteilung der Wirtschaftskraftgliederung unseres Volkes liegt. Freilich sind wir nicht der Ansicht des Verfassers, der mit dem Nationalökonomen Schönburg den Arbeitsämtern die genaue Feststellung aller auf die materielle und soziale Lage der Lohnarbeiter bezüglichen Verhältnisse, daneben aber noch eine Konsumtionsstatistik und fortlaufende Statistik über die Produktions- und Absatzverhältnisse übertragen wissen will. Wir glauben, daß die Neuorganisation der Arbeitsämter zu anderen Zwecken zu geschehen haben werde, und daß der doch immerhin auf bestimmte Punkte zu beschränkende Wirkungskreis dieser Aemter eine solche schwierige und komplizierte Erhebung nicht wird zulassen können. Wir sind gewiß nicht Gegner der Statistik, beurteilen jedoch die Sache mehr vom pekuniären Standpunkte und kommen zu der Ansicht, daß in der That eine möglichst weite Ausdehnung der statistischen Erhebungen über sämtliche Gebiete des Volkslebens im Interesse wissenschaftlicher Forschungen sowohl, wie auch praktischer Neuerungen wünschenswert ist, insoweit sie von den vorhandenen statistischen Behörden verarbeitet werden können. Wir stellen uns in dieser Hinsicht durchaus auf den Standpunkt Engels, welcher die von anderen statistischen Autoritäten, wie Böckh, v. Scheel geforderte Dezentralisation ablehnt, weil kein Bedürfnis vorhanden sei. Das Reich hat ohnehin an einer Menge notwendig gewordener Behörden schwer zu tragen, die wir nicht ohne dringende Not noch vermehren dürfen.

Was nun die historische Seite der in Rede stehenden Frage anbetrifft, so geben die Auslassungen Löschs darüber die denkbar genaueste Auskunft. Zunächst wird eine interessante Definition des Begriffes „Volksvermögen" gegeben, welche nach Schäffle folgendermaßen lautet: „Das Volksvermögen ist der Inbegriff der äußeren materiellen Macht sämtlicher physischer und moralischer Personen, welche den Gesellschaftskörper zusammensetzen, das Ganze der Sondervermögen; es hat sein Maß an der Größe der materiellen Macht, die es der Gesellschaft für den Unterhalt aller ihrer ineinandergreifenden Lebensthätigkeiten verleiht." Die Schätzungsversuche Kruegs und Dieterleis sind zwar in ihrer Eigenschaft als Bestandteile des vorhandenen Forschungsmaterials bemerkenswert, aber weil sie den Verbrauch, die Berechnung der jährlich neu erzeugten Güter als Basis ihrer Beobachtungen nehmen, so haben sie für die Lösung der Frage um so weniger Wert, als die statistischen Erhebungen jener Zeit nur mehr die Annahme von Pauschalsummen zuließen, die doch nur in einem relativen Verhältnis zu den thatsächlichen Zuständen stehen. Insbesondere ist dies in Ansehung der nicht genügend fundierten Preisberechnungen der Fall. Die zweite Forschungsgruppe, unter der wir Rümelin und Schall hervorheben, versuchte die Darstellung des Volksvermögens nach objektiver Methode, und der Ansatz der Preise erhält bei der Landeskenntnis der Verfasser (Württemberg) einen viel höheren Wert; doch auch hier „ist die prozentuale Fortschrittstabelle zum Grade aller signifikanten Einzelpreisziffern geworden". Das Wichtigste, was wir bei jenen Berechnungen vermissen, ist der Einblick in die personale Verteilung jenes Volksvermögens und Volkseinkommens. Was die Resultate der bemerkenswerten Untersuchungen Soetbeers anbelangt, so ist in denselben unter Zugrundelegung der Besteuerung von der Fiktion ausgegangen, daß die Summe der Privateinkommen mit dem Nationaleinkommen in jedem Volke oder Staate gleichbedeutend sei. Wir schließen uns den kritischen Auseinandersetzungen v. Heykings im Anschluß an die Gedanken Wagners und Rodbertus' (Organisation des Bevölkerungsganzen) an, welche ersteren folgendermaßen lauten: „Es ist einleuchtend, daß die Summe der Privateinkommen innerhalb eines Volkes höchstens über die Menge der jährlich von einzelnen Staatsangehörigen empfangenen und in Geld abschätzbaren Einkommen nach Abzug gewisser Produktionskosten ihrer resp. Einzelwirtschaften Auskunft zu geben vermag, uns aber über die Summe derjenigen Güter, die innerhalb einer Volkswirtschaft jährlich neu produziert werden, um später nach einem von den Gesetzen und sozialen Einrichtungen bestimmten Modus unter die einzelnen Angehörigen des Volkes zur Verteilung zu gelangen, niemals etwas zu sagen vermag." Die Methode Michaelis', welche in der Broschüre eingehende Besprechung erfährt, ist uns im höchsten Grade sympathisch, insofern sie die Wohnungsverhältnisse in den Städten als Grundlagen der Beobachtung nimmt. Leider würden sich die gewonnenen Resultate nur auf einen Bruchteil der Bevölkerung beziehen können. Sehr sporadischer Natur erscheinen die Untersuchungen Geiers und Philippis über diesen Gegenstand, während Emminghaus' Art der Untersuchung, die sich auf die Beschreibung der Wohlstandsverhältnisse bezieht, dem Zwecke nicht entsprechen kann. Ein besonderes Kapitel wird dem Antrage Meyer-Rodbertus-Wagner auf dem sechsten landwirtschaftlichen Kongreß mit seinen sechs Punkten gewidmet, welcher zugleich eine ausführliche Statistik der sozialen Frage im allgemeinen in sich schließt, und dessen Annahme leider an dem Fehler der Unausführbarkeit wegen der erwachsenden Riesenarbeit scheitern mußte. So stehen wir daher noch ziemlich am Anfange unseres Weges, und es ist zu bedauern, daß nicht wenigstens der Versuch gemacht ist, die Verteilung des Volkseinkommens für das gesamte Reich zu berechnen. Vielleicht unterzieht sich der Verfasser nach der von ihm acceptierten Methode, unter Zugrundelegung derjenigen Daten, welche die Sta-

tistik gegenwärtig liefert, dieser dankenswerten Aufgabe. M. Sch.

2. Innere Mission.

— Zu der praktischen Theologie, welche nicht allein mit dem Wort, sondern auch mit der That predigt, gehört die innere Mission, der vielfrüchtige Baum, unter dem die Elenden unseres Volkes lagern. Wir verschweigen nicht, daß wir bei der Vielgeschäftigkeit auf diesem Lebensgebiete der Kirche Christi etwas in Sorge sind. Viele seiner Diener kommen, wie schon der alte Beck in Tübingen klagte, in ein ruhe- und sammlungsloses Rennen und Laufen; während sie doch einfältig aus der von Gottes Gnade empfangenen Lebenskraft Leben spenden sollten. Aber wohl thut es doch, wenn man ein Bild aus diesem Lebensgebiete unserer Kirche nach dem anderen vor die Seele treten läßt.

Wir beginnen mit dem Allgemeinen: „Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfang". Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Band: Die Geschichte der weiblichen Diakonie dargestellt von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissenanstalt zu Altona. (Stuttgart, Gundert. 1887. 328 S. 4,50 M.) Unser verehrter Freund bietet uns damit ein ebenso wissenschaftlich als praktisch instruktives Buch. In 8 Kapiteln durchschreiten wir die ganze Geschichte der Entwickelung dieser wichtigen Liebesthätigkeit. Das Mittelalter ist allerdings sehr knapp, fast gar nicht bedacht. Dagegen findet die Geschichte der Erneuerung der Diakonie eine ausführliche Behandlung. Hier wird auch Männer wie eines Ministers von Stein, wie des Frankfurter Pfarrers Stein (der, anders als es wohl heute geschieht, „seine Unterstützung dem Minister versprach"), eines v. Bodelschwingh senior, gedacht. Ganz besonders haben wir uns auch der objektiven und doch warmen Beurteilung Löhes gefreut. Das Buch muß für jeden, der sich mit der Diakonie zu befassen hat, ein Teil der Handbibliothek werden.

Eine nicht minder vortreffliche Arbeit ist der „Leitfaden der inneren Mission zunächst für den Berufsunterricht in Brüder-, Diakonen- und Diakonissen-Anstalten" von Theodor Schäfer, P., Vorsteher der Diakonissenanstalt Altona. (Hamburg, Rauhes Haus. 1887. 247 S. 3,60 M.) Sie ist aus wirklichem Berufsunterricht entstanden und darum bei aller Kürze sehr lehrhaft. Auch ist sie als Vorbereitung für die jungen Theologen, welche den praktischen Kursus für innere Mission durchmachen wollen, ein Handbuch. Das ist nötig; denn ziemlich jeder Teil der inneren Mission ist bereits zu einem weiten Feld geworden. Der Leitfaden bietet nach einer Uebersicht der Geschichte der inneren Mission eine Darstellung der einzelnen Zweige: Erziehung und Unterricht von Kindern, Erziehung und Bewahrung der Jugend, Rettung der Verlorenen, Bewahrung der Gefährdeten, Pflege der Gebrechlichen und Kranken, Verbreitung christlicher Litteratur, Kampf gegen soziale Notstände. Zum Schlusse folgt eine Angabe der Litteratur. Vermißt haben wir die sogenannten Martinsstifte und die Heimatskolonien; beide freilich noch jungen Datums.

Von letzteren wird uns dafür in zwei Broschüren berichtet: „Innere Kolonisation. Denkschrift herausgegeben von der Gesellschaft für innere Kolonisation zu Berlin. Im Auftrage des Präsidiums bearbeitet von Max Schön. (24 S. 4º. 1,20 M.) und: Die Gesellschaft für innere Kolonisation, ihre Ziele und Bestrebungen, erläutert von Freiherr von Henneberg, Präsident der Gesellschaft für innere Kolonisation. Mit einem Plan zu einer Ansiedelung. 39 S. 80 Pf. (Beide Broschüren bei Duncker & Humblot, 1887.) Die Gesellschaft für innere Kolonisation hat sich bekanntlich zum Ziele gesteckt, unfruchtbare deutsche Flächen — man denke an die Lüneburger Heide — durch Moorkultur fruchtbar zu machen und mit zahlreichen Kleinbauern zu besetzen. Liegt die Sache auch noch in den Anfängen und ist etwas Zukunftsmusik eingestreut: ein guter Kern wird sich doch durcharbeiten und eine wertvolle Ergänzung der Arbeiterkolonien bilden. Gegenüber der Thatsache, daß Zwangsversteigerungen sowohl als freiwillige Verkäufe hauptsächlich Folge des Wuchers und der Trunksucht sind, hat die Gesellschaft in ihren Plan aufgenommen, daß der Kolonist verpflichtet werden soll, mit anderen als der Gesellschaft keine Geldgeschäfte zu machen und daß die Anlage von Branntweinschänken vollkommen ausgeschlossen werden soll.

Die Broschüre: „Die evangel. Arbeitervereine in Westfalen" von Pastor Deutelmoser zu Gelsenkirchen in Westfalen. (Herausgegeben vom sächsischen Provinzial-Ausschuß für innere Mission. Magdeburg, Bänsch. 1886. 35 S. 20 Pf.) gibt kurz Geschichte und Charakteristik dieser beachtenswerten Bewegung und fordert zur Nachfolge auf. Zu diesem Zweck sind die Statuten der Gesellschaft beigefügt.

„Die freiwillige Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger durch die deutschen Vereine vom roten Kreuz." Handbuch zur allgemeinen Orientierung für die auf Anregung des Zentral-Komitees der deutschen Vereine vom roten Kreuze 1886 gegründete „Genossenschaft freiwilliger Krankenpflege im Kriege," zusammengestellt von J. Wichern, Vorsteher der Anstalten des Rauhen Hauses bei Hamburg, gibt nüchtern und einfach, aber alles umfassend den Ueberblick über dieses gesegnete Werk, dessen Nutzen man würdigen lernt, wenn man die Zustände im Krimkriege mit denen des Krieges von 1870 vergleicht. In dieser Broschüre findet man auch Geschichte und Statut der auf dem Titel genannten neuen Genossenschaft.

Nicht allein aber für Kriegszeiten, nein auch für häusliche Krankheit werden wir von dem roten Kreuze beraten. „Häusliche Krankenpflege" von Dr. med. Max Jahn, Grevesmühlen in Mecklenburg. (Stuttgart, Gundert. 1887. 93 S.) ist das Schriftchen betitelt. Es gibt Aufklärung über eine rationelle Krankenpflege. Es wird besonders auch dort segensreich wirken, wo eine eigentliche Gemeindediakonie noch fehlt.

Einen, leider ein Defizit von 30 000 Mark konstatierenden Einblick in die Thätigkeit der mit dem Namen Stöcker eng verknüpften Berliner Stadtmission gibt deren dreizehnter Jahresbe-

richt für das Jahr 1886/87. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission), enthaltend die Festpredigt des P. Fürer-Stettin über Mark. 14, 3—9 und den Jahresbericht des Hofpredigers Stöcker in Anschluß an 1. Kor. 16, 9.

Reich an Anregung aller Art und zugleich interessant als Wegweiser in die Arbeit der inneren Mission in Deutschland sind Die Verhandlungen des XXIV. Kongresses für innere Mission zu Breslau vom 14.—16. September 1886. Herausgegeben vom Sekretariat des Kongresses. (Breslau, Karl Dülfer. 1886. 160 S. 1,80 M.) Die hier abgedruckten Vorträge Kögels: Die Kunst in ihrer erziehenden Bedeutung, Hesekiels: Die innere Mission und die kirchlichen Gemeindeorgane, ihre Stellung zu einander, mit besonderer Beziehung auf die Stadtmission, Ahlefelds: Die Sonntagserholung und Sonntagsfreude, Stursbergs: Die Fürsorge für jugendliche Strafgefangene, verdienen die weiteste Verbreitung. Separatabdrücke sind zu diesem Zwecke hergestellt worden und für etwa 10 Pf. in Partien zu haben.

Einen wunden Punkt, auf den Schreiber dieses schon vor vielen Jahren in Vortrag und Artikeln (Zöcklers Ev. Kztg.) den Finger legte, erörtert das Schriftchen: „Der Gerichtseid in seiner geschichtlichen Entwickelung und seine Behandlung und Stellung in der Justizgesetzgebung des deutschen Reiches mit Vorschlägen für eine Restauration des Eides von Karl Fulda. (Mageburg, Baensch jun. 1886. 50 S.) Unter Beibringung reichen geschichtlichen Materials zeigt der Verf., wie der Eid in Kirche und Staat als Heilsordnung und als Bekenntnisakt in Verfall gekommen ist und begründet Besserungsvorschläge in christlich-konservativem Sinne. Eingehend wird der Nutzen der kirchlichen Eidesbelehrung besprochen und an einem kurhessischen Falle schlagend nachgewiesen. Auch die Stellung der Juden zum Eide und die Formel kol nidre kommt zur Besprechung. Hier ist jedoch, nachdem der bekannte Prozeß des Professor Strack gespielt hat, mit einem Hinweis auf Eisenmengers Entd. Judentum (der übrigens II, S. 491 unseres Erachtens die eigentliche Frage: ob durch die Formel wirkliche Meineide absolviert werden, nicht entscheidet) nicht genügt. Auch darf man sich nach dem Schriftenwechsel zwischen Rohling und Delitzsch nicht mehr auf ersteren allein berufen.

Die soziale Gefahr in Sachsen von Guido Wächter, Diakonus in Waldenburg. (Glauchau, A. Peschke. 1887. 91 S. 1,20 M.) betitelt sich ein Werkchen, welches die Giftbäume des Volkslebens beschreibt und den Führern in Kirche und Staat ein Notsignal geben möchte. Die Krankheitssymptome, welche der Verf. in Familie, Kindererziehung, Schule, Kirche, Staat, höheren Kreisen, Vereinsleben, in der oberflächlichen Wohlthätigkeit, Tagespresse vorführt, sind aber wahrlich nicht allein sächsische. „Ganz wie bei uns“ wird man auch in anderen deutschen Ländern sagen und vielleicht in bezug auf Schule und Kirche noch Sachsen beneiden. Zuzugestehen ist freilich, daß die soziale Gefahr in Sachsen eine besonders große ist, weil hier der Gegensatz von Kapital und Arbeit ein besonders krasser ist. Eine verdienstliche Arbeit dieses wirklichen Wächters ist es, die öffentlichen Schäden ins Gedächtnis zu rufen und zu verhüten, daß man sie totschweigt.

In der dem weiten Blick des Verfassers entsprechenden Weise führt uns „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage von Gerhard Uhlhorn, Dr. th.. Abt zu Loccum“ (Zweite unveränderte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1887. 60 S. 1 Mk.) die Stellung der beiden Kirchen zu der heutigen Entscheidungsfrage vor. Wir sind auch der Ansicht, daß die evangelische Kirche nicht vergessen darf, was sie hat, wo die Säulen ihrer Stärke ruhen. Rom ist voll Selbstlob und preist sich den Staaten als Hort des Heils an, obwohl die katholischen Staaten gerade die Zentren der Revolution sind und der Papst seinen eigenen Thron nicht halten konnte Bei uns findet man viel zu viel Verzagen, als ob die Heilsschätze unserer Kirche, weil sie so alt, so allgemein sind, ihre Kraft verloren hätten. Trotz aller Erfindungen wird unseren Kindern die Milch, uns Erwachsenen das Brot am besten sein: so soll's auch im sozialen Leben die Kirche halten. Uhlhorn wendet sich auch direkt gegen Stöcker, wenn er auch dessen Motive anerkennt. „Besinnen wir uns doch, daß wir mehr haben, als die römische Kirche. Denn wir haben das Evangelium lauter und rein und in ihm die Fülle sittlicher Kräfte. Gelingt es, diese unserem Volke zuzuführen, sie zu lebendiger Wirksamkeit zu bringen, so ist damit mehr erreicht und mehr für die Lösung der sozialen Frage gethan, als mit der ganzen katholischen Sozialpolitik, bei der noch herzlich wenig für unser Volk herausgekommen ist, desto mehr freilich für die Macht der Kirche. Da, da liegen die Aufgaben der Kirche, nicht daß ihre Diener nationalökonomische Bücher schreiben, die doch zuletzt nichts sind als Dilettantenarbeiten, halb Theologie, halb Nationalökonomie, nicht daß sie thun, was ihnen nicht befohlen ist, nach dieser oder jener Seite, für diese oder jene sozialpolitische Ansicht Propaganda machen, sondern daß sie das Eine thun, was ihres Amts ist, das aber aus allen Kräften, Christum verkündigen als den einzigen Heiland und Erlöser aus aller Not, auch aus der sozialen, die ihnen befohlenen Seelen mit dem Wort weiden öffentlich und sonderlich, damit sie mit Gottes Hilfe rechtschaffene Christen werden und als Christen, jeder nach seinem Berufe — — an der Lösung dieser großen Frage mitarbeiten. Die Frage ist nur zu lösen unter der Voraussetzung eines größeren Maßes sittlicher Kräfte, unter der Vorbedingung einer sittlichen Hebung unseres ganzen Volkslebens, und diese Kräfte aus dem unerschöpflichen Born des Evangeliums darzureichen, das und das allein ist die Aufgabe der Kirche!“ Scharf urteilt Uhlhorn über die katholische soziale Partei, deren Ziel ein hierarchischer oder noch deutlicher ein theokratischer Sozialismus sei; deren Heißsporne, wie der Priester Hitze, die Revolution verherrlichen und auf sie ihre Hoffnung setzen. „Revolutionen — ruft Hitze — sind geistige Thaten; das sittliche Element überwiegt bei weitem das materielle. — — Es ist ein Kampf des historischen und des Vernunftrechtes,

ein Kampf der freien Persönlichkeit gegen die entgeistete Form." „An demselben Tag, wo der moderne Staat wie die Napoleonsäule unter den Keulenschlägen der Kommune zusammenbricht, wird die soziale Macht des Katholizismus sich entfalten." (Hist. Bl. LXX. H. 4). „Das sog. deutsche Reich existiert für uns nur als eine vorüberziehende Gewitterwolke" (München, Vaterland). Der heutigen Wirtschaftsentwickelung stehe man römischerseits feindselig gegenüber. — Aber auch Uhlhorn warnt, daß unsere evangelischen Pfarrer doch ja nicht gegen die mit dem Fabrikbetrieb verbundenen Schäden blind sein möchten. Solche Warnung thut not. Wir kennen Pastoren, welche in aller guten Meinung den Fabrikbetrieb selbst als eine Art innere Mission verwenden und darauf aus sind, Fabriken gründen zu helfen, um den Leuten Arbeit zu schaffen. Solches Treiben verurteilt Uhlhorn scharf. Mehr hervorgehoben hätten wir gewünscht, daß das Gotteswort in seiner Verkündigung auch recht geteilt werden muß. Es muß jeden Stand an seiner Schoßsünde anpacken und zu der rechten Heilquelle dafür führen. Wiedergeben wollen wir auch eine Aeußerung, welche, da Uhlhorn selbst ein hervorragendes Glied des Kirchenregiments ist, wie ein Bekenntnis klingt: „Man stößt heut vielfach auf einen wunderbaren Glauben, fast möchte ich sagen Aberglauben, an das Kirchenregiment, als ob das Kirchenregiment alles könnte, als ob alle Schäden der Kirche nur darin ihren Grund hätten, daß das Kirchenregiment, wie man meint, nicht das rechte ist, und als ob mit Einem Schlage alles gut wäre, wenn man nur zu dem rechten Kirchenregiment gelangen könnte. Das Kirchenregiment ist immer die schwache Seite unserer Kirche gewesen und wird es auch immer sein. Man kann es nicht oft genug sagen, der Schwerpunkt unserer Kirche liegt nicht im Regiment, sondern im Predigtamt. Denn das Wort, das Wort muß alles thun, und wer das glaubt, wird mir zustimmen, wenn ich sage: Jedes Kirchenregiment ist gut, das für eine richtige Bestellung des Predigtamtes sorgt. — — In der Gemeinde, die um ihren Prediger sich schart, pulsiert das wahre Leben unserer Kirche ꝛc." Völlig einverstanden sind wir mit den Schlußsätzen: „Die Entwickelung, in welcher wir gegenwärtig stehen, darf nicht damit enden, daß die römische Kirche die Welt zum Kloster macht, noch damit, daß der Sozialismus sie in ein großes Strafarbeitshaus umwandelt, in dem jeder satt zu essen hat, aber alle individuelle Freiheit und damit die Vorbedingung jeder wahren Kultur untergeht, sondern damit, daß es gelingt, mit den Kräften des Evangeliums in gemeinsamer Arbeit des Staates und der Kirche eine neue wirtschaftliche Ordnung zu schaffen, in der es zwar auch nicht an Unvollkommenheiten fehlen wird, in der aber doch die Schäden, die uns heute drücken, überwunden sind. Das erst wird der definitive Sieg der Reformation sein." — Der ganzen Arbeit wird jeder, der sich mit der sozialen Frage beschäftigt, eine gründliche Durcharbeitung widmen müssen.

B. F.

3. Geschichte.

— **Bismarcks parlamentarische Kämpfe und Siege.** Von **Friedrich Thudichum**, ord. Professor des Staats- und Kirchenrechts an der Universität Tübingen. (Stuttgart, F. Enke.) 1887. 152 S. 3 M.

In der Kreuz-Zeitung ist dies Buch seitens eines Wohlunterrichteten einer vernichtenden Kritik unterzogen worden, worin seinem Verf. 1. Bismarckismus und Nationalliberalismus, 2. Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit und daher 3. eine ansehnliche Reihe einzelner Unrichtigkeiten vorgeworfen wird. Es ist nur umsomehr Pflicht für uns, es mit dem Urteil und der Verurteilung genau zu nehmen, zumal auch von nationalliberaler Seite dem Verf. noch viel stärkere Vorwürfe bevorstehen, da er ihren Götzen Bluntschli und Bennigsen tapfer entgegentritt und selbst Gneist oftmals an alte Irrtümer erinnert; gar nicht zu reden davon, daß Prof. Thudichum mit Bamberger und Lasker sehr hart umgeht und „unseren Braun" als den „das litterarische Eigentum als Reichstagsabgeordneter und als Schriftsteller mißachtenden" bezeichnet. Und das alles, weil Thudichum in sämtlichen Verfassungsfragen aufs allerentschiedenste auf seiten der Krone steht und nichts mit schärferen Waffen bekämpft als den Parlamentarismus. Wohl ist es geradezu verblüffend, daß der Autor eines „Verfassungsrechtes des Norddeutschen Bundes" (1869) nach eigenem Eingeständnis erst zwei Jahre vorher das Quellenwerk von Hahn über den preußischen Verfassungskonflikt kennen gelernt hat; aber man darf wegen der Offenheit dieses Bekenntnisses über Prof. Th. wohl milder urteilen, sich ihn vorher etwa mit kirchenrechtlichen Studien beschäftigt denken und das hier vorliegende Werk umsomehr als die Arbeit eines politisch Bekehrten hoch anschlagen. Nur **daraus** könnte man den Vorwurf der Oberflächlichkeit noch nicht begründen.

Hätte das Th.sche Buch freilich eine vollständige Darstellung der Bismarckschen inneren Politik sein wollen, dann müßten auch wir es oberflächlich und fragmentarisch nennen; denn es bildet nur eine Art Chrestomathie der parlamentarischen Kämpfe des Kanzlers bis zur ersten Zermalmung der nationalliberalen Partei. Thatsächlich liegt also nur ein formeller Fehler des Verf. vor, ein zu weit gefaßter Titel. Hätte er sein Buch — etwa frei nach E. M. Arndt — „Wanderungen und Wandlungen des Fürsten Bismarck mit der nationalliberalen Partei" genannt, so wäre nichts zu erinnern. Denn hier liegt der Grundgedanke der ganzen Darstellung; **daher** das Abgerissene der übergangslosen Kapitel, die oft nur angebrochenen Materien — **daher** aber auch jener Vorwurf des Nationalliberalismus, sowie daß die parlamentarischen Kämpfe unseres Jahrzehnts nicht mehr gegeben sind. Der Name Eugen Richters wird nur einmal genannt, der während der nächsten sieben Jahre noch stärker nach Mephistopheles Losung dem Kanzler entgegentrat: „Was soll uns denn das ewige Schaffen! Vorbei und reines Nichts, vollkommenes Einerlei!" Woran es also Prof. Th.

fehlen ließ, das ist ein wegweisendes Vorwort und ein schärferer Titel, welcher heißen müßte: „Bismarck in der Konfliktszeit, im Kulturkampf und bei der Tarifreform.“

Der Standpunkt von Prof. Th. ist durchaus nicht „süddeutscher Nationalliberalismus“, sondern ein entschieden konservativer in politischen Fragen, wie man das bei jeder streitigen Materie gewahren kann. Vielleicht darf man ihn freikonservativ mit einem Stich nach rechts nennen. Zwischen „Hochkonservativ“ und „Deutschkonservativ“ versucht er wenigstens gerne zu unterscheiden. Von dem Programm der deutschkonservativen Partei weicht er freilich bei der Betrachtung des Kulturkampfes, bezüglich der Kreisordnung, Zivilehe, Schulfrage entschieden ab, hält zur Regierung und in kirchlichen Fragen verrät sich überhaupt ein veralteter Liberalismus. Aber trotzdem betrachtet sich der Verf. in gutem Glauben als Konservativen und Agrarier, freut sich über unsere Wahlsiege, trauert über die liberalen. Psalm 141, 5.

Wenden wir uns einer Uebersicht des Inhaltes zu. Den ersten Teil bildet die Besprechung des Konfliktes, dessen verfassungsrechtliche Seite mit voller Gründlichkeit abgehandelt wird; die königl. Regierung hat niemals andere und bessere Gründe für ihre Stellung angeführt. Neues konnte begreiflicherweise nicht beigebracht werden; aber bei dem Interregnum zwischen Bundestag und Reich, 1866—70, kommt viel längst Vergessenes zur Besprechung über die unverbesserliche Lust der Süddeutschen, sich kostenlos durch den preußischen Schild decken zu lassen. Weniger bedeutend ist die Darstellung des Kulturkampfes, welche Abschn. VI und VII füllt und über das in Bulles Geschichte von 1871—77 Gegebene kaum hinausgeht. Eindringend und sachverständig ist wieder Fürst Bismarcks Kampf für die finanzielle Selbständigkeit des Reiches geschildert, und hier tritt der Charakter unseres Buches so recht hervor als eine Verarbeitung des in Hahns verschiedenen Urkundensammlungen gegebenen Stoffes vom Standpunkt eines sachverständigen Juristen. — Wenn man dem Worte: „wer nicht gegen uns ist, der ist für uns“ in der Politik irgend eine Berechtigung zugesteht, so muß man sich herzlich freuen über das Buch; wenn es auch nicht so „aus der Maßen ist“, wie Goethe einmal sagt, so ist es doch die Stimme eines bewußtermaßen bekehrten Süddeutschen aus berühmter liberaler Familie, die Stimme eines Juristen — und gar die Stimme eines ordentlichen Universitätsprofessors! Nicht in dem kleinen Vorpostenkrieg zwischen Konservativen und Freikonservativen liegen die Entscheidungen über die Zukunft unserer Verfassung, sondern in dem großen Kampfe zwischen Krone und Parlamentsanmaßungen, und da steht Prof. Th. auf der richtigen Seite; die Unseren werden ihn künftig gern citieren. Trotzdem schließen wir uns dem Wunsch größerer Ausführlichkeit an: wäre aber das Buch viermal so dick, so würde es sechzehnmal weniger gekauft. Die Fehler im einzelnen hat die Kreuzzeitung mit anerkennenswerter Vollständigkeit zusammengezählt, größere und kleinere, und es bleibt uns kein Verdienst mehr übrig. Dagegen verneint sie mit Unrecht, daß Napoleon III. 1870 in einem gewissen Einverständnis mit Oesterreich und Italien gestanden hat. Hoffen wir, daß der Verf. die Kämpfe um die soziale Reformpolitik einst nachtrage, die er uns für jetzt schuldig geblieben ist. L. Sch.

4. Länder und Völker.

Ein Buch, geschaffen zur günstigen Stunde, ist: **Der Weltverkehr.** Telegraphie und Post, Eisenbahn und Schiffahrt in ihrer Entwickelung dargestellt von Dr. Michael Geistbeck. Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. (Freiburg i. B., L. Herder.) 1887. Dieses geistreich geschriebene Werk soll sich in erster Linie an die Lehrer der Geographie, der Landwirtschaft, der Eisenbahnkunde 2c. richten; aber jeder Laie wird es mit wahrem Vergnügen lesen, und namentlich den gebildeten Reisenden möchten wir es empfehlen. Weniger für den wissenschaftlichen Erforscher außereuropäischer Länder geschrieben, richtet es sich vielmehr an diejenigen Liebhaber-Reisenden (Touristen), die nicht in die Welt hineinreisen, bloß um nichts zu thun, sondern die sich selbst Belehrung und Erweiterung ihrer Kenntnisse verschaffen wollen. Um nur einiges aus dem reichen Inhalte anzuführen, so sei bemerkt, daß bezüglich des Fernsprechwesens Deutschland nicht nur in der Zahl der Städte an der Spitze steht, sondern auch alle anderen Länder betreffs der Fernsprechstellen übertrifft. Und wenn Rußland Deutschland mit 97 001 Km. Telegraphenlinien gegen 79 565 übertrifft, so hat Deutschland hingegen 288 012 Km. Leitungen gegen 179 740 Km. Leitungen Rußlands. Aus der Poststatistik heben wir heraus, daß in Deutschland 527 Millionen Zeitungen jährlich zum Versand kommen, in Frankreich 341 Millionen, in Großbritannien fast 143½ Mill., in Oesterreich-Ungarn 130 Mill. Besonders interessant ist die Geschichte der Eisenbahnen abgehandelt und durch treffliche Illustrationen unterstützt. Bei den „Fortschritten der Nautik“ thun wir einen Einblick in die London Docks. Wir erfahren, daß dort 50 000 Pipen Wein, 50 000 Oxhoft Kognak, 8000 Puncheons Rum und 2500 Tons Oel lagern können. In den oberen Räumen lagern Thee, Gewürze oder Zucker. Im Wollspeicher, der durch Brandmauern in eine ganze Reihe von Speichern eingeteilt ist, können 100 000 Ballen Wolle lagern. In den London Docks sind jetzt durchschnittlich 1200 Arbeiter in Thätigkeit. Im Viktoria-Dock werden hauptsächlich gefrorene Schafe aufbewahrt. Die Temperatur ist beständig — 8° und es ist Platz für 40 000. Die Wasserfläche aller London Docks beträgt heute 223 Hektar, dazu kommen 600 Hektar Land, die Quais haben eine Länge von 30 Kilometer und würden also, wenn sie in einer Linie lägen, eine Ausdehnung von 4 deutschen Meilen besitzen. Sehr interessant ist auch die Schiffahrtsstatistik abgehandelt und die Statistik des Eisenbahnwesens. Ein Blick auf das Bild des Speisesaales im Orient-Expreßzug, sowie auf das Innere eines Pullmannschen Palastcars könnte jeden, auch den Bequemsten, zur Reise anspornen.

Die Engländer haben uns durch zwei ausführliche Berichte über das Kilima-Ndjaro-Gebiet einen bedeutenden Dienst geleistet. Der Kilima-

Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika von H. H. Johnstone. Aus dem Englischen von W. v. Freeden. Mit Porträt und 80 Abbildungen. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — ein klar und mit Verständnis geschriebenes Werk. Mit einem recht hübschen Gedicht von Bernhard Taylor werden wir zum Kilima-Ndjaro geführt. Im Winter 1884 bekam der Reisende, schon rühmlichst bekannt durch seine Reise im westlichen Kongogebiet, von der British Association und der Geographischen Gesellschaft in London den Auftrag, das Kilima-Ndjaro-Gebiet zu erforschen, und Anfang 1885 entledigte sich Johnstone dieser Aufgabe in gründlichster Weise. Johnstone ist ein Reisender, wie es wenige gibt. Jung, mutig, mit vielen Kenntnissen versehen, konnte er aufs beste seine Aufgabe gerecht werden. Wenn er auch die Spitze des zweigipfeligen Kilima-Ndjaro nicht erreichte, so erstieg er doch die beträchtliche Höhe von 4973 Meter und es gelang ihm so, die größte Höhe zu erreichen, die jemals in Afien bis jetzt erreicht worden ist. Johnstone hat uns wertvolle Aufschlüsse über das Klima, die Geologie, Botanik, Anthropologie, sowie über die Sprachen dieses Distriktes gegeben. Und da dieser ja jetzt, zum größten Teil wenigstens, deutsch geworden ist, müssen wir ihm um so dankbarer sein. Wir schließen uns ganz der Ansicht des Uebersetzers an, wenn er die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft auf dies Gebiet hinweist, um hier Plantagen anzulegen. Ja es könnten sogar, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, auf dem südlichen Bergesabhang Versuche mit Ackerbau angestellt werden. Die südlichen Gehänge sind äußerst wasserreich und dürften auf den höchsten Höhen, durch die immerwehenden Südwinde erfrischt, ein gemäßigtes Klima haben. Sehr reich waren die Ergebnisse dieses nur etwa 6 Monate dauernden Aufenthaltes. Namentlich ergiebig waren die botanischen Sammlungen; die gefundenen Pflanzen gehörten aber — mit Ausnahme von dreien — zu den im tropischen Afrika schon bekannten Gattungen. Aus der Zoologie entnehmen wir, daß der Klippschliefer auf dem Kilima-Ndjaro auf den Bäumen zu leben scheint, während er in Abessinien sich mehr auf den Felsen aufhält. Der Elefant bewohnt den Berg bis zu großen Höhen. Der oft vorkommende Strauß ergab sich als der Struthius Danavides, der sich auffällig vom Str. Camelus unterscheidet. Unter den Schmetterlingen befanden sich drei neue Spezies. Auch unter den Käfern waren verschiedene neue. Eine besondere Varietät ergab der von Johnstone getötete Cololus Guereza. Die Anthropologie und das Sprachliche sind mit besonderer Sorgfalt abgehandelt. Daß die Uebersetzung eine vollendete, und daß das Buch vorzüglich ausgestattet ist, versteht sich bei dem Brockhausischen Verlag von selbst.

Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ost-Afrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 84 von Jos. Thomson. Aus dem Englischen von W. v. Freeden. Mit 62 Abbildungen und 2 Karten. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Dies gut übersetzte Buch schließt sich ergänzend dem von Johnstone an. Leicht und anmutig geschrieben, liest es sich wie eine Novelle. Indes braucht man nicht alles zu glauben, was drin steht. Seit Stanleys berühmte Reisebeschreibungen erschienen sind, scheint es namentlich bei den britischen Reisenden Sitte geworden zu sein, ihre Erlebnisse reporterhaft wiederzugeben. Wie einfach und gediegen nehmen sich die Werke eines Denham, Clapperton, eines Bruce gegen die modernen Reisebeschreibungen aus. Thomson, ein Schotte, hatte früher schon in Ost-Afrika Erforschungsreisen gemacht; er begleitete Keith Johnstone nach dem Nyassa und übernahm nach dessen Tode die Leitung der Expedition. Auf seiner Reise durch Massai-Land kam er weiter als der Autor des vorhin erwähnten Reisewerkes. Denn nicht nur zum Kilima-Ndjaro gelangte er, sondern er durchreiste das ganze Massai-Gebiet, machte einen Abstecher zum Kenia und ging sodann in westlicher Richtung bis zum Ukerewe, den er in seinem nordöstlichsten Punkt bei Seremba erreichte. Auf teilweise verschiedenen Wegen kehrte er nach Mombassa zurück. Druck und Ausstattung des Buches sind vorzüglich, und es ist die Lektüre desselben einem jeden, der sich mit Afrikaforschung befaßt, warm zu empfehlen.

Ein Buch von hervorragender Bedeutung ist Fr. Ratzels Völkerkunde. 1. Band: Die Naturvölker Afrikas. Mit 494 Abbildungen im Text, 10 Aquarelltafeln und 2 Karten. 2. Band: Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens. Mit 391 Abbildungen, 11 Aquarelltafeln und 2 Karten. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) 1885 u. 1886. — ein Werk von unendlichem Fleiße und unentbehrlich jedem Ethnographen. Ganz besonderen Dank verdient die reiche Ausstattung, die das Werk im Bibliographischen Institut gefunden hat: 21 große Aquarelltafeln und 885 Abbildungen im Text, — und dieser selbst umfaßt 1475 Seiten in groß Oktav. Auf Afrika kommt fast die Hälfte des Werkes und würde noch mehr kommen, wenn der Verfasser die Beschreibung der Völker Madagaskars mit hineingenommen hätte. Statt dessen führt er sie — und es läßt sich ja ein Grund dafür angeben — unter den Völkern des Stillen und des Indischen Ozeans auf. Wir wollen nicht mit dem Verfasser rechten, ob es überhaupt gerechtfertigt war, die Malgassen — und wir verstehen hierunter die Hova — noch zu den Naturvölkern zu rechnen. Ein Volk, welches jetzt weniger Analphabeten besitzt als Spanien, das Verträge abschließt mit allen Mächten, in dessen Hauptstädten Zeitungen erscheinen, das fast ganz christianisiert ist, kann man doch unmöglich mit Völkern, wie es die Hottentotten, Massai &c. sind, zusammen halten. Und das um so weniger, da der Verfasser selbst anerkennt, daß die Völker keine absoluten Unterschiede hinsichtlich der Kultur zeigen, sondern diese nur in der Verschiedenheit des Grades der Kultur bestehen. Zu den Naturvölkern Afrikas rechnen wir eher noch die Abessinier, die verschiedenen Berberstämme (Tuareg und die Völker der Berberei und der berberischen Oasen), endlich die Tebu, Kanuri &c. Warum diese Völker nicht mit aufgenommen sind, ist uns unerfindlich. Aber wie dem sei, wir sind zufrieden mit dem Gebotenen

und können behaupten, daß an Reichheit des Inhaltes, an Tiefe der Gedanken sich dieses ethnologische Werk mit jedem anderen nicht nur messen kann, sondern daß es die meisten sogar übertrifft.
Gerhard Rohlfs.

5. Biographisches.

— Friedrich Overbeck, sein Leben und Schaffen, geschildert von Margaret Howitt, herausgegeben von Franz Binder. Zwei Bände. (Freiburg im Breisgau, Herder.) 1886.

Ref. erinnert sich noch deutlich, mit welchem feiernden Entzücken er im Vorfrühjahr 1841 vor dem im Städelschen Museum kurz zuvor ausgestellten „Magnifikat der Künste" von Overbeck stand und wie verloren er war in den Anblick dieser raffaelischen, fast überirdischen Schönheit. Mit großer Begierde hat er daher diese Biographie des frommen christlichen Künstlers zur Hand genommen, dieselbe jedoch mit minderer Befriedigung zuletzt aus der Hand gelegt. Denn jene tiefe, innige Frömmigkeit, welche Overbeck aus seinem evangelischen Vaterhause mit nach Wien und Rom brachte, und welche in der Zeit vor seinem Uebertritt in seinen Briefen am hellsten leuchtete, wird, ebenso wie seine hohe Kunstbegabung, in diesem Buche wesentlich zu einer Anpreisung der „alleinseligmachenden" Kirche verwertet. Es werden z. B. die Argumentationen, womit der Jesuit Ostini den jungen Maler in seinem evangelischen Glauben irre und zum Konvertiten machte, in aller Breite und Ausführlichkeit (in usum lectoris!) mitgeteilt, aus den (der Verfasserin zugänglichen) Briefen des ehrwürdigen Vaters an den verirrten Sohn wird aber nur eine einzige kurze, allgemein gehaltene Stelle mitgeteilt, und über das übrige hinweggegangen mit dem Ausdruck: der Vater habe versucht, Widersprüche zwischen der katholischen Lehre und der Bibel aufzuweisen. Ein zweiter Fehler ist, daß das Buch viel zu breit angelegt ist, was namentlich vom zweiten Bande gilt, der oft sehr ermüdet. Wer aus dem von Margaret Howitt gebotenen Material eine halb so dicke Biographie ausarbeiten (und in dieselbe den Briefwechsel mit dem Vater vollständiger aufnehmen) würde, der würde sich den Dank vieler erwerben. A. E.

Wir freuen uns, diesem Wunsche unseres geehrten Mitarbeiters entsprechen, ja ihn übertreffen zu können, da demnächst ein Großneffe Fr. Overbecks die in seinen Händen befindliche Korrespondenz des großen Künstlers mit Eltern und Geschwistern, die bisher niemand zugänglich war, in unserer Monatsschrift zu veröffentlichen gedenkt.
Die Red.

— Pommersche Lebens- und Landesbilder. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen von Hermann Petrich, Oberprediger. 2. Teil. Aus dem Zeitalter der Befreiung. 2. Halbband. (Stettin, Léon Saunier.) 1887. 364 S. 8°. 6 M., geb. 7,50.

Das vorliegende Heft ist der Abschluß von Petrichs „Pommersche Lebens- und Landesbilder", eines Buches, welches sich durch interessante Behandlung des Stoffes und durch eine hübsche, ansprechende Art zu erzählen, die dem Verfasser eigen ist, viele Freunde erworben hat und noch mehr erwerben wird; dabei wird der Ton, in welchem die einzelnen Biographien gehalten sind, trotz seiner Allgemeinverständlichkeit und Volkstümlichkeit niemals flach, und selbst für den Forscher bietet die Lebensbeschreibung Arndts, Nettelbecks und Blüchers manches Neue, da Petrich einzelne Quellen, die an und für sich ohne bedeutenden Wert sind, für die Lokalgeschichte aber viel Interessantes bieten, zum erstenmal für dieselbe benutzen konnte. Für eine solche halten wir beispielsweise jenes öfters vom Verf. für die Zeit der Belagerung Kolbergs benutzte Tagebuch des Pastors Steinbrück, der naiv, aber unter dem frischen Eindruck der kriegerischen Ereignisse von 1806 doch lebenswarm zu erzählen versteht. Auch sonst standen Petrich manche bisher unbenutzte Originalquellen, wie Familienaufzeichnungen, Briefe u. dergl. mehr zu Gebote, die derselbe für seine Arbeit geschickt benutzt hat. Für die gelungenste und frischeste der in diesem letzten Hefte gebotenen Biographien halten wir diejenige Nettelbecks, die außerordentlich anziehend geschrieben ist. Wir stimmen darin mit dem Verf. vollkommen überein, daß es nicht an Stoff fehlen wird, auch die noch fehlende Periode bis 1866 mit Bildern aus der pommerschen Geschichte auszufüllen, und Petrich erinnert am Schlusse seiner Darstellung mit Recht an Männer wie Karl v. Raumer aus Stargard, Rodbertus-Jagezow, Wrangel aus Stettin, Roon aus Pleushagen, an die Theologen Ritschl und Karl Schwarz, an den Philologen Schömann aus Stralsund, den Historiker Droysen aus Treptow, sowie den Dichter Scheerenberg, den Balladenkomponisten Löwe und viele andere. Fr.

— Adrian von Corneto. Ein Beitrag zur Geschichte der Kurie und der Renaissance von Dr. Bruno Gebhardt. (Breslau, Preuß u. Jünger.) 1886. 133 S. 8°. 2,40 M.

Es ist ein ungemein fesselndes Bild, das uns in dieser vortrefflichen, prägnant und einfach geschriebenen Studie von dem Leben und Wesen eines Mannes gegeben wird, der inmitten des großen Humanistenkreises am Ende des 15. und Anfang des folgenden Jahrhunderts eine sehr gesonderte Stellung eingenommen hat. Durch lange Jahre hindurch eine hervorragende politische Rolle in Rom spielend, ist er in alle die Wirren verstrickt worden, welche dem Geschichtschreiber der Päpste Alexander VI., Julius II. und Leo X. seine Aufgabe zu einer so außerordentlich schwierigen machen. Sein persönliches Schicksal gleicht einem Spiegelbilde der egoistischen, treulosen Politik jener Zeit — mit beständigen politischen Intrigen beschäftigt, ist er selbst ein Opfer feindlicher Intrigen geworden. Missionen nach England waren es, die bestimmend für das Leben des seit den siebziger Jahren in Rom weilenden jungen Mannes werden sollten. Die Gunst Heinrichs VII. und Alexanders VI. verschafften ihm Pfründen und eine hervorragende Stellung an der Kurie. Nach des Papstes Tode, jener angeblichen Vergiftung, als deren Opfer nach einigen nicht Alexander, sondern Adrian ausersehen war, erhielt er unter Julius II. die Verleihung zweier englischer Bistümer. Bald darauf aber scheint er, angeblich wegen Konspirationen,

die Gunst des Königs verloren zu haben und flieht aus Rom. Längere Zeit lebt er zurückgezogen im Venetianischen, in Beziehungen zum Kaiser Maximilian, vielleicht nicht ohne ehrgeizige Hoffnungen, von diesem im Falle des Todes Julius II. bei der Besetzung des h. Stuhles unterstützt zu werden. Als Leo X. Papst wird, kehrt er nach Rom zurück und betreibt hier eine mit allen Mächten paktierende Politik, deren Opfer er werden sollte. Den Intrigen Wolseys und des Bischofs von Worcester, die sich seine allerdings nicht mit Sicherheit zu behauptende Teilnahme an der Verschwörung des Kardinals Petrucci gegen den Papst nutzbar zu machen wußten, gelingt es nach langen Bemühungen, Adrian seiner Aemter und Würden zu berauben. Er verbrachte seine letzte Lebenszeit in Venedig und soll auf der Reise zum Konklave von 1521 von einem Diener erschlagen worden sein.

Bietet dieses vielbewegte Leben schon des Merkwürdigen und Interessanten genug, so ist dies in höherem Grade noch von der schriftstellerischen Thätigkeit Adrians zu sagen. In einem Hauptwerke: „De vera philosophia" setzt sich derselbe nämlich in Opposition zu den ganz allgemein die Zeit beherrschenden Ansichten des Humanismus. Er wendet sich, ohne wie so manche andere auch nur einen Kompromiß zu suchen, mit aller Energie gegen die heidnische Philosophie, verneint, gestützt auf Aussprüche der vier Kirchenväter, den Wert philosophischer oder überhaupt wissenschaftlicher Studien und tritt ein für den reinen Glauben, der allein selig mache. In einer Zeit, in welcher Plato und Aristoteles als die geistigen Führer gefeiert wurden, ja einen vollständigen Kultus erhalten hatten, verurteilt er vom Standpunkt des gläubigen Christen ohne jede Bedingung diese heidnischen Lehrer als Verführer zum Unglauben und Heidentume. Ganz vereinzelt klingt diese Stimme aus dem großen Chor der römischen Humanistengesellschaft heraus. Daß gleichwohl aber auch er seiner Zeit den Tribut zollen mußte, zeigen zwei Schriften: ein Aufsatz „De sermone latino" und ein Buch „De modis latine loquendi". Schriften, in denen er, unterscheidend zwischen den verschiedenen Perioden der römischen Litteratur, für die Nachahmung des schönen Lateins, wie es zu Zeiten Ciceros geschrieben wurde, eintritt. Wollte er also auch nichts von dem Gehalt der lateinischen Litteratur wissen, so erschien ihm doch die schöne Form der Sprache von großer Bedeutung. Was uns von seinen Gedichten erhalten ist — die Schilderung einer Jagd und diejenige der Reise Julius II. nach Bologna —, verrät, daß er mit Erfolg den Alten nachelferte. — Sein Plan, das Alte Testament aus dem Hebräischen ins Lateinische zu übersetzen, ist nicht zur Ausführung gelangt. Doch verdankte er demselben vermutlich seine Beziehungen zu Reuchlin. — Mit großem Interesse folgt man den treffenden Ausführungen Gebhardts, welcher in einem kurzen Ueberblick der humanistischen Bewegung in Italien überhaupt den Gesichtspunkt für die Sonderstellung gewinnt, die Adrian von Corneto in derselben einnimmt. H. T.

— George Eliot. Ihr Leben und Schaffen dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern von Hermann Conrad. (Berlin, G. Reimer.) 1887. XVI u. 483 S. 8 M., geb. 9 M.

Mary Ann Evans, geboren am 22. Nov. 1819 in Arbury (Warwickshire), gestorben am 22. Dez. 1880 in London, die größte Dichterin Englands, wuchs in ländlicher Abgeschiedenheit heran. Von Kindheit an hatte sie einen seltenen Wissensdurst, ein männliches Streben, auf eigenen Füßen zu stehen, und andererseits das Bedürfnis liebevoller Anlehnung an andere. Auch ihr Ringen nach christlicher Vollkommenheit war mehr verstandesmäßige Disziplin als innerliche Hingabe an Gott. Darum ist auch ihr christlicher Glaube im Kampf mit dem flachsten Unglauben eines gewandten Gegners schnell und für immer zusammengebrochen. Ihr fehlte der mathematische Beweis für das Christentum. Sie hat nicht gewußt, daß die höchsten Wahrheiten von der unzureichenden menschlichen Erkenntnis nicht bewiesen, wohl aber von dem Aufrichtigen erfahren werden können. An lebendiger christlicher Erfahrung muß aber ihr Leben arm gewesen sein an dem Tage, an welchem sie das Reich Gottes verlassen und den Weg durch die Wüste des bald so bald anders gestalteten Radikalismus eingeschlagen hat mit einem Stück Erbteil, das sie aus dem Vaterhaus mitgenommen. Dieses Erbteil war die vom christlichen Glauben losgelöste christliche Moral. Bei solcher Loslösung wird aber die Moral jedesmal geschädigt. Nachdem Marian den Glauben an den persönlichen Gott, an die hl. Schrift als Gotteswort, an die Gottheit Christi, an die persönliche Fortdauer aufgegeben und sich an der Hand von allerlei radikalen Geistern auf dem Boden des sog. Positivismus ihre eigene Religion konstruiert hatte, war sie sich selbst Autorität genug, um wider kirchliche und staatliche Gesetze mit einem Litteraten ein Lebensverhältnis einzugehen, das bei dem Fortbestehen der Ehe desselben nicht anders denn als Konkubinat bezeichnet werden kann. Durch ihren Mann, der doch nicht ihr Mann war, kam sie, nachdem von 1843 bis 1846 mit ebenso viel Energie als Verdruß des „ledernen" D. F. Strauß Leben Jesu von ihr übersetzt worden war, auf das Gebiet menschlichen Schaffens, auf welchem sie schnell zu einer großen Berühmtheit wurde. 1857 erschienen unter dem Namen George Eliot die „Szenen aus dem Leben von Landgeistlichen". — Ungleich gewaltiger war der Beifall, welchen 1859 der Roman „Adam Bede" hervorgerufen hat. Zwei Monate nach Erscheinen dieses Romans wird bereits eine der vielen sayings der Mrs. Poyser als allgemein verständliches Wort im englischen Parlament citiert! „Die Mühle am Floß" (1860) „ist im eigentlichen Sinne ein Seelengemälde, das bei der Unbedeutendheit des äußeren Geschehens nur die großartige Dichterkraft einer Eliot so erschütternd gestalten konnte, wie es ist." 1861 erschien die einfache Geschichte „Silas Marner". Von den nun folgenden Dichtungen „Der gelüftete Schleier" und „Bruder Jakob" sagt Conrad, daß sie besser ungedruckt geblieben wären. — Mit dem Roman „Romola" (1862) hat G. E. das Feld des historischen Romans betreten. Es ist die Stadt und die Zeit Savonarolas, in welche uns die Dichterin

führt. Wie zu allen ihren Büchern, so hat G. E. auch zu der „spanischen Zigeunerin" (1868) eingehende und mannigfache wissenschaftliche Studien gemacht, ein Fleiß, der regelmäßig einen nachteiligen Einfluß insofern auf die Dichtung ausgeübt hat, als die Verf. bei ihrem echt englischen Mangel an künstlerischer Kompositionskraft zu überflüssigen Abschweifungen, Reflexionen u. s. w. sich verleiten ließ. — Die lyrischen und dramatischen Versuche von Eliot werden am besten mit Stillschweigen übergangen. — Zur Gattung „Politische und soziale Tendenzromane" zählt Conrad „Felix Holt, der Radikale" (1866), „Middlemarch" (1872) — eine Verquickung von vier Romanen, gleichwohl aufs neue „ein glänzender Beweis einer durch die Form nicht gebändigten Dichterkraft" — und „Daniel Deronda" (1876), ein von den Juden mit lautem Beifall begrüßtes, in seiner Grundidee phantastisches Buch. — 1878 war G. E. trostlos beim Tode des George Lewes, anderthalb Jahre später ist die 61 Jahre alte Dichterin aufs neue des Bedürfnisses liebevoller Anlehnung inne geworden. Heimlich ließ sie sich mit einem 20 Jahre jüngeren, mit ihr seit langer Zeit befreundeten Herrn Croß kopulieren. Soviel von dem reichen, durchweg interessanten Inhalt des Buches von H. Conrad. Wie hat der Verfasser die ihm gestellte Aufgabe gelöst? Obschon Conrad ebenso antikirchlich ist wie G. E., obwohl er im mehrfach betonten Gegensatze zu gallischer Leichtfertigkeit die sittliche Lebensanschauung der E. im allgemeinen teilt, hat er sich doch nicht verführen lassen, einen Panegyrikus zu schreiben. Mit höchst anerkennenswerter Unbefangenheit und Unparteilichkeit hat der Verfasser in seinem Lebens- und Litteraturbild Licht und Schatten verteilt. Mit Spinoza war G. E. der Meinung, „daß jede böse That schon hier auf Erden ihre Bestrafung finde". Dazu bemerkt der Verf.: „Aus ihren Dichtungen ergibt sich diese Lehre als eine Säule ihres sittlichen Systems — wir sind überzeugt, es ist eine rissige Säule, die den Einsturz wenigstens eines Teiles des Gebäudes zur unausbleiblichen Folge haben muß." Die tägliche Erfahrung lehrt mit dem 73. Psalm: Die Gottlosen sind glücklich in der Welt und werden reich. Die Erfahrung im Heiligtum Gottes lehrt: daß ihre Begünstigung nichts als eine Begünstigung der Vergänglichkeit ist; je mehr die Gottlosen begünstigt werden, desto schneller vergehen sie. Auch Heiden haben das gefühlt. Die handgreifliche Vergeltung bleibt nicht selten hier auf Erden aus, die Vergeltung an sich nie.

Die Art und Weise, wie G. E. ihre angebliche Ehe mit George Lewes rechtfertigt, wird vom Verf. möglichst glimpflich beurteilt, aber nicht gebilligt. „Und doch war alles, was sie von Vernunft- und Moralgründen sich vorsprach, in sich haltlos, eine Luftspiegelung ihrer berechtigten, aber unerfüllbaren Wünsche. Die Dichterin der „Romola" wußte jedenfalls — und stellt sich darin in einen gewissen Widerspruch mit ihrem früheren Selbst von 1854 — daß zu den Geboten hoher Bildung und hoher Sittlichkeit gehört und immer gehören wird die freiwillige Unterordnung auch unter ein hartes Gesetz; daß im besonderen die Gesetze, welche die Unverletzlichkeit der Ehe stützen, nicht zu denen gehören, die man ohne schwere Schädigung des Gemeinwohles mißachten darf; daß, wenn für die Festigkeit des ehelichen Bandes die persönliche Anschauung maßgebend sein soll, es kein Mittel gibt, den Verfall dieses für das Kulturleben unerläßlichen und darum heiligen Instituts aufzuhalten." Nachdem übrigens G. E. der „Form" des Christentums den Abschied gegeben hatte, ist nicht einzusehen, weshalb sie vor der „Form" des Rechtes in England einen sozusagen heiligen Respekt haben sollte. Nicht auf dem menschlichen Recht, sondern auf der Ordnung Gottes ruht die Ehe.

Der Verf. betont mit Recht, daß die Quintessenz der Bücher G. Es. von Anfang an war: „Es gibt kein größeres Unglück, als eigene Freuden mit fremden Schmerzen zu erkaufen — kein höheres Glück, als Selbstaufopferung und Menschenliebe." Es ist das ein Stück Erbteil, das G. E. aus dem Vaterhause mitgenommen hat. Wenn diesem „edlen Idealismus" vom Verf. „die nicht ohne Bruch aufgehende Rechnung des Lebens", d. h. die thatsächliche Welt entgegengehalten wird, so ist dies eine Verkehrtheit. Selbstaufopferung und Menschenliebe sind auch den „Ausgestoßenen, den von Natur Elenden, den geistig Armen" durchaus erreichbar. — In dem Juden-Roman „Daniel Deronda" hat der G. E. „das Bild des Erlösers zweifellos vorgeschwebt sowohl in der Schilderung des Aeußeren wie der Gemütsverfassung Derondas". Daran nimmt Conrad keinen Anstoß, denn ihm ist Jesus Christus nur der größte der Juden. Deronda überkommt von einem anderen Juden den Auftrag, das Volk Israel zu sammeln in Palästina. „Eine Schimäre", sagt der Verf. mit Recht. Gleichwohl ist er so unbesonnen, mit Uebernahme dieser Aufgabe den Daniel Deronda zu einer Gestalt werden zu lassen, „die sich von den Propheten des alten Testamentes in nichts unterscheidet". Der Verf. muß mit den Propheten des alten Bundes eine sehr oberflächliche Bekanntschaft gemacht haben, wenn er diese Männer, deren Bücher selbst eine G. E. mit Andacht in der ersten Stunde des Tages gelesen hat, der phantastischen Gestalt eines Romanhelden des 19. Jahrhunderts an die Seite stellt. Uebrigens muß es dem Verf. zum Ruhme angerechnet werden, daß er die Juden mit äußerst kritischem Auge betrachtet und von dem üblichen Verherrlichungsschwindel, wie er von den Zeitungsjuden ins Werk gesetzt wird, sich nicht berührt zeigt. Der Verf. sagt, wenn die Dichterin die Tendenz gehabt hätte, mit ihrem Roman den Christen zu sagen: „Seht — das ist das Volk, das ihr so verachtet und das doch mehr wert ist als ihr!", „so hätte sie einfach die Wahrheit gefälscht". Nicht die Idealmenschen Deronda und Mordecai, vielmehr der Pfandverleiher Cohen ist der Typus des Judenvolkes. — In dem Kapitel „G. Eliot und Deutschland" erfahren wir, daß die Dichterin neunmal nach Deutschland gekommen ist, daß sie aber bei aller Sympathie für das deutsche Volk und seine Litteratur nicht frei geblieben ist von schweren Irrtümern in der Beurteilung dessen, was wir sind und haben. Dieses Kapitel gehört zu den besten des guten Buches. — Einen glän-

zenden Beweis seiner leidenschaftsfreien, unparteiischen Beurteilung gibt der Verf. in den zahlreichen Stellen seines Werkes, in welchen er darlegt, daß G. E. mit ihrer Lossagung von Christentum und Kirche nicht in den Fehler ordinärer Naturen gefallen ist, die gläubigen Christen ohne weiteres als einen Haufen von Heuchlern, Kopfhängern u. s. w. zu behandeln. Der Verf. macht das begründete Zugeständnis: „Ihre ganze Natur war so angelegt, daß sie niemals zu Glück und Zufriedenheit hätte gelangen können, ohne das tiefe Durchdrungensein von einer im Grunde christlichen Lebensanschauung." Auch „der letzten Zuflucht der Intoleranz, die darin besteht, den Intoleranten nicht zu tolerieren", möchte sie fernbleiben. Aber sie geht noch weiter: sie begeistert sich für die Poesie des Christentums, für „das einfache, prägnante, rhythmische Englisch" der Liturgie und der Bibel, die sie trotz der entgegengesetzten Neigung ihres Gatten mit Vorliebe liest; besucht unitarische Kapellen und ist überzeugt von der unendlich viel segensreicheren Wirkung irgend eines als keines Glaubens. — — Sie erzürnt die Freidenker durch die hohe Wertschätzung des Kirchentums, welche sie in ihren Dichtungen an den Tag legt, und sie unterscheidet sich von ihnen doch nur durch ihre echte Toleranz und ist im Grunde ihres Herzens eine von den ihrigen. „Jede Gemeinschaft, schreibt sie an Mr. Croß am 20. Oktober 1873, versammelt, um das höchste Gut (welches der Name Gott ausdrücken soll) zu verehren, reißt mich in ihrem Strome mit sich, und gäbe es nicht Gründe, weshalb ich einer solchen Neigung nicht folgen darf, so würde ich beständig Kirchen und Kapellen besuchen, bloß um der kostbaren Empfindung der Brüderlichkeit willen, welche in religiösen Versammlungen über mich kommt; denn der wahre Charakter solcher Versammlungen ist die Anerkennung eines bindenden Glaubens oder geistlichen Gesetzes, welches uns zu willigem Gehorsam erheben und uns retten soll von der Sklaverei unbeherrschter Leidenschaften und Triebe."

„Was den Stil George Eliots betrifft, so kann er einerseits ebenso bewundernswert sein, wie er andrerseits poetisch unerträglich, professorenhaft ist. Unübertrefflich ist die Sprache ihrer Personen, die von Anfang bis zu Ende genau nach ihrem Charakter und ihrer Lebensstellung abgetönt ist. Unerträglich in seinen unendlich verschachteiten Perioden ist häufig der Stil, den George Eliot selbst in jenen oben bezeichneten unorganischen Anhängseln gebraucht, besonders der späteren Dichtungen." Der Verf. fügt als Beispiel einen Satz aus „Deronda" an, der 14 Zeilen lang ist. „Das ist eine Periode, von der man sagen kann, was George Eliot der deutschen Prosa imputiert, daß ihr endlicher Schluß weniger als eine That des Autors, denn als eine Fügung der Vorsehung erscheint." Ueberall weiß der feinfühlige Verf. zu unterscheiden, wo die künstlerische Hand G. Es. ein Bild geschaffen hat und wo man sagen muß: „Das ist Porträtierung des Lebens, nichts weiter."

Dem historischen Roman räumt Conrad mit R. v. Gottschall nur die Zeit bis rückwärts zum Anfang des 18. Jahrhunderts ein. Hiernach ist der Roman „Romola" der Zeit nach ohne innere Berechtigung oder doch nur von derselben Berechtigung, die den Freytagschen „Ahnen" zukommt. „Was die Wirkung des Florentinischen Geplauders oder der sonoren Stabreim-Reden auf den Leser betrifft, so können wir höchstens gewisse Gradunterschiede der Ermüdung zugestehen."

Wer H. Conrads Buch über „George Eliot" liest, wird nichts von dem seltenen Genuß einbüßen, den die Lektüre der Romane dieser genialen Frau gewährt, wohl aber wird er frei bleiben von blindem Enthusiasmus und kritikloser Aufnahme des Dargebotenen. O. K.

6. Pädagogik.

— Musterlektionen aus allen Unterrichtsgebieten der dreistufigen Volksschule für Schul-Inspektoren, Lehrer, Lehrerinnen und Seminaristen von Schütze und Eckhardt, Seminarlehrer in Eisleben. Erster Teil: Unterstufe (1.—3. Schuljahr); zweiter Teil: Mittelstufe (4.—5. Schuljahr). (Eisleben, Mähnert.) 1886. Preis jedes Teiles 3 M.

Dieses gut ausgestattete Werk, dessen beiden ersten Teilen noch ein dritter (für die Oberstufe) folgen soll, enthält „Lehrproben" aus den verschiedenen Gebieten des Volksschulunterrichtes, dieselben sind von Männern gearbeitet (bez. ihren sonst schon gedruckten Werken entnommen), deren Namen in Lehrerkreisen einen guten Klang haben. Die Herausgeber sagen nicht zu viel, wenn sie alle die gebotenen Lektionen als „Arbeiten erfahrener, zum Teil sehr hervorragender Schulmänner und Lehrerinnen unserer Zeit" bezeichnen, die eben darum auch „nach verschiedenen Richtungen hin als nachahmenswerte Muster dienen können". Es wird namentlich jüngeren strebsamen Lehrern ein Hilfsmittel geboten, welches ihnen an einer Reihe von meist trefflich gearbeiteten Vorbildern zeigt, wie sie ihren Unterricht methodisch zu behandeln haben, bez. sich auf denselben fruchtbar vorbereiten können. Daraus, daß „bei der Auswahl absichtlich nicht eine einzelne der gegenwärtig am meisten verbreiteten Methoden ausschließlich berücksichtigt" worden ist, machen wir den Herausgebern nicht nur keinen „Vorwurf", sondern sehen diesen Umstand als einen besonderen Vorzug des Buches an; denn gerade die Methodenreiterei und -jägerei ist eine Gefahr, welche zwar nicht seit unserer Zeit, aber doch immer noch in derselben die Anerkennung der Bedeutung, welche die lebendig persönliche Einwirkung des Lehrers auf die Schüler für den Erfolg des Unterrichts besitzt, allzusehr zurückzudrängen droht. Die hier gegebenen Beispiele, die übrigens auch, soweit sie den schärfer ausgeprägten Richtungen der Gegenwart Ausdruck geben, die maßvolle Besonnenheit nicht verkennen lassen, zeigen, daß die Practica multiplex nicht nur ist, sondern sein kann und sein darf. Wir fassen unser Urteil über das vorliegende Buch dahin zusammen, daß wir es als sehr geeignet zur Erreichung des bezeichneten Zweckes und daher auch sehr empfehlenswert bezeichnen. G. H.

— Ein Votum zur Erziehungsfrage von Konrad Bergwitz. (Reval, Kluge & Ströhm i. C.) 1886. 28 S. 8⁰.

Eine geistreiche, lesenswerte Abhandlung, die, so gering auch ihr Umfang ist, mehr Verstand in sich birgt, als manch dickleibiger Band voll moderner Erziehungsphrasen. Der Verfasser faßt Seite 9 den Kern seiner pädagogischen Anforderungen in die Formel zusammen: „Gewöhnt eure Kinder so früh als möglich daran, das ihnen Angenehme zu lassen, das ihnen Unangenehme zu thun." So schroff dieser Satz dasteht, so findet er auf den folgenden Seiten eine so vernünftige, ihn vor Mißdeutungen schützende Auslegung, daß man dem Verfasser in seinen Folgerungen nur zustimmen kann. „Eine geist- und ausnahmslose Anwendung desselben könnte nur als purer Unsinn gekennzeichnet werden." Vorzüglich ist, was der Verfasser über die dem heutigen Geschlechte vor allem notwendige Stärkung der Willenskraft sagt, die er durch Befolgung seines Prinzips erlangt sehen will. Vielleicht hätte er noch mehr darauf hinweisen können, wie die Veränderung unserer Lebensweise, die Verfeinerung unserer Gewohnheiten, unserer häuslichen und unserer Verkehrseinrichtungen von selbst auf die Notwendigkeit drängen, die Energie des heranwachsenden Geschlechts zu stärken. Zu stärken nicht nur für den Kampf ums Dasein, der so vielen als das Höchste gilt, — wenn auch schon vor Schiller die Menschheit wissen konnte, wie sich das Leben zu der Güter höchstem verhält, — sondern vor allem für den Kampf um die idealen Güter des Lebens.

Wir können die kleine Schrift aufs angelegentlichste allen Eltern und Erziehern empfehlen, vor allem aber denen, welche die traurige Wahrnehmung machen, wie schwach ihre Kinder jeder Versuchung gegenüber sind, und denen, die sich selbst in ihrer Liebe zu den Kindern schwach fühlen. Die formvollendete Abhandlung liest sich durchaus angenehm. Was der Verfasser Seite 18 unter dem „charmieren und schmoren" der Handarbeiter versteht ist uns nur aus dem Zusammenhang klar geworden. Die „misère ihrer débauchen" S. 22 ließe sich wohl gerade so gut deutsch ausdrücken.

Sch.-K.

— Ein deutscher Apostel. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des heiligen Bonifacius. Der reiferen Jugend mitgeteilt von Oskar Höcker. Mit vielen Illustrationen von Prof. A. Baur. (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.) 1887. 176 S. 8⁰. 3,50, in Prachtband 5 M.

Bei keiner der vielen historischen Darstellungen seines Cyklus von Jugendschriften mag es dem Verfasser so schwer gefallen sein, wie bei dieser Schilderung des h. Bonifacius, die Absicht des Vorwortes zum ersten Bande seiner Erzählungsreihe durchzuführen, wo es heißt: „Der Ton hält sich von allem Konfessionellen fern, denn es soll ein Werk für die christliche Jugend, also ebensowohl für Katholiken als für Protestanten sein." Es ist anzuerkennen, daß dieser schwierigste Punkt seiner Darstellung dem Verfasser geglückt ist und daß die Erzählung überhaupt durchaus geeignet ist, der reiferen Jugend in die Hände gegeben zu werden.

Zu wünschen wäre jedoch, und wir bemerken dies hier, damit der Verfasser bei kommenden Arbeiten sein Augenmerk noch mehr darauf richten möge, daß vor allem die Sprache der handelnden Personen mit den Anschauungen ihrer Zeit etwas mehr in Uebereinstimmung gebracht werde. Wir sind durchaus nicht der Ansicht, daß ein Schriftsteller um des Kolorits willen seine Personen eine Sprache sprechen lassen müsse, die, so sehr sie auch von Altertümlichkeit strotzt, doch in Wirklichkeit von niemand je gesprochen worden ist und die von uns nur um deswillen leidlich verstanden wird, weil ohne ihre Kenntnis unsere meisten historischen Romane ungelesen bleiben müßten. Durch geradezu moderne Wendungen darf aber doch der Gesamteindruck einer Erzählung aus dem Anfange unserer Geschichte nicht gestört werden. S. 21 sagt Sturm zu Bonifacius: „Nur zu häufig verlor ich jegliche Fühlung." S. 76 ist die Rede von dem „Zutritt in die Gemächer Sr. Heiligkeit". S. 88 spricht Arnulf zu Gonotiger von „krankhaften, phantastischen Bildern". Ifenbart ruft S. 119 „mit Stentorstimme". Arnulf tröstet S. 137, vom Tode redend, mit den Worten: „Es ist nun einmal so der Gang in der Natur." Zu Heiden wird S. 165 folgendermaßen geredet: „Hier verehrtet ihr dereinst das Idol eures Gottes", und auf der folgenden Seite heißt es: „Ich bin gewiß, daß euer Wuotan nur ein Spiel der Phantasie ist, daß er nie gelebt hat." Von diesem Ausspruch wird überdies versichert, daß er wie „der Blitz in's brandende Meer" geschlagen habe. Ueber „das Idol" waren die Heiden nur „unruhig" geworden.

Nicht immer hat der Verfasser das historische Material ohne Störung der Erzählung zu verarbeiten gewußt, längere geschichtliche Ausführungen lenken oft unnötigerweise das Interesse ab. Die „reifere Jugend" wird sich hier allerdings rasch zu helfen wissen. Selbst im Dialog wird manchmal allzu viel belehrt, so z. B. S. 34, und da fällt dann die nötige Ausscheidung der Jugendschon schwerer. Etwas größere Beschränkung in dieser Hinsicht hätte der Erzählung nichts geschadet. Komisch wirkt der allzu theatralische Abgang des alten trotzigen Schmiedes, der allein Heide bleibt. Nachdem er seinen Entschluß verkündet, hielt er inne, „legte die Linke aufs Herz und streckte die Rechte weit aus. Dann neigte er leicht sein weißes Haupt und schritt langsam der Waldlichtung zu, wo er verschwand." S. 31 singen die Mägde „eine jener Weisen, wie sie uns in dem reichen Liederschatz unserer alten Heldensagen aufbewahrt sind." Seltsame Mägde und seltsame Weisen! Bonifacius sieht S. 139 den Rhein bei Mainz von einer Brücke überwölbt. Er muß das prophetischen Auges gethan haben, denn die Römerbrücke war zu seiner Zeit zerstört, und die neue Brücke erbaute erst Karl der Große.

Ungeachtet dieser kleinen Ausstellungen können wir zu Geschenken, zu Prämien und in Schülerbibliotheken das Buch durchaus empfehlen.

Sch.-K.

7. Poesie.

— Falad. Kleine Bilder aus der Zeit der Völkerwanderung von Ludwig von Mertens. (Wien, Karl Konegen.) 1886.

Es wird stets für den Dichter ein anziehender Vorwurf bleiben, im begeisterten Rückblick auf die frühesten Tage seines Volkes, soweit sie geschichtlich erhellt sind, ein Bild damaliger Zustände nach seiner ahnenden Mutmaßung zu entwerfen und so die nächste lebendige Gegenwart mit der wiederheraufbeschworenen fernen Vergangenheit in geistigen Zusammenhang zu bringen. Das dämmerhafte Licht, das auf den bewegten Zeiten der Völkerwanderung liegt und das deren Gestalten in magischem Schimmer erscheinen läßt, macht insbesondere diese ereignisvolle Periode zur poetischen Behandlung geeignet, wie bedeutende Dichter (es seien nur Hermann Lingg und Felix Dahn genannt) durch ihre epischen Schöpfungen bewiesen haben. Aber nicht nur die heroischen Thaten und Wanderzüge unserer frühen Vorfahren, sondern auch deren Friedenswerke und Niederlassungen erregen unser patriotisches Interesse, und so war es ein glücklicher Gedanke unseres Dichters, die Gründung eines altgermanischen Gemeindewesens in gleichzeitiger Berührung mit der hochgesteigerten, ja schon überfeinerten römischen Kultur und verklärt von den ersten segensreichen Strahlen des Christentums unserem inneren Auge vorzuführen. Daß er dazu seine Vaterstadt Wien gewählt hat, deren Anfänge bekanntlich bis zu dem Auftreten der Römer in den Donauländern zurückreichen, erscheint angesichts der hier zum poetischen Eindruck zusammenwirkenden Faktoren nur um so berechtigter. Zu dem stofflichen Reiz dieser dem heimischen Geschichtsfreund und Litteraturkenner Karl von Thaler gewidmeten Dichtung gesellt sich die Gelungenheit der künstlerischen Behandlung und sie verleiht dem wohlausgestatteten Büchlein dauernden Wert.

M. Gr.

— Aus Herrn Walthers jungen Tagen. Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit von Viktor Wodiczka. (Leipzig, Hermann Haessel.) 1886.

Die dürftigen Nachrichten, die wir über den Lebensgang Walthers von der Vogelweide besitzen und die sich zum großen Teile auf dessen eigene Aussagen und Andeutungen gründen, sind immerhin wichtig und zahlreich genug, um die Phantasie eines Poeten zur Gestaltung eines solchen Werkes anzuregen, wie es hier vorliegt. Wissen wir doch aus dem Munde des größten unserer Minnesänger, daß er in Oesterreich „singen und sagen“ gelernt und seine Jugendzeit an dem glänzenden Hofe des hochgemuten Babenbergers zugebracht hat. Sein Liebesleben, das sich zudem nicht auf Frauen aus ritterlichen Kreisen beschränkte, bietet überdies Anlaß genug zu Annahmen, die mancherlei Abenteuer und grellen Schicksalswechsel folgern lassen, so daß der Stoff zu einer, wenn auch frei erfundenen, so doch dem Wesen und den Verhältnissen des Helden entsprechenden Erzählung immerhin gegeben ist. Von diesem Standpunkte aus hat der Verfasser denn auch seine Aufgabe gelöst und zwar mit gutem Glück.

M. Gr.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Geduldig in Hoffnung. Von Emma Marshall. Autorisierte deutsche Uebersetzung. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1886. 239 S. 2,50 M.

Der sechste Band der ausgewählten Erzählungen von E. Marshall. Wie alle vorausgegangenen Bände in hohem Grade gediegen. Ich habe diese Erzählungen, um deren Uebersetzung sich der tüchtige Steinkopfsche Verlag ein Verdienst erwirbt, wiederholt als Lektüre des christlichen Hauses bezeichnet. Dem Christentume wenigstens nicht feindlich gegenüberstehenden Familien seien die Bücher der E. Marshall indessen darum empfohlen, weil in denselben das Christentum in gesunder, nicht aufdringlicher, milder Weise dem Weltsinn entgegentritt. — Materiell ist kaum etwas an diesen englischen Erzählungen zu tadeln. Formell leiden dieselben an gewissen, wie es scheint unvermeidlichen Gebrechen. Die schroffsten Uebergänge finden sich bisweilen mitten in einem Kapitel. Kein Strich deutet an, daß ein neuer Absatz beginnt, nicht einmal ein bescheidener Gedankenstrich! So erfährt z. B. der Leser gelegentlich, daß die Geschichte um sechs ganze Jahre vorgerückt ist. Da fehlt die künstlerische Hand, welche die Verbindung zwischen zwei weit auseinanderliegenden Dingen herstellt.

O. K.

— Geschichten aus dem Hessenland. Erzählt von Friedrich Münscher. (Marburg, N. G. Elwert.) 1887. 1,20 M.

Dreiundzwanzig Erzählungen aus den Städten Marburg, Hersfeld, Kassel, aus dem Leben von Professoren und Pfarrern, aus dem Leben des Obersten Emmerich, Franz Dingelstedts u. s. w. Ernst und Humor wechseln ab. Ueberall der schlichte, treue, ehrenfeste, zuverlässige, allem Prahlen, Schwindel und Großthum abholde Sinn des Hessenstammes. Diesem Sinne entspricht der Ton des Erzählers. Nicht bloß in Hessen, auch in anderen deutschen Ländern wird man einen Gewinn von der Lektüre dieser anspruchslos erzählten Geschichten haben, folglich mehr als jene flüchtige Unterhaltung, welche die zusammenphantasierten, erfundenen Erzählungen des litterarischen Alltagslebens bieten.

O. K.

9. Verschiedenes.

— Ein Buch vom Bier. Cerevisiologische Studien und Skizzen von Dr. Eduard Maria Schranka. 2 Bde. (Frankfurt a. d. O., B. Waldmann.) 1886. 592 S. 8°. 6 M.

Ein Stoff, an dessen Vervollkommnung die gesamte „Wissenschaft der Neuzeit“ und an dessen Vertilgung die gesamte gebildete Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts arbeitet, verdient eine so wissenschaftliche und so trinksportliche Monographie wie die vorliegende zweifellos. Sie ist nicht für „Fachmänner“ bestimmt — daher denn die wenigen technischen und statistischen Mitteilungen, die uns nicht sehr glücklich gewählt zu sein scheinen, kritikfrei durchgehen mögen —, auch nicht eigentlich für die Bierphilister des Mittelstandes, sondern, wie schon der studentisch klingende Titel

verrät, zumeist für die gebildete Jugend, die das Bier nicht wie schnödes Wasser mißbräuchlich konsumiert, sondern kunstgerecht kneipt. Der Verfasser übt darum auch an der Sage von dem Bacchus des Hopfens, Gambrinus, keine negative Kritik, tritt wacker für die gesellschaftliche und ideale Stellung des Bieres gegenüber dem Weine ein und gibt uns sogar Proben echter Bierpoesie, obgleich diese unter sehr erschwerenden Umständen ihr Leben fristet. Undankbarkeit und Dankbarkeit hindern beide die Pflanze der Bierpoesie am Blühen. Denn:

„Wie mancher Poet dichtet beim Bier
Und besinget zum Danke den Wein dafür.“

Ferner: Ein Fremder, entzückt von dem kostbaren Tranke des Hofbräuhauses, fragt einen echten Münchener, wie es komme, daß dieser edle Stoff nicht ebenso oft von Dichtern besungen würde, als der Wein. Antwort:

„Gnua! 's fehlt uns net
An Dichtern und Gesang,
Wer aber was vom Bier versteht,
Der trinkt's und singt net lang.“

Wir folgen gern dem Verfasser, wenn er das Bier in der Sage, im Märchen, im Kloster, im Rätsel, im Sprichwort, im Bilde, im Humor u. s. w. behandelt und überzeugend darthut, daß der braune Bruder des Weines als Nahrungsmittel und als verhältnismäßig unschuldiges Reizmittel, als wirklicher Labetrunk und Freudebringer zu gelten hat.
R. P.

— Am Hofe des Kaisers. (Berlin, Walther u. Apolant.) 1887. 352 S. 8⁰. 6 M., geb. 7,50 M.

Nicht nur die leere Neugierde, auch die Liebe zu der Person unseres großen Kaisers heißt ein Buch wie dieses willkommen. Es macht im leichten, gefälligen Erzählertone mit der näheren Umgebung des Kaisers bekannt und schildert Charaktere wie Ereignisse mit so viel Humor, daß man auch das Bekannte in dieser Form mit Vergnügen liest. Will je ein Widerspruch im Leser erwachen, so fühlt er sich doch sofort durch die verbindliche Vortragsweise und die königstreue Gesinnung des Verfassers wieder besänftigt, so daß auch an dieser Stelle eine Kritik unmöglich ist. Eine Tendenz verfolgt das Buch nicht — es sei denn, daß der Verfasser der bekannten französischen Schmähschrift eine loyalere Schilderung hat entgegensetzen wollen.

— Das britische Kolonialreich. Geographisch, geschichtlich und statistisch beschrieben von M. Vogel. Mit einer Uebersichtskarte. (Berlin, F. Schneider u. Ko.) 1887. 143 S. 8⁰. 3,50 M.

Bei dem außerordentlich regen Interesse, welches Deutschland seit einer Reihe von Jahren bei allen kolonialen Unternehmungen zeigt, wird ein Buch wie das vorliegende immer eine größere Aufmerksamkeit bei dem gebildeten deutschen Publikum voraussetzen lassen. Aus Vogels eingehender Schilderung der geschichtlichen Vergangenheit und der geographischen Lage und Beschaffenheit der englischen Kolonien gibt es für die Gegenwart vieles zu lernen; und je wärmer jemand den deutschen kolonialen Bestrebungen gegenüber steht, desto praktischere Nutzanwendungen wird man aus den Analogien des kolonialen Weltreiches ziehen. Die selbstsüchtige Ausbeutung der Kolonien war der Grund, daß sich Nordamerika vom Mutterlande losriß. Erst in dieser Katastrophe lernte England die Fehler der bisherigen englischen Kolonisation kennen und vermied sie von da an. Seitdem hat England in willigem Entgegenkommen gegen seine Kolonien dieselben zu selbständigen Gemeinwesen mit eigener Verwaltung und unbeschränkter Gesetzgebung werden lassen, die nur der Handelsverkehr und ein festes Schutz- und Trutzverhältnis verknüpft. Der Zusammenhang der britischen Kolonien mit dem Mutterlande ist also staatlich der loseste, den man sich denken kann. Als das Zukunftsland der Kolonien wird Australien mit Recht bezeichnet; in der Stellung seines Handelsverkehrs zum Mutterlande nimmt es die dritte in der Ausfuhr, die fünfte in der Einfuhr ein. Interessant ist dabei die verschiedene Stellung der einzelnen australischen Kolonien in ihrem Abhängigkeitsverhältnis zum Mutterlande; es gibt dort konstitutionelle Kolonien mit vollständig verantwortlicher Regierung, Kolonien, denen Vertretungskörperschaften bewilligt wurden, aber ohne verantwortliche Regierung, und Kronkolonien, in welchen der Krone die gesamte Gesetzgebung reserviert ist. Zu der ersten Gattung gehören unter anderen Viktoria, Neu-Seeland, Tasmanien u. a. m.; das einzige Verbindungsglied zwischen ihnen und England ist der Gouverneur. Das alte System, die Kolonien von einem Zentralamte in London aus zu regieren, hatte sich eben nicht allein als ein Mißgriff, sondern auch als eine Unmöglichkeit erwiesen. Und seitdem diese Ueberzeugung Platz gewonnen hat, hat eine neue Periode kolonialer Verwaltung das frühere Bevormundungssystem abgelöst. Vogel hat diesen historischen Entwickelungsgang an einzelnen Kolonien sehr anschaulich nachgewiesen, und es kann kein Zweifel darüber sein, daß man in den maßgebenden staatsmännischen Kreisen diese Emanzipierung der Kolonien vom Mutterlande für das einzige Mittel hält, sie England dauernd zu erhalten. Denn darüber ist man sich in England klar, daß der Wettbewerb um überseeische Kolonien in Zukunft ein größerer sein wird, als bisher; und daß es nicht Frankreich sein wird, das man dabei zu fürchten haben wird, sondern Deutschland, hat der englische auswärtige Minister Lord Iddesleigh im Jahre 1885 bereits öffentlich erklärt. — Von instruktivem Werte sind die dem Buche Vogels beigegebenen Zolltarife der bedeutendsten Kolonien; man erkennt dabei nicht schwer, wie glücklich man in den britischen Kolonien den Gedanken des Schutzzolles verwertet, und wie wenig sich der praktische Engländer an Theorien kehrt. Die Eingangszölle zeigen bisweilen eine enorme Höhe, die auch nicht dadurch vermindert wird, daß unter den konkurrierenden Nationen ein Differentialsystem, also die Bevorzugung einer Nation vor der anderen bei der Einführung steuerpflichtiger Artikel nicht besteht. Aber selbst dieser hohe Schutzzoll hindert es nicht, daß der Handel mit jedem

Jahre in ganz enormer Weise sich steigert, derselbe ist eben durchaus kein Hindernis für den Handel, wie man es oft von freihändlerischer Seite behaupten hört. Jr.

— Der Götterdienst der Germanen. Von Ferdinand Schmidt. (Wittenberg, R. Herrosé.) 1,60 M.

Diese der deutschen Jugend gewidmete Darstellung der Götterlehre unserer Vorfahren kann, selbstverständlich jedoch nur der reiferen Jugend, warm empfohlen werden. In der Vorrede weist der Verfasser in beredten Worten auf den Unterschied der griechisch-römischen Glaubenswelt und der altgermanischen hin. Wenn er allerdings dabei den Mangel an künstlerischen Gebilden, an Dichtungen und plastischen Werken bei den Germanen damit erklärt, daß ihre Entwickelung und Ausgestaltung durch den Eintritt des Christentums unterbrochen wurde, so will er doch wohl damit nicht die Erklärung dieses Unterschiedes erschöpft haben. Am Schlusse seiner Vorrede spricht der Verf. den Wunsch aus, daß durch Versenken in die Anschauungsweise unserer Ahnen die Jugend gefestigt werden möge gegenüber den verderblichen Einflüssen aller Art von Ausländerei in Wort und Tracht, in Sitte und Denkweise. Ein gewiß zeitgemäßer Wunsch, der jedem von Herzen kommt, der einmal nachdenkt über die Französelei unserer Sprache, Tracht und Sitte. Recht wohl angebracht sind ebenfalls die Worte am Schlusse der Einleitung oder, wie der Verf. im Gegensatz zu dem eigentlichen „Götterhimmel“ sie nennt, der „Vorhalle“, worin er auf den Abstand hinweist zwischen der Rechtsanschauung unserer Vorfahren und einer sogen. humanen Gerechtigkeitspflege unserer Tage, die „eine an Zahl und Gefährlichkeit fortgesetzt wachsende Genossenschaft von Uebertretern göttlicher und menschlicher Gebote heranzüchtet, die schließlich auch den eines wirksamen Schutzes zunehmend mehr beraubten besseren Teil der Staatsangehörigen in einer oder der anderen Weise zu Grunde zu richten droht“.

Zu Geschenken und für Schülerbibliotheken ist das Buch durchaus anschaffenswert, auch von seiten derjenigen Lehrer, die nicht überall mit den (meist Simrockschen) Deutungen der einzelnen Mythen einverstanden sind. Sch.-K.





Pastor von Bodelschwingh.

(Mit Porträt.)

Der westfälische Edelmann, Anstaltspastor und Ehrendoktor der Theologie dort im einfachen Pfarrhäuschen am bewaldeten Berge bei Bielefeld gehört vielleicht zu den Freunden, aber gewiß nicht zu den Lesern dieser Zeitschrift; darum wagen wir es, heimlich und gegen seinen Willen dem Wunsche vieler unserer Leser zu entsprechen und sein Bild diesem Hefte beizulegen. Ist er doch, ohne Parteimann zu sein, einer der Vorkämpfer der christlich-konservativen Sache und einer der Väter der inneren Mission. Wenn die Not der Zeit zwingt, mehr als je das Wort Christi auf die Fahne zu schreiben: Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist, so wissen wir, daß in der Gegenwart kaum einer mit solcher — wir möchten sagen rücksichtslosen Entschiedenheit Leib und Seele in den Dienst dieses Wortes gestellt hat, wie Bodelschwingh. Und seine Arbeit ist wahrlich nicht vergeblich gewesen. Wie viele Zweige der inneren Mission im engeren und weiteren Sinne umfaßt sie doch jetzt! Ein Denkmal göttlicher Gnade und göttlichen Segens stehen vor allem die Bielefelder Anstalten vor uns: Die Kolonie für Epileptische, Bethel, nun nicht mehr bloß in die Provinzen Westfalen und Rheinland, von welchen und für welche sie als kleines einzelnes Haus 1865 gegründet wurde, sondern auch nach Hannover, Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau und anderen Landesteilen ihre hilfsbereiten Hände in fest geordnetem Dienst- und Pflegeverhältnis ausstreckend, außerdem aber nach tausenden von einzelnen Orten im In- und Auslande armen Kranken Rat und Hilfe spendend; sie ist ein Pionier geworden für diese ganze Liebesarbeit, so daß die in den letzten zwei Dezennien zahlreich errichteten ähnlichen Anstalten, deutsche und ausländische, evangelische und katholische, nicht mit Unrecht als Tochteranstalten von Bethel bezeichnet werden können. Ferner das westfälische Diakonissenhaus „Sarepta“ und das jüngere Brüderhaus „Nazareth“ (seit 1869 resp. 1877), mit jetzt 440 Schwestern und 160 Brüdern seine Pflegedienste übend, auch auf bedeutenden auswärtigen und ausländischen Stationen, wie Berlin, Bremen, Metz, Amsterdam, Antwerpen, Paris. Nun das jüngste Kind — nein, schon nicht mehr das jüngste! — die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf, in welcher seit ihrer Gründung vor fünf Jahren bereits 3300 hilflose Menschen eine Bergungsstätte fanden, während in allen 16 wie im Fluge nachgebildeten deutschen Kolonien diese Zahl schon nahe an 20 000 heranreicht; daran anschließend die Neubelebung der in Württemberg zuerst eingeführten Natural-Verpflegungsstationen, jetzt etwa 1400 im deutschen Reiche, und die Organisation der Herbergen zur Heimat im

Deutschen Herbergsverein. Endlich das allerjüngste Kind: Die Arbeiterbaugenossenschaft „Arbeiterheim“; ein deutscher Zentral- und ein Bielefelder Lokalverein zur Beschaffung nicht bloß billiger, sondern auch menschlich-familienhafter Wohnungen nach dem Prinzip: „Klein, aber mein! Eigner Herd auf eigner Scholle“. Und alle diese Unternehmungen mit manchen minder wichtigen und bekannten dazu, so verschiedenartig und scheinbar willkürlich gefaßt und zusammengefaßt, sind in der That doch wie mit innerer Notwendigkeit und Folgerichtigkeit aus dem Drange der Not und des Erbarmens neben- und nacheinander ans Licht getreten. —

Friedrich Christian Karl v. Bodelschwingh wurde geboren 1831 am 6. März als Sohn des damaligen Landrates v. Bodelschwingh in Haus Mark bei Tecklenburg. Der Vater kam als Regierungspräsident nach Koblenz, zeichnete sich namentlich bei Regulierung der durch die Rheinüberschwemmung 1837 entstandenen Schäden aus und wurde als königl. preußischer Staatsminister und Chef der Finanzverwaltung nach Berlin berufen. Dort besuchte Friedrich v. Bodelschwingh von 1842—48 erst das Joachimsthalsche, dann das Friedrich-Wilhelmsgymnasium. Aus dieser Zeit stammen seine bis heute andauernden Beziehungen zum deutschen Kronprinzen, welchem er damals mit einem anderen Altersgenossen (Senfft v. Pilsach) zusammen ein Lern- und Spielgefährte sein durfte. Die Märzereignisse hatten das Scheiden des Vaters und Sohnes von Berlin zur Folge; auf dem Gymnasium in Dortmund vollendete der letztere seine Gymnasiallaufbahn als primus omnium. Hierauf studierte er zunächst in Berlin einige Semester Philosophie und Naturwissenschaften, diente als Einjährig-Freiwilliger beim Kaiser-Franz-Gardegrenadier-Regiment und widmete sich dann aus Gesundheitsrücksichten seit 1852 der Landwirtschaft. Mit sehr gutem Erfolg verwaltete er schon in den beiden nächsten Jahren selbständig das große v. Senfftsche Gut zu Gramenz in Pommern. Von seiner überaus menschenfreundlichen Mutter schon früh an Wohlthun gewöhnt und darin geübt, suchte er auf die Gutsleute in edlerem Sinne einzuwirken und empfand immer mehr und immer entschiedener das Bedürfnis, sich dem geistlichen und speziell dem Missionsberuf zu widmen. Zu diesem Behuf bezog er im Herbst 1854 als Studiosus der Theologie die Universität Basel und unterhielt eine rege Verbindung mit dem dortigen Missionshause; 1856 und 57 vollendete er in Erlangen und Berlin das akademische Triennium und wurde im Frühjahr 1858 unmittelbar nach Ablegung des ersten theologischen Examens (in Münster) als Hilfsgeistlicher des Pfarrers Meyer an der Kirche augsburgischer Konfession in Paris angestellt, bald darauf auch mit besonderer Ermächtigung des evangel. Oberkirchenrates durch den Präsidenten dieser Kirche in Paris ordiniert. Ein Missionsposten war's im vollsten Sinne des Wortes; der „kleine Hügel“, aus zusammengefahrenem Schutt der Weltstadt draußen im Arbeiterviertel entstanden, weiß davon zu erzählen, auch die Freunde in der Heimat, welche Schule und Kirchlein mußten bauen helfen. 1861 folgte ihm dorthin die Gattin, gleichen Namens und gleichen Sinnes — ein nicht kleiner Schritt aus der Ministerwohnung in Berlin (der Vater war der zweite Finanzminister v. Bodelschwingh) in das winzige Holzhäuschen der Pariser Vorstadt. Noch heute gehört die deutsche Gemeinde in La Villette zu seinen Pflegekindern. — 1864 durch Familienverhältnisse zur Uebersiedelung auf die stille Pfarre in Dellwig in Westfalen veranlaßt, erfuhr er bald die schwerste Heimsuchung seines Lebens, den frühen Heimgang der vier erstgeborenen Kinder. Ein kleines Schriftchen: „Leben und Sterben vier seliger Kinder,“ für den Freundeskreis auf vielfaches Verlangen geschrieben und bei Spittler in Basel erschienen, gibt teilnehmenden Christenseelen ein Bild dieser Heimsuchung — unseres Wissens das einzige, was Bodelschwingh über sein persönliches Erleben veröffentlicht hat. Auch in Dellwig konnte er nicht anders, als für allerlei Not werben und sammeln; die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 führten ihn als Feldgeistlichen auf die Kriegsschauplätze, und im eroberten Metz hatte er die erste deutsche Dankes- und Friedenspredigt zu halten. Gegenwärtig hilft er das deutsche evangelische Krankenhaus „Mathildenstift“ in Metz

erbauen, zu welchem im vorigen Herbst der deutsche Kronprinz den Grundstein legte, wie 1883 zu der Zionskirche im Anstaltswalde bei Bielefeld.

1872 that sich ihm mit seiner Berufung nach Bielefeld als Pastor der jungen Anstalt für Epileptische und des entstehenden westfälischen Diakonissenwerkes das Arbeitsgebiet auf, welches seine seltene Arbeitskraft noch heute in Anspruch nimmt. Groß und größer wurde es, aber doch ists ihm klein im Verhältnis zu der Menge des Elendes und der Hilferufe, gegen die er sein Ohr und Herz nicht zu verschließen vermag. „Größer als der Helfer ist die Not ja nicht“ — das stand und steht ihm fest, und dafür sind die Bielefelder Anstalten und was weiterhin von ihm ausgegangen ist ein kostbares Zeugnis, ein Zeugnis der Gnade, die über alles ist. Auch treue Freunde haben ihm schon ein „Halt!“ zugerufen in seine Arbeitsfülle hinein; aber wenn die Arbeit in dieser Art und diesem Grade den Mann hat, so gelten ihre Anforderungen mehr, als alles andere. Wenn man hier und da, wie's ja auch nicht anders sein kann auf Erden, die „innere Mission“ anfängt in ein „System“ zu bringen und fachmäßig nach Schematen und Grenzpfählen zu organisieren, so ist's um so wichtiger und heilsamer, daß in solchen Persönlichkeiten der ureigene Charakter der inneren Mission klar und gegenwärtig bleibt: Eine bewegte und bewegende Kraft gottgewirkter Liebe, die sich verzehrt im Dienste der Brüder.



Die vervielfältigenden Künste.

Von

Maler **H. Junker.**

(Schluß.)

Nachdem einmal die Tradition durchbrochen war und man von den Grabsticheln abkam, ging man weiter und erfand die sogenannte Krayonmanier, d. h. die Art, Stiche herzustellen, die gedruckt so aussehen, als ob es Kreidezeichnungen auf Papier wären. Man konstruierte sich Rouletten; das waren Rädchen, die mit ihrer Achse in einem Halter staken und sich umdrehten, sobald man damit über die Platte fuhr, und so rasch eine Anzahl von Punkten hinein drückten, welche stark oder schwach die gewünschte Abstufung von Schattentönen gaben. Diese Rädchen waren von gehärtetem Stahl und hatten Zähnchen mit gleichem Abstand von einander, ein- oder mehrreihig, groß oder klein, je nachdem man es für den Gebrauch nötig hatte. Immerhin mußte für diese Manier das Einätzen der Umrisse vorhergehen. Verwandt damit ist die andere Art, welche man als Schwarz- oder Schabkunst bezeichnet, manière-noire, mezzo tinto. Das Verfahren ist folgendes: man nimmt eine sogenannte Wiege, das ist ein gebogenes Stemmeisen mit einer großen Zahl von Spitzen, und läßt dasselbe auf der Platte in einer wiegenden Bewegung hin- und hergehen. Es wird die ganze Platte in dieser Weise durch Tausende von eingegrabenen Punkten übersät und eingerissen, so daß, wenn man diese Platte, sowie sie mit der Wiege bearbeitet ist, einschwärzt, dieselbe einen Abdruck gibt, der einfach wie schwarzes Papier aussieht. Auf diese mit der Wiege aufgerissene Platte zeichnet nun der Kupferstecher die Umrisse des Bildes und nimmt darauf ein eigentümlich zugeschliffenes, messerartiges Instrument, welches Stiletform hat, und schabt nun die aufgerissenen Teile des Kupfers, je nachdem er ins Hellere zu gehen hat, immer mehr weg, so daß die hellste Stelle zuletzt wieder die blanke glatte Kupferplatte zeigt. Es ist natürlich, daß wenn eine so durch den Schaber abgestemmte Fläche nachher zum Druck eingeschwärzt wird, man die Abstufung der Töne vom hellsten Licht durch alle Grade der Halbschatten bis in die tiefsten Schattenstärken hinein vor sich hat, und so kann man jedes beliebige Bild, sei es Figur oder Landschaft, herstellen. Die von solchen Platten gewonnenen Abdrücke haben das Aussehen von Kreidezeichnungen, nur sind sie, da ihnen jeder bestimmte Strich der Zeichnung fehlt, etwas verschwommen. Als Erfinder ist der landgräflich hessische Kammerjunker von Siegen zu betrachten, der um die Zeit von 1639—1641 damit hervortrat. Das getuschte Aussehen dieser Abdrücke veranlaßte dann Künstler, die Bunt- oder Farbstichmanier daraus entstehen zu

lassen. Es wurden mehrere Platten in der eben genannten Schabkunst hergestellt und verschiedene Farben übereinander gedruckt — natürlich mußten sie genau auf einander passen — und so entstanden Kunstblätter, die einem Aquarell ähnlich sahen. Als Erfinder ist der Maler Le-Blon aus Frankfurt zu betrachten. 1720 datieren seine ersten Versuche, die er in London machte.

Was in der Schabkunst die Wiege hervorbringen mußte, nämlich die Platten mit vertieften kleinen Pünktchen zu überziehen, dafür erfand man nun eine viel bequemere Manier, die als Aquatinta oder Tuschart bezeichnet wurde: man legt eine blanke Platte in einen geschlossenen Kasten, in welchem man mittelst einer Schaufelwalze Kolophoniumstaub aufwirbelt; derselbe erfüllt den Kasten, schlägt sich dann nieder und überzieht die Platte, je nachdem man will in stärkerer oder schwächerer Lage. Erwärmt man diese Platte, so gerinnt das Kolophonium, und zwischen den einzelnen Teilchen des geronnenen Kolophoniums tritt die Kupferplatte wieder blank hervor. Uebergießt man eine solche Platte mit Säure, wäscht sie darauf ab und schwärzt sie ein, so erscheint ein Ton, der aus rieslichen Tüpfelchen hergestellt ist, ähnlich wie die Pünktchen, welche die sogenannte Wiege in eine Kupferplatte eingräbt. Solchen Aquatinta-Aetzungen lag immer eine die Zeichnung gebende Radierung zu Grunde, denn diese Töne in ihrer leichteren oder stärkeren Erscheinung, die man leicht durch schwächeres oder stärkeres Aetzen hervorbringen konnte, sollten ja nur dazu dienen, eine bestimmte Zeichnung ausgetuscht darzustellen.

Eine sehr scharfsinnige Erfindung ist auch die Galvanographie. Der Erfinder ist Kobell. Er malte auf eine Kupferplatte mit einer schwarzen Farbe derart, daß er die hellen Töne dünner, die mittleren Töne dicker und die dunkelsten stark auftrug. So entstand eine Zeichnung gleichsam in Relief und zwar so, daß die dunkelsten Stellen am höchsten auf der Platte standen. Diese Platte wurde in den galvanoplastischen Apparat gelegt, der Kupfer niederschlug, so daß das umgekehrte Bild dieser Reliefmalerei, ähnlich der Gravierung eines Siegelringes, entstand. Diese Platte wurde eingeschwärzt und füllte sich nun in ihren tiefsten Stellen, die den höchst aufgetragenen Farben der ersten Platte entsprachen, mit der meisten Farbe. Die schwächer ausgehöhlten Teile füllten sich dann mit weniger Farbe und die schwächsten nur mit einer dünnen Schicht. So war eben wieder ganz genau dieselbe Abstufung von Hell und Dunkel wie in der Zeichnung gegeben, und es brauchte bloß das Papier darauf gelegt zu werden, auf dessen Abzug dann die Malerei erschien, gerade so, wie sie der Künstler zuerst auf die blanke Kupferplatte gemacht hatte. —

Die baldige Abnutzung der Kupferplatten beim Druck hat nun früh die Besitzer von kostbaren Stichen darauf bedacht sein lassen, die Originalplatten zu schonen. Man stellte sie nunmehr gar nicht mehr zum Druck, sondern ließ sie galvanoplastisch vervielfältigen. Der galvanische Niederschlag von Kupfer in dem dazu hergerichteten Apparate arbeitet so fein, daß auch die schwächste Linie haarscharf so wiederkommt, wie sie in die Originalplatte graviert ist. Der erste Niederschlag auf die Originalplatte zeigt natürlich die umgekehrten Verhältnisse der Platte: was im Original tief ist, kommt hier hoch. Es muß demnach diese zweite Platte nochmals einem Niederschlag ausgesetzt werden, um die Originalplatte in genauester Wiederholung nachgebildet zu erhalten. Bei der schon erwähnten Treue und Feinheit des Kupferniederschlags ist es in der That vollständig unmöglich, bei einem Abdruck zu unterscheiden, ob er von der Originalplatte oder von einer dieser nachgebildeten hergestellt ist. Die Platten zu schonen, ging man auch zu einer Verstählung derselben über. Man ließ einen dünnen Schutzüberzug von Stahl auf galvanischem Wege über die Platten machen und erzielte, wenn derselbe gelang, in der That eine ganz bedeutende Schonung derselben.

Die Abdrücke von Kupferplatten gelingen, wie schon erwähnt, am schönsten, wenn ungeleimtes weiches Papier genommen wird. Die Platte wird leicht erwärmt, ehe man

sie einschwärzt, und kommt dann auf die Presse, auf welcher ein Karren, der sie mit dem darauf gelegten Papier aufnimmt, unter einer weichen, mit Filz überzogenen Walze durchgezogen wird, welche nun dermaßen auf das weiche Papier drückt, daß die in die vertieften Striche eingeriebene Farbe mit dem Papier aus der Platte gehoben wird.

Abzüge von Kupferplatten sind weich und zeigen die Geschmeidigkeit des Metalls; ein Vergleich mit Abdrücken von einer Stahlplatte zeigt augenfällig die härtere Struktur dieses Metalls, indem hier die ganze Art der Striche ein viel schärferes, schneidigeres Gepräge hat. Nach einiger Uebung kann man mit Leichtigkeit einen Stahlstich von einem Kupferstiche unterscheiden, zumal das harte Material des Stahls eine viel engere Behandlung des Stiches, viel dichtere Strichlagen ermöglicht als das Kupfer.

---

3. Lithographie.

Unter den vervielfältigenden Künsten ist die Lithographie die jüngste. Der Erfinder derselben war Aloys Senefelder, geboren am 6. November 1771 zu Prag. Er war anfangs, wie sein Vater, Schauspieler, wandte sich dann der Schriftstellerei zu, bei der er auch keine rechte Befriedigung fand, und gründete dann eine Druckerei. Sein Sinn war von früh an darauf gerichtet, Versuche zu machen, wie man schriftliche Arbeiten wohlfeiler als bisher vervielfältigen könne. So kam er darauf, den Stein hierfür zu benutzen, und zwar arbeitete er gleichzeitig in der vertieften und der erhöhten Manier für den Steindruck.

Man unterscheidet nämlich bei der Lithographie gleichfalls Tiefdruck- und Hochdruckplatten; ich will versuchen, die Verschiedenheit dieser Manieren zu beschreiben. Man benutzt für die Lithographie Kalksteine, welche bei Solenhofen in Bayern gebrochen werden. Dieselben bestehen aus Kalk, Thon und Kieselerde und sind schon durch ihre schichtweise Lagerung und ihren plattenförmigen Bruch überaus geeignet, sich zu Druckplatten heranbilden zu lassen. Es giebt einen gelben, weicheren und einen grauen, härteren Stein. Die Platten werden mit Bimsstein geschliffen, dann zur Vorbereitung für die Graviermanier mit Gummiwasser überzogen, dann abgewaschen und mit einer Schwärze überstrichen, welche aus Kienruß und Gummiwasser hergestellt wird. Auf den geschwärzten Stein bringt man zunächst vermittelst einer direkten Vorzeichnung mit Bleistift oder Rötel, oder durch eine Pause die Umrisse der Zeichnung. Zur Eingravierung bedient man sich ähnlicher Nadeln, wie die Kupferstecher; zu ganz feinen Arbeiten benutzt man den Diamant. Der Lithograph hat darauf zu achten, daß die gravierten Striche nicht durch seinen Hauch genäßt werden, sonst nehmen sie später die Druckerschwärze nicht an. Die gravierten Striche geben in dem schwarzen Grunde die umgekehrte Wirkung wie das zu druckende Bild, denn sie erscheinen alle hell, da sie ja den Stein aufreißen. Ist die Gravierung fertig, so ölt man den Stein; das Oel vermag nur in die Stellen einzudringen, welche die Nadel gerissen hat, denn der vorher über den Stein gestrichene Gummi säuert diesen und verhindert das Oel einzudringen. Man wäscht darauf mit Wasser Schwärze und übermäßige Oelung ab und schwärzt den Stein vermittelst eines Leinwandballens, der mit Druckerschwärze überzogen ist, ein, gießt dann Wasser auf und wischt ihn mit einem Lappen sauber; so bleiben auf dem Steine nur die gravierten Stellen eingeschwärzt zurück, worauf dieser in die Presse gelegt wird.

Man hat auch die Radierung für die Steinzeichnung dienstbar gemacht, und ähnlich, wie man die Kupferplatte mit einem Aetzgrund einwalzt, behandelt man auch den Stein: es wird mit einer Walze, die aus Sirup und Leim gegossen ist, eine Lösung von Asphalt, Firniß und Terpentin auf den Stein aufgetragen; dieselbe hat Dunkelheit genug, um die nachher zu bewerkstelligende Radierung deutlich erkennen zu lassen.

Man verwendet zur Radierung weniger scharfe Nadeln wie zur Gravierung, denn nun handelt es sich nicht darum, den Stein vermittels derselben einzureißen, sondern nur den Grund wegzunehmen. Ist die Radierung gemacht worden, deren Umrisse auch, wie bei der vorherigen Art, vorgepaust wurden, so übergießt man den Stein mit einer Lösung von Salpetersäure, Gummi und Wasser, und diese Aetzung vollbringt die Arbeit der schneidenden Nadel bei der Gravierung; sie vertieft die Striche in jeder beliebigen Stärke. Nach der Aetzung spült man den Stein mit reinem Wasser sauber ab und trocknet ihn vollständig aus. Um die vertieften Striche für die Druckerschwärze aufnahmefähig zu machen, überstreicht man das Ganze mit einer Tusche, die aus fettigen Substanzen hergestellt wird. Auch diese Tusche muß so lange auf dem Stein stehen, bis sie vollständig eingesogen ist, dann wäscht man Aetzgrund und Tusche mit Terpentin ab und reibt, wie bei der Graviermethode, vermittels des Druckerballens die Schwärze in die Radierung.

Eine andere Manier ist die der Kreidezeichnung. Hierzu werden die Steine ganz anders vorbereitet: man schüttet auf einen solchen fein gesiebten weißen Sand, gießt etwas Wasser darauf und legt einen zweiten Stein auf diesen ersten. Der letztere wird nun in kreisender Bewegung auf dem anderen hin und hergerieben; dadurch drücken sich die Sandkörnchen, welche härter sind, in beide Steine ein. Will man ein grobes Korn, so wird diese Arbeit mit gröberem Sand gemacht, im anderen Falle mit feiner gesiebtem. Nachdem der Stein rein abgewaschen und getrocknet ist, zeichnet man mit einer besonderen Kreide auf denselben, die ähnlich wie die fette Tusche zusammengesetzt ist und nur etwas mehr Mastix enthält, welches ihr eine größere Härte gibt. Die Kreidezeichnung erscheint anfangs, weil der Stein einen gewissen Ton hat, schon ziemlich fertig, selbst wenn sie erst skizzenhaft aufgetragen ist. Es bedarf aber einer vielfachen Ueberarbeitung, selbst in den hellsten Schatten, damit der spätere Abdruck, der ja auf weißes Papier gemacht wird und den schmeichelnden Ton des Steines nicht besitzt, als eine vollkommene Zeichnung sich darstellt. Auch ist die Haltbarkeit nur durch diese Art der Zeichnung herzustellen. Man pflegt, um die dunkeln Stellen in einem solchen Bilde kräftig erscheinen zu lassen, mit chemischer Tinte hineinzuarbeiten. Ist die Kreidezeichnung vollendet, so ätzt man den Stein mit einer ähnlichen Säure wie die bei der Radierung angewendete; nun bleiben die gezeichneten Stellen hoch stehen und neben denselben frißt die Säure den Stein ein wenig ab. Sie macht zu gleicher Zeit denselben poröser, was für das Aufnehmen von Wasser, womit der Stein nachher beim Druck überstrichen werden muß, von größter Bedeutung ist. Nachdem mit Terpentin die Kreide abgewaschen ist, walzt man darauf den Stein mit der Druckerschwärze ein. Bei der vertieften Arbeit war der Ballen nötig, um die Schwärze in die tiefen Stellen einzureiben: hier, wo man es mit einer Hochdruckplatte zu thun hat, wo also ein leichteres Auftragen der Schwärze geboten ist, ist die Walze am Platze. Diese wird aus Holz hergestellt und mit einem festen Leder überzogen. Die Druckfarbe, welche aus Farbpulver mit Firniß gerieben wird, läßt sich, auf einen glatten Stein gebracht, leicht durch die Walze gleichmäßig verteilen. Von diesem Farbsteine wird dann die mit Druckfarbe gesättigte Walze über den lithographierten Stein hin und her bewegt; dabei nehmen nur die gezeichneten, also fetten Stellen Farbe an, während die ausgeätzten und mit Wasser gesättigten Stellen die Druckfarbe zurückweisen.

Eine andere Art der Lithographie ist das Zeichnen mit der Feder. Der Stein, auf den gezeichnet werden soll, wird fein geschliffen; die reine Oberfläche desselben ist selbst gegen geringfettige Stoffe überaus empfindlich. Die Zeichnung, die Abstufung der Schattentöne wird mit der oben schon beschriebenen Tusche hervorgebracht, vermittels feiner Stahlfedern. Die dunkeln und hellen Schattierungen entstehen durch stärkere und schwächere Punkte oder Strichlagen, welche in einer großen Regelmäßigkeit neben einander gesetzt werden müssen. Die Federzeichnung, insofern sie eine technisch vollendete sein soll, ist bei weitem schwieriger herzustellen, als die Kreidezeichnung, die immerhin

eine freiere Technik erlaubt. Man hat Kunstblätter von ziemlich großen Dimensionen ganz in Punktiermanier mit der Feder gezeichnet. Die Behandlung der fertigen Zeichnung auf dem Steine zum Druck ist wie die bei der Kreidezeichnung.

Die Kreidezeichnung, mehr noch die Federzeichnung ist nun für Herstellung der in unserer Zeit blühenden Farbdruckbilder von größter Wichtigkeit. Wir wollen versuchen, eine Erklärung davon zu geben, wie ein solcher Farbendruck (Chromolithographie) entsteht. Das nachzuahmende Bild, sei es in Oel- oder Wasserfarbe gemalt, enthält eine Menge von reinen und Mischfarben. Was der Künstler auf der Palette mit dem Pinsel vollbringt, die Farben unter einander zu mischen, das muß beim Farbendruck durch schichtweises Uebereinanderlegen der Farben erzielt werden. Damit diese nun in jedem Teile des Bildes genau auf einander passen, müssen besondere Vorrichtungen sowohl für die Lithographie wie für den Druck dazu gemacht werden. Zuerst wird eine Platte für die Umrisse der Zeichnung hergestellt. Diese Umrißplatte enthält nicht nur alle Teile der Zeichnung, sondern sie besitzt auch durch Umzeichnung die Angabe aller der großen oder kleinen Stellen des Gemäldes, wo Mischfarben vorkommen. Der Lithograph hat sich darauf bei der Anfertigung seiner Platten zum Farbendruck zuerst die Frage vorzulegen: „Mit wieviel Farben kann ich den Eindruck des Gemäldes wiedergeben?“ Je nachdem dasselbe in einfacheren oder reicheren Tönen gemalt erscheint, wird auch die Skala, die er sich aufstellen muß, eine kleinere oder größere sein. Nehmen wir an, er habe zehn Farben herausgefunden, so läßt er zehn Steine vorbereiten, auf denen allen ein Abzug der oben erklärten Konturplatte gemacht wird. Man nennt das abklatschen. Es ist das zum Auseinanderpassen der Farben unerläßlich. Diese Ueberzüge müssen mit einem gleichmäßig gefeuchteten Papier gemacht und dann nachgemessen werden, damit sie durchaus übereinstimmen; auch muß die Farbe, mit der sie gedruckt sind, leicht wegwischbar sein, damit nur die durch Federzeichnung jeweilig gemachte Ausfüllung, sei diese in Flächen oder in Punkten, druckt. Wie wir schon bei der Federzeichnung bemerkt haben, werden die Abstufungen der Töne vermittels dickeren oder feineren, dichter oder weitläufiger stehenden Punkten oder Linien hergestellt. Wenn der Maler beim Aquarell z. B. durch stärkere oder geringere Verdünnung seiner Farben diese heller oder dunkler erscheinen läßt, so muß der Lithograph durch die eben erwähnte Methode des Punktierens diese Unterschiede nachbilden. Seine Aufgabe ist also, das Gemälde gleichsam in die einfachen Grund- oder Tonfarben zu zerlegen, und nun bei den einzelnen Steinen diese Grund- oder Tonfarben so zu berechnen, daß sie, wenn sie übereinander gedruckt werden, den gewünschten Effekt erzielen. Während bei den hellen Farben viel auf den Stein gearbeitet wird, und viel auch in Flächen, so wird dagegen bei den dunkleren immer weniger gearbeitet, und die dunkelsten zeigen nur die tiefsten Stellen in dem Kolorit des Originals durch die Lithographie wiedergegeben. Damit nun bei dem Druck die einzelnen Farben auf das genaueste aufeinander passen, hat man an der Presse eine Vorrichtung gemacht, welche man als Punktur bezeichnet; diese Punktur befindet sich entweder auf dem Steine selbst oder auf der Ueberlage, welche beim Drucken auf den Stein über das Papier gelegt wird. Es sind zwei Punkte am oberen und unteren Ende des Steines, welche bei dem Ueberzug der Umrisse auf die verschiedenen Platten gleichzeitig an derselben Stelle für alle Farben angebracht werden. Der Bogen Papier wird jedesmal auf diese kleinen Nadeln — denn das sind die Punkturen — gesteckt, und da diese bei jedem Steine oder jeder Ueberlage auf derselben Stelle stehen, so ist es begreiflich, daß alle Teile der Zeichnung bei jedem Druck jedesmal genau aufeinander passen, gleichviel ob diese 10 oder 50 Mal übereinander kommen. Was die Verschiedenheit der Farbenauftragung angeht, so geschieht dieselbe mit Walzen, die ganz so beschaffen sind, wie die, welche wir bei dem Schwarzdruck erklärt haben, nur mit dem Unterschiede, daß der Firniß statt mit schwarzem entweder mit rotem, gelbem, blauem oder grünem oder bei Tonfarben mit grauem, braunem oder sonstigem Farbpulver angerieben ist.

Was früher an der Steindruckpresse Menschenhände in verschiedenen aufeinander folgenden Manipulationen vollbrachten (Feuchten und Einwalzen des Steines), das thut jetzt die Schnellpresse mechanisch ganz von selbst. Der Stein liegt auf einem Karren, welcher durch Rollen zuerst unter eine feuchte Walze geschoben wird, welche ihn näßt, dann läuft er zu einer Farbwalze behufs Auftrags der Farbe und kommt dann von da unter den großen Cylinder, auf dem das Papier befestigt ist und der, über den Stein hinrollend, den Abdruck zu besorgen hat. Ist erst die Farbe auf die Walze gestrichen, so ist weiter keine Menschenhand zur Herstellung eines Abdruckes mehr nötig, als die eine nur, welche genau den Bogen auf die Punkturen zu befestigen hat, damit derselbe, so viele Farben auch aufgedruckt werden, jedesmal haarscharf über den Stein herläuft, wie es die Richtigkeit der Zeichnung und der Farbenübereinanderlegung erfordert.

Wer sich für die vervielfältigenden Künste interessiert, der thut wohl daran, durch eigene Anschauung das zu erlernen, was aus der Beschreibung nur zum Teil erraten werden kann. Zu sehen, wie ein Holzschnitt, wie ein Kupferstich, wie eine Lithographie hergestellt wird, ist im höchsten Grade anregend und interessant.

Daß die Photographie, die ja im modernen Leben eine bedeutende Rolle spielt, auch bei der Erzeugung von Druckplatten eine gewisse Epoche hervorrufen mußte, versteht sich von selbst. So hat sie beim Kupferstich ihre Wirkung gezeigt durch die Gestaltung von Photogravüren, bei der Lithographie durch Herstellnng von Faksimiledrucken, und neuerdings spielt sie auch im Farbendruck eine besondere Rolle. Sie nimmt, indem sie mechanisch verfährt, der Hand viele Arbeit ab, und wenn auch die Erzeugnisse, die sie bis jetzt auf dem Gebiete des Farbendruckes hervorgebracht hat, noch nicht vollkommen sind, so ist doch zu erwarten, daß ihr hier noch eine große Zukunft blüht.

Auch bei den Hochdruckplatten ist durch die Erfindung Meisenbachs ein großer Fortschritt, wenn auch kein künstlerischer, zu verzeichnen. Soviel man erkennen kann, bedient sich Meisenbach bei der photographischen Aufnahme eines feinen weißen Quadratnetzes, ähnlich wie Stramin, welches er über eine Zeichnung oder ein Bild legt und welches dann dieses Bild in lauter Punkte zerteilt, dasselbe zu einer Art Mosaikbild macht, wovon jeder Punkt, weil isoliert stehend, sich druckfähig zeigt. Diese photographische Aufnahme wird dann auf eine Platte übertragen und geätzt.

So vollbringen diese einfachen Vorgänge in einem Nu, was einem Künstler nur mit großer Mühe und Zeitaufopferung gelingen kann, und dabei wird noch sogar die Eigenart des Kunstwerkes in erstaunlicher Weise gewahrt. Auch diese Darstellungsart verspricht eine bedeutende Zukunft. Allein so viele Vorzüge diesen mechanisch-technischen Vervielfältigungen von Kunstwerken auch eigen sind, so praktisch sie sich auch zeigen, so muß man doch gestehen: ein reiner, echter Genuß wird doch nur dann durch die vervielfältigende Kunst erzielt, wenn der Vervielfältigende ein wirklich ausgebildeter, technisch vollendeter Künstler ist und sein Werk ein in sich vollendetes Kunstgebilde zeigt. Die Photographie und alle anderen mechanischen Hilfsmittel mögen ja oft frappierende Leistungen hervorbringen, aber ein Kunstwerk in einer desselben würdigen Weise vervielfältigen, das kann eben doch nur ein künstlerisch gebildeter Stecher, nicht irgend welche noch so vollendete mechanische Einrichtung. Darum gehört die Zukunft auch der vervielfältigenden Kunst, nicht der Photographie.



Stauden und Ständler.

Ein Beitrag zur Kunde deutschen Landes und Volkes.

Von

Josef Lautenbacher.

W. H. Riehl hat in einer seiner liebenswürdigsten Schriften, dem „Wanderbuch“, eine in der Ferne wenig bekannte, aber bei den Nachbarn um so mehr genannte und verspottete deutsche Landschaft, die „Hollebau“ oder „Hollertau“, mit ihrer eigenartigen Bevölkerung ebenso getreulich wie ergötzlich geschildert. Das ist eine Landschaft in Oberbayern, nahe dem Donauthale, aber nicht nur von diesem durch einen dichtbewaldeten Höhenzug wie durch einen Wall abgesperrt, sondern auch gegen Süden und Westen durch massige Forsten umrahmt und verrammelt; draußen ziehen die Flüsse und die großen Straßen, ringsum in dem offenen Lande liegen geschichtlich bedeutende Orte, hart vor der Hollebau erheben sich Städte: drinnen aber ist ein Land der Waldhügel und Wasserscheiden, ein Land zahlloser kleiner Quellengebiete, da erheben sich nur Dörfer und Flecken, da hat sich keine Geschichte abgespielt als die des alltäglichen Lebens und Kämpfens, die freilich auch ernsthaft und merkwürdig sein kann, da haust noch immer, kaum ein wenig umgemodelt in Denkart und Sitte durch die Einflüsse einer anders gewordenen Zeit, der alte Hollebauer Bauer in seiner altväterlichen Beschränktheit, Derbheit und Grobheit.

Die Natur wiederholt sich nicht gern, und wenn kein Blatt desselben Baumes dem andern vollständig gleich ist, so mag wohl auch auf deutschem Boden kein Landstrich mehr gefunden werden, der ganz der Hollebau ähnlich ist, und dessen Bewohner unter denselben ethnographischen Bedingungen leben, abgesehen davon, daß es ja eigentlich übergenug ist an der einen Hollebau. Aber der vielgewanderte und vielgewandte Ethnograph vergleicht gern, weil er da am meisten lernen und lehren kann, und im Suchen nach ähnlichen ethnographischen Erscheinungen findet er und beweist es mit schlagenden Beispielen an Land und Leuten, daß es noch ein rechtes Seitenstück zur Hollebau gebe und zu ihren Bauern: das seien die „Stauden“ und die „Ständler“.

Wo sind nun die „Stauden“? Da kann man wohl unterrichtet sein in der Geographie unseres Landes, man kann auch weit und viel gereist sein in deutschem Lande, sein vernünftig und langsam zu Fuße, und man hat doch nie von den Stauden gehört, wo sie liegen und wie es da eigentlich ist. Man kann auch in allen geographischen Büchern nachschlagen, in dicken sogar und guten, und findet doch nichts darüber, so wenig als auf den Karten der Name verzeichnet ist. Weil ich sie nun so gut weiß und seit

langem ordentlich kenne und eine Art Liebe zu ihnen habe, so daß ich schon manchmal da und dort etwas von dem Eigenleben des Völkleins in den Stauden erzählte, freilich nicht immer nach dem Geschmack der etwas wehleidigen Stäudler, so habe ich mich der vergessenen Landschaft erbarmen müssen und gemeint, nichts ganz Unnützes zu thun, wenn ich sie schildere, so gut ich's vermag und in meiner Art und Weise, und für die Leute natürlich nur, die von so einer armseligen, weltverlorenen Gegend und ihren hagebuchenen Bewohnern etwas wissen wollen und nicht der thörichten Meinung sind, Bauer sei eben immer Bauer und überall der nämliche, und wenn die Gegend etwas Rechtes wäre und etwas Schönes böte, dann wäre sie schon lange bekannt vor mir und ohne mich.

Der Name „Stauden“ weist auf ein Waldland oder wenigstens auf eine von Waldstücken und Gebüsch durchzogene Landschaft hin. Es mag hier und da eine Gegend diesen Namen führen als rechten oder als Stichel- und Spitznamen. Wenn ich nicht irre, habe ich auch den Namen schon gelesen auf einer Landkarte von Niederbayern; und in einer Urkunde des Keßlerlehens im württembergisch-bayrisch-schwäbischen Keßlerkreis ist die Rede von den „Winterstauden“, wo die zwei Wasser Iller und Lech entspringen, so daß es also auch in den Allgäuer Bergen Stauden gäbe.

Die „Stauden“ nun, die ich meine, bilden ein ganz kleines Stück des seit Anfang dieses Jahrhunderts zu Bayern gehörenden Teils von Schwaben, sie liegen in dessen mittlerem Gebiete, oberflächlich gesagt also in dem Landstriche zwischen Allgäu und Donau, und die Stäudler sind ein echt schwäbisches Bauernvolk. Nun muß man aber nicht gleich murren, das bayrische Schwaben sei der reizloseste Teil des sonst so lieblichen Schwaben, das sehe man aus dem Eisenbahnfenster, und außer dem Allgäu sei nichts Rechtes da, das freilich sei etwas ganz Rechtes. Denn man könnte da entgegnen: der so sagt, das sei ein echt moderner Mensch, der vom Eisenbahnwagen aus in die Eigenart einer Landschaft eindringen zu können wähne, dem in seiner Blasiertheit nichts mehr gefalle als der höchste Berg und die wildeste Wildnis, der keinen Sinn habe für die ins Kleine durchgearbeitete landschaftliche Schönheit, für deren sanftere, stummere und verstecktere Schwingungen, der sei gar nicht recht würdig das Allgäu zu kosten, da er nicht auch das Leben habe ehren können, das in bescheideneren Formen an ihn herangetreten sei, ehe er die Berge des Allgäu erblickte.

Von dem Kemptener Ländchen droben im Allgäu geht die Sage, daß der Teufel, als er Christum versuchen wollte, ihn auf die Bärenwanger Steige führte, ihm die Herrlichkeiten des Ländchens zeigte und es ihm verhieß. So gute Sagen gehen von den Stauden nicht um, weil sie auch nicht so schön sind, wie das Ländchen des geistlichen Herrn von Kempten. Vielmehr lautet eine von den wenigen, die darüber in der Leute Mund sind, recht häßlich. Es heißt nämlich, unser Herrgott habe, als er noch auf Erden wandelte und auch einmal durch die Stauden kam und namentlich durch einige Staudendörfer, die Hand vors Gesicht gehalten, bitterlich geweint und fast sich geschämt, daß so etwas Aermliches, Abgeschlossenes und Verstecktes geschaffen sein könne. Aber wenn auch der Boden nicht so glatt und eben ist, vielleicht auch nicht so gut wie anderswo, wenn auch die großen Wasser fehlen und die großen Bauern, die weite Aussicht ins Land hinein und die übermäßig große Einsicht in den Köpfen — Korn wächst doch und Gras zur Genüge, die kleinen Wässerlein überschwemmen nicht so viel und halten die Wetter nicht auf, die kleinen Bauern sind zufriedener und bescheidener, gescheit sind sie auch genug für ihren Stand, und den Rauch sieht man doch, wenn's in einem Staudendorfe brennt, wenn man auch das Dorf nicht sieht, und man kann schätzen, wo die Feuersbrunst ist und zum Löschen gehen. — Die Stauden haben überhaupt viel zu leiden gehabt unter den Spötteleien und Schmähungen, die man wider sie richtete. Klingt nicht schon der Name wie Spott? Sogar Leute, die es gar nicht angeht, haben die nächste beste Gelegenheit ergriffen, um der verkannten Landschaft eines anzuhängen. Dem verstorbenen Stuttgarter Musikprofessor L. Stark z. B. be-

gegnet auf einer Gebirgsreise zwischen Chiasso und Mendrisio ein Zug von Bauernweibern. Ihr Aussehen, ihre Tracht gemahnen ihn stark an die Bewohnerinnen der Stauden, und wie er dies erzählt und schildert in seinem Buche „Kunst und Welt", da schreibt er hin, ganz keck und deutlich, die Stauden seien eine verrufene Gegend im bayrischen Schwaben. Und wenn der schwäbische Dialektdichter Scheifele, vulgo Jörg von Spitzispui, der doch nicht gar so weit weg von den Stauden seine Wiege gehabt hat, die vielleicht wohl gar aus gutem Staudenholze gezimmert gewesen ist, alle die Ortschaften aufzählt, die man vom Auerberg aus sieht, was braucht er sich so zu verstellen und gar so erschreckt zu thun, wenn er auch ein paar Staudennester erblickt und reimt:

Bei Spöck und Mörga, 's thual miar grausa,
Dau flackat (liegt) Wald und Tussahausa . . . ?

Da kann man es den Ständlern auch nicht recht verargen, wenn sie nicht gern wissen wollen, wo die Stauden anfangen und wo sie aufhören, wenn kein Dorf zu ihnen gehören will, durch das man zieht, wenn man immer weiter geschickt wird, fragt man nach den Stauden, bis man am Ende schon draußen ist und wieder rückwärts gewiesen wird, gerade so, wie keiner aus der Hollebau sein will, sondern höchstens zugibt, nicht gerade weit dahin zu haben.

Bei mutigem und ehrlichem Suchen aber werden auch die Grenzen dieser Stauden genau zu bezeichnen sein, so daß wir dann von diesen aus in das merkwürdige Gebiet selber vordringen können. Die Sache liegt im Grunde ganz einfach; denn die Grenzen fallen nicht ganz aber ziemlich genau zusammen mit den Grenzen des Landkapitels Kirchheim. Deshalb nennt man auch — vor Respekt würde da der Humor nicht aufkommen können — dessen Dekan nicht gerade den „Staudendekan", außer etwa, wenn die geistlichen Herren ganz unter sich sind und nicht einmal der Kapitelbote dabei, wohl aber den einen oder anderen Sohn der Stauden, der im Georgianum zu München oder im Klerikalseminar zu Dillingen als Alumnus der Gottesgelahrtheit beflissen ist, im scherzenden Tone den zukünftigen Staudendekan, während man keinen von den drei oder vier Bezirksamtsleuten, die in den Stauden etwas zu sagen haben, den Staudenbezirksamtmann heißen kann, weil ja jeder außer seinen Staudengemeinden auch noch andere zu verwalten hat. Wären nun die Karten des Augsburger Bistums, auf denen die Landkapitel eingetragen und abgegrenzt sind, nicht gar so selten, so könnte man geradewegs darauf verweisen und bestimmen, welche Ortschaften davon — es sind deren ganz wenige — etwa nicht mehr in die Grenze der Stauden fallen und welche noch dazu gerechnet werden müßten. So aber werden wir die Grenzen auf anderem Wege zu gewinnen haben.

Am leichtesten zu bestimmen, weil sie am deutlichsten sich abheben, sind die gegen Osten. Walter in seiner „topischen Geographie von Bayern", einem alten, aber immer noch sehr brauchbaren Buche, einem der wenigen, das überhaupt die Stauden namhaft macht, schreibt: „Die bewaldeten Hügel links von der Wertach bezeichnet der Thalbewohner mit dem Kollektiv-Namen: „in den Stauden". An deren Steilabfall gegen das Becken erheben sich einzelne Punkte mit herrlichem Umblick (Schwabeck, Guggenberg, Straßberg, und vor allem der liebliche Kobel bei Augsburg)." Es ist aber dieser bewaldete Höhenzug mit nichten das ganze und alleinige Land der Stauden, sondern vielmehr nur die Ostgrenze und gerade die schmalen Flächen, zahlreichen Bühel, Hügel und Winkel dahinter sind die rechten Stauden. Man sieht diesen Höhenzug, die genannten Punkte und einige andere hervorragende, wenn man sich auf einer Fahrt von Augsburg nach Lindau zwischen Augsburg und Buchloe etwa die Mühe nimmt, nach dem Westen zu sehen. Er führt auch in seiner ganzen Ausdehnung von Bannacker bis gegen Türkheim den Namen „Leite", wie eine besondere Erhebung desselben der „Leiteberg" genannt wird, ein Wort, das im bayrischen Dialekt häufiger vorkommt als im schwäbischen und etwa soviel heißt wie erhöhtes Flußufer. Es ist das linke Ufer der

Wertach, und die ziemlich breite Ebene, die sich ostwärts aufthut, ist das Thal der Wertach. Man nennt diese Gegend auch kurzweg die „Straße" und die Leute darin die „Sträßler", weil durch sie einer der von Augsburg ausgehenden Wege zu den Alpen führt, und man stellt sie gern und nicht mit Unrecht in Gegensatz zu den Stauden und Stäudlern. — Auch die Südgrenze der Stauden bildet eine Hügelregion. Man wird sie gewahr, wenn man auf der München-Memminger Bahnlinie etwa von Türkheim aus über Ried und Moor nach dem Norden ausschaut. Auch diese Höhen krönen stattliche Wälder, und man geht nicht irre, wenn man annimmt, daß in den Forsten wenig weiter nördlich sich die Wasser der Zusam, Neusnach und Schmutter, dieser Hauptströme der Stauden, und einiger anderer weniger berühmter und selbständiger Stauden-Bächlein sich langsam sammeln, und daß es kaum ein paar Stündlein Weges ist nach den rechten Stauden. Beim Angelberg bildet der Höhenzug einen fast rechten Winkel. Der nicht immer gerade steile und unvermittelte Abfall desselben gegen Westen ist auch die Westgrenze der Stauden, von der aus sich die Riede der Floßach und Mindel, von häufigem Nebel überlagert, ausdehnen. Schwieriger ist die Nordgrenze zu bestimmen; schon deshalb, weil da die Leute am allerärgsten sich wehren gegen den Verdacht, Stäudler zu sein, was eben gerade darauf hinweist, daß hier der Uebergang nicht so klar in die Augen springend ist. Die Grenze zieht sich hier südlich von Dinkelscherben und Gessertshausen hin, zwei Stationen an der Bahn zwischen Ulm und Augsburg. Genauer genommen fallen die Stauden gegen die Reischenau ab. Das ist eine nach einem ihrer Orte benannte, offene, von der Zusam durchströmte, freundliche Landschaft. Von dieser gibt auch der Baseler Professor Sebastian Münster Kunde in seiner „Cosmographey", wenigstens heißt es in der Ausgabe von 1628: „Item das Ländlein Richsnaw in der Marggraffschaft Burggaw gelegen, fahet an ein Meil von Augspurg, hat diese Flecken, Frisach, Ziematzhausen, Zußmarßhaußen, Seiserßperg, Walleshausen, Tierdorff, Gesterhausen, Reitenbach ein Closter, Schönfeld auch ein Closter, Usterbach, Dinkelscherben, Aurbach ꝛc." Von den Stauden verlautet leider nichts in dem großen Buche, dessen Verfasser, wie man schon aus dem Vorhergehenden sehen mag, nicht ganz auf dem Laufenden ist, sonst würde er ja auch nicht die Schmutter bei Fischach und die Zusam bei Eißnach (?) entspringen lassen, ein Irrtum, den ihm jedes Staudenschulbüblein nachweisen könnte. Weil er aber so artig ist und das Schmutterthal ein ganz fruchtbares nennt, wovon ein gemein Sprichwort sei: „Schmutter Täschen und Zusam Hecht sind fast gut," so sei ihm der Irrtum freundlich nachgesehen.

Die Thäler der Zusam und der Schmutter mit der Neusnach also in ihrem oberen und mittleren Laufe, nebst den kleinen Thälern noch kleinerer Zuflüsse sind es, welche die Landschaft der Stauden ausmachen. Sie sind gewissermaßen für diese Flüßchen das, was den großen Alpenströmen das Gebirge ist, ja sie sind wahrhaftig ein Gebirge im kleinen. Da häufen sich Buckel und Hügel, Abhänge und Schluchten, Winkel und Löcher, Wälder und Wäldchen wachsen im Thal, an den Abfällen und auf den Höhen, namenlose Flüßchen suchen den Weg durch Wald und Moor und kleines Ried, froschreiche aber wasserarme Weiher bilden sich in den waldumsäumten Kesseln, schmalsohlig sind die Thäler, die Straßen schlecht und wenig zahlreich, die Thäler oft geschlossen in die Quere durch Gehölze oder dazwischen gelagerte Höhenzüge, so daß der Ausblick dem Auge verloren ist. Eine kleine Auswahl von den Namen, die einzelne Forste darin führen, mag auch noch dazu beitragen, den romantischen Charakter der Stauden darzuthun. Da gibt es einen Geisthof-Wald, einen Seyfindenberg, eine Wolfsgrube, eine rote und eine böse Lacke, ein Heiden- und ein Judeng'hau, ein Pfaffeng'hau und einen Bauernschlag, ein Kohlersg'hau, eine Elmenau, verschiedene Fuchsberge und Fuchshölzer, verschiedene Male die Hölle, aber auch einen lieblichen Tanzbühel, einen Nonnenberg, ein Frauenreis und einen Heiliggarten. Die Namen zu anderem Zwecke

zu deuten und auf ihren Ursprung zurückzuverfolgen, sei anderen überlassen. Mir scheinen sie deutlich genug zu klingen und meinem Zwecke zu entsprechen.

Zusam und Schmutter ergießen sich unmittelbar in die Donau. Da haben sie in dem Land zwischen Allgäu und Donau von der Iller an gar viele Kameraden, die es genau so gemacht haben. Da ist die Leibe, die Roth, die Biber, die Günz, die Mindel mit der Kammlach. Die und die Zusam und die Schmutter und zuletzt die Wertach teilen alle das Land in eine Anzahl von fast gleichlaufenden Thal- und Hügelstreifen. Mit Ausnahme der Wertach, die als Alpenkind klareres Wasser mit sich führt, rasch dahinströmt und nicht selten Geröllbänke bildet, sind sie sich alle ähnlich, nicht nur nach ihrem Ziele, sondern auch nach ihrem Ursprunge und Wesen. Sie sind kleine Gewässer, von mäßiger Hügelhöhe kommend, wie die Schlangen winden sie sich durch Wiesen und Moorgründe, langsam und still, mit selten klarem Wasserspiegel. Wie die Flüsse ähnlich sind, so müssen sich auch die Thäler gleichen; aber doch sind sie verschieden breit und tief, verschieden fruchtbar und reich, und die Thäler der Zusam und Schmutter werden gar erst den anderen so recht ähnlich, wenn man sie nicht mehr Staudenthäler nennen kann. Als solche aber haben sie ihr Eigentümliches. Das Bergige und Buckelige, das Waldige und Abgeschlossene, das Romantische im kleinen ist ihr Eigentümliches, das sie freilich mit ihrer verhältnismäßigen Armut bezahlen müssen. Die Schmutter ist ein recht eigensinniges Staudenkind. Wie die Zusam schlägt sie eine ausgesprochene Nordrichtung ein, wie sie macht sie beim Austritt aus den Stauden eine Wendung nach Nordost. Lange fließt sie so und sie hätte auch allen Anlaß sich noch mehr gegen Osten zu wenden, dem Lech zu, aber da besinnt sie sich, die Kleine, und läuft parallel mit dem Lech auf eigene Kosten und Gefahr in die Donau, statt, wie fast zu erwarten war, unter dem Schutze des Lechs, denn sie ist eine Tochter der Stauden und muß ihr Eigenleben haben, wie alles, was da drinnen lebt. Denken die Leute da, wo die Flüsse entspringen, auch dahin, wo sie münden, der Schwarzwälder etwa an der Brigach weithin durch deutsches und nichtdeutsches Land bis zum schwarzen Meere? Ich weiß es nicht. Der gemeine Mann wohl sicher nicht. Zusam und Schmutter fließen zur Donau. Aber an deren winzigem Ursprung, den man aufhalten könnte mit einer Hand, denkt niemand an die Donau und daß er zu ihr hinab ziehen möchte mit den kleinen heimatlichen Flüßchen. Die mag rauschen und Nebel machen und Wetter. Es ist ja weit hinunter zu ihr und ganz andere Leute wohnen da und Zusam und Schmutter sind ganz anders geworden, als man sie gewöhnt war, man könnte leichtlich erschrecken, wenn man sie wieder sähe, wie vor einem Kinde, das man lange nicht gesehen und das viel größer und ganz anders geworden ist.

Es besteht keine Sehnsucht nach der Donau. Etwas mehr vielleicht nach anderwärts. Es kann wohl sein, daß man aufseufzt und meint, das sei ein gar herrisches Land, wenn man etwa einmal einen Blick auf die „Straße" gethan hat. Die Sträßler haben's besser in der Welt getroffen als die Ständler. Sie sind reicher und auch weiter voran, sie wären wohl gar hochmütig, wenn unser Herrgott ihnen nicht von Zeit zu Zeit mit einem Mausjahr käme. Oder man ist ins Mindel-, ins Kammel-, ins Günzthal gekommen. Letzteres ist gar der Ausbund bäuerlichen Glückes. Wie da das Feld steht, was für ein schönes Vieh sie haben, und wie man da so leicht thun muß mit aller Arbeit und nicht sich zu schinden braucht! Aber übermütig sind sie auch und aufhauserisch und gotteslästerlich hoffärtig. Da kehrt man doch gern wieder heim und findet's da auch erträglich. Daheim ist daheim, loben sie dann. Denn nirgends fühlt man den Wert heimatlichen Wesens mehr, als im abgeschlossenen Lande, wo alles seit alters ganz anders ist als draußen, und wenn den Schweizer ein großes Heimweh packt im Lande der Ebene, dann darf der Ständler auch ein kleines kriegen nach seinem bergigen Waldländchen, wenn er draußen gewesen ist im weit offenen Gebiete.

Die Stauden bilden nicht nur eine gegen außen abgeschlossene Landschaft, sondern zerfallen auch in ihrem Innern in viele einzelne Teile, die sich nicht selten vor einan-

der halb oder ganz versteckt lagern. Davon kommt es wohl mit her, daß die Stäudler, was man von Leuten einer so abgeschlossenen und eigenartigen Gegend nicht erwarten sollte, nur ganz wenig sich zusammengehörig fühlen und zusammenhalten, so daß auf einem Jahrmarkte etwa die Sträßler ein paar Burschen ganz gut Stäudler schimpfen dürfen, ungehemmt und ungeprügelt, obwohl ein ganzes Rudel Staudenburschen daneben stünde und Fäuste hätte; das gafft aber und lacht, denn die Geschimpften sind von Reichertshofen und sie von Langenneufnach und das ist ja weit von einander, nämlich ein paar ganze Stündlein. Die Leute kommen eben nicht zu einander; im Sommer haben sie nicht Zeit und im Winter hält der Schnee auf und der bodenlose Weg. Im Grunde haben sie ja auch kein Geschäft miteinander. Es sind verhockte, zurückhaltende, scheue Leute, denen ein Dorf in einer Entfernung von einer Stunde schon „ein fremdes Ort" ist und ein Mensch aus einem Nachbarorte ein fremder Mensch. Wenn etwa einer von den oberen Stauden sich einmal in die unteren verliert, der wird angeglotzt wie ein Türke und ausgefragt wie ein Schulbube; wenn eine in den nächsten Weiler heiratet, so heiratet sie wohlverstanden in einen fremden Ort, und wenn gar einmal einer vom Zusamthal seine Hochzeiterin von Schweinbach herüber holt, dann schlagen die Leute die Hände zusammen und thun verwundert. Man könnte meinen, weil sie so scheu thun und so leicht fremden, sie hausten alle auf Einzelhöfen oder höchstens in kleinen Weilern. Weiler gibt es nun zwar manche und auch Einöden, auf dem Berge und in der Halde Bauernhöfe und Schindhütten, auf lehmiger Fläche langgestreckte Ziegelstädel, oder in der Thalsohle Säge-, Oel- und Mahlmühlen, obwohl die Müller sich häufiger nahe hinmachen an die letzten Häuser des Dorfes. In Dörfern sind die Behausungen der Stäudler zumeist vereinigt. Marktflecken nennt sich kaum eines oder zwei; auch da herrscht der dörfliche Charakter kenntlich genug vor. Zu Städten haben sie es gar nicht gebracht. Früher, sagen sie, sei das eine oder andere Dorf eine Stadt gewesen, etwa zur Hunnenzeit, aber dann wieder vergangen. Uebrigens thue ihnen auch eine Stadt nicht not; denn eine rechte wäre es wohl nicht, und eine, von der man sagen müßte wie von vielen anderen, daß es darin vormittags städtele und nachmittags bettele, die wolle man nicht. Spöttischerweise nennt man freilich wohl ein paar Orte die Staudenhauptstädte. Aber schon daß man zwei dazu macht, beweist, daß es keine anerkannten, thatsächlichen Mittelpunkte sind, die das bäuerliche und gewerbliche Leben in den Stauden bestimmen könnten. Dazu fehlt ihnen der rührige Sinn, der unternehmende Geist, die starke Hand, wohl auch das viele Geld, und so sind die Stäudler ohne ausgesprochenen, wirksamen Mittelpunkt, der ihr Vor- und Hauptort wäre, geblieben. Ihre lose Verbindung ist auch weiter gelockert worden. Sie kommen wohl alle vors gleiche Schwurgericht, wenn sie einen totgeschlagen oder ihr Haus angezündet haben, aber sie gehören in verschiedene Landgerichte und in noch mehr Bezirksämter und Amtsgerichte; ja sie dürfen, glaube ich, nicht einmal den nämlichen wählen als ihren Vertreter im Landtag und Reichstag. Sie können auch nicht alle zur gleichen Schranne fahren, die Bäuerlein der einen kleinen Landschaft. Aber darin sind sie wieder gleich daran, daß sie überall hin weit haben, zur Schranne und zur Eisenbahnstation, und daß auf ihren Straßen, eine kurze Strecke ausgenommen, kein k. b. Postwagen fährt, sondern daß ihnen allen ihre Briefe und das Blättlein, das ja in jedem Hause fast, zur Winterszeit wenigstens, gehalten wird, der Postbote bringen muß in seinem Ranzen über Berg und Thal her von der nächsten Post.

Die Dörfer der Stauden haben eine verschiedene Lage. Einzelne liegen auf der Höhe und der Wald beginnt, wo das Dorf aufhört. Gewöhnlich lagern sie oder bauen sich auf am untersten Abfall langgedehnter Hügelabhänge, so daß der Bach nicht durch das Dorf läuft, sondern an ihm vorüber. Was dann über dem Bache hingebaut ist, rechnen sie gleich gar nicht recht zum Dorfe und heißen es den Weiler. Manche sind in der Thalsohle gebaut und vom Bächlein durchströmt. Wieder andere sind halb oder dreiviertels versteckt in tiefen Einbuchtungen, welche die süd-nördliche Hauptrichtung der

Hügelreihe unterbrechen. Die Dörfer sind mäßig groß; die Mehrzahl hat nicht über 500 Einwohner. Sie machen zum Teil einen freundlichen Eindruck, zumal da, wo die Häuser nicht jene unschönen und ungesunden kellerartigen Unterbauten haben, die als Weberkeller dienten oder dienen, und deren niedere Fenster dem Erdboden fast gleichstehen. Das Eigentümliche alter, volkstümlicher Bauart ist fast vollständig verschwunden. Feuersbrünste und Windstöße haben damit gewaltig aufgeräumt, und die büreaukratischen Verordnungen haben seit Jahrzehnten dafür gesorgt, daß die alte Bauart verdrängt wurde durch die neuen Bauten, die wohl recht fest und feuersicher sein mögen, dafür aber recht einförmig und langweilig sind, zumal man die Leute zwingt, die Baulinie aufs strengste einzuhalten, als ob das Schnurgerade und Ebenmäßige und Ausgezirkelte das Schöne wäre. Die neuen Häuser sind alle aus Ziegelsteinen gebaut und mit Ziegelplatten gedeckt. Die früheren bestanden nicht selten aus Holz und Lehmfachwerk und hatten ein Strohdach; denn das hält warm, wie innerhalb hölzerner Wände sich Futter und Frucht besser hält. Sie sind meist zweistöckig. Nur die Häuser der kleinen Bauersleute und der Dorfhandwerker sind einstöckig, sowie die Pfründnerhäuschen, die immer zahlreicher werden und ganze Ortschaften verunzieren, weil sie aussehen wie große Backküchen. Bei den neuen Häusern sieht jetzt meist die Giebelseite nach der Straße. Die noch vorhandenen alten bieten, die einen ihre vordere Langseite, die anderen gar ihre kahle Kehrseite zum Anblick, wieder andere stehen halbschief und in der Quere da. Bei den größeren Bauern stehen Scheuern neben den Wohnhäusern, bei den mittleren und kleinen hat alles unter einem Dache Raum. Im Erdgeschoß befindet sich die Stube, die als Wohn- und Eßzimmer für alle dient, die Küche mit der Speisekammer; vom Hausgang kommt man in die Stallung, hinter der sich die Tenne mit den Getreide- und Heuvierteln befindet. Die Ackerwerkzeuge werden meist in einem hölzernen Anbau aufbewahrt. Im oberen Stocke befindet sich der „Sohler", dem unteren Hausgang entsprechend, Schränke und Truhe finden da ihren Raum, dann die vordere Kammer, in der Bauer und Bäuerin schlafen, die Kindskammer, die Mägdekammer, die Knechtskammer. Auf dem Dachboden wird die gedroschene Frucht aufbewahrt und allerlei altes Gerümpel dient den Kindern als „Häusel"- oder Spielzeug. Man hält darauf, daß die Wände blendend weiß getüncht sind und die Stuben blank gescheuert. Auch die Außenseite des Hauses trägt den weißen Kalkanstrich. Die einfachen Möbel entbehren des Anstriches, wie auch die Fensterstöcke und Fensterläden. An einem der oberen hängt die „Weihsang", d. i. jener an Mariä Himmelfahrt geweihte Kräuterbüschel, der dem Hause Schaden böser Mächte abwehrt, wie der zuweilen angemalte Florian es vor Feuer schützt. Vor dem Hause sieht man nicht selten ein kleines Gärtchen mit allerlei nützlichen Gewächsen und bäurischen und herrischen Blumen, wie man denn auch an den Fenstern gern viel Blumen hat, deren Samen oder Keimzweige wohl gar vom Seifriedsberge stammen, der am nordwestlichen Ende der Stauden liegt und einen weithin berühmten fürstlichen Garten trägt. Hinter dem Hause befindet sich meist ein Obstgarten. — Von den Häusern, die etwa grünlich oder gelblich oder rötlich angestrichen sind, die etwas größer sind und schmucker aussehen mit ihren weißen, grünen oder braunen Läden, ist das eine vielleicht das Wirtshaus, das andere gehört einem reichen Müller und das dritte ist ganz gewiß der Pfarrhof. Neben ihm erhebt sich auf dem Grunde des Leichenackers die Dorfkirche. Es gibt in den Stauden keine von besonders hohem Alter, von ausnehmend schönen Verhältnissen, von wahrhaftem Kunstwert. So wie sie sind, stammen sie wohl alle aus der Schnörkel- und Zopfzeit her. Dem Charakter des Flachlandes entsprechend sind die Kirchtürme der „Straße", wie ihr Vorbild, der Augsburger Ulrichsturm, schlank und hoch; aus der Erde aufschießenden Spargeln vergleicht sie Riehl. Die Kirchtürme in den Stauden sind vielfach etwas kurz weggekommen und stumpig geblieben. Auch tragen sie häufig das Sattel- statt des zwiebelförmigen Kuppeldaches.

In diesen Dörfern, Weilern und Gehöften also wohnen die Ständler, ein Wald-

bauernvolk, das sich nicht gerade auf einen hervorragend günstigen Boden gesetzt hat. Aber seit fünfzig und mehr Jahren ist man doch weit vorangekommen durch zähe Schwabenarbeit und begünstigt durch die trockenen Jahrgänge, wie die Alten meinen, die das junge Volk wohl auch tadeln und warnen, wenn es stolz werden möchte, es könne wieder werden wie es gewesen, wenn die Reihe einmal an die nassen käme. Die trockenen Jahrgänge und das fleißige Arbeiten werden es nun aber nicht allein gewesen sein, wodurch sie vorwärts gekommen sind, das allmähliche Fahrenlassen schlimmer Vorurteile und veralteter, unvernünftiger Wirtschaftsweise wird schon auch mitgeholfen haben. Aber auch jetzt noch müssen sie sich schinden und abrackern, daß sie vorwärts und durchkommen und etwas auf die Seite bringen. Denn die Gütlein sind klein und mager und die Zeiten hart für den Bauer, wenn ihm auch neuerdings die „Herren“ alle helfen möchten und ihn belehren und überzeugen, wie er seine Sache besser und erträglicher machen und alles recht ausnützen könne, aber freilich nur, wie er sagt, damit man ihn noch mehr schröpfen könne mit Steuern und Abgaben. Da werden die Leute denn gern trocken und hart, mißmutig und scheu, knorrig und knurrig. Hausen muß man, sparen muß man, sagen sie und jammern und verelenden sich als recht „notig“ viel öfter, als sie sich überheben und protzig thun, und viel mehr, als es nötig wäre. Von einigen sagt man mit Recht, sie haben den Geizwurm, weil sie gar so geizig schaffen und scharren und doch keine Aussicht haben, das Zusammengeraffte auch einmal genießen oder den Kindern übergeben zu können. Andere wieder sind freilich leicht, weltisch und genußsüchtig geworden. Denen hat es aber auch ihr Anwesen genommen in den letzten Jahren, denn dem gewöhnlichen Staudenbauern trägt es sein Gütlein nicht, daß er anders lebt, als man vor alters lebte.

Es sind drei Arten von Bauersleuten in den Stauden. Einmal solche, welche man wirkliche Bauern nennen kann — deren sind es aber verschwindend wenige, kaum in jeden Dorfe einer, und keiner davon kann sich mit so einem rechten Bauern außerhalb der Stauden messen, weder was die Größe des Besitztums, noch was die Lage und den Stand der Felder oder seinen Reichtum betrifft —, dann solche, die man Söldner nennt, unter denen es gar manche sehr gut stehende gibt, und endlich die kleinen Söldner, die wohl gar Kühe einspannen müssen und es hart haben namentlich bei einer Stube voll von Kindern. Diese alle leben vom Ertrage ihrer Bauersarbeit, von dem was sich etwa aus dem Stalle machen läßt und von der willkommenen Einnahme aus dem Verkaufe von Milch, Butter, Schmalz und Eiern. Die minderen Söldner verdienen vielleicht auch den Winter über einen kleinen Tagelohn, wenn sie als Holzfäller in den Wald gehen. Früher haben sie hier und da auch in ihren Kammern oder Kellern gewoben. Jetzt ist diese Hausindustrie zumeist aufgegeben worden. — Neben diesen Bauern gibt es in den Stauden natürlich auch Handwerker. Wohl jedes der gewöhnlichen Handwerke ist da vertreten. Sie sind zum Teil nicht schlecht vertreten, sie haben gute Jahrgänge gehabt, jetzt aber gehen sie wie überall dem Verfall entgegen. Das Erzeugnis der Maschine und der Fabrik wandert jetzt lange schon auch in die Stauden. Der Bauer bringt es mit aus der Stadt oder es wird ihm gebracht vom Hausierer. Der Handwerker darf es dann höchstens flicken, wenn es verlumpt und zerbrochen ist. Dabei verlernt er sein eigenes Handwerk und die rechte Freude daran und er ist nicht weit davon entfernt, ein Proletarier zu werden, wenn er nicht auch ein wenig Feld neben dem Handwerk hat. Gibt es auch ein Proletariat in den Stauden? Ja, und dazu gehören gar originelle Menschenkinder von ganz merkwürdiger Lebensführung, die nicht das Uninteressanteste sind, was man in den Stauden sehen kann. Diese verwitterten Gesellen und Gesellinnen wären mitunter prächtige Modelle für einen Lumpenmaler, und wer etwa Dorfgeschichten aus den Stauden schriebe, fände unter ihnen hundert Figuren für wirksame Episoden. Sie tragen meistens irgend eine Geschichte auf dem Rücken und wäre es nur die einer verkehrten Erziehung, besitzen einen guten, etwas versoffen sich äußernden Humor und leben in den Tag hinein so sorg- und ziellos

daß es eine wahre Freude ist. Sie sind im ganzen harmlos, ungefährlich für Staat und Gesellschaft, der Gemeinde aber vielfach eine Last. Ich rechne zu diesen Leuten auch den sittlich oder wirtschaftlich oder auf beide Art zugleich heruntergekommenen Bauer, der in Gant gekommen ist und nun im Bettel- oder Hirtenhause zu Gehäuse ist und herumessen muß alle Tage bei einem andern, weil man ihn doch zu keiner Arbeit brauchen kann, den Lumpen; oder alte Dienstboten, die es zu nichts gebracht haben, als zu unehelichen Kindern und zu einem ausgeschundenen Körper, für die nun auch die Gemeinde zu sorgen hat. In den unteren und äußeren Stauden, die ärmer sind, so daß es da so hungrig zugeht, daß man von einer Ortschaft sprichwörtlich spottet, es sei da die Katze im Schub (d. i. der Tischschublade, in der sonst der Brotlaib aufbewahrt wird) verendet, da gibt es noch eine ganz besondere Art von solchen Leuten, die sich so halb und halb oder wenigstens scheinbar auf eigene Füße stellen und ihr Brot auf gar mancherlei Weise suchen. Da sind die nicht seltenen „Stüblesmenscher", d. h. unverheiratete Frauenzimmer in den besten Jahren, meist mit Kindern, die zu Gehäuse sind in irgend einem gerade leer stehenden Pfründnerhäuschen oder „Stüble". Die säen nicht, die ernten nicht; aber nach der Ernte sieht man sie die Stauden hinauf und über sie hinaus ziehen und Getreide betteln, oft mit dem Vorgeben, es habe das Wetter geschlagen. Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, vielleicht nicht einmal den geschenkten Flachs; aber Brot ist immer im Hause und Mehl und Schmalz. Ist es ausgegangen, so ziehen sie eben wieder aus ins „Gäu" und ganze Säcke voll müssen die Schrannenbauern ihnen aufladen und zuführen um ein „Vergelt's Gott!", lauter gebetteltes Zeug, mit dem man es wieder aushalten kann im „Stüble". Andere verbergen ihren Bettelberuf wenigstens mit ein bischen Handelschaft, indem sie in ihrem Zwerchsacke schlechte Tücher und wollenes Zeug beschwerlich herumschleppen. Auch ihr sittlicher Wandel ist nicht immer makellos, und in ihnen, nebst den Weibern der erstgenannten Sorte, manchen Bötinnen, Kellnerinnen und Nähterinnen stellt sich oft das dar, was man ländliche Halbwelt nennen könnte. Weit anziehender und im ganzen ehrlicher und geehrter sind die männlichen Vertreter der armen Leute. Da treffen wir auf allerhand lustige Hantierung. Der macht hölzerne Kochlöffel, der Spindeln und Spindelringe, der Körbe, der bindet Besen und hausiert sie dann in den verschiedenen Dörfern. Dann reist wieder einer als Krauteinschneider und ein anderer als Hennendoktor, der den Hennen den Pips nehmen kann. Da froscht einer, da krebst einer, da fängt einer Maulwürfe, das Stück um einen Batzen, wenn er seit Einführung der Markwährung nicht aufgeschlagen hat. Da wohnt einer, der mit Vögeln handelt und Mehlwürmerm, da einer, der mit Hunden und Katzenbälgen herumzieht. Wieder ein anderer versteht es gut, Bäume zu putzen, und nochmal ein anderer ist ein Allerweltshelfer: der handelt in Straminschuhen und Stiefelwichse, macht, d. h. vermittelt Heiraten, macht den Unterhändler bei Gutskäufen, kann für Zahnweh helfen und für andere Leiden, aber glauben muß man an ihn, und spielt auf bei Hochzeiten.

Wenden wir uns von diesen armen Leuten zum vermöglichen Bauern. Ich versuche es mit ein paar Strichen ein charakteristisches Bild des Staudenbauern zu geben, indem ich einen solchen leibhaftig schildere und hoffe, daß in dieser Schilderung auch andere Dinge und Verhältnisse sich deutlich und richtig abspiegeln. Nennen wir ihn glattweg den „Bauern". Das ist auch sein Hausname und er ist stolz darauf, daß er der Bauer ist und so heißt. Warum er so heißt, weiß er freilich selbst nicht und ein anderer auch nicht. So haben alle Bauern auf dem Hause geheißen, so lange man denken und nicht denken kann und der Name sei dem Hause schon gewesen, als es noch das einzige war, das neben der alten Kirche und dem Pfaffenhöfchen stand. Aber warum er der Bauer ist, das weiß er: durch eigene Kraft nicht minder und beharrlichen Fleiß, als durch Geburt und Glück. Er ist das Vorbild seiner Gemeinde im Arbeiten und Sparen und Hausen. Wer nichts hat, der ist nichts, und wer nichts ist, der hat nichts, lautet einer seiner schneidenden Kernsprüche. Er ist nicht bloß geldreich, sondern auch

einflußreich. Wenn sie im Wirtshaus einer Sache wegen streiten und er aufgefordert oder unaufgefordert Schiedsrichter wird, sagt er nur: „So ist's, oder so ist's, ich bin der Bauer." Das wirkt, das gilt für hundert Gründe; denn man ehrt ihn, und wer ihn nicht ehrt, fürchtet ihn wenigstens, schon seiner „Freundschaft" wegen. Denn seiner Schwester Sohn ist Bürgermeister, sein Schwager hat das erste Wirtshaus und sein Bruder den zweitgrößten Bauernhof. Er und diese sind die vier Höchstbesteuerten und die könnten den armen Kuhbauern in manchen Dingen wehe thun. Wehe thut er ihnen aber nie, der Bauer, aus Bosheit nie, wenn er auch stolz ist auf seinen Wohlstand, seine Macht und seine Sippe und daß er in der Kirche auf einem ledernen Polster kniet und die andern nicht. Stolz ist er auch, daß er des Pfarrers nächster Nachbar ist, daß er allein im Orte Schafe hat und einen Schäfer. In allem zeigt sich sein Stolz und unermüdlich ist seine Arbeitslust. Dabei hat er einen klaren Verstand und ist dem Spitzigen der Welt gegenüber witzig und klug. Er hätte einen guten Bürgermeister abgegeben. Zum mindesten sollte er doch Beigeordneter oder Pfleger werden. „Nein," sagte er, „wenn ich's auch euch Bauern zuliebe thun wollte, mir selbst kann ich das Leid nicht anthun. Ich will unabhängig sein und mit keinem Herrn etwas zu thun haben, ich will mein Lebtag vor kein Amt und kein Gericht kommen." Einmal aber kam er doch vors Gericht. In seine Schafe war eine Seuche gefahren, die der Schäfer nicht wegkurieren konnte. Er versäumte die Anzeige beim Amt. Darauf war eine hohe Strafe gesetzt. Sein Anwalt las ihm vor: bis zu einem Jahre könnte erkannt werden. Da schlotterten dem Manne die Knie. Es wurden ihm aber nur drei Tage gesprochen. Die saß er ab, aber nicht mit Humor, wie's sein Geldbeutel schon ertragen hätte. Wäre es noch einen Tag länger angestanden und nicht wegen der Schande gewesen, dann hätte er sich drin erhängt. — Bitter und fast verächtlich behandelt er die Stadtfräcke, die für ihn beim Schulmeister anfangen und mit dem Höchsten aufhören. Sie leben von unserem Gelde, sagt er. Freilich „notig" genug. Es sollte bloß zwei Herren geben, einen fürs Weltliche, der sollte von der Sonne aus regieren, und einen fürs Geistliche, der sollte im Monde sitzen. Da wären sie schön weit weg und sehen könnte man sie doch, wenn man gerade ein Sehnen hätte. Mag kommen wer will, den Hut rückt er nicht; was würde es auch helfen? trägt er doch drunter eine Zipfelkappe. Dem Schulmeister und Pfarrer ist es eine große Ehre, wenn sie von ihm auf die Festtage Nudeln und Kücheln kriegen und auf Martini und Fastnacht eine Wurstsuppe und ein Stück Sau; er gibt aber nicht, um die Herren zu ehren, sondern um die Hungerleider zu füttern. Und Hungerleider ist bei ihm alles, was nicht eigenen Grund und Boden hat. — Was man so Gemüt heißt, sinniges Beschauen und Erfassen der Dinge, hat er nicht; das sei Weibersache, meint er. Sein Weib hat er nur gern, weil sie ihm Geld und eine Arbeitskraft mehr zugebracht hat. Die äußerlichen Vorschriften der Religion erfüllt er bis aufs Tüpfelchen: er hört Sonn- und Feiertags Predigt und Messe, versäumt nicht leicht den englischen Gruß und verkauft zu Ostern seinen Jährling, d. i. er beichtet einmal im Jahre; wenn's irgend möglich ist, wird er auch christlich sterben. Das thut aber alles die Gewohnheit und bestimmt die Sitte, ohne daß man gerade sagen könnte oder müßte, es sei Heuchelei dabei. Er ist treubieder und offen, aber auch ein heimtückischer und falscher Zug geht ihm nicht ab. Unter dem leiden alle diejenigen, die er seine Feinde heißt. Ehrlich und gerade, kann er auch auf eine eigene Manier spöttisch sein. Trocken und hausbacken entbehrt er nicht der Kraft der Witzrede. Sie ist urkräftig und drastisch, daß man in unserer nichtshakespeareschen Zeit sie nicht wiedergeben darf. Gewiß ist er in Züchten und Ehren grau geworden, aber in der Jugend hat er auch seine Streiche gemacht, die er oft ganz harmlos erzählt. Man kennt ihn als den sparsamsten, mäßigsten und nüchternsten Mann. Im Winter steht er um vier Uhr, im Sommer noch eine oder zwei Stunden früher auf und harrt mit seinem Geschirrchen Milch aus bis zum Mittag. Die Bäuerin freilich trinkt Kaffee oder eine „Judensuppe", wie er

ihn heißt, zum Frühstück, und den Dienstboten muß man zwischen Morgensuppe und Mittagsessen das Brotessen oder den „Unter" geben, wenigstens von Lichtmeß bis Martini. Er schilt sie oft, wenn er sie dabei recht gierig sieht, Freßsäcke. Nicht weil er es ihnen nicht gönnte, sondern weil's nicht not ist. Bier kommt nur an hohen Festtagen auf den Tisch. Aber am Sonntag geht er zum Schwager und trinkt sein Dutzend Krüglein. Und damit er's ganz gewiß weiß, daß er nicht zu wenig und nicht zu viel hat, macht er bei jedem Krüglein einen Silberknopf an seiner Weste von rotem Bauerntuch auf. Da sitzt er am vorderen Tisch in der Herrgottsecke und erzählt, witzelt, stichelt, schilt oder belehrt, wie's gerade kommt. Seine Stimme und Gestalt beherrscht die ganze Stube. Sie haben ihn zum Kürassier machen wollen, aber sein Vater hat ihm einen Soldaten gekauft, einen ganz teuren Einständer. Er kann seinen Söhnen jetzt keinen Einständer mehr kaufen und alle müssen sie dienen, Bettelmannsbuben wie Bauernsöhne. Er ist hochgewachsen, breit geschultert und stämmig. In den Stauden gibt es wenige, die er nicht bezwungen hätte als Jungen. Kein weiches Fleisch ist an ihm, alles durch Arbeit hart und fest, schwielig und knorrig; von seinem Haare ist noch kein Röhrchen ausgegangen; das Gesicht trägt er rasiert, denn die Juden haben Bärte, die Räuber und die übertriebenen Hoffartspinsel der neuen Zeit, die sich auch schämen, in der alten kleidsamen, nur einmal teuren, schwäbischen Bauerntracht einherzugehen. Er raucht noch Tabak aus seinem Maser-Pfeiflein und verachtet die modische Zigarre; er führt auch eine Dose und einen immer frischen Bolongaro darin. Seinen Töchtern hat er schöne Heiratgüter gegeben, das Vier-, Sechs-, ja Achtfache von dem, was man in seiner Jugend hat geben können und was ja jetzt jeder mittlere Söldner gibt, und wenn er einmal seinen Hof übergibt seinem Aeltesten, so baut er sich ein Häuschen in den Garten neben dem Hofe; der Junge muß ihm dann alle Jahre von jeder Sorte Getreide einen Scheffel geben, ebenso von den Erdäpfeln, so 200 Eier, 30 Pfund Schmalz, 10 Pfund Butter, alle Tage eine Maß Milch und auf Martini den Zins von dem ausgenommenen Gelde und eine Zielzahlung. Davon lebt er mit seiner Bäuerin, hilft wohl auch dem Jungen, wenn dem damit geholfen und es der jungen Bäuerin „anständig" ist. Wer ihm aber früher gesagt hätte, er müsse noch den Mähnbuben machen, den Strohschüttler und den Nachrecher, er, der geborene Säemann, Pflüger, Gabler und Futterlader! Jetzt ist's halt so, sagt er klein lächelnd.

Er ist also noch mit wenigen uralten Leuten der alten Tracht treu geblieben. Freilich trägt auch er sie nicht mehr ganz rein und echt. Den Dreispitz- oder Schaufelhut hat schon sein Vater nicht mehr aufgesetzt. Er trägt einen niederen Bauernhut und darunter die Zipfelmütze. Aber den langen, blauen oder braunen Leibrock hat er noch, die rote oder schwarze Lendenweste mit den silbernen Knöpfen, die schwarze lederne Kniehose, die langen Strümpfe und die Schnallenschuhe. Am Werktag trägt er wohl auch lange lederne Hosen und Bundschuhe. Gegen das Wetter schützt er sich durch einen weiten blauen Tuchmantel und am Werktag trägt er deshalb wohl auch Suwarowstiefeln und einen wollenen Kotzen. Die anderen Bauern und Sölder aber haben nur noch einzelne Trümmer der Tracht gerettet, wenn sie nicht gleich ganz wie die Stadtfräcke gehen. Es kann das merkwürdig erscheinen bei einer sonst so abgeschlossenen, zäh am Alten hängenden Bevölkerung. Aber drunten in der oberen Pfalz, wo weit und breit keine Stadt gebaut ist und ihren Einfluß spielen lassen kann, ist auch keine Spur mehr zu sehen von einer Bauerntracht, während in der nächsten Nähe von Augsburg und München es noch Bauernschaften gibt, die ihre nicht einmal schöne, gesunde und bequeme Tracht unversehrt wie ein Heiligtum bewahrt haben. Nur der Bauer bewahrt seine Tracht, der stolz ist auf seinen Bauernstand, ungebrochen in seiner Bauernkraft und fest in seiner Bauernsitte. Der läßt sich dann nicht beirren vom anpreisenden Zuspruch der Händler, vom spottenden Blick der Städter und vom schmählichen Beispiel, das etwa ein Entarteter gibt.

Ging nun diese Kleiderrevolution bei den Männern von unten aus, so daß der

echte Bauer sein Bauerngewand noch lange trug, wenn es die Söldner und Leerhäusler schon gemengt oder ganz abgelegt hatten, so waren es bei den Weibern umgekehrt meist die reicheren, die sich zuerst viertels- oder halbstädtisch kleideten, während sich die weniger vermöglichen erst später verführen ließen. Es sind aber wenige unverführt geblieben, und man kann kaum noch an hohen Festtagen, bei Hochzeiten oder an den Mädchen, die das Muttergottesbild tragen am Fronleichnamstage, sehen, wie ihnen die alte Tracht besser steht, als die neue geschmack- und charakterlose Mode. Vor zwanzig Jahren hatten sie die Tracht noch ganz, einige wenige arme Fürnehme ausgenommen, die sich herrisch trugen. Jetzt kann man sie noch auf Votivbildern sehen, die von einem Schreiner hingeklecksт sind und in irgend einer Kapelle hängen, oder auf Grabkreuzen, wo die Weiber abgebildet sind im bäuerlichen Sonntagsstaat, den Nuster in der Hand, kniend und betend für die arme Seele. Da haben sie dann noch ihren langen schwarzen Rock mit dem breiten Fürfleck (Schürze) und das gestickte Halstuch an, die breite Radhaube auf oder Reginakappe, wenn sie aus den oberen Stauden sind, und eine bescheidenere Unterländerhaube, wenn sie aus den unteren stammen. Wenn man nach dreißig Jahren noch Grabkreuze macht und Votivtafeln aufhängt, so wird man sie wohl abmalen müssen in Hut und Schleier, den Sonnenschirm in der behandschuhten Hand, die groben Füße in zarten Stiefelchen, den Leib im faltenreichen, aufgeputzten Kleide, und da mag dann jemand rausbringen, was das vorstellt, fade Maskerade oder traurigen Ernst.

In der Nahrung und Nahrungsweise hält der Bauer am zähesten an dem Althergebrachten fest. Auch die Ständler essen und trinken in der Hauptsache, was und wie man vor Zeiten gegessen und getrunken hat. Und da sind sie nun wieder ganz verschieden von ihren Nachbarn. Sie essen ärmlicher und schlechter gekocht als diese. Aber sie sind gerade so gesund wie die. Milch- und Mehlkost ist vorherrschend. Den Schmalzhafen schont man gerne. Nur bei den reicheren Leuten wird fett gekocht. Suppen und Brühen spielen eine große Rolle, namentlich die Wassersuppe, die neben Kartoffeln als Morgen- und Abendimbiß dienen muß. Gemüse bauen sie wenig, etwas Bohnen vielleicht und Rüben. Dagegen wird viel Kraut vertilgt. Aber da liegt nicht ein Stück Speck oder Fleisch drin wie beim altbayrischen Bauern oder beim Bauern im Donauthal, es ist nur gerade, daß man die ewigen Bodenbirnen einwickeln und hinunterbetrügen kann in den Magen. Zum Fleische kommt er selten, meist nur an Festtagen. Sein Magen würde davon zu viel bedürfen, meint er. Er sehnt sich auch nicht besonders nach Fleisch, höchstens nach einem schweinernen Brätlein, das er sich aber vielleicht nur gönnt, wenn die Schafweide versteigert wird, wo es aus dem gemeinen Beutel bezahlt wird. Hält er ein Schwein, so verkauft er es, wenn es fett ist; denn man kann das Geld so gut brauchen. Nur der große Bauer schlachtet des Jahres zweimal ein Säulein. Handwerksleute stehen wohl auch zusammen und schlachten auf den Winter eine alte Kuh auf eigene Rechnung. Armen Leuten schmeckt auch Katzen- und Hundefleisch bisweilen gut und Füchse haben sogar schon besseren Leuten gemundet. Roßwürste sollen auch nicht überall vergeblich hausiert werden. Wo viel Kartoffeln verzehrt werden, da fehlt auch der Schnaps nicht, der nebst dem Weißbier, einem kraftlosen Getränke, die Woche über den hauptsächlichen Haustrunk ausmacht. Am Sonntag, aber nur am Sonntag, leidet's dann ein paar Krüglein Braunbier, einen Zopf (geflochtenes Gebäck) oder einen Wecken und eine Rauchwurst; am Werktag aber gehen nur die Lumpen ins Wirtshaus und die Herren und wer etwa ein besonderes Geschäft darin hat.

Auch einige früher allgemeiner verbreitete Sitten bei Gelegenheit der Ernte, der Kirchenfeste und der Hochzeiten haben sich in den Stauden erhalten. Wie man die „Drescherin" verträgt, was es mit dem „Wasservogel" für eine Bewandtnis hat, der zur Pfingstzeit seine Rolle spielt, mag man in Birlingers Buch „Aus Schwaben" nachlesen, wo namentlich die Sitte des Wasservogels ausführlich und anschaulich geschildert wird. Ich beschränke mich auf die Darstellung einer Sitte bei Hochzeiten. Das ist die Sitte des „Wickeleholeus". Sie ist auch fast schon abgegangen, und nur bei einer

großen und rechten Bauernhochzeit greift man sie noch auf. Man holt das „Wickele“ nach einigen Gängen des reichen Hochzeitsmahles. Man hat nämlich zuerst gegessen eine Nudelsuppe, dann Kuttelflecke, welche man das „Voressen“ nennt, mit Backwerk, ferner Rindfleisch und Kraut, darauf Leber- und Blutwürste, dann ein eingemachtes Rindfleisch in einer süßen Tunke. Nun sammeln sich die Hochzeitsgäste zu Paaren; die Musikanten voraus, ein Harfenist, ein paar Geiger und einer mit der Klarinette geht es nun das Dorf hinab entweder zu dem Vaterhause der Braut oder zu dem zweiten Dorfwirtshause. Das „Wickele“, eine Kunkel, mit Flachs besteckt und mit Bändern geziert, wird hervorgeholt. Man tanzt um dasselbe herum, trinkt etwas Bier und geht, die Brautjungfer mit der Kunkel in der Mitte, wieder in das erste Wirtshaus unter Gesang und lautem Jauchzen zurück, wo man wieder um dasselbe tanzt. Jetzt hat man wieder Hunger und man setzt die Mahlzeit fort. Da kommen nun erst Pretknödel, dann Bratwürste, Lungen-, Rauchwürste, ferner ein Rindfleisch in saurer Tunke, Kalbsbraten, Schweinsbraten mit Salat, dann Sulz, zuletzt gesottene Zwetschgen. Dazu ißt man drei Zöpfe Brot und trinkt Weißbier und Schnaps, bis zum „Abdanken“.*)

Die Ständler sind gute Schwaben geblieben, wenn sie auch wie ihre Landsleute und Nachbarn ringsum bayrisch geworden sind, was ihnen allen, beiläufig gesagt, nichts geschadet hat. Darum sprechen sie auch das reinste Schwäbisch in etwas langsamer,

---

*) Auch das „Abdanken“ ist eine in den Stauden noch manchmal geübte Sitte. Doch eignet sie ihnen nicht ausschließlich. Vielmehr ist sie in fast allen deutschen Landen nachweislich. Nach Beendigung des Mahles wird ein Spruch gethan. Der „Abdanker“ verfolgt damit drei Zwecke. Erstlich verkündet er den Gästen, was jeder an Zeche zu bezahlen hat, zweitens leitet er die Abgabe der Geschenke ein und drittens verdient er sich damit einen Gulden und einen schweinernen Braten. Der Spruch ist gewöhnlich uralt. Ich besitze einen solchen, wie er von meinem Vetter Peter hie und da gehalten wurde. Ich werde ihn hier der Hauptsache nach wiedergeben. Man kann ihn dann mit anderen bei Birlinger u. a. abgedruckten vergleichen. Vetter Peter besteigt also seinen dreibeinigen Stuhl und spricht, indem er zuerst den katholischen Gruß gibt, folgendermaßen: „Verehrliches Brautpaar, werte Hochzeitsgäste! Da es schon ein altes Herkommen oder Gebrauch ist, daß man jedesmal nach geendetem Hochzeitsmahl eine Dank- oder Ehrenrede hält, so trete auch ich heute im Namen der beiden Brautpersonen auf, und weil ich Sachen von Wichtigkeit vorzutragen hätte, so bitte ich alle hier gegenwärtigen Hochzeitsgäste ein wenig Stille zu halten. Es sind wie das neue Brautpaar lauter ordentliche und brave Hochzeitsgäste beisammen, ja wäre auch heute Jesus Christus persönlich zugegen wie einst bei der Hochzeit zu Kana in Galiläa, ein großes Wohlgefallen würde er an uns haben, weil alles nach christlichem Gebrauch und Zeremonie vor sich ging.“ Der Abdanker beweist nun, „weil der Tag ist gewichen und die Nacht hereingeschlichen,“ daß der Ehestand kein „gemeiner Brauch oder Zeremonie“ sei, sondern von Gott im Paradiese eingesetzt. Darum solle aber auch ein Ehepaar leben und wandeln wie Joachim und Anna, wie Joseph und Maria. Dann fährt er fort: „Nicht wahr, wertestes Brautpaar, zahlreich versammelten sich eure Freunde, Nachbarn, Bekannte und Verwandte euch zu diesem Feste Glück zu wünschen? Und doch haben ich und der Herr Wirt die Hochzeitstafel schon zwei-, dreimal abgezählt und es geht uns dabei ein (zwei) recht werter Hochzeitsgast ab; entweder habt ihr sie nicht geladen oder sie sind nicht mehr hier, sie haben das Zeitliche ins Ewige vertauscht.“ Nun nennt er den verstorbenen Verwandten oder Paten und es wird für sie gebetet. Der zweite, heiterere Teil der Abdankung beginnt. „W. H., hier ist zugegen der Herr Wirt und die Frau Wirtin, welche hoffen, daß alle hier gegenwärtigen Hochzeitgäste mit den aufgetragenen Speisen und Traktamenten möchten zufrieden sein; hätte man's besser angeschafft, an ihm hätte es nicht gemangelt; noch ist es aber an der Zeit, noch hat der Herr Wirt Bier und Wein, noch kann lassen jeder schenken ein; hat ein Freund dem andern das volle Glas noch nicht zugebracht, das kann und soll er noch; hat einer mit einer Frau oder Jungfrau noch nicht getanzt, das kann und soll er noch. Weil sich aber Einnahme und Ausgabe immer mit einander verabwechseln, (!) so habe ich und der Herr Wirt zu Rechnung und Tafel gesehen, und es ist für eine männliche Hochzeitperson verzehrt worden 5 Mark, mit den Weibspersonen ist der Herr Wirt etwas nachsichtig, darf also keine mehr bezahlen als 4 Mark, 4 Zwanzigpfennigstücke, ein Zehnpfennigstück, einen Fünfer und fünf einzelne Pfennige, welches jetzt gleich hernach eingehoben wird. Das Hochzeitschenken, w. H., ist bei uns ein uralter Gebrauch, der auch heute soll und darf nicht hören auf, und ich werde jetzt gleich mit einem guten Beispiel vorangehen: ich verehre dem Herrn Hochzeiter und der Jungfrau Hochzeiterin eine goldene Münze, die hat schlagen lassen der römische Kaiser Augustus ......, aber bei meiner leidigen Vergeßlichkeit oder Unvorsichtigkeit habe ich dieselbe entweder verloren oder zu Hause gelassen.“ Er dankt nun den Gästen und wünscht dem Hochzeitpaare u. a. „einen guten Anfang und ein gutes End und in sechs Jahren sieben Kind'“. Der Schluß lautet: „Nun, ihr Herren Musikanten, den neuen Brautleuten und allen Gästen zu gefallen, laßt nochmal hoch eure Instrumente erschallen!“ —

singender Weise. Sie haben vielleicht noch mehr Vorliebe zu unflätigen Ausdrücken und derben Flüchen, als andere Schwaben, und der Mückenschwab wie der Blitzschwab in Sebastian Sailers „sieben Schwaben" könnten aus den Stauden sein. Sie haben einen von dem der Anwohner wohl merkbar unterschiedenen Dialekt und dem feineren Hörer fallen auch Unterschiede auf unter den Stäudlern selbst. Der aus den unteren Stauden spricht nicht so wie der aus den oberen, der derber und breiter seine Worte bildet. Einzelne Gedichte von Hyazinth Wäkerle, der ja an den Grenzen der Stauden geboren, dürften so ziemlich genau die Redeweise der Stäudler wiedergeben, noch besser freilich die von Birlinger gesammelten Lieder und Sprüche.

Die Stäudler sind Christen und zwar samt und sonders katholische Christen. Lutherisch ist höchstens der eine oder andere Schäfer, der aus dem Württembergischen stammt und ein gewaltiger Tierarzt, Hexen- und Teufelsbeschwörer ist, was er alles aus dem sechsten Buch Mosis kann, das in Tübingen an einer Kette hängt. Die in den 50er und 60er Jahren auftauchende Sekte der Irvingianer hat nur wenige stille Anhänger. Als ärmliches Waldbauernvolk sollten sie eigentlich gute Christen und gute Katholiken sein. Sie werden es auch wohl sein, wenigstens so gute wie die anderen. Besonders heilig aber kann man ihren Wandel doch nicht nennen. Sie sind eben Kinder unserer Zeit, so sehr sie sich auch sonst vor ihrer Mutter verstecken, und unsere Zeit beherrschen und bemeistern ganz andere Triebe als der Trieb zu Gott. Es fehlt an Innerlichkeit; äußerlich werden wohl so ziemlich die Gebräuche und Vorschriften des Glaubens eingehalten. Der Aberglaube an Geister und Gespenster, namentlich aber an Hexen, die im Stalle schaden, bekommt von Zeit zu Zeit neues Leben, so daß der Pfarrer dagegen predigen muß auf der Kanzel. Von sittlichen Gebrechen der Bevölkerung ist die Schmäh- und Verleumdungssucht, die Unwahrhaftigkeit in Rede und Wandel, die wachsende Zuchtlosigkeit der Jugend am bedenklichsten. Auch das Eigentum soll nicht mehr so sicher sein wie vor Jahren, wo man die Thüren häufig unverschlossen hielt und ohne Gefahr die Geräte im Hofe die Nacht über liegen und stehen lassen konnte. Weniger bedenklich sehen sich die öfteren Holzdiebstähle und die Wilddieberei an. „Ein Lachs aus dem Strome, ein Reh aus dem Walde, Reisig aus dem Forst sind drei Diebstähle, über die noch kein Mann je errötete." So lautet ein gälisches Sprichwort, das man in den Stauden nie gehört hat, nach dem man aber handelt, wie wenn es so sein müßte. Und wenn sie jetzt nimmer so häufig „aufs G'wild" gehen, wie früher — im 18. Jahrhundert haben sogar die Geistlichen gewildert, die damals überhaupt große Nimrode waren —, so kommt das nicht davon her, weil man nimmer schießen könnte und die großen Wälder aufgehört hätten, sondern weil es jetzt so wenig Wild mehr gibt, daß es sich schwerlich lohnt, das Gesicht zu schwärzen und eine Nacht zu opfern.

In den unteren Stauden ist ein Dorf, zur Hälfte von Juden, zur anderen von Christen bewohnt. Es mögen nahezu 400 Juden sein, die dort wohnen. Natürlich treiben sie dort und von dort aus Handel und kommen nicht nur in den ganzen Stauden herum, sondern machen auch ihren Glaubensgenossen an anderen Orten Konkurrenz. Sie gehören großenteils zu denen, die noch kein Schweinefleisch essen und ihr koscheres mit sich führen auf ihren Judenkärren und von der Frau Wirtin kochen lassen. Jede Art von Handelschaft ist bei ihnen vertreten, von der armseligsten Schacherei bis zum Großhandel. Die Bevölkerung steht in keinem unfreundlichen Verhältnisse zu ihnen und man meidet und scheut sie mehr, als man sie fürchtet und haßt. Der Bauer duzt sie meistens, was man aber nicht als Zeichen bäuerlichen Selbstgefühles auslegen darf, wie das schon geschehen ist; sonst würde sich der stolze Bauer wohl auch verbitten, daß ihn der Jude duze. Jedes Selbstgefühl, jede Klugheit und Vorsicht kommt dem Bauer aber abhanden, wenn er in Nöten ist, aus denen ihm kein anderer helfen will noch kann als der Jude. Er bindet sich selbst den Strick und zieht die Schleife zu, auf daß er erstickt. Nun sieht er in dem Juden erst den schlauen Feind und bitterer Haß entladet sich in derbster,

aber ohnmächtiger Schmähung. In den letzten den Bauern auch in den Stauden so ungünstigen Jahren hat sich der Ingrimm gegen die Juden als soziale Feinde weit häufiger und heftiger gezeigt als früher, wo man mehr den Abkömmling der Kreuziger Jesu, den Feind der Christen in ihm sah und verspottete oder als den unseßhaften Landfahrer, der schachert und handelt, statt zu pflügen und zu dreschen. Es geschah das meist in ziemlich harmloser Form. Zwei aus den Stauden stammende Liedlein mögen das darthun. Das erste lautet:

Kize, Kaze, Ke — Schalmache! — Haben nix zu schachern, — Jau, jau, jau — Bei da Juda ist der Brau(ch).

Das zweite heißt:

Und wenn mei Muoter a Jüde wär — Und mei Vater a Jud, — Nau wär mei Schwester a Judakind — Und i a junger Jud.

Es ist wohl selbstverständlich, daß eine so versteckte Gegend mit so verschlossener Bevölkerung von den Wellen der großen Geschichte nur wenig getroffen wurde und daß noch weniger von den wenigen Geschehnissen im Gedächtnis der Bewohner haftet. Es ist ja so wenig gewesen, was die Leute davon angegangen hat, und was etwa war, hat man über dem Täglichen vergessen. Die vielen Herrschaften hätte man sich sollen doch nicht merken, unter denen die Vorfahren gestanden? Man hätte sie nicht merken können, weil ihrer zu viele waren. In der Schule haben sie freilich Vaterlandskunde getrieben. Aber man hat kein Merken dafür. Man ist in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts bayrisch geworden. Aber wie das gegangen ist, weiß keiner. Man hat außer dem, was man selbst durchlebte, nichts in Erinnerung behalten, als daß einmal die Schweden und Hunger und Pest im Lande waren und später die Franzosen, daß es einmal einen Napoleon gegeben hat, einen bayrischen Hiesel und Anno 1848 Märzminister. Vielleicht weiß der eine oder der andere aus irgend einem Buche, das er in der Versteigerung aus des verstorbenen Pfarrers Nachlaß erstanden hat, daß die Römer wenigstens bis an die Grenze der Stauden gelangt sind, wenn auch nicht hinein und hindurch, und von Hunnen und Ungarn sagt mancher, es seien einzelne bis in die Stauden verschlagen worden. Merkwürdig wenig hat sich das Andenken an den Bauernkrieg bewahrt, obwohl doch gewiß auch einige Ständler unter denen werden gewesen sein, die ein paar Schlösser an der Grenze der Stauden hart bedrängt und zuletzt zerstört haben. Auch die Erinnerung an einzelne geschichtliche Persönlichkeiten ist wenig lebendig. St. Ulrich, der Augsburger Bischof, ist wohl der einzige, dessen Leben allgemein bekannt ist, während die Legende von der hl. Radegundis, dieser schwäbischen Elisabeth, doch vorzugsweise nur in den unteren Stauden zu Hause ist. An hervorragende Männer und Frauen, die aus den Stauden hervorgegangen, kann man sich gleich gar nicht erinnern, denn die Stauden haben noch weniger als andere Teile des katholischen Schwaben aufzuweisen. Außer meinem Landsmann Christoph Scheinco, der im 17. Jahrhundert lebte und den man als den Erfinder des Storchschnabels und den Mitentdecker der Sonnenflecken feiert, wüßte ich vorläufig keinen zu nennen, den man von den Ständlern als einen hervorragenden Mann von geschichtlicher Bedeutung bezeichnen könnte. Es fehlt den Stauden wahrlich nicht an hochbegabten Leuten, die man auch wohl nicht ohne Widerstand und große Opfer studieren läßt. Aber zu bescheiden stecken sich diese nur zu bald ihre Ziele. Sie werden recht trockene Brotstudenten und lassen ihr Talent vertrocknen und ihr Weiterstreben verdorren im bald errungenen versorgenden Aemtlein mit dem engen Wirkungskreise und machen keinen Versuch mehr, sich selbst weiterzubilden in der Pflege einer Wissenschaft oder Kunst. Eng ist die Landschaft der Stauden, begrenzt der Ausblick, eng sind die umgebenden Verhältnisse, darum haben sie auch so wenig Männer hervorgebracht, die in die Weite, in die Breite und auf die Dauer wirken konnten.

Ich beschließe meine Studie über die Stauden und die Ständler. Durch dieselbe soll nicht etwa der Reisestrom in eine unbekannte Gegend geleitet werden oder für

Maler und Dichter eine neue Stoffgrube entdeckt sein. Die Reisenden werden nach wie vor davon bleiben, denn es gibt schwere Betten und keine einzige Table d'hote bei den Staudenwirtinnen, die wohl nicht einmal sonderlich ergötzt wären von dem sonderbaren Zuzug dieser Landstreicher, und ob die Maler hier Motive finden würden, das weiß ich nicht, obschon ich es fast glaube. Die Studie ist geschrieben worden aus tief wurzelnder Vorliebe für alles Bäuerliche und aus erklärlicher Neigung für das Heimatliche. Man wird an ihr manches tadeln können; zweien Vorwürfen aber möchte ich gleich im vorhinein begegnen. Meine Landsleute, die Ständler, könnten mir etwa sagen, ich habe sie schlecht gemacht vor fremden Leuten, denn man kann ein Volk lieben und loben wie man will, es ist gleich empfindlich, deckt man auch Mängel und Fehler auf. Ihnen sei gesagt, daß ich sie geschildert, wie ich sie sah, mit Freimut und gewissenhafter Ueberlegung. Der fremde Leser aber könnte sagen, ich habe die Farben zu meinem Bilde wohl etwas zu hell genommen. Auf daß sie mich milder beurteilen, wende ich auf mich und meine Studie einen Ausspruch Goethes an, der von Ernestine, der Gattin des Dichters Voß, erzählt, daß sie auch in Weimar ihre trefflichen Eutiner Aepfel nicht vergessen konnte und sie ihm rühmte als etwas ohnegleichen, und dann hinzufügt: „Es waren aber die Aepfel ihrer Kindheit gewesen — darin lag's."



Melozzo da Forli.

Ein Bild aus dem Kunstleben der Renaissance.

Von

Henry Thode.

Es gibt Namen in der Geschichte, welche durch Jahrhunderte hindurch nur mit Verehrung und Bewunderung genannt werden und welche dennoch mit keiner lebhaften Anschauung von dem Wesen und der Bedeutung ihrer Träger verbunden sind. Es sind die Namen hervorragender Geister, deren Schöpfungen im unbegreiflichen Wandel der Geschichte zum größeren Teile zerstört sind, als gehörten auch sie zu den ringenden und leidenden Wesen, die geboren scheinen, um zu sterben, und nicht zu jenen den grausamen Zwang von Zeit und Raum sprengenden Gebilden, in welchen der schaffende Mensch sich über sein kurzes Lebensdasein hinaus in die Zukunft anderer Geschlechter zu retten trachtet. Selbst die Werke der Kunst, die für die ganze Menschheit geschaffen werden und als ein edler gemeinsamer Schatz ihr zu eigen sind, sterben und vergehen? Selbst das Schaffen des Künstlers, der von dem reinsten Gehalt menschlichen Empfindens und Sinnens zu künden hat, könnte gänzlich vertilgt werden?

Wer sich solchen Betrachtungen hingibt, wer von dem reichen Schatze der bis auf unsere Gegenwart erhaltenen Kunstwerke vergangener Zeiten den Blick abwendet und sich ein Bild von dem zu machen sucht, was unwiderbringlich verloren ist, der wird Trost nur in dem Gedanken finden können, daß das jetzt Vermißte dereinst gelebt und gewirkt hat, und daß die Spuren seines Daseins zu finden sein müssen in dem, was jetzt noch lebt. Aus dem Bekannten zurückzuschließen auf das Unbekannte, aus der großen Lichtquelle der Erfahrung einzelne Strahlen in das Dunkel der Vergangenheit zu leiten, bildet den schwierigsten, aber zugleich am meisten anregenden Teil der Aufgabe des Geschichtschreibers. Scharfsinn, der sich in der Verbindung scheinbar vereinzelter Thatsachen, in dem Rückschließen aus bestimmten Erscheinungen auf ihre Vorbedingungen bewährt, genügt dabei nicht allein, es muß ihm helfend eine Art direkter künstlerischer Anschauung zur Seite stehen, soll das Bild des Vergangenen in scharfen, deutlichen Umrissen und in farbiger Lebensfülle erstehen. Und in wie hohem Grade muß diese Intuition vorhanden sein, wenn es sich um die historische Wiederbelebung einer künstlerischen Individualität handelt, zu deren Kenntnis nur wenige erhaltene Werke die Handhabe geben!

Mit berechtigter Verwunderung nahm man den starken Quartband in die Hand, welchen die Verlagsbuchhandlung von W. Spemann vor Jahresfrist verschickte, einen

Band, der mit dem Titel geschmückt war: Melozzo da Forli. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte Italiens im 15. Jahrhundert von August Schmarsow. (Mit 26 Lichtdrucktafeln.) Ein Werk von 403 Seiten über einen Künstler, von dessen Lebensgeschichte man so gut wie gar nichts, von dessen Werken man nur wenige Reste kennt! Man konnte sich das Buch nur erklären, wenn man annahm, der Name Melozzo da Forli bezeichne hier nicht bloß die eine künstlerische Persönlichkeit, vielmehr einen ganzen Abschnitt der italienischen Kunst- und Kulturgeschichte. Und diese Annahme fand ihre volle Bestätigung beim Lesen des Werkes. Der große Künstler aus Forli tritt uns in demselben als der Repräsentant der gesamten Kunstthätigkeit entgegen, die unter Sixtus IV. zum erstenmal Rom zum eigentlichen künstlerischen Zentrum Italiens machte, die gleich einem mächtigen Vorspiel jener Zeit Julius' II. und Leos X. vorangeht, in welcher Rom die Heimat und Schaffensstätte der größten, von allen Seiten zusammen berufenen Meister wurde. Sixtus IV. und Melozzo sind es, welche die Fundamente dieser späteren römischen Kunst gelegt, ihre Formen in großen Zügen bestimmt haben. Von diesem Gesichtspunkte aus durfte Schmarsow eine Charakteristik des großen, wenig gekannten Künstlers unternehmen. Indem er mit lebhaften Farben das gesamte römische Leben jener Zeit, die Umgebung, in welcher Melozzo lebte, die Persönlichkeiten, mit denen er zu thun hatte, die äußeren Ereignisse, deren Augenzeuge er war, schildert, macht er den Leser vergessen, daß thatsächlich fast keine einzige Angabe von Melozzos Schicksalen erhalten ist, außer jenen Andeutungen, welche seine Werke geben.

Die Schilderung einer Zeit wie derjenigen Sixtus' IV. erfüllt immer von neuem mit einer fast unheimlichen Verwunderung. Ein Mann, der, aus einer unbekannten ligurischen Familie stammend, die Kutte des Franziskanermönches mit den prunkenden päpstlichen Gewändern vertauscht, aus dem stillen Bereich der Gelehrsamkeit in den Mittelpunkt aller politischen Wirren versetzt wird, dessen Leidenschaftlichkeit und Energie nun plötzlich, aller Banden frei, schaffend und vernichtend ins Leben tritt, der wechselnd in seinen Launen und Erregungen in den Augenblicken der Erschlaffung der Willkür anderer die Zügel läßt, dessen Freigebigkeit in einem Augenblick Gutes und Böses schafft, den Jubel des Volkes entfesselt und dem Verbrechen Vorschub leistet, Bauten und Bilder entstehen läßt und die schwersten Opfer in Anspruch nimmt! Und dieser Mann, umgeben von den nach Reichtum und Macht gierigen, unersättlichen Nepoten, die in rücksichtsloser Weise seinen Familiensinn und seine Gutmütigkeit mißbrauchend mit unerhörter Frechheit sich zu den grausam egoistischen Leitern der Geschicke Italiens machen — Nepoten, wie Pietro und Girolamo Riario, die das ganze Land in beständiger Unruhe erhalten, die sich durch Tradition und Vertrag hindurch einen blutbefleckten Weg bahnen und zugleich, mit beiden Händen verschwendend, was sie durch List und Gewalt erbeutet, Rom durch den Taumel der üppigsten, märchenhaftesten Feste vergessen machen, daß am Tage zuvor ihrethalben die Bürger im Kampfe sich zerfleischt haben. Der alte Ruf: Hie Orsini! hie Colonna! erschallt von neuem im Dienste neuer Interessen durch die Straßen Roms. Die Heere der Neapolitaner, der Florentiner, der Mailänder, der Venetianer, der Päpstlichen durchziehen die Halbinsel. Der Vertrag, der heute geschlossen wird, wird morgen gebrochen — bald treffen sich die feindlichen Truppen in Umbrien, bald in den Marken, bald im Florentinischen, bald im Ferraresischen, ja in Rom kann sich der Schrecken verbreiten wie damals, als Hannibal vor den Thoren stand.

Kaum hält man eine Treulosigkeit, eine Zügellosigkeit im Verbrechen, wie sie damals in Italien allgemein sind, für möglich. Vom Christentum, von den großen religiösen Aufgaben des päpstlichen Stuhles hört man kaum noch ein Wort. Gewalt und Herrschaft — wie ein Fluch klingt der Segen, welchen die „Vertreter Christi“ von ihrem Bischofssitze der Welt erteilen!

Und mitten aus diesem Sumpfe sittlicher Verkommenheit erhebt sich, immer reicher ihre weißen, unbefleckten Blüten entfaltend, die Kunst. Wer vermag das Rätsel zu

erklären? Hat sich die Menschheit aus tiefstem Verlangen nach sittlicher Befreiung, nach einem Ideal, das dem Leben trotz allem einen reinen Gehalt gab, diese Bilder der Schönheit geschaffen, in deren Anblick sie sich aus der Knechtschaft des Leidens zu beseligender Freiheit erhob? Fast möchte man es glauben. An die Stelle des durch das Papsttum entweihten christlichen Glaubensideals trat das Ideal der Kunst. Aber noch lebte in dem Volke selbst trotz alles Kultus der heidnischen Welt, der die Gebildeten zu neuen Lebensanschauungen, zur Vernichtung teurer Güter und zum Aufbau einer auf andere Ziele gerichteten geistigen Thätigkeit mit sich fortriß, der christliche Glaube, der dieser Kunst ihren Inhalt verlieh. War es auch nicht mehr derselbe stürmisch freudige wie im 13. und 14. Jahrhundert, so bewahrte er noch Kraft genug, in der Kunst sich zu verklären und zu Werken zu gestalten, welche für immer den Betrachter dieser Zeit hindern werden, die grauenvolle Wirklichkeit in ihrer voller Nacktheit ins Auge zu fassen.

Wer seinen Blick auf die Kunstwerke, auf alle die zahlreichen Maler, Bildhauer und Architekten des 15. Jahrhunderts richtet, der möchte angesichts dieser grenzenlosen schöpferischen Kraft wohl glauben, es habe nur ein Interesse gegeben, was das gesamte italienische Volk, Hoch und Niedrig, damals bewegt hat: das künstlerische, nur auf die Durchführung einer Aufgabe, der künstlerischen, habe sich alles Sinnen und Trachten gerichtet. Es ist die Zeit des Lernens, des Studierens auf allen Gebieten der Kunstübung. Das Ideal, nach dem man nun mit Aufbietung aller Kraft strebte, war schon im vorhergehenden Jahrhundert hingestellt worden; mit voller Sicherheit hatten Künstler wie Giotto auf den Weg hingewiesen, welcher allein zum vollendeten künstlerischen Ausdruck des christlichen Glaubens führen konnte. In der rein menschlichen und natürlichen Auffassung des Lebens und Leidens Christi, der Maria und aller Glaubenszeugen war die künstlerische Auffassung, waren die Grenzen gegeben, durch deren Bestimmung allein künstlerische Freiheit sich entfalten konnte. Blieben die Bestrebungen der Künstler im 14. Jahrhundert noch auf das Allgemeine, Typische gerichtet, so drängte sich denen des folgenden Jahrhunderts unabweisbar die Aufgabe auf, das Einzelne, Individuelle zu studieren. Die Wahrheit in der Nachahmung der Natur ward nun das deutlich erkannte Ideal. Auf die verschiedenste Weise bethätigt man diesen Drang: man studiert die Anatomie des Nackten, die Gewandung, man stellt wissenschaftliche Untersuchungen über die Perspektive an, man sucht die Gesetze des Sehens zu ergründen, die Kontraste und die Uebergänge zwischen Licht und Schatten zu erfassen, man bildet das technische Verfahren aus. Die Wahrhaftigkeit, die naive und direkte Beobachtung der Natur macht uns alle die Werke dieser Zeit so teuer, daß wir ihren Schöpfern auch dann nicht zürnen können, wenn sie häufig dem Stoffe Gewalt anthun, befangen in ihrem glühenden Eifer, die Natur nachzuahmen, die Idealgestalten des christlichen Glaubens in ihre bürgerliche Sphäre versetzen, den Inhalt zu gunsten der Form beeinträchtigen.

Alle diese Anstrengungen erscheinen unserer historischen Betrachtung heute nur als die von großen Künstlern geschaffenen Vorbedingungen für die vollendeten Meisterwerke des 16. Jahrhunderts. Sie bezeichnen das Ringen nach einer Herrschaft über die Form, in deren Vollbesitz die großen Meister jene erhabenen Werke schaffen konnten, in denen die allgemein gültige Form scheinbar mühelos für den christlichen Stoff gefunden wurde. Angesichts der Schöpfungen Raffaels, Michelangelos, Lionardos drängt sich mit unwiderstehlicher Gewalt die Frage auf: welches sind die letzten Vorgänger derselben gewesen, wie groß war der Schritt, den sie über dieselben hinaus gethan haben? Da nennt man die Namen Perugino, Domenico Ghirlandajo, Andrea del Verrocchio — aber diese sagen nicht alles. Zwei Meister sind es, die in dieser zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die am gewaltigsten vorstrebenden, die kühnsten Probleme suchenden und lösenden Geister gewesen sind. Der eine, dessen Bedeutung vorwiegend in der oberitalienischen Kunst sich äußerte, Andrea Mantegna, ist uns aus zahlreichen

Werken bekannt und oft Gegenstand der eingehenden Forschung geworden, der andere, Melozzo da Forli, hat erst jetzt in Schmarsows Werke eine volle Würdigung erfahren.

Drei größere beglaubigte Werke, die uns noch jetzt wenigstens zum Teil erhalten sind, waren es, von denen Schmarsow ausgehen konnte: die in Berlin und London erhaltenen Darstellungen von Allegorien der sieben freien Künste, das Zeremonienbild im Vatikan, das uns Sixtus IV. im Kreise seiner Hausgenossen zeigt, und die in der Sakristei von St. Peter und im Quirinal aufbewahrten Reste der Himmelfahrt Christi, welche einst die Wölbung des Chores der Kirche St. Apostoli in Rom schmückte. Seit lange hat man diesen erstaunlichen Gemälden die größte Bewunderung geschenkt; aus ihnen zum erstenmal die ganze künstlerische Individualität und Bedeutung Melozzos entwickelt zu haben, ist Schmarsows Verdienst. Sehen wir, wie ihm dies gelungen ist, indem wir kurz seine Resultate zusammenfassen.

Melozzo, aus der Familie der Ambrosi, wurde 1438 in Forli geboren. Wer sein erster Lehrer gewesen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Schmarsow vermutet, daß es jener Ansuino da Forli gewesen sein könnte, der eine Zeitlang in Padua thätig gewesen ist und hier Zeugnisse seiner Kunst in der Eremitanikapelle neben den Fresken Andrea Manteguas hinterlassen hat. Technische Eigentümlichkeiten, die Melozzo in seinen Wandmalereien immer bewahrt, wie das scharfe Eingraben und Betonen der Umrisse der dargestellten Figuren, die Vorliebe für ein Abdämpfen der Töne durch Grau, andererseits formale Eigentümlichkeiten in der Zeichnung der Hände ließen auf Beziehungen zwischen ihm und Ansuino schließen. Wie immer dies sein mag, jedenfalls ist es ein anderer größerer Künstler gewesen, der bestimmend auf ihn eingewirkt hat: Piero della Francesca, der erste große Umbrer, welcher in Florenz seine Schule durchgemacht hatte und nun die dort gewonnenen Resultate nach Umbrien und nach den Marken brachte. Seine Leidenschaft, wie die seiner Zeitgenossen, Lehrer und Freunde Paolo Uccello, Andrea del Castagno war das Studium der Perspektive, von dem sowohl sein Traktat: de prospectiva pingendi, wie seine Werke beredtes Zeugnis ablegen. Das Streben nach Naturwahrheit, nach körperlicher Glaubwürdigkeit beherrscht ihn so durchaus, daß es mit naiver Absichtlichkeit auf Kosten des Schönheitsstrebens und der seelischen Empfindung in seinen Werken uns entgegenblickt. Verglichen selbst mit denen der großen florentinischen Realisten haben seine Gestalten etwas bäuerisch Plumpes, etwas Schwerfälliges; aber mit Erstaunen gewahrt man, in welches Licht und in welche Atmosphäre er dieselben zu versetzen weiß. Er hatte eine hervorragend malerische Begabung, und neben der Perspektive ist es das Licht gewesen, das in seinem wunderbaren Spiel ihn magisch gefesselt hat. Er ist vielleicht der erste Meister gewesen, der das „plein air“ auf sein Banner geschrieben hat, der erste, der zugleich nächtliche Lichteffekte wiederzugeben versucht hatte. Daß er dabei neue Arten der malerischen Technik anwenden, das Licht in kühner Weise auf das untermalte Fleisch setzen mußte, ist leicht erklärlich. Alle diese Neuerungen aber sollte Melozzo von ihm übernehmen und weiter bilden. Vielleicht daß, ehe dieser bestimmende Einfluß sich äußerte, der Forlivese auch Werke des Benozzo Gozzoli und seiner umbrischen Nachahmer gesehen und studiert hat, also mit einer anderen, von dem holdseligen Fra Giovanni von Fiesole ausgehenden florentinischen Richtung, die sich durch Benozzo nach Umbrien verbreitet hatte, in Berührung getreten ist. Schmarsow glaubt dies mit Bestimmtheit aussprechen zu können. Immer aber ist es doch Piero della Francesca, den man seinen vornehmsten Lehrer nennen muß. Von ihm geht der Antrieb aus, der Melozzo zu dem kühnsten Erfinder neuer, perspektivischer Darstellungsweisen machte. So zeigt denn auch das älteste Bild, das Schmarsow ihm zuweist, ein Brustbild des segnenden Christus in der Pinakothek zu Città di Castello die deutlichsten Anklänge an die Typen des Piero della Francesca, verleugnet sich auch schon hier nicht das Melozzo eigene höhere Gefühl für Schönheit und Anmut. Zugleich tritt uns der Künstler schon als ein mit größter Gewissenhaftigkeit die Natur beobachtender und nachahmender Künstler entgegen, der

in der realistischen Wiedergabe der Stoffe, der Steine, sowie in der Modellierung des Inkarnats weit über die in Umbrien herrschende Richtung des Benozzo hinausgegangen ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er in jenen ersten Jahren künstlerischer Thätigkeit ein Wanderleben geführt, das ihn auch zum erstenmal nach Rom, der Stätte seiner späteren Triumphe, gebracht hat. In einem Epigramm wird uns berichtet, daß er im Auftrage des Alessandro Sforza, der 1461 in Rom war, ein Abbild des Marienbildes in S. Maria del popolo gefertigt habe. Damals konnte sein Name noch unmittelbar neben dem eines untergeordneten römischen Künstlers wie Antoniasso genannt werden — bald sollte der Name desselben vor dem des umbrischen verbleichen.

Vergeblich hatte man bisher nach Zeugnissen für die erste Thätigkeit Melozzos in Rom gesucht. Schmarsow ist es gelungen, in der Kirche San Marco, die zugleich mit dem Palazzo di Venezia unter Paul II. ausgebaut und ausgeschmückt wurde, zwei Tafelbilder zu bezeichnen, die offenbar Werke des Meisters und in den ersten siebziger Jahren entstanden sind. Das eine, ältere zeigt in seiner Studierstube sitzend den Evangelisten Markus, wie er eifrig mit Schreiben beschäftigt ist. Mit einer an die germanische Kunst erinnernden Liebe und Sorgfalt ist das den Heiligen umgebende Gerät behandelt. Die Gestalt ist groß und streng aufgefaßt, der mächtige Kopf voll Ausdruck. Und dabei ist versucht, die Architektur perspektivisch für einen gewissen Gesichtspunkt des Beschauers zu konstruieren, woraus ein Rückschluß auf den ehemaligen Platz des Bildes an der rechten Seitenwand einer Kapelle gemacht werden kann. Wir haben hier das erste Beispiel für Melozzos theoretische Studien, zugleich offenbar das Vorbild für Domenico Ghirlandajos h. Hieronymus in der Kirche der Ognissanti zu Florenz.

Etwas später dürfte der Papst Markus II. entstanden sein, der sich über dem Altar der Sakramentskapelle in S. Marco befindet. In reicher, sorgfältig ausgeführter Gewandung sitzt er segnend, feierlich majestätisch auf einem schönen, in großen einfachen Formen gebildeten Throne. Leider ist der breitgebildete Kopf fast ganz zerstört, aber der ernste, einfache Stil der Darstellung, die höchst bedeutende Architektur, die energische und wirksame Beleuchtung lassen Schmarsows Vermutung durchaus berechtigt erscheinen. In beiden Werken macht sich freilich noch eine Befangenheit geltend, die in der Folgezeit immer mehr einem kühnen, freien Schwunge Platz machen sollte.

Die nächsten großen künstlerischen Aufträge sollte der Maler in seinem Heimatslande, in Urbino finden. Federigo Montefeltro, der gefürchtetste Feldherr seiner Zeit in Italien, zugleich aber der begeistertste Verehrer der Wissenschaften und Künste, hatte sich von Luciano Laurana einen Herrschersitz erbauen lassen, der wenige seinesgleichen hatte. Noch jetzt begrüßt man mit ehrfurchtsvollem Erstaunen das in mächtigen Verhältnissen und einfach harmonischen Formen erbaute Schloß, biegt man nach langer Fahrt auf beständig von Pesaro aus steigender, an herrlichen Thälern vorbeiführender Straße, um die hoch thronende, die ganze Umgegend beherrschende Stadt. Aus der Ferne möchte man glauben, ein mittelalterliches Kastell zu sehen, bald aber wird man die Täuschung inne — und nun meint man nirgends so lebhaft sich in das höfische Leben der Renaissancezeit versetzen zu können, als hier in diesem Palaste von Urbino, der durch Jahrzehnte hindurch die Heimat der hervorragendsten Geister Italiens war, von deren Verkehre uns Baldassare Castiglione in seinem Cortegiano ein so fesselndes Bild gegeben hat.

Castiglione auch hat uns die Nachricht von der reichen künstlerischen Ausschmückung des Palastes hinterlassen, der eine Menge Statuen, antike aus Marmor und Bronze, ganz einzige Malereien, Silbergeschirr, Tapeten und Stoffe enthalten habe. Mit ganz besonderer Liebe aber hatte Federigo Büsten und Handschriften gesammelt, und für die würdige Ausstattung der vielgerühmten Bibliothek war es, daß Melozzo berufen wurde. Noch sind uns vier Tafelbilder, zwei in Berlin und zwei in London erhalten, welche nebst drei anderen verlorenen die Wände der Bibliothek schmückten. Die Darstellungen

entsprechen in würdiger Weise der Bedeutung des Raumes und der Werke, die hier untergebracht waren: es sind die sieben freien Künste, die, als Frauengestalten personifiziert, feierlich auf Thronen sitzen und denen sich als Hauptvertreter ihrer Lehre Männer huldigend nahen. Da sehen wir die Dialektika, eine jugendlich feine, fast bescheiden dreinblickende Frau, wie sie einem knieenden kräftigen, ernsten Manne, dessen Auge Entschlossenheit, Bestimmtheit, einen klaren Verstand und eine wohlwollende Gesinnung verraten, ein Buch reicht. Kein Zweifel, daß uns hier das meisterhafte Bildnis einer hervorragenden Persönlichkeit erhalten ist: es ist Federigo Montefeltro selbst, der dem Throne der von ihm am höchsten verehrten Wissenschaft naht. Ein Mann mit vollem, lockig wallendem Haare, ernstem, scharf geschnittenem Kopf nimmt auf dem zweiten Bilde aus den Händen einer bejahrten, edlen Frau, der Astronomie, ein Astrolabium entgegen. Schmarsow möchte in ihm ein Porträt von Federigos vertrautem Freunde, dem mit Leidenschaft astronomischen Studien ergebenen Grafen Ottaviano Ubaldini sehen. Die auf der Treppenstufe neben ihm liegende Krone zeigt, daß er als Vertreter des Ptolomäus am urbinatischen Hofe aufgefaßt wurde. Macht sich in den beiden erwähnten Darstellungen eine dem Charakter der Persönlichkeit entsprechende Breite und Würde in Bewegung, Haltung und Gewandung geltend, so entzücken die beiden anderen durch wahrhaft bestrickende Anmut und Feinheit. Das Diadem auf dem Haupte, das Haar lang und reich herabwallend, weist die vom ganzen Zauber der ersten Jugend umflossene Musika einen reich gekleideten, sinnig und aufmerksam blickenden Jüngling, der kaum dem Knabenalter entwachsen ist, auf eine kleine Orgel, die auf den Stufen steht, indes er mit der anderen Hand ein Buch hält. So liebliche Wesen, wie diese beiden, findet man selbst in der Kunst des 15. Jahrhunderts, die doch so viel vom Frühling zu künden weiß, nur selten, vielleicht allein bei Botticelli, an dessen Gestalten die Gesichtszüge der Frau erinnern. Der Knabe ist Federigos Schwager, Costanzo Sforza von Pesaro. Und wiederum ein Knabe ist es, der auf dem anderen Bilde in London (fast ganz vom Rücken gesehen und daher nicht mit Bestimmtheit zu benennen), ein Buch von der „Rhetorik“ erhält, einem Mädchen, welches dem eben erwähnten gleicht wie eine Schwester der anderen, mit ihr an Liebreiz und Anmut wetteifert. Und ähnlich werden wir uns auch wohl die drei anderen Frauen zu denken haben, die jetzt in der Reihenfolge fehlen: die Grammatik, Arithmetik und Geometrie. Ob Schmarsow mit seiner Vermutung, in diesen Frauen seien die Gattin Federigos und seine sechs Töchter zu sehen, recht hat? Dann könnte man wahrlich die Glücklichen beneiden, die am urbinatischen Hofe solcher Vornehmheit und Anmut huldigen durften. Oder hat der Künstler diese Welt geträumt?

Es ist eine merkwürdige Verbindung von wuchtiger, ernst männlicher Gestaltungskraft und von poetischer Empfindung für das zarte Weibliche in diesen Werken. Auch hier sind mit sicherem Auge und fester Hand die für einen bestimmten Gesichtspunkt perspektivisch dargestellten Räumlichkeiten gezeichnet, auch hier begegnet uns die energische Beleuchtung, die in großen Linien gezeichnete Architektur, und in diesem Rahmen treibt die Phantasie ihr liebliches Spiel.

Während seines Aufenthaltes in Urbino, der in die Jahre 1474 und 1475 fallen muß, sollte Melozzo die Bekanntschaft eines vlämischen Meisters machen, die nicht ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Konnte auch ein Maler wie Justus van Gent an Bedeutung nicht entfernt sich ihm vergleichen, so mochten dessen nordische Eigentümlichkeiten, namentlich was malerische Technik, was Schärfe und Korrektheit der Zeichnung und Charakteristik anbetrifft, lehrreich für ihn selbst sein. Wie es scheint, hat die Gewandbehandlung des Vlamen, diese Art, massige Stoffe in scharfen Falten zu brechen, einen dauernden Eindruck auf ihn hervorgebracht. Dieser Justus van Gent war 1473 und 1474 in Urbino mit der Anfertigung einer Altartafel, das heilige Abendmahl darstellend, beschäftigt. Und er ist es nach alten Zeugnissen gewesen, welcher für das Studierzimmer des Federigo achtundzwanzig Bildnisse von Philosophen, Dichtern,

Kirchenvätern und Schriftstellern gemalt hat, die sich jetzt teils im Louvre, teils im Palazzo Barberini zu Rom befinden. Aus dem verschiedenartigen künstlerischen Werte dieser Stücke schließt Schmarsow auf die Thätigkeit verschiedener Meister, unter denen neben Justus van Gent vor allem Melozzo zu nennen wäre. Letzterem möchte er den Solon, Plato, Ptolemäus, Cicero, Boëthius und einige andere zuschreiben. Wie er denn auch wenigstens den Entwurf zu der Gruppe des Federigo und seines Söhnchens Guidobaldo, einem Bilde, das gleichfalls im Palazzo Barberini sich befindet, von Melozzos Hand glaubt.

Am Ende des Jahres 1476 finden wir den Meister wieder in Rom und im folgenden entsteht das unter seinen Werken am besten bekannte Zeremonienbild, das in einer prachtvollen Renaissancehalle mit mächtigen Pfeilern Sixtus IV. im Kreise seiner nächsten Freunde und Verwandten sitzend zeigt. Hier sehen wir die Gesellschaft der Männer zusammen, deren Geschichte die Geschichte Roms in jener Zeit ist. Aus der Bestimmung des Bildes für die soeben vollendete Bibliothek des Papstes erklärt es sich, daß der Biograph der Päpste, Bartolomeo Platina, vor Sixtus kniet und auf die unten befindliche Inschrifttafel hindeutet, auf der das Verdienst seines Herrn um die Wiederherstellung Roms gefeiert wird. Näher beim Papste, lebhaften gespannten Blickes auf denselben schauend, steht die energische, machtvolle Figur Giulianos, des späteren Julius II. Hinter Sixtus aber, wie Schmarsow annimmt, ein Großneffe desselben: Raffaelo Sansoni, ein junger Mensch mit weichlich fleischigen Gesichtszügen. Weiter links die vornehme schlanke Gestalt des Girolamo Riario in prunkender Tracht und der kleine, untersetzte Giovanni della Rovere, der Stadtpräfekt von Rom. Mit Worten den Eindruck wiedergeben zu wollen, den diese in größter Schlichtheit hingestellte Gruppe von den verschiedenartigsten, mit fast schneidender Schärfe in ihrer ganzen Eigentümlichkeit erfaßten Männer auch jetzt noch, nachdem das Bild von der Wand auf Leinwand übertragen worden ist, hervorbringt, ist fast unmöglich. Man wird unwiderstehlich von den anderen Bildern der vatikanischen Galerie zu ihnen zurückgezogen — neben den Erscheinungen Julius II. und Leos X. ist es eben die Sixtus' IV., mit der man sich vor allen anderen Päpsten der Renaissance am liebsten beschäftigt. Und hier aus diesem Bilde tritt er und die Welt, die seinen Namen trägt, aus dem Dunkel der Geschichte in fast greifbare Lebenswirklichkeit hervor. Das Werk bezeichnet aber zugleich den endgültigen Sieg einer neuen monumentalen Kunstrichtung in Rom.

Noch ein anderes Gemälde möchte Schmarsow in diesem Jahre 1477 von Melozzos Hand entstanden wissen — ein Wandgemälde, von dem ein Fragment: die sogenannte S. Maria praegnantium, die Halbfigur der Madonna, welche das Kind auf Wolken hält, in den Grotten von S. Peter erhalten ist. In demselben Jahre aber scheint Melozzo wiederum Rom verlassen zu haben. Künstlerische Aufträge führten ihn nach Loreto.

Seit 1468 wurde hier an der neuen, großen Wallfahrtskirche gebaut, deren Heiligtum die der Sage nach von Engeln nach Italien gebrachte Hütte Marias ist. Girolamo Basso della Rovere, ein Neffe Sixtus' IV., war es, der als Bischof von Recanati und Patron mit Eifer den Bau der Kirche betrieb. Erst später, 1500, sollte mit der Wölbung der Kuppel durch Giuliano di Sangallo das große Werk seinen Abschluß erhalten, viel früher aber ist man an die innere Ausschmückung der vier Kapellen an den Ecken der Vierung gegangen. Es ist nun eine alte Tradition, die in jüngster Zeit zuerst von Bode wieder aufgenommen wurde, wenn er und mit ihm Schmarsow die Wandgemälde einer dieser Kapellen, der Cappella del Tesoro, dem Melozzo zuschreiben. Hieß doch früher diese Kapelle geradezu die Kapelle des Melozzo. Es ist ein enger achteckiger Raum, dem der Maler durch eine geistreiche, in der damaligen Zeit ganz unerhörte Deckendekoration scheinbare Größe und Weiträumigkeit gegeben hat. Das achteckige Gewölbe wird durch eine künstliche perspektivische Konstruktion gleichsam in eine Kuppel verwandelt, die auf einem hohen Tambour ruht.

Gedacht sind nun in jeder der acht Wände dieses Tambours viereckige mit reich ornamentierten Rahmen versehene Fenster, durch die man in den blauen Himmel zu sehen glaubt. Durch die Fenster hereingeschwebt sind große in kühner Untensicht gesehene Engel in flatternden Gewändern, die Leidenswerkzeuge Christi tragend. Ueber ihnen befindet sich ein Kranz von Seraphimköpfen, unter ihnen auf den den Tambour tragenden Gesimsen sitzen acht Propheten mit Schrifttafeln, auch diese verkürzt gesehen, ernste großartige Gestalten. Es war ein unerhörtes Wagnis, derart die wirkliche Architektur durch Malerei in eine fingierte umzuwandeln. Hier ist der erste Versuch jener Deckendekoration, die in den Jesuitenkirchen des 16. und 17. Jahrhunderts wahrhaft schrecklich ausartete. Wenn später alle Schranken fallen sollten, welche ein stilistisches Gefühl in der weisen Unterordnung der Malerei unter die Architektur fordert, so sind dieselben hier in dem Festhalten an einer der wirklichen Deckenwölbung in den Hauptzügen analogen Scheinarchitektur gewahrt. Die strenge Gesetzmäßigkeit der letzteren macht ihren Einfluß auch auf die Engel- und Prophetenfiguren geltend, deren Gewandung schwerfällig und massiv gebildet ist. Dabei aber zeigt sich das naturalistische Streben zum Schaden der künstlerischen Wahrheit in den Engeln, an deren Schweben zu glauben dem Beschauer durch keinerlei ideale Motive erleichtert wird. Es sind schwere, durchaus körperliche Gestalten, in aller Treue der Natur nachgebildet, Wesen, die auf der Luft zu stehen scheinen wie auf fester Materie.

Als Melozzo seine Arbeit vollendet hatte, kehrte er nach Rom zurück. Am 17. Dezember 1478 erscheint sein Name in den Statuten der römischen Malergenossenschaft. Mit großem Scharfsinn hat Schmarsow den Nachweis beizubringen gesucht, daß eine der nächsten Arbeiten, welche den Maler beschäftigte, ein Fresko gewesen sei, das die von Sixtus IV. errichtete Chorkapelle von St. Peter schmückte. So gering der Anhaltspunkt: eine flüchtige Federskizze des Bildes in einer Handschrift Grimaldis zu Mailand (aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts), so schwerwiegend sind die Folgerungen, welche Schmarsow an ihn knüpft. Man wird seiner Hypothese wenigstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können, wenn er der Behauptung Grimaldis, Perugino habe das Bild gemalt, widerspricht und Melozzos Autorschaft behauptet. Die kleine Skizze würde uns dann den letzteren wiederum auch auf dem Gebiete der Komposition als einen Neuerer und genialen Erfinder kennen lehren. Sie zeigt in einer Mandorla von Seraphim Maria in den Wolken sitzend. Während sie selbst den Kopf nach rechts wendet und auf die unten stehenden Heiligen Paulus und Antonius von Padua hinabschaut, wendet sich das Kind segnend zu dem von Petrus und Franciscus empfohlenen Sixtus IV. Die große Freiheit, mit der Maria und das Kind entsprechend den Gruppen unten bewegt sind, gehen weit über alles hinaus, was damals die umbrische Kunst geleistet hat. Wir dürfen in diesem Gemälde wohl das Vorbild von Raffaels Madonna di Foligno sehen, in welcher selbst Einzelheiten wie die auffallenderweise ganz rund, nicht nach Peruginos Art oval gebildete Mandorla (Glorie) an das Fresko der Chorkapelle erinnern. Und wie hier Melozzo also vorbereitend auf den Urbinaten gewirkt hätte, so wäre er bei der Bemalung der Zwickel über den Kapelleneingängen in den Seitenschiffen von S. Marco Michelangelo vorangegangen. Die wenigen sitzenden oder liegenden Propheten und Sibyllen, die hier noch heute zu sehen sind, in so traurigem Zustande sie sich befinden mögen, so schwer es sein dürfte, ein bestimmtes Urteil zu fällen, weisen wiederum von einer anderen Seite auf die ganz einzig bedeutungsvolle Stelle hin, die Melozzo in der Geschichte der Kunst einnimmt. Reste von Malereien seiner Hand erkennt Schmarsow auch in der letzten Kapelle des rechten Seitenschiffes von S. Marco, vor allem einen später durchaus übermalten Johannes Evangelista, wie er ferner auch eine Madonna an dem Grabmal des Astorgio Agnense im Klosterhof von S. Maria sopra Minerva dem Meister zuerkennen möchte.

Kann den eben erwähnten Werken nur die liebevollste Vertiefung in die Ziele Melozzoscher Kunst gerecht werden, so spricht sein Genius, wie aus den Allegorien der

Bibliothek in Urbino, so aus einigen großen Resten der Himmelfahrt Christi, die er in der Tribuna der Kirche SS. Apostoli gemalt hat, in fast überwältigender Weise zu uns. Ohne Frage bezeichnet dieses große Werk, das dem Neubau der Kirche 1711 geopfert wurde, den Höhepunkt seines Schaffens. Erhalten sind nur die Figuren des von kleinen Engelknaben umgebenen, auf Wolken gen Himmel schwebenden Christus, der vom mächtigen weißen Mantel umwallt in gewaltiger Bewegung die Rechte segnend erhebt, die Linke ausstreckt und den Blick scheidend auf die Jünger und Maria drunten richtet. Außer Michelangelo ist es vielleicht nur Melozzo gegeben gewesen, eine Figur von dieser Macht zu schaffen. Ihr folgten in jubelndem Taumel von den Lüften getragen musizierende Engel; Bruchstücke von fünf derselben werden im Kapitelsaal von St. Peter aufbewahrt. In reichen, vollen Massen spielt um ihre bezaubernd anmutigen Köpfe das Haar, die kräftigen, in seliger Freiheit bewegten Glieder umrauschen flatternde Gewänder, in den Augen spiegelt sich der Glanz ewigen Lichtes. Und unter ihnen stand, in Freude und Erstaunen erstarrt, die Schar der Apostel, im Aufblick nach oben des Sieges teilhaftig, welchen ihr Lehrer und Meister über das Leiden der Erde errungen. Zwei bärtige und zwei jugendliche Köpfe vermögen uns noch einen schwachen Begriff von dieser noch an die Erde gefesselten und doch über sie erhobenen Menschheit zu geben. — Es ist unsagbar, sich auszudenken, wie dieses Gemälde gewirkt haben muß oben an der Wölbung der Tribuna von SS. Apostoli. Was bedeutete dagegen alles, was fast zu gleicher Zeit die hervorragendsten florentinischen und umbrischen Maler in Rom geschaffen haben — hier war mehr vereinigt, als wie alle zusammen vermochten: hinreißender Schwung, Begeisterung, Schönheit, Charakteristik, unerhörte Kühnheit der Perspektive. Hier sind Michelangelo, hier Raffael bedeutungsvolle Anregungen zu teil geworden.

Gleich nach Vollendung des Freskos (1480 und 1481) ist Melozzo zusammen mit Antoniasso mit einer, wahrscheinlich dekorativen Ausmalung der Bibliotheksräume im Vatikan beschäftigt gewesen. Um dieselbe Zeit begann die Ausmalung der sixtinischen Kapelle durch Perugino, Pinturicchio, Botticelli, Signorelli, Domenico Ghirlandajo und Cosimo Rosselli. Mit Schmarsow auch auf diese durch Sixtus IV. der Kunst gestellte Aufgabe einzugehen, würde zu weit führen, umsomehr als seinen Ansichten zum Teil andere entgegengesetzt werden müßten.

Wiederum sind es im wesentlichen nur Vermutungen, die über Melozzos Anteil an der Bemalung der oberen Gemächer des Vatikans geäußert werden können. Die Thätigkeit Raffaels in denselben hat bis auf wenige Reste verschwinden machen, was früher hier geschaffen worden war. Kurz vor Raffaels Berufung waren Perugino, Sodoma, Pinturicchio, Bramantino und Lorenzo Lotto in den Stanzen beschäftigt gewesen, aber auch sie fanden schon ältere Malereien vor, die des Melozzo. Von ihm scheint vor allem die Deckeneinteilung der Camera della Segnatura, die so lebhaft an jene in Loreto erinnert, dann jene von Perugino vollendete des Zimmers des Burgbrandes, jene der Stanza dell' Eliodoro herzurühren — Spuren seiner Hand sind noch jetzt in Einzelheiten zu gewahren. Dies ist wenigstens die Ansicht des Biographen Melozzos, eine Ansicht, die gründlich nachgeprüft zu werden verdient. Auch in der Einfassung der großen Wandgemälde Raffaels erkennt Schmarsow noch Reste der Malereien des Forlivesen und knüpft daran eine Vermutung, die nicht verfehlen wird, vielen als eine etwas zu gewagte zu erscheinen. Er glaubt nämlich annehmen zu dürfen, daß Melozzo auch die ursprünglichen Malereien an den Wänden der Camera della Segnatura ausgeführt und hier die Bildnisse berühmter Persönlichkeiten dargestellt habe, die Vasari dem Piero della Francesca und dem Mailänder Bramantino zugeschrieben hat. Als Raffael, um Platz für seine großen Fresken zu gewinnen, diese älteren Gemälde herabschlagen ließ, hat er einige der Köpfe kopieren lassen. Dieselben seien dann, so erzählt Vasari, durch Giulio Romano an Paolo Giovio in dessen Museum von Porträts berühmter Männer nach Como gelangt. Man darf sie unter den Holz-

schnitten, mit denen Giovios „Elogia virorum bellica virtute illustrium“ geschmückt sind, aufsuchen. Da glaubt nun Schmarsow in den Bildnissen des Romulus, Numa Pompilius, Hannibal, Scipio, Totilas, Saladin, Sciarra Colonna, Giovanni Vitelleschi deutlich Melozzos Stil zu finden. Daran schließt sich dann weiter die Vermutung, daß diese Darstellungen Melozzos vorbildlich geworden seien für die verwandten des Domenico Ghirlandajo im Palazzo publico zu Florenz und die des Pietro Perugino im Cambio zur Perugia.

Das Ende Sixtus' IV. im August 1484 bezeichnet auch den Abschluß von Melozzos Thätigkeit in Rom. In demselben Monate kehrte er in seine Vaterstadt zurück, die er in großen Unruhen verwirrt fand. Den Ordelaffi war in der Herrschaft Girolamo Riario gefolgt. Das erste, was der Maler erleben sollte, war ein Akt grausamer Willkür gegen einen seiner Verwandten, von dem Gouverneur Boccarello in der Abwesenheit Girolamos begangen. Als letzterer seinen dauernden Aufenthalt in Forli nahm, begann eine ruhigere Zeit. Der Nepote Sixtus IV. wußte sich durch Ordnung der Verhältnisse, durch bauliche Anlagen und Vergrößerung der Stadt, wie in Imola, so auch in Forli beliebt zu machen. Damals scheint auch Melozzo würdige Aufgaben für seinen Pinsel erhalten zu haben. Nur gelegentlich ist jenes, jetzt in sehr zerstörtem Zustande in der Sammlung der Stadt aufbewahrte Gemälde entstanden, das, als „Pestapepe“ berühmt, einst über einem Spezereiladen angebracht war und einen derben, höchst realistisch wiedergegebenen Mann darstellt, welcher mit einer schweren Keule in einen Mörser stößt. Von großer Bedeutung aber scheint die Bemalung der Kuppel von S. Giovanni Batista gewesen zu sein, die 1651 bei einem Umbau untergegangen ist — ein Beispiel mehr für jene perspektivische Kunst, in welcher der Meister sich zuerst in Loreto versucht hatte.

Vergeblich sucht man in den Chroniken nach Mitteilungen über andere Werke des Meisters. Forli ist bereits in den folgenden Jahrzehnten durch Kriege und Zwistigkeiten jeder Art derartig heimgesucht worden, daß selbst ältere Chronisten wenig mehr zu sagen wußten von den Kunstwerken, die es enthielt. Girolamos Herrschaft sollte nur von kurzer Dauer sein, er selbst durch einen grausamen Tod die Frevelthaten seines Lebens büßen. Mit ihm verlor Melozzo den mit dem Prunk auch die Kunst liebenden Gönner. In jener Zeit hat sich ein jüngerer Künstler an ihn angeschlossen: Marco Palmezzano, der, bis weit in das 16. Jahrhundert hinein thätig, in seinen Werken eine freilich recht kümmerliche Erinnerung an die Lehren und die Kunst seines großen Meisters erhalten hat. Gerade seine frühesten Werke, auf denen er sich einige Male als Marcus de Melotius bezeichnete, zeigen den Einfluß Melozzos dominierend. So kann es kommen, daß ein Bild: eine besonders und in der That Marcos meisten sonstigen Leistungen übertreffende Verkündigung in der Pinakothek von Forli, von vielen Forschern dem Schüler, von Schmarsow dem Meister zugeschrieben werden kann. Es scheint mir, daß man sich hier ebenso wenig wie bei Besprechung der Wandmalereien einer Kapelle in S. Girolamo mit Schmarsows Ansicht einverstanden erklären darf. Die erwähnte Kapelle zeigt allerdings in der Dekoration der Wölbung die entschiedenste Verwandtschaft mit jenen Dekorationen in Loreto; gern wird man zugestehen, daß der Entwurf von Melozzo herrührt, die ausführende Hand des Meisters aber erkennen zu wollen, scheint mir unmöglich zu sein, vergegenwärtigt man sich jene prächtigen Schöpfungen Melozzos in Rom. Man müßte dann an eine Abnahme der künstlerischen Fähigkeiten des Malers glauben, die bei einem solchen Künstler mit Recht verwundern würde. Viel eher erscheint es glaublich, daß Marco Palmezzano in seiner Jugendzeit unter dem Eindruck Melozzoscher Werke, ja nach Zeichnungen desselben hier Gemälde geschaffen hat, gegen die seine späteren Erzeugnisse, in denen er ganz selbständig auftrat, an Wert und Bedeutung abfallen.

Lieber wollen wir bekennen, von dieser letzten Schaffenszeit Melozzos nichts zu wissen, als der traurigen Betrachtung uns hingeben, er habe seine Kraft in jenen zu

Rom geschaffenen Werken aufgezehrt und nun kümmerlich von den Resten gelebt, die ihm übrig geblieben waren. Wahrlich, eine solche Annahme würde dem Betrachter der Engel und Apostel in der Sakristei von S. Peter ganz undenkbar erscheinen — eine solche Künstlerseele verliert den leidenschaftlichen Schwung jugendlich großen Empfindens selbst im Alter nicht. Vor jenem römischen Werk muß man Abschied nehmen von dem großen Künstler, welcher der erste Repräsentant der monumentalen römischen Kunst der Renaissance gewesen ist. Melozzo gehört fraglos zu den großartigsten Erscheinungen der italienischen Renaissancekunst überhaupt, er überragt an genialer Bedeutung alle seine Zeitgenossen, die beiden Lionardo und Andrea Mantegna ausgenommen, neben denen er, will man die Kunst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in ihren höchsten Vertretern bezeichnen, genannt werden muß. Blieb es ihm auch versagt, ein höchstes Schönheitsideal, wie das des Lionardo, zu gestalten, die Freiheit zu erlangen, die allein gestattet, das Größte in der einfachsten Form auszudrücken, von der Lionardos Werke künden, läßt er sich auf der anderen Seite, was Leidenschaftlichkeit des Empfindens anbetrifft, mit Mantegna nicht vergleichen, so läßt die Eigenart seines Genius ihn doch fast nicht minder groß erscheinen. Erhabenheit der Gesinnung, Schwärmerei der Empfindung, das lebhafteste Gefühl für Schönheit wie für Anmut, ein kühnes Trachten nach neuen monumentalen Wirkungen der Malerei und eine ernste, männliche Liebe zur Wahrheit verleihen seinen Schöpfungen eine großartige, zugleich erhebende und entzückende Wirkung. Selbst eine etwas trübe, gedämpfte Farbe vermag dem lebensvollen Eindruck derselben keinen wesentlichen Eintrag zu thun. Bei keinem anderen Umbrer vor Raffael findet sich diese harmonische Vereinigung von florentinischer Strenge mit umbrischer Milde und Idealität. Kühner in seinen Neuerungen auf dem Gebiete der perspektivischen Darstellungen als Mantegna, nicht befangen wie dieser in der die volle Freiheit hemmenden Nachahmung antiker Kunstformen, übertrifft er ihn auch an Schönheitsgefühl. Der Sinn für das Maßvolle, für weise Beschränkung in der Figurenzahl seiner Kompositionen läßt ihn den großen Meistern des 16. Jahrhunderts näherstehend und verwandter erscheinen, als die größten seiner Zeitgenossen in Toskana, als Sandro Botticelli, Domenico Ghirlandajo, Luca Signorelli, Pinturicchio, Pietro Perugino, den einen ausgenommen, in dem sich zuerst ganz erfüllte, was Jahrhunderte versprochen hatten: Lionardo da Vinci.

Und wissen wir nichts von seiner Person, seinem Wesen — die wenigen erhaltenen Werke lassen uns es erraten, lassen uns ihn bewundern und zu gleicher Zeit lieben als eines der edelsten Wesen unter den Künstlern des Quattrocento.

In seiner Heimat Forli ist der große Meister gestorben. In der Chronik des Leone Cobelli steht unter dem Jahre 1494 zu lesen:

„In diesen Tagen, am 8. November, starb ein erlauchter sehr erfahrener Maler, gelehrt in der Perspektive, genannt Milocio aus der Familie der Ambrosi von Forli."



Der Bruder.

Roman

von

V. Friedheim.

Erster Teil.

16.

Ursula war es ernst mit dem Ausspruch, daß sie keine Gesellschafterin brauche. So sehr sie sich anfangs nach Johanna Werner gesehnt hatte, ebenso sehr vermied sie es jetzt, mit derselben zusammen zu treffen. Sie scheute die geheimnisvolle Macht, welche das Mädchen auf sie ausübte. „Rufen Sie den Herrn an, Frau Baronin, wenn die bösen Geister nahen," hatte Johanna so oft zu ihr gesagt. Damals hatte sie es versucht, jetzt mied sie solche Gedanken. Das Feuer der Leidenschaft war wie ein Blitz in ihr Herz gefallen und hatte es vollständig entzündet; ohne Halt stand sie da, den verzehrenden Flammen preisgegeben. Die bösen Geister umringten sie ungehindert; gekleidet wie die Engel des Lichtes boten sie ihr das Gift der Sünde im berauschenden Trank der Glückseligkeit.

„Du bist in letzter Zeit so heiter und gesprächig, Ursula, mein liebes Kind," sagte der Baron mit inniger Befriedigung. „Ich meine du habest noch nie so schön ausgesehen, noch nie so herrlich gesungen und gespielt, wie jetzt."

Selbst der Bürgermeister ließ sich täuschen. Nach Ursulas Krankheit war er ein häufiger Gast in Löwenhof, und wenn auch das kurze Aufflackern eines wärmeren Gefühls nach außen hin bald wieder seiner kalten Verschlossenheit Platz gemacht hatte, so war doch ein regeres Interesse an dem Glücke seiner beiden Kinder unverkennbar. In mancherlei Weise sorgte er für Leonhards Wohlbefinden. Konnte dieser die Scheu vor dem Vater nicht vollständig ablegen, so war das sicherlich nicht des Bürgermeisters Schuld. Die alte Köchin wußte rührende Beispiele zu berichten — „wie sie auf Befehl ihres Gebieters fast jeden Tag die Leibgerichte des jungen Herrn auftischen müsse — wie der Bürgermeister sogar abends ein Spielchen mit dem Kranken mache und die schönsten Bilder und Früchte für ihn kommen lasse. Erzählen dürfe man freilich nichts davon, das könne der Herr nicht vertragen, aber seit der Abreise der Frau sei wirklich ein viel milderer Geist über ihn gekommen." — Ursula fragte nie nach ihrer Mutter, und wenn dieselbe überhaupt erwähnt wurde, so geschah es nur ganz flüchtig; aus sich selbst sprach der Bürgermeister weder von ihr noch von Ellen.

Für Ursulas Genesung hatte er die größte Teilnahme gezeigt und als er die geliebte Tochter jetzt geistig und leiblich, wie es schien, in frischer Schöne erblühen sah, konnte er nicht umhin sich der leisen Hoffnung hinzugeben, daß sie wenigstens nicht ganz unglücklich sei.

Der Baron brauchte sich nicht mehr zu beklagen, daß Ursula den neuen Ponywagen nicht beachte, schien doch auf einmal eine wahre Lust sie zu überfallen, in demselben die Gegend zu durchstreifen. Nur ganz selten ließ sie ihren Gemahl oder einen Diener an diesen Streifzügen teilnehmen, meist lenkte sie selbst das mutige kleine Pferd wohin es ihr beliebte. Der Wald, der Schloß Löwenhof umgab, dehnte sich stundenweit aus. In seinen schattigen Wegen schien sie am liebsten zu weilen. Nicht nur wenn der Sonnenschein helle Streiflichter durch die Baumzweige warf, auch wenn es rauschte in den Wipfeln und der Herbstwind goldene Blätter vor ihr hertrieb, selbst in Sturm und Regen hatte der Baron sie schon draußen gefunden und sich vergeblich bemüht, sie von zu weiten Fahrten abzuhalten. Sie lachte über seine Angst und Sorge und kam oft erst bei anbrechender Dunkelheit heim, versichernd, daß sie sich so am wohlsten befinde.

Weit fort aus dem Bereich des Schlosses war sie an einem sonnigen Nachmittage gefahren. Sie ließ das Pferd im Trabe gehen und träumte hinaus in die Waldherrlichkeit, die sich nach allen Seiten vor ihr entfaltete. Tief hinein blickte sie in verschlungene Wege, wo Moos und Blumen unter den Stämmen schimmerten und zuweilen ein Eichhörnchen oder ein wildes Kaninchen an ihr vorüber huschte. Aber heiter blickten ihre Augen nicht, es war, als läge ein Schleier über denselben, als zuckte es zuweilen schmerzlich über ihr schönes Gesicht. „O, daß ich stehen bleiben könnte mit meinen Gedanken, daß ich nicht weiter brauchte," murmelte sie. „Der Traum ist so süß, warum folgt jedesmal ein so grausames Erwachen." — Sie trieb das Pferd zu rascherem Lauf; sie nahm den Hut vom Kopf, damit der Wind ihre Stirn kühle. Von ihr unbemerkt hatten Wolken die Sonne verhüllt, langsam klopften einzelne Regentropfen auf die niedrigen Büsche. Sie feuchteten Ursulas Haar und Gewand, unaufhaltsam, wie große, schwere Thränen fielen sie nieder. Lange Zeit schien die junge Frau nicht darauf zu achten, erfüllt von dem einen Bild, welches sie alles andere vergessen ließ.

„Guten Tag, Frau Baronin, soll ich Ihnen einen Regenschirm holen?" sagte plötzlich eine schüchterne Stimme.

Mitten unter Moos und Heidelbeeren stand ein hochaufgeschossener Bursche und drehte verlegen an seiner Mütze. Er kam Ursula bekannt vor und doch erinnerte sie sich nicht, ihn je gesehen zu haben. „Wer bist du eigentlich?" fragte sie, als sie sich von dem Schrecken, den sein plötzliches Erscheinen ihr verursachte, erholt hatte.

Der Bursche errötete bis unter seine hellen Haare. „Ich bin Heinrich Brauer, gnädige Frau, und war früher bei dem Herrn Bürgermeister Lorenz," erwiderte er mit gesenktem Kopf.

„Du?" fragte Ursula verwundert, „was thatest du bei ihm?"

„Ich mußte die Stiefeln wichsen und die Kartoffeln schälen, gnädige Frau, auch manchmal Besorgungen thun für die Köchin." Ein demütiger Aufschlag seiner blauen Augen folgte diesen Worten.

Ursula konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Ach so," sagte sie freundlich, „da bist du wohl der Held, der mit meiner Schwester Ellen zusammen einen Pastor erziehen wollte." Der blonde Heinrich schien sie nicht ganz zu verstehen, sehr zweifelhaft schaute er zu ihr auf. „Und wie kommst du heute hierher in den Wald?" erkundigte sie sich weiter.

„Ich bin jetzt immer hier, gnädige Frau, als Gehilfe bei dem Förster Hiller," setzte er stolz hinzu.

„Das gefällt dir wohl besser wie Kartoffelschälen und Stiefelwichsen?"

„Alles dies muß ich jetzt noch dabei thun," antwortete der Bursche einfältig.

Sie lachte. „Das thut mir leid für dich. Doch nun gib mir den Regenschirm, welchen du mir angeboten, ich bin schon ganz naß geworden."

„Den Regenschirm muß ich erst im Forsthause holen, gnädige Frau."

„Ist es weit von hier?" Sie schaute durch die nassen Baumzweige auf die dunkeln Wolken, die sich immer dichter zusammenzogen.

„Nicht sehr weit. Das weiße Haus dort, mit den grünen Schlagladen und dem Hirschgeweih über der Thür."

„Kann mein Pferd dort auch ein Unterkommen finden?"

Heinrich faßte schon die Zügel desselben. „Ich stelle es in die Scheune, da ist es trocken und warm," beteuerte er.

„Dann vorwärts, es scheint mir nur ein Gewitterregen," sagte Ursula.

Vor der Thür des Forsthauses sprang sie von ihrem Sitz herunter. „Bring das Pferd fort," befahl sie, demselben sorgfältig eine Decke überhängend. Sie selbst stieg die von zwei Kastanien beschattete steinerne Treppe hinauf.

Der Sturm hatte sich jetzt aufgemacht, ächzend zog er durch den Wald. Die Luft war finster; in den Wipfeln brausten unheimliche Stimmen. Ursula blieb vor der Thüre stehen. Mit einem seltsamen Ausdruck blickte sie in das Neigen und Beugen der Bäume, unter denen Moos und Kräuter sich zur Erde schmiegten und zitternde Grashalme sich zu beugen schienen. Eine furchtbare Erregung arbeitete in ihrer Brust. Ihr war auf einmal, als sähe sie ihr eigenes Bild vor sich auftauchen. Aber sie glich nicht dem starken Stamm, der dem heftigsten Sturm Widerstand bot, sondern nur den Zweigen und Ranken, die sich willenlos hin und her wehen ließen, um endlich zerbrochen am Boden zu liegen. Hinter ihr hatte sich die Thüre geöffnet, ein Magd trat auf die Schwelle.

„Wollen Sie nicht lieber hinein treten?" fragte sie.

Ursula schaute sich um, mechanisch folgte sie der Einladung.

„Das hier ist das Zimmer des Herrn," sagte das Mädchen, eine Thür öffnend. „Ich darf sonst niemand herein lassen, aber heute thut es nichts, er ist doch nicht zu Hause und die Frau auch nicht."

„Warum bringst du mich denn nicht anderswo unter, wenn dein Herr es verboten hat?"

„Alle Stuben sind ausgeräumt, weil sie geputzt werden," entschuldigte sich das Mädchen, „darum schadet es nichts. Treten Sie nur gefälligst ein; die Frau würde mich schön auszanken, ließe ich Sie im Flur stehen."

Ursula trat in das bezeichnete Gemach. Es lag nach dem Walde zu und bot, obgleich sehr einfach möbliert, einen so traulichen Anblick dar, daß die Eintretende beobachtend stehen bleiben mußte. Ein Hauch des Friedens lag darüber ausgebreitet, der sie wunderbar anzog. Sie setzte sich auf den nächsten Stuhl und stützte das Haupt in die Hände. Die Magd hatte sich bescheiden zurückgezogen und sie allein gelassen. Draußen regnete es fort, doch schien das Gewitter nicht zum vollen Ausbruch zu kommen; nur einzelne Blitze zuckten wie Feuerstrahlen durch die Fenster, von fernem Donner begleitet. Das eintönige Geräusch von Regen und Wind schien der jungen Frau endlich unerträglich zu werden. Sie stand auf und trat an den massiven Schreibtisch von Kirschbaumholz, der die eine Fensterecke einnahm. Mehrere offene Bücher lagen darauf. Sie schaute flüchtig hinein. Es waren meist wissenschaftliche Werke, die ihr bekannt waren. Auf der schwarzledernen Schreibmappe vor dem Arbeitsstuhl lag ein kleiner, schwarzer Band. Er war geöffnet. „Vom Nutzen der Trübsal," las Ursula, als sie darauf hinblickte. Es durchbebte sie eigentümlich. „Also auch hier in diesen Räumen ist die Trübsal zu Hause," dachte sie. Sie kannte das Buch, in dem der Bewohner des Zimmers augenscheinlich, ehe er dasselbe verlassen, gelesen hatte. Es war „Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis", aus welcher ihr Johanna

Werner zuweilen einzelne Bruchstücke mitgeteilt hatte. Ihre Augen schweiften über die Seite. „Vom Widerstand gegen die Versuchung“, war die Ueberschrift des nächsten Hauptstückes. Ihr Blick blieb darauf haften, sie mußte sich hinein vertiefen, Satz um Satz mußte sie es lesen. Besonders ein Abschnitt prägte sich ihr fest in die Seele, wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen wiederholte sie denselben: „Zuerst nämlich ist's ein bloßer Gedanke, der in deinem Gemüt aufsteigt, dann tritt die Einbildungskraft hinzu und verstärkt ihn, daraus erwacht die Lust daran und mit ihr das sündliche Verlangen und zuletzt die Einwilligung. So hält der böse Feind allmählich völligen Einzug, wenn man ihm nicht im Anfang Widerstand leistet. Und je länger einer ihm zu widerstehen verzieht, um so schwächer wird er von Tag zu Tage und um so mächtiger der Feind gegen ihn.“ Mit einer heftigen Bewegung schlug Ursula das Buch zu. Die verborgene geheime Kraft, welche alles durchdrang, welche ihr überall entgegenwinkte, war auch hier zu finden, aber sie wollte dieselbe nicht besitzen. Sie konnte ihn nicht aufgeben den Traum, der so süß, so berauschend war. Dazu entzog sie ihrem Gatten nicht das Geringste, er war zufriedener denn je mit ihr. Sie preßte krampfhaft die Hände in einander: „Wie soll es enden,“ hörte sie eine leise Stimme, „wie soll es enden, Ursula!“ Sie lief auf und ab im Zimmer und blieb aufs neue vor dem Schreibtisch stehen. „Vom Nutzen der Trübsal“, das mußte sie wieder aufschlagen, hatte sie doch kein Recht die Sachen eines Fremden zu betrachten, wenigstens sollte er alles finden, wie er es verlassen hatte. Sie nahm das Buch und durchblätterte es in nervöser Hast. Ihre Hände berührten dabei zufällig eine kleine Thüre, die, halb geöffnet, ein Gefach des Tisches vor ihren Augen verbarg. Warum sie es that, darüber wußte sie sich keine Rechenschaft zu geben, aber sie zog an dem Schlüssel, bis nichts mehr sie hinderte, den verborgenen Raum zu überschauen. Sie that es mit einem Ausdruck des Erstaunens. Von einem Mooskranz eingerahmt blickte die Photographie eines Mädchens ihr entgegen, deren Original sie kannte. Es war ihre ehemalige Pflegerin, Johanna Werner. — Ursula schloß die Thür. Eine düstere Röte brannte auf ihren Wangen. Ohne es zu wollen war sie eingedrungen in das Heiligtum eines Mannes, den sie nicht einmal dem Namen nach kannte. Jedoch zugleich schlich sich ein schwaches Gefühl der Befriedigung in ihre ruhelose Seele. Sie stand nicht allein da mit ihrem trüben Verhängnis, andere Leute kämpften denselben Kampf wie sie.

Nicht lange danach suchte sie die Magd auf.

„Sage deiner Herrschaft, daß die Baronin von Löwenhof hier den Regen abgewartet hat, und daß ich mir gern die Freude machen werde, zurück zu kommen, wenn sie zu Hause ist. Ist die Frau noch jung und haben sie auch Kinder?“ fragte sie rasch.

Die Magd lachte. „Jung ist die Frau just nicht, und Kinder sind auch nicht im Hause.“

Ursula fragte nicht weiter. Sie wußte nicht, wie es kam, aber ohne weiteres hatte die Annahme in ihr Wurzel gefaßt, das verborgene Bild im Schreibtisch des Försters müsse ein ähnliches sein, wie das in ihrem Herzen. Sie grübelte indes nicht darüber. Als sie durch den dämmernden Wald der Heimat entgegenfuhr, hatte sie es fast vergessen, nur die gelesenen Worte beschäftigten sie unaufhörlich und verfolgten sie bis hinein in den Traum einer langen ruhelosen Nacht.

17.

Lambert ahnte nicht, daß fremde Augen sein Geheimnis erschaut hatten, er merkte nicht einmal, daß er vergessen, dasselbe zu verschließen. Als er an diesem Abend das Bild der Geliebten betrachtete, leuchteten seine Augen freudiger als seit langer Zeit.

Frau Hiller schrieb die Heiterkeit, welche er den ganzen Nachmittag gezeigt hatte, der Erfüllung ihrer Wünsche zu.

„Er scheint wirklich wieder Freude am Leben zu bekommen,“ sagte sie befriedigt zu sich selber, als sie mit ihrem Sohn von dem Besuch bei ihrer Freundin und deren Töchtern zurückkehrte. Ihr mütterliches Auge hatte ihn scharf beobachtet. Die frische, reizende Mädchengestalt an seiner Seite konnte ja auf die Dauer nicht ohne Eindruck auf ihn bleiben. Sie kannte besser noch wie er selbst sein liebebedürftiges Herz, welches gewiß nicht an der einen hoffnungslosen Liebe verbluten sollte. Indes war sie klug genug, auch nicht das geringste von den Eindrücken des Nachmittags verlauten zu lassen; selbst als sie ihm Gute Nacht wünschte, konnte sie ein Wort, welches ihr auf der Zunge schwebte, zurückdrängen. Sie ging zur Ruhe, während Lambert, was er abends gern that, sein Studierzimmer aufsuchte. „Bleib' nicht zu lange auf, mein Sohn,“ rief sie ihm noch lächelnd mit dem Finger drohend zu. Er drückte herzlich ihre Hand und verschwand in seinem Gemach, dessen Thür er hinter sich verschloß.

Hastig schob er die Bücher, welche auf seinem Schreibtisch lagen, zur Seite. Aus einem Schränkchen nahm er eine Flasche roter Tinte nebst einem großen Bogen Postpapier und machte sich emsig an die Arbeit. Wunderbare Zeichen und Buchstaben entstanden unter seiner Feder, unermüdlich versuchte er die verschiedensten Handschriften nachzuahmen. Sie alle sagten dieselben Worte: „Johanna Werner, zur Erziehung ihres Bruders Theodor.“ Lange Zeit schien Lambert nicht vollständig befriedigt. Er nahm einen Bogen nach dem anderen, probierte und kritzelte aufs neue, änderte oder verzierte je nach Bedürfnis. Endlich schien das Werk gelungen. Er hielt das Papier in die Höhe, betrachtete es von allen Seiten und lächelte zufrieden. „Darin wird sie sicherlich nicht meine Hand erkennen,“ murmelte er vor sich hin. Er steckte sein Kunstwerk in einen Umschlag und erhob sich. Aus einer Brieftasche nahm er mehrere Geldscheine und betrachtete sie lange. Sie mußten traurige Gedanken in ihm wachrufen, der fröhliche Ausdruck seines Gesichtes machte einer tiefen Wemut Platz. Es war nicht das erste Mal, daß er dieses Geld sinnend in die Hand nahm. Selige Träume knüpften sich daran. Durch mancherlei Entbehrung und Entsagung hatte er sich diese Summe erspart, um einst damit Johannas Einzug in sein Heim schmücken und verschönern zu können. An wie manchem Abend, wenn er seinen Schatz mehrte, hatte er ihn mit den glühendsten Hoffnungen angeschaut und dabei im Geiste die Geliebte an sein Herz gedrückt.

Seit jenem Tag, da er inne geworden, daß Johanna ihn nicht liebe, hatte er nach heißem Kampf, doch ohne zu zaudern, den Traum seiner Jugend völlig begraben.

Unruhig wanderte er nun durch das Zimmer, auflehnende trotzige Gefühle wollten ihn überfallen. Er öffnete das Fenster und schaute hinaus in die ruhende Nacht, die, von sanften Nebeln eingehüllt, dem Morgen entgegen träumte. Er warf sich auf seine Kniee. An die Fensterbrüstung gelehnt lag er dort lange, seine Seele suchte Ruhe im Gebet. Als er sich erhob, war sein Gesicht bleich, die Haare vom Nachttau gefeuchtet, aber er fühlte die Nähe und die Gemeinschaft dessen, der noch nie ein suchendes Menschenkind ohne Frieden gelassen hat. Noch einmal nahm er das Bild der Geliebten und betrachtete es. Ein heller Tropfen schimmerte in dem Mooskranz, aus dessen Rahmen ihre Züge ihn anschauten in all ihrer ernsten, rührenden Lieblichkeit. „Meine Liebe zu dir brauche ich ja nicht aufzugeben, Johanna,“ flüsterte er, „und helfen will ich dir und dich stützen, wo ich kann und vermag.“ Er fügte einige Geldscheine zu dem Geschriebenen und verschloß den Brief, Johannas Adresse darauf malend.

Am anderen Abend, als schon die Dunkelheit hereingebrochen, schritt Lambert in einen großen Mantel gehüllt dem kleinen Haus in der Vorstadt zu. Es war ihm noch nicht klar, auf welche Weise er am besten seinen Brief befördern solle, doch vertraute er, daß ihm die richtige Gelegenheit dazu nicht fehlen werde. Der Abend war ziemlich finster. Durch zerrissene Wolken kam dann und wann der Mond hervor, den Weg

des Wanderers erleuchtend. Jetzt stand er pochenden Herzens vor dem Fenster des Wohnzimmers, welches nach dem Garten lag. Niemand bemerkte ihn; die Läden waren geschlossen; nur durch eine Spalte schimmerte ein matter Lichtstrahl. Lamberts hohe Gestalt erreichte ohne Mühe das Gesimse, er konnte bequem die Stube übersehen. Lange brauchte er nicht zu suchen, dort ihm Lehnstuhl saß die Geliebte; ihre sonst so fleißigen Hände ruhten wie segnend auf dem Haupt des Bruders, der einen niedrigen Schemel an ihrer Seite einnahm. Der Knabe hatte sich dicht an sie geschmiegt, sie schien ihm liebevoll zuzusprechen, wie Lambert an dem Ausdrucke ihres Antlitzes wahrnehmen konnte. Mit aller Inbrunst seiner Liebe vertiefte er sich in dieses Antlitz, das für ihn das teuerste war auf Erden. Das Bild holder Weiblichkeit, welches Johanna darbot, rührte ihn tief. Er hätte hineineilen, des Knaben Platz einnehmen und an ihrem Herzen ausruhen mögen. Aber keine eifersüchtige Regung trat in seine Seele.

Vorsichtig prüfte er die Spalte, welche der Laden gelassen; das Fenster gab seinem leisen Druck nach, es war unverschlossen. Die beiden da drinnen schienen das leise Geräusch, welches er dadurch verursachte, nicht zu bemerken, wenigstens schauten sie nicht auf.

„Du wirst nicht vergessen, für den Vater zu beten, Theodor,“ sagte des Mädchens Stimme.

Er sah erstaunt zu ihr auf. „Beten, Johanna? Das kann ich dir nicht versprechen, meist bin ich froh, wenn ich die bösen Gedanken über ihn los werde.“

„Aber fern von der Heimat wird es dir leichter sein, freundlicher über ihn zu denken, mein Junge. Im Grunde hat der Vater dich doch lieb, glaube es mir.“

Theodor schüttelte trotzig den Kopf. „Das kann ich nun und nimmermehr glauben, Johanna.“

Der Lauscher am Fenster meinte in diesem Augenblick ein Geräusch hinter sich zu vernehmen. In der Angst, erkannt zu werden, warf er den Brief schnell durch die kleine Oeffnung mitten ins Zimmer hinein und eilte hastigen Schrittes, ohne sich umzublicken, von dannen. Die Geschwister sprangen von ihrem Sitz empor.

„Was war das, Johanna?“ rief der Knabe, den Brief aufhebend und dann in den Garten hinausblickend, wo Lamberts dunkle Gestalt soeben entschwunden war. Johanna war indessen an das Licht getreten und hatte den Brief geöffnet. Ein Schrecken ging durch ihre Glieder, als ihr der Inhalt desselben sichtbar wurde, ihre Hände zitterten. Theodors Augen leuchteten. „Johanna Werner zur Erziehung ihres Bruders“ las er, dem Mädchen über die Schulter blickend. Er klatschte freudig in die Hände. „O Johanna, wie gut, wie schön ist das, nun hast du dir nicht so viele Sorge zu machen und ich brauche nicht so schrecklich zu knausern.“

Sie wehrte ihn heftig von sich ab. Er sah mit Erstaunen, daß sie ganz andere Gedanken über diesen Gegenstand zu hegen schien wie er.

„Meinst du, wir wollten das Geld behalten?“ fragte sie, und etwas wie Bitterkeit lag in ihrer Stimme, als sie fortfuhr: „Ich habe bei niemandem gebettelt und habe anderer Leute Gnadengaben, Gott Lob, noch nicht nötig.“

„Aber wer mag es dir geschickt haben?“ fragte der Knabe kleinlaut, die Hand nach dem Papier ausstreckend.

Sie entzog es ihm. „Grüble nicht darüber, ich werde schon sorgen, daß es an den rechten Ort zurückkommt.“

„So willst du es nicht behalten?“ rief Theodor bestürzt aus. „Sonst sprichst du immer von Gottes Hilfe; warum willst du denn jetzt nicht glauben, daß Gott es ist, der es uns zugeschickt hat, noch dazu wo wir es so nötig brauchen.“

Seine Stimme zitterte von verhaltenem Weinen, das besänftigte sie schnell. „Mach' dir keine Sorge,“ beruhigte sie ihn liebkosend, „dir soll es an nichts fehlen, du brauchst nicht einmal so sehr zu knausern. Doch jetzt geh' und bitte den Vater, ob er nicht

den Abend bei uns zubringen will. Es ist für lange Zeit dein letzter Abend zu Hause, da dürfen wir nicht betrübt sein."

Theodor erwiderte ihren Kuß, aber er blieb zweifelnd stehen, während sie den Brief so ruhig, als sei die ganze Sache erledigt, in die Tasche steckte. Er kannte sie genügend, um zu wissen, daß ihr das Gesagte völlig Ernst sei und daß sie ihre Meinung nicht ändern werde; aber er machte doch noch einen Versuch.

„Wenn du nie erfahren kannst, wer es geschickt hat, dann mußt du das Geld doch behalten," sagte er.

„Sage dem Vater, daß wir beide auf ihn warten," war die in abweisendem Tone gegebene Antwort.

„Der Vater wird doch nicht kommen," rief der Junge jetzt, seinen ärgerlichen Gefühlen Luft machend.

„Hast du mir nicht vorhin noch gesagt, daß dir alles daran liege, freundlich von dem Vater zu scheiden, und nun willst du den einzigen Versuch, den du machen sollst, von dir weisen?" fragte die Schwester ernst.

Das schien zu helfen. Theodor bezwang sich tapfer und hatte gleich darauf das Zimmer verlassen. Johanna hörte ihn hinaufgehen. Minutenlang stand sie da wie träumend, der geheimnisvolle Brief lag wieder in ihrer Hand. Noch einmal öffnete sie ihn, betrachtete prüfend die Scheine und wandte das Papier nach allen Seiten. Allerlei unangenehme Vermutungen quälten sie. Sie hatte sich stets bemüht, ihre häuslichen Verhältnisse vor Ursula und dem Baron so viel wie möglich zu verbergen. Sollten diese sie dennoch erraten haben? Das Blut stieg ihr ins Gesicht, sie meinte, es würde ihr unmöglich sein, je wieder das Schloß zu betreten. Auch an den Bürgermeister dachte sie. Daß er in Theodors Interesse beim Vater gewesen, hatte sie durch Theodor sowohl wie durch den Vater selbst erfahren, zugleich aber auch, daß letzterer sich jede Einmischung in seine Familienverhältnisse — wie er es nannte — für immer verbeten hatte. Daß der Bürgermeister in dieser Weise handle, schien Johanna fast annehmbar. Aufs neue betrachtete sie die gezirkelte Handschrift. Derjenige, der sie geschrieben, hatte sich viele Mühe gegeben. „Lambert" — auch dieser Name durchkreuzte ihre Gedanken, jedoch nur sehr flüchtig. Sie kannte seine Verhältnisse genau; sie wußte, daß seine Mutter erst vor kurzem das kleine Witwenkapital, das ihr geblieben, verloren, und daß er, bei sehr bescheidener Einnahme, noch obendrein für einen alten Onkel zu sorgen habe. Sie stützte den Kopf auf die Hand und sah unmutig auf das Papier.

„Siehst du, daß ich recht habe, der Vater will nicht kommen," rief Theodor, als er eiligeren Schrittes, wie er gegangen, die Treppe hinabstürzte.

„Er besinnt sich noch eines Besseren," tröstete Johanna. „Du hast ihn doch recht freundlich gebeten?"

„Gewiß, so freundlich, wie ich konnte; aber er thut mir ja nie einen Gefallen. Ach, Johanna," rief er plötzlich leidenschaftlich, „ich denke manchmal, ob ich nicht doch besser ein Schmied geworden wäre. Wie kann denn Segen auf meinem Studium ruhen, wenn der Vater immer böse ist!"

Das Mädchen sah ihn erstaunt an. „Denk' an die wenigen Stunden, welche du in der Lehre zugebracht," ermahnte sie. „Du kannst nicht jeden Tag etwas anderes wollen. Was wir gethan, ist jetzt unwiderruflich geschehen, sonst hättest du dich eher besinnen sollen."

Sie ging geschäftig durch das Zimmer, den Tisch zum Abendbrot vorbereitend. „Komm," ermunterte sie, des Bruders gesenktes Haupt aufrichtend, „der Vater wird schon noch freundlicher werden. Soeben ist auch dein neuer Anzug gebracht worden," fuhr sie, als der Knabe im Schweigen verharrte, fort, „du weißt, ich möchte dich gern noch darin sehen, damit ich mir vorstellen kann, wie es sein wird, wenn du Sonntags mit den anderen Schülern zur Kirche gehst."

„Du meinst, ich solle ihn anprobieren?"

Sie nickte. „Ich mache indessen den Thee. Nimm dort die kleine Lampe und gehe in dein Zimmer."

Er that, wie sie wünschte, und kehrte bald darauf in einen neuen stattlichen Anzug gekleidet zurück. Sein Kummer schien vergessen, er sah strahlend aus. Johanna betrachtete ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit. Sie nahm die Lampe und beleuchtete ihn von allen Seiten, hier und da etwas glättend und zurecht zupfend.

„Du siehst wirklich schmuck und nett aus, Theodor," sagte sie wohlgefällig.

„Und du wirst nichts als einen eitlen Narren aus dem Burschen machen," brummte eine Stimme hinter ihr.

In ihrem Eifer hatten die Geschwister des Vaters Schritte überhört, der leise eingetreten war.

„Ich hoffe nicht, Vater," sagte Johanna, ihm freundlich entgegeneilend. „Sieh' nur, es ist sein Sonntagsanzug, in welchem ich ihn so gern vor der Abreise sehen wollte."

„Ach was, Sonntagsanzug; ich sage, daß ich recht habe. Was braucht der einfältige Junge einher zu gehen wie ein Herr, während ich mir das geringste Vergnügen versagen muß. Nichts wie Aerger habe ich mit meinen Kindern."

Er wandte sich kurz um und schritt wieder der Treppe zu.

„Vater, Vater, bitte, bleib' doch! Es ist ja sein letzter Abend daheim, und es wird ihn so betrüben," bat Johanna, ihre Hand auf des Mannes Arm legend.

Er schüttelte sie barsch ab. „Unsinn mit deinem Gejammer, ich habe andere Dinge zu thun, als deine Tollheiten zu bewundern."

„Ich will den Anzug sofort ausziehen, Vater," beteuerte Theodor, in der Thür erscheinend.

„Daran hätte der junge Herr eher denken sollen," war die spottende Antwort. „Die Bitte um meine Gesellschaft scheint weiter nichts als eine Phrase gewesen zu sein, da man sich sofort mit anderen Dingen beschäftigte."

Die Geschwister sahen sich traurig an. „Bitte, Vater, bleibe; du weißt, daß nichts uns an diesem Abend lieber sein könnte, als deine Gesellschaft," bat Johanna dringend. „Erfülle unseren Wunsch, nur dies eine Mal."

Aber er wollte nichts hören; polternd und schimpfend ging er in sein Zimmer zurück, die Thür heftig hinter sich zuschlagend.

Es war für Johanna nicht leicht, die erhaltenen Eindrücke in dem Knaben zu mildern. Obgleich sie mit all' der reichen Liebe, die ihr zu Gebote stand, sich ihm widmete und alles that, ihm den letzten Abend in der Heimat so angenehm wie möglich zu machen, so blieb die Stimmung doch eine gedrückte. Früher wie gewöhnlich schickte sie ihn zu Bett, er hatte morgen zeitig aufzustehen, um seine Reise anzutreten. „Ich kann mir das Leben ohne dich gar nicht denken, Johanna," sagte er traurig, als er ihr Gute Nacht wünschte und sie ihn wieder und wieder an ihr Herz preßte. Als er gegangen, ließ sie eine Weile ihren Thränen freien Lauf, ehe sie in ihres Vaters Zimmer eilte. Sie klopfte nicht an, leise trat sie hinter ihn.

Herr Werner saß am Tisch, mit Untersuchungen beschäftigt, und merkte ihr Kommen nicht. Das Licht der Lampe fiel auf sein gebeugtes Haupt mit den spärlichen, schon ergrauten Haaren, das gelbe, schmale Antlitz sah besonders eingefallen aus. Ein tiefes, brennendes Weh durchzuckte Johannas Seele, ihre Augen füllten sich aufs neue mit Thränen.

„Vater, du bist so einsam, und wir könnten so glücklich miteinander leben," rief sie schluchzend. Er sah nicht auf. „Lieber Vater," wiederholte sie dringender, an seiner Seite niederknieend, „höre mich nur dies eine Mal."

Noch immer keine Antwort. Er stieß sie nicht fort, wie sie erwartet hatte, ruhig legte er die Karte, welche er in der Hand hielt, zur Seite und blickte sie an.

„Was willst du, Kind?" fragte er endlich.

„Verzeih' dem Knaben und sag' ihm morgen ein freundliches Abschiedswort, Vater," schluchzte das Mädchen. „Um unserer seligen Mutter willen laß ihn nicht so von dir gehen."

Sein Gesichtsausdruck war nicht so hart wie sonst, auch bei ihm mußten weiche Regungen Raum gefunden haben.

„Du bist eine gute Schwester, auch eine gute Tochter," sagte er, die Hand auf ihre Schulter legend, mit starker Betonung.

Erstaunt, von freudigem Schreck überwältigt blickte sie auf. „O Vater, Vater, hab' Dank für das Wort," jubelte sie durch Thränen lächelnd. „Wie gern möchte ich dir eine rechte Tochter sein, wenn du es nur zulassen wolltest."

Er strich über ihr Haar, was er noch nie gethan. „Du magst recht haben, Kind. Nur denk' an die Untersuchungen, sie brauchen Geld und Zeit und sind oft so mühsam. Vielleicht ist es doch nicht so dumm, wenn der Junge etwas Tüchtiges lernt; ich will nichts mehr dagegen haben, sage ihm das."

„Und ich darf dich lieben und pflegen, Vater," rief sie entzückt. „Hab' Dank für deine Güte, sie macht mich sehr glücklich."

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und wagte es sogar, einen Kuß auf seine Stirn zu drücken.

„Willst du jetzt nicht aufhören zu arbeiten und dein Lager aufsuchen, du siehst so müde aus, Vater," bat sie.

Er duldete ihre Umarmung. „Jetzt nicht, Kind, erst muß ich die Untersuchung beendigen; aber es dauert nicht sehr lange."

Die gewöhnliche nervöse Hast schien wieder über ihn zu kommen. „Gute Nacht, Kind, geh' jetzt, ich habe nicht länger Zeit."

Johanna gehorchte. „Gute Nacht, lieber Vater," sagte sie innig.

An der Thür kehrte sie noch einmal zurück. „Wirst du nicht zu lange aufbleiben, Vater?"

Es war etwas so Süßes, Köstliches, für ihn sorgen zu dürfen, daß sie sich gar nicht entschließen konnte, ihn zu verlassen. Eine Zeitlang stand sie noch an der geöffneten Thüre, ihn liebevoll betrachtend, dann verließ sie das Gemach. Vor ihrem geistigen Auge sah sie ein Bild trauter, friedlicher Häuslichkeit emportauchen, — Vater und Bruder waren glücklich und sie mit ihnen.

18.

Freudig erregt, wie Johanna war, vermochte sie nicht sofort zur Ruhe zu gehen. Noch einmal musterte sie die Sachen des Bruders, ob auch nichts vergessen sei. Sie legte alles für den nächsten Morgen zurecht und trat zuletzt in sein kleines Schlafzimmer, welches neben dem ihrigen lag. Das bittere Abschiedsweh, das sie soeben noch empfunden hatte, war gemildert, ihr Herz um vieles leichter geworden. Jetzt erst meinte sie die völlige Gewißheit empfangen zu haben, daß sie den rechten Weg gegangen, daß ihr Opfer ein Gott wohlgefälliges sei. Hatte er sie doch heute schon dafür gesegnet und ihr eine Gabe geschenkt, auf die sie nicht so bald hatte hoffen dürfen. Jede Schwierigkeit, aller Kampf erschien ihr nun so viel leichter. Besonders im Blick auf Theodor durfte sie sich ja den schönsten Hoffnungen überlassen, seit selbst der Vater die gewählte Laufbahn als die richtige für ihn anerkannt und versprochen hatte, ihm kein Hindernis mehr in den Weg zu legen. In heißem Dankgebet sank sie an des Bruders Lager auf die Kniee nieder. Dieser schlief den festen Schlaf der Jugend. Mit geröteten Wangen lag er da, ein Bild blühenden, kraftvollen Lebens. „Segne ihn, Herr, segne ihn und mach' etwas aus ihm zu deiner Ehre," flehte sie.

„Laß ihn heranwachsen zu einem Manne nach deinem Herzen, erfülle ihn mit deiner Liebe.“ Johanna betete lange; jedoch auch andere Gedanken wie für Vater und Bruder mußten sie bewegen. „Mutter, ich halte mein Versprechen,“ flüsterte sie, als sie sich endlich erhob. Unruhig lag sie auf ihrem Lager, den Schlaf suchend, den sie nicht finden konnte. Schwaches, ringendes Menschenherz, eben erst hast du den Frieden geschmeckt, und schon wieder zeigen sich Stürme, die ihn zu erschüttern drohen. „Lambert, Lambert!“ rief Johanna im Traum, die Arme nach dem Geliebten ausstreckend.

Die Nacht war weit vorgerückt, als sie mit einem lauten Schrei erwachte. Was war es, was mit ihr vorging? Sie fühlte sich so ruhelos bewegt, daß ihre Glieder bebten. Eine schreckliche Angst, wie sie dieselbe sonst gar nicht kannte, beherrschte sie.

Der Mond schaute durch die Fenstervorhänge in ihr Zimmer und warf bleiche Strahlen auf den Fußboden, ein unheimliches Licht verbreitend. Ganz in der Nähe ihres Bettes stand ihr Vater, still und unbeweglich. Er hatte das Gesicht ihr zugekehrt, geisterhaft tauchte dasselbe aus der schwachen Beleuchtung empor, sie unverwandt anstarrend. Ein Schauder durchrieselte sie. „Vater,“ rief sie, „Vater!“ Er gab keine Antwort. „Vater,“ rief sie noch lauter, „Vater!“ Es blieb alles ruhig. Totenstille herrschte um sie her, kein Laut war vernehmbar. Mit eiskalten Händen griff sie nach dem Feuerzeug, ihre Lampe anzündend; das Zimmer war leer. Sie mußte geträumt oder ein Trugbild ihrer aufgeregten Phantasie gesehen haben. Rasch erhob sie sich und und leuchtete durch das ganze Gemach, in jeden Winkel spähend. Alles befand sich in der gewöhnlichen Ordnung. Johanna mußte über ihre Aufregung lächeln. „Wie schrecklich man sich ohne Grund ängstigen kann,“ dachte sie, sich aufs neue der Ruhe hingebend. Aber lange sollte sie dieselbe in dieser Nacht nicht genießen. Kaum hatte sie wieder die Augen geschlossen, als ein furchtbarer Knall das ganze Haus erschütterte. Die Fenster ihres Zimmers klirrten in den Rahmen, Johanna war's, als sei alles um sie her im Wanken begriffen. Entsetzt sprang sie in die Höhe und lauschte durch die geöffnete Thür hinaus. Alles war wieder still. Nur in ihrem Herzen tönte es wie ein durchdringender Angstschrei, fort und fort. Ihr erster Gedanke war an ihren Vater. Sie versuchte sich anzukleiden und ging, die Lampe in der Hand, so schnell sie vermochte in sein Atelier. Fast gelähmt vor Schrecken blieb sie am Eingang stehen. Was sie erblickte, raubte ihr einen Augenblick alle Kraft.

Ein betäubender Dunst strömte ihr entgegen und nahm ihr fast den Atem. Zwischen umgefallenen Möbeln, Gerätschaften und Werkzeugen lag ihres Vaters Gestalt, regungslos, vielleicht tot. Sie bahnte sich einen Weg zu ihm und beugte sich über ihn. „Gott Lob, er lebt noch,“ murmelte sie, das totenblasse Antlitz betastend. Eine Wunde am Auge zeigte ihr, daß sich dort eine Verletzung befinde, sonst konnte sie nichts wahrnehmen. Welcher Art die Katastrophe war, die hier stattgefunden hatte, blieb ihr bis jetzt unklar. Aber obgleich Weh und Jammer sie zu übermannen drohten, verlor sie doch keinen Augenblick ihre Geistesgegenwart. Sanft bettete sie den Vater auf ein herbeigeholtes Kissen. Sie weckte den Bruder und befahl dem völlig Schlaftrunkenen, sofort Doktor Sprenger zu rufen. Während Theodor verstört durch die Straßen eilte, blieb sie allein mit dem Verunglückten. „O Herr, nur das nicht, nur das nicht,“ flehte sie in ihrer Herzensangst. „Ich wollte ihm ja gern noch Liebe erweisen, so gern seine alten Tage glücklicher machen.“ — Sie lauschte auf seinen leisen Atem und strich das feuchte Haar aus der blassen Stirn, dieselbe mit Küssen bedeckend. Ein kühler Windhauch wehte durch das geöffnete Fenster, die Stimmen des erwachenden Tages drangen von draußen zu ihr herüber. „Wenn nur der Doktor endlich käme!“ flüsterte sie aufhorchend.

In des Vaters Mienen trat eine Veränderung ein, um seinen Mund zuckte es krampfhaft, die Brust hob und senkte sich. „Mein Gott, er stirbt,“ schrie Johanna, plötzlich den Zustand des Leidenden erkennend. Sie wischte den Todesschweiß fort, der in großen Tropfen auf seinem Antlitz perlte. Sie sank auf ihre Knie nieder. „Aus

der Tiefe rufe ich Herr zu dir, Herr höre meine Stimme, bekenne dich zu meinem Gebet," flehte sie inbrünstig. „Dir bringe ich meinen Vater, in deine Hände befehle ich ihn, übe du Barmherzigkeit an ihm, sei du ihm gnädig." Johanna rang mit Gott, alle seine Verheißungen hielt sie ihm vor, an seine Gnade und Treue klammerte sich ihr Kindesherz.

Mehr denn eine halbe Stunde war so vergangen; das Röcheln des Sterbenden ward leiser und leiser, endlich hörte es ganz auf. Johanna neigte ihr Antlitz auf die Hände des Toten, dem sie nie mehr Liebe beweisen konnte, der auf immer in diesem Leben von ihr gegangen war.

19.

Als Theodor in Begleitung des Doktor Sprenger zurückkehrte, trat ihnen Johanna bleich aber ruhig entgegen.

„Sie kommen zu spät, Herr Doktor, der Vater ist bereits gestorben," sagte sie, ihres Bruders Hand in die ihrige nehmend. „Theodor, wir haben keinen Vater mehr," fügte sie leiser hinzu.

Der Knabe blickte sie an, als verstehe er sie nicht, erst als alle drei in das Sterbezimmer traten, ward ihm das Geschehene klar. Er stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. „Der Vater ist tot, Johanna," rief er in Verzweiflung, „und er hat mir nicht lebewohl gesagt, nicht mehr freundlich mit mir gesprochen. O, das kann ich nicht ertragen!"

Johanna erschrak vor der Leidenschaft des Schmerzes, die sie so stark nicht bei ihm vermutet hatte. Sie nahm ihn in ihre Arme und versuchte ihn zu beruhigen, aber es war vergeblich.

„Er ist so von mir gegangen, ohne mit mir zu sprechen, ohne mir ein freundliches Wort zu sagen," schluchzte er immer wieder aufs neue. „Wenn ich doch nur ein Schmied geworden wäre, wenn ich doch nur seine Wünsche erfüllt hätte. Was soll ich thun, was soll ich thun." Er warf sich über die Leiche und streichelte des Toten Hände. „Ich habe gesagt, daß ich ihn hasse," sprach er in erschütternden Jammerlauten, „und nun hat Gott ihn von mir genommen und ich kann es nie wieder gut machen." Er weinte zum Herzbrechen.

„Lassen Sie den Knaben sich ausweinen, Fräulein Werner," sagte Doktor Sprenger, welcher tief ergriffen daneben stand. „Ein solcher Schmerz muß fürs erste sich selbst überlassen bleiben." Er drückte ihre Hand. „Es ist hart, auf diese Weise einen geliebten Vater zu verlieren," sagte er teilnehmend.

Johanna fühlte einen Stich im Herzen. Sie nickte stumm, dann neigte sie sich zu dem Bruder und suchte ihn mit liebevollen Worten zu bewegen in ein anderes Zimmer zu gehen.

Doktor Sprenger hatte indessen die Ursache des Unglücks bald gefunden. An den umherliegenden Scherben sowie an einigen feuchten Spuren auf dem Teppich sah er, daß Herr Werner ein Opfer seiner Liebhabereien geworden war. Das unvorsichtige Oeffnen der mit Präparaten zur Bereitung des Collodium gefüllten Flasche mußte die Explosion herbeigeführt haben. Ein Glassplitter war dem unglücklichen Manne durch das Auge ins Gehirn gedrungen und hatte seinen Tod verursacht.

Der Morgen brach an, grau und neblig schaute er in das Zimmer, welches so plötzlich zum Totengemach geworden war. In der Mitte desselben hatte man den Toten auf ein Lager gebettet. Der Doktor entließ eben die Nachbarn, welche ihm dabei hilfreiche Hand geleistet hatten.



„Verfügen Sie ganz über mich, Fräulein Werner,“ sagte er zu Johanna. „Ich möchte Ihnen gern mit Rat und That zur Seite stehen, wo sie es bedürfen.“

Sie sah dankbar zu ihm auf. „Sie sind sehr gütig, Herr Doktor,“ sagte sie bewegt.

Ein heller Schein flog über sein Gesicht. „Wollen Sie mich als Ihren Freund betrachten?“ fragte er, und leiser setzte er hinzu: „Ich weiß nicht, was es heißt, einen Vater verlieren, aber ich fühle mit Ihnen, wie nur ein Freund es vermag.“

„So haben Sie Ihren Vater nicht gekannt?“ fragte das Mädchen, die traurigen Augen zu ihm emporhebend.

Er schüttelte den Kopf. „Weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister hab' ich je mein eigen nennen dürfen. Ich war stets allein in der Welt.“

Sie blickte ihn mitleidig an, aber ihre Gedanken waren mit dem eigenen Leid beschäftigt.

„Soll ich Ihnen eine Diakonissin senden zur Hilfe bei dem Toten?“ fragte er.

„Nein, nein, ich möchte ihm den letzten Liebesdienst gern selbst beweisen.“

Als Johanna allein war, kam die ganze Flut schmerzlicher Gedanken wieder über sie. Aber sie wollte sich denselben nicht hingeben, darum gönnte sie sich keinen Augenblick Ruhe. Mit sanfter Hand wusch sie das Antlitz des Toten und ordnete sein Haar. Die kalten Hände faltete sie über der Brust. Doch so stark sie auch zu sein wähnte, diese Liebesarbeit ging fast über ihre Kräfte. „Vergib mir, Vater,“ wehklagte sie. Alle Fehler und Schwächen des Dahingeschiedenen traten in den Hintergrund, jedes freundliche, gütige Wort, welches er zu ihr gesprochen hatte, hörte sie aufs neue und jede Lieblosigkeit ihrerseits senkte sich wie ein Stachel in ihre verwundete Seele.

Sie stieg hinunter in den Garten, das letzte Grün zu pflücken. Alle ihre Topfblumen trug sie in das Atelier hinauf; des Vaters Bett sollte so schön wie möglich geschmückt sein. Theodor half ihr dabei. Der Tod war dem Knaben noch nie so nah getreten, die Schrecken desselben flößten ihm Grauen ein. War das der Vater, der unter dem weißen Tuch ausgestreckt lag, so kalt und unbeweglich, daß ihn jedesmal ein Zittern erfaßte, wenn er ihm nahe kam! Nachdem sein erster Schmerz ausgetobt hatte und er stiller geworden war, trat er nur scheu und furchtsam an die Leiche, von Entsetzen geschüttelt, wenn er einen Augenblick allein blieb. Johanna suchte ihn zu beschäftigen. Sie hieß ihn Kränze aus Cypressen winden und ihr helfen, allerlei kleine Besorgungen zu verrichten. Nähere Verwandte besaßen die Geschwister nicht, ihren Freunden in der Stadt und auch den Bewohnern von Löwenhof teilten sie ihre Trauer schriftlich mit. Lambert kam schon am Nachmittag. Mit brüderlicher Zärtlichkeit schloß er den Knaben an sein Herz, der sich ihm weinend in die Arme warf, stumm drückte er Johanna die Hand. Er verstand wie kein anderer den Schmerz, der sie bewegen mußte. Aber dieser Schmerz zog zugleich eine geheiligte Schranke um ihr ganzes Wesen, eine Schranke, die alle begehrlichen Gedanken in Lambert zum Schweigen brachte. Nicht wie der Geliebte stand er ihr gegenüber, nur als der Freund, dessen höchster Wunsch es war, ihren Kummer tragen und ihre Sorge teilen zu dürfen. Sie empfand das mit innigem Dank; das heftige unruhvolle Pochen ihres Herzens wich bald dem wohlthuenden Gefühl seiner Nähe. Sie sah ihm klar und fest in die Augen.

„Herr Hiller ist mein ältester, mein bester Freund,“ sagte sie am Abend zu Doktor Sprenger, der Lambert im Trauerhause antraf.

Dieser warf einen prüfenden Blick auf den Förster. „Ich dachte, Sie hätten keine näheren Bekannten,“ antwortete er.

An der Leiche des Verunglückten standen sich die beiden Männer einen Augenblick allein gegenüber.

„Ein trauriger Fall,“ sagte der Doktor, nachdem er noch einige Untersuchungen angestellt hatte. „Ich bewundere das Mädchen, welches mit so viel Ruhe und Fassung die schweren Verhältnisse zu tragen weiß. Sie ist eine wirkliche Heldin.“ Er schaute

sich im Zimmer um, aus dessen buntem Chaos Johanna eine so friedvolle, freundliche Umgebung geschaffen hatte. „Ich wette, sie that alles allein, ohne irgend welche Hilfe," fuhr er mehr zu sich selbst redend fort. „Finden Sie nicht, daß Ihre Freundin vortreffliche Eigenschaften besitzt?" wandte er sich plötzlich an Lambert.

Dieser hatte in tiefes Sinnen verloren dagestanden und so die letzten Worte des Doktors überhört. „Wie meinen Sie, Herr Doktor?" fragte er freundlich.

„Ich meine, das Mädchen besitzt einen ruhigen Heldenmut, den ich an ihr bewundere," sprach der andere rasch.

Lambert lächelte. „Sie ist eine Christin, Herr Doktor."

„Natürlich!" war die Antwort. „Das Bewußtsein eines tugendhaften Wandels verleiht reinen, edlen Naturen immer eine gewisse Größe; aber ich sah nie jemanden, in dem diese Stütze so stark wäre, daß sie nicht einmal zusammen zu brechen drohte."

„Wenn das, was Sie da nennen, Fräulein Werners einzige Stütze sein müßte, würde sie wohl nicht lange Stand halten," sagte Lambert ernst.

Der Doktor sah erstaunt aus. „Denken Sie, daß man noch etwas Besseres besitzen kann?" fragte er.

„Ganz gewiß, Herr Doktor," versetzte Lambert mit Wärme. „Das Geheimnis der Kraft eines wahren Christen liegt nicht in einem tugendhaften Wandel, sondern in der Gemeinschaft mit dem Herrn, aus dessen Gnadenquell er stets neue Kraft schöpfen kann. Alles eigene Wollen und Können ist ohnmächtiges Bemühen."

Doktor Sprenger machte große Augen. „Sie sind ja ein wunderbarer Heiliger," sagte er nicht ohne Spott. „Doch Leute Ihres Schlages haben schon öfter meine Wege gekreuzt, und vielleicht sind Sie nicht so ganz im Unrecht." Er schüttelte dem Förster treuherzig die Hand. „Teilt Fräulein Werner Ihre Ansichten?" fragte er im Fortgehen.

„Vollkommen," war Lamberts Antwort.

Es war spät am Abend, als Doktor Sprenger in seiner geräumigen Arbeitsstube am Schreibtisch saß. Die Feder glitt schnell über den Briefbogen, der vor ihm lag. Plötzlich warf er sie zur Seite. „Du wirst dich über diese Epistel wundern, alter Freund," murmelte er vor sich hin und lächelte. „Aber die Liebe macht selbst aus mir einen Schwärmer." Er strich seinen Bart und ging einigemale durch das Zimmer. Dann setzte er sich an sein Klavier. Träumerische Melodien erklangen unter seinen Händen; dem Zauber derselben überließ sich der einsame Spieler ohne Widerstand.

20.

Die Morgensonne hatte die Nebel verscheucht und schien freundlich durch die blätterlosen Baumwipfel hinein in die Wohnstube des Forsthauses, wo Lamberts Mutter beschäftigt war, einen Totenkranz zu winden. Sie band eben die weiße Atlasschleife an das Ende desselben, zupfte hier und da noch die Blumen zurecht und hielt dann ihr Werk mit befriedigten Blicken in die Höhe.

„Du kannst gehen, Heinrich," rief sie dem Burschen zu, der schon eine Zeitlang ehrerbietig an der Thür gestanden und mit stummer Bewunderung der Arbeit seiner Gebieterin gefolgt war. Jetzt trat er sofort vor, die Hand nach dem Kranz ausstreckend.

„Ja, Frau Försterin," antwortete er unterthänig.

„Die alte Frau warf ihm einen unzufriedenen Blick zu. „Wie oft soll ich dir sagen, daß du mich nicht Frau Försterin nennen sollst," sagte sie streng. „Frau Hiller ist mein Name, verstanden?"

„Ja, Frau För — — Frau Hil — — Hiller," stotterte der Blonde.

„Nimm dich gut in Acht, daß du die Rosen nicht zerdrückst oder die Schleife zerknitterst," fuhr sie in befehlendem Tone fort.

„Ja, Frau Hiller."

„Hier ist der Brief an Fräulein Werner und dieser ist an Braunfels; dahin gehst du auf dem Rückwege."

„Ja, Frau För — — Frau Hiller."

„Vergiß nichts und mach', daß du zur rechten Zeit heim kommst, der Herr könnte dich brauchen," ermahnte sie, ihm zwei Briefe übergebend.

„Ja, Frau Försterin."

Er steckte die Briefe, welche sorgfältig in ein Zeitungspapier eingeschlagen waren, in die Tasche, setzte seine Mütze auf und trollte davon.

So lange die Augen seiner Gebieterin ihm folgen konnten, ging er kerzengrade, den Blick auf den Kranz geheftet, wie es die Wichtigkeit seines Amtes erforderte. Er schaute weder rechts noch links, wie sehr es ihn auch locken mochte. Aber je weiter er sich vom Forsthause entfernte, um so köstlicher ward es im Walde. Die Buchenblätter schimmerten wie pures Gold, als sie durch den Sonnenschein vor ihm auf die Erde tanzten. „Wenn es lauter Goldstücke wären," dachte er, „das gäbe eine Herrlichkeit. Ich würde einen großen Sack damit füllen, so schwer, daß ich ihn nicht mehr tragen könnte." Er bückte sich, eins der Blätter aufzuheben, als wolle er den Versuch machen, ob sein Wunsch in Erfüllung gegangen, dann warf er es weit von sich. In den dunkeln Tannenwipfeln rauschte und wogte es, feuchte Perlen glitzerten auf dem frischen Moosteppich und ein blauer Duft lagerte zwischen den Stämmen, als müsse er ein süßes Geheimnis zudecken. Mit unbewußtem Entzücken betrachtete der Bursche die Herrlichkeit um sich her. Ihm ward so leicht, so fröhlich zu Mute. Um die Wette mit den zwitschernden Vögeln hätte er pfeifen und jubilieren mögen. Er vergaß den Totenkranz an seinem Arm, dessen Anblick soeben noch ernstere Gefühle in ihm wachgerufen hatte. Ein lustiges Liedchen trällernd und zwischendurch laute Freudenrufe in die Ferne hinaus schmetternd wanderte er dahin, bis er unvermutet die schattigen Gänge hinter sich gelassen hatte und in die Straßen der Stadt gelangt war.

„Heinrich, Heinrich," rief eine Stimme hinter ihm, als er gerade um eine Ecke bog. Er hielt ein mit Pfeifen und drehte sich um. „Guten Morgen, Herr Leonhard," sagte er, die Mütze abnehmend.

Der Wahnsinnige berührte vorsichtig die weiße Atlasschleife des Totenkranzes. „Die Leute weinen, wenn sie auf den Kirchhof gehen," sagte er mit Nachdruck, „sie lassen das Pfeifen. Hörst du, Heinrich?" Er geriet in Eifer und schüttelte den Burschen derb an der Schulter.

Dieser entzog sich ihm. „Pfeifen ist schöner als Weinen," sagte er mit einem pfiffigen Blick auf Leonhard.

Der Wahnsinnige schüttelte ihn aufs neue. „Die Leute sind traurig, wenn sie einen Totenkranz tragen," rief er fast weinend, „und du mußt auch weinen, Heinrich, hörst du, du mußt."

Er hielt den Jungen, der sich in seiner Gutmütigkeit alles gefallen ließ, fest an der Jacke. Dann schien plötzlich ein neuer Gedanke in ihm aufzublitzen. Das düstere Gesicht hellte sich auf. „Wir wollen den Kranz oben auf das Denkmal meiner Mutter hängen," rief er freudig. „Sonst lege ich ihn immer auf das Grab; aber weil du dabei bist, können wir es recht schön machen. Hörst du, Heinrich, oben über die goldenen Buchstaben wollen wir ihn hängen. Du kletterst hinauf und ich halte dir die Beine fest."

Er machte Miene, dem Burschen den Kranz aus der Hand zu nehmen; jedoch dieser hielt ihn weit von sich. „Das geht nicht, Herr Leonhard, ich gehe ja gar nicht auf den Kirchhof," erklärte er entschieden. „Zu Fräulein Werner muß ich den Kranz bringen und einen Brief dazu."

Leonhard ließ die Hände sinken. „Sie hat aber gar kein Denkmal, sie ist gar nicht gestorben, — sie hat mir vorgestern noch Blumen geschenkt,“ rief er klagend. „Sie ist meine beste Freundin und braucht keinen Totenkranz.“

Der arme Kranke sah so kummervoll aus, daß es Heinrichs Herz rührte. „Sie braucht auch keinen Totenkranz, Herr Leonhard,“ beruhigte er. „Sie nicht, nur ihr Vater, der in die Luft geflogen ist.“

„In — — die — Luft — — geflogen!“ rief Leonhard voller Entsetzen und schaute zum blauen Himmel empor, als müßte dort noch etwas von dem Fliegenden sichtbar sein.

„Er hat etwas gemacht, um die Leute photographieren zu können, und dabei ist er in die Luft geflogen,“ fuhr Heinrich unerbittlich fort. „Ich hörte es heute morgen, als der Herr Förster es der Frau Försterin erzählte; Tisch und Stuhl und alles miteinander.“

Leonhards Gesicht war bei Heinrichs Erzählung leichenblaß geworden, seine Augen nahmen einen schrecklichen Ausdruck an. Noch einmal schaute er zum Himmel empor, dann lief er, ohne ein Wort zu sagen, die Straße hinab.

Heinrich starrte ihm verdutzt nach. „Er ist wirklich rappeltoll, der Herr Leonhard,“ murmelte er in sich hinein, ruhig und unbekümmert seinen Weg fortsetzend.

Lange vor ihm kam Leonhard am Trauerhause an. Ohne Hut, mit geisterbleichem Gesicht und wirrem Haar stürzt er in das Zimmer, in welchem Johanna mit der Anfertigung eines schwarzen Kleides beschäftigt war. Theodor saß, laut lesend, in der Fensternische.

„O Johanna, Johanna,“ schluchzte der arme Wahnsinnige und rang in bitterer Verzweiflung die Hände.

Sie sah ihn freundlich an. „Der Herr hat meinen Vater von uns genommen, Herr Leonhard,“ sagte sie, den Grund seines Kummers erratend, mit ihrer sanften Stimme.

Er schluchzte nur noch lauter. „Ist die ganze Stube mit geflogen, Johanna?“ fragte er mit einem ängstlichen Blick nach oben. „O, ich wußte es, daß der Erzvater böse war, weil ich meine Hand auf den Engel gelegt und dein Vater das Bild gemacht hat. Das war die Strafe dafür. Werden sie mich nun auch fortholen?“

Er kroch zitternd in eine Ecke des Zimmers und bedeckte sich mit dem schwarzen Stoff, welcher auf Tisch und Stühlen ausgebreitet lag. „Verbirg mich, verbirg mich, Johanna, daß sie mich nicht finden können,“ flehte er wehklagend.

Das Mädchen legte ihre Hände auf seine Schulter. „Beruhigen Sie sich doch, Herr Leonhard! Sie brauchen sich vor niemand zu fürchten und niemand wird Ihnen etwas zu Leide thun. Des Vaters Seele hat der Herr von uns genommen, wie ich Ihnen schon sagte; sein Körper liegt friedlich oben in seinem Zimmer.“

Er sprang aus seiner Ecke empor und eilte, ehe jemand ihn zurückhalten konnte, zur Thür hinaus und die Treppe hinauf. „Herr Werner, Herr Werner,“ rief er, am Eingang des Ateliers stehen bleibend.

Johanna hatte ihn hier eingeholt, sie legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. „Still, Herr Leonhard, wir dürfen hier keinen Lärm machen.“

Die Feierlichkeit ihres Wesens blieb nicht ohne Eindruck auf ihn, aber alle ihre Versuche, ihn wieder mit hinunter zu nehmen, scheiterten. Sie gab endlich seiner dringenden Bitte nach und öffnete die Thür. „Er schläft, Herr Leonhard,“ sagte sie, einen Vorhang zurückziehend, um mehr Licht hinein zu lassen. Dann lüftete sie ein wenig das Tuch, welches den Toten bedeckte.

Der Wahnsinnige stieß einen leisen Schrei aus. „Wie bleich er aussieht und wie müde, Johanna,“ flüsterte er, sich an dem Mädchen festhaltend. „Komm schnell wieder hinunter, wir wollen ihn ruhig schlafen lassen, damit er nicht aufwacht.“ Vorsichtig berührte Leonhard die gefalteten Hände seines Freundes, dann brach er plötzlich in

lautes Weinen aus. „Er ist tot, Johanna, wie meine Mutter, die draußen auf dem Kirchhof liegt,“ schluchzte der Aermste. „Nichts ist schrecklicher als der Tod! Die Menschen, die gestorben sind, sieht man nie wieder, so sehr man auch nach ihnen verlangt, sie kommen in den schwarzen Sarg und in die dunkle Erde und nachher ist es nur Staub und Knochen. So oft schon rief ich am Grabe der Mutter, aber sie hörte mich nicht, sie konnte mich nicht hören. O, Herr Werner, Herr Werner, wären Sie doch nicht gestorben. Das Grab ist so dunkel und so schauerlich und so einsam. Wenn der Sturm in den Traueresche rüttelt, wenn es schneit und regnet und friert, hu, wie kalt muß es dann auf dem Kirchhof sein. Und er kommt nie wieder und kann nie mehr hier im Atelier sitzen und Bilder machen. O wie entsetzlich, wie entsetzlich!“

Schon mehrmals hatte das Mädchen versucht, ihn zu unterbrechen, jedoch er achtete nicht auf ihre Worte. Zum erstenmal war es ihr unmöglich ihn zu beruhigen. Als er wenig später einsam durch die Straßen wanderte, bot er ein Bild tiefster Hoffnungslosigkeit, und die bleichen Lippen murmelten unaufhörlich, bald leise, bald lauter: „Er ist tot, Johanna, er ist tot, und nichts ist schrecklicher als der Tod.“

21.

Der Baron von Löwenhof kehrte vom Begräbnis aus der Stadt zurück. Er hatte es sich nicht versagen können, Johanna seine Teilnahme auszudrücken, indem er ihrem Vater, den er persönlich nicht gekannt hatte, das letzte Geleite gegeben. Jetzt saß er im Wagen, den Kopf in die Hand gestützt, und ließ die gesehenen Bilder an sich vorüber ziehen. Das offene Grab in der herbstlichen Umgebung hatte sich tief hinein geprägt in sein weiches, allen Eindrücken zugängliches Herz. Er sah wieder die grauen Nebelschatten, die sich feucht und kalt auf die Cypressen des Friedhofes lagerten, er hörte das welke Laub in den Wegen rascheln und das Schluchzen des Knaben, der an der Hand der Schwester dem Sarge folgte. Noch einmal empfand er das Schmerzgefühl, unter dem er selbst beim Klang der Totenglocken zusammen gezuckt war, ein Schmerzgefühl, welches er sonst nie gekannt. War's ihm doch, als lege eine kalte Hand sich auf sein Herz, als würde auch sein Glück hinein gebettet in jene offene Gruft. Ein Schauder rieselte durch die Glieder des Barons. Wie leicht hätte es sein können, daß er an diesem Orte als Trauernder gestanden, klagend um das Leben seiner schönen, geliebten Ursula. Ihr Name schwebte auf seinen Lippen. Sein Herz schlug ihr voll heißer Sehnsucht entgegen. Sein Weib war die Krone und Freude seines Lebens, ohne sie hatte nichts Wert für ihn.

„Halte den Wagen an, Johann,“ rief er dem Kutscher zu, als das Schloß bereits in Sicht gekommen war. „Ich möchte nachsehen, wie weit man mit den Teicharbeiten fortgeschritten ist.“

Johann that wie ihm befohlen und half seinem Gebieter beim Aussteigen.

„Soll ich den gnädigen Herrn hier erwarten?“ fragte er.

„Nein, ich komme schon zu Fuß nach Hause,“ war die Antwort.

Es war fast dunkel. Grau und bewölkt hing der Himmel über den Feldern, große, schwere Tropfen schimmerten an dem niedrigen, blätterlosen Gesträuch, welches der Baron durchschritt. Einige Tannen bildeten am Ende desselben ein kleines Wäldchen, dessen eine Seite vom Schloßpark begrenzt wurde. Auch hier war es still, nur das Fallen der Blätter oder das Geräusch eines Vogels unterbrach das melancholische Schweigen des hereinbrechenden Herbstabends. Auch hier Sterben und Grabesruhe.

„Halloh!“ rief der Baron mit lauter Stimme, „halloh, habt ihr schon Feierabend gemacht?“

Niemand antwortete. In einer kleinen Lichtung sah man zwischen den Tannen große Erdhaufen aufgeschichtet, Schiebkarren und Geräte lagen umher; augenscheinlich waren Leute beschäftigt, den kleinen Teich, der hier früher sein stilles Bette gehabt hatte, zuzuwerfen. Eine Reihe Birken wiegten ihre schlanken Zweige im Abendwind, die gelben Blätterranken fast bis zur Erde neigend. Brombeeren, Schlehen und Hagebutten bildeten, von bunten Beeren überschüttet, eine kleine Wildnis und hohe Farrenkräuter zierten den weichen Moosteppich. Viele von ihnen lagen geknickt und entwurzelt am Boden. Er richtete sie sorgsam empor. Mit zufriedenen Blicken musterte er die Arbeit; nur ein kleines Stück zeigte noch, daß es früher hier anders gewesen war, der Boden war fast geebnet. „Im Frühling werde ich eine prächtige Anlage hier erstehen lassen," murmelte er vor sich hin. Geschäftig ging er um den ganzen Platz herum. An einer alten Fichte blieb er stehen und betrachtete sie prüfend. Ihre breiten Zweige erdrückten fast einen schlanken jungen Tannenbaum, der vergebens versuchte, sich mehr Raum zu erzwingen. Seine grünen Arme verwickelten sich überall mit denen seines Nachbars. „Den wollen wir fortnehmen lassen," sagte der Baron vor sich hin, „er paßt nicht zu der hübschen Tanne und hindert ihr Wachstum." Mit seinem Messer bezeichnete er den Baum, dann wanderte er weiter. Plötzlich stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus. Auf dem platten Erdboden, halb versteckt von einem Tannengebüsch stand der Nachen, der sich früher auf dem Spiegel des Teiches geschaukelt hatte, in ihm zusammengekauert saß eine dunkle Gestalt, welche der Baron sofort erkannte.

„Ursula, du hier," rief er, in ihre Nähe eilend, in erschrockenem Ton.

Sie hob das Gesicht, welches in der Umhüllung eines schwarzen Spitzentuches doppelt weiß erschien, empor, weder Ueberraschung noch Schrecken lag in ihrem Blick. „Du bist wohl gekommen, dein Kunstwerk anzustaunen?" sagte sie verächtlich.

Er stieg in den Kahn und versuchte ihre Hand zu ergreifen. „Es ist so kalt hier und so feucht, mein liebes Kind, du wirst dich erkälten," besorgte er. „Komm, laß dich nach Hause führen, du könntest einen Rückfall bekommen."

Sie verharrte in ihrer Stellung. Ein langer, schwarzer Mantel bedeckte sie vollständig, sie sah eigentümlich düster aus. Der Baron umfaßte sie zärtlich. „Du bist noch krank, mein liebes Kind, hier in der scharfen Abendluft ist kein geeigneter Platz für dich."

Sie wehrte ihn ab und stand langsam auf. „Ich bin durchaus nicht krank, aber wir wollen gehen," sagte sie ruhig. „Meine Einsamkeit ist doch vorüber. Wer hat dich nur auf den albernen Einfall gebracht, meinen Lieblingsplatz zu zerstören?" fragte sie mit Härte.

Der arme Baron sah ganz entsetzt drein. „Ich wollte dir eine Ueberraschung bereiten, mein liebes Kind," stammelte er, „du bist nur zu früh gekommen. Zum Andenken an deine Rettung soll eine schöne Anlage hier entstehen; du darfst nicht noch einmal Gefahr laufen, in dem schrecklichen Teich zu ertrinken."

Sie lachte hell auf. „Wie ein Kind, vor dem man das Fenster zuschließt, damit es nicht hinaus fällt," spottete sie. „Ich wollte, deine genialen Gedanken nähmen endlich einmal eine andere Richtung, als die, meine kleinen Freuden zu verderben."

Er ließ ihren Arm los und sah sie traurig und vorwurfsvoll an. „Ich hatte es so gut gemeint, mein liebes Kind," beteuerte er, „man kann dir auch nie etwas recht machen."

In seinem Ton lag so viel wirkliche Betrübnis, daß er Ursula doch etwas zu besänftigen schien. „Frage mich lieber vorher, wenn du dergleichen unternimmst," sagte sie freundlicher. „Du weißt doch, daß weiße Wasserrosen meine Lieblingsblumen sind, und nun hast du sie mir alle fortgenommen."

„Armes Kind, das wußte ich sicher nicht," beteuerte er. „Aber ich will sie an-

derswo im Park anlegen lassen, dann hast du sie noch näher. Du weißt, mein einziger Wunsch auf Erden ist, dir Freude zu bereiten."

Er schaute sie an, als bitte er um einen freundlichen Blick. In Ursulas Mienen war ein heftiges, inneres Ringen erkennbar. „Du meinst es gut mit mir, Adolf," sagte sie, seinen Arm nehmend.

Er vergaß alle ihm angethane Unbill in einem Augenblick.

Die völlige Dunkelheit brach schnell herein, wie sie so neben einander dahin gingen. Im Schlosse waren schon Lichter angezündet; als sie sich näherten schimmerten ihnen dieselben traulich entgegen. „Wie schön, durch Nacht und Dunkel zusammen heimzukehren," sagte er, den Arm seiner Gemahlin an sich pressend. Er sah zufrieden und glücklich aus. Ursula unterdrückte einen Seufzer, als sie sich hastig von ihm los machte und in ihr Zimmer eilte.

Wenige Tage später fiel der erste Schnee. Wie eine leichte Wolke lag er auf den sterbenden Blumen, deren manche noch im letzten Schmuck prangten. Selten kam er so früh wie in diesem Jahr. Ursula stand sinnend am Fenster und schaute hinaus in die schimmernde Weite. Wie eine reine Fläche erschienen die Beete und Rasenplätze des Gartens, alle Schäden, alle Gebrechen und Wunden waren zugedeckt mit der weißen unbefleckten Hülle. „O, könnt' ich schlafen und ruhen wie ihr," flüsterte sie vor sich hin, „könnte auch mein Herz erstarren und sterben." Sie legte die Hand dorthin, wo es so ungestüm pochte, wo alle unbesiegten und unbekämpften Leidenschaften tobten. Sie sah matt und leidend aus und der Baron ließ es sich nicht ausreden, daß sie an jenem Abend eine starke Erkältung davongetragen hätte. Er umgab sie noch mehr mit liebevoller Sorgfalt. Ohne ihr Wissen hatte er Doktor Sprenger eingeladen, den Abend im Schlosse zuzubringen.

„Wir haben so lange keine Musik gehört, es wird meiner Gemahlin gut thun," sagte er, als er den Erwarteten in seinem Zimmer empfing.

„Als Arzt darf ich auch wohl kaum noch auftreten," meinte dieser, den Gruß des Schloßherrn ebenso herzlich erwidernd, „da mein Kollege sein Amt wieder übernommen hat."

„Ich hoffe, Sie bleiben immer unser Freund," bat der Baron warm. „Nichts macht meine Gemahlin so froh, als wenn Sie da sind."

Dies zu bemerken hatte der gute Baron auch heute abend wieder Gelegenheit. Ursulas Augen strahlten in wunderbarem Glanz als sie neben dem Doktor am Flügel saß und eine Symphonie von Beethoven mit ihm spielte. Sie waren beide schön und blühend in jugendlicher Frische. Als der Baron zufällig in dem großen Spiegel sein eigenes Bild erblickte, kam er sich besonders alt und welk vor. Der Kontrast trat noch schärfer hervor, als Ursula sich jetzt erhob. Auch ihr Bild glitt im Vorübergehen über das Glas und fand einen Augenblick seinen Platz neben dem ihres Gemahls. Der Baron zuckte schmerzlich zusammen bei diesem Anblick.

Der Doktor blätterte in den Noten. „Singen Sie dies, Frau Baronin?" fragte er erfreut, ihr ein Blatt hinhaltend.

Ursula warf einen flüchtigen Blick darauf, dann erbleichte sie. Es war der Fischer von Goethe, um dessen Vortrag er sie bat. Sie nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ich sang es schon früher," antwortete sie leise.

„Wollen Sie es dann auch einmal für mich singen," bat er, ihr in das erregte Gesicht blickend.

Sie konnte nicht anders. Wie im Traum hörte sie die leise, lockende Melodie des Vorspieles, wie im Traum stimmte sie ein und sang Vers um Vers des sinnbestrickenden, zaubervollen Liedes.

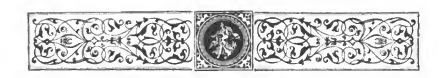
Ein fremder düsterer Schimmer lag auf ihrem Antlitz. Der Doktor drückte ihr entzückt die Hand. „Nach einem solchen Genuß bedürfen wir nichts weiter," sagte er

mit leuchtenden Blicken. Ihre Glieder zitterten sichtbar; sie wußte nicht mehr was sie that oder sagte, bis sich die Thür hinter ihrem Gast geschlossen hatte und sie sich allein glaubte. Ueberwältigt sank sie am Flügel in die Knien.

„Auch er," rief sie laut in bitterer Verzweiflung, „auch er muß den Kelch trinken, und doch wie süß, wie unaussprechlich süß, ihn lieben und von ihm geliebt sein."

Ursula überließ sich willenlos der Uebermacht ihres Gefühls. Sie gewahrte nichts mehr von ihrer Umgebung; sie sah nicht, wie ihr Gatte, an Leib und Seele gebrochen, ein Bild namenlosen Jammers, aus dem Zimmer wankte.

(Fortsetzung folgt.)



Deutsches Musikleben.

Dezember 1886 bis Juli 1887.

Von

Ludwig Meinardus.

In den Abendstunden des unvergeßlichen 22. März ergossen strahlende Lichtströme ihren blendenden Schein über die Bewohner jeder deutschen Stadt, jedes deutschen Fleckens und Dorfes: — das erleuchtete deutsche Reich, das erleuchtete deutsche Volk war buchstäblich zur handgreiflichsten Wahrheit geworden. Lichter, Flaggen, Kränze waren stumme Zeugen der Gefühle, denen Wort und Ton beredten Ausdruck verlieh. Unser Volk fühlte sich als die eine große Familie seines geliebten, herrlichen und ehrwürdigen Vaters, des erhabenen Kaisers. — Deutsche Begeisterung pflegt sich als gelegentlicher Rausch zu äußern — ehrlich gemeint aber ist sie dann; ungeheuchelt und wie eine elementarische Kraft brach auch an jenem seltenen vaterländischen Festtage die allgemeine Freude und das berechtigte nationale Selbstgefühl hervor.

Bis jetzt aber offenbart sich die Bewegung vaterländischen Bewußtseins immer noch nicht als ruhig fortschreitender Entwickelungsgang von einer Klarheit zur anderen. Vielmehr gleichen solche Gemütserhebungen gewaltigen Sprüngen von Felsspitze zu Felsspitze. Zwischen den Gipfeln liegen tiefe Thäler und Klüfte. Wer dahinein schauen will, durchblättere nur einmal eine halbjährige Folge musikalischer Fachorgane, namentlich die „Signale", das „Musikalische Wochenblatt", die „Neue Zeitschrift für Musik" und viele andere. Sie alle enthalten statistische Berichte, Urteile, Aufsätze, welche, im Zusammenhange gelesen, sich zum erschreckend deutlichen Gesamtbilde einer gedankenlosen Ungesinnung ergänzen, die das deutsche Musikleben noch immer beherrscht. Erfreulich ist der Eindruck nicht und noch weniger erhebt er den Mut, hoffend in die Zukunft vorauszublicken. Man fühlt sich vielmehr peinlich berührt von der Frage, was denn aus der deutschen Tonkunst — „diesem edelsten Geschöpf Gottes" — dieser beredtesten Dolmetscherin der tieferen Bedürfnisse und Erregungen der Volksseele, endlich werden solle.

Von der Entartung jener volkstümlichsten aller schönen Künste liefert die folgende, leider nur allzu wahre Aeußerung des Herrn C. Kipke einen überzeugenden Beweis. In einem Musikblatt „Die Sängerhalle" beurteilt Herr Kipke ein Chorwerk „Kolumbus" von H. von Herzogenberg als das gediegenste unter acht ähnlichen Tonschöpfungen, die alle in dem Entdecker von Amerika einen erwünschten Gegenstand dichterisch-musikalischen Kunstschaffens gefunden haben. H. von Herzogenbergs „Kolumbus", berichtet Herr Kipke, sei von den Chorvereinen und Konzertvorständen fünfzehn Jahre lang unbeachtet

geblieben. Und das erklärt der Berichterstatter (ohne Ironie — wie es scheint —) aus dem „Fehler“ des schönen, nur „zu ernsthaften und vornehmen“ Werkes, dasselbe „setze bei Ausführenden wie Zuhörenden ein gut Stück künstlerischer Vorbildung voraus“. — Soweit wären wir also; eine Folge der 1848 von Franz Brendel in Leipzig ausgeteilten Parole: die Pflege der Tonkunst müsse „auf breitester Basis demokratisiert“ werden! — Wie tief hat dieser Grundsatz das Streben seitdem von höheren Zielen hinabgezogen! — Es steht jedem einzelnen frei, Kunstgenüsse, welche und soviel er will und erreichen kann, sich ohne Mühe um ein Geldstück zu erkaufen. Nicht jeder aber verfügt über eine „künstlerische Vorbildung“, die — mag sie noch so untergeordnet sein — eine unweigerliche Bedingung klarer oder unklarer empfundenen Verständnisses und Genusses eines jeden, auch des kleinsten Musikstückes ist, das Anspruch auf einigen, sei es selbst nur bescheidenen Kunstwert machen kann. So konnte es kaum anders geschehen, als daß trotz der unermeßlichen Masse musikalischer Darbietungen, von denen die Presse auch in dem letzten Halbjahre wieder berichtet, nur Vereinzeltes unter allem Neuen das Vertrauen zu rechtfertigen vermochte, aus einer höheren, den Gedanken der reinen schönen Kunst festhaltenden Anschauungsweise ihrer idealeren Aufgaben hervorgegangen zu sein. Es ist unschwer zu ermessen, was von der Tonkunst übrig bleibt, wenn man das Wissen und Können herausstreicht: rhythmische Klangwirkungen, die das Trommelfell erschüttern, das Blut erregen, die Nerven und Muskeln reizen wie ein galvanischer Strom! — Charakterzüge solcher Art verleihen denn thatsächlich der Musik immer ungescheuter die kennzeichnende Eigenschaft einer „modernen“ Geschmacksrichtung. — Man hat, wie es aussieht, völlig vergessen, daß die Kunst sich selbst aufgibt, wenn sie zu der „rudis indigestaque moles“ hinabsteigt; daß sie vielmehr den Genießenden zu sich emporziehen soll; und daß eine solche persönliche Erhebung des einzelnen über sich selbst hinaus nicht ohne eigene Vorbereitung geschehen kann. Mit den Voraussetzungen einer allgemein menschlichen Bildung, mit der Entwickelung der Verstandeskräfte, mit angeeignetem Besitz von Wissen und Wissenschaften ist es nicht gethan. Nicht nur eine fremde, auch die heimische Schriftsprache muß systematisch erlernt werden. Nun denn, die Musik pflegt man seit dem vorigen Jahrhundert die „Sprache des Gemütes“ zu nennen. Und ein bevorzugter Meister wie Richard Wagner gestand, daß selbst er sie erst langsam und nicht ohne Mühe habe erlernen müssen, bevor er das Geschick erlangte, sich ihrer wie einer Muttersprache bedienen zu können. Freilich sind die Grade „künstlerischer Vorbildung“ äußerst verschieden. Daß diese aber nicht schlechthin entbehrlich ist, das eben zeigt überzeugend an, wie die schönen Künste und besonders auch die Musik ihrem tieferen Wesen und Verständnis nach sich dem Janhagel entzieht und auch den übrigens Gebildeten gegenüber ein Entgegenkommen beansprucht, das weit genug geht, um nicht vor der Thür ihres Heiligtums stehen bleiben zu müssen. Ohne solche aristokratische Ausschließlichkeit muß die keusche Muse notwendig herabsinken zur „melkenden Kuh“. Doch was die spendet, ist nicht die „Milch frommer Denkart“; es ist „gährendes Gift“ eiteler, hohler Vergnügungssucht und kritischer Anmaßlichkeit — eine sehr bedenkliche Entleerung von Idealen — nicht allein ästhetischen, sondern auch sittlichen.

Wider gemeinschädliche Einflüsse der, von Franzosen, Juden und Judengenossen fast ausschließlich in das deutsche Musikleben eingeschmuggelten, leichtfertigen und gesinnungslosen Operette wird durch Wort und Schrift fortwährend allgemeine Beschwerde erhoben. Die Mehrzahl unserer Leser wird ohne Zweifel in dieser volkstümlichsten Form der Verbreitung nihilistischer und anarchistischer Umsturzgedanken eine drohendere Gefahr für das soziale Leben und für ernstere nationale Kunstbestrebungen erkennen, als das aus allen Gesellschaftsklassen zusammenströmende Publikum, welches den Kreis der Begünstiger und Freunde jener verderblichen Kunstflora darstellt. Doch auch unter diesen Gönnern derselben befinden sich nicht wenige, welche die Operette und ihre Tendenzen als solche rückhaltlos verurteilen. Sie finden darin aber Nahrung für ihren

Heiterkeitstrieb und reden sich zur Beruhigung ihres Gewissens so lange vor, es sei ja nur „harmloser Blödsinn“, ein unschädliches bloßes Spiel, gewürzt mit leichtfaßlichen, prickelnden Melodien — bis sie selbst daran glauben. Daß „harmloser Blödsinn“ aber schon als solcher eine verflachende Wirkung auf Geist und Gemüt üben könne, das bedenken oft auch ernsthafte Männer nicht. Unter so bewandten Umständen kann man sich denn nicht allzu sehr darüber wundern, daß Offenbachiaden und zahllose Nachahmungen derselben noch immer zu den in deutschen Städten jeden Kalibers bevorzugten Theaterbelustigungen gehören. Und infolge der Anziehungskraft der Operetten solchen Schlages, die ihren Urhebern und noch mehr den Theaterleitern reicheren Gewinn eintragen, als irgend eine andere Kunstgattung, wuchert das Unkraut immer üppiger hervor. Jedes neue Erzeugnis dieser Aftermuse ermutigt und reizt eine nicht geringe Anzahl gewissenloser Abenteurer von der Notenfeder, das Glück mit ähnlichen Machwerken einzufangen. In dem oben bezeichneten kurzen Zeitraum sind wieder Operetten in erschreckender Masse wie Pilze aus der Erde geschossen und auf verschiedenen deutschen Bühnen zum Teil fünfzig-, ja hundertmal vorgestellt worden, ohne bisher vorhandene Konkurrenzstücke verdrängt zu haben. Um eine erschöpfende Uebersicht über alle jene neuesten Modeartikel dieser Gattung zu geben, ist die „Allgemeine Konservative Monatsschrift“ nicht der geeignete Ort. Aber zur Veranschaulichung des Gesagten empfiehlt es sich, das folgende runde Dutzend neuester Operetten, aus allem Vorhandenen ohne besondere Wahl herausgegriffen, nach Titeln und Angabe der Orte ihrer ersten Aufführung hier namhaft zu machen. Dieses Dutzend verteilt sich auf vier deutsche Städte, die hauptsächlichsten Mittelpunkte und Vororte vaterländischer Kultur- und Kunstpflege — nämlich Berlin, Hamburg, München und Leipzig. Die drei zuletzt genannten Großstädte haben von den zwölf Operetten nur je eine zu verantworten: Hamburg, und zwar das Karl-Schultz-Theater in der Vorstadt St. Pauli, die Operette „Farinelli“, deren Dichtung, wie auch die Musik von H. Zumpe, dem ehemaligen zweiten Kapellmeister am Hamburger Stadttheater, übrigens als unanstößig und verhältnismäßig „gediegen“ gerühmt wird. In München, der Wagnerstadt par excellence, beglückte R. Genée das Publikum mit einer Operette „Die Piraten“. Das alte Stadttheater zu Leipzig machte wenig Glück — wie berichtet wird — mit einer neuen Operette „Lorraine“ von Dellinger. — Die Residenz und Hauptstadt des deutschen Reiches glänzt mit neun solchen Produkten in der gegenwärtigen musikalischen Rundschau. Davon entfallen auf das Walhalla-Theater vier, und unter diesen drei von Frankreich importierte: nämlich „Rip-Rip“ von R. Planquette, „Die Marketenderin“ von Léon Brasseur und „Josephine in Aegypten“ von W. Roger — etwa, wie der Titel schließen läßt, eine Verhöhnung der biblischen Geschichte, oder der reinen frommen Oper „Joseph“ von Méhül? — Die vierte Operette heißt: „Der Vagabond“ und ihr musikalischer Urheber C. Zeller. — Im Friedrich-Wilhelmstädtischen-Theater erschienen zum erstenmal auf der Szene „Der Vizeadmiral“ von C. Millöcker, dann eine Wiener Zauberoperette „Der Hofnarr“ von Ad. Müller und als dritte „Neuheit“ eine französische Operette „Carreau-König“ von Laharte. Eine andere aus Paris bezogene Sumpfblüte: „Die hübsche Perserin“ von Lecocq führte das Belle-Alliance-Theater ein. Bei Kroll endlich bewunderten die Berliner das berühmte ethnographische Blendwerk des begabten Engländers Sullivan „Der Mikado“; — so „weit her“ als dieses hatte man lange keins gesehen. Im Opernhause wollte man einer sogenannten „dramatischen Kantate“ von Sullivan „Die goldene Legende“, einer freien Bearbeitung des „Armen Heinrich“ von Hartmann von der Aue, einen Triumph bereiten. Aber das ist ein gründlich mißlungener Versuch geblieben. Denn das glänzende, sehr gewählte Auditorium lehnte das Stück mit Entschiedenheit ab. — Unter jenen bezeichneten zwölf Operetten sechs ausländische, davon fünf französische! Dazu noch überjährige und selbst auch langlebige „Musterwerke“ von Jakob Offenbach, dem Schöpfer der ganzen Gattung! — Doch auch in den Erzeugnissen deutscher Urheber Pariser übelriechende Luft, — der Geist

französischer Leichtfertigkeit — das entsittlichte Behagen an seichtem Witz und feindseliger Verhöhnung geheiligter Ordnungen: — so besiegen uns die Franzosen mit ihren unblutigen Triumphen in unserem eigenen Lande, und die Besiegten merken es nicht einmal; — sie drängen sich vor den Theaterkassen, um die vaterländische Schmach mit barer Münze zu erkaufen.

Aus St. Petersburg berichtet man, daß dort, am Herde deutschfeindlicher Liebäugelei mit Frankreich, die französische, ehedem den Geschmack nicht weniger als in Deutschland beherrschende Operette neuerdings von der deutschen besiegt und fast vollends verdrängt worden sei. Das scheint auf den ersten Blick unbegreiflich; — es erklärt sich aber aus der Anempfindung des französischen Operettenstils von Seiten der in Deutschland lebenden Operettenfabrikanten, welche der vaterländischen Gesinnung weniger Ehre machen, als der weltbürgerlichen Geschmeidigkeit eines heimatlosen Strebertums. In sonderbarem Widerspruch mit der Herrschaft der deutschen Operette zu St. Petersburg steht die Nachricht, das in der russischen Hauptstadt seit fünfzig Jahren vom Zaren subventionierte deutsche Theater solle aufgehoben und die Unterstützungssumme dem russischen Theater zugewendet werden. Von dem weitgehenden Einfluß, den die Kunst der Bühne auf die Anschauungsweise des Volkes und durch diese auf das soziale Leben übt, scheint man demnach in St. Petersburg eine richtigere Schätzung gewonnen zu haben, als die große Mehrzahl der deutschen Bühnen-Verwaltungen solche an den Tag legt.

Unter den älteren französischen Opern, die sich durch anspruchsvollere Formen über die Operette erheben und auf deutschen Bühnen das Heimatsrecht seit längerer oder kürzerer Zeit besitzen, sind im letzten Halbjahrsabschnitt wieder mehrere neuere und neueste aufgetaucht. Daß zu diesen auch das künstlerisch wenig bedeutende Machwerk Massenets „Herodias“ wieder gehört, verdient wohl eine besondere Erwähnung. Denn was soll man von einem christlich-germanischen Publikum halten, das Beifall klatscht, wenn ihm Johannes der Täufer, in der äußeren Erscheinung die traditionelle Gestalt, Kleidung, das Haupthaar und den Bartschnitt Christi nachahmend, als schmachtender Opern-„Liebhaber“ vorgegaukelt wird? — Im Juniheft 1886 ist der, jeder vaterländischen Gesinnung hohnsprechende Triumph geschildert worden, welchen das Hamburger Opernpublikum seiner Zeit dem Urheber jenes frivolen Sensationsstückes bereitete. Man erinnere sich, daß Mr. Massenet einen der großen Lorbeerkränze, die ihm nach der ersten Aufführung gespendet wurden, dem deutschen Publikum herausfordernd entgegenschwang, weil die breite Schärpe des Kranzes die Farben der französischen Republik aufwies! — Das durfte ein Franzose in der zweiten Großstadt des deutschen Reiches ungestraft wagen! — Ja, das Publikum klatschte einer solchen Verhöhnung stürmischen Beifall zu! — Dieser Schmach gegenüber halte man nun das Gegenbild: Die erste am 4. Mai nach langen Kämpfen zu Paris endlich stattgefundene Aufführung eines erhabenen deutschen Kunstwerkes, des Wagnerschen Musikdramas „Lohengrin“. Dieselbe verlief unter so tumultuarischen Gegenwirkungen einer patriotisch aufgeregten Volksmenge — welche mit Steinwürfen durch die Fenster des Edentheaters die versammelte Zuhörerschaft gefährdete — daß die Polizeiorgane ernstliche Kämpfe bestanden zu haben scheinen und nach dieser ersten Vorstellung das deutsche Werk von Wiederholungen ausgeschlossen werden mußte. — Mr. Saint-Saëns, der anfangs die Opposition gegen den Lohengrin bekanntlich geschürt und unterstützt hatte, erfreute sich nichtsdestoweniger im Laufe dieses Jahres einer vortrefflichen Aufführung seines anscheinend unbedeutenden Opernwerkes „Heinrich VIII.“ zu Frankfurt am Main, während dasselbe Stück zu Marseille — in der Heimat des Urhebers — so entschieden abgelehnt wurde, daß es nicht zu Ende gespielt werden konnte und die entrüsteten Zuhörer das entrichtete Eintrittsgeld zurückforderten. — So berichtet das „Musikalische Wochenblatt“. — Derartige heißblütige Ausschreitungen gegen Kunstwerke sind gewiß nicht empfehlbar. —

Noch weniger aber ist das jene Unsicherheit in Fragen des Kunstgeschmackes und der Gesinnung, durch welche das deutsche Publikum sich auszuzeichnen liebt. —

Die Vorliebe der Opernleitungen, ihrem deutschen Publikum für fremdländische Kunsterzeugnisse Geschmack abzugewinnen, äußerte sich auch wieder in der Thatsache, daß man der leichtfertigen, auf allen deutschen Musikbühnen — und Leierkästen eingebürgerten Oper „Carmen“ von dem gewiß sehr talentvollen, früh verstorbenen Franzosen Bizet ein zweites Stück „Der Perlenfischer“ desselben Verfassers angereiht hat. Obwohl angeblich von ungleich geringerem Wert als „Carmen“, schickt „Der Perlenfischer“ sich dennoch an, auch seinerseits die Runde durch die deutschen Opernhäuser zu machen.

Nicht unbemerkt wird geblieben sein, daß selbst ein deutscher Tonmeister ersten Ranges, Herr Dr. Hans von Bülow, den Erfolgen der Bizetschen lockeren Muse aufs wirksamste Vorschub geleistet hat, indem er, der gegenwärtig der Bühne fern steht, unter allen vorhandenen Opern gerade diese „Carmen“ auserlesen hatte, um sie im Stadttheater zu Hamburg gastweise wieder und wieder zu leiten. Solcher auffälligen Wahl gegenüber wird man nur mit Befriedigung Akt davon nehmen, daß v. Bülow, der auch in Bremen als Opern-Kapellmeister gastierte, hier Beethovens „Fidelio“ in Anlaß eines gemeinnützigen Zweckes geleitet habe. — Für nächsten Winter wird der berühmte Meister eine erhebliche Anzahl dramatischer Musikwerke in Hamburg vertragsmäßig dirigieren und außerdem acht große Abonnementskonzerte geben. Zu sechs solchen, welche derselbe im verflossenen Winter veranstaltete, fügte er noch vier Beethoven-Abende, in denen er die Klaviersonaten und andere Klavierstücke Beethovens der Reihe nach pro rata vortrug. Mit diesem Massengenuß entzückte v. Bülow seine begeisterten Verehrer nicht nur in Hamburg, sondern auch in Berlin, Wien und in anderen Städten. — Im Mai fungierte er als Lehrer am Raff-Konservatorium zu Frankfurt am Main, dessen Ehrenpräsident er ist. — Auch soll er entschlossen sein, für das nächste Jahr Konzerte in Bremen und in Berlin, hier an der Spitze des verwaisten Philharmonischen Orchesters, zu leiten. — Daß v. Bülow auch seine offene Hand für Kunstgenossen stets bereit hält, las man in den verschiedensten Zeitungen. Was Wunder, daß auch jene ihm begeisterte Loblieder singen, zumal in letzter Zeit Großmeister der Tonkunst ins Grab gesunken sind, die der Bewunderungssucht überreiche Nahrung zuführten! — Daß v. Bülow sie in dieser Hinsicht zu ersetzen versteht, wird man gern einräumen. Er ist der Mann der rücksichtslosen That und des Erfolges: also „der Mann des Tages“. —

Ein langes Register neuer Opern aller Gattungen von deutschen Urhebern zieht wenigstens einen flüchtigen Blick wieder auf sich. Der mystisch-romantische „Merlin“ hat gleichzeitig zwei Tonwerke für die Bühne veranlaßt, welche beide im Laufe des verflossenen Winters ihre erste Aufführung erlebten. C. Goldmarks „Merlin“ erschien zuerst in Wien und dann in Hamburg, an beiden Stellen mit glänzendem Erfolg. Ein Musikreferent des „Wiener Fremdenblattes“ berichtet eingehend über das Werk. Er faßt sein Urteil über Goldmarks Musik dahin zusammen: dieselbe sei „ein Versuch, mitten durch die Wagnersche Manier hindurch aus ihr herauszukommen.“ — Aus verschiedenen Vergleichen des „Merlin“ mit Goldmarks älterer Oper „Die Königin von Saba“ scheint soviel hervorzugehen, daß man dieses frühere, kecke und glanzvolle Werk dem „Merlin“ doch vorziehen müsse. Goldmarks Schreibart zeichnet sich aus durch ein sicheres Gefühl für effektvolle Verwertung aller musikalischen Ausdrucksmittel, die er gewandt beherrscht. Aber er sucht so viel wie möglich von anderen Meistern zu profitieren — am liebsten von Meyerbeer und Wagner. Er gehört zu den Eklektikern der großen französischen Sensationsoper. — Weniger geräuschvoll als dieses neue Werk ist der „Merlin“ von Philipp Rüfer, dessen erstes Tondrama, aufgetreten. Dasselbe wurde im Berliner Opernhause bei der ersten Vorstellung am 28. Februar indessen freundlich und mit Achtung begrüßt.

Die fein gefühlte komische Oper „Der Barbier von Bagdad", ein älteres Werk von Peter Cornelius, dem weiland talentvollen Enkel des großen Malers, hat in verschiedenen Theatern warme Aufnahme gefunden, nachdem sie jahrelang unbeachtet gelassen worden war. Das Publikum des Hamburgischen Stadttheaters ließ das Stück fallen. Böse Menschen behaupten, bei dieser Gelegenheit sei nicht die Oper, sondern das anwesende Auditorium „durchgefallen". — Bei der ebenfalls feinen komischen Oper „Auf hohen Befehl" von C. Reinecke erging es den Hamburgern auch nicht viel besser. In der Schwesterstadt Lübeck hat das Werk die Leute begeistert. Und andere Bühnen haben es aufzuführen begehrt. So verschieden ist der Geschmack! —

Eine Oper „Die Goldmacher von Straßburg", deren erste und letzte Aufführung ihr Urheber Mühldorfer in Hamburg erlebte, scheint wie tausend andere solche Werke nur eine Welle gewesen zu sein, die im Strom des Kunstlebens sich einmal erhob, um für immer wieder zu verschäumen. — Lebenskräftiger erwies sich bisher das dramatische Erstlingswerk von Felix von Woyrsch, eine anspruchslose komische Oper „Der Pfarrer von Meudon". Sie erschien zum erstenmal gleichfalls auf der städtischen Bühne zu Hamburg und wurde hier des öfteren mit gutem Erfolge wiederholt.

Ein im Vorjahre zuerst in Regensburg aufgeführtes Tondrama „Palestrina" von M. E. Sachs wird laut Bericht in Augsburg und in Würzburg neues Doppelleben finden.

Heinrich Zöllner hat den ersten Teil von Goethes „Faust" zu einem Tonschauspiel in vier Aufzügen mit Vorspiel verarbeitet. Das günstig beurteilte Werk ist von einer Leipziger Verlagshandlung (C. F. W. Siegel) im Klavierauszug bereits gedruckt; ich habe aber nicht gefunden, daß es schon irgendwo wäre aufgeführt worden. Zur Aufführung angenommen ist das Werk angeblich in Köln und München.

Unter sechs anderen neuen Opern, welche bis jetzt nur lokale Erfolge gewonnen zu haben scheinen, werden zwei besonders hervorgehoben: nämlich „Hertha" von Franz Curti in Altenburg, und sodann eine komische Oper „Die Mädchen von Schilda", deren Urheber, der Hofkapellmeister Alban Förster zu Neustrelitz, die Freude hatte, die Musikwelt dieser Stadt mit seinem Werke zu entzücken.

Der Vollständigkeit des Registers wegen — soweit solche erreichbar — folgen hier noch die Titel: „Jean Cavalier" von A. Langert (Nürnberg); „Judith" von dem vor kurzem verstorbenen städtischen Theaterkapellmeister in Magdeburg, C. Götze, dessen Amt in die bewährten Hände R. Kleinmichels übergegangen ist; dann „Cid" von W. Böhm (Dessau) und endlich „Quintin Messis" von C. Göpfart (Weimar).

Im Verlauf weniger Monate ein viertel Schock neuer und neuester deutscher Musikschauspiele! Welche Fruchtbarkeit! — Nur schade, daß dieselbe sich in den meisten Erzeugnissen der fieberhaft gesteigerten Arbeitsamkeit als eitle Selbstverblendung erweiset, deren Wurzeln in einem Boden wachsen, welcher ganz andere Früchte zu zeitigen pflegt, als das reine Streben nach sittlichen Kunstidealen. —

Zu bemerkenswerten Personalveränderungen im deutschen Opernleben gehört die Ernennung des Herrn Ludwig Deppe zum Hofkapellmeister in Berlin. Herr Deppe, der bewährte Leiter der vom Grafen Hochberg seit Jahren veranstalteten Schlesischen Musikfeste, ist beauftragt worden mit der Leitung deutscher Opern, namentlich solcher „klassischen" Stils oder konservativer Richtung. Wagners Bühnenwerke und stilverwandte Sensationsopern von anderen Urhebern sollen besonders der Leitung eines zweiten Direktors zufallen, dessen Wahl wiederholt auf Schwierigkeiten gestoßen ist. In der Person des Professors C. Schröder, ehedem in Sondershausen, hat man endlich eine sehr glückliche Wahl getroffen. Für gleichmäßige würdige Pflege beider, den verschiedenartigsten, ja gegensätzlichen Zielen zustrebenden Stilgattungen verspricht jene neue Trennung ihrer künstlerischen Vertretung eine gedeihliche Entwickelung des Lebens der ersten Hofoper des deutschen Reiches. — Der wohlverdiente bisherige Hofkapellmeister R. Radecke ist mit dem Prädikat eines königlichen Professors in den Ruhestand zurückgetreten. — Auch

der Hofkapellmeister in Wiesbaden A. Reis hat infolge einer gegen seine Person angezettelten geräuschvollen Kundgebung den Abschied genommen, nachdem seine Makellosigkeit durch gerichtliches Erkenntnis erwiesen und die Vorwürfe auf der Gegenpartei haften geblieben sind.

Das deutsche Konzertleben während des in Rede stehenden Zeitraumes stellt ein verworrenes Bild maßloser Anstrengungen dar. In der allgemeinen, überspannten Konkurrenz, das Publikum anzulocken und zu befriedigen, sucht eine Musikschule der anderen, eine Konzertgesellschaft der anderen, eine Sängerin, Klavierspielerin, Violinistin der anderen, ein Virtuose dem anderen den Rang abzulaufen. Solches grau in grau gemalte Bild entzieht sich jeder sammelnden anteilwerten Berichterstattung. Selbst talentvolle Kinder, wie Nettie Carpentier, die junge Schülerin Sarasates, und den neunjährigen Klavierspieler Josef Hofmann, sieht man in den Strudel der Konzertflut schon mit hinabgerissen. Seit Mozarts Kindheit wucherte das Wunderkindertum wie Wegerich an der Heerstraße fahrenden Virtuosentums üppig hervor. Erfreulich ist das gewiß nicht; und ist auch aus allen den zahllosen Wunderkindern kein einziges zum zweiten Mozart geworden. Bei der staatlichen Beordnung der Arbeit Unmündiger sollte ein Spezialgesetz der Dressur und dem erwerbsmäßigen Betrieb der Wunderkinder-Arbeit billig Schranken setzen. Dieser Gegenstand verdiente gewiß die Aufmerksamkeit eines seit Jahresanfang von Josef Schrattenholz zu Bonn herausgegebenen neuen „Organs für die Lebensinteressen des Musikerstandes und des musikalischen Publikums". Dasselbe betitelt sich „Die Musikwelt" und druckte unter anderem eine Verordnung der königlichen Regierung zu Köln ab, nach welcher die Zulassung zum Erteilen von Musikunterricht nur staatsseitig geprüften Bewerbern gewährt werden soll. Auf Anlaß der Herren G. Dens und F. Wüllner wird jene, lange Zeit hindurch in Vergessenheit geratene Verordnung nunmehr mit Strenge praktisch durchgeführt — sicher nicht zum Nachteil der Kunst und der Lehrenden wie Lernenden, noch des musikalischen Publikums. Ohne Frage hat diese Verordnung der Regierung zu Köln noch die besondere Bedeutung eines Präzedenzfalles, der wohl Verordnungen nach sich ziehen möchte, die für das ganze Reich gelten müßten und gemeinschädlichem Unfug im öffentlichen Musikleben zum Heil dieser wichtigen volkstümlichen Kulturblüte Schranken zu ziehen bestimmt wären. Wie viel gäbe es da — außer der Wunderkinder-Arbeit — noch zu beschränken und zu naturgemäßem gesundem Leben zurückzuführen! —

Namentlich bedürfte die gesetzlich gewährte Gewerbefreiheit, soweit sich dieselbe erstreckt auf die überhäuften Darbietungen der Konzertsäle und Opernhäuser, einer Revision, die im rechten Sinne durchgeführt nicht allein der öffentlichen Pflege der Tonkunst, sondern auch den gesellschaftlichen Zuständen nur zur Förderung und, wenn ich so sagen darf: zur Berichtigung dienen würde. — Welche entsetzlichen Folgen hat gar die unbeanstandete Schaustellung feuergefährlicher Vorkehrungen und Effekte in Opernhäusern schon herbeigeführt! Ein neues schaudervolles Beispiel davon war der Brand der Opéra comique zu Paris, der während einer Vorstellung der Oper „Mignon" am 25. Mai das gefüllte Haus heimsuchte und Hunderte von Opfern forderte. Eiserne Vorhänge und Kulissen, wie dergleichen sichernde Vorkehrungen werden ähnlichen Unfällen und dem Wüten des verheerenden Elementes nicht vorbeugen oder Schranken setzen können. Nur durch eine Erneuerung im Geist einer Kunst, welche auf die Reizung der Nerven und Sinne verzichtet, indem sie die Schaulust durch ideal gerichtete Vertiefung des Darzubietenden zu befriedigen strebt, kann nicht allein der Feuersgefahr, sondern auch allerlei ästhetischen und sittlichen Nachteilen des Opernkultus begegnet werden.

Ein neuer Geist — so wird vielfach leidenschaftlich versichert — verkörpere sich ja schon thatsächlich in den großen Bühnenschöpfungen Richard Wagners. Das soll auch nicht bezweifelt werden. Aber jeder unbefangene Beurteiler jener Werke wird zugeben müssen, daß die große Masse, für welche, als für das „Volk", Wagner doch

lebte und arbeitete, für die er doch sein „National-Festspielhaus“ gegründet hat, dem Verständnis der mystisch-spekulativen, überwiegend pessimistischen Probleme seiner dramatischen Vorwürfe stets fern bleiben müsse. Was die Massen in seinen Werken anzieht und begeistert, das sind Wirkungen auf die äußeren Sinne und auf die Reizbarkeit der Nerven durch musikalische, szenische und dekorative Mittel von ungeheueren Maßverhältnissen. Ob diese phantastische Kunstblüte sich auf die Dauer lebensfähig erweisen werde, muß die Zukunft lehren. Gewiß ist, daß die alljährlichen Bayreuther Festspiele seit Wagners Abberufung aus seinem thatenreichen Leben Schwierigkeiten begegnet sind, welche auch Fernstehenden bemerkbar werden konnten. Las man doch einen Vorschlag, nach welchem der Besuch der diesjährigen Festspiele in Bayreuth gefördert werden sollte durch ein gleichzeitiges Gastspiel des Meininger Schauspiels auf der verwaisten Bühne des Markgräflichen Theaters: also eine Art Vorspann vor den Reisewagen der Leute, die nach Bayreuth reisen würden, um dort das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, das heißt: Wagners Parsifal kennen zu lernen und gleichzeitig die anziehenden Leistungen der Meininger zu genießen. Jener Vorschlag ist indessen ohne Weiterungen geblieben, da man sich zuletzt entschlossen hat, die Festspiele für diesen Sommer einfach ausfallen zu lassen. Dazu kommt, daß die Partei der unbedingten Wagnerianer immer mehr an festem Zusammenhalt zu verlieren scheint. Es hat sich sogar deutlich gezeigt, daß sie sich zu spalten beginnt in eine Fraktion „Alt-Bayreuth“ und eine Fraktion „Neu-Bayreuth“, die in der Auffassung einzelner Gegenstände der Musikdramen ihres Meisters auseinandergehen und sich öffentlich einander mit schneidigen Federn befehden. Eine solche Fehde in betreff des „Schwertmotives“ am Schluß des „Rheingold“ zieht sich durch fünf Ausgaben des „Musikalischen Wochenblattes“ und kehrt eine schärfste Lanzenspitze gegen die von Hans von Wolzogen redigierten „Bayreuther Blätter“. Der Angreifer ist Moritz Wirth. Er wird sekundiert von einem nicht weniger namhaften Wagnerianer, dem mit scharfer Klinge ausgerüsteten Wilhelm Tappert. Dieser ließ sich in einem Musikbericht aus Berlin den Stoßseufzer entschlüpfen: Bayreuth, „wie es ist“, sei nicht mehr fähig, die Tradition aufrecht zu erhalten. Aber dem Verlangen M. Wirths: in verschiedenen deutschen Städten Bühnen zu errichten nach dem Bayreuther Muster zum ausschließlichen Wagner-Kultus, vermag Tappert doch keine praktische Bedeutung beizumessen. Er glaubt, darin ein „Symptom“ der Zustände in Bayreuth, „wie es ist“, zu erkennen, die demnach den Eingeweihten recht oder vollends unhaltbar vorzukommen scheinen.

Ein Schwanken des Organismus, wie solches das Wagnersche Lager zeigt, läßt sich bisher bei der Seitenlinie des Stammbaumes, nämlich bei dem von Franz Liszt ins Leben gerufenen Verbande des „Allgemeinen deutschen Musikvereins“, noch nicht erkennen. Nach seines Gründers und Ehrenpräsidenten Hintritt im Jahre 1886 tagte diese Wanderversammlung zum erstenmal wieder und zwar zu Köln am Rhein. Das erste der programmgemäßen Konzerte großen Stils im Gürzenich hatte, wie billig, den Charakter eines künstlerischen Weiheaktes dankbaren Andenkens an den verewigten großen Tonmeister angenommen. Auf die weiteren Einzelheiten des mannigfaltigen Gesamtprogramms einzugehen, darf ich mir versagen und den Lesern ersparen.

Außer dieser Feier, deren musikalischer Hauptleiter Professor Dr. Franz Wüllner war, verlief das Neunte Schlesische Musikfest unter Leitung des Professors Dr. Karl Reinecke dieses Mal in Breslau vom 5. bis 7. Juni — und das 64. Niederrheinische zu Düsseldorf, an erster Stelle dirigiert von dem ausgezeichneten Orchesterführer Hans Richter, je nach dem vorbereiteten und veröffentlichten Programm.

Unter zahlreichen anderen solchen periodischen und gelegentlichen Massen-Musikfesten, zu denen auch das im Juli zu Bielefeld stattgefundene Fest des Norddeutschen Sängerbundes in einer der vordersten Reihen zählt, sei hier nur noch einer Erscheinungsform musikalischer Volksfeste gedacht, die in ihrer urwüchsigen kerngesunden Eigentümlichkeit einzig in ihrer Art sein dürfte. Eine fröhliche und andächtige Versammlung

von sieben- bis achttausend Menschen, die im Buchenwalde eine geistliche Feier begeht mit Gebet, Predigt, Gesängen verschiedener Gattung in mannigfachem Wechsel von Chören (zusammen etwa 1500 Stimmen) und wohlgeübten Messingbläsern (zusammen 350 Instrumente), geleitet von einem Geistlichen, der selbst alle diese Instrumente sicher zu blasen versteht, — und diese Feier ungestört und allgemein beglückend ausgedehnt über fast drei Stunden, ohne daß sich eine Spur von Ermüdung der geistigen Spannkraft wahrnehmen ließ: das war das sogenannte Ravensberger „Posaunenfest", welches im Juni auf dem „Anstaltsberge" bei Bielefeld gefeiert wurde. Die Singenden setzten sich zusammen aus Diakonissen und bäuerlichen „Jungfrauen-Vereinen", aus solchen „Jünglings-Vereinen", aus Pflegebefohlenen der unter Leitung des Pastor von Bodelschwingh stehenden allbekannten Anstalten, darunter auch ein starkbesetzter Kinderchor; die sogenannten Posaunenbläser waren ihrer großen Mehrzahl nach Bewohner des Ravensberger Landes, die verstärkt wurden durch den Bläserchor der helfenden und dienenden Brüder jener Heilanstalten. Daß die Wahl der musikalischen Stoffe, die zum Vortrag gelangten, eine auf das geistliche Volkslied zumeist beschränkte bleiben mußte, daß die Leistungen selbst auf künstlerisch gesteigerte Ansprüche verzichteten: das eben verlieh diesem herzstärkenden Fest den überzeugenden Ausdruck urwüchsiger Volkstümlichkeit. Und auch der verrannteste Pessimist, selbst der Gottesleugner würde bei einiger Aufmerksamkeit haben zugeben müssen, daß der christlich-religiöse Geist, der die musikalischen Kundgebungen, die zusammenfassende Bethätigung der Geistlichen und die gehobene Stimmung der sämtlichen beteiligten Tausende in dem schönen zum Gottestempel geweihten deutschen Walde beseelte, einen Charakter über das Ganze breitete, der das musikalische mit dem geistlichen innigst verbundene Wesen echter, ungekünstelter deutscher Volkstümlichkeit gleichsam handgreiflich ausprägte. Ob in solcher urkräftigen frommen Liebe zu Sang und Klang nicht Keime verborgen liegen, die sich auch für das höherstrebende deutsche Tonleben entwickelungsfähig erweisen könnten? — —

Die Hoffnung auf die Wiederherstellung einer natürlicheren und gesunderen Entwickelung deutscher Musikzustände regt sich immer wieder bei jeder allgemeinen Kundgebung vaterländischen Selbstbewußtseins, welche Zeugnis davon gibt, daß die spezifische deutsche Volksart noch ihren kräftigen gesunden Kern bewahrt hat. Im Rückblick auf die Ereignisse des 22. März darf man denn wohl neuen Hoffnungen Raum geben. Und zum Schluß dieses Berichtes sei noch erwähnt, daß der neunzigste Geburtstag unseres allgeliebten erhabenen Kaisers auch vom deutschen Tongeist nicht unbeachtet geblieben ist. Namhafte Tonschöpfer wie Albert Becker, Max Bruch, Robert Radecke, Julius Grimm und noch andere mehr haben der Feier des deutschen Festtages begeisterte Hymnen und Lieder gesungen.



Zur Geschichte der Landhaus-Geselligkeit.

Eine kulturgeschichtliche Plauderei.

Ein älterer italienischer Dialogschreiber bezeichnet die Villa des wohlhabenden Städters als den „Sammelpunkt guter ehrlicher Menschen“ und deutet hierdurch auf den soliden Charakter der dort gepflegten Geselligkeit hin. Heutzutage ist diese dem jüngeren Geschlechte ziemlich fremd. Bejahrte gebildete Bewohner größerer Städte wissen noch davon zu erzählen, wie sie früher im Sommer sich nach des Tages Last und Hitze oder nach mühevollen Wochen dadurch recht erholten, daß sie bald kurze, bald längere Zeit an dem Landhausleben eines vermöglichen Freundes, an der Villegiatur eines begüterten Gönners teilnahmen, in der Nähe ihres Wohnortes manche Stunden mit „erfreulich wirksamster Unterhaltung“ (um eine Goethesche Wendung zu gebrauchen) zubrachten. Von der dortigen Verkehrsweise reden sie mit großem Behagen: sie habe durch die meist zufällige Zusammensetzung des Kreises einen besonderen Reiz gehabt; man sei sich im Grünen leicht menschlich nahe getreten, so daß man unter Umständen sogar von einer gegenseitigen Bekanntmachung absah; die vorzugsweise dem Naturgenuß entspringende Frische der Gesprächsgenossen habe selbst bei den im Sommerhause geführten Unterhaltungen fortgedauert; jeder habe sich natürlich und ungezwungen bewegt, habe nachhaltige geistige Anregung gefunden. Zum Beweise hierfür erinnern sie das jüngere Geschlecht an die anziehenden, dem Schrifttum der alten und neueren Kulturnationen angehörenden Landhausdialoge, welche ja mehr oder weniger der Wirklichkeit entnommen seien. Und dann stimmen sie wohl auch ein Klagelied darüber an, daß jene Verkehrsweise in deutschen Landen jetzt fast ganz geschwunden sei.

Da ist es ein recht interessantes Beginnen, die hervorstechendsten Landhausdialoge der Griechen und Römer, der Italiener, Franzosen und Deutschen, sowie einschlagende Ueberlieferungen in Betracht zu ziehen; ein solcher kulturhistorisch-sozialer Rückblick wird uns in den Stand setzen, die berührte gute alte Sitte in ihrer Eigenart zu würdigen, die Gründe ihres Schwindens und dessen Folgen zu erwägen.

Bei den Griechen haben wir uns in das Gedächtnis zurückzurufen, daß Platos Dialog vom Staat auf einem am Hafen Athens belegenen Landsitz eines reichen Gentleman gehalten wird. Dessen wackerer älterer Sohn steht in einiger Entfernung den Sokrates (der seine Xanthippe gemäß damaliger Sitte zu Hause gelassen), sowie einen Genossen desselben nach der Stadt zurückgehen und ladet beide ein, nach jener Villa zu einem größeren Bekanntenkreise zurückzukommen und gesellige Rede zu pflegen. Sie leisten der Einladung Folge. Der betagte Villeneigner mahnt den Weisen zu häufigerem Kommen und spricht über das ihn selbst beschleichende höhere Alter; hierbei bemerkt

er u. a., wie der Begüterte doch in dem Besitz, weil solcher denselben vom Rauben und Stehlen abhalte, eine Beihilfe dazu habe, das Leben des Gerechten zu führen. Hieraus entspinnt sich ein Gespräch über Gerechtigkeit, welches (in Abwesenheit des mit Opferhandlungen beschäftigten Hausherrn) nur in einem kleineren Männerkreise stattfindet, weil manche Gäste noch der nächtlichen Feier eines religiösen Festes beiwohnen. Da Gerechtigkeit als die Grundlage eines idealen Gemeinwesens erscheint, so wird dieses das Thema eines sehr eingehenden Austausches. Man schließt die landbauende Klasse, sowie die gewerbtreibende vom Waffengebrauch aus, behält denselben einer besonderen Klasse, derjenigen der Wächter, d. h. der Kriegsleute vor, die jedoch nur nach dem Willen der Regierenden, nämlich der das allgemeine Beste und jedes einzelnen Vervollkommnung fördernden Weltweisen handeln dürfen. So kam man auf die wesentlichsten Grundlagen der europäischen Staaten des Mittelalters — eine unterwürfige Bevölkerung, eine höhere zur Führung der Waffen berechtigte Klasse, sowie eine engere Verbindung zwischen Herrschertum und Priestertum — kam man zugleich auf die Idee des stehenden Heeres, deren Verwirklichung der Neuzeit vorbehalten blieb. Was bewog denn nun den Hauptteilnehmer an dieser Unterhaltung, den Sokrates, und dessen Begleiter, den Abend bei dem vermögenden besitzesfrohen Kephalos zuzubringen? Es war die seitens des Villeneigners an sie ergangene freundliche Einladung, ihre Richtung auf Unterredung als ein selbständiges geselliges Vergnügen, die Aussicht auf Genuß frischer Luft, die Nähe des Landhauses.

Bei den Römern verhielt es sich mutmaßlich ebenso mit den Herren aus Rom, die sich einem Ciceroschen Dialoge zufolge bei dem liebenswürdigen Scipio Afrikanus dem Jüngern (dem Eroberer von Karthago und Numantia) auf seiner nahen Besitzung einmal zur Winterszeit an einem Feiertage zusammenfanden. Als er seinen ihn überraschenden vermögenslosen, strebsamen Neffen auf die für stille Privatstudien günstigen Ferien hinweist, antwortet der Jüngling verbindlich: er könne seine Bücher immer, den vielbeschäftigten Oheim aber, zumal in jenen unruhigen Zeiten, nur selten haben. Die Gäste folgen sich dann schnell auf einander: ein Nachbar aus dem berühmten Geschlecht der Furier, einer der jüngeren Waffengefährten des Hausherrn, ein gleich letzterem hellenischem Wesen zugewandter Gelehrter, der würdige Patrizier Lälius, begleitet von zwei Schwiegersöhnen, ein dichterisch beanlagter Kriegsmann — dessen drollige aus Achaja nach Rom gesandte Verse wurden noch von seinem Urenkel dem Cicero oft vordeklamiert — endlich ein allgemein geschätzter, zum Konsulat emporsteigender Jurist. Unter diesen Angehörigen verschiedener Stände und Berufsarten trat eine gewisse Gleichheit des Verkehrs ein. Auf des Scipio Aufforderung begibt die Gesellschaft sich in den Garten und läßt sich auf einer sonnenbeschienenen Aue nieder. Nachdem man sich über eine auffallende Himmelserscheinung (deren Bedeutung nach der römischen Verfassung ja von Einfluß auf die hohe Politik sein konnte) unterhalten, wendet man sich dem Staatswesen im allgemeinen zu, bespricht Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Scipio war Aristokrat im besten Sinne des Wortes, ein großer Verehrer der Wissenschaften und schätzte Vertreter geistiger Interessen hoch; überließ er doch eine seiner Villen dem ihm befreundeten, aus dem Sklavenstande hervorgegangenen Dichter Terenz. Zur Zeit des August pflegte Horaz Geselligkeit in kleinerem Maßstabe als Scipio auf seinem Anwesen im Sabinerlande, in diesem seinem „süßen Versteck" verkehrte er traulich mit Freunden und Nachbarn. Die von uns berücksichtigten antiken Landhausbesitzer gingen nicht, wie so manche moderne, an die Grenze ihres finanziellen Könnens oder gar darüber hinaus. Der alte Kephalos erklärt mit Genugthuung, er hinterlasse seiner Voreltern Vermögen, das von seinem Großvater vermehrt, von seinem Vater indes bedeutend geschmälert ward, in der ursprünglichen Höhe, ja noch etwas vergrößert seinen Söhnen; Scipio Afrikanus war als guter Wirt in der Lage, seine Mutter, welche von ihrem Manne geschieden war, erheblich zu unterstützen; bekannt ist, daß Horaz in allem, auch im Verbrauche Maß hielt. Die hier berührte Genügsamkeit

der alten Villeneigner kam der Erhaltung ihres Grundbesitzes und der Ausdehnung ihrer dort geübten Gastfreundschaft natürlich sehr zu gute.

Bei den Italienern erneuerte das alte römische Landhausleben sich zur Zeit der Renaissance und blieb seitdem in Blüte. Ihre Villen-Dialoge gewähren uns einen Einblick in die verschiedensten geselligen Kreise. Da versammelt der gelehrte, welterfahrene Großhändler Antonio degli Alberti in seinem kleinen „Paradies“ bei Florenz eine froh erregte Menge, darunter die Häupter der dortigen Litterar-Bewegung, sowie einige mit besonderen Unterhaltungstalenten begabte Männer und interessante Frauen; man erörterte „höfliche Streitfragen“ aus den mannigfachsten Gebieten; in einer Unterredung darüber, ob der Vater oder die Mutter den Sohn mehr liebe, ziehen die Herren den Kürzeren gegenüber den Damen. Da sieht der Altertumsforscher Poggio auf seinem (oft von Geistesverwandten besuchten) florentinischen Landsitz einmal Kosimo Medicis Bruder, sowie einen zu des ersteren Freundeskreis gehörigen, minder hochstehenden Landsmann bei sich und zeigt beiden neuerworbene Kunstschätze; als jener Handelsfürst darüber scherzt, daß der Eigentümer sein Landhaus und sich selbst durch Aufstellung solcher Werke zu adeln suche, weil er Ahnenbilder (mit denen der altrömische Nobilis ja die Vorhalle seiner Behausung schmückte) nicht besitze, entwickelt sich eine Unterredung über Adel, bei welcher auf persönliche Geltung und auf den Vorzug des Landbaues vor der Pflege der Jagd hingewiesen wird. Da nimmt (einem Dialog des Dichters Borghini zufolge) ein reicher, feingebildeter Edelmann drei Männer aus Florenz, nämlich den Vorstand der dortigen Kunstakademie, einen Künstler, sowie einen Arzt, nach seinem gastlichen, prächtig ausgestatteten Lustsitz unfern der Arnostadt und unterhält sich mit ihnen vier Tage hindurch über Malerei und Skulptur; die vier Herren weilen am ersten Tage auf einer schattigen Anhöhe mit weiter Aussicht bei einer mit guten Bildern geschmückten Kapelle, am zweiten Tage in einem lieblichen Wäldchen — auf dem Rückwege wohnen sie dem Fange der für ihr Nachtmahl bestimmten Fische bei — am dritten Tage in einer anmutigen Grotte (hier werden viele Künstler jener Zeit beurteilt u. a. der durch seine Kuppelbauten berühmte Architekt Filippo Brunelleschi), am vierten bei einem zwischen grünen Abhängen herrlich belegenen Vogelherde. Da übt Katharina Cornaro (um auch eines italienischen „Damenhofs“ zu gedenken) im Sommer und Herbst Gastfreundschaft in großem Stil auf ihrer Besitzung Asolo bei Treviso — nach der Bemerkung eines ihrer Landsleute hielt sie daselbst dreifach Hof; es war ihr eigener Hof, ein Musenhof und ein Liebeshof —; die dortige Geselligkeit gab dem späteren Kardinal Bembo ja den Stoff zu seinen geistvollen Liebes-Dialogen (den „Asolanen“). Endlich war nach den (französisch geschriebenen, von der Pariser Akademie gekrönten) „Florentiner Plaudereien“ Klaizkos in den Herbsttagen des Jahres 1872 die bei der Arnostadt belegene Villa der Gräfin Albina das Stelldichein einer kleinen gewählten internationalen Gesellschaft. Drei Italiener (ein Fürst, ein Museumsbeamter, sowie ein Jugendfreund der Frau vom Hause), zwei Franzosen (ein Schriftsteller und ein Diplomat), ein Pole und ein spanischer Abbate unterreden sich an mehreren Abenden über verschiedene auf Dante bezügliche Themata. Wir folgen mit Interesse den fesselnden Darlegungen, Behauptungen und Gegenbehauptungen, dem „bedeutenden Frage- und Antwortspiel“ des geistsprühenden Kreises, dem die feingebildete Gräfin auf treffliche Weise vorsteht. Ein Hauch von Verkehrsgleichheit durchweht alle diese italienischen Villendialoge, bei denen geistige Genüsse einen etwaigen materiellen ganz in den Hintergrund drängen.

Das trifft auch auf französische Landhausgespräche zu, in welchen seit dem siebzehnten Jahrhundert litterarische und wissenschaftliche Kauserie selbst bei Damen zur Geltung kam. Dies ist z. B. der Fall bei der jungen Marquise, auf deren Landsitz eine Neffe Corneilles, der vielseitig gebildete Dichter und Schriftsteller Fontenelle, einmal (zufolge seinen der Wirklichkeit nachgebildeten Dialogen) mehrtägige Sommerfrische hält. Als er eines Abends im Park mit ihr Betrachtungen über Tag

und Nacht anstellt, äußert sie den lebhaften Wunsch, in die Himmelskunde eingeweiht zu werden; ihr Gast erfüllt denselben. Zunächst legt er ihr das Kopernikanische System, welches von den unter Ludwig XIV. sehr mächtigen Jesuiten für Ketzerei erklärt wurde, mit anerkennenswerter Kühnheit als das allein richtige dar. Am folgenden Morgen läßt er bei ihr anfragen, ob sie während der Umdrehung der Erde habe schlafen können und empfängt zur Antwort: sie habe sich an jene gewöhnt; Kopernikus selbst habe nicht besser schlafen können, wie sie. Als Wirtin und Gast einen bis zum Abend ausharrenden Besuch überstanden, weist er ihr nach, daß der Mond ein bewohnter Planet ist. Nachdem er die gleiche Eigenschaft bei anderen Planeten dargethan, behandelt er an den letzten beiden Abenden Venus, Merkur, Jupiter, Saturn, sowie die Fixsterne, während seine gelehrige Schülerin seinen Auseinandersetzungen sachgemäße Fragen und Zwischenreden einschaltet. Schließlich erbittet er sich als Lohn für seine Bemühungen nur: sie möge Sonne, Himmel, Sterne nie anschauen, ohne an ihn zu denken. Die hier berührten Diskurse brachten Himmelsbetrachtungen in Mode; beklagt der damals zu London in Selbstverbannung lebende Sittenschilderer Saint-Evremond sich doch in einem Gedichte darüber, daß seine Freundin, die Herzogin von Mazarin, nur noch von Mond, Sonne, Firmament rede. Mannigfaltiger waren später die Unterhaltungen auf einem Landsitze in der Nähe Genfs, nämlich zu Coppet bei Frau v. Staël, welche zahlreiche Gäste aus jener Stadt, wie aus der Fremde, vorzugsweise aus Frankreich und Deutschland (unter ihnen den Prinzen August von Preußen) bei sich sah. Philosophische und litterarische Gespräche entspannen sich schon gegen elf Uhr vormittags bei dem gemeinsamen zweiten Frühstück; man setzte sie fort beim Mittagsmahl, sowie in der Zwischenzeit bis zu dem um 11 Uhr stattfindenden Abendessen und oft noch bis Mitternacht. Der dänische Dichter Oehlenschläger berichtet uns von der Zeit seines dortigen Besuches, daß Frau von Staël damals ihr Werk über Deutschland schrieb und daß sie ihren Gästen jeden Tag einen Abschnitt des Buches vorlas. Ein geistreicher Franzose führt ja die Gediegenheit ihrer litterarischen Hervorbringungen zum Teil darauf zurück, daß sie dieselben vor der Veröffentlichung mit einsichtsvollen Männern gründlich durchsprach. Las doch in der Folge George Sand auf ihrem Landsitz Nohant ihre neuen Manuskripte gleichfalls ihren Gästen vor. Die Verkehrsweise gestattete es in solchen Fällen auch jüngeren Federhelden, sich über die sie bewegenden Gedanken auszutauschen; zugleich erhielten sie einen Eindruck von den vielen an den Besitz herantretenden Ansprüchen, erkannten bald die Wahrheit des Larochefoucauldschen Ausspruchs, daß die Sorgen unter allen Ständen ziemlich gleich verteilt sind, und wirkten dann litterarisch nach dieser Richtung hin beruhigend.

In deutschen Landen glänzten einige Fürstinnen als Pflegerinnen edler Landhausgeselligkeit. Die geistvolle Königin von Preußen Sophie Charlotte erfreute sich auf ihrer bei Berlin belegenen Besitzung Lützenburg (dem späteren Charlottenburg) ländlicher Abgeschiedenheit und Freiheit, auch des zwanglosen Verkehrs mit interessanten Größen; sie empfing dort die besten Köpfe und scharfsinnigsten Gelehrten, hielt gern Streitunterredungen mit ihnen. Die Herzogin Anna Amalie von Weimar, Mutter Karl Augusts, schuf nach ihrem Rücktritt von den Regierungsgeschäften sich und ihren zahlreichen Verehrern ein anmutiges Sorgenfrei in dem von der kleinen Ilm durchschlängelten stillen Thal. Tiefurt mit seinem niedrigen Pachterhaus ward der Sammelplatz vieler großer Geister, vor allem Wielands (welcher daselbst in einer ihm seitens der Fürstin bereiteten Wohnung seine späteren Werke vollenden konnte), aber auch Goethes, Schillers, Herders und Knebels. War das Wetter günstig, so strömten Besucher aus allen Gegenden herbei und vermehrten die Gesellschaft, die im Park bei der leutseligen Herzogin den Thee einnahm; hier wurde im Schatten hoher Bäume anregender Gedankenaustausch gepflegt. In kleinerem Maßstabe ward landhäusliche Gastfreundschaft zu und bei Berlin von einzelnen Gelehrten geübt. So besaß vor siebenzig Jahren der frühere preußische Gesandte in Konstantinopel, Herr v. Diez, —

Goethe trat zur Zeit seines Studiums orientalischer Litteratur in freundschaftliche Beziehung zu ihm — ein im Stralauer Viertel romantisch an der Spree belegenes Parkgrundstück und empfing daselbst (dem Leben Tholucks von Witte zufolge) fast täglich „Celebritäten der Gesellschaft und des Geistes". Wie das Diezsche Besitztum von der sich immer weiter ausdehnenden Stadt eingeschlossen ward, so verlor später im Westen durch deren Vordringen die Villa eines anderen gastfreien Gelehrten, des namhaften Aegyptologen Lepsius, ihren ländlichen Charakter.

Nachdem wir auf solche Weise die alte Landhausgeselligkeit in Betracht gezogen, erkennen wir als ihre Besonderheiten: eine weder Wirt noch Gäste zu großem Aufwand verpflichtende Verkehrsart, eine gute Mischung verschiedener Elemente, eine auf Gedankenerzeugung gerichtete Unterhaltung und eine Männern der Litteratur gebotene Gelegenheit zur konversationellen Erprobung ihrer Ideen. Hierzu kommt, daß sie freundliche Beziehungen zwischen Begüterten und Unbegüterten begünstigte. Als Gründe ihres Schwindens in deutschen Landen erscheinen: das Anwachsen größerer Städte zu weiten Häusermeeren mit geräuschvollem nervenschwächendem Treiben, die neueren, das Reisen ungemein erleichternden Verkehrsmittel, aber wohl auch die Genußsucht und Exklusivität vieler wohlhabender Städter von heute. Der moderne gutsituierte Stadtherr hat vielleicht in einem der sog. Vororte eine Villa, pflegt indes hier keine Sommergeselligkeit, versetzt sich auch für die heißen Sommermonate mit Hilfe des Dampfrosses nach einem an der See oder im Gebirge belegenen „klimatischen Kurort" und beteiligt sich an „Reunions". Was sind nun aber die Folgen des Schwindens der guten alten Sitte? Einmal der vergrößerte Gegensatz zwischen Arm und Reich unter Gebildeten, welcher manche von diesen in das Lager der Umsturzpartei zu treiben scheint, dann die Zunahme einsamer schrifttümlicher Produktion (im Gegensatz zur durchgesprochenen), und das Ueberwuchern jenes litterarischen Dilettantismus, dessen Bekämpfung jüngst seitens einer Schriftsteller-Zeitung zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht worden. Wir wissen, daß unser „soziales Königtum" seine ausgleichende Macht nicht nur durch heilsame, den Handarbeitern günstige Gesetze und Einrichtungen bewährt, sondern auch dadurch, daß es eine ausgedehnte gesellschaftliche Repräsentation gegenüber Kopfarbeitern übt. Möchte der Villenbesitz in dieser Hinsicht, eingedenk seiner früheren Leistungen, dem hohen Beispiel nacheifern.

F. v. S.



Tagebuch des ersten deutschen Kolonisten in Ostafrika.*)

Von

Joachim Graf von Pfeil.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle," sagt ein altes Sprichwort, und wenn ich auch nicht von Alter im gewöhnlichen Sinne des Wortes sprechen kann, so darf ich doch das Sprichwort auf mich selbst anwenden. Von jeher war „deutsche Kolonisation" ein Gegenstand meines lebhaftesten Interesses gewesen. Schon im Jahre 1875 stand ich in Unterhandlung um ein ausgedehntes Grundgebiet, welches ein Freund und ich mit deutschen Ansiedlern besetzen wollten. Der Plan scheiterte an dem Umstande, daß der Besitz nicht unabhängig von anderen Nationen zu stellen war. Immer von dieser Idee der Unabhängigkeit von anderen Nationen geleitet, machte ich später eine längere Reise in die Limpopo-Gegenden, hoffend, hier an den großen Flüssen Landstrecken zu finden, welche zur Kolonisation geeignet sein möchten. Kurz darauf schrieb ich im Verein mit einem Bekannten einen Artikel, in welchem ich auf das Gebiet der zentralafrikanischen Seen hinwies und zwei Methoden angab, wie dieselben zu erreichen seien.

Aber das allgemeine Verlangen nach aktiver deutscher Kolonisation sollte damals noch geboren werden. Jetzt, zwei Jahre später als der oben erwähnte Zeitpunkt, war ich es selbst, den das Geschick erwählte, gerade diesen meinen Lieblingsplan in Angriff zu nehmen. Ich fühlte mich gehoben bei dem Gedanken und sagte laut das Sprichwort vor mich hin: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle". Aber, wird das Unternehmen gelingen, bin ich nicht zu kühn gewesen in meinen Plänen, in bezug auf die zu Gebote stehenden Mittel, auf die eigenen Kräfte? Wird es möglich sein, die Nation zu begeistern für die Erhaltung des neuen Besitzes, oder wird unser Unternehmen hinabsinken in die Nacht der Vergessenheit als einer der vielen „Versuche", welche die deutsche Nation auf fast jedem Gebiete gemacht hat und welche sich so lange durch ihre Fruchtlosigkeit auszeichneten?

Das war ungefähr die Richtung meiner Gedanken, als ich an jenem 7. Dezember 1884 langsam nach Muinie-Sagara zurückwanderte.

---

*) Diese Aufzeichnungen geben die unmittelbare Fortsetzung des Berichtes über „Die erste Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ostafrika" in unseren Heften vom März, April und Juni dieses Jahres. Die Redaktion.

Wir hatten uns während der Dauer unserer Expedition eigentlich immer recht wohl befunden, nur schien es, als ob während der letzten Tage eine trübe Stimmung sich unserer bemächtigt hätte, ohne daß wir uns über den Grund dieses Umstandes Rechenschaft geben konnten. Eine Müdigkeit, eine Apathie hatte uns ergriffen, welche abzuschütteln sehr schwer erschien. Herr Otto, sonst der lebendigste von uns allen, fühlte sich heute ernstlich unwohl, er begleitete deshalb die abziehenden Herren nicht, sondern verabschiedete sich von ihnen im Dorfe; als ich dahin zurückkam, hatte er sich in ein anderes Haus quartiert, kam auch an diesem Tage nicht mehr zum Vorschein. Ich glaubte, daß etwas gründliche Ruhe mich wieder munter machen würde, und verbrachte deshalb den Rest des Tages in stiller Beschaulichkeit. Vergangenheit und Zukunft zogen in trüben und heiteren Bildern an meiner Seele vorüber. Wie weit waren diese Zukunftsbilder von der Wirklichkeit entfernt, wie sie sich seitdem entwickelt hat! —

Drei unserer Leute waren, wie erwähnt, als Arbeiter bei mir geblieben, ein vierter krankheitshalber; dieser wollte aber, sobald er seine Gesundheit wieder erlangt hätte, ebenfalls bei mir arbeiten. Diese Leute waren mein Diener Marabu, der mit Stanley gereist war und in Stanleys Buch erwähnt wird, dann Ali, unser Koch, Ali Cambier, wie er sich nach seinem früheren Herrn gern nannte, ferner Juma bin Rashid, ein Träger, der mir unterwegs durch sein freies, unabhängiges Wesen sehr gefallen hatte, endlich der Kranke, Osman, der Diener von Dr. Peters. Zum Unterhalt für die Leute waren mir etwa zwei Bündel Zeuge dagelassen, für mich selbst etwa 20 Blechdosen mit australischem Hammelfleisch, eine Menge Thee und Kakao, aber kein Zucker, 5 Büchsen amerikanische Früchte und etwas Sardinen. Sonst nichts.

Am Tage nach der Abreise der beiden Herren besprach ich mich mit meinen Leuten und veranlaßte sie, uns Arbeiter zu suchen, da wir Fünf kaum genügten, die Arbeit, z. B. eines Hausbaues, zu bewältigen. Marabu hatte Glück und es meldeten sich einige Leute, welche gern arbeiten wollten, dafür aber den enormen Preis von 10 Doti = 40 Ellen Zeug monatlich, außerdem ihre Nahrung verlangten. Um indessen überhaupt nur einmal Leute zu bekommen, willigte ich ein, diesen Preis zu zahlen, später konnte ich ja die Preise herabdrücken.

Das erste, was mir zu thun oblag, war der Bau eines Hauses. In dem Dorfe konnte man wohl einmal kampieren, aber ein längerer Aufenthalt daselbst war unmöglich. Einmal war des unbeschreiblichen, sogar für Ostafrika ganz ungewöhnlichen Schmutzes halber der Aufenthalt kein menschenwürdiger, dann hörten die Betteleien der Eingeborenen niemals auf, so lange man sich unter ihnen befand, endlich mußte doch ein Ort vorhanden sein, welcher den Ausgangspunkt für spätere Unternehmen bildete und von welchem aus man das Land allmählich kennen lernen konnte. Ein afrikanisches Haus, und zwar ein sehr wohnliches Haus, kostet nicht viel und ist in sehr kurzer Zeit hergestellt; ich brauchte also nicht zu fürchten, große Summen für Anlagen zu verschleudern, welche eventuell nur provisorisch waren. Bauholz für meine Zwecke war überall genügend vorhanden, und aus fast jedem Busche in der Umgebung von Muinie-Sagara blickten die hellgrünen gefiederten Zweige von Bambus hervor, reichliches Material vorzüglicher Qualität zu Bauten aller Art versprechend.

Ueber den Plan und das Verfahren beim Bau meines Hauses war ich mir, da ich schon so manches Haus gebaut hatte, völlig im Klaren. Das Haus sollte 30' lang, 12' breit werden und in der Mitte einen großen Raum, rechts und links zwei kleinere, außerdem vorn Veranda und hinten Niederdach mit wieder zwei Räumen haben. Um zu bauen, brauchte ich nur an die Ecken des neuen Hauses vier starke Pfähle zu setzen, für die Thüre und für jedes Fenster wieder zwei. Diese Pfähle wurden dann durch quer darüber gelegte Stangen verbunden und so eine Art Gerüst hergestellt. Jetzt wurden in Zwischenräumen von je 2 Fuß Bambusstäbe quer an die Pfähle gebunden und später eine Unzahl von Bambus senkrecht an diese Latten befestigt, so daß eine

Wand entstand, aus welcher nun die Oeffnungen für die Fenster herausgesägt wurden. Die Stellen der Thüren wurden gleich offen gelassen. Auf diese Weise entstand eine Art riesigen Korbgeflechtes, dessen Wände nur mit Lehm beworfen und mit Sand abgerieben zu werden brauchten, um ein ganz wohnliches Haus abzugeben. Das Dach wurde mit dem massenhaft vorhandenen Tambootigrase oder mit Palmblättern gedeckt.

Es galt also nun, nur einen Bauplatz zu finden. Gar zu weit durfte er nicht sein, da uns sonst das Hin- und Hergehen zu viel Zeit rauben würde, ferner durfte mit der Wahl nicht zu lange gezaudert werden, wenn vor dem Regen noch alles unter Dach und Fach kommen sollte. Aber — meine Hoffnung, daß ein Tag gänzlicher Ruhe mich herstellen würde, war eine trügerische gewesen. Im Gegenteil, ich wurde täglich schwächer. Ein wunderbarer Widerwille gegen alle Nahrung, besonders gegen Fleisch, vor allem gegen Büchsenfleisch, machte sich bemerklich. Der Sohn des Häuptlings, Kibana, schenkte mir am 9. Dezember einen großen Topf mit Honig; es war mir unmöglich, diesen sonst so gesuchten Leckerbissen zu genießen. Herr Otto aß einen Teil, hörte aber auch bald auf, und ich verteilte den Rest an die Kinder des Dorfes. Die körperliche Schwäche, über welche ich schon kurz vor meiner Ankunft in Muinie-Sagara zu klagen hatte, wurde beängstigend. Mit Mühe hatte ich am 8. den Hügel bestiegen, auf welchen ich das Haus zu bauen beabsichtigte. Ich hatte einen Platz frei machen, aber zwei schöne Bäume stehen lassen, um Schatten zu haben. Am 10. stieg ich unter großer Anstrengung abermals hinauf, und unter Zusammennahme aller Kräfte gelang es mir gerade, das Viereck für das Haus auszumessen und die Stellen zu bezeichnen, wo die ersten Pfähle eingeschlagen werden mußten, da fiel mein Kopf auf eine Seite, meine Kniee fingen an zu zittern, blaue und grüne Flecken schwammen vor meinen Augen. Ueber solchen Zustand physischer Schwäche kann keine menschliche Energie einen Sieg davon tragen; an Weiterarbeiten war also nicht zu denken, gelang es mir doch nur mit großer Mühe, das Dorf wieder zu erreichen.

Ich erhielt jetzt jeden Morgen von Kibana etwas Milch, welche ich halb zum Frühstück, halb zu Mittag trank und dazu etwas „Ugali“, d. i. Brei aus dem Korn der Eingeborenen aß. Es war das einzige, was ich überhaupt genießen konnte. Meine Verdauung war auf Null reduziert, aber meine Leber so stark geschwollen, daß ich das Aussehen eines starken Mannes hatte. Ein unerträglicher, durch nichts zu löschender Durst plagte mich. Die Hitze in diesen Tagen war furchtbar, wenigstens schien sie mir so. Ich hatte keine Idee, wo die Thermometer untergebracht waren, um zu messen, und dankte Gott, daß ich sie nicht zu suchen brauchte, da jede Bewegung Anstrengung kostete. Ich war kaum Herr derselben, so groß war die Schwäche aller Glieder. Schlaf war von meinem Lager verbannt, höchstens am Nachmittag konnte ich eine Stunde erhaschen. Ruhe, Ruhe war das einzige Bedürfnis, der einzige, aber dringende Wunsch. Sie ist zugleich der böseste Feind unter solchen Umständen: ich zwang mich daher zum Gehen und stattete einmal einem in der Nähe wohnenden Sohne des Muinie-Sagara meinen Besuch ab. Er empfing mich freundlich, gab mir eine Ziege, zwei Hühner und Eier zum Geschenk und wir schlossen große Freundschaft. Ali, mein Koch, begleitete mich als Dolmetscher, d. h. Ali kann ein paar Brocken Französisch und ich ebensoviel Kiswaheli. Allein Ali als gewandter Mann versteht es vorzüglich, mit Leuten umzugehen, die seine Sprache nicht können, und dolmetscht doch; wenn ich nämlich gern etwas sagen möchte und nicht kann, so sagt er selbst sehr viel, und das thut auch seine Dienste. Eine große Unterhaltung kommt zwar nicht zu stande, allein man lernt sich kennen, und das genügt. Ein andermal nahm ich eine Doppelflinte, gab Kibana eine andere und wir gingen Perlhühner jagen. Allein schon nach 5 Minuten mußte ich mein Gewehr einem Sklaven Kibanas geben, da es mir zu schwer wurde. Schon nach einer halben Stunde lag ich wieder hilf- und kraftlos in meinem Zelt, welches ich im Dorfe aufgeschlagen hatte. In diesem Zustand entsetzlicher Schwäche hatte ich doch noch für andere zu sorgen. Alle Augenblicke kamen meine Leute und klagten, daß ihre

Nahrungsmittel zu Ende seien, und da sie eben meine Leute waren, so hatte ich dafür zu sorgen, daß Nahrungsmittel immer in genügender Menge vorhanden waren; wie ich das anfing, war ja den Herren Schwarzen egal, wenn sie nur zu essen hatten. Ich schickte dann wohl ein paar Leute aus, um für Zeuge neue Nahrungsmittel zu kaufen, indessen ist alles hier entsetzlich teuer. Allerdings liegt die Vermutung nahe, daß mir die Leute höhere Preise anrechneten und den Ueberschuß für sich behielten. Beweisen konnte ich es allerdings nicht, aber auch nicht kontrollieren, es fehlten mir die Kräfte dazu. Ich hatte auch keinen Ort, um die Zeuge zu verschließen.

Auch Herr Otto, der sich ebenso unwohl befand als ich, verlangte Aufmerksamkeit. Er war nicht zu bewegen, von seinem Lager aufzustehen und umher zu gehen, obwohl ihm das gut gethan haben würde. Er wollte absolut Träger haben, um an die Küste transportiert zu werden. Ich that mein Möglichstes, ihm Träger zu verschaffen, aber ich konnte doch niemand zwingen zu tragen, und du lieber Gott, ich war ja selbst so elend, daß ich nicht unter den Leuten umherlaufen konnte. Er mußte also ohne Träger fertig werden. Was mich indessen beruhigte und seinen Zustand nicht sehr bedenklich erscheinen ließ, war, daß er noch mit Appetit aß; jeden Morgen ließ er sich von Ali Frühstück, bestehend aus Fleisch und Obst, in sein Haus bringen und verzehrte es mit Vergnügen. Ich selbst war nicht im stande, konsistente Nahrung zu mir zu nehmen, und lebte nur von der Milch, welche Kibana mir gab.

Bei alledem sollte doch aber die Arbeit auch nicht stille stehen. Marabu ging jeden Morgen mit den Leuten Holz und Bambus fällen, welches sie am Nachmittag hereintrugen. Bei meiner physischen Schwäche war es mir unmöglich, selbst mitzugehen und die Leute zu beaufsichtigen. Ab und zu begab ich mich, von Marabu und Ali halb gestützt, halb getragen, auf den Hügel, wo das Haus stehen sollte. Da mußte ich leider wahrnehmen, daß die Arbeit nur äußerst geringe Fortschritte machte und die Balken für das Haus sich nur entsetzlich langsam mehrten. Marabu, der doch Aufsicht führen sollte, war eben gänzlich unzuverlässig. Was sollte nur werden, wenn meine Kräfte nicht wiederkehrten?

In diesen Tagen hatte ich Besuch vom alten Muinie-Sagara. Er setzte sich auf eine Kiste, sah sich um und bettelte um alles, was sich im Bereich seiner Augen befand, sogar die Knöpfe meiner Jacke wollte er haben. Wenn man eine geschwollene Leber hat, so ist man nicht gerade in der Verfassung, Unangenehmes mit großer Liebenswürdigkeit zu ertragen. Ich war denn auch entsprechend unliebenswürdig, und Muinie-Sagara, nachdem er zur Vergeltung ein Weib, welches in die Hütte trat, tüchtig durchgeprügelt hatte, verließ mich bald.

Nachmittags ging ich an den nur etwa 100 Schritt entfernten Fluß, um zu baden; das Wasser kühlt die innere Hitze. Bei Sonnenuntergang begab ich mich zu Bett, aber kein Schlaf beruhigte die erschöpften Nerven. Umsonst versuchte ich zu lesen, es war mir unmöglich, meine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu konzentrieren. Meine Gedanken schweiften willkürlich umher und verweilten in letzter Zeit gern in Südafrika. Oft ertappte ich mich im Gespräch mit alten Bekannten, dann wieder war ich zu Pferd und jagte über die endlosen Flächen des Südtransvaals. Lebendig sehe ich das Land vor mir, im graublauen Horizont taucht einsam Kopje alleen auf, kaum von den leichten Wolken im Hintergrunde zu unterscheiden. Fast unendlich erstreckt sich die Fläche vor mir, gelb vom vorjährigen Grase, und in nicht allzugroßer Ferne wirft eine Herde stolzer Bleßböcke die feinen Köpfe in die Höhe, den einsamen Reiter scharf beobachtend. Die Sonne ist im Untergehen begriffen und allmählich wird der Horizont gelb, während die vorher gelbe Ebene purpurn strahlt. Beide Farben gehen ineinander über und es ist wirklich unmöglich zu sagen, wo die Erde anfängt, der Himmel aufhört. Die Sonne sinkt, ein strahlender Feuerball, unter den unbegrenzten Horizont, und rasch folgen ihr die verbleichenden Farben. In wenigen Minuten ist es dunkel, und ein leichter Nachthauch weht über die Ebene. Ich fröstele. Jetzt ist plötzlich mein Pferd

ein Wagen. Unbestimmt nimmt sich seine Form in der Nacht aus, denn ein weites geöltes Kanevassegel ist darüber gebreitet. Nicht weit vom Wagen ist ein Feuer, und bei seinem Schein sieht man von dem ungeheuren formlosen Etwas nur ein galgenartiges Gerüst gespensterhaft weiß in die Nacht hineinstarren. Es ist die Wagendeichsel, welche, auf das senkrecht gestellte Hinterjoch gestützt, jedermann warnen soll, nicht vorn um den Wagen zu gehen, weil man hier leicht über das lange Zugtau mit seinen Jochen fallen kann. Um den Wagen umher tönt ein eigentümliches, kratzendes, scharrendes Geräusch; es sind die ausgespannten Ochsen, die wieder zum Wagen zurückkommen, da sie wissen, daß sie bald für die Nacht am Zugtaue angebunden werden. Ich lege mich unter den Wagen und ziehe, angenehm fröstelnd, meine Decke über die Schultern. Da nimmt der Treiber die lange Peitsche und knallt laut, um den Vorläufer zu wecken, damit dieser anfange einzuspannen. Mit dem Knall erwache auch ich und sehe, daß ich nur einen wachen Traum gehabt habe, aus welchem mich irgend ein Geräusch weckte, welches im Traum zum Peitschenknall wurde. Das leise Frösteln nur dauerte in Wirklichkeit fort, ein sicheres Fieberzeichen. Und statt der köstlichen Luft des Freistaates oder Transvaals umgibt mich die drückende, übelriechende Atmosphäre des Ziegenstalles, welcher meine Wohnung ist. Mein Zelt ist in der heißen Zeit nicht zu brauchen. Da es nur ein einfaches Dach hat und eine fürchterliche Temperatur unter diesem sich ansammelt, muß ich, bis mein Haus fertig ist, schon in diesem Stall wohnen, welcher uns noch am ersten Tage unserer Ankunft gastfrei angewiesen wurde.

Herr Otto wohnte in einem anderen Hause, wo er sich einquartiert hatte. Er kam fast nie zum Vorschein, obwohl er während der Reise immer munter gewesen war. Ich besuchte ihn täglich einmal, doch nicht öfter, da meine große Schwäche mir das Gehen schwer machte und es mir fast unmöglich war, mich durch die enge Thür in Ottos Behausung hineinzuzwängen.

So verging die Zeit bis zum 19. Dezember. An diesem Tage kam ein Träger mit einem Brief vom deutschen Konsul in Zanzibar, welcher uns 50 Pfund Pulver zusandte. Dies kam sehr willkommen. Meine Zeuge gingen auf die Neige, und ich wußte kaum noch, wovon ich den Unterhalt der Leute bestreiten sollte. Für Pulver war indessen alles zu bekommen, und ich war so wieder für einige Zeit versehen. Der Träger konnte außerdem einen Brief nach Zanzibar bringen, in welchem ich um einige Lebensmittel bat. Ich war mit solchen, wie schon im Anfang erwähnt, sehr schlecht versehen. Büchsenfleisch ekelte mich an, Brot, Mehl, Zucker, Butter fehlten gänzlich, und ich war auf die Kost der Eingeborenen angewiesen. Nun hatte ich ja so wenig Appetit, daß ich dieser Sachen kaum bedurft hätte. Allein leicht verdauliche Nahrung hätte ich mich schon einmal zwingen können herunterzuschlucken, um die Konstitution nicht allzu sehr sinken zu lassen. Ich lechzte nach einer Tasse Thee mit Zucker, ohne welchen dieses Getränk für mich ungenießbar ist. Zucker war aber, da wir nur 29 Pfund mitgenommen hatten, längst vor unserer Ankunft in Muinie-Sagara alle geworden, und so mußte ich mir diesen Genuß versagt sehen.

Schon mehrere Male hatte mich das Gerücht von einer großen herannahenden Karawane erreicht. Ich wußte, daß ein zur englischen Mission gehöriger Herr im Begriff war, sich auf seine Station zu begeben, und erwartete täglich seine Ankunft. Hoffte ich doch von ihm irgend eine Kleinigkeit an Lebensmitteln zu erhalten. Ich hatte mich am Abend des 19. schon zu Bett begeben, als plötzlich die Nachricht kam, der Herr habe unweit des Dorfes sein Lager aufgeschlagen. Er brachte seine junge Frau in das Land, und da ich beide in Zanzibar kennen gelernt, ja für die junge Frau einmal französisch gedolmetscht hatte, so begab ich mich in deren Lager und fand beide in einem geräumigen Zelt sitzen. Wer kann meine Genugthuung nachempfinden, als mir eine Tasse guter Thee mit Zucker angeboten wurde, gerade der Genuß, welcher mir zur Zeit der ersehnteste war. Ich wurde durch diesen Thee so erquickt, daß ich

mich fast hergestellt wähnte. Hierzu trug wohl nicht wenig das Vergnügen bei, welches ich empfand, wieder einmal mit zivilisierten Menschen in einer zivilisierten Sprache reden zu können, anstatt mir jeden Satz zwei- bis dreimal langsam vorsagen zu lassen und ihn dann doch noch nicht ordentlich verstanden zu haben. Wir trennten uns erst spät, und diesen Abend machte ich, wenn auch nicht zum erstenmal, so doch in ganz besonders hohem Maße die Erfahrung, daß der Geist im stande ist, den Gebrechlichkeiten des Körpers in gewisser Weise zu steuern. Ich hatte geistige Anregung erfahren, allerdings auch etwas Thee getrunken, war aber nun auch im stande, ohne Hilfe zum Dorfe zurück zu gehen. (Es waren freilich nur 200 Schritt.) Am nächsten Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zum Frühstück, nach welchem der Herr zu uns in das Dorf kam, um Herrn Ottos Krankheitszustand zu untersuchen. Er hinterließ einige Medizin, fand aber die Krankheit nicht bedenklich. Nach vielem Drängen und Bitten überließ mir der Herr gegen ein Huhn noch einen Teller voll Zucker und brach dann auf, um seine Reise fortzusetzen. Die Frau fuhr auf einem zweirädrigen Karren, welchen zwei Esel zogen, die hintereinander gespannt waren. Der Mann ging nebenher und dirigierte das Ganze. Ich begleitete die Karawane eine Strecke weit, bis meine Schwäche mich mahnte, daß es Zeit sei umzukehren.

Am 21. Dezember 1884 schien es, als ob genug Holz und Bambus vorhanden sei, um mit dem Hausbau beginnen zu können. Ich schleppte mich auf den Hügel und pflanzte den ersten Pfahl des Hauses. Ging indessen das Bambus- und Holzfällen nicht schneller von statten, so war wenig Aussicht vorhanden den Bau je zu vollenden. Marabu, der die Aufsicht über die Leute hatte, schien mit ihnen unter einer Decke zu stecken und sie zur Faulheit zu veranlassen. Als ich ihn engagierte, erwähnte er als Empfehlung, daß er zu Stanleys Bootsmannschaft gehört hätte. Ich glaubte nun, einen ganz besonders tüchtigen Mann in die Hände bekommen zu haben, hoffte auch viele Einzelheiten über die große Kongoreise zu erfahren. In beidem wurde ich enttäuscht. Es ist wohl bekannt, daß Stanley nebst vielen guten Leuten doch auch die Kanaille Zanzibars mit sich führte. Dieser letzteren durfte Marabu sich entschieden rühmen anzugehören; einen verlogeneren, fauleren und diebischeren Mann habe ich niemals gehabt. Von seinen Reiseerlebnissen wußte er nichts mehr. Es ist eine Beobachtung, welche ich oft gemacht habe, daß Leute unkultivierten Geistes nicht die Fähigkeit besitzen, ungewöhnliche Eindrücke in sich zu verarbeiten, daß diese sich daher früher oder später verwischen. So erging es Marabu; er wußte nur noch, daß es am Kongo immer Maniok zu essen gegeben, bis man am Ende der Reise fast gar nichts mehr zu essen hatte.

So lange Marabu die Aufsicht führte, kamen wir nicht weiter. Ich nahm daher alle Kräfte zusammen und begleitete die Leute bis zu dem Ort, wo sie den Bambus schlugen. Es waren nur zwei Wegstunden, allein welche Qual verursachten mir die paar Hügel nicht! Es bedurfte wirklich keiner kleinen Energie, um nicht liegen zu bleiben. Später erfuhr ich, daß die Leute mich absichtlich so weit geführt hatten, um mir ein abermaliges Mitgehen zu verleiden. Bambus war viel näher zu haben, mir wurde indessen gesagt, er sei nicht stark genug. Bei der Arbeit setzte Marabu sich hin und sah zu. Als ich ihn fragte, was er mache, erwiderte er: „Ich dirigiere die Arbeit.“ Einige mehr kräftige als elegante Ausdrücke und ein ebenfalls ziemlich kräftiger Bambusknüppel, mit welchem sich Marabus Kopf plötzlich in Kollision fand, veranlaßten ihn indessen seine Direktion aufzugeben und sich auf das Fällen von Bambusstangen zu beschränken. So ging es auch vorwärts. Während die Leute in den letzten drei Tagen nur zwölf Trachten Bambus gebracht hatten, erhielten wir heute zwanzig, und meine Hoffnungen stiegen. Die Ueberwachung der Arbeit war mir heute geglückt, warum sollte ich sie nicht weiter durchführen können? Mit Vorwürfen gegen mich selbst, daß ich bisher nicht alle Energie, deren ich fähig war, bewiesen hatte, marschierte ich nach Hause zurück.

Am anderen Morgen fand mich die aufgehende Sonne oben auf dem Hügel, um den Bau des Hauses zu überwachen. Einige Stunden hielt ich aus, dann kamen wieder die fürchterlichen Schwächezustände, welche jede Bewegung zur Pein machten, im Kopfe ein wüstes Chaos, vor den Augen alles schwarz, und eine totale und lang anhaltende Ohnmacht war die Folge der Ueberanstrengung. Die Leute, in dem Glauben ich sei tot, trugen mich in das Dorf hinab, wo ich nach einer Stunde wieder zu mir kam; ich habe aber um zu bauen den Hügel nicht wieder bestiegen.

Von jetzt ab wurde es überhaupt von Tage zu Tage schlechter mit meiner Gesundheit, und der Ort, an dem ich mich befand, trug auch nicht dazu bei, mich kräftig werden zu lassen. Da es gerade kleine Regenzeit war, so fiel jeden Nachmittag Regen. Die Morgen waren herrlich, die Abende kühl. Der Abend des erwähnten Tages sogar so kalt, daß ich mich am Feuer wärmen mußte. Ich begab mich bald zu Bett. Plötzlich fühlte ich etwas an meinem Halse kriechen und als ich mich aufrichtete, fiel ein kleiner Skorpion herab. Ich habe früher einmal den Stich eines solchen Tieres kennen gelernt und kann versichern, daß sie keine angenehmen Schlafkameraden sind. Wir sind hier überhaupt reichlich mit Ungeziefer versehen; ich glaube allerdings, daß ich das denkbar Möglichste in bezug auf Wanzen im Jahre 1883 in Aden erlebte, wo ich sie Handvoll auf Handvoll von dem Bettlaken abschabte und auf der Erde zertrat. (Hier ist von keiner Uebertreibung die Rede. Mein Gefährte und ich wurden damals von Wanzen fast aufgefressen. Ich lag am Fieber schwer danieder und mein Kamerad pflegte mich sorgsam; sollte dies sein Auge treffen, wird er sehen, daß ich mich seiner dankbar erinnere.) Bei Muinie-Sagara verstand man indessen auch Wanzen zu züchten, und wenn sie auch vielleicht nicht die Größe der arabischen erreichten, so verstanden sie doch das Beißen ganz vorzüglich und waren besonders giftig. Eine andere fürchterliche Plage sind hier die Moskitos. Muinie-Sagara ist ein schrecklich schmutziger Ort, und ein Fluß mit lehmgelbem Wasser fließt dicht daran vorbei. Es ist ein wahrer Zuchtort für Moskitos, denn was kann sich ein Moskitoherz besseres vorstellen, als Schmutz und feuchte, übele Luft, dann einen Menschen mit süßem Blut zum Ansaugen, ah herrlich! Ich habe zwei Orte gesehen, welche sich wegen ihrer Moskitos meinem Gedächtnis besonders einprägten, ich muß aber Muinie-Sagara das Zeugnis geben, daß es jenen beiden Orten nur wenig nachsteht. Der erste dieser beiden Orte ist die Mündung eines kleinen Flusses namens Umtamvuna in Südafrika, welcher das Pondaland von Alfred County trennt. Ich verbrachte im Beginn des Jahres 1875 eine Nacht daselbst im Freien und hatte am anderen Morgen ein arg geschwollenes Gesicht, verursacht durch den Stich dieser lästigen Fliege, welche selbst der Rauch meines Feuers nicht abzuwehren vermochte. Damals waren noch keine Weißen in dieser Gegend, welche überhaupt nur selten betreten wurde. Jetzt ist, wie ich höre, eine Niederlassung dort. Der andere Ort ist etwas oberhalb Quilimane an einer der Zambezimündungen. Mein Gefährte, derselbe der mich später in Aden pflegte, und ich wurden, obwohl wir während eines heftigen Platzregens draußen schliefen, doch unbarmherzig zerstochen, so daß wir den sonst so herrlichen Zambezi herzlich verwünschten. Aber, wie gesagt, Muinie-Sagara ist fast ebenso schlimm. Außer den Wanzen gibt es dann hier ein Insekt, welches den sogenannten Holzböcken ähnelt. Allerdings gräbt es sich nicht wie diese in die Haut und schwillt nicht zur Blase an. Es beißt nur und saugt sich voll, hinterläßt aber eine Anschwellung wie ein Wanzenbiß, nur schmerzhafter. Daß ich unter solchem Ungeziefer manche schlaflose Nacht zugebracht, ja nur selten Schlaf bekam, war bei meinen zerrütteten Nerven wohl kein Wunder.

Meine menschliche Umgebung trug auch nicht dazu bei, mir mein Los angenehm zu machen. Marabu habe ich schon geschildert, ich hatte aber leider auch noch Ali, meinen Koch. Von ihm lernte ich jetzt neue Dinge auf dem Gebiete der Nahrungszubereitung. Ich glaubte darin allerdings schon manches Eigentümliche erfahren zu haben; auf einer Reise, welche ich vor vielen Jahren als ganz junger Kolonist in

Südafrika machte, gab ich einem neu engagierten Kafferjungen eine Ziege mit dem Auftrage sie zu schlachten und mir ein Stück Fleisch in Wasser zu kochen, da ich wohl ahnte, daß Fleisch zu braten für ihn ein noch unergründetes Geheimnis wäre. Was nun der gute Junge gedacht hat, ob er glaubte, daß Weiße anders äßen als Schwarze, ob es Aengstlichkeit war oder der Wunsch, es besonders gut zu machen, die Ursache ist mir niemals ganz klar geworden, genug, aus dem Topfe zog ich ein Hinterbein der Ziege hervor, welches mit Huf und Fell vom Körper abgeschnitten und so gekocht worden war. Dies hatte ich bisher für das non plus ultra gehalten. Ali überbot indessen alles, er machte das Unmögliche möglich. Ab und zu, wenn er eine Ziege geschlachtet hatte, schickte Muinie-Sagara uns ein Stückchen Fleisch, dann zeigte sich Ali. Fleisch in Kakao zu kochen, Salz in den Kaffee zu thun und Pfeffer in den Thee, Sardinen in das Backobst und eingemachte Früchte in Hühnerbrühe mit Currie war ihm Kleinigkeit. Damit man ihn aber nicht der Sorglosigkeit anklagen konnte, nahm er sich gute Zeit zu allem, und oft bekam ich mein Frühstück um 3 Uhr nachmittags. An einem Teller voll Bohnen, welche die Nacht durch in Wasser geweicht hatten, kochte Ali einst drei Tage, doch gehört dies einer späteren Epoche an. Tadelte ich ihn dann oder zeigte ich ihm, wie er es machen müsse, so verbarg Ali seine Indignation über den Umstand, daß ich irgend etwas besser wissen wolle, hinter anhaltenden Versicherungen von „Sche konneh, master! Sche konneh!“ (Je connais).

Weihnachten 1884. Werde ich dies Weihnachten je vergessen können? Am Morgen des 24. fühlte ich mich etwas munterer als gewöhnlich, da ich die Nacht vorher etwas geschlafen hatte. Schon früh trat Kibana, der Sohn des alten Häuptlings, in mein Zelt und unterhielt sich freundlich mit mir. Zuletzt brachte er den schon oft ausgesprochenen Wunsch wieder vor, mit mir Blutsbrüderschaft zu machen. Ich hatte bisher diesem Wunsche nicht nachgegeben, da ich seinen Zweck nicht einsah und man sich durch solche Verbindung nur viel Last und Unannehmlichkeiten zuzieht. Heute aber, teils um dem Jungen gefällig zu sein, teils aus Neugier auf die Zeremonie, und dann weil ich ihm wirklich ganz gut war, willigte ich ein, und die Vorbereitungen wurden sofort in Angriff genommen. Eine Ziege wurde geschlachtet und die Milz in der Asche gebraten, dann wurde jedem von uns in den linken Arm ein kleiner Einschnitt gemacht und die Ziegenmilz mit dem hervorquellenden Blute betupft. Jeder nahm dann ein Stück des gebratenen Fleisches und zwar das mit dem Blute des anderen betupfte in die linke Hand und erfaßte die Rechte des anderen. Ein Verwandter Kibanas zog ein paar Messer hervor, die er langsam aneinander zu wetzen begann. Nun rief er mit lauter Stimme kurze Sätze, deren Sinn ich damals nicht verstand. Ich habe sie mir seither wiederholen lassen, doch scheinen sie nicht immer dieselben zu sein. Ein französischer Priester, Père Le Roy, gibt in seinem Buche „à travers le Zanguebar“ eine sehr hübsche Uebersetzung der Rede bei einer ähnlichen Gelegenheit. Von dem, was mir damals gesagt wurde, ist mir nur wenig erinnerlich. „Wenn du Speise hast, gib deinem Bruder davon. Hast du Freunde oder Feinde, so seien sie die deines Bruders. Weißt du von etwas Bösem, so warne deinen Bruder“ ꝛc. ꝛc. Dann trat einer meiner Leute herzu, wiederholte dieselbe Zeremonie und sagte ähnliche Dinge zu Kibana. Dabei wurden die Messer immer geschwinder gewetzt, die Stimme wurde immer lauter, bis die Rede mit einer Beteuerung schloß, deren Sinn ich niemals recht verstehen lernte. Dann aß jeder das Fleisch mit dem Blute des anderen. Das Fleisch der geschlachteten Ziege wurde unter die Anwesenden verteilt und ich mußte ein Doti, d. i. 4 Ellen Zeug an die Verwandten Kibanas entrichten. Damit war die Zeremonie beendet. Ich wollte nun mein Frühstück, bestehend aus Milch und Ugali, zu mir nehmen, schickte aber erst Ali zu Herrn Otto, um fragen zu lassen, ob er ein Stück von der gebratenen Ziege haben wolle. Ali kam zurück, legte die Hand an den Mund und sagte: „Der weiße Mann ist tot.“

Wie ein elektrischer Schlag berührte mich das Wort. Eine entsetzliche Uebelkeit

überkam mich und ich brauchte mehrere Augenblicke, ehe meine kranken Nerven soviel Fassung hatten, daß ich erwidern konnte. Ich stand auf und begab mich in Herrn Ottos Haus. Er lag auf dem Rücken, die eine Hand über der Brust, die andere weggestreckt neben sich. Auf seiner Kiste stand eine Dose amerikanischer Kirschen, die ich ihm am Abend vorher noch hineingeschickt und die er halb gegessen hatte. Sein Tod mußte ganz plötzlich eingetreten sein, denn noch spät in der Nacht hatte ich ihn mit ziemlich kräftiger Stimme nach Wasser rufen hören. Er war indessen schon steif. Sein Mund und seine Augen waren offen und zeigten das Bild des Todes in fürchterlicher Gestalt. Ich ließ ihn sofort in seine Decke hüllen und schickte Leute aus, um mit Hacken und Schaufeln ein Grab für ihn zu graben. Unter einer Mimose nicht weit vom Dorfe unmittelbar am Wege wurde das Grab gegraben und am Nachmittag gegen 4 Uhr war alles zum Begräbnis bereit. Gern hätte ich länger gezögert, allein die herrschende große Hitze ließ mich herannahende Zersetzung ahnen.

Der steife Körper, ordentlich in eine große wollene Decke gehüllt, wurde auf drei Bambusstöcke gelegt und von 6 Leuten getragen; ich folgte mit einer Anzahl Leuten aus dem Dorfe. Glücklicherweise war das Grab nicht weit, denn durch die Erregung und die von dem Ereignis verursachte Arbeit und damit verbundene Anstrengung hatte meine Schwäche wieder in hohem Grade zugenommen, so daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Am Grabe angelangt, ließ ich den Leichnam langsam hinabsenken, trat dann zu Häupten desselben, nahm meinen Hut ab und betete ein Vaterunser. Dann wiederholte ich den Spruch: „Erde bist du und Erde sollst du werden, davon du genommen bist ꝛc.“ Als ich mich beugte, um eine Handvoll Erde in das Grab zu werfen, brachen meine Kniee unter mir zusammen, und ich wäre rettungslos auf die Leiche gefallen, hätten die umstehenden Leute nicht zugegriffen, um mich zu halten.

Gestützt auf zwei meiner Leute wankte ich zurück zum Dorfe. Kein Wunder, daß mir der Gedanke kam: Wenn du es wieder verläßest, so ist es auch auf drei Bambusstöcken, nur wird an deinem Grabe kein Mensch ein Vaterunser sprechen, sondern wie einen Hund werden die Schwarzen dich einscharren.

Herrn Ottos Grab wurde zugeworfen; ich ließ es mit Steinen beschweren und mit einer Hecke von Dornen umgeben. Dann begann ich sofort Ottos Nachlaß zu ordnen. Einige Kleinigkeiten, wie Uhr ꝛc. und seine wichtigsten Papiere sandte ich nach Zanzibar zur Weiterbeförderung an die Seinen, zugleich mit Briefen, welche das Ereignis anzeigten.

Mich hatte dieser Tag furchtbar angegriffen, mit meinen Kräften ging es jetzt rapide bergab und die folgende Zeit schwebt mir als ein wildes Chaos vor, in welches ich mich vergebens bemühe, mittels der flüchtigen und verworrenen Notizen in meinem Tagebuche Ordnung zu bringen. Meine Leute plagten mich; anstatt mir ein oder zwei Tage vorher zu sagen, daß ihre Nahrungsmittel auf die Neige gingen, erfuhr ich es erst, wenn alles aufgegessen war, und ich bekam dann lange Gesichter, in denen der Vorwurf deutlich zu lesen war, daß ich die armen Schwarzen hungern ließe. Daß das Korn, welches ich kaufte, niemals lange reichte, war natürlich. Bei jeder Mahlzeit saßen 6—8 fremde Niggers, die mich gar nichts angingen, bei meinen Leuten und aßen mit. Da dies zum stehenden Usus geworden war, wurde natürlich von vornherein eine um soviel größere Portion gekocht, und das Korn war im Umsehen alle. Das Volk hatte es bequem, auf meine Kosten zu leben, und bürdete mir die Mühe der Beschaffung der Nahrungsmittel auch noch auf, denn ich mußte zusehen, wie ich mehr Korn erhielt, welches in dieser Jahreszeit immer, dieses Jahr aber ganz besonders teuer war. Ging ich dann an den Leuten vorbei, wenn sie gerade ihre Mahlzeit einnahmen, so sahen sie mich an und ich las in ihren Blicken, daß sie mich für einen Esel hielten, weil ich nicht, wie sie wohl wußten, daß sie es verdienten, mit einem Prügel unter sie sprang. Ich konnte aber nicht, ich konnte nicht einmal schelten vor Erschöpfung, und wenn ich gekonnt, würde es nichts geholfen haben. Heftige Erbrechen quälten mich jeden Tag,

kaum konnte ich mich von meinem Lager erheben, welches sich immer noch in dem Ziegenstalle als einzigem Schatten besitzenden Orte befand. Kam dann die Nacht, so rang ich vergebens nach Schlaf. Mit dem Ungeziefer, welches ich beschrieb, unter der Decke und zahllosen Moskitos über derselben war an Schlaf nicht zu denken. Nur eine dumpfe Betäubung überkam mich. Da fängt eine Trommel an zu klingen. Nicht eine ordentliche Trommel oder ein ordentliches Tamtam, welches einen Höllenlärm macht, es aber dabei gut meint, — nein, ein Ding, welches einen dumpfen, klanglosen Ton hat, als ob es am Stockschnupfen litte. Dabei geht es immer in demselben Takt: Täm tám tám tám. Der letzte Ton klingt nicht aus, und man ist immer gespannt, ihn verklingen zu hören. Um den Kerl, der das Ding schlägt, stehen im Kreise die Wasagara groß und klein und singen. Ein einziger Ton wird, so lange der Atem anhält, ausgestoßen. Nicht aus voller Kehle, sondern in der höchsten Fistel, und dann, weil die Fistel eben zu hoch ist, wird der Ton ganz leise, auch nur etwas Halbes, das Ohr Beleidigendes. Steigt dann das Vergnügen auf seinen Gipfelpunkt, so vermehrt wohl irgend ein Amateur die Harmonie des Ganzen, indem er ein paar Holzknüppel in anderem Takt als dem der Trommel aneinander schlägt. Wären die Leute Zulus, Zwazies oder auch Pondas, so hörte man wohl einen Spektakel zum Tollwerden, man bekäme vielleicht Kopfschmerzen, die Nerven blieben aber ganz. Sie sind aber keine Zulus, Zwazies oder Pondas, sondern Wasagara und entsetzlich.

Von 6 bis 11 Uhr hörte ich diesem Nervenspektakel zu, in dem nie eine Unterbrechung, nie eine Variation eintrat. Meine Nerven waren in einem Zustande, daß ich zitterte und Ströme von Schweiß über mein Gesicht liefen. Ich sandte Osmani, um zu sagen, man möge den Spektakel unterlassen. Es geschah nicht. Endlich sprang ich selbst auf, wütend, gemartert, entschlossen, die Trommel in tausend Stücke zu zerschlagen. Als ich aber im Sturmlauf, soweit dies meine Schwäche erlaubte, ankam, stoben die Leute auseinander, und aus kurzer Entfernung tönte, mich geradezu verhöhnend, das verdammte Ding lauter als zuvor. Die Leute wissen ja, daß ich nicht im stande bin, auch nur ein Kind zu schlagen. Ich mußte mich eben darein ergeben und streckte mich resigniert auf mein Lager. Endlich war das Verlangen der Wasagara nach Musik befriedigt, das Instrument hörte auf. Die Reaktion der überanstrengten Nerven trat ein, ich merkte, daß Schlaf kommen wollte. Vergnügt schloß ich die Augen. — In Muinie-Sagara war nur eine einzige Katze; fast nie bekam man sie zu sehen und nie hatte ich sie gehört. Gerade aber diese Nacht hatte sich das Vieh auserseben zu konzertieren. Neben meinem Ziegenstall saß sie und sang ein wildes Katerschlachtlied. Weggescheucht kam sie wieder zurück, und aller Schlaf war abermals hin. Das Untier wollte jene Nacht singen und zwar in meiner Nähe. Ich stand auf, um in der klaren Nacht spazieren zu gehen und den brennenden Kopf zu kühlen.

Gott im Himmel! gibt es denn keine Ruhe in diesem Zentralafrika! Kaum betrat ich den Garten, so schallte mir von jedem Hügel, von jedem Dorf, von jedem weit sichtbaren Feuer das heillose Getrommel entgegen: Täm tám tám tám! Keine menschliche Konstitution kann derartige Angriffe auf die Dauer aushalten. Zu dem Erbrechen gesellte sich heftiges Kopfweh, zu der Schwäche Schmerzen in allen Gliedern. Dazu kam, daß Kibana mir mitteilte, ich könne keine Milch mehr bekommen, da jemand anders darum gebeten habe. Ich war also des letzten Nahrungsmittels beraubt, welches ich ohne Beschwerden genießen konnte.

Der letzte Tag des Jahres 1884 verfloß in dumpfem Brüten, und ich betrachtete es als das schrecklichste Zeichen der Krankheit, daß meine geistigen Kräfte so abnahmen. Ich konnte beim besten Willen keine drei Zahlen addieren oder logisch denken, und meine Aufmerksamkeit auf irgend etwas zu konzentrieren war unmöglich.

Wie vergnügt ist man heute abend im alten Europa! Mit dem Beispiel von Herrn Otto vor Augen drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf: Wirst du jemals wieder einen Sylvesterabend im alten Europa verleben?





Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Juli.

7. Die bulgarische Sobranje wählt den Prinzen Ferdinand von Koburg-Kohary einstimmig zum Fürsten.

Politik.

Da die Hundstage in der Politik sich gründlich geltend machen und es für unsere Monatsschau kaum etwas anderes zu berichten gibt, als daß der Entwurf eines Alters- und Invalidengesetzes für Arbeiter nunmehr fertig gestellt und dem Bundesrat vorgelegt worden sein soll, so mag es nicht unzulässig sein, auf eine öffentliche Auseinandersetzung zurückzukommen, die in den ersten Monaten dieses Jahres stattgefunden hat, und welche immerhin von grundsätzlicher Wichtigkeit ist: wir meinen die Ansichten, welche Gerhard Uhlhorn in seiner trefflich geschriebenen Schrift: „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage“ über die Teilnahme der Kirche am öffentlichen Leben entwickelt, und die Antworten, welche Stöcker ihm in den Nummern 14 bis 18 der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ gegeben hat.

Wir setzen zunächst einige besonders charakteristische Stellen aus den Darlegungen der beiden Gegner hierher.

Uhlhorn knüpft seine Polemik an ein Wort Treitschkes: „Millionen müssen ackern, schmieden und hobeln, damit einige Tausend forschen, malen und regieren“, und sagt dazu: „Dem stolzen Worte des Professors will ich doch ein Wort Stöckers gegenüberstellen, der einmal sagt: ‚Mich trieb die Angst um mein Volk in die christlich-soziale Bewegung hinein. — Ich sah in der sozialen Frage einen Abgrund, der vor dem deutschen Leben klafft. Ich bin hineingesprungen, zuerst ohne die Tiefe zu ermessen, weil ich nicht anders konnte.‘ Je entschiedener ich mich später gegen Stöckers Thätigkeit auf diesem Gebiete erklären muß, desto mehr ist mirs ein Bedürfnis, die in diesen Worten zutage tretende Gesinnung erst einmal warm und herzlich anzuerkennen. Ich kann nur wünschen, daß solche Angst um unser Volk recht vielen, besonders auch vielen Geistlichen schwer aufs Herz fallen möchte. Ist es eine der schönsten Aufgaben der Kirche, die Vertreterin der Armen und Bedrückten zu sein, und wollen wir die Erfüllung dieser

Aufgabe doch nicht der römischen Kirche überlassen, so gilt es, die, welche an dem Elend unserer Tage gleichgültig vorübergehen und thun, als wäre alles in Ordnung, und deren sind noch immer leider recht viele, wachzurufen, daß es ihnen doch einmal aufs Herz falle: Woher das Elend? wie kommt das? und wie kann's anders werden? So gern ich aber Stöckers Mut und seiner Liebe zum Volke die wärmste Anerkennung zolle, so herzlich ich wünsche, daß er in diesem Stücke viele Nachfolger haben möge, so entschieden muß ich nun die Wege, die er geht, als Irrwege bezeichnen. Stöcker hat sich darüber am klarsten und präzisesten in einem an den Oberkirchenrat Mühlhäußer gerichteten Schreiben ausgesprochen. Da sagt er: ‚In der That, wenn die Kirche erklärt, bei einer so allentscheidenden Sache, wie die soziale Frage ist, keine andere Aufgabe zu haben als Predigt, Seelsorge, Wohlthätigkeit und Anfassen der Notstände durch innere Mission, dann begibt sie sich des Anspruchs, an der geistigen Leitung der Menschheit teilzunehmen. Neue Verhältnisse fordern neue Wege.‘ Dem entsprechend hat er denn versucht, der katholischen Sozialpolitik eine evangelische Sozialpolitik, der katholischen sozialen Partei eine christlich-soziale zur Seite zu stellen. Meinesteils muß ich dem obigen Satze ganz einfach und schlicht den Satz entgegenstellen: Wer da meint, daß die Kirche auch der sozialen Frage gegenüber eine andere Aufgabe habe als Predigt und Seelsorge, der ist auf römischem Irrwege. Ich lasse Wohlthätigkeit und innere Mission für jetzt noch beiseite, sie sollen später zur Sprache kommen, und erinnere zunächst nur daran, daß die Kirche ja gar nichts anderes hat als Wort und Sakrament, und darum niemals und unter keinen Verhältnissen eine andere Aufgabe haben kann, als das Wort zu predigen und die Sakramente zu verwalten."

„Die klare und sichere Scheidung zwischen geistlichem und weltlichem Regiment ist eine der größten Errungenschaften der Reformation. ‚Das Evangelium lehrt nicht ein äußerlich zeitlich Wesen (auch nicht Volkswirtschaft) sondern ein innerlich ewig Wesen und Gerechtigkeit des Herzens‘ (Augsb. Bek. Art. XVI). ‚Geistig Gewalt hat seinen Befehl, das Evangelium zu predigen und die Sakramente zu reichen, soll auch nicht in ein fremd Amt fallen, soll weltlich Gesetz und Gehorsam der Obrigkeit nicht aufheben und zerrütten‘ (auch nicht Sozialpolitik treiben) (Art. XXVIII). Als Luther aufgefordert wurde, über in Erfurt aufgetauchte sozial-politische Fragen sein Urteil abzugeben, antwortete er: ‚Das ist weltlich und gehet meinen Unterricht nicht an.‘"

„Soll denn unsere Kirche nichts thun gegenüber der allentscheidenden Frage, in den neuen Verhältnissen? Ganz gewiß soll sie etwas thun, nur nicht nach neuen Mitteln suchen, sondern die alten Mittel mit neuem Ernst und neuem Eifer verwenden. Und vor allem soll sie sich hüten, die Wege Roms zu gehen. Es ist tief betrübend zu sehen, wie viele sich heute auf protestantischer Seite von dem Glanze und der scheinbaren Macht Roms blenden lassen und die römische Kirche um diese Macht und diesen Glanz beneiden, noch betrübender, daß sie nichts Besseres zu thun wissen als Rom nachzuahmen. Sie wollen auch durch Agitieren die Massen gewinnen, möchten auch eine starke evangelisch-soziale Partei, wohl zuletzt gar ein protestantisches Zentrum bilden. Als ob auf diesem Wege für uns etwas zu erreichen wäre, als ob wir nicht, sobald es sich um Agitation und Parteibildung handelt, immer von der römischen Kirche geschlagen würden und geschlagen werden müßten."

„Besinnen wir uns doch, daß wir mehr haben, als die römische Kirche. Denn wir haben das Evangelium lauter und rein und in ihm die Fülle sittlicher Kräfte. Gelingt es, diese unserem Volke zuzuführen, sie zu lebendiger Wirksamkeit zu bringen, so ist damit mehr erreicht und mehr für die Lösung der sozialen Frage gethan, als mit der ganzen katholischen Sozialpolitik, bei der noch herzlich wenig für unser Volk herausgekommen ist, desto mehr freilich für die Macht der Kirche. Da, da liegen die Aufgaben der Kirche, nicht daß ihre Diener nationalökonomische Bücher schreiben, die doch zuletzt nichts sind als Dilletantenarbeiten, halb Theologie halb Nationalökonomie, nicht daß sie thun, was ihnen nicht befohlen ist, nach dieser oder jener Seite, für diese

oder jene sozialpolitische Ansicht Propaganda machen, sondern daß sie das Eine thun, was ihres Amts ist, das aber aus allen Kräften, Christum verkündigen als den einzigen Heiland und Erlöser aus aller Not, auch aus der sozialen, die ihnen befohlenen Seelen mit dem Wort weiden öffentlich und sonderlich, damit sie mit Gottes Hilfe rechtschaffene Christen werden und als Christen dann, jeder nach seinem Beruf, der Professor der Nationalökonomie als Professor, der Staatsmann als Staatsmann, der Parlamentarier als Parlamentarier, Handwerker, Fabrikanten und Arbeiter alle an der Lösung dieser großen Frage mitarbeiten. Die Frage ist nur zu lösen unter der Voraussetzung eines größeren Maßes sittlicher Kräfte, unter der Vorbedingung einer sittlichen Hebung unseres ganzen Volkslebens, und diese Kräfte aus dem unerschöpflichen Born des Evangeliums darzureichen, ich wiederhole es, das und das allein ist die Aufgabe der Kirche."

Darauf antwortet nun Stöcker:

„D. Uhlhorn erhebt zur Formel der ganzen Angelegenheit ein gelegentliches Wort: ‚Wenn die Kirche erklärt, bei einer so allentscheidenden Sache, wie die soziale Frage ist, keine andere Aufgabe zu haben als Predigt, Seelsorge, Wohlthätigkeit und Anfassen der Notstände durch innere Mission, dann begibt sie sich des Anspruchs, an der geistigen Leitung der Menschheit teilzunehmen; neue Verhältnisse fordern neue Wege.' Allerdings tritt dieser Satz der Auffassung Uhlhorns schnurstracks entgegen, der darin römische Irrwege erblickt. Er selber sucht die Lösung der Schwierigkeiten in der christlichen Gemeinde und eignet sich den obigen Satz in folgender Form an: „Wenn die Kirche nicht mit allen Kräften daran geht, Kirchen zu bauen, Gemeinden zu gründen, Gemeindeleben zu pflanzen und zu pflegen, dann begibt sie sich des Anspruchs, an der geistigen Leitung der Menschheit teilzunehmen." Nun ist es der thatsächliche Zustand vieler großer Städte, insbesondere Berlins, daß Kirchen nicht gebaut, Gemeinden nicht begründet werden, Gemeindeleben nicht gepflanzt und gepflegt wird. Wir würden D. Uhlhorn sehr dankbar sein, wenn er uns sagte, wie z. B. Berlin mit Kirchen und Gemeinden versehen werden kann. So lange es nicht geschieht, wird er schon gestatten müssen, daß man andere Wege einschlägt und lieber seinen Tadel hinnimmt, als die Seelen verkommen läßt. Aber auch wenn es besser um das kirchliche Leben stände, würde eine soziale Arbeit der Kirche notwendig sein, um den Massen beizukommen. Die christlich-soziale Partei hat dies nicht zuerst, auch nicht allein ausgesprochen. Man kann getrost behaupten, daß wenigstens D. Uhlhorn mit seinem doktrinären Standpunkt ziemlich isoliert steht.

Es ist vielfach in Vergessenheit geraten, daß nicht die katholische Kirche, sondern Wichern es war, der die Ausdrücke christlich-sozial, kirchlich-sozial, christlicher Sozialismus zuerst gebrauchte."

Stöcker beruft sich dann ferner auf den Zentralausschuß der Inneren Mission in Berlin, der in seiner bekannten Denkschrift den demokratischen Sozialismus und den ökonomischen Liberalismus in gleicher Weise abwehrt, um dann gewissermaßen in großen Zügen ein sozialpolitisches Programm für die evangelische Kirche zu entwerfen.

„Der Uhlhornsche Standpunkt" — heißt es weiter — „muß als ein überwundener angesehen werden, der das Soziale einseitig als das rein Wirtschaftliche begreift und deshalb für die Thätigkeit der Kirche auf dem sozialen Gebiete wenig übrig hat. Wenn dabei der Vorwurf, die protestantischen Geistlichen seien Kapitalistenpastoren, so ganz unberechtigt nicht gefunden und auf die Glieder der protestantischen Kirche überhaupt ausgedehnt, wenn die heutige Ungleichheit des Besitzes eine unnatürliche, nicht gottgewollte genannt wird, so ist da wieder ein Stück Wahrheit. Aber es fehlt diesem Standpunkt die Möglichkeit der Abhilfe. Die sittlich-religiöse Durchdringung des wirtschaftlichen Gebietes ist nur dann denkbar, wenn die Kirche — d. h. nicht bloß die Geistlichkeit — in ihrer Verkündigung die Bedeutung der ethisch-sozialen Grundsätze betont, in ihrem Gemeindedienst den sozialen Notständen zu Hilfe kommt, in

einem eigens gestifteten Vereinsleben die sozialen Fragen unter dem christlichen Gesichtspunkt behandelt, in ihrer Organisation, in den Synoden wie in den Behörden, den Sozialismus des Reiches Gottes vertritt und in der Presse wie in der öffentlichen Agitation die christliche Sozialpolitik unterstützt."

„Man kann die Abstraktionen D. Uhlhorns zur Not gelten lassen, wenn man das Wirtschaftliche in der Weise des Manchestertums auf das Güterleben beschränkt. So wie man die Persönlichkeit, die einzelne wie die Volkspersönlichkeit, zum Ausgangspunkte des wirtschaftlichen Denkens macht, ist die Trennung jener beiden Momente unmöglich." — „Der freie Arbeitsvertrag ist nicht bloß etwas Wirtschaftliches, sondern etwas Ethisch-Wirtschaftliches. Und wir begreifen nicht, wie D. Uhlhorn den Abschnitt über die schweren Schäden in dieser Hinsicht damit beschließen kann, daß er resigniert ausruft: ‚Wie da zu helfen ist, überlasse ich denen, die Gott dazu berufen hat. Auf kirchlichem Standpunkt stehe ich dem allen neutral gegenüber. Der Kirche ist nur befohlen, was die inneren Güter angeht, und diese Güter sind zu gewinnen, wie auch immer die Lage des Menschen ist. Die Kirche wird sich nicht bloß jeder wirtschaftlichen Besserung freuen, sie wird auch alle dahin gehenden Bestrebungen unterstützen. Aber die verschiedenen Gebiete mit ihren Aufgaben dürfen nicht zum Schaden ihrer Lösung in einander geeinet werden.' — Nun verstehen wir freilich nicht, wie die Kirche auf dem Uhlhornschen Standpunkte auch nur ein Urteil darüber gewinnen soll, welche Bestrebungen zur Besserung führen und welche nicht. Es ist ihr hier eine so abstrakte Stellung im reinen Aether des Sittlichen gegeben, daß der Uebergang von da zum Sozialen sich nicht finden läßt. Der Verfasser verwechselt den seelsorgerlichen Standpunkt mit dem kirchlichen. Als Seelsorger im einzelnen Verkehr muß jeder Geistliche darauf bestehen, daß trotz schlechter Löhne und dumpfer Wohnung, bei Sonntagsarbeit und Frauenarbeit sich die inneren Güter des Geistes, Gerechtigkeit, Friede und Freude, dennoch gewinnen lassen. Die Kirche, welche das Ganze im Auge hat, muß von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß mit unzufriedenen Menschen ohne Ruhe und Familiengeist kein Gemeindeleben sich aufbauen läßt. Und sie muß mitwirken, daß die hindernden Uebelstände des wirtschaftlichen Lebens möglichst aufgehoben werden. Christus hat dem Volke nicht gesagt, daß man sich auch bei Hunger und Durst erbauen kann; er hat die Hungernden gespeist, damit sie nicht verschmachteten."

Auf den eigentlich springenden Punkt kommt aber Stöcker in folgenden Worten: „An der Stirn unserer Zeitung steht jene evangelische Begriffserklärung der Kirche: Es ist aber die Kirche die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium recht gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden (Augsb. Glaubensbekenntnis, Artikel 7). Wir sehen dieselbe nicht als ein bloßes Motto, sondern als eine Richtschnur für unsere kirchlichen Anschauungen an, wie wir auch jenen lutherischen Grundsatz, daß man das weltliche und geistliche Regiment nicht ineinander wirren soll, durchaus als richtig anerkennen. Wenn wirklich die Kirche frei wäre, unabhängig vom Staat und unvermischt mit dem weltlichen Regimente, wenn wirklich bei uns die Kirche die Versammlung aller Gläubigen wäre, geschmückt mit der Predigt des reinen Evangeliums, so würden wir den Kreis ihrer Einwirkung auf das öffentliche Leben, das politische wie das soziale, ohne Zweifel anders bestimmen müssen, als wir es thun. Aber die Kirche, um die es sich handelt, ist die Volkskirche, die Gemeinschaft der Gläubigen und der Ungläubigen, der reinen und der falschen Predigt, ist die Staatskirche, vom weltlichen Regiment beherrscht und in gewissen Angelegenheiten, wie Schule, Ehe, Sonntag, Staatsrecht, Verfassung, mit der Politik verflochten. Es ist ein verderblicher Irrtum für unsere Kirche in ihrer Wirksamkeit, daß sie mit ihren Ansprüchen dem Staat als die unsichtbare Kirche gegenübersteht, während der Staat mit seinen Ansprüchen sie durchaus als sichtbare behandelt. Wir meinen, daß Kirchen, denen vom Staate so sehr der Stempel der

Sichtbarkeit aufgedrückt ist, wie die unseren, an den öffentlichen Aufgaben des Staates überall in den gemeinsamen Punkten teilnehmen müssen. Schulgesetze, soweit sie die religiöse Erziehung betreffen, Ehegesetze, soweit sie den religiösen Charakter der Ehe berühren, Sonntagsgesetze, Staatskirchenrecht und alle damit verbundenen Maßregeln gehören unleugbar zur Politik. Der Kirche von heute darauf jeden Einfluß prinzipiell abstreiten, heißt sie von vornherein für machtlos erklären. Bei solchen Grundsätzen ist das Kirchenregiment nur eine Administration der Kirche unter Staatsaufsicht, nicht eine Leitung derselben nach kirchlichen Interessen. Leider ist dies viel zu sehr der gewöhnliche Zustand; und wir behaupten, daß darin eine Ursache unserer Ohnmacht sowohl dem Staate wie Rom gegenüber liege. Es ist mit den sozialen Dingen nicht anders."

„Ein richtig gedachtes Sonntagsgesetz, das einem Volke Sabbatruhe schafft, kann nach dieser besonderen Richtung mehr ausrichten, als ein halbes Jahrhundert Predigt, Seelsorge und innere Mission. Sollte die Kirche dafür nicht eintreten, agitieren, auf die Politik einzuwirken suchen?"

Wenn in einer Rezension der Uhlhornschen Schrift im Juliheft einer der geehrten Mitarbeiter dieser Zeitschrift sich im wesentlichen auf seiten Uhlhorns zu stellen scheint, so mag an ihrer Stelle die Chronik nicht unterlassen, sich auf seiten Stöckers zu stellen. Uhlhorns Ausführungen, so einleuchtend sie scheinen, bewegen sich unseres Erachtens doch nur im Gebiet der Abstraktion, aber nicht in gegebenen Verhältnissen und unter lebendigen Menschen. So lange die sichtbare Kirche mit sichtbaren Staaten zu thun hat, so lange wird sie auch wünschen müssen, zu diesen Staaten, sei es in gutem Verhältnis, wenn ein solches vorliegt, zu bleiben, sei es aus schlechtem Verhältnis in ein neues und besseres zu kommen. Alle Mittel und Wege aber, die zum Ziele führen, sind eben Kirchenpolitik. Gewiß ist es richtig, daß die unsichtbare Kirche jede Verfassung, auch die größte Knechtung, wenn es sein muß, erträgt. Und ebenso gewiß ist, daß, so lange Wort und Sakrament frei sind, der einzelne auch der schlechtesten Verfassung zum Trotz sein Heil schaffen kann. Aber eine Kirche, die im voraus aller Einwirkung auf Ehegesetze, Sonntagsgesetze, Schulgesetze u. s. w. sich begibt, verzichtet in der That darauf, an der geistigen Leitung der Menschheit teilzunehmen. Und daher gehört es unseres Erachtens nicht nur zu den Aufgaben der Kirche, das Evangelium den einzelnen zu verkünden, sondern auch dasselbe auf das Zusammenleben der Menschen grundsätzlich und praktisch anzuwenden. Das eine thun und das andere nicht lassen. Das eine, die Verkündung des Evangeliums als des unfehlbaren Gotteswortes, auf göttlichen Befehl. Das andere, die menschliche und fehlbare Ableitung sozialer und politischer Gedanken, auf Grund unabweisbarer irdischer Notwendigkeit.

* * *

An Thatsachen ist aus Deutschland kaum etwas anderes zu berichten, als die endgültige Feststellung des Wahlresultats in **Bayern**. Dasselbe ergibt im wesentlichen das alte Verhältnis — Stimmengleichheit oder Zufallsmajoritäten. Die eigentlichen Ultramontanen sind zwar in die Minderheit geraten, zur Mehrheit gehören aber mehrere „wilde" Katholiken, von denen nichts Besseres zu erwarten steht, als gelegentlich eine halb ultramontane, halb liberale Abstimmung. Das beste an der bayrischen Vertretung ist gegenwärtig, daß keine der beiden Parteien so großen Schaden anrichten kann, als sie möchte, und daß in manchen Entscheidungen die wenigen evangelischen Konservativen den Ausschlag geben.

* * *

Ist aber das politische Leben innerhalb Deutschlands völlig still gewesen, so hat die große offene Frage im **Orient**, die bulgarische, mit allem was damit zusammenhängt, aufs neue Europa daran erinnert, daß die ostrumelische Revolution in den Berliner Vertrag ein böses Loch gestoßen, eine Wunde, die unheilbar; unheilbar weil einerseits Rußland gegen alles redend oder schweigend protestiert, was seit Jahr und Tag die Regentschaft in Sofia vornimmt, und andererseits weil die Regentschaft so wenig wie die ganze Nation, in ihrem glühenden Haß gegen Rußland, an eine Herstellung des vormaligen Zustandes denkt. Ja die Regentschaft hat nicht Anstand genommen, nunmehr die große Sobranje zusammen zu rufen, und diese wiederum hat kein Bedenken getragen, einen Fürsten zu wählen, dessen Stellung von vornherein eine haltlose ist. Denn wie der König von Serbien jüngst sehr treffend die politische Lage der Donaufürstentümer charakterisiert hat: es ist völlig unmöglich für sie, zwischen den Großmächten neutral zu bleiben; hält man es aber mit der einen, so beleidigt man die andere. Bulgarien aber geht es nicht besser als Serbien. Wer gegenwärtig in Sofia regieren will, muß im Grunde ein Abenteurer sein, der das Fürstentum den sämtlichen Großmächten gegenüber als autonomen Kleinstaat ausspielt und die fröhliche Entzündung eines europäischen Krieges als das erwünschte Ereignis ansieht, bei dem alles zu gewinnen und nichts zu verlieren ist. Daß Prinz Ferdinand von Koburg, der Erwählte der Bulgaren, hinreichend Unternehmungsgeist besitzt, ist nach dem bisher bekannt gewordenen doch wohl zu bezweifeln. Sein erstes Auftreten ist unsicher und schwankend. Entweder der Prinz hätte vor der Annahme der Wahl sich unter der Hand mit den Mächten ins Benehmen setzen und sich wenn nicht die offizielle, doch die offiziöse Zustimmung Rußlands, sofern er Wert auf dieselbe legte, sichern und dann sofort nach Bulgarien gehen und die Zügel der Regierung mit fester Hand ergreifen sollen. Oder aber er hätte, wenn die sozialdemokratische Wendung gestattet ist, auf die Mächte „pfeifen" und die Wahl der Sobranje für einen vollgültigen Rechtstitel halten müssen. Was jetzt geschehen wird, steht völlig dahin. Der Prinz hat angenommen, aber mit unklarem Vorbehalt, und nun verhandelt er mit den Mächten. Inzwischen ist aber durch sein Zögern die schnell entfachte Begeisterung der Bulgaren völlig erloschen und im Grunde hat ja auch Prinz Ferdinand schon gezeigt, daß er der außergewöhnlichen Lage nicht gewachsen ist. Seine Hauptsorge freilich ist nicht unbegründet. Neben den Mächten fürchtet er besonders eine Rückkehr des Fürsten Alexander, der niemals auf den Thron verzichtet habe; und es ist gewiß, daß die Popularität desselben in seinem Lande ungebrochen ist. Aber auch diesen Umstand hätte der Prinz vollauf Zeit gehabt im voraus zu bedenken; Fürst Alexander wird aber nach der Behandlung, die er von den Mächten erfahren, wenig Neigung haben, feurige Kohlen aufs Haupt seiner Feinde zu sammeln. Denn es ist schwer zu glauben, daß er nicht selbst doch noch sollte ernten wollen, was er in jahrelanger Arbeit mühevoll gesäet hat.

Im übrigen ist noch aus dem Orient das Scheitern der ägyptischen Konvention zu berichten, das wir in unserer letzten Chronik bestimmt vorhersagten. Frankreich und Rußland haben gar nicht erst zu protestieren brauchen, da der Sultan, eingeschüchtert durch einen überaus rücksichtslosen Brief des französischen Botschafters in Konstantinopel, die Ratifikation des von seiner eigenen Regierung abgeschlossenen Vertrages definitiv verweigert hat. Die Dinge bleiben nun beim Alten. Und „es geht auch so".

* * *

In **Frankreich** ist die Lage wiederum ein wenig verschoben, ohne daß man sagen könnte, ob zu unseren gunsten oder ungunsten. Die „Patrioten" auf der einen Seite sind entschieden noch sehr viel wilder gegen uns geworden, als sie es früher waren, gereizt besonders durch den Ausgang des Leipziger Hochverratsprozesses und durch die „Verbannung" Boulangers nach Clermont, wo derselbe sein Kommando angetreten hat.

Auf der anderen Seite sind aber durch die tollen Versammlungen, welche Deroulede und Rochefort veranstaltet, und besonders durch die wüste Abschiedsfeier, die sie Boulanger auf dem Lyoner Bahnhof bereitet haben, ebenso wie durch des letzteren taktlose Briefe, die verständigen Leute wieder einmal vor die Frage gestellt worden, ob Frankreich überhaupt noch eine Regierung hat oder nicht. Die besonnenen Zeitungen haben diese Frage im Anschluß an die Pöbelaufläufe entschieden verneint und feststellen zu müssen geglaubt, daß wenn Paris Anfang Juli ungeplündert und unverbrannt geblieben sei, sich die Regierung das Verdienst daran unmöglich zuschreiben könne. Und so ist denn wirklich wieder etwas Schrecken und etwas Bewußtsein von der Notwendigkeit, sich zu ermannen, in die Herrschenden gefahren und auch am Nationalfest (14. Juli) zum offenen Ausdruck gekommen. Es scheint, daß an diesem Tage die Kundgebungen der Besonnenen die der Revancheschreier an Bedeutung weit überwogen haben. Aber es liegt auf der Hand, daß eine Sachlage nicht die geringste Bürgschaft der Dauer in sich trägt, bei welcher das Wohl oder Wehe des Landes im wesentlichen davon abhängt, ob bei öffentlichen Festen die Kriegs- oder die Friedensfreunde die meisten und die lautest schreienden Parteigänger ins Feld stellen.

Daß aber die Regierung in außergewöhnlichen Lagen die Energie entwickeln werde, die sie in gewöhnlichen Zeitläuften vermissen läßt, ist um so weniger zu hoffen, als sie ohne alle Not in der Kammer den Boulangerschen Mobilmachungsversuch durchgesetzt hat, den sie sehr leicht unter den Tisch hätte fallen lassen können, wenn sie gewollt hätte. Aber trotz des guten Ablehnungsgrundes, den man nicht sowohl in der Möglichkeit und Gefahr auswärtiger Abenteuer, als in der Kostspieligkeit des unnützen Experiments hatte, ist die Furcht vor den Demagogen weit mächtiger gewesen, als die Erwägungen ruhiger Besonnenheit. Kosten spielen ja ohnehin in der Republik keine Rolle, zumal Herr Rouvier ein neues Budget ausgearbeitet hat, welches angeblich in den zerrütteten Finanzen das Gleichgewicht herstellen soll.

Ganz ähnlich aber, wie in dem republikanischen Frankreich, liegen die Dinge im absolutistischen **Rußland.** Auch hier eine Regierung, die besonnene Wege gehen möchte, aber durchaus nicht den Mut hat, sich in offenen Gegensatz zu abenteuerlichen Volksstimmungen zu setzen. Zwar die russische Regierung ist immer noch weit mächtiger, als die französische, und vielleicht schafft das erwartete Ableben Katkoffs ihr noch weiter Luft. Aber den Haß gegen alles Deutsche muß sie nähren, wenn sie nicht doch endlich dem nationalen Nihilismus erliegen will, dem schon so viel erlegen ist.

Diesem Treiben hat bisher die deutsche Regierung nicht nur schweigend zugesehen, sondern offenbar sogar manche Versuche gemacht, bessere Beziehungen herzustellen. Freilich haben dieselben neuerdings ganz aufgehört. Vielmehr scheint an Stelle der Absicht und Hoffnung, mit dem östlichen Nachbarn in besseres Verhältnis zu kommen, dieselbe kalte Rücksichtslosigkeit getreten, die seit Jahr und Tag den Franzosen gegenüber geübt wird. Von maßgebenden Kreisen in Berlin aus ist ein Feldzug gegen die russischen Papiere eröffnet worden, der in den Kursen derselben sehr arge Verheerungen angerichtet und auch den Rubel noch unter seinen schon so tiefen Stand hinuntergedrückt hat — ein Feldzug, der auch heute noch sehr berechtigt ist, aber viel richtiger schon (nicht aus politischen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen) vor zehn Jahren hätte eröffnet werden sollen, als nur einzelne konservative Blätter wie Prediger in der Wüste mit ihren Warnungen dastanden. Denn die Finanzen im Zarenreich sind in der That längst so schlecht, daß bei der vorhandenen, einer Besserung kaum fähigen Mißverwaltung, zukünftige Katastrophen nicht aufzuhalten sind, mag der Staatsbankrott nun offen oder verhüllt auftreten. Daß die Warnungen von heute auch großen Verlust an deutschem Nationalvermögen im Gefolge haben, ist beklagenswert. Immerhin ist derselbe den Gefahren der Zukunft weitaus vorzuziehen. Wie nahe oder wie fern ein Krieg uns liegt, ist schwer zu sagen. Daß aber bei der notorischen Ohnmacht der Regierungen im Osten und Westen, die erregten Volksleidenschaften in Zaum zu halten, sich dieselben ohne gewaltsame Ausbrüche schwei-

gend und wie von selbst wieder legen sollten — das ist mehr, als auch der Hoffnungsfreudigste und Friedliebendste in Aussicht nehmen möchte.

* * *

Gleichfalls auf Wolken am Himmel deuten die Vorgänge in **Belgien**, wo das ultramontane Ministerium den vollgültigen Beweis geliefert hat, daß es durchaus die Eigenschaften besitzt, durch welche von jeher so ziemlich alle ultramontanen Regierungen sich ausgezeichnet haben, Mangel an Vaterlandsliebe und Mangel an Wahrheitsliebe. Den Patriotismus haben die belgischen Katholiken verleugnet, als sie der Regierung die Maßregeln verweigerten, welche dienen sollten, die für den Kriegsfall zweifellos in hohem Grade gefährdete Neutralität Belgiens zu schützen. Und die Aufrichtigkeit hat namentlich das Ministerium Bernaert vermissen lassen, als es das neue Wehrgesetz, welches dem König und seinen militärischen Räten dringend am Herzen lag, in der Kammer zu verteidigen übernahm, diese Verteidigung dann aber so lau und elend führte, daß sie dem Verrat der Sache gleich kam. — Bisher ist das Ministerium, dem sonst in Belgien sehr strikt durchgeführten parlamentarischen Brauch entgegen, nicht gegangen. Aber die Liberalen hoffen, daß es binnen kurzem fallen soll. Und sie sehen eine Rede des Generals v. d. Smissen, die derselbe (der Höchstkommandierende der belgischen Armee und ein populärer Mann) an das Offizierkorps gehalten hat und in welcher er scharfe Kritik an den militärischen Kammerbeschlüssen übt, als den Vorboten kommender besserer Tage an.

* * *

Aus **Italien** hatten wir in letztem Berichte eine ungewöhnlich friedliche Kundgebung des Papstes zu melden, der Italien die Hand weit entgegenstreckte. Heute zur Abwechselung das Gegenteil: er hat wieder ein unversöhnliches non possumus ausgesprochen, sofern ihm nicht der Kirchenstaat unverkürzt hergestellt werde. Es scheint wirklich, daß der alte Herr, ähnlich wie weiland Pio Nono, in die loquacitas senilis hineingerät und daß in diesem Zustand Morgenrede und Abendrede sich nicht immer völlig decken. Für diejenigen, welche an die Unfehlbarkeit der kathedralen Aussprüche glauben, müßte das peinlich sein, wenn und insoweit sie überhaupt Kritik an den Thaten und Reden des großen Pontifex übten. Für die Welt im ganzen wäre es gleichgültig, wenn nicht die Kunst von sich reden zu machen zugleich auch die Kunst wäre, die eigene Bedeutung auf eine Höhe hinaufzuschrauben, die stets der um einen Menschen her verursachte Lärm in den Augen der Menge als bedeutungsvoll erscheinen läßt.

* * *

In **Schweden** haben die letzten Reichstagswahlen den Schutzzöllnern nicht die erhoffte Stärkung gewährt, und es ist ihnen daher noch nicht gelungen, das Ministerium Themptander zu stürzen. Aber die brennende Frage ist nicht erledigt. Die alte Forderung wird immer wiederholt. Neue Schwierigkeit bereitet die Opposition der Regierung durch Anregung der Wahlrechtsfrage. Die Landmannspartei eröffnet einen heftigen Kampf gegen die in bezug auf das Wahlrecht stark bevorzugten Städter. Nach der bisherigen Ordnung senden die Städte mit über 10 000 Einwohner für je 10 000 einen Vertreter in die zweite Kammer, die kleinen Städte dagegen und die Landgemeinden wählen nur einen Vertreter für 40 000. Um nun ein erweitertes Wahlrecht sich zu erkämpfen, haben sich die Bauern mit den Arbeitern verbündet. Sie treiben eben in allen Fragen immer nur Interessenpolitik, und jedes Mittel, ihren Willen durchzusetzen, ist ihnen recht.

* * *

In **Norwegen** pfeift die demokratische Regierung auf dem letzten Loch. Noch steht Johann Sverdrup an der Spitze, aber seine einstmaligen Freunde wünschen nichts sehnlicher, als ihn verschwinden zu sehen. Seit dem Jahre 1860 hat der Mann mit Aufwendung aller seiner Kräfte für den Parlamentarismus gekämpft; aber nun, wo man ihm ein parlamentarisches Mißtrauensvotum von unmißverständlichster Deutlichkeit gegeben, will er die Stimme des Volkes nicht verstehen. Seine Kirchenreform ist mit allen gegen eine Stimme verworfen worden; dennoch bleibt er, nur noch gehalten durch des Königs Gnade. Er und seine Amtsgenossen müssen denn auch wegen ihrer Königstreue viel bitteren Spott ertragen, aber dieser Spott ist wohlverdient. Die nächstjährigen Stortingswahlen werden dieser betrübten Herrlichkeit wohl ein Ende machen.

* * *

In **Dänemark** sind die Versuche, eine Verständigung zwischen der Opposition und der Regierung zustandezubringen, bis auf weiteres als aufgegeben zu betrachten. Der Mut, die Verhandlungen fortzusetzen, ist den betreffenden Führern alsbald entfallen, da der entthronte Berg sich beeilte, sie bei den Wählern als „Verräter" zu brandmarken. So stehen sich nun Parlamentarismus und Chauvinismus wieder schroff gegenüber. Daß die Regierung unweigerlich auf der Befestigung von Kopenhagen besteht, hat der Kultusminister wieder einmal in einer großen Delegiertenversammlung der Regierungsfreunde deutlich ausgesprochen. Um die Begeisterung für diesen Plan aufs neue kräftig zu schüren veranstalteten jüngst die vornehmen Damen der Residenz ein großartiges Volksfest zum Besten der Sache, und in den Provinzen findet dieses Beispiel Nachahmung. Man will damit an der „Erhaltung der Selbständigkeit Dänemarks" arbeiten und bedenkt nicht, wie sehr dadurch das nationale Leben geschädigt wird, daß man immer wieder die Gegner durch die in ihren Augen verderbliche Liebhaberei zum Zorn reizt.

Wirtschaftspolitik.

Während gewöhnlich nach dem Auseinandergehen der parlamentarischen Körperschaften die tote Zeit auch für die wirtschaftspolitische Bewegung eintritt, ereignet es sich diesmal, daß dieselbe um so lebhafter wird und einen seltenen Beigeschmack von hoher Politik annimmt. Die Frage des Kapitalexports, der wir übrigens immer eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und die wir im nationalen Sinne bereits seit Jahren mannigfaltig erörtert haben, ist in lebendigeren Fluß gekommen — freilich in einer besonderen Richtung und, wie wir leider gestehen müssen, in einer politisch allzustark geschärften Weise, als daß nicht zu fürchten wäre, daß der Regung bald die Spitze abgebrochen werden und daß sie praktisch zwar die von jeder wirksamen Thätigkeit untrennbaren Verluste aller Art, aber nur spärlichen oder gar keinen Gewinn für uns haben werde.

Wir sind schon seit Jahren energisch eingetreten für die möglichste Beschränkung des Kapitalexports, der formell und greifbar durch die Emissionen fremder Staats- und sonstiger Anleihen oder Kapitalbeteiligungen vor Augen tritt; und wir haben, da ein entschlossenes Vorgehen der Regierungen, welches das Uebel bei der Wurzel faßt, nicht zu erwarten ist, wenigstens gefordert, daß eine praktisch eingerichtete Emissionssteuer der allzustarken Ueberschwemmung des Landes mit fremden Kapitalien eine Grenze ziehe. Vor kurzem nun meldete die „Kreuzzeitung", daß beabsichtigt werde, im nächsten Reichstag den Entwurf einer Emissionssteuer einzubringen. Dies ist sehr

dankenswert; aber wie wir fürchten, zu spät. Außerdem kommt es sehr darauf an, wie die Sache angefaßt wird. Schon gelegentlich der Verhandlungen über die Schlußscheinsteuer haben wir hier und anderwärts (z. B. im „Reichsboten") betont, daß mit der Steuer an sich gar nichts gethan sei, daß sie auch wirksam gemacht werden müsse. Wir können uns rühmen, den Mißerfolg der heutigen Steuer vorausgesagt zu haben, und wir haben es damals an praktischen Vorschlägen nicht fehlen lassen; unter diesen Vorschlägen befand sich auch derjenige einer nach Maßgabe des Agio und des Disagio aufzustellenden Emissionssteuer. Man hat unsere Vorschläge damals mißachtet und ärgert sich nun von Monat zu Monat über den geringen Ertrag der Börsensteuer, während die Börse durch die „grausamsten" Gründungen (trotz des Aktiengesetzes) und fremden Emissionen das durch karge Löhne und teure Zwischenpreise immer höher sich ansammelnde nationale Kapital in den großen internationalen Sack laufen läßt.

Und wie dankt die Börse alle Lizenzen dem Reich und der Regierung! Noch im Jahre 1884 hat sich die königlich preußische Seehandlung an der Emission einiger russischer Eisenbahnobligationen in Verbindung mit der Berliner Verzweigung der Rothschildschen Börsengruppe beteiligt. Damals hat die Börsenpresse darüber kein Wort verloren; einzig und allein wir haben auf das Fehlerhafte und Bedenkliche dieses Vorganges aufmerksam gemacht und haben betont, daß es schon auf bloß wirtschaftlichem Gebiete Waffen gegen sich selbst schmieden heißt, wenn man die Kapitalausfuhr begünstigt — von rein politischen Erwägungen ganz abgesehen. Denn alle die Kapitalbeträge, welche nach Ländern wie Rußland gehen, dienen nur der Bildung einer wirtschaftlichen Konkurrenz, welche der Natur der Sache nach in erster Linie unsere Urproduktion, in weiterer Entwickelung aber auch unsere Industrie treffen muß. Man klagt z. B. über die unausgesetzte Steigerung der russischen Schutzzölle, wodurch immer mehr industrielle Erzeugnisse auch Deutschlands vom russischen Markt ausgeschlossen werden. Vom objektiv wirtschaftlichen Standpunkt aus sind diese Klagen ebenso unberechtigt wie diejenigen über die Konkurrenz russischer Erzeugnisse auf unserem Gebiet. Denn beides ist eine notwendige Folge unseres eigenen laissez-faire, welches zwanzig Jahre lang der Börse freie Hand gelassen hat, unser Kapital aus dem Lande heraus nach Rußland zu pumpen. Wenn man nun verlangt, Rußland solle seine Zölle nicht erhöhen und keine landwirtschaftlichen Erzeugnisse exportieren, so verlangt man nichts anderes, als daß Rußland für das in Westeuropa, besonders in Deutschland geborgte Kapital keine Zinsen zahlen, also bankrott machen solle. Denn um diese Zinsen zu zahlen, braucht der russische Staat Geld. Die direkte und auch die indirekte Steuerkraft des Landes ist aber bereits so angespannt, daß sich der Ertrag unbedingt nicht mehr steigern läßt. Es bleiben also nur die Zölle übrig. Für Rußland aber, das keine landwirtschaftlichen Urprodukte importiert, bedeutet die Steigerung der Einfuhrzölle nichts anderes, als den Zwang für sein werbendes Kapital, die Anlagen einzuschränken und einen steigenden Anteil an der Kapitalbildung an den Staat, der diesen Anteil wieder an die fremden Kapitalbesitzer in Gestalt der Kouponeinlösung zu leisten hat, abzuliefern. Dies ist ganz so wie beim einzelnen. Dieser mag noch so viel durch seinen Betrieb erwerben über seinen eigenen Bedarf hinaus — wenn er Schulden hat, so kann er jenen Ueberschuß doch nicht zum eigenen Nutzen oder zur Kapitalisierung verwenden, sondern er muß wenigstens den vertragsmäßigen Anteil in Gestalt von Zinsen und Kapitalabtragung an die Gläubiger abliefern. Ganz eng hängt damit auch der russische Cerealienexport zusammen. Wenn ein einzelner Zinsen oder Schulden zu bezahlen hat, so bezahlt er sie nicht damit, daß er das, was er herstellt oder erwirbt, in seinem Haus aufspeichert oder selbst verzehrt, sondern daß er es verkauft, um das Geld, das er zur Zahlung braucht, zu erlangen. Ganz genau so ist das Verhältnis bei einem Staat oder Land. Da Rußlands Schuldenschwerpunkt im Ausland liegt, so muß es, sofern es nicht noch weiter borgt (also seine Verbindlichkeiten zunächst nicht wirklich, sondern nur scheinbar erfüllt), so viel von den Wertartikeln, die es herstellt,

im Ausland verkaufen; denn es kann nichts verkaufen, was es nicht hat; es muß also sich so einrichten, daß es so viel weniger verbraucht, als von seinen Erzeugnissen notwendig sind, um das Geld zur Zins- und fälligen Schuldzahlung aufzubringen. Nachdem also Rußland einmal in Westeuropa verschuldet ist, so muß es desto mehr seine Erzeugnisse daselbst zu verkaufen suchen, je weniger es nachgeborgt erhält. Es befindet sich hierbei in einer absoluten Zwangslage.

Das ist so klar, so begreiflich, daß man sich eigentlich im Hinblick auf die Wirksamkeit der Börse, die Kapitalanlage im Auslande maßlos zu steigern, die Folgen hätte voraussagen müssen, daß man also dieser Kapitalausfuhr hätte irgend einen Damm ziehen sollen. Diese Ausfuhr ganz verbieten, geht nicht gut an und wäre auch kaum zu empfehlen. Uebrigens würde selbst ein solches Verbot keineswegs neu sein, denn in Frankreich waren thatsächlich bis zum Jahre 1819 die fremden Emissionen verboten, und wenn sie auch gegenwärtig keine höheren Emissions- und Umschlagsteuern zahlen wie die einheimischen französischen Papiere, so zieht der Staat doch immerhin einen weit größeren Nutzen aus der Börsensteuer als Deutschland, und dieser Nutzen wälzt sich als Last desto stärker auf das Ausland, je mehr die fremden Emissionen zunehmen. Hätte z. B. Deutschland nur ein Prozent Emissionssteuer vom Nominalkapital der in Berlin im ersten Halbjahr 1887 emittierten fremden Anleihen erhoben, so hätte dies in diesem Halbjahr schon so viel ergeben, als die Schlußscheinsteuer im ganzen Jahr einbringt. Wären aber dadurch die Emissionen selbst zum Teil verhindert worden, so daß der Ertrag ein minderer geworden wäre, so würde der Erfolg als noch erfreulicher zu bezeichnen sein.

Unbedingt hatte es daher unseren Beifall, wie es sich ergab aus unseren Erörterungen gelegentlich der letzten russischen Eisenbahn-Emissionen, daß die Reichsregierung im vorigen Jahr der Beflissenheit der Berliner Börsenjobberei, die russische Regierung zur Konversion ihrer Anleihen und bei dieser Gelegenheit zu einer neuen großen Anleihe zu veranlassen, endlich entgegengetreten ist. Nach dem ganzen Projekt, das auf eine durchschnittliche Verminderung der russischen Zinszahlung um ein Prozent hinauslief, würde der Effekt gewesen sein, daß Rußland neuerdings eine enorme Kapitalsumme aus Deutschland herausgezogen haben würde, ohne daß es dafür eine Gegenleistung gemacht hätte. Denn bei etwa 4 Milliarden konvertierbarer Anleihen (abgesehen von den garantierten Eisenbahnpapieren) ergibt eine Zinsherabsetzung von nur ein Prozent schon 40 Millionen, womit sich wieder 1000 Millionen verzinsen lassen. Das feine Projekt lief also auf weiter nichts hinaus als darauf, eine Milliarde an Kapital aus Westeuropa und zwar der Sachlage nach hauptsächlich aus Deutschland hinauszuziehen gegen das bloße unsichere Versprechen, den Betrag nach langen Jahren wiederzuerstatten — nur damit die Börse bei der Zwischentreiberei, welche dabei entstehen mußte, einen ungeheuren Spesen- und Kommissionsgewinn machen könne, während Rußland das billige Kapital zum Teil für Herstellung wirtschaftlicher Konkurrenzeinrichtungen gegen Deutschland, zum Teil zu kriegerischen Rüstungen verwenden würde; und daß auch die kriegerischen Rüstungen Rußlands neuerdings eine Hauptspitze gegen Deutschland kehren, daraus macht die russische Presse kein Geheimnis mehr. Auch die politische Vorsicht gebietet, daß man das im Lande erworbene Kapital nicht so ohne weiteres aus dem Lande fließen läßt.

Wenn daher seitens der konservativen und auch der offiziösen Presse der russischen Rabulistik gegenüber gezeigt wird, daß die deutsche Gemütlichkeit endlich wenigstens in Geldsachen aufgehört hat und daß davon in Deutschland zunächst nichts mehr zu haben ist, so wird jeder verständige Mann, der nicht in Börsenknechtschaft steht, damit vollkommen einverstanden sein müssen. Dagegen sind wir freilich vom rein wirtschaftlichen Standpunkte aus nicht ganz einverstanden mit dem Rat, die russischen Papiere abzustoßen. Man arbeitet damit der Börse in die Hände. Ohne Schuld an den Verhältnissen, wie sie einmal bestehen, sind die maßgebenden Kreise auch nicht. Freilich bezeichnet es eine Unverschämtheit ohne-

gleichen, wenn die Börsenpresse behauptet, die Ueberschwemmung Deutschlands mit russischen Papieren datiere erst von der Beteiligung der Seehandlung an einigen russischen Eisenbahn-Obligations-Emissionen im Jahre 1884. Allein ein Fehler war diese Beteiligung wie überhaupt die Verquickung der Reichs- und Staatsfinanzanstalten mit der Rothschildgruppe und ihren wütendsten Faiseurs ohne Zweifel. Schon in den siebziger Jahren hätte man vorsichtiger sein und der Ueberschwemmung mit fremden Schuldtiteln einen Damm ziehen müssen. Es ist aber eine Klugheitsregel, daß man die Folgen eines gemachten Fehlers ruhig auf sich nehmen muß, ihn nicht durch einen zweiten Fehler größer machen darf. Raten wir unseren kleinen Kapitalisten zur Abstoßung, so schaden wir Rußland nicht mehr, als indem wir uns energisch gegen eine neue russische Anleihe wehren und dieselbe entschieden von Deutschland abweisen; durch das Abstoßen um jeden Preis schaden wir aber uns und nützen dem internationalen Kapitalismus. Der Kapitalist, der russische Papiere verkauft, kauft dagegen doch andere. Indem aber die Kapitalisten die russischen Papiere massenhaft verkaufen, sinkt deren Kurs und die Börse zieht sie immer billiger an sich; indem nun andererseits jene für die verkauften Titel andere aus dem Lager der Börse kaufen, steigen deren Kurse und die Börse verkauft sie teuer. Thatsächlich handelt es sich für die letztere nur um einen profitabeln Tausch, indem sie darauf rechnet, daß auch wieder eine Versöhnung der heutigen politischen Gegensätze eintreten kann und daß dann der jetzt geübte Druck aufhören wird. Wir würden uns daher, wenn nicht zwingende politische Gründe vorlägen, sehr bedenken, offiziell zum allgemeinen Verkauf russischer Titel zu raten. Wir würden dagegen stets zu bedenken geben, daß sich jeder, der ein auswärtiges Papier kauft, auf eine Rutschbahn begibt, daß es aber für ihn, wenn er einmal ein fremdes Papier gekauft hat, das richtigste ist, sich so wenig als möglich um den Kurszettel zu kümmern. Am besten ist es, man behält das erübrigte Kapital im Lande. Das läßt sich aber nur für Gegenwart und Zukunft raten.

Uebrigens werden wir nicht früher unser Kapital und uns selbst vor ähnlichem Geschick wie jetzt hinsichtlich der russischen Titel bewahren, wenn wir nicht unsere Finanzpolitik und unsere wirtschaftliche Praxis ändern. Es ist einfach nicht nötig, daß das Kapital in der jetzigen übermäßigen Weise für den Export abgeschieden wird. Die Handelskammer in Frankfurt bestätigt in ihrem letzten Bericht, daß trotz der Vermehrung der städtischen Bevölkerung sich der Brotverbrauch in Deutschland vermindert. In Nürnberg wurde festgestellt, daß der Fleischverbrauch trotz des billigen Viehpreises immer stärker zurückgeht. Das beweist doch, daß die Kapitalanhäufung auf Kosten der Lebensnotdurft in bedenklicher Weise stattfindet. Das Verhalten der Bundesregierungen gegen das vom Reichstag beschlossene Arbeiterschutzgesetz beweist aber nicht, daß man den engen Zusammenhang zwischen der Ueberschwemmung durch russische Schuldtitel mit der Ausbeutung der nationalen Kraft und der Hemmung des Ersatzes derselben durch den internationalen Kapitalismus erkennt, obgleich die Ergebnisse der Unfallversicherung noch nicht einmal eine starke Belastung des Kapitals durch die soziale Gesetzgebung erkennen lassen. Bei der süddeutschen Edel- und Unedelmetall-Berufsgenossenschaft betrug z. B. im abgelaufenen Jahre für das Bijouteriefach die Belastung nicht mehr als 1 Mark 40 Pfennig für 1000 Mark Lohn. Dies könnte doch andeuten, daß es auch mit der Schädigung der Industrie durch die Arbeiterschutzbestimmungen nicht so schlimm ist, als man es zu machen sucht. Denn der Lärm gegen die Unfallversicherung war vorher nicht minder groß als derjenige gegen den Arbeiterschutz.

Allein nicht minder drängt auch die russische Finanzfrage auf Reform der finanziellen Praxis, insbesondere auf Reform der Reichsbank. Durch Bestimmungen zur etwaigen Erschwerung des Lombardierens russischer Werttitel wird man gar nichts erreichen. Die Bankiers und Börsenspekulanten würden ein etwas rigoroseres Verfahren in dieser Hinsicht leicht umgehen durch Lombardierung anderer Titel, wodurch sie ihrerseits die Mittel zum Ankauf und zur Lagerung russischer Papiere ausgiebig genug aus

der Reichsbank ziehen würden. Allein die Börse hat das Lombardieren gar nicht nötig und dasselbe ist ihr auch im allgemeinen zu kostspielig. Durch den niedrigen Börsendiskont, den die Börse vermöge des § 14 des Bankgesetzes erzwingt, kann sie nicht nur die Wechselreiterei auf billigste Weise, sondern auch zu einer Höhe treiben, daß sie alle etwaigen Spekulationserschütterungen bis aufs äußerste auszubeuten vermag. Man ersieht in der That aus dem Reichsbankabschluß, daß sich der Lombardverkehr am wenigsten entwickelt hat, woher die große Neigung, denselben durch den Waren-Warrant wieder aufzuhelfen, entstanden ist. Jedoch alle diese Mittel werden nutzlos sein hinsichtlich ihres Zweckes, trotz ihrer sonstigen ungeheuren Schädlichkeit, wenn man nicht eine einschneidende Bank- und Geldreform zeitig genug anbahnt. Nach wie vor stellen wir in dieser Hinsicht als unerläßliche Forderungen in erster Linie: 1. Umgestaltung des Bankdirektoriums; 2) Beseitigung des § 14 des Bankgesetzes; 3. Umänderung des § 17. Damit sind unsere Forderungen noch nicht erschöpft, aber wir betonen diese Punkte insbesondere wegen ihres Einflusses auf das Geldwesen und des Einflusses, den vermöge ihrer die Haute Finance auf den Kapitalstand und auf den Zinsfuß auszuüben vermag. Es liegt auf der Hand, daß auch dahin zu wirken ist, daß die Reichsbank mehr als bisher der Unterstützung von Industrie und Gewerbe zugeführt und daß sie ihrer ausschließlichen Begünstigung der Börse etwas entzogen werde. Und wir glauben dies umsomehr im Anschluß an die russische Finanzfrage betonen zu sollen, als der Termin des Ablaufs und der etwaigen Erneuerung des Bankprivilegiums immer näher rückt.

Inzwischen nehmen die Gründungen einen immer weiteren Umfang an. Desgleichen die Kapitalerhöhungen der bestehenden Aktiengesellschaften. Die Gründungs- und Emissionswut erstreckt sich über Deutschland, England und die Vereinigten Staaten. Jetzt beginnt sie auch in Holland zu grassieren. Deutschland steht dabei freilich erst in dritter Linie; indes fanden hier viele der Gründungen außerhalb der Börse statt. Die fremden Emissionen haben im ersten Semester dieses Jahres gegen den entsprechenden Zeitraum des vorigen etwas abgenommen. Allein dabei tritt an der Hauptbörse Berlin das Ueberwiegen auswärtiger Titel ganz außerordentlich hervor, da von den Emissionen dort kaum 1 1/2 Prozent deutsche waren. Dies hat sich zu Beginn der zweiten Hälfte des Jahres infolge der Emission der deutschen Reichsanleihe einigermaßen geändert. Daß aber der Erfolg der Emission der Börse wenig gefallen hat, das hat sie durch ihr Benehmen vor der Emission und durch die Aeußerungen ihrer Blätter nach derselben deutlich erkennen lassen. Der Erfolg war auch vom Börsenstandpunkte aus ein sehr kleiner, da die Anleihe nur siebenmal überzeichnet wurde, während z. B. die letzte russische „innere“ Anleihe zwanzigmal überzeichnet werden mußte. Rothschild hatte bei seiner weitläufigen Klientel kaum 10 Millionen aufgebracht. Wäre es eine französische Anleihe gewesen, so würde er für sich selbst mehr gezeichnet haben. Da aber die weiteren Kapitalistenkreise um so mehr gezeichnet haben, als die Börse weniger gezeichnet hatte, so ist die Emission nach der anderen Seite hin um so glänzender abgelaufen und jedenfalls wird der deutsche Reichskanzler nicht nötig haben, die Anleihe unter der Hand an ausländischen Börsen einführen zu lassen, wie dies der russische trotz mehr als zwanzigfacher „Ueberzeichnung“ seiner „inneren“ Anleihe zu thun genötigt war. Es scheint aber nicht, als ob diesmal die Einführung in Frankfurt a. M. und Berlin viel Erfolg gehabt habe. Um die Deutschen für die fernere Ablehnung russischer Papiere zu züchtigen, schlagen russische Blätter bereits vor, die deutsche Einfuhr ganz zu verbieten. Dieser Vorschlag entspricht hinsichtlich seines „geistigen Inhalts“ den Projekten, den Rubelkurs herzustellen, wie sie von Rußland her aufgetaucht sind, sowie dem Vorschlag, den russischen Kredit durch Verwandlung der Goldanleihen in Papieranleihen zu heben. Im übrigen würde die Absicht des in Aussicht gestellten russischen Verbotes zum größten Teil schon erreicht werden durch die Hinderung der weiteren Einfuhr russischer Schuldtitel in Deutschland. Denn da der größte Teil unseres Exports nach Rußland seit geraumer

Zeit durch Schuldscheine bezahlt worden ist, so muß sich eine Verminderung des deutschen Exports insofern ergeben, als die nach Rußland gesandten deutschen Waren nicht sofort bezahlt werden können. Uebrigens ist es doch sehr zweifelhaft, ob selbst der gegenwärtige russische Finanzminister einen finanziellen Staatsstreich wagen wird.

Inzwischen droht den Kapitalbesitzern mehr Gefahr von der Börse selbst. Mit der bisherigen Gründerei, besonders vermöge der Formen, welche dieselbe bereits angenommen hat, muß man zum Bruch kommen. An Vorwehen fehlt es schon nicht mehr. In New-York haben binnen kurzem bereits zwei heftige Börsenerschütterungen stattgefunden. Dabei stieg der Zinsfuß auf fast hundert Prozent. Auf allen Spekulationsgebieten scheint die Agiotage überladen. Die allenthalben guten Ernteberichte, welche sonst Segen für die Völker verkünden würden, sind nichts mehr als die Druckpressen, womit die Spekulanten den Produzenten den Atem zusammendrücken. Dabei wird jeder Versuch der produzierenden Stände, einigen Vorteil für sich zu erlangen, als eine Schädigung des Handels aufgefaßt. Freilich müssen die jetzt erscheinenden Handelskammerberichte zugestehen, daß der vorjährige Lärm wegen des angeblichen Handelsrückganges ein blinder war. Allein gleichwohl fordern sie vollständige Rückkehr zum Freihandel, unter der Behauptung, der Handel könne nur gedeihen unter Stetigkeit. Daß er sich dann vor allem von der Agiotage emanzipieren müßte, wenn diese Behauptung ernstlich gemeint wäre, wird freilich nicht angedeutet, während in Hamburg erst neuerdings das Kaffee-Termingeschäft ins Leben gerufen wurde.

Kirche.

An die Spitze unserer heutigen Mitteilungen stellen wir den Bericht über eine Versammlung, welche noch in den Bereich des vorigen Berichtes fällt, über welche wir uns aber eine eingehendere Betrachtung vorbehalten hatten; es ist die 27. Allgemeine deutsche Lehrerversammlung, welche in Gotha in den ersten Junitagen abgehalten ist. Sie ist insofern von Bedeutung, als sie einen Maßstab abgibt für die Beurteilung der religiösen Richtung eines nicht unerheblichen Bruchteiles der deutschen Volksschullehrerwelt. Einen bestimmenden Einfluß auf die Schulgesetzgebung und die Schulverwaltung können derartige Versammlungen in Zeiten ruhiger Entwickelung freilich nicht haben, aber der Einfluß auf die Lehrerwelt ist nicht gering anzuschlagen. Bekanntlich steht diese Allgemeine deutsche Lehrerversammlung durchaus unter dem Bann des modernen sogenannten Fortschritts. Freisinnigkeit ist das Panier, unter dem sie tagen, und oft genug schon hat dieselbe sich in feindlichen Aeußerungen gegen die Kirche und die Träger des geistlichen Amtes gerichtet und den Anspruch völliger Unabhängigkeit von der Kirche und ihren Organen geltend gemacht. Die diesjährige Versammlung ist nun zwar im Vergleich mit manchen früheren eine ziemlich zahme gewesen, aber an modernem Kulturkampf hat es doch auch in ihr nicht gefehlt.

Gehen wir auf die einzelnen zur Verhandlung gestellten Fragen näher ein. Daß der Seminarlehrer Halben aus Hamburg den Vortrag über die einheitliche Grundlage und Organisation des deutschen Volksschulwesens übernommen hatte, ließ schon erwarten, daß hier weitaussehende Pläne würden entwickelt werden, da das Schulwesen in Hamburg seit Jahrzehnten im Sinne des modernen Fortschritts geleitet wird, ohne freilich nach dem Urteil sachverständiger Leute besonders günstige Erfolge zu erzielen. Seine Forderung, daß das Volksschulwesen als deutsche Reichssache angesehen werden soll, und das Bedauern, daß das deutsche Reich den Einzelstaaten und der Kirche die Schule überlasse, zeugen davon, wie wenig Verständnis er für die Bedeutung der Volksschule und des deutschen Volksgeistes hat. Wer die eigentümliche Entwickelung des deutschen

Volksgeistes kennt, kann es nur für Thorheit halten, die Nord- und die Süddeutschen, die West- und die Ostdeutschen über einen Kamm zu scheren und ohne Rücksicht auf die konfessionellen Unterschiede das Volksschulwesen regeln zu wollen. Auch daß der Redner als Ziel der allgemeinen Volksschule ein System von acht oder mindestens sieben aufsteigenden Klassen ansieht, zeugt nicht von praktischem Blick. Die Raumerschen Regulative gingen von dem Standpunkte der einklassigen Volksschule aus, als derjenigen, welche der Zahl nach die bedeutendste ist. Die Neuen allgemeinen Bestimmungen von 1872 erweiterten das Maß der Forderungen für die Volksschule schon bedeutend, indem sie die dreiklassige Volksschule als die normale annahmen. Von dem Ziel einer sieben- oder achtklassigen Volksschule als der Normalschule zu reden, erscheint als eitle Träumerei. Die große Zahl der Klassen ist bei der Schule überhaupt nicht von wesentlicher Bedeutung. Das erste Erfordernis ist, daß die Klassen nicht überfüllt sind. Daß ein zweijähriger Kursus in einer Klasse an sich das Fortschreiten der Schulkinder nicht hindert, dafür spricht schon der Umstand, daß die Gymnasien bei zweijährigem Kursus in den drei oberen Klassen ganz Genügendes leisten können. Wer nun aber im Elementarschulwesen umfassendere Erfahrung hat, der weiß, daß in einer drei- und vierklassigen Schule bei regelmäßigem Schulunterricht und gut geschulten Lehrern eine sehr anerkennenswerte Schulbildung erreicht werden kann. Nur in großen Städten wird sich das Bedürfnis nach Vermehrung der Schulklassen herausstellen, und auch da ist es fraglich, ob es für die Entwickelung der Schulen nicht vorteilhafter ist, anstatt die Zahl der Schulklassen die Zahl der Schulen zu vermehren. Die Trennung der Geschlechter scheint in der Versammlung gar nicht hervorgehoben zu sein oder ist wohl als selbstverständlich angesehen. Ein völliges Verkennen des wahren Wesens der Volksschule zeigte die unbegreifliche Forderung des Referenten, wenigstens eine fremde Sprache zum obligatorischen Unterrichtsgegenstand zu machen, was er in der Diskussion dahin änderte, daß er diesen Unterricht fakultativ sein lassen wollte. Immerhin zeigt diese eine Bemerkung, daß es sich nicht um sachliche Förderung des Volkswohles, sondern um eitle Redereien handelte.

Der zweite Vortrag des ersten Versammlungstages über das Thema: „Warum und in welcher Weise hat unsere Volksschule die Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins zu pflegen?“ fand natürlich und mit Recht allgemeine Zustimmung; es ist ja selbstverständlich, daß die deutsche Volksschule auch möglichst den Gebrauch von Fremdwörtern, die durch gangbare deutsche Wörter ersetzt werden können, vermeiden muß. Auch was am zweiten Versammlungstage gegen die Mißstände bei öffentlichen Schulprüfungen gesagt wurde, ist anzuerkennen. Wenn aber der Redner, welcher die Frage, ob die Schulprüfungen abzuschaffen oder beizubehalten sind, eingehend erörterte, den Vorschlag machte, daß an einzelnen Tagen der Unterricht öffentlich sein solle, so zeugt das wiederum dafür, wie die Freisinnigen an hohlen Theorien ihre Freude haben. Der sicherste Weg, das Interesse der Eltern für die Schule zu fördern, ist und bleibt immer nur der, daß der Lehrer mit denselben soviel als möglich in persönliche Beziehung tritt und darauf hinzuwirken bemüht ist, daß die häusliche Erziehung mit der der Schule in Einklang steht, wobei freilich immer das erste Erfordernis ist, daß der Lehrer selbst weiß, worauf es bei der Erziehung ankommt, und daß er nicht als Schulmonarch, sondern als Freund der Kinder und der Eltern auftritt. Was am dritten Versammlungstage über Schulen für schwachbefähigte Kinder gesagt wurde, läßt sich ja im allgemeinen billigen, doch bis auf weiteres wird der Volksschullehrer sich in der gewöhnlichen öffentlichen Volksschule der möglichsten Förderung jener Kinder befleißigen müssen. Sehr erfreut hat es uns, daß der Redner, welcher am dritten Versammlungstage über „die erzieherische Bedeutung der Fortbildungsschule“ sprach, für diese auch Unterricht in der Religionslehre und Sittenlehre verlangte, was unseres Wissens bisher noch nicht geschehen ist. Wenn wir auch auf die Fortbildungsschule die Hoffnung auf Regeneration unseres Volkslebens nicht bauen, so weist doch jene Forderung darauf hin, wo-

von das wahre Volkswohl abhängt. Unseres Erachtens wird die Fortbildungsschule, auch wenn der Besuch derselben obligatorisch wird, nur in seltenen Fällen einen erheblichen Einfluß auf den Volksgeist üben, teils wegen der geringen Stundenzahl, welche dem Unterricht in derselben gewidmet werden kann, teils wegen der fehlenden Lehrkräfte. Hauptsache ist es ohne Zweifel, daß Lehr- und Dienstherren sich wieder ihrer Christenpflicht erinnern, die ihnen sich anvertrauende Jugend auch zur Gottesfurcht und zur Sittsamkeit zu erziehen, und daß durch Jünglings- und Jungfrauenvereine in Städten wie auf dem Lande die Freude an geistiger Fortbildung und besonders auch Gesangeslust erweckt und gefördert wird.

Was soll man nun aber zu dem Vortrage sagen, der gewissermaßen den Mittelpunkt und den Höhepunkt der Verhandlungen zu bilden bestimmt war, welcher den Weg zur Verständigung zwischen Schule und Kirche nachweisen sollte! Wenn ein Mann, wie der Lehrer Keferstein aus Hamburg, diese Frage erörtert und dabei die Meinung zu begründen gesucht hätte, daß die Schule die Kirche nicht zu berücksichtigen und keine Beziehung zu ihr zu haben brauche, so lange die letztere auf dem Gebiete des christlichen Bekenntnisses steht und die heilige Schrift als Urkunde der göttlichen Heilsoffenbarung ansieht, so würde das um des Vortragenden willen schmerzlich zu bedauern, aber wenigstens vom Standpunkte des Unglaubens aus die logische Konsequenz anzuerkennen sein. Daß aber ein im Kirchenamt stehender, auf Universitäten gebildeter Geistlicher, wie Pfarrer Böhring aus Einfeld, unter dem Beifall der Versammlung einen Vortrag halten durfte, der nicht nur eine großartige Unwissenheit und Mangel an logisch richtigem Denken, sondern auch einen völligen Mangel an Verständnis der Bedeutung der Kirche und der Schule bekundete, ist ein tief beschämendes Armutszeugnis nicht nur für den Redner, sondern auch für die Zuhörer. Daß Philosophie, Naturwissenschaft, Sprach- und Geschichtsforschung auch auf das moderne Erziehungs- und Unterrichtswesen sowohl in formaler wie in materialer Hinsicht einen fördernden Einfluß ausgeübt haben, wer wollte das bezweifeln? Daß aber ein Mann, der sich mit der neueren Pädagogik beschäftigt haben will, nicht wissen sollte, daß gerade Geistliche und Theologen einen sehr erheblichen Anteil an der günstigen Entwickelung des Volksschulwesens haben, ist schwer zu verstehen. Nach ihm soll im Kulturstaat die Schule als Vermittlerin zwischen der Kirche und der öffentlichen Rechtsordnung stehen. Wir nehmen an, daß der Redner unter öffentlicher Rechtsordnung den Staat versteht. Wie da nun der Lehrerstand im Verein mit den Schulkindern zwischen Kirche und Staat vermitteln soll, ist schwer begreiflich; die Schule soll doch nur die Schulkinder so ausbilden, daß sie sich später als nützliche Mitglieder der Kirche und des Staates erweisen können. Nach der Meinung des Redners hat die Kirche die von Gott zum Heile der Menschen geoffenbarte Wahrheit zu verkündigen; die Schule dagegen hat die wissenschaftlich erwiesene und festgestellte Wahrheit durch ihren Unterricht zu verbreiten und zum Gemeingut aller Menschen zu machen und verfällt ohne die selbständig arbeitende Schule die kirchliche Religiosität dem Fanatismus und der Schwärmerei. Danach hätte also die Kirche, deren Tochter das gesamte Schulwesen mit Einschluß des Volksschulwesens ist, von der Wissenschaft und der mit dieser erfüllten Schule sich das Verständnis der geoffenbarten Gotteswahrheit vermitteln zu lassen. Der Stand des Volksschullehrers, der großenteils Geistlichen oder Theologen sein religiöses Wissen und die Einführung in das Verständnis der göttlichen Offenbarung verdankt, hat sich also so weit über seine Lehrer und Bildner erhoben, daß diese bei ihm in die Schule gehen müßten, um das tiefere Verständnis zu gewinnen. Und wie übel sind nun die Schulkinder, welche in der wissenschaftlichen Volksschule oder auch in den noch wissenschaftlicheren höheren Schulen abgerichtet werden, daran, daß sie, um als berechtigte Glieder der Kirche angesehen und anerkannt zu werden, noch zu dem Geistlichen zum Konfirmandenunterricht gehen müssen, und wie traurig, daß die der Schule Entwachsenen nur auf die Verkündigung der göttlichen Offenbarung durch die Geist-

lichen angewiesen sind, wenn sie nicht in der Lage sind, sich durch wissenschaftliche Werke der Lehrer über religiöse Fragen weitere Aufklärung geben zu lassen. Difficile est satiram non scribere. Fast möchte man glauben, daß der Seminarlehrer Halben, welcher nach dem Vortrage den Antrag stellte, um den Eindruck der Rede nicht zu verwischen, sowohl von einer Diskussion als auch von einer Beschlußfassung über die beantragten Thesen Abstand zu nehmen, dies nur zum Hohne gethan hat. Seinen religiösen Standpunkt hat Pfarrer Böhring in seinem Vortrage auch noch dadurch gekennzeichnet, daß er es für Thorheit erklärte, die Millionen Mark für die Mission unter den Heiden zu verschwenden, anstatt diese zunächst mit der modernen Kultur zu beglücken. — Uebrigens erfahren wir, daß die Allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Herrn Pfarrer Böhring an einen Referenten geraten ist, um den sich — wie eine liberale Pfälzer Zeitung sagt — „die Theologen von rechts und links streiten, aber nicht etwa wie jene sieben Städte um die Geburt des Homer, sondern wie zwei Gemeinden, die sich um die Heimatsberechtigung eines Mannes streiten, der zeitweilig in beiden gewohnt hat, ohne ein bestimmtes und klares Heimatsrecht zu erwerben". Böhring hat nämlich, als er früher von Thüringen in die Pfalz gekommen war, zuerst für den „Evangelischen Verein" geschrieben, hat sich aber später der positiven Richtung feindlich entgegengestellt, ohne doch bisher das Vertrauen der Liberalen gewonnen zu haben. — Was aber die Allgemeine Lehrerversammlung betrifft, so trösten wir uns mit der Ueberzeugung, daß es mit dem deutschen Volksschullehrerstande nicht so traurig steht, wie man nach jenen Konferenzen glauben sollte, daß vielmehr eine große Zahl von Lehrern und Lehrerinnen weiß, was sie und die Schule bedürfen, und was die Volksschule fortgehend der Kirche und den Trägern des geistlichen Amtes verdankt. —

Nach diesen eingehenderen und hoffentlich für zeitgemäß angesehenen Betrachtungen bleibt uns für die eigentlich kirchlichen Ereignisse nicht mehr viel Raum. Und es ist glücklicherweise nicht viel zu berichten. In den öffentlichen Blättern gibt der Prozeß Thümmel noch viel Anlaß zu breiten Erörterungen. In allen besonnenen Zeitschriften wird sein Verfahren selbst entschieden verurteilt, wenn man auch mancher seiner Eigenschaften volle Anerkennung zollt. In bloßem Protestieren den Protestantismus sehen, heißt ihn töten. Dagegen hat ebenso allgemein die Ueberzeugung Ausdruck gefunden, daß es bei dem gesprochenen Urteil sein Bewenden nicht haben werde. Der Herr Staatsanwalt hat Dinge gesagt, die noch einer Aufklärung bedürfen. Und im Ganzen hat der Prozeß gezeigt, daß es eine überaus weise Verordnung war, wenn eine Königliche Kabinettsordre, über deren gegenwärtige Geltung Zweifel bestehen, wollte, daß zu einem Prozeß gegen Geistliche auf Grund des betr. § 166 des Reichsstrafgesetzbuches das betr. Gericht vorab die Zustimmung des Kultusministers einzuholen habe. Ob nämlich eine wirkliche Schmähung oder Beleidigung vorliegt in einer öffentlichen polemischen Aeußerung eines evangelischen oder katholischen Theologen, — das ist vom rein juristischen Standpunkt äußerst schwierig zu beurteilen. Den Paragraphen selbst aufzuheben würde ein äußerst bedenklicher Schritt sein; wollen wir denn wirklich, daß thatsächliches Beleidigen und Schimpfen straflos sei?

In der Rheinprovinz hat sich ein Provinzialverband des „Evangelischen Bundes" gebildet. Auch positive Mitglieder haben sich demselben angeschlossen. Und ein Hauptvertreter der Hammersteinschen Bewegung in den westlichen Provinzen hat erklärt, seine Bedenken gegen den Evangelischen Bund seien ihm durch einen Brief des Leiters, an den er sich gewandt, zerstreut. Diese Bedenken bezogen sich bekanntlich auf die Verbündung des evangelischen Glaubens mit dem Unglauben gegen den römischen Aberglauben. Seitdem ist nicht bekannt geworden, daß in diesem Punkte irgend welche Veränderung sich vollzogen habe. Ob der tröstliche Brief des Leiters also die Ankündigung enthalten hat, daß die protestantenvereinlichen Führer aus dem Evangelischen Bund ausscheiden würden? Wir wissen es nicht und beneiden nur andere Leute um ihren Optimismus in bezug auf die Verbündung von Glauben und Unglauben. Sehr

dauerhaft kann dieser Optimismus nicht sein. Schon jetzt gehen einzelnen unserer Freunde, die sich durch den „herrlichen" Aufruf des Evangelischen Bundes zum Beitritt hatten bewegen lassen, die Augen darüber auf, daß dem Effekte nach der Bund nur ein Rettungsmittel des Protestantenvereins sein kann. Dieser gelenkige Turner schwingt sich auf die starken Schultern der „Männer mit dem Rückgrat" (so nennt ein Opportunist die Positiven) und erscheint wieder als Spitze und Bekrönung der evangelischen Kirche. Es wird nur ein lebendes Bild für einige Augenblicke sein.

In Leipzig ist in deutscher Uebersetzung ein „buddhistischer Katechismus, nach dem Kanon der Kirche des südlichen Indiens, bearbeitet von H. S. Olcott" erschienen. Derselbe soll (natürlich nicht die deutsche Uebersetzung) schon in 27 000 Exemplaren verbreitet sein. Die amerikanische Ausgabe ist mit Anmerkungen versehen, welche die antichristliche Tendenz des Ganzen grell hervortreten lassen. Es ist eine Verbrüderung von abendländischem Atheismus und Spiritismus mit jener altindischen Religion, die vor dem unvernünftigen Christentum weitaus den Vorzug verdiene. Die Freimaurerlogen, vielleicht auch der Allgemeine deutsche Lehrerverein, werden sich dieses Katechismus wohl noch annehmen. Und ob nicht auch der Evangelische Bund eine Hilfstruppe darin zu finden geneigt sein möchte? — gegen Rom geht es jedenfalls auch hier.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung. Von C. Hasse. (Jena, Fischer.) 34 S. 80 Pf.

Während die im Januarheft (S. 108) angezeigte Schrift von Haupt sich besonders mit der wissenschaftlichen Arbeit der deutschen Universitäten beschäftigte, behandelt Verf. vorliegender Schrift, die dem ausgezeichneten Juristen Frhrn. v. Stengel zugeeignet ist, eine Reihe anderer Punkte. Sowohl die Lehr- und Lernfreiheit, wie die Organisation der Universitäten soll unberührt bleiben, wohl aber kann, um mannigfachen Tadel verstummen zu lassen, der Hebel an folgenden sechs Punkten angesetzt werden. 1) Das Berufungswesen: Dies ist zu ändern, das Vorschlagsrecht der Fakultäten zu beseitigen, nur neue Lehrstühle dürfen letztere vorschlagen. 2) Das Privatdozentenwesen; hier liegt der Fehler darin, daß ganz einseitig oft nur in einem Fache, ja nur in einem Teil eines Faches gebildete junge Leute zugelassen werden und zu hohen Ehren gelangen, obwohl ihnen der Blick für das Ganze abgeht — also genau das, was wir in Heft 1 d. J. im Hinblick auf die juristische Fakultät gerügt haben. 3) Das Pensionswesen: Verf. verlangt, daß jeder Professor mit dem 65. Jahre pensioniert und gleichsam „Honorarprofessor" werde, ohne Sitz und Stimme, jedoch mit der Berechtigung Vorlesungen zu halten. 4) Das Vorlesungssemester: es soll strengstens eingehalten werden. Dadurch wird eine Verlängerung des Studiums entbehrlich und die Verminderung der Stundenzahl bei manchen Vorlesungen möglich. 5) Das Promotionswesen: hier werden die bekannten Wünsche (Erschwerung, gedruckte Dissertation 2c.) geäußert. 6) Das Honorarwesen. Die durchaus unbillige Verteilung der Professoreneinnahmen ist nur dadurch zu ändern, daß den Ordinarien nicht die Honorare zufließen, sondern selbige höchstens einen Prozentsatz erhalten. In bezug auf die gegenwärtig in Dienst befindlichen werden praktische Vorschläge gemacht.

Um die Objektivität des Verf. zu kennzeichnen, mag hervorgehoben werden, daß derselbe im letzten Abschnitte sagt, er habe in Breslau das größte Einkommen an der Universität, und unmittelbar darauf: „gegenüber der Gunst der Verhältnisse spiele hierbei die wissenschaftliche Bedeutung eine untergeordnete Rolle ... je größer das Einkommen, desto weniger leistungsfähig wird der akademische Lehrer, desto weniger Nutzen stiftet er für den Staat, namentlich in den praktischen Fächern." Wir bezweifeln, daß viele Professoren solches geschrieben hätten!

Im übrigen kann auf die Einzelheiten hier nicht eingegangen werden, da man über dies Buch sonst wieder ein Buch schreiben müßte. Viele Vorschläge haben in akademischen Kreisen keinen Beifall gefunden. Trotzdem haben die unter Nr. 2 bis 4 genannten volle Berechtigung, auch im allgemeinen das unter Nr. 5 Gesagte. In bezug auf das Honorarwesen ist jedenfalls eine Ausgleichung möglich, wenn man den Ordinarien nur einen Prozentsatz der Honorare zubilligte. Am bedenklichsten ist vielleicht die Beseitigung des Vorschlagsrechts der Fakultäten bei Besetzungen, da das Ideal, welches dem Verf. hinsichtlich des betreffenden Dezernenten im Unterrichtsministerium vorschwebt, schwer zu erreichen sein wird und bekanntlich auch in anderen Berufszweigen „Konnexionen" 2c. nicht ohne Einfluß sind. Im einzelnen enthält die Schrift außerordentlich viel Richtiges und Beachtenswertes. Eine wirkliche Reform der Universitäten wird aber nur erreicht werden, wenn alle deutschen Einzelstaaten gleichzeitig und einheitlich vorgehen, unter der Verpflichtung gemeinsam festgestellte Normen unbedingt einzuhalten.

v. K.

— Die deutsche Armengesetzgebung und das Material zu ihrer Reform von Dr. Emil Münsterberg, Gerichtsassessor in Berlin (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen hrsg. von Gustav Schmoller VI. 4). (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1887. XXVI, 570 S. 8°. 12 M.

Das vorliegende Werk ist um so mehr beachtenswert und empfehlenswert, als uns in demselben ein äußerst reichhaltiges, systematisch gut geordnetes Material zur Beurteilung der betreffenden Frage in allen ihren einzelnen Unterabteilungen geboten

wird. Der große Umfang des Werks hindert seine Besprechung im Rahmen einer Rezension und so müssen wir uns zu unserm Bedauern darauf beschränken, die Grundzüge zu skizzieren, nach welchen der Herr Verfasser gearbeitet hat. Der erste Teil enthält neben einer geschichtlichen Entwickelung der Armengesetzgebung in Deutschland, die Grundlagen der letzteren, sowie ihr Verhältnis zur Versicherung und zur freiwilligen Armenpflege. Im zweiten Teil wird der bestehende Zustand geschildert und die finanziellen wie sozialen Wirkungen der zeitigen Gesetzgebung werden einer eingehenden Betrachtung unterzogen, auch auf den Rechtsgrund der armenrechtlichen Verpflichtung seitens der Orts- und Landarmenverbände, sowie auf die sittlichen Wirkungen des Landarmenwesens wird näher eingegangen. Der dritte Teil enthält die Darstellung der gegenwärtigen Reformbestrebungen, unter welchen besonders die Rückkehr zur Heimatsgesetzgebung, Bildung der Verbände als Träger der Armenlast und Zwangsmaßregeln gegen Arme und Armenverwaltungen ausführlich behandelt sind. Hinsichtlich der Rückkehr zur Heimatsgesetzgebung bemerkt der Herr Verfasser, wie dadurch, daß man die alte Heimat verpflichtet bleiben läßt, bis eine neue erworben, die eigentlichen Landarmen nur formell beseitigt würden, und ein Zustand ungerechtfertigter Lastenverteilung Platz greifen müßte. Namentlich aber werde man nicht vergessen dürfen, daß die Rückkehr zum Heimatsprinzip auf den organischen Ausbau der vorhandenen Bildungen, möglichste Scheidung der wirtschaftlich thätigen und der unthätigen Elemente, möglichste Freiheit der ersteren und Beschränkung der letzteren hemmend einwirken würde. Wir unsererseits können uns mit dieser Ansicht nicht einverstanden erklären, denn wir wissen in der That kein anderes Mittel, um die Kostgänger des Landarmeninstituts zu vermindern, als die thunlichste Beseitigung des Wechsels des Unterstützungswohnsitzes. Die im Jahre 1877 vom Reichskanzler vorgeschlagene Herabminderung der Ortsangehörigkeit auf ein Jahr wurde abgelehnt, weil sie der angestrebten Seßhaftigkeit der ländlichen Bevölkerung entgegengearbeitet hätte. Dasselbe ist aber bei den gegenwärtigen Verhältnissen in fast gleichem Maße der Fall, weil die Gemeinden oft in Versuchung geraten, durch allerhand indirekte Zwangsmittel den Erwerb des Unterstützungswohnsitzes zu verhindern. Es wird also der Heimatslosigkeit, die so schwere soziale Gefahren im Gefolge hat, dadurch direkt Vorschub geleistet. Ein anderes wäre es, wenn niemand einen Unterstützungswohnsitz verlieren könnte, ohne einen andern dafür zu erhalten. Wir glauben, daß gerade hiermit der gesunde Grundgedanke von der Gemeinde als Hauptträgerin der Armenlast gefördert werden würde. M. Sch.

— Verhandlungen der am 24. und 25. September 1886 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik über die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten und über innere Kolonisation mit Rücksicht auf die Erhaltung und Vermehrung des mittleren und kleineren ländlichen Grundbesitzes. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom ständigen Ausschuß. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1887. 138 S. 8°. 3 M.

Ueber die Verhandlungen haben wir bereits in der Allg. konf. Monatsschrift einen ausführlichen kritischen Bericht gebracht, so daß zur Besprechung der vorliegenden Broschüre, welche uns das betreffende Material nochmals vor Augen führt, nur erübrigt, auf einzelne hauptsächliche Punkte einen kurzen Streifblick zu werfen. Da die Wohnungsnot einen sehr hohen Grad erreicht haben muß, ehe sich die Bauspekulation auf den Bau von Arbeiterwohnungen wirft, so schlägt der Referent, Herr Oberbürgermeister Dr. Miquel, die Thätigkeit von gemeinnützigen Gesellschaften in größeren Städten vor. Leider müssen wir bemerken, daß sich diese Thätigkeit, abgesehen von Frankfurt a. M. und Berlin, wo sie aber sehr sporadisch auftrat und alsbald wieder im Sande verlief, kaum anderswo bemerkbar gemacht hat. Der weitere Vorschlag, daß die arbeitende Klasse zur Selbsthilfe in betreff der Bildung von Bau- und Wohnungsgenossenschaften schreiten möchten, scheint uns noch etwas verfrüht und wird erst dann geltend zu machen sein, wenn infolge verbesserter Produktionszustände eine gewisse Beständigkeit in den Lohn und Arbeitsverhältnissen eingetreten ist. Sehr sympathisch ist uns die Erörterung der Wichtigkeit eines rationellen Bebauungsplans, dessen Vorteile allerdings erst dann sichtbar werden, wenn zugleich für gute und regelmäßige Verkehrsmittel gesorgt wird. Aus diesem Grunde würden wir der Forderung der Berliner Arbeiterpartei auf Kommunalisierung der Pferdebahnen ganz und voll zustimmen, ebenso, wie Herr Miquel dies thut.

Was die Frage der innern Kolonisation anbetrifft, so halten wir zwar die Ausführungen des Herrn Sombart über die Kolonisierung seines Guts für höchst interessant, können jedoch uns mit dieser Art des Vorgehens nicht einverstanden erklären; die Idee selbst ist eine gesunde, was ja auch Professor Schmoller in seinem Korreferat hervorhob. Daß zur Verwirklichung der Kolonisationsidee die Form des Rentenguts verallgemeinert und für den ganzen preußischen Staat zugelassen werden muß, halten wir für unabweislich. Wir möchten hier noch kurz hinzufügen, daß die Gesellschaft für innere Kolonisation in Berlin demnächst mit der Kolonisation eines Guts in der Mark beginnen wird. M. Sch.

2. Kirche.

— Unter den theologischen Werken, welche wir vorzuführen haben, stellen wir die Blüte der Theologie, die praktische, an die Spitze. Sie wird für die größte Zahl unserer Leser auch die interessanteste sein. Es sind zwei bedeutende Namen, welche wir zu nennen haben: D. R. Kögel und Ch. Kingsley. Oberhofprediger Generalsuperintendent D. Kögel begegnet uns mit seinen „Vaterländische und kirchliche Gedenktage". Reden und Ansprachen. (Bremen und Leipzig, C. E. Müller.) 1887. 175 S. auf einem Gebiete, auf welchem er Meister genannt werden muß. Die

Kurft. kurz, in höchster Formvollendung einen kräftigen Gedanken in das Herz der meist aus erlauchten Hörern bestehenden Kreise zu werfen, ist hier mit seltener Vollendung geübt. Schon die Ereignisse, welche den Prediger zum Reden bewegen, sind so bedeutungsvoll, daß sie selbst eine Predigt heißen können, gehalten aus Gottes hoher Warte. Da feiert der Kaiser goldene Hochzeit, 25jähriges Regierungsjubiläum, da wird die Dankeskirche eingeweiht zur Erinnerung an die Bewahrung des kaiserlichen Lebens, als Gottes Hand, die den Frevel zuließ, doch den aus der Hölle geschnellten Pfeilen wehrte. Da geben Trauungen oder Taufen im kaiserlichen Hause den freudigen Anlaß des Herrn aller Herren zu gedenken; aber auch die Mahnung an die Vergänglichkeit irdischer Macht bleibt nicht aus. Auch den Weihspruch bei der Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes 1884 finden wir wieder. Und in diese hohe Gesellschaft tritt zum Schlusse auch ein Fürst des Geistes und der Kirche, nicht der solchen äußerlichen Verkehr suchenden und heute darob gesuchten Papstkirche, sondern unser Luther in der in dem knappen Rahmen einer Rede von 15 Minuten eine der herrlichsten Charakteristiken des Reformators gebenden Rede bei der Lutherfeier in Wittenberg; sowie in zwei Ansprachen am Standbilde Luthers in Eisleben zu den Worten: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin; der Herr mit dir, du streitbarer Held" und „Thut Buße und glaubet an das Evangelium." Der Verf. hat gewiß vielen patriotischen gläubigen Christen mit der Herausgabe dieser Sammlung eine hohe Freude bereitet. —

Ganz anderer Art sind die beiden anderen Sammlungen. Sie sind Uebersetzungen aus dem Englischen: Predigten von Charles Kingsley. Autorisierte Uebersetzung von Dina Krätzinger. Stadt- und Landpredigten. (Gotha, F. A. Perthes.) 1886. 287 S. 3,60 M., geb. 4,60 M. Kingsley ist seines praktischen Christentums wegen auch in Deutschland bekannt. Auch in diesen seinen Predigten (früher übersetzte Predigten derselben Dame haben den Wunsch danach wach gerufen) herrscht überall eine einfache Sprache voller Kraft. Dem gläubigen Gemüte thut dies kräftige Bekenntnis zu Christo, dem Gottes-Sohn, wohl, und die energische Aussprache zu dem: es ist das Heil uns kommen her. Dabei ist alles anschaulich (z. B. die Gegeneinanderstellung von Stolz und Demut S. 134 ff.). Die dogmatische Behandlung der Themata tritt zurück. In dem Werke: „Aus der Tiefe. Worte für die Betrübten" von Charles Kingsley. Uebersetzt von Anna von Köckritz. (Gotha, F. A. Perthes.) 1886. 137 S. 2 M., geb. 3 M. tritt uns eine tiefe Erfahrung des Leides und der Anfechtung entgegen. Diese Aphorismen sind gleichsam der Gegenhall der Klage, wie er der Christenseele in ihrem Jammer aus Gottes ewigem Wort widerklingt. Eine wunderbare seelsorgerliche Erfahrung gibt sich darin zu erkennen. Ueberall begegnet man aufrichtenden Gedanken. Da liegen Schätze innen. Seelen, welche Kräftigung in schwerem Leid oder in der Anfechtung um vergangener oder noch stürmender Sünde willen haben müssen, oder denen die letzten Dinge, Tod und Gericht zum Schrecken sind, dürfen wir dieses Buch warm empfehlen.

B. F.

— Die katechetische Litteratur ist in unsern Tagen zu erstaunlicher Höhe angeschwollen und die Reihe derer, welche sich für berufen halten, Lehrbücher der Katechetik, Erklärungen des lutherischen Katechismus oder ganz neue Katechismen zu schreiben, ist unter Geistlichen und Lehrern groß. Trotzdem möchte jeder Pfarrer am liebsten seinen Leitfaden für den Religions- bez. Konfirmandenunterricht selbst machen, und die Zahl derer, die dies wirklich thun, indem sie einen guten Teil der kostbaren Zeit mit Diktieren zubringen, ist nicht gering. Oft genug sind es solche, an deren Beruf, Lehrbücher zu schreiben, man billig zweifeln kann. Unseres Erachtens kommt es aber nur darauf an, das wirklich Gute und Bewährte herauszufinden und sich anzueignen. Von ungemeiner Wichtigkeit wird dabei sein, den Weg zu finden, auf dem Kirche und Schule, der Unterricht des Lehrers und des Pfarrers, gemeinsam an der Lösung der hohen Aufgabe zu arbeiten haben. Diesen Weg will ein Buch zeigen, das soeben die Presse verlassen hat und an dem weite Kreise sicherlich nicht teilnahmlos vorübergehen werden. Es ist

Die einheitliche Christenlehre im evangelischen Schul- und Pfarrunterrichte von Georg Schulze, Seminardirektor. Bd. I: Zur geschichtlichen Grundlegung und zum grundsätzlichen Aufbau. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1887. IV und 306 S. 8°. 4 M.

Das Buch will weder Pädagogik noch Katechetik sein, vielmehr eine Zusammenstellung der Erträge beider Wissenschaften, damit der Geistliche pädagogischer, der Lehrer katechetischer unterweise, und es will dazu helfen, die tiefe Kluft, die zwischen den Arbeiten der Geistlichen und Lehrer auf dem gemeinsamen Felde des Religionsunterrichtes in der Praxis gähnt, zu überbrücken. Wir wünschen dem Verf. zu seinem Versuche Glück und hoffen, daß er nicht umsonst gearbeitet haben wird. Eine 25jährige Praxis im Kirchen- und Schuldienst läßt ihn zur Lösung seiner Aufgabe als wohlbefähigt erscheinen. Zur Zeit des Kulturkampfes wurde es ja absichtlich vergessen, daß die Schule eine Tochter der Kirche ist, und gesetzlich sind die Schulrechte der Kirche aus den Kirchenordnungen in Preußen gestrichen, aber in der That muß doch die Kirche der Sauerteig der Schule bleiben und sie wird es bleiben, wenn die in den Falkschen Regulativen enthaltenen Bestimmungen über den Religionsunterricht nicht bloße Worte bleiben sollen. Heillos, ruft der Verf. mit Recht aus, wenn die äußere Emanzipation auch zu der inneren führte! Und wie kann überhaupt die Schule Religionsunterricht erteilen, wenn sie sich nicht von der Kirche Wesen und Ziel dieses Unterrichts bestimmen läßt? Daß aber die Kirche der Mithilfe der Schule nicht entraten will, weiß alle Welt. Es liegt eben in der Natur der Sache, daß Kirche und Schule auf einander angewiesen sind; reißt man sie widernatürlich aus einander, so werden die Folgen nicht ausbleiben. — Der Verf. zeigt zunächst, wie Jesus

selbst der Lehrer aller Lehrer ist in der Lehrsprache, dem Lehrvortrag, der Lehrdarstellung, der Anknüpfung neuer Wahrheiten an die vorhandenen, der Einführung in das Verständnis der Wahrheit, in dem Geschick, die Wahrheit selbst finden zu lassen, und in der Erweckung zur Bethätigung der Wahrheit, und wie das alles herausgeboren ist, gehalten und gestaltet wird durch Jesu erbarmende, sanftmütige und demütige Liebe — eine ganz treffliche Grundlage zur Darstellung der geschichtlichen Entwickelung. Diese führt bis an den Anfang des fünften Jahrhunderts zurück, in die Blütezeit des altkirchlichen Katechumenats, und man wird es nur billigen, wenn dem Leser in Augustins „Unterricht der Anfänger im Christentum" ausreichender Einblick gegeben wird, während Gersons Traktat de parvulis ad Christum trahendis eine der vorzüglichsten Schriften des Mittelalters auf diesem Gebiete repräsentiert. Naturgemäß wird die Zeit der Reformation und des Pietismus als nach der inneren Seite fördernd und klärend an den Hauptschriften dargestellt, während die Aufklärer (Dinter) als die Wahrheit ausleerend, die Methode fördernd zu ihrem Rechte kommen. Ueber den Reichtum der Zeit, wo das christliche Leben erwachte, gibt endlich der letzte Abschnitt Rechenschaft, in welchem die Schriften eines Harnisch und seiner Nachfolger bis hin auf die Raumerschen Regulative in der Kürze vorgeführt werden. — Es würde hier zu weit führen, wollten wir auf den zweiten Teil des Buches, „Zum grundsätzlichen Ausbau" betitelt, näher eingehen. Man studiere, was der Verf. über der Christenlehre Ziel, Lehrplan, Methode u. s. w. schreibt, und man wird ihm nicht nur für reiche Anregung, sondern auch für manchen, der Praxis entnommenen Wink dankbar sein. Daß die ganze Arbeit auf christlicher Lebenserfahrung beruht neben tiefgreifendem Studium und auf Weckung lebendiger Gemeinschaft mit Gott durch den Glauben abzielt, brauchen wir kaum auszusprechen. Möchte dem Verf. der zweite Teil seines Werkes, welcher den praktischen Ausbau enthalten wird, ebensowohl gelingen. —

Für Katechismusschüler haben zwei hannoversche Pastoren ihr Büchlein nun schon in drei Auflagen ausgehen lassen, ein Zeugnis, daß ihre Arbeiten in weiteren Kreisen Eingang gefunden haben. Es sind dies: Der kleine Katechismus Luthers kurz ausgelegt von L. W. Fricke, P. und Vorsteher des Stephansstifts. (Hannover.) brosch. 35 Pf. und Christenlehre auf Grund des kleinen Katechismus Luthers. Ein Leitfaden für den Konfirmandenunterricht und ein Gedenkbuch für konfirmierte Christen von Greve, Pastor an der Christuskirche. (Hannover, H. Feesche.) kart. 60 Pf.

Beide Bücher haben das gemeinsam, daß sie aus der Katechismusnot der Provinz Hannover hervorgegangen sind. Wäre der Lührsche Katechismus seiner Zeit Landeskatechismus geworden, so würden sie wahrscheinlich nicht geschrieben sein. Die Behandlung des Stoffes ist in beiden Büchern insofern dieselbe, als beide von der sonst beliebten Form in Frage und Antwort absehen, was unseres Erachtens nach manchen Seiten Vorteile bietet, und sich streng an Luthers kleinen Katechismus halten. Die Fassung der Erklärungen ist bei Fricke ohne Zweifel populärer und die Sprache erinnert an ältere Vorbilder, wie denn auch Luthers großer Katechismus benutzt ist. Besonders dankenswert ist bei ihm auch der stete Hinweis auf die biblische Geschichte, ganz in der Weise, wie wir dasselbe bei Jaspis finden. Auch bei Greve finden wir die biblische Geschichte verwandt, wie denn auch beide das Kirchenlied anziehen. Für Kinder aus gehobenen Schulen mag die Arbeit Greves gelten, für die gewöhnlichen Bedürfnisse würden wir Fricke bei weitem vorziehen. Greve gibt auch eine Erklärung ab über die Union. Wir hatten das für überflüssig, denn jeder Pastor kann leicht das, was er zu sagen für nötig hält, einflechten; gibt man sie aber, so sollte man sie doch nicht nur als ein Hindernis des Einigungswerkes des h. Geistes hinstellen. —

Daß ein Seelsorger den Wunsch hat, sein letztes Wort an seine Konfirmanden denselben gedruckt in die Hand geben zu können, verstehen wir. Das einmal gesprochene und gehörte Wort ist schnell vergessen, noch einmal gelesen führt es in die Stunde der Konfirmation zurück. Aus diesem Verlangen ist wohl das Schriftchen entstanden: Sei getreu bis in den Tod! Konfirmationsreden von H. Poetz, Superintendent zu Insterburg. (Insterburg, C. Hopfs Nachfolger.) 1887. 80 Pf. Es enthält vier Ansprachen und eine Beichtrede. — Eine sehr hübsche Mitgabe für Konfirmanden ist das: Fürchte dich nicht. Du bist mein. Ein Gedenkbüchlein für Konfirmanden und Konfirmierte von Fricke, P. am Stephansstift. 4. Auflage. (Hannover,) 20 Pf. Mit 11 Holzschnitten. Wir wünschen den Worten des Seelsorgers weite Verbreitung. Die heranwachsende Jugend findet auf manche naheliegende Frage Antwort z. B.: Ob Tanzen Sünde sei? Ob ihr eintreten dürft in einen Verein? und den ernsten Hinweis auf das Ziel des Lebens, die ewige Seligkeit. — Dahin zielt auch ein Vortrag von P. O. Funke, Wozu ist der Mensch in der Welt? (Stuttgart, Ev. Gesellschaft.) 30 Pf., vor großen Leuten gehalten und für sie gedruckt. Wie alles, was Funke schreibt, warm, anregend und hier mit gesegnetem Haß gegen den Materialismus unserer Zeit ausgestattet. Es ist wahr, was er schreibt, das Endresultat unserer Zeit ist entweder: Vergebens oder vergeben! — —r.

— Aus der historischen Theologie nennen wir heute in erster Linie: Kirchengeschichte Deutschlands von D. Alb. Hauck, Prof. in Erlangen. 1. Teil. (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung.) 1887. Dieser erste, 557 Seiten zählende Band geht nur bis zum Tode des Bonifacius. Man kann daraus den Umfang und die Gründlichkeit des Werkes ermessen. In ansprechender Weise wird das reiche Material geordnet und unter dem Strich eine Fülle von gelehrten Citaten gegeben. Die ersten Spuren des Christentums in den noch römischen Provinzen am Rhein, die Ausbildung der fränkischen Landeskirche, die Bedeutung der Wirksamkeit Winfrieds: das sind wohl die interessantesten Stücke in diesem Bande. Der Verf. geht nie zum Schildern über, zum bildmäßigen

Ausmalen einzelner Ereignisse und Situationen, wie man das bei Ranke, Giesebrecht u. a. findet, — er bleibt immer der gelehrte Darsteller, dem es wesentlich auf die Richtigkeit des Erzählten und die inneren Zusammenhänge der Ereignisse ankommt. Aber er gibt eine solche Fülle von Einzelheiten, daß schließlich das Bild einer Zeit oder eines Zustandes ein ungemein anschauliches wird. Es ist ein sehr gediegenes, im Urteilen maßvolles und im Abwägen verständiges Werk, das u. a. auch für die Verfassungsfragen der Kirche gerade für die Gegenwart manche Anregung zu bringen im stande ist. —

Weiter zurück und in die tiefere Gelehrsamkeit hinein führen uns die „Augustinischen Studien“ von Hermann Reuter. (Gotha, F. A. Perthes.) 1887. 10 M., dem Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte in Göttingen (Verf. einer Geschichte der rel. Aufklärung im Mittelalter). Die sieben Studien, zum Teil bereits früher in gelehrten Zeitschriften erschienen, beschäftigen sich hauptsächlich mit der Frage nach Augustinus Stellung zur Kirche, berühren aber auch die pelagianischen Streitigkeiten, seine Lehre von der Gnade, vom Glauben und Wissen, Mönchtum 2c. Auf Grund einer umfassenden Heranziehung der Augustinischen Schriften und eingehenden Abhandlungen über den Sinn einzelner Stellen werden die sehr vorsichtig gehaltenen aber in ihren Resultaten klar und bestimmt präzisierten Untersuchungen geführt. Selbstredend ist, um denselben zu folgen, theologische Schulung und spezielles Interesse erforderlich. — Für die Gegenwart ist Augustins kirchliche Stellung besonders darum so lehrreich, weil sie zeigt, wie nötig für die klare dogmatische Erkenntnis die kirchliche Erfahrung ist. Weil dem Augustin die Erfahrung abging von der Möglichkeit eines Zwiespaltes zwischen den offiziellen kirchlichen Organen und dem Evangelium, wie sie z. B. Luther gemacht hatte, darum gibt uns seine Lehre von der Autorität der ersteren jenen schwankenden oder fragmentarischen Eindruck. —

In diese Luther-Erfahrungen versetzt uns ein anderes kirchengeschichtliches Werk, das sich schon mehr auch an das Verständnis des gebildeten und kirchlich und theologisch interessierten Laien wendet, wenn es auch durchaus auf wissenschaftlichem Standpunkte steht: Der Ablaßstreit. Dogmengeschichtlich dargestellt von D. A. W. Dieckhoff, Kons.-Rat und Prof. der Theol. zu Rostock. (Gotha, F. A. Perthes.) 1886. 6 M. — Wir haben hier eine geschichtliche Entwickelung des Streites von Luthers Thesen an bis zu dem Vertrage zwischen Luther und Miltitz. Gleich in der Einleitung tritt die Tendenz des Buches hervor, das sich besonders auch gegen diejenigen protestantischen Konzessionen an die Römer richtet, wonach die römische Ablaßlehre, recht verstanden, nicht so sehr den berechtigten Anlaß für Luthers Auftreten gegeben habe als vielmehr nur ihr Mißbrauch. Dieckhoff unternimmt es (u. a. gegen Köstlin) die offizielle römische Kirche selbst in ihrer dem Evangelium vollständig abgewandten Art zu erweisen. Die Ausführungen sind gründlich und klar.

M. v. N.

3. Geschichte.

— Albert Sorel: L'Europe et la Révolution Française. Deuxième Partie: La Chute de la Royauté. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) 1887. 574 p. 8⁰. 7,50 fr.

Albert Sorel ist wohl derjenige Geschichtsforscher Frankreichs, welcher am meisten und vollkommensten die pragmatische Darstellungsweise pflegt. Dieses Lob genügt jedoch noch nicht, denn heutigen Tages muß man diese Form der Darstellung von jedem Historiker verlangen. Sorel hat vielmehr der pragmatischen Geschichtsschreibung eine weitere Entwickelung gegeben, indem er die Ereignisse nicht nur nach Ursache, Verlauf und Folgen im Zusammenhang mit der Gesamtgeschichte zu erfassen sucht, sondern dieselben außerdem als die natürlichen Folgen geographischer und ethnographischer Umstände darstellt, welche also gleichsam das Prinzip der Ereignisse bilden. So gestaltet sich in dem beredten Munde, unter der gewandten Feder Sorels die Geschichte eines Volkes zu einer Art Verhängnis, das durch geschickte Maßnahmen günstig gestaltet, niemals aber vermieden werden kann.

Ich hatte infolge der liebenswürdigen Zuvorkommenheit des französischen Unterrichtsministeriums öfters Gelegenheit, den Unterrichtsstunden in der École Normale Supérieure pour Institutrices in Fontenay aux Roses beizuwohnen, welche allwöchentlich mehrmals von den bedeutendsten Gelehrten der Pariser Lehranstalten daselbst abgehalten werden. Hier lernte ich den berühmten Geschichtsforscher kennen und erhielt von diesem die Erlaubnis, dem Vortrage beizuwohnen, welchen er an jenem Tage den angehenden Vorsteherinnen zu halten hatte. An jenem Tage sprach Herr Sorel in anderthalbstündigem Vortrage über das Jahr 1815 und seine Folgen. Ohne auf eine Zahl, ein Ereignis, einen Namen aus der Geschichte jenes Jahres einzugehen, lediglich eine Karte Europas und die Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker dieses Erdteiles seinen Betrachtungen zu Grunde legend, zauberte er mit seiner klangvollen, farbenprächtigen Sprache die Hörer in jene Zeit zurück und erfüllte die Anwesenden gleichsam mit prophetischem Geiste, daß sie deutlich sahen, wie sich in den nächsten Jahrzehnten die Dinge notwendig gestalten mußten. Dies ist ein Beispiel für die meisterhafte Methode Sorels, welche er mit so reichen Mitteln, zu denen beim Vortrag nicht zum wenigsten sein stattliches Aeußere und seine klangvolle Stimme zu rechnen sind, zu beleben vermag.

Sorel hat viele erbitterte Gegner unter den Geschichtsforschern so ziemlich aller Länder, Frankreich eingeschlossen; aber die Feindschaft gilt weniger der Methode Sorels, sondern seiner strengen, viele sagen überstrengen republikanischen Richtung, welche er allen seinen Werken aufprägt, von der auch die uns vorliegende Geschichte vom Fall des französischen Königtums zeugt. Wir können auch nicht annähernd die Darstellung des Sturzes des Königtums zeichnen, wie Sorel sie gibt, und müssen uns mit flüchtigen Andeutungen begnügen. — Der Riß zwischen Volk und Königtum rührte daher, daß die Fürsten nicht bemerkten, wie die Zeit

unumschränkten Selbstherrschertums abgelaufen war. Die Verweigerung der Zugeständnisse führte zum Bruch, veranlaßte, daß das Volk sich schließlich zum Selbstherrn machte. — In der Vorgeschichte entwickelt Sorel, wie es sich bei den Frankreich feindlich gegenüber tretenden Mächten wesentlich um Ländererwerb gehandelt habe, ebenso bei Frankreich, das sich trotz republikanischer Grundsätze nicht gescheut habe, die Bestimmungen der Aufhebung des Edikts von Nantes und der Reunionskammern geltend zu machen. Die unglückliche Königsfamilie findet er auf Grund zahlreicher Belege schuldig, mit den auswärtigen Fürsten wegen der Aufrechterhaltung ihrer Macht verhandelt zu haben. Hochinteressant ist es zu lesen, wie alle Parteien Frankreichs vom König bis zu den Jakobinern schließlich den Krieg wollten, obgleich alle durch verschiedene Gründe und Voraussetzungen zu dem Entschlusse getrieben wurden. Alle Voraussetzungen und Vorbereitungen erwiesen sich als trügerisch, und so konnte es nicht ausbleiben, daß allgemeine Enttäuschung eintrat. Nur das Ausland jubelte über die Schwächung Frankreichs. Der Band schließt mit dem Augenblick ab, in dem der Krieg beginnen soll, der unvermeidlich geworden war, da sich Frankreich auf Grund seiner Anschauungen nicht mehr mit den anderen Völkern verständigen konnte. Sorel gibt seinen Lesern ein übersichtliches Bild von den Wirren und Wogen der Verhandlungen und Verwickelungen Frankreichs mit den verschiedenen Völkern und weiß meisterhaft aus all dem unter seinem Worte sich ordnenden Wust das Bild der leitenden Persönlichkeiten deutlich hervortreten zu lassen. Ob Sorel mit seiner Begründung und Rechtfertigung des Sturzes der Königsmacht recht hat, das zu beurteilen ist an dieser Stelle überflüssig.

Möchten recht viele Geschichtsforscher und Geschichtsliebhaber von den zahlreichen, bisher unbenutzten Quellen Kenntnis nehmen, welche das Werk anführt, sich an den reizenden Schilderungen erfreuen und ihren Geist an den Ausführungen Sorels versuchen! L. W.

— **Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—1634.** Mit Akten und Urkunden aus dem Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchiv zu Dresden. Von Dr. **Arnold Gaedeke**, o. ö. Professor der Geschichte am Kgl. Polytechnikum zu Dresden. (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten & Loening). 1885. 346 S. 8⁰. 7 M.

— **Wallenstein und seine Verbindungen mit Schweden.** Aktenstücke aus dem Schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm. Herausgegeben von Dr. **E. Hildebrand**. (Frankfurt a. M. Litterar. Anstalt, Rütten & Loening). 1885. 80 S. 8⁰. 2 M.

Die beiden vorliegenden Werke von Gaedeke und Hildebrand bezeichnen eine neue Phase in dem Stande der Wallensteinforschung. Mit anerkennenswertem Fleiße hatten sich im Anschluß an die in der Art der objektiven Behandlung epochemachende, wenn auch keineswegs abschließende Wallenstein-Biographie von Ranke einige böhmische Historiker wie Hallwich, Schebeck u. A. auf die Durchforschung der böhmischen und östreichischen Archive geworfen, um das zerstreute Aktenmaterial für eine eingehendere Behandlung der Wallensteinfrage zu gewinnen. Unter ihnen hat zweifellos Hallwich die meisten Erfolge mit seinen Arbeiten gehabt, seine zwei umfangreichen Bände von Akten zur Geschichte Wallensteins aus den Jahren 1633 und 1634 brachten eine reiche Fülle neuen Stoffes namentlich für eine gerechtere Beurteilung der außerordentlichen militärischen und organisatorischen Thätigkeit Wallensteins in diesen zwei letzten Jahren seines Lebens, aber nur sehr wenig für den Hauptpunkt in der Wallensteinforschung, für die Schuldfrage. Und gerade auf den endlichen Austrag dieser spitzt Hallwich (Schebeck kann man schon nicht mehr ernst nehmen) seine Darstellung zu, obgleich er dazu nur äußerst wenig Neues beizutragen vermochte. Journalistische Lobredner in „Nord und Süd“ und andern Zeitschriften und Tagesblättern haben dann zum größeren Teile, ohne daß sie den wissenschaftlichen Stand der Frage kannten oder die Akten, welche Hallwich brachte, zu beurteilen vermochten, in Hallwich den Löser der Wallensteinfrage gepriesen und nur im Hinblick auf diese Artikel durfte Hallwich später in der Vorrede zu dem Neu-Abdrucke der Thurn'schen Verteidigungsschrift zwar weder bescheiden noch höflich, aber doch treffend sagen, „durch dürre Blätter säuselt der Wind“. Heute, wo die Auffindung neuer Archivalien den Standpunkt Hallwichs als überwunden erscheinen läßt, kommt es nur noch darauf an, wie man nach den Publikationen Hildebrands und Gaedekes die Wallensteinfrage weiter behandeln will; sicherlich wird man sich nicht auf den Standpunkt des Anklägers oder Verteidigers stellen, noch viel weniger wird man Wallenstein bei seinen Unterhandlungen mit den Feinden des Kaisers wie einen preußischen General, der seinen Eid bricht, beurteilen dürfen; dazu ist die Gestalt des Friedländers eine viel zu gewaltige und seine Stellung eine viel zu freie.

Bisher hatten die schwedischen Archive vollkommen geschwiegen, und nach Dudiks resultatlosen Studien in Stockholm hatte es den Anschein, als wenn von dieser Seite her keine neuen Enthüllungen zu erwarten wären. Darin hat man sich jedoch getäuscht, denn Hildebrand hat dort noch Aktenstücke von schwerwiegendster Bedeutung für die Beurteilung Wallensteins gefunden, und sie sind es, auf Grund deren Gaedeke seine klare Darstellung der Beziehungen Wallensteins zu Schweden und Sachsen ausgearbeitet hat. Die Archivalien, welche dieser Gelehrte aus dem Dresdener Hauptstaatsarchive bringt, sind zwar ein sehr dankenswertes Material, aber nicht entfernt von der Wichtigkeit jener schwedischen Aktenstücke. Aus den beiden vorliegenden Schriften ergibt sich das wunderbare Resultat, daß der vielberufene und noch von Ranke eingehend behandelte Bericht Sezyma Rasins, welchen dieser Unterhändler Wallensteins nach dessen Tode im Auftrage des Kaisers herausgegeben hat, und der von Förster und neuerdings von Hallwich und Schebeck als ein lügenhaftes Gewebe von Erfindungen und boshaften Entstellungen gebrandmarkt worden ist, im Wesentlichen auf Wahrheit beruht, und daß wir in ihm für die Zukunft eine der ersten und besten

Quellen für die Geschichte Wallensteins zu sehen haben. Die Wallensteinforschung hat somit einen vollen Kreislauf beendet, indem fast 2 Jahrhunderte lang dieser entscheidende Bericht über die verräterischen Umtriebe Wallensteins als eine wahrheitsgetreue Quelle galt, später von Förster als unglaubwürdig hingestellt, darauf von Hurter verteidigt, und von Hallwich wiederum als Lügenbericht bezeichnet worden ist, und nun endlich unzweifelhaft echte Archivalien den Beweis erbracht haben, daß Sezyma Rasin im großen und ganzen ein glaubwürdiger Berichterstatter ist; das ist das unbestreitbare Verdienst der beiden vorliegenden Werke von Hildebrand und Gädeke und ihre Ergebnisse müssen notwendig Ranke's Darstellung der Vorgänge in den Jahren 1631 und 1633 wesentlich modifizieren. Jedenfalls ist für den Sommer 1631 der Beweis erbracht, daß Wallenstein vor der Uebernahme des zweiten Generalats mit dem Könige von Schweden in Unterhandlungen getreten ist, welche nichts anderes zum Zwecke hatten, als gemeinsam mit den Feinden seines Kaisers und an der Spitze schwedischer Truppen in Mähren einzufallen und Wien zu bedrohen; nicht minder bedenklich erscheint die Haltung Wallensteins im Sommer 1633 als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, und es kann nicht mehr geleugnet werden, daß er hinter dem Rücken des Kaisers mit den Feinden desselben Verhandlungen anknüpfte, die mit der Treue eines Generals, auch wenn er die weitgehendsten Vollmachten für sein Amt besaß, nicht übereinstimmen. Die Forschungen werden jetzt erst von neuem zu beginnen haben und sie werden für die Geschichte Wallensteins Archivalien zu Tage fördern, von deren Vorhandensein man in Deutschland bisher keine Ahnung hatte. Jr.

4. Länder und Völker.

— Kamerun. Skizzen und Betrachtungen von Max Buchner, Dr. med., vormals Interimistischer Vertreter des deutschen Reiches in Kamerun. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1887. XVI, 259 S. 8⁰. 5 M.

Die Sagenbildung hat mit staunenswerter Ueppigkeit gerade das hier geschilderte deutsche Schutzgebiet umrankt; wäre dasselbe so fruchtbar an Nutzgewächsen wie an solchem Unkraut, so dicht umflattert von eßbarem Geflügel wie von Zeitungsenten, dann würde es sich wohl heute schon zu Ackerbaukolonien eignen. Leider aber nimmt hier wie überall die deutsche Kolonialbegeisterung eine mögliche Zukunft schon für die Gegenwart, und wir dürfen froh sein, wenn die künstliche Erregung der „öffentlichen Meinung", zu welcher im Zeitalter des Parlamentarismus auch nüchterne Politiker ihre Zuflucht zu nehmen fast gezwungen sind, nicht einem Zustande völliger Gleichgültigkeit Platz macht. Denn die kommenden Jahrhunderte und ihre Bedürfnisse sind der öffentlichen Meinung nur wie Traumbilder, von denen man nicht wünscht, daß sie auf dem Steuerzettel Gestalt gewinnen. Solchem Fiasko möchte auch das Buch vorbeugen, das Dr. Buchner auf Grund eigener Anschauung und quellenmäßiger Forschung über Kamerun geschrieben hat; indem er die genaue Kenntnis des Landes und seiner Bewohner (soweit solche bisher zu erlangen war) vermittelt, hofft er auch tieferes Interesse für seinen Gegenstand zu wecken und die Sagen durch Thatsachen zu ersetzen. Eine gründlichere, auf tausend Einzelheiten des täglichen Lebens, der Natur und des Handelsverkehres eingehende Schilderung ist uns nicht bekannt geworden. Um so bedauerlicher ist die offenbare Feindseligkeit, welche der Verfasser gegen die evangelische Mission an den Tag legt. Es ist ja auch uns nicht unbekannt, daß die englische (namentlich die baptistische) Missionsthätigkeit stellenweise dem Ideal wenig mehr entspricht, welches wir uns in Deutschland davon gemacht hatten. Aber Buchners Behauptung, daß der Neger psychisch viel gesunder sei als wir und darum mit Götzenbildchen seine seltenen Anfälle von Religion (d. h. einer besonderen Art von Gemütsleiden) kurieren könne, das läßt uns seine abfällige Kritik der Baptistenmission als ein Lob derselben, und seine maßlose Verherrlichung der katholischen Missionare nicht als eine Auszeichnung erscheinen. Diese und ähnliche Spuren der Vernegerung abgerechnet, liest sich das Buch auch für Zivilisierte ganz angenehm.

An dieser Stelle möge noch die Mitteilung Platz finden, daß Herr Dr. Theodor Krabbes, Sekretär des Gouverneurs von Kamerun, die unseren Lesern versprochenen Berichte über seine Forschungsreisen in das unbekannte Hinterland und über das Leben und Treiben der deutschen Beamten von Kamerun noch nicht vollenden konnte, da er aus seinem Urlaub infolge der Erkrankung des Herrn Gouverneurs plötzlich abberufen wurde. Wir hoffen, daß diese Verzögerung dem Berichte selbst nur vorteilhaft sein wird, da inzwischen ja viel Neues entdeckt worden ist.

Th. M.

5. Biographisches.

— Josef Viktor von Scheffel. Sein Leben und Dichten. Von Alfred Ruhemann. Mit Scheffels Porträt in Lichtdruck, einem Faksimile und 7 in den Text gedruckten Illustrationen. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Komp.) 1887. VIII u. 364 S. 3,60 M.

Der Dichter des „Ekkehard", der Sänger des „Trompeter von Säkkingen" ist am 9. April 1886 in seiner Vaterstadt Karlsruhe gestorben. Acht Monate später ist die Vorrede zu dem vorliegenden Buche geschrieben worden. „Ich meine, eine Lebensgeschichte eines bedeutenden Mannes muß heutzutage schnell verfaßt werden. Es ist hiermit wie mit einem Glase Bier: der erste Schluck mundet am besten, mit dem nächsten empfängt man schon einen schaleren Geschmack." In diesen Sätzen ist das Gegenteil von dem ausgedrückt, was man unter geschichtlicher Anschauung versteht und was man sich unter einer geschichtlichen Persönlichkeit vorstellt. Ich glaube, daß es heutzutage für die Abfassung der Lebensgeschichte bedeutender Männer gerade so eines gewissen Zeitablaufs bedarf als in früheren Zeiten. Ich glaube auch, daß man das gutgeschriebene Leben eines hervorragenden Mannes lange nach seinem Tode mit derselben Freude genießen kann, wie

man mit Bedacht eine Flasche guten alten Wein trinkt. Der Verfasser scheint sich, seinem Stile nach zu urteilen, eines annoch jugendlichen Lebensalters zu erfreuen. Ein Autor von vorgerückten Lebensjahren würde nicht mit so enthusiastischen, übertriebenen, verstiegenen Sätzen das Leben Scheffels zu verherrlichen gesucht haben, wie es A. Ruhemann beliebt hat. Wenn der Verf. behauptet, daß so wie Scheffel bisher noch kein anderer Schriftsteller mitten im Deutschtum gestanden habe, so ist das eine offenbare Uebertreibung, eine Uebertreibung, zu deren Widerlegung ein Wort zu verlieren nutzlos sein würde. — Wenn der Verfasser behauptet, daß die deutsche Lesewelt den „Trompeter von Säkkingen" betroffen, fast bestürzt aufgenommen habe, so ist das rein aus der Luft gegriffen. Die deutsche Lesewelt hat jene Dichtung, auch den Ekkehard, wie so viele andere gute Bücher, kühl aufgenommen. Weshalb sollten die Leser dem ganz unbekannten Dichter gegenüber betroffen, fast bestürzt gewesen sein? — Wenn der Verf. in Scheffel „den Bahnbrecher der jetzt sich entwickelnden Litteraturperiode, den Begleiter aller der Geistesrichtungen erblickt, die noch und je kommen werden, weil aus seinen Dichtungen der Inbegriff des deutschen Wesens spricht", so ist das ebenfalls eine starke Uebertreibung. — Wenn der Verf. sagt: „Wenn wir von ihm sagen, er war unser Dichter, so hat dieses Unser eine wesentlich stärkere Bedeutung, als wenn wir von Goethe, Schiller und Lessing auch sagen, sie waren unsere Dichter", so ist das wiederum eine starke Uebertreibung. — Wenn der Verfasser in die rhetorischen Worte ausbricht: „Und wenn an den Gedenktagen unserer großen Toten das Volk den Ruhmestempel unserer Nation betritt, wenn es mit ehrfürchtiger Kniebeuge vorübergegangen ist an den erhabenen Geistesheiden, dann wird es mit sehnsüchtig geöffneten Armen und thränenden Auges hinaufschauen, wo die Marmorbüste eines heißgeliebten Toten steht, des gottbegnadeten Sängers unseres Volkes, unseres ureigensten Klassikers", so ist das ebenfalls eine arge Uebertreibung. Bei aller Wertschätzung Scheffels käme ich nie dazu, vor der Büste des Dichters das kleinste Thränchen zu vergießen, und die Arme nach einer Marmorbüste könnte ich nur ausstrecken, wenn ich ein verrückter Priester des Geniekults wäre. (Im Vertrauen bemerkt, glaube ich, daß der Verfasser ebenso hartgesotten und nüchtern ist, als sein Rezensent.) Solche Uebertreibungen wird der Biograph Scheffels, der nach zehn oder zwanzig Jahren an die Arbeit geht, weislich vermeiden. Sie sind eine Folge des Scheffel-Enthusiasmus. Jeder Enthusiasmus ist aber von geringer Dauer. Von jenen und einigen anderen Jugendlichkeiten des Stils abgesehen, bin ich übrigens verpflichtet, anzuerkennen, daß der Verf. ein ziemlich reiches und recht interessantes Material zusammengebracht und daß er in der Verarbeitung desselben bei gerechter Verteilung von Licht und Schatten ein lebenswahres Bild Scheffels als Menschen geschaffen hat. Dem Verfasser muß man insbesondere dankbar dafür sein, daß er die politische Richtung Scheffels unbefangen beurteilt, daß er den Dichter als echten und rechten Süddeutschen charakterisiert und daß er ihn von der in dieser Hinsicht ihm leichtsinnig angedichteten Eigenschaft eines Kneipgenies oder gar eines dem Trunk ergebenen Menschen gereinigt hat. Diese Eigenschaft konnte übrigens um so eher Glauben finden, als in Scheffels Gaudeamus-Liedern und in seiner wiederholten Rückkehr nach Heidelberg nicht geringe Anhaltspunkte für jene urdeutsche Untugend gefunden werden konnten. Die dem Buche beigegebenen Bilder stellen den Dichter in drei Lebensaltern, sein Geburtshaus, seine Wohnhäuser am Bodensee, sein Sterbehaus dar. Scheffel hat die Lust zu fabulieren von seiner trefflichen Mutter geerbt. Ihr liebes Bild gereicht der Biographie Ruhemanns zur besonderen Zierde. Von den in das Buch verwebten poetischen Gaben des Dichters heben wir hervor das hübsche faksimilierte fünfstrophige Vorwort zur einhundertsten Auflage des Trompeters und das allerliebste, der siebzehnjährigen Tochter seines Verlegers gewidmete Geburtstagsgedicht. Spätere Auflagen wird der Verfasser hoffentlich von der Rhetorik der ersten Auflage frei lassen und dafür von den Briefen Scheffels, die bis jetzt nur in geringem Maße Verwendung finden konnten, sowie von sonstigem, nach und nach zum Vorschein kommendem historischem, biographischem Stoff reichlichen Gebrauch machen, so daß aus dem les- und schätzbaren Versuch einer Biographie eine wirkliche Biographie und ein gutes Buch wird. Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden und binnen weniger Monate läßt sich nicht der Stoff zusammenbringen zu der Lebensgeschichte eines Mannes wie Scheffel. O. K.

6. Rechtswissenschaft.

— Rechtsstudium und Prüfungsordnung. Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte von Dr. Goldschmidt. (Stuttgart, F. Enke.) 1887. 451 S. 9 M.

Nachdem wir im Januarheft (S. 15) ausführlicher unseren Lesern über die Reform des Rechtsunterrichts berichtet, haben wir die weiteren Erscheinungen, welche diese Frage behandelten (abgesehen von der S. 769 d. J. besprochenen Sammlung) nicht berücksichtigt. Die Zahl dieser Erscheinungen war eine sehr große, und es hat sich wohl seit dem Jahre 1879, als die Broschüren der Antisemitenbewegung den Büchermarkt überschwemmten, kaum über eine Zeitfrage eine solche Hochflut ergossen. Man kann leicht zu dem Gedanken gelangen, den Gneist in einer großen Flugschrift ausspricht, daß aus den mannigfachen Vorschlägen und Heilmitteln für den Kranken — den preußischen Juristen — eine neue Gefahr erwachsen könne. Trotzdem enthalten die bezeichneten Schriften so viele Punkte vollkommener Uebereinstimmung, daß wir sagen können „laßt uns nun endlich Thaten sehen;" — und zuweilen kommt uns, wenn wir hier des Theoretikers Aeußerungen und dort des Praktikers Vorwürfe vernehmen, noch ein anderes Goethesches Wort in den Sinn: „sie lassen und lassen nicht ab zu streiten und fühlen das Unrecht auf beiden Seiten!"

Sagen wir von vornherein, daß von den zahl-

reichen Schriften unseren Lesern die vorliegende vorgeführt wird, weil sie die bei weitem gründlichste ist. Dies ist keine Flugschrift, die schnell im modernen Papiermeer verschwindet, sondern ein wissenschaftliches Werk von dauerndem Werte. Zunächst ist schon das Material in größter Vollständigkeit und Zuverlässigkeit hier zusammengetragen und in 528 Anmerkungen enthalten. Daß diese Anmerkungen S. 357—412 hintereinander geboten werden, erklären wir rückhaltlos für einen großen Vorzug: auf diese Weise ist die Lektüre des Buches nicht so gestört, wie leider häufig bei Werken, bei denen man wohl den Eindruck gewinnt, der geistlose Text solle durch eine Fülle von Noten dem Leser möglichst verdeckt werden.

Das Buch ist aus einem Vortrage hervorgegangen, der sich gewissermaßen zu einem Vortragscyklus erweitert hat: es ist außerordentlich, ja vielleicht etwas zu umfangreich — 450 Seiten über eine solche Spezialfrage! Es erklärt und entschuldigt sich dies aber dadurch, daß Verfasser zum erstenmale den Versuch gemacht hat, wirklich methodisch vorzugehen. Nachdem Goldschmidt in einem ersten Abschnitte einen sehr vollständigen Ueberblick über die Litteratur, die Bestrebungen und die Zustände des letzten Jahrzehnts geboten und die Vorwürfe gegen die Rechtslehrer unbedingt zurückgewiesen, versucht er die Ursachen der unzureichenden Ausbildung geschichtlich zu ergründen. Durch diese sehr eingehende, insbesondere auf die beiden trefflichen Werke Stölzels gestützte aber durchaus selbständige Erörterung (S. 105—236) ragt das Werk weit hervor über andere den Gegenstand behandelnde Schriften. In diesem Abschnitte werden die heutigen Zustände bis auf ihre Wurzel, bis in die Zeit der Rezeption des römischen Rechtes zurückverfolgt. Einerseits werden die Ursachen in der Art und Weise erblickt, in welcher Ende des vorigen Jahrhunderts die isolierte Kodifikation in Preußen und damit die Losreißung vom gemeinen Rechte erfolgte, sodann aber in den ungenügenden Prüfungsordnungen und ihrer mangelhaften Ausführung, sowie in der Gestattung des Vorbereitungsdienstes. Ein Anhang zu diesem Abschnitt betont die Notwendigkeit staatswissenschaftlicher Studien. Der dritte Abschnitt gibt dann persönliche Bestrebungen und Erfahrungen, an denen Verfasser reich ist. Derselbe hat bekanntlich lange Zeit, seit den fünfziger Jahren, in Heidelberg gelehrt, nicht ohne manchen Schwierigkeiten bei seinen Kollegen zu begegnen, und wurde dann bei Begründung des Oberhandelsgerichtes zu dessen Mitgliede ernannt, um später das Lehramt in Berlin zu übernehmen. Auch im übrigen Teile des Werkes finden sich zahlreiche interessante Notizen aus persönlichen Erfahrungen, wie wertvolle Bemerkungen allgemeiner Natur (z. B. S. 111, 121, 202 ff. 213, Note 113, 172 u. a. m.). Den Schluß bilden dann die positiven Vorschläge; hier ist hervorzuheben, daß Verfasser im Wesentlichen mit anerkennenswerter Konsequenz an dem festhält, was er in einer die gleiche Frage kürzer behandelnden Schrift 1878 aufgestellt hatte. Er erklärt die meisten der gemachten Vorwürfe als unbegründet und verwirft fast alle der vorgeschlagenen komplizierten Heilmittel.

Der Unfleiß der Studierenden hat nicht zugenommen, die Lehrmethode ist durchaus richtig. Praktika können nicht viel nützen u. s. w. u. s. w. Auch Zwischenprüfung oder gar Beschränkung der akademischen Freiheit helfe nichts. Vielmehr sei 1) Die erste Prüfung durchaus umzugestalten und so einzurichten, daß der junge Jurist viel reifer als bisher in die Praxis trete; 2) seien besondere geeignete Prüfungskommissionen zu bestellen; 3) die Studienzeit auf vier Jahre festzusetzen (unter Nachlaß eines Semesters bei einer durch wissenschaftliche Arbeiten dargethanen Vorbereitung); 4) das militärische Dienstjahr nicht einzurechnen, was ohnehin gesetzwidrig sei; 5) den praktischen Vorbereitungsdienst abzukürzen und 6) Regelung für das Reich durch Gesetz, Verordnung des Bundesrates, oder für Preußen durch Staatsministerialbeschluß zu erstreben. Diese Vorschläge aber seien eine innere Einheit und können nur, wenn als solche verwirklicht, von Erfolg sein.

Ist es auch nicht möglich, hier auf Einzelheiten einzugehen, so werden wir doch unwillkürlich die eben erwähnten Vorschläge mit den von uns formulierten (S. 26. d. J.) vergleichen, und da ergibt sich in der That eine sehr erfreuliche Uebereinstimmung. Hinsichtlich der Ablehnung des Zwischenexamens, hinsichtlich der ersten Prüfung, der Einsetzung einer besondern Prüfungsbehörde, deren Mitglieder etwa die reisenden Vorsitzenden der einzelnen Kommissionen wären, und hinsichtlich mancher andern Punkte herrscht solche Einigkeit, daß man in der That wünschen muß, es werde nun bald Ernst gemacht, nachdem „der Worte genug gewechselt.“ Sehr richtig sagt Goldschmidt S. 291: „Die Universitätslehrer verwerfen die Polizeimittel; sie verlangen vom Staate nur, daß seine Einrichtungen die der vollen Freiheit notwendig entsprechende strenge Selbstverantwortlichkeit der Studierenden anerkennen und zur praktischen Durchführung bringen.“

Nur in einem Punkte scheint uns Verfasser zu weit zu gehen, was für den Erfolg seiner Bestrebungen wichtig sein dürfte. Er weist jeden Vorwurf gegen die Lehrmethode und gegen die „Professoren“ mit Spott und Energie zurück; die Lehrmethode sei vollkommen und ebenso die Lehrer. Wir glauben, daß dieser Standpunkt gefährlich ist. Sowie solche Behauptungen aufgestellt werden, kommen dann die beleidigenden Angriffe, wie sie Goldschmidt Note 488 b anführt und wie sie jedes Mitglied einer Rechtsfakultät verletzen müssen. Wir haben daher (im Januarheft) es für zweckmäßiger erachtet, die Fehler auf beiden Seiten darzulegen.

Wir wünschen, daß die Goldschmidt'schen Vorschläge oder ähnliche verwirklicht werden, und daß die preußische Regierung insbesondere in würdiger Weise diese Frage löse. Doch auch wir können die seinerzeit gemachten Vorschläge als „innere Einheit“ betrachten. Die oben (Heft 1. S. 26) unter III und IV gemachten Vorschläge können ohne weiteres verwirklicht werden: aber auch über die unter II gemachten herrscht bei allen Gutgesinnten

Einigkeit (abgesehen von No. 5, was einzuschränken ist). Nicht nur aus dem Anschauungskreise des preußischen Ministeriums, sondern auch von den angesehensten Rechtslehrern in Berlin, Bonn, Heidelberg, München, Tübingen u. s. w. sind uns so viele Zustimmungen zugegangen — ganz besonders auch über den ad II 4 gemachten Vorschlag betreffend Enzyklopädie — daß wir die Hoffnung nicht aufgeben, es werden auch weitere Kreise der Theoretiker von der Ueberzeugung ergriffen werden, daß auch ihrerseits ein klein wenig geschehen müsse. Auf der einen Seite nehme die Regierung die Reform des Prüfungswesens, der Prüfungskommissionen und der gesetzlichen Vorschriften in die Hand (oben II, 1. 2. III, 1. 2. 3 und insbes. Note zu 2): auf der andern Seite werde die Reform des Unterrichts (insbes. oben II, 3. 4.) nicht aus dem Auge gelassen und aus eigenem Antrieb der Fakultäten unternommen! Die Hauptsache aber ist, daß man auf beiden Seiten wollen muß, — und davon ist bis jetzt noch nichts zu bemerken. v. K.

7. Naturwissenschaft.

— Jahrbuch der Naturwissenschaften 1886—1887. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. (Freiburg, Herder.) 1887. 595 S. 8°. 6 M.

Das Buch will hauptsächlich für Freunde der Naturwissenschaften, aber auch für Fachmänner, eine Sammlung bringen von dem, was im letzten Jahre im Gebiete der Naturwissenschaften Neues gefunden und erfunden ist. Der Herausgeber ist sachkundig, er hat ein größeres Werk über Elektrizität geschrieben. Hier kommt es ihm darauf an, das Rechte und Beste aus der großen Masse herauszufinden und es so zu bearbeiten, in solcher Kürze und Anschaulichkeit und allgemein verständlicher Sprache, daß Laien ihr Interesse befriedigt finden. Dieser vornehmsten Anforderung genügt das Buch. Man wird nicht überladen mit zu viel Stoff und auch nicht ermüdet von Kleinigkeiten, die nur den Fachmann interessieren; wenngleich auch dergleichen mit geboten wird in der Form von Beigaben, die man leicht überlaufen kann. Ueberhaupt wird das Zurechtfinden und die Auswahl des Erwünschten sehr erleichtert. Zeichnungen kommen nicht viele vor, nur da, wo es zum Verständnis von Maschinen erforderlich war, deren Beschreibung knapp und nicht ermüdend ist.

Aus der Physik wird unter anderem besprochen: eine neue Luftpumpe, zwei Neuerungen in der Musik, neue Telephone und Mikrophone, verbesserte Gaslampen, Verbesserungen in der Photographie, Kochen und Heizen mit Gas, Neuerungen in der Telegraphie, elektrische Glühlampen, neue dynamoelektrische Maschinen 2c. Aus der Chemie: Steinkohlen, Leuchtgas, Petroleum. Untersuchung von Trinkwasser. Wein, Bier, Butter, Käse, Kindermehle. Geheimmittel 2c. Viel Interessantes wird aus der angewandten Mechanik geboten, z. B.: Elektrische Kraftübertragung. Allerlei Motoren. Torpedoboote. Schnellstfahrende Schiffe. Luftschiffahrt. Panzertürme. Schreibmaschinen. Ein Dozent der Sternwarte in Wien bringt aus der Astronomie eine interessante Mitteilung über das astrophysikalische Observatorium in Potsdam. Das übrige betrifft fast nur Spezialissima, die dem Laien fern liegen dürften. Aus der Meteorologie interessieren den Laien: neueste Erfahrungen über Blitzableiter und der Nachweis, daß die Wetterprognosen trotz aller großartigen Veranstaltungen doch wohl für immer sehr unsicher bleiben werden, und daß man vergeblich auf den großen Propheten hoffen wird, der die Gesetze, denen das Wetter gehorcht, sämtlich ergründen wird. Aus der Zoologie: Das Tierleben in den tiefen Meeresgründen. Die Stammväter der Hunderassen. Heimat der Wanderheuschrecke. Entwickelungsgang des Spulwurms 2c. Aus der Botanik: Ein gefährlicher Rosenfeind. Flora der Wüste 2c. Aus der Landwirtschaft: Bildung und Kultur des Ortsteins. Moorkultur. Verwendung des Holzes zu Viehfütterung. Neue Feinde der Kartoffelpflanze. Reblaus am Rhein 2c. Aus der Geologie: Goldfunde. Menschenreste aus der Tertiär-Zeit gibt es nicht. Fossile Elefanten. Die Naphtha-Fontänen bei Baku. Die letzte Eruption des Aetna 2c. Aus Anthropologie und Urgeschichte: Ursprung der Germanen. Das Neueste über die Schliemannschen Entdeckungen. Die Nephrit-Frage. Als Resultat der gründlichsten anthropologischen Forschungen ergibt sich: Es existieren in der Gegenwart in der gesamten bekannten Menschheit weder Rassen, Völker, Stämme oder Familien, noch einzelne Individuen, welche zoologisch als Mittelstufen zwischen Mensch und Affe bezeichnet werden können. Aus der Gesundheitspflege: Wie schützt man sich vor der Cholera? Die Malaria. Morphium- und Cocain-Sucht. Entfettungskuren, auch die von Dr. Schwenninger 2c. Sodann werden noch aus der Länder- und Völkerkunde viele interessante Ergebnisse des letzten Jahres aus allen Weltteilen, besonders Afrika, berichtet und besprochen; ebenso auch die geplanten Eisenbahnen, Kanäle, Tunnel und Kabel-Linien. Endlich bietet noch ein Anhang für Freunde der Astronomie und ständige Beobachter des Himmels eine sorgfältige Beschreibung der Himmelserscheinungen während der Jahre 1887 und 1888. Voran geht eine überaus anziehend geschriebene Schilderung der totalen Sonnenfinsternis am 19. August 1887. Wir erfahren bis ins kleinste die Umstände und Erscheinungen, die sich dabei am Himmel und auf der Erde einstellen werden. Eine Karte ist beigegeben von der schmalen Zone durch Norddeutschland, in welcher die Finsternis eine totale sein wird, und man ersieht die Minute, in welcher zwischen Nordhausen und Königsberg jeden Orts die Finsternis anheben wird. Sodann folgt ein 9 Seiten langes Verzeichnis der interessantesten übrigen Himmelserscheinungen von Woche zu Woche: die Wanderungen der Planeten und die Vorbeiwanderungen des Mondes, die Verfinsterung der Jupiterstrabanten, das Umspringen der Venus als Abendstern und Morgenstern, die auftauchenden veränderlichen Sterne, die

Sternschnuppen-Nächte, Sternbedeckungen durch den Mond, Mondfinsternisse, seltene Konjunktionen &c. Vollen Gewinn von der Lesung des Buches wird nur der haben, welcher, ausgerüstet mit der Masse des naturhistorischen Wissens, auch mit dem Zuwachs des letzten Jahres bekannt werden möchte. Der Dilettant wird sich einzelnes herauslesen, aber dessen auch die Menge finden. Für die Jugend ist dieses Buch nicht, für sie eher ein ähnliches unter dem Titel „Universum" jährlich erscheinendes, welches sich auch mit pikanten Hypothesen abzugeben scheint. G. M.

8. Kunst.

— Die Kunst und die christliche Moral. Ein Beitrag zur Verständigung über die Bedeutung der Kunst für das öffentliche Leben. Von Heinrich Steinhausen, Verfasser von „Irmela" u. s. w. (Wittenberg, R. Herrosé.) 1886. 38 S. 8⁰.

Dieser vor Jahresfrist in Berlin gehaltene Vortrag hat manches Mißverständnis erfahren und ist deshalb dem Druck übergeben worden. Die wichtige, vielumstrittene Frage von einem hochbegabten Künstler, der zugleich Theologe ist, besprochen zu sehen, war dem Referenten in hohem Grade interessant, und er hat das Schriftchen nicht ohne mannigfache Belehrung aus der Hand gelegt. Man darf freilich nicht mit der Erwartung einer neuen Lehre vom Schönen und Guten ans Lesen gehen. Wie sollte auch nur das möglich sein, die wichtigsten allgemein anerkannten Grundlagen der Aesthetik und der Moral auf so knappem Raume und in der unerläßlichen populären Redeform unzweideutig niederzulegen? Die Bedeutung des Vortrages liegt vielmehr darin, daß er die Identifizierung der christlichen Kunst mit einem bestimmten Kunststil ablehnt. Daß gerade Steinhausen es ist, der so dem bei uns üblichen Gejammer über den Niedergang der christlichen Kunst entgegentritt, verschafft hoffentlich dem offenen Worte einen guten Eingang. Bis jetzt ist freilich davon noch wenig zu spüren. Nach Pfannschmidts Hinscheiden wird man aber gezwungen sein, den reichlich vorhandenen Anzeichen einer Wiederbelebung der christlichen Historienmalerei alle Beachtung zu gönnen und sie nicht deshalb zu verurteilen, weil sie modern ist. Der pietistische, häufig auch christlich-soziale Zug, der unsere neueste religiöse Malerei noch nicht zu kirchlicher Anerkennung hat kommen lassen, ist meiner Meinung nach nur etwas Nebensächliches. Ueber den Impressionismus ist man doch schon hinausgekommen zu einem Gedankenrealismus, der mit Notwendigkeit auch in einer wahrhaftigen Darstellung der christlichen Heilsthatsachen, ohne alle Gedankenblässe, zum Ausdruck kommen muß. Möchte niemand, dem die Zukunft der christlichen Kunst am Herzen liegt, an dem Steinhausenschen Schriftchen vorübergehen. Es verdient nach allen Richtungen hin erwogen und beherzigt zu werden. Th. M.

— Bilder vom Hochaltar in Tradenstein. Eine kunsthistorische Studie von Karl Walcher. Mit 4 Abbildungen. (Stuttgart, W. Kohlhammer.) 1887. 28 S. 8⁰.

Der Verfasser, Rechtsanwalt in Stuttgart, bespricht in dieser Schrift ausführlich einige in seinem Besitze befindliche Gemälde, die nach seiner Vermutung zusammen einen Altar in dem unsern Ulm gelegenen Tradenstein gebildet haben. Es handelt sich um eine Staffel, welche die Buntbilder Christi und der zwölf Apostel, und um zwei Flügel, welche vier Heilige und Legenden des h. Kreuzes zeigen. Die Zusammengehörigkeit dieser Bilder leuchtet nicht ganz ein, da sie offenbar von verschiedener Hand gefertigt sind. So viel man aus den Lichtdrucken sehen kann, sind es gute Arbeiten der Ulmer Schule, an Schülein und Zeitblom erinnernd. H. T.

9. Musik.

— Versikel nach Worten der Heiligen Schrift auf die Feste der evangelischen Kirche für einen Chor von drei gleichartigen Stimmen. Von Ludwig Meinardus. 44. Werk. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1886. 45 S. gr. 8⁰. 1,20 M.

Jedem Tonkünstler, der in der Gegenwart zur Weckung des evangelisch-kirchlichen Lebens beizutragen sich bestrebt, soll man dankbar sein und sein Werk gebührend prüfen und würdigen, denn klein ist die Zahl derer, die noch für die Kirche komponieren, und unter ihnen sind viele berufen oder halten sich für dazu berufen, aber wenige auserwählt. Als einen solchen wirklich Berufenen und Auserwählten glauben wir Ludwig Meinardus bezeichnen zu dürfen. Wie aus seinen vor Jahren verfaßten Schriften („Ein Jugendleben" — „Kulturgeschichtliche Briefe") hervorleuchtet, besitzt er nicht bloß die zum Schaffen kirchlicher Tonwerke erforderliche kirchliche Gesinnung, sondern auch das zu solchem Künstlerberufe nötige Wissen und Können, das er durch seine fünf Oratorien, besonders den im Jahre 1885 wohl an fünfzig Orten mit Beifall und Erhebung angehörten und oft wiederholten „Luther in Worms" hinreichend dokumentiert hat. Neuerdings hat dieser ernstkirchliche Musiker die evangelische Musiklitteratur mit einer ganz besonderen Gabe bereichert, die uns unter der Bezeichnung „Versikel" vorliegt. Dieser Ausdruck ist jetzt weniger üblich, war aber sonst im liturgischen Gesang der evangelischen Kirche lange in Gebrauch; man verstand unter Versikeln (Diminutiv von versus) Bibelverse, die beim Gottesdienste wechselweise zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde (oder dem Chor) gesungen wurden, derart, daß der Prediger psalmierend den Spruch intonierte und die Gemeinde ebenfalls psalmodierend darauf antwortete (respondierte). Also, was man Intonation und Responsum nennt, hieß sonst auch in Thüringen und Sachsen kurzweg Versikel und so noch jetzt da, wo der liturgische Gesang nicht ganz abgeschafft ist. Bei Meinardus haben wir unter Versikel mehrstimmig komponierte Bibelsprüche zu verstehen, also das, was man sonst Motette nennt. Sie sind ihrer Form nach kurz; die in großen Motetten üblichen, aber störenden endlosen Wortwiederholungen sind hier fortgefallen. Solcher kurzgefaßten dreistimmigen Motetten nach Bibelworten bietet uns Meinardus 23, bestimmt zu den verschiedenen evangelischen Kirch- und Festtagen, als: zum Advent (auch Palmsonntag), Weihnachten, Neujahr,

Epiphanias, Fasten, Gründonnerstag, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatisfest, Reformationsfest (oder Fest Johannis des Täufers), bei kirchlichen Einsegnungen (als Konfirmation, Predigereinführung), bei Trauungen, auf besondere Dank- und Freudenfeste, zu Königs (Kaisers) Geburtstag, zur Totenfeier (bei Parentationen oder am Totensonntage) und zum Eingang des Gottesdienstes (Introitus). — Nach ihrer Tonsprache sind sie einfach und würdig gehalten. Die Textworte sind durchweg gut deklamiert, d. h. Tondauer, Tonhebung und -Senkung sind dem sprachlichen Accente der Texte entsprechend. Die Selbständigkeit der drei Stimmen, die nach Bestimmung des Komponisten gleichartige und nachbarliche sein sollen, ist ungezwungen und durchweg meisterhaft behandelt. Es sind nicht etwa dreistimmige Lieder gewöhnlicher Art, wie man sie in Schulheften und anderwärts gedruckt findet, sondern abgerundete, stimmungsvolle Kompositionen geringen Umfanges für drei polyphone, d. h. tonisch und rhythmisch von einander sich abhebende Stimmen. Hier zeigt sich eben der Meister des Kontrapunktes. Die Ausführung ist im ganzen nicht schwer, setzt aber doch schon etwas geübte Chorsänger voraus, die a capella zu singen gewöhnt sind. Einige Härten abgerechnet werden die Stücke auch wohlklingen, freilich nicht für ein bloß an moderne Musik gewöhntes Ohr. Das will der Komponist auch nicht, und sorgt durch gewählte Harmonik und altertümliche Modulationen dafür, daß die Musik nicht gewöhnlich, nicht modern klingt. Sein Kunstprinzip, das er zum Teil schon in seinen Oratorien verfolgt, spricht Meinardus im Vorwort dahin aus: „Sollten die Tonsätze der Fest-Versikel etwas von dem lauteren Geiste unserer evangelischen Meister widerspiegeln, so galt es, das Stilgesetz der Kirchentöne zu neuen musikalischen Formen der Geschmacksbestimmtheiten (?) auszugestalten, daraus die christlich-deutsche Volksseele der Gegenwart ihre Lebensluft gewinnt." Diesem Grundsatze gemäß hat Meinardus durchweg die alten Kirchentonarten (ionisch, dorisch, phrygisch, lydisch, mixolydisch, bald auf dem Stammtone verbleibend, bald durch ♯ oder b auf andere Tonstufen transponirt) angewendet, aber man kann auch sagen nicht angewendet, sondern nur versucht: auf Grund der alten Tonarten die moderne Chromatik aufzubauen. Letzteres ist aber ein Widerspruch zu den alten Kirchentönen, etwas ihnen Aufgezwungenes, da jene die strenge Diatonik fordern. Die Musik des Meinardus ist somit nicht die der Alten und nicht ihnen nachgeahmt, denn ihr fehlt die Diatonik; sie ist aber auch keine moderne Musik, da sie mittelalterliche Modulationen enthält. Zweifelsohne ist ihr durch diese Mischung etwas Fremdartiges, Apartes aufgeprägt. Letzteres ist aber der Punkt, der Bedenken erregt und unsere Zustimmung nicht erfahren kann. In das Feldgeschrei der Umstürzler, daß es ein Fortschritt für die Tonkunst sei, alles Tonale mit Wagner und Liszt aufzugeben und fessellos zu schweifen, stimmen wir nicht ein; am allerwenigsten dürfte für die Kirchenmusik solches heimatlose Tonspiel gestattet sein. Wohl hat der geniale Wagner den alten Kirchenkomponisten (besonders dem alten Palestrina) manche gar reizende Modulation abgelauscht und mit modernen Zuthaten der Instrumentation in seinen dramatischen Kunstwerken zum Entzücken dargeboten, — aber niemand vor Meinardus hat etwas dem Aehnliches in der Kirchenmusik versucht. Der hochverdiente Berliner Kirchenkomponist E. A. Grell hat zwar in seinen stimmungsvollen, weitverbreiteten Motetten zu 3 und 4 Stimmen sich auch der alten Kirchentöne wieder bedient, aber sich streng an die Diatonik gehalten; dadurch unterscheidet er sich von Meinardus, der eine auffallende Mischung von alter Tonalität mit moderner Chromatik bringt. Möglich, daß Meinardus in diesem Streben nach rückwärts noch manchen Anhänger, Bewunderer und Nachahmer findet, für uns ist derartige Musik nicht ansprechend, und so wird es den meisten unparteiischen Hörern gehen. Wenn der Herr Komponist gerade in dieser sonderartigen Verschmelzung des Alten mit dem Neuen ein besonderes Weckmittel erblickt und dadurch dem evangelischen Kirchengesange die Kraft der alten Meisterwerke einzuflößen sucht, so sind wir entgegengesetzter Meinung. Dieses Mischmetall kann unmöglich ansprechen. Wollen wir das Alte, so haben wir ja die alten Tonwerke unserer Meister (freilich außer Choralbearbeitungen sehr wenig von Kirchenmusik!), wollen wir Neues, so halten wir uns an die modernen Tonarten. Sollte noch ein Drittes — ein Halbaltes und Halbneues — Platz haben? Wir zweifeln. Alle unsere Tonmeister der Vorzeit redeten die Sprache ihrer Zeit und haben in derselben ihr Schönstes niedergelegt und damit Anerkennung und Verehrung gefunden.

Wir glauben gern an einen möglichen, sogar notwendigen Fortschritt unseres heutigen Tonsystems, aber nur an ein Verfeinern und Verschärfen desselben, darum an ein reines Quintsystem und das Aufgeben unserer temporierten Stimmung für die Musik in Zukunft, auch an eine Erweiterung der Modulationen rc. Aber von dem Zurückgreifen auf die mittelalterlichen Kirchentöne erwarten wir kein Heil für die evangelische Tonkunst. Jedenfalls werden durch die Versikel-Sprache des Meinardus die alten, vielumstrittenen Prinzipienfragen wieder angeregt: Liegt das Kirchliche der Musik wirklich in den alten Tonarten? Ist das moderne Musiksystem nicht auch berufen, Kirchenmusik hervorzubringen? Gibt es katholische und protestantische Noten? Kann die Musik überhaupt etwas Bestimmtes ausdrücken, oder soll man den Lehren neuerer Kunstphilosophen glauben, daß sie nur ein Spiel klingender Formen sei? Hat der evangelische Kirchenkomponist der Gegenwart seine Sprache zu reden, oder zu den mittelalterlichen Tonreihen zurückzugreifen und diese zu imitieren oder dieselben durch neuen Zusatz zu etwas Eigenartigem zu verschmelzen?

Meinungsgegensätze in der Kunstanschauung und Kämpfe gegen das eine oder andere werden ewig bleiben und sind in dieser Zeitschrift nicht auszufechten. Meinardus' Versuche sind aber so ernst und ehrlich gemeint, auch artistisch so interessant, daß man sie nicht ohne weiteres als verfehlte zurückweisen kann, sondern wünschen muß,

daß recht viele Sängerchöre diese Musik selbst probieren mögen, um die beabsichtigte Wirkung und die Zukunft dieser Produktionen daraus festzustellen.

Die Versikel — wie schon ihre aus Agenden herkömmliche Bezeichnung andeutet — sind für gottesdienstliche Zwecke, also für Kirchen- und Diakonissenchöre bestimmt; außerdem werden sie auch als fromme Hausmusik dienen können, wo drei gleichartige Frauen- oder Knaben- oder Männerstimmen im mehrstimmigen Gesang a capella sich geübt haben und zur Festfeier dreistimmig singen wollen

Wenn nicht alles täuscht, so regt sich in der Gegenwart erfreulicherweise neues Leben auf evangelischem Gebiete; in Lehre und Predigt, Kirchengesang und Hausmusik, Litteratur und Vereinswesen macht sich ein Streben nach Erneuerung im Geiste geltend. Auch die besprochenen Versikel möchten (wie der Komponist im Vorwort sagt) „den Geist erneuen, aus welchem die Tonmeister des evangelischen Gesanges die Kraft schöpften, Gottes und seines Reiches Ehre und Herrlichkeit durch die Tonkunst an ihrem Teile zu preisen. Wolle Gott solches ernste Vorhaben segnen!

H. B.

10. Litteraturgeschichte.

— **Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer.** (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Bernhard Seuffert.) (Heilbronn, Gebr. Henninger.) 1886. 4,20 M., für Abonnenten 3,20 M.

Der Herausgeber obiger Sammlung, die dazu bestimmt ist, „empfindliche Lücken in öffentlichen Bibliotheken wie im Bücherschatze der Lehrenden und Lernenden" auszufüllen, hat mit der Veröffentlichung der Arbeit P. Weizsäckers über Meyer dem Litteraturfreunde ermöglicht, sich ein besseres Bild, als es seither möglich war, von der Bedeutung des „Kunschtmeyers", des unzertrennlichen Freundes von Goethe, zu schaffen. „Empfindlich" mag die bisher vorhandene Lücke nur sehr wenigen gewesen sein. Das Resultat, das der objektive Leser aus der Kenntnis von Meyers Wirken ziehen wird, mag wohl in der Mitte stehen zwischen der, natürlich auf Goethes Kosten gegründeten Hochachtung Baumgartners, der Bd. III S. 422 annimmt, Goethes Ruhm als Kunstforscher ruhe großenteils auf Meyers Kenntnissen und Papieren, und der geringschätzigen Aeußerung Herders, der von Meyer schreibt: „Er ist ein Kohlstrunk und wird ein Kohlstrunk bleiben."

Die Zusammenstellung von Meyers sämtlichen Schriften, verbunden mit einer Untersuchung des Anteils, den Goethe und Meyer hatten an den von Goethe ohne Namensnennung der Mitarbeiter herausgegebenen Zeitschriften und an den unter dem gemeinschaftlichen Zeichen der Weimarischen Kunstfreunde veröffentlichten Rezensionen und Aufsätzen, geht, mit nachahmenswertem Fleiße ausgeführt, manchmal nicht nur ins einzelne, sondern geradezu ins einzelste. Zumal was die von Meyer ausgehenden Rezensionen betrifft, so muß man doch schon mehr wie „Goethefreund" sein, um Wert darauf legen zu können, ob das „Wasch-, Bleich-, Platt- und Nähbuch oder Anleitung zum Zeichnen und Numerieren der feinen Wäsche nach englischer Manier" von Goethes Freund angezeigt ist oder von einem anderen. Gerade so verhält es sich, außer einer Menge anderer Rezensionen, mit der „Gründlichen Anweisung zur Lederlackierung" und mit der „Kunst, geliebten Abwesenden ein Denkmal der Freundschaft und sanften Erinnerung mit wenig Aufwand in seinem Zimmer zu errichten. Ein Beytrag zur Verschönerung des Ameublements." Empfindliche Lücke? — Durchaus lesenswert auch noch heute ist Meyers Aufsatz über die Gegenstände der bildenden Kunst, besonders der Abschnitt unter der Ueberschrift: Widerstrebende Gegenstände. Ebenso enthält noch manches Beherzigenswerte der Aufsatz „Ueber Lehranstalten zu gunsten der bildenden Künste". Ergötzlich ist dabei der Wandel des Geschmacks zu beobachten. S. 58 heißt es: „Wer fühlte wohl je in einem barbarischen Gebäude, in den düsteren Gängen einer gotischen Kirche &c. — man schätze sich glücklich, daß die Zeiten, in welchen solche Werke entstehen konnten, längst vorüber sind." Kohlstrunk. Für die Zeit, in der es gesprochen, in hohem Grade anzuerkennen ist dagegen das Wort Meyers S. 61: „Glaube oder behaupte doch niemand, dem es um Erforschung und Ausbreitung der Wahrheit zu thun ist, daß die christliche Religion den bildenden Künsten hinderlich gewesen; ohne dieselbe wären sie vielmehr wahrscheinlich nie wieder erstanden."

Bei Schilderung der Aldobrandinischen Hochzeit S. 151 ist interessant zu sehen, wie Meyer ganz im Sinne Goethescher Farbenspekulation den unter dem Bilde herlaufenden Streifen auf die Farbenharmonie des von ihm umgebenen Gemäldes bezieht. Wie mag dem alten Herrn diese Stelle behagt haben, die zur ausgeführten Musik eine Art Farbenleitmotiv konstruiert — um Meyers Gedanken modern auszudrücken. Wenn S. 191 Meyer den Vogel Strauß als Attribut der Gerechtigkeit nicht zu deuten weiß, könnte wohl, falls keine bessere Erklärung vorhanden, das tertium darin liegen, daß beide gelegentlich blind sein sollen. —

Sch.-K.

11. Unterhaltungslitteratur.

— **Michael Cibula.** Roman von Richard Voß. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Ko.) 1887. 451 S. 8°. 6 M.

Noch immer findet Richard Voß die Kulturmenschen nicht interessant genug für den Roman. Diesmal sind es nicht die halbwilden Hirten der Kampagna oder russische Nihilisten, sondern ein Waldbauern-Völkchen in den Karpathen, dessen tragisches Schicksal den Leser erschüttern und bessern soll. Die gesamte Dorfgemeinde ist der Held der Erzählung, nicht der meist passive Dorfpatrizier Michael Cibula. Wie man die gewaltige Gestaltungskraft des dichtenden Historikers Felix Dahn bewundert, die in „Ein Kampf um Rom" ein ganzes Volk zum Helden des Romans macht, also, daß man über dem Geschick dieses unpersönlichen Helden den Kampf, Sieg und Untergang der hervorragenden Vertreter des Volkes nur als einzelne Akte der ganzen Handlung oder gar nur als

Episoden ansehen kann, so wird man auch Richard Voß zugestehen müssen, daß er Charakter, Thaten und Schicksale des kleinen Bauernvölkchens als höhere Einheit über den einzelnen Personen walten läßt und dadurch ein die ganze Handlung im wesentlichen zusammenhaltendes und abschließendes Interesse geschaffen hat. Aber damit ist leider auch alles gesagt, was ich zum Lobe von „Michael Cibula" zu sagen habe. Denn daß Voß sich auf die Schilderung der Natur (einbegriffen die natürlichen Regungen des Gemütslebens) versteht, braucht nicht wiederholt zu werden. Im übrigen ist auch hier wieder völlig zwecklos soviel Teuflisches und Tierisches aus dem Abgrund menschlicher Leidenschaften ans Licht gezogen und mit so viel realistischer Kunst dargestellt, daß das Grauen sich längst schon in Abscheu verwandelt hat, ehe es dem Dichter gefällt, die Bestien wieder etwas menschlicher werden zu lassen. Die Lichtgestalten (mit einer Ausnahme lauter Juden) sind dagegen so visionär gehalten, daß sie überhaupt auf diese Erde nicht zu passen scheinen, viel weniger in die Karpathenwildnis. An Unwahrscheinlichkeiten und Unrichtigkeiten ist das Buch überhaupt so reich, wie kaum ein anderes. Gewiß: ein Roman ist keine Arbeit für ein Einjährigfreiwilligen-Examen. Aber es berührt doch nicht gerade angenehm, wenn ein Romandichter die für eine solche Arbeit erforderlichen Kenntnisse in Religion und beschreibender Naturwissenschaft verleugnet, um stärkere Wirkungen zu erzielen. Th. M.

— Fürst und Bettler. Frei nach dem Amerikanischen des Mark Twain von Josefine Flach. (Konstanz, Verlag der „Deutschen Heimat".) 1887. 180 S. 2 M., geb. 3 M.

Mark Twain gilt für einen der hervorragendsten Schriftsteller Nordamerikas. Wenn alle seine Bücher nicht mehr wert sind als „Fürst und Bettler", dann müssen die Nordamerikaner das litterarisch genügsamste Volk der Erde sein. Mit dem bloßen „Stil" ist es doch nicht gethan, der Inhalt, der Stoff eines Buches muß doch ebenfalls annehmbar sein. Das letztere ist hier aber nicht der Fall. Der „Fürst" ist Eduard VI. von England, der frühverstorbene Sohn Heinrichs des Achten. Die letzten Tage dieses Königs und die Zeit bis zur Krönung Eduards ist der geschichtliche Untergrund der Erzählung. Was wird aber auf diesem Grunde aufgebaut? Eine völlig märchenhafte, total unglaubliche, von der souveränen, absolut-monarchischen Phantasie des Dichters erfundene Geschichte. Ein Londoner Bettelbub weiß eines Tages vor das Gitter des Schloßhofes zu kommen, in welchem sich der Prinz von Wales aufhält. Der in Lumpen gehüllte Bettler soll eben barsch zurückgeschoben werden, als der Prinz dies bemerkt und den Jungen zu sich führen läßt. Beide gehen in das Schloß, vertauschen dort ihre Kleider, und da sie sich zum Verwechseln ähnlich sehen, so figuriert Tom Canty als Prinz von Wales und später als König bis zu dem Augenblick, da der inzwischen als Bettler und Vagabond umgetriebene wirkliche König Eduard VI. in die Westminsterabtei eindringt und die Krönung Toms verhindert. Den Pseudo-Eduard soll König Heinrich der Achte für seinen Sohn gehalten haben, jedoch der Meinung gewesen sein, derselbe sei geistig gestört, denn der falsche Prinz von Wales that Dinge, die in dem prinzlichen Leben unerhört waren. Ebenso haben die Geschwister des Prinzen, alle sonstigen Verwandten, die Hofherren, die Diener, welche täglich mit dem echten Eduard verkehrt haben, weder an Stimme, noch an Gewohnheiten den geringsten Verdacht geschöpft, daß hier eine Verwechselung vorgegangen sei. Und dem wirklichen Prinzen geht es ebenso wie dem falschen, er wird von Vater, Mutter und Geschwistern für den echten, aber aus unbegreiflichem Hochmut übergeschnappten, weil sich als Prinzen von Wales dünkenden Tom gehalten. Wenn solche Verwechselungen in Märchen vorkommen, so ist das ganz in der Ordnung. Die Leute des sehr realistischen, um seines Aberglaubens und seiner heillosen Strafjustiz willen von Mark Twain ins übelste Licht gestellten 16. Jahrhunderts haben aber ebenso gute Augen, Ohren und ebensoviel Gaben der Wahrnehmung und des Urteils gehabt, wie die glücklichen Leute des 19. Jahrhunderts, und es ist ein völliger Unsinn, jene Verwechselungen als geschichtliche Thatsachen hinzustellen.

Mark Twain scheint aber für das 16. Jahrhundert eine allgemeine Umnebelung der Geisteskräfte der damaligen Menschheit anzunehmen und den Zustand der alle Länder Europas überlagernden Dämmerung noch um hundert Jahre länger dauern zu lassen, als es sonst üblich ist. Sonst nimmt man an, daß durch die Erfindung der Buchdruckerkunst Licht in die Köpfe gekommen sei, eine Meinung, zu welcher freilich der das neuenthüllte Gutenberg-Monument in Mainz betrachtende pfälzische Bauer des Dialektdichters Friedrich Sennig bemerkt hat:

„Zu arig is mer noor, was eich hun aach gelese,
Als wann vorhar kaan Sunn wär uff der Ard gewese,
Un vor dreihunnert Johr die Leit wärn blind gekrawweit,
Un hette wie die frischgeworfne Hund gezawwelt.
Daß es ganz dunkel war, glab ich, daß des nit wohr is,
Wie's aach bei viele Leit, trotz dem, noch jetzt nit klor is.
S'is leicht die Alte dumm zu schenne,
Die aus em Grab sich net mehr wehre kenne!"

Die Uebersetzerin des Buches „Fürst und Bettler" hat zwar eine vortreffliche, den Eindruck des Originals machende Uebersetzung geliefert, sie hat sich aber im Stoff vergriffen. So dumme Geschichten, obendrein endlos fortgesponnen, mögen sich die Leute in Amerika gefallen lassen, in Deutschland lehnt man derartige Phantastereien ab. O. K.

— Lajla oder Von Finnmarken. Nordische Schilderungen von J. A. Friis. Aus dem Norwegischen von Th. Traub. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1886. 168 S. 1,80 M., geb. 2,60 M.

— Das Kloster zu Petschenga. Schilderungen aus dem russischen Lappland, nach geschichtlichen Quellen und Volkssagen von J. A. Friis. Aus dem Norwegischen von O. Gleiß. Autori-

sierte deutsche Uebertragung. (Daselbst.) 115 S. 1,40 M., geb. 2,20 M. (Beide Erzählungen in einen Band gebunden 4 M.)

Der Verfasser dieser beiden, Unterhaltung und Belehrung in glücklichster Verbindung darbietenden Bücher ist der Professor der Theologie J. A. Friis an der Universität Christiania. Das erste Bändchen „bietet in Form einer Erzählung Schilderungen der Zustände und Sitten in Finnmarken, aus früheren, doch nicht zu entlegenen Tagen, wie sie sich großenteils noch dort finden." Es ist ergreifend zu lesen, wie diese an Sprache und Sitte zähe festhaltenden Finnen den Norwegern gegenüber getreten sind. Wenn man aus der Luft eines Salonromans oder einer Novelle von der Gattung Heyse heraustritt und ein Buch wie Lajla liest, so weht es einen wie frische Bergluft an. Da sind keine mühselig zusammenphantasierte „psychologische Probleme", keine ethische oder gesellschaftliche Kollisionen zu überwinden, vielmehr ist es eine in den einfachsten Zügen, mit poetischer Gewalt dargestellte, kurzgefaßte Liebesgeschichte, welche das von naturwissenschaftlichem und ethnographischem Stoff reichlich erfüllte Buch vom Anfang bis zum Ende durchzieht. —

Das zweite Bändchen enthält die Geschichte des nördlichsten, ungefähr auf dem siebzigsten Breitegrad liegenden russischen Klosters, welches von 1556 bis 1590 bestanden hat und nach einem Beschluß der h. Synode von 1882 wieder aufgebaut werden soll, um die Industrie jener nördlichen Gegenden zu fördern und verschiedenen Mängeln abzuhelfen. Auch in diesem Buche handelt es sich um einen nationalen Gegensatz. Das griechisch-katholische Kloster wird von den lutherischen Schweden verbrannt. Auch in dieser Erzählung finden wir eine herzbewegende Liebesgeschichte und zwar eine, die ich für besser halte als jede derartige Geschichte des Romanschreibers George Taylor, der ebenfalls Professor der Theologie ist (Hausrat in Heidelberg). Obendrein hat man bei dem Norweger Friis das angenehme Gefühl, daß dieser Mann nicht „nach berühmten Mustern" schreibt, wie Taylor, sondern auf eigenen Füßen steht, und in anspruchsloser, schlichter Form seine Gelehrsamkeit den Lesern zum besten gibt. Ich kann diese Friisschen Erzählungen nur aufs angelegentlichste empfehlen. — Leider ist S. 29 die auch umgekehrt zu lesende Inschrift *Νίψον ἀνομήματα μη μοναν ὄψιν* durch die fatale Verwechselung des ψ mit φ entstellt. O. K.



Aus dem Leben Friedrich Overbecks.

Briefe an Eltern und Geschwister,

eingeleitet und herausgegeben von

Prof. Dr. P. Hasse in Kiel.*)

Mitteilungen aus dem Leben des Malers Friedrich Overbeck werden heutigen Tages vielleicht nur einem geteilten Interesse begegnen. Denn allerdings stehen ja er und seine Schule in geradem Gegensatze zu dem Geschmacke und der Mode der Gegenwart; mit dem Namen der Nazarener hielt man sie ja längst für gekennzeichnet, abgethan und begraben, insbesondere seitdem Kaulbach sie durch seine bekannte Satire dem allgemeinen Spotte preisgegeben zu haben meinte. Wenn es sich nun auch noch fragen mag, welches Urteil das dauernde sein wird, ob einst in der Kunstgeschichte der Realismus der Jetztzeit oder die Idealität des verewigten Meisters zu höherer Schätzung und dauernderer Anerkennung gelangen wird, so ist unleugbar doch in weiten Kreisen die Anschauung verbreitet, daß wir es bei Overbeck und seiner Richtung mit einer Manier und zwar mit einer einseitigen Manier zu thun haben, die von der Natur sich völlig entfernt hat.

Es ist darauf zu erwidern nach dem Worte:

Wer den Dichter will versteh'n,
Muß in Dichters Lande geh'n —

daß, wer Overbeck selbst im Leben kennen gelernt hat, oder wer ihn aus seinen Briefen und Tagebüchern sich vor Augen führt, daß der erst den Schlüssel zum Verständnis des Künstlers gewinnt. „Gerade das" — um Worte des so früh dahingegangenen Archäologen Friedrich Matz zu gebrauchen — „macht (bei Overbeck) einen so wunderbaren und überwältigenden Eindruck, wie aus seiner ganzen Erscheinung ein Mensch von so unendlicher kindlicher Reinheit und Herzensgüte spricht. Jetzt erst habe ich es gesehen, daß er in seinen Bildern nichts Künstliches, Angelerntes, sondern nur sein eigenstes Wesen niederlegt. Da ist keine Falte, kein versteckter Hinterzug, alles ist

*) Ich verweise für die folgenden Mitteilungen auf die, freilich in ihrem Standpunkt einseitige, doch aber erschöpfende und liebevolle Biographie: Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen, geschildert von Margaret Howitt, herausgegeben von Franz Binder. 2 Bde. Freiburg im Breisgau 1886. Die im Folgenden zur Veröffentlichung gelangenden Briefe standen den Verfassern nicht zu Gebote (s. Vorwort S. VI). Das 1882 in London erschienene Buch: Overbeck by Beavington Atkinson ist weit unvollständiger und auch nicht frei von Fehlern.

rein, leicht und eben, und wie er in seinen Schöpfungen, meiner Ansicht nach mit Recht, den Naturalismus völlig außer Augen setzt, so liegt ihm auch alles fern, was die Welt bietet, selbst das, was er am notwendigsten braucht."

Aus diesem Gesichtspunkte wird das Bild des Malers, aus seinen eigenen Briefen gezeichnet, willkommen sein.

Fast ein Jahrhundert ist es her, daß Johann Friedrich Overbeck als der jüngste Sohn des Rechtsgelehrten, späteren Senators und Bürgermeisters Christian Adolf Overbeck, in der alten Reichs- und Hansastadt Lübeck geboren ward, am 3. Juli 1789. Der Vater nimmt in der Geschichte dieser Stadt einen ehrenvollen Platz ein, sein Anteil am städtischen Regiment ist ein bedeutender gewesen, seine Sprachkenntnisse und seine diplomatische Gewandtheit veranlaßten, daß er vielfach zu auswärtigen Verhandlungen verwandt und als Gesandter nach Petersburg zum Kaiser Paul, später nach Paris an Napoleon und ins Hauptquartier der im Befreiungskriege verbündeten Monarchen geschickt worden ist. Ueber den Bereich der Stadt hinaus ist sein Name nicht unbekannt geblieben durch seine poetischen Versuche, die er in Anlehnung an den Göttinger Hainbund hauptsächlich in Voßs Musenalmanach veröffentlichte und später auch in selbständigen Sammlungen erscheinen ließ. Manches davon ist wenig beachtet und schnell vergessen worden, Aufsehen erregten seine Kinderlieder, „Fritzchens Lieder" betitelt, in denen er den Geschmack seiner Zeit zu treffen wußte, so daß ihn auch Goethe gelegentlich als einen beliebten Dichter nennt. Für uns ist von diesen Gedichten nur noch weniges genießbar; nur einzelne, wie „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün", „Blühe, liebes Veilchen", „Warum sind der Thränen auf der Welt so viel", oder: „Das waren mir selige Tage", sind uns noch aus den Liederbüchern unserer Kindheit bekannt. Nach dem Vornamen seines jüngsten Sohnes hatte der Vater diese Gedichtsammlung betitelt, aber allerdings ohne darin gerade dessen Charakter und die Anfänge seines Lebens dichterisch widerspiegeln zu wollen. „Mein Fritzchen, heißt es in der Vorrede, es wäre besser, wenn er ein Engel hätte sein können, aber er ist nun einmal ein Menschenkind." Zum Ideal für die Kleinen tauge er nicht, und er sei zuweilen etwas naseweis. So will der Dichter mehr etwas Typisches als Individuelles geben und einzelne der Lieder bittet er geradezu Kindern überhaupt vorzuenthalten.

Diese Lieder sind zu Ende des vorigen und im Beginn dieses Jahrhunderts in Deutschland weit verbreitet gewesen — der in der Musik wohl veranlagte und phantasievolle Vater hatte einzelne selber mit Melodien versehen und sie haben des Knaben Kindheit mit Lust und Sang erfüllt. Der Verkehr zwischen Eltern und Kindern in trauter Innigkeit und stets belebter, geistvoller Anregung ist ebenso dem Künstler unvergeßlich gewesen, und nicht minder dankbar erkannte er an, daß des Vaters Beharrlichkeit ihn in anhaltenden Studien den Grund zu einer umfassenden und tiefen Bildung legen ließ. Denn dem früh zutage tretenden künstlerischen Talente seines Sohnes zeigte sich der Vater keineswegs von vorn herein nachgiebig; nur in Nebenstunden, nur so weit es ohne Benachteiligung der Schulaufgaben möglich war, durfte jener sich seiner Neigung hingeben; erst als sich bei derselben eine Beharrlichkeit und Ausdauer erwies, welche die Zweifel, ob sich hier nur gewöhnliche Mittelmäßigkeit zeige, beseitigten, als dann unter der Leitung eines strengen und einseitigen Lehrers diese Neigung nicht schwand, sondern nur sich steigerte und vertiefte, als endlich nach dem Urteil befreundeter Kunstkenner und insbesondere des Malers Wilhelm Tischbein die Fortschritte so augenscheinlich wurden und die Fertigkeit so ausgebildet war, daß der Lehrer den Schüler nichts mehr lehren konnte, erst da gab der Vater endgültig seine Entscheidung und Zustimmung, daß der Sohn sich der Kunst widme als seinem Lebensberuf.

Die Zeit, den fast siebzehnjährigen Jüngling auf eine Kunstschule zu entsenden, war gekommen, die Wahl fiel auf Wien, dessen Akademie damals unter der Leitung des Historienmalers Friedrich Heinrich Füger in Ruf stand. Am 14. März 1806 verließ

Overbeck seine Vaterstadt, ohne zu ahnen, daß er sie nie wiedersehen werde, daß auch der Abschied von den Eltern ein Abschied fürs Leben war. Der Empfang in Wien bei Füger war ein höflich gemessener; überhaupt zeigte sich Füger kalt im Umgang und verschlossen, und sein Urteil klang keineswegs ermutigend, es hieß einfach: „von vorne anfangen“.

Doch das hat nur des Jünglings Eifer aufs äußerste anzuspornen vermocht. Mit aller Kraft warf er sich auf die Studien und war, wie er schreibt, „so fleißig als möglich“. Morgens um 5 Uhr vom Lager, widmete er gleich die erste Stunde litterarischer Beschäftigung, insbesondere der Lektüre Homers, von 6 Uhr bis nach 12, nachmittags von 3—6 Uhr besuchte er die Akademie, abwechselnd nach Skeletten zeichnend und nach Abgüssen oder Antiken. Nach 6 Uhr beschäftigte er sich auf der Akademie mit Geschichte, Mythologie und den Altertümern, im Winter traten in besonderen Kursen Anatomie und Mathematik hinzu. Abends bald nach 10 Uhr liegt er „in den Armen des Sandmanns“. Seine Mußestunden sind Spaziergängen gewidmet, namentlich der Mutter Sorglichkeit drang auf reichliche Bewegung, sonst ist seine Erholung Musik, Lektüre und der Umgang mit einigen gleichaltrigen Freunden.

Der erste Eindruck, den die Stadt Wien und die dortige Akademie bei Overbeck erweckt hatten, war ein großartiger und günstiger gewesen; an der letzteren vermißte er nur theoretische Vorträge über etliche Gegenstände und Aufgaben. Seinem Fleiß entsprachen, nach einem Ausspruche Fügers, seine Fortschritte. Aber die Strenge und Pedanterie der Anleitung, die Langsamkeit des Unterrichtsplanes, nach dem er erst im Jahre 1807 zum Graumalen kam, erst im Herbst dieses Jahres mit dem Kolorit zu beginnen hoffen durfte, befriedigten ihn auf die Dauer nicht. „Ich glaube behaupten zu können,“ schreibt er, „daß ich nicht Zeitlebens beim Mittelmäßigen stehen bleiben werde;“ aber er fürchtet, bisher einen falschen Weg geführt zu sein. Füger sinkt in seiner Achtung; er nennt ihn einen Manieristen, seine Arbeiten denen Raffaels gegenüber Karikaturen.

Mit jungen Freunden, unter denen schon jetzt der Overbeck bald so eng verbundene Pforr aus Frankfurt hervortritt, begannen abendliche selbständige Kompositionen aus der Geschichte, „so daß die Weltgeschichte bald wird erschöpft sein“, meint der Jüngling mit schnellem Wort; er machte die Bekanntschaft des Malers Eberhard v. Wächter, dessen Richtung eine eigenartige war; die Natur als Meisterin der Kunst, gegenüber der seelenlosen Modellmalerei, welche die Akademie lehrte, Raffael als Vorbild, dessen Johannes in der Liechtensteinschen Galerie ihn tief ergriffen hatte, und seine Kunst brach sich Bahn zu selbständiger Entwickelung. „Ich zeichne in meinem Fache,“ schreibt er bald nachher, „und habe angefangen, den ganzen Evangelisten Lukas zu bearbeiten“. Folgerichtig lockerte sich sein Verhältnis zur Akademie mehr und mehr, er ersann sich selbst die Regel und als Fach erkor er die „Geschichtsmalerei“. Der Vater warf die Frage auf, ob die antike, ob die Profangeschichte nicht der biblischen gleichwertig und ebenfalls der Darstellung würdig sei. Der Sohn antwortete, daß er sich bei der letzteren in eine so eigene, ernste, fast traurige und doch so behagliche Stimmung versetzen könne, daß er daraus schließe, er dürfe wohl für diese Gegenstände am ersten erschaffen sein. Ihn interessieren vor allem: „Gegenstände, in denen weniger Handlung ist, die aber im ganzen durch eine einfache, einfältige Zusammenstellung, durch Farbenton, durch die einfache Großheit der Nebensachen, einen bestimmten Eindruck machen, die etwas Geheimnisvolles haben und zum Nachdenken zwingen.“

In diesem Geständnis liegt seine Kunstrichtung und -leistung programmatisch enthalten. Es bedarf für ihn nicht des Kopierens, nicht der Kostümskizze, nicht der Anatomie und Perspektive, um erst nach deren methodisch abgestufter Bewältigung sich selbständig zu versuchen. „Gesetzt man fällt,“ ruft er aus, „je nun, so steht man wieder auf. Und gesetzt, ich lernte denn auch nicht malen wie Tizian, würde nicht so

stark im Helldunkel wie Correggio, nicht so stark in den Nebensachen wie Poussin, wenn ich denn einmal ein Overbeck werde."

Mit der sorglichsten Liebe, aber auch mit festem Vertrauen folgte der Vater der fortschreitenden Entwickelung des Sohnes, nahm sein Verdikt über die Richtung der damaligen Kunst, über den geringen Nutzen der Akademien in Ruhe und Verständnis hin, fragte wohl an, ob ihm ein Ortswechsel erwünscht sei und wies auf Paris als eine Hochschule der Kunst; doch versuchte er in nichts, der Selbständigkeit des Künstlers vorzugreifen, der sich zunächst in Wien zu bleiben entschied, um dann allmählich Italien und Rom als Ziel seiner Hoffnung und Sehnsucht zu bezeichnen. Noch nicht zwanzigjährig und der Künstler steht selbständig da, wenn auch noch nicht fertig. „Was die Meister anbelangt, so muß ich sagen, ich habe keine," schreibt er, denn es fehlen ihnen „Herz, Seele, Empfindung" und „ich kann den kalten Weg nicht gehen." Wie an seiner künstlerischen, arbeitet er an der Vollendung des inneren Menschen mit dem aufrichtigsten Eifer und dem lautersten Streben. „Der junge Maler wache über seine Empfindung, er lasse so wenig ein unreines Wort über seine Lippen, wie einen unreinen Gedanken in seine Seele kommen: Wie kann er sich davor wahren? Durch Religion, durch Studium der Bibel, die allein den Raffael zum Raffael gemacht hat." „Ich will Bilder malen und zwar große Bilder."

So ging er denn seinen Weg, nicht mehr zur Akademie, und seine Fortschritte sind seinen Freunden mit Händen zu greifen. In der Kenntnis der menschlichen Figur übertrifft er sie. Den meisten auf der Akademie ist er voraus, er übt sich im Porträtieren, beginnt das Radieren, zeichnet nach Modellen — aber hier auf Grund eigenen Entschlusses nie nach weiblichen, und Cornelius, der Freund, bestätigt uns, daß er diesem Vorsatz treu geblieben ist.

Mit seiner Opposition gegen die Akademie und die damalige Kunstrichtung stand Overbeck bald in Wien nicht mehr allein; junge, gleichgesinnte Freunde hatten sich ihm angeschlossen, zu dem regsten, aber auch reinsten, geistigen Verkehr, zu lebhaftester und gedeihlichster gegenseitiger Förderung, und um dieser Eintracht und Bruderschaft Ausdruck zu geben, stifteten die jungen Maler — Overbeck und fünf Genossen — einen Orden, den sie nach dem Schutzpatron ihres Gewerkes St. Lukasorden benannten. Overbecks Emblem ward, bezeichnend genug, die Palme. Als Zweck und Aufgabe der Bruderschaft erklärten sie: „Die Kunst von der jetzigen Entartung auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen", und in diesem Sinne wirkten sie. Overbecks Vater empfing den ersten Bericht über diesen Bund nicht ohne ernste Bedenken, er warnte seinen Fritz vor Schwärmerei, doch nahm er endlich den ihm angetragenen Posten als Kanzler der Vereinigung freundlich an.

Doch mehr und mehr wandte sich Overbecks Auge über die Berge Italien zu. Der Kriegslärm des Jahres 1809 in der unmittelbaren Nähe Wiens, der monatelang die Schließung der Akademie erzwang, war den Studien der Genossen nicht förderlich. Und Overbeck erkannte, daß seine Schuljahre zu Ende seien. „Ich habe Hunderte hinter mir gelassen," konnte er sagen, „ich habe meine eigenen Kräfte erprobt und brauche keine fremden mehr zu borgen, kann ohne Gängelband gehen, mir sind meine eigenen Flügel gewachsen." Die Einwürfe: er sei auf einem Abwege, er zeichne auf eine kleinliche, trockene Art, er müsse die Antiken studieren, erschienen ihm nicht begründet. „Das Resultat also meines Aufenthaltes in Wien ist: ich kann sagen, daß ich die Malerei von neuem erfunden habe." Endlich traf die lang erbetene Zustimmung des Vaters ein, daß Overbeck nach Rom übersiedeln dürfe. Mit ihm schnürten die meisten der Lukasbrüder ihre Bündel, im Frühjahr 1810 zogen die Gesellen in gemeinsamer Fahrt über die Alpen gen Süden.

In Deutschland war dreizehn Jahre früher ein Büchlein erschienen, das sich betitelte: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", als dessen Verfasser sich bald der vertraute Freund Ludwig Tieks, Wackenroder, ergab, der durch dieses

Werk zu einem der wirkungsvollsten Vertreter der sogenannten romantischen Schule in unserer Litteratur geworden ist. Einer der letzten Abschnitte ist überschrieben: Brief eines jungen deutschen Malers in Rom an seinen Freund in Nürnberg. Einst haben beide — so ist die Situation geschildert — gemeinsam ihre Lehrjahre unter Albrecht Dürer durchgemacht, dort Farben gerieben und des Meisters Geschicklichkeit in ihrer Verwendung bewundert, die durch ihn zum Gipfel gebrachte deutsche Kunst als Muster und Höhepunkt betrachtet, jetzt schaut der eine der Freunde, eben der Briefschreiber, mit kindlichen Augen die verklärten Angesichter Raffaels, seine ganze Seele ist Andacht und Anbetung, seine Phantasie gefangen und verwirrt. Er wohnt einem katholischen Gottesdienste bei, die Herrlichkeit der Kirche, die Pracht der Musik, die gläubige Begeisterung der knieenden Menge, als der Priester die Hostie vom Altar hebt, sie reißen ihn hin, ihrer aller Gebet scheint zum Himmel gerichtet zu sein, um ihn, den Verlorenen, er meint, daß der Christus am Kreuze ihm winke und das Kuppelgewölbe der Kirche in blauen Himmel zerflossen sei, der ihn segnend überspanne. Es ergreift ihn eine tiefe Zerknirschung, aber dieser folgt eine ebenso tiefe, innere Freude und nie gekannte Leichtigkeit des Herzens — er ist jenem Glauben an die heiligen Geschichten und Wunderwerke gewonnen, er fragt: Kannst du ein hohes Bild recht verstehen und mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in diesem Momente die Darstellung zu glauben?

Es ist, als wenn in dieser Schilderung Overbecks Entwickelung prophetisch vorgezeichnet sei. Noch nach Wien hin warnte ihn der scharfblickende Vater vor Schwärmerei, und der Sohn fragt, woher diese Besorgnis entsprungen und ob er sich etwa in übertriebener Wendung Priester des Christentums oder Apostel genannt habe. Und doch sind schon in dem Wiener Aufenthalt die Anfänge zu seiner Wandlung zu suchen. Seit er sich von der Akademie und ihrer Richtung abgewandt hatte, war es neben dem norddeutschen Landsmanne Asmus Carstens, der einst in Overbecks Vaterhause wohlwollende Unterstützung gefunden hatte, der schon erwähnte Maler Eberhard von Wächter gewesen, den die Zeitgenossen nach Overbecks Meinung verkannten und der ihm die Wiedergeburt der Kunst mit vorzubereiten schien. Wächter hatte anfangs in Rom, wo er zum Katholizismus übergetreten war, und nachher bis zum Jahre 1809 in Wien gelebt, war dem Kreise der Lukasbrüder nahe getreten und hatte Einfluß auf sie gewonnen. Sollte es nicht daher gekommen sein, daß Overbeck schon auf der Fahrt nach Italien einen Rosenkranz mit sich führte, „alle etwaigen bösen Geister beschwören zu können,“ wie er schreibt? Schon machte ihm auch das Fest des heiligen Johann Nepomuk, dessen Feier ihnen in Steiermark begegnete, tiefen Eindruck, wie die an allen Wegen mit Blumen geschmückten Heiligenbilder; wiederholt citiert er die Worte Mortimers in Maria Stuart:

„Bekränzt war jedes Gottesbild, es war
Als ob die Menschheit auf der Wand'rung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich.“

Bald auch warnte ihn die Mutter vor zu viel Genuß geistiger Speise, es ängstigte sie die Bezeichnung des Bundes als Orden, sie befürchtete, seine Freunde seien „überspannte Menschen“. Er beruhigt sie, es seien Menschen mit den kindlichsten Herzen von der Welt, sie suchten keine Geheimnisse in der Bibel, ihre ganze Religion sei das Gebot der Liebe gegen Gott und den Nächsten.

Und doch hob er schon in der Beschreibung der Raffaelischen Disputa den religiösen Eindruck hervor, sprach von Raffaels schöner und heiliger Seele und hegte gegen die Tradition von Petri Kerker in Rom und der Treppe aus Pilatus Hause am Lateran kaum noch Zweifel.

Als die jungen Kunstgenossen im Herbst des Jahre 1810 das verlassene Kloster San Isidoro zu gemeinsamer Wohnung und Wirtschaft bezogen, war er glücklich; die heilige Stätte soll durch ihn nicht entweiht werden. Er schreibt: „Morgens weckt

uns das Mettenglöcklein, das bei Tagesanbruch geläutet wird, und stimmt uns gleich zu frommen und heiligen Gedanken, mein erstes ist dann, ein Kapitel in der Bibel zu lesen und zwar im griechischen Originaltext, die ich seit meinem Eintritt ins Kloster von vorne angefangen habe und regelmäßig alle Tage fortsetze." Dann beginnt in Gottes Namen das Tagewerk.

Der Vater sah tiefer als der Sohn, er ermahnte ihn noch 1811, seinem Glauben treu zu bleiben; der Sohn erwiderte, er denke nicht daran, katholisch zu werden, Katholik und Protestant gälten ihm gleich viel. Da er einmal von dem Lärm im katholischen Gottesdienste, von der dort angewandten modernen, tänzelnden Opernmusik schrieb, setzte er hinzu: „Was würde wohl unser wahrhaft frommer Luther sagen, wenn er solche Greuel sähe?" Beim Eintritt des Jahres 1812 in der Sylvesternacht sangen die Jünglinge auf dem Chor ihrer Klosterkirche noch ihr begeistertes: „Nun danket alle Gott," in der Kirche, „in der nur vor dem Hochaltar die ewige Lampe braunte".

Und doch hatte Overbeck sich eben zu Weihnachten 1811 die Vulgata gekauft und seine deutsche Bibel dem Freunde Pforr geschenkt, schon hatte er den Jahrestag seiner Abreise von Lübeck durch einen Fest- und Fasttag, den Hochzeitstag der Eltern durch den Besuch der Kirche der heiligen Cecilia gefeiert, schon fastete er 1812 wöchentlich Freitags und Sonnabends und hörte Sonntags seine Messe. Bald auch rührte ihn „der unendlich herrliche Gottesdienst — es sind seine eigenen Worte — in katholischen Ländern, insbesondere die tiefe Andacht der geringeren Volksklassen." Rom ist ihm der Ort des Altertums, aber vor allem des Christentums, der Ort, wo Petrus und Paulus gewandelt und Laurentius gelitten und manche andere Heilige, und die Bibel, die nur das Gerippe der unumstößlichen Thatsache berichtet, findet ihm ihre Ergänzung in der Legende. „In allen Zeiten haben große Heilige gelebt." Er liest Stolbergs Geschichte der Religion Christi, ein Buch, „das in jeder Haushaltung sein sollte, als Kommentar zur Bibel." Thomas a Kempis Nachfolge Christi ist sein steter Begleiter. „Daß ich mich gleichsam als geistlich betrachte," ist sein gelegentlicher Zusatz.

Das sind die Zeugnisse seines Schwankens und seiner Unruhe. Weit eher als er zur Erkenntnis über sein eigenes Ich kam und zur Klarheit über seinen Zustand durchdrang, war die Krisis schon eingetreten, hatte sein H e r z die Entscheidung schon gefällt, ehe er „die Reformation seines Selbst vorzunehmen" den Entschluß faßte.

Nochmals verteidigt er sich dem mehr und mehr besorgten Vater gegenüber vor dem Vorwurf der Schwärmerei, exaltierter Phantasie und Grübelei. „Es hat sich mir die Wahrheit ohne mein Zuthun enthüllt, wogegen ich mich sieben Jahre gesträubt." „Ist dieses Licht vom Himmel oder aus der Hölle?" „Warum soll der Geist Gottes," fragt er, „nicht so gut aus der Vulgata sprechen, als aus Luthers Uebersetzung." Er versucht es, des Vaters Einwürfe zu widerlegen; er ist nicht blind gegen die Mißbräuche in der Kirche, aber er verteidigt diese, insbesondere gegen den Vorwurf, je Ketzer verbrannt zu haben, er verteidigt vor allem und in interessantester Darlegung die Tradition. Die Kirche habe nie gewechselt, nie neue Dogmen eingeführt, er bittet die Lehre der Kirche von der mangelhaften Befolgung derselben bei den Menschen zu unterscheiden — aber: „Einzelne Dogmen gegen einander zu halten und die katholischen zu verfechten, überlaß ich Theologen, das liegt über meinem Horizont." „Mich aber, Geliebtester," schließt er, „stellen Sie nicht in die harte Lage, zwischen Gott und Ihnen zu wählen."

Der Vater verlangte Aufschub und er gewährte ihn, doch auf lange gestatte es ihm sein Gewissen n i c h t. Und die Katastrophe kam folgerichtig und unausweichlich. Im Herbst des Jahres 1812 erlag trotz der treuen Pflege der Genossen Freund Pforr der schnell entwickelten Schwindsucht, und keiner trauerte wie Overbeck, keiner fühlte die Vereinsamung wie er. Geistlichem Zuspruch neigte er sich empfänglich zu, von den Freunden, welche gleiche Geistesrichtung fast sämtlich eingeschlagen hatten, ward er den Stunden und dem Umgang des Padre Ostini zugeführt, und er fand den Trost, den seine Seele

suchte und verlangte. Der Winter 1812/13 ging hin und am Palmsonntag 1813, am 11. April, legte Overbeck das Bekenntnis seines neuen Glaubens ab.

Erst zwei Jahre später etwa hat er dem Vater den vollzogenen Uebertritt gestanden: „Ich wollte Ihnen einst rechte Freude machen und nun muß ich die Ursache tiefen Kummers für Sie werden. Diesen Schmerz konnte ich Ihnen nicht ersparen." Schweren Herzens beugten sich die Eltern vor der vollendeten Thatsache, aus ihrer Liebe und ihrem Herzen stießen sie den Sohn darum doch nicht. Sie haben es seiner Versicherung geglaubt, daß keine unlauteren Motive ihn zum Uebertritt bewogen haben, und wenn der Vater nun jegliche weitere Erörterung des religiösen Themas untersagte, wo der Sohn die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß er einst noch alle seine Lieben zur alten Kirche zurückgeführt sehen werde, so geschah es nur, den lauteren Eifer des Sohnes zu zügeln, die Liebe, den Frieden, die Eintracht der Familie zu bewahren. Wie immer hat sich Overbeck hier in Kindlichkeit und Bescheidenheit dem väterlichen Gebote gefügt. Auch später und noch Jahrzehnte nachher meinte er von Bekehrungsversuchen bei seinen Geschwistern nicht ablassen zu dürfen; der älteste Bruder muß gelegentlich dagegen energischen Einspruch thun und kann ihm die Versicherung geben: „Ich bin Zeuge gewesen der letzten Stunde unseres Vaters. Ich weiß daher, welche Freudigkeit im Tode sein Glaube, der auch der unsere ist, zu geben vermag."

Es ist bekannt, welches Aufsehen der Glaubenswechsel Overbecks und der übrigen deutschen Künstler (Schadows, Veits u. a.) im Vaterlande erregte, mit welchem Bedenken diese Vorgänge, diese zunehmende Neigung zur Romantik und Mystik Niebuhrs Seele erfüllten, der seit 1816 als preußischer Gesandter bei der Kurie in Rom wohnte. Wir wissen ja, daß sie nicht die ersten der Art gewesen sind, daß ihnen die gleichen Schritte Stolbergs, der beiden Schlegel, Zacharias Werners, anderer nicht zu gedenken, längst voraus gegangen waren, — es fragt sich nur, ob bei allen so ganz wie bei Overbeck sich Persönlichkeit und Beruf, Bekenntnis und Wandel, Anfang und Ende entsprochen haben und in einander aufgegangen sind.

Der Papst war aus der Gefangenschaft zurückgekehrt nach Rom, als die Herrschaft Napoleons gebrochen war; der Kirchenstaat ward wieder hergestellt, die Orden, insbesondere der Jesuitenorden, wurden wieder ins Leben gerufen, die fortgeschleppten Kunstschätze kehrten aus Paris heim. Mit Begeisterung begrüßte Overbeck alles dies als Symptome einer neueren, besseren Zeit, ein veredeltes Menschentum schien ihm zu beginnen, sichtbare Fügungen Gottes sah er in diesem Umschwunge und sich selber von der göttlichen Gnade gleich sichtbar gesegnet. Er ist, wie sich deutlich nachweisen läßt, dem Entschlusse nahe gewesen, sich noch hingebender seinem Gott im Klosterleben zu widmen, da trat ihm die Frau entgegen, deren Schönheit ihn entzückte und deren Liebe ihn fesseln sollte.

Er nahm sie hin als ein Geschenk des Himmels: „wie sich seitdem alles so wunderbar fügen mußte, wie viel geheime Winke mir der Himmel gegeben, die mich nicht zweifeln ließen an dem, was beschlossen war," schreibt er. Ein neues Beispiel nur war es zu den schon früher ihm gegebenen, wie er Fälle aufzählen könnte, die ans Wunderbare grenzten, wie er gerade in dem Augenblick, wo er sorgenlos oder besser vertrauensvoll den letzten Heller ausgegeben, wieder Vorrat erhalten. Seine Kisten und Taschen seien fast immer leer, mancher würde nicht begreifen, wovon er lebe und doch habe er immer zu essen, zu trinken, sich zu kleiden.

Als ihm im Jahre 1836 eine Sendung der Geschwister aus Lübeck gerade am Hochzeitstage der Eltern zuging, meinte er, sie sei ihm, „vielleicht durch die Teuren selbst, zum Trost ihres betrübten Sohnes ..... vom Jenseits übermittelt". Niemals deutlicher aber und sichtbarer ist ihm des Herrn Offenbarung zu teil geworden, als im Jahre 1840, da ihm der Sohn, der heißgeliebte, ein hoffnungsvoller, reich veranlagter Jüngling von 22 Jahren durch schnell sich entwickelnde Schwindsucht entrissen ward, der beste Sohn, der nie seinen Eltern Betrübnis verursacht hatte. „Von

klein auf an war er mit dem Tode vertraut gewesen, täglich war er heimlich zur Kommunion, wöchentlich zur Beichte gegangen, und schließlich keine Materie der Absolution in seinen Bekenntnissen gefunden." „Rein und makellos" — es sind alles des Vaters eigene Worte — „war sein Leben gewesen, so daß der Wohlgeruch seines heiligen Wandels sich schon längst weit und breit erstreckt hatte." Mehr als eine auserwählte Seele, die den Jüngling von Kindheit auf gekannt hatte, sah ihn nach seinem Tode in übernatürlicher Erleuchtung, die eine, an der Brust des Heilandes ruhend, die andere hörte aus seinem Munde die unaussprechlichsten Dinge über die Güter der zukünftigen Welt, einer dritten erschien er gar noch ein halb Jahr später, ihr die Worte zu melden: „Gesegnet die Mühsal, gesegnet die Eingebung, die mich diese Herrlichkeit genießen lassen, mit dem Auftrag an die Eltern, daß er vor dem Throne Gottes für ihr einstiges Seelenheil im Gebete sei."

So schildert Overbeck den Hingang seines Lieblings, und was ist es anders, was unausgesprochen darin liegt, als: Hier hat ein Heiliger geendet!? Er empfand, sagt Overbeck, die Segnungen des lebendigen Verkehrs, den die katholische Kirche mit dem Jenseits zu unterhalten bedacht ist, gleich wie er an anderer Stelle den Glauben bekennt: „Das ganze christliche Altertum zeugt laut für den erhebenden Glauben, daß auch das Gebet der Lebenden für die Toten bei Gott Erhörung findet und diesen Linderung verschafft." Wie uns immerhin diese Bekenntnisse erscheinen mögen: die kindlichste Einfalt, die glaubensvollste Unschuld, die aufrichtigste Frömmigkeit dieser Seele findet hier ihren Ausdruck, und dieser zeigt, daß solcher Empfindung nur durch die römische Kirche Genüge geleistet worden ist. Und damit ist die Entwickelung des Menschen in Overbeck zum Abschluß gelangt. Was er damit geworden, ist er geblieben und hat sich nicht mehr gewandelt.

Der Künstler — so meinte ich voraussetzen zu dürfen — ist bekannt, ja vielleicht manchen lieb und wert, um so mehr glaubte ich als meine Aufgabe betrachten zu können, hier zunächst den Menschen zu schildern; vielleicht daß es mir gelingt, auch den den Lesern lieb und wert zu machen.

Soll ich nun auch noch, wenn auch nur in kurzen Worten, von Overbeck als Maler reden, so könnte ich das nur als Dilettant in moderner Kunstgeschichte thun, es wird angemessener sein und besser das Charakteristische treffen, wenn ich die Entstehungsgeschichte zweier seiner Bilder vorführe und nachher Overbeck in seinen eigenen Worten über seine Entwickelung, seinen Standpunkt, seine Neuerung in der Kunst reden lasse.

Die beiden Bilder sind die, welche in Norddeutschland am bekanntesten sein werden, von denen namentlich das erste eine Epoche für den Künstler bedeutet, beide schmücken die Marienkirche in Lübeck: der Einzug Christi in Jerusalem und die spätere Grablegung, die Overbeck selbst gern als die „Trauer um den verstorbenen Heiland" bezeichnete. Das erstere, den Einzug, begann Overbeck im Sommer 1808 in Wien, also in seinem neunzehnten Lebensjahre, es ist vollendet 1824, also ein Werk, das den Künstler fast sechzehn Jahre beschäftigt hat; es ist gemalt mit großen Unterbrechungen und der Künstler in dieser Zeit erst in sich ausgereift. Sein Werden charakterisiert dies Bild wie kein anderes und so will es mithin aufgefaßt und beurteilt sein.

Overbeck legte es an als sein erstes „großes Bild", 5 Schuh hoch, 7 Schuh 8 Zoll breit. Die Christuswelt, schreibt er, öffnete sich ihm wieder. Zu Anfang des Jahres 1809 erbat er vom Vater die Erlaubnis, sein Porträt ins Bild setzen zu dürfen, und meldete als seine Absicht, die ganze Familie in einer Gruppe zu vereinigen. „Der Hintergrund ist gemalt, jetzt baue ich Jerusalem," schreibt er noch dasselbe Jahr, und bald nachher, daß auch der Mittelgrund fertig und er nun mit dem Volke, das mit Hosianna vom Oelberg herab dem Messias nachzieht, beschäftigt sei. Von den Einzelheiten nennt er daraus die Gruppe der allein wandernden Martha und Maria, des Lazarus Schwestern, diesen selbst, Simon von Bethanien, den Aussätzigen, weiter

zurück die drei Christus aus Galiläa gefolgten Frauen, als später entstanden den reichen Jüngling, den Vater mit dem geheilten mondsüchtigen Sohne, den geheilten Blinden. Der letzten Wiener Zeit entstammt die Gruppe vorne links hinter den Aposteln, wo der Maler sich selbst mit seinen Wiener Freunden und dem Lübecker Arzt Martini vereinigte.

So ist die Anlage von Anfang an dieselbe geblieben und was er selbst bald als empfindlichen Mangel hervorhob, alle Nebenfiguren sind mit gleicher Sorgfalt wie die Hauptfiguren ausgeführt, und als ein Bild mit zweihundert Figuren ist es berechnet. Als sie soweit vorgeschritten war, ruhte die Arbeit gar lange, in Rom traf das Bild erst vier Monate nach Overbecks eigener Ankunft ein, manche der Hauptfiguren waren noch nicht einmal begonnen, noch fehlten z. B. die Apostel, Christus selbst, die Maria. Bald nachher rechnet er zur Vollendung noch Jahre. Nur die Mittelgruppe unter den Palmbäumen, deren Anlage noch nach Wien gehört, kam zur Ausführung, darin der Vater als Ratsherr der Seestadt Joppe, die Bildnisse der Schwestern, die beiden Idealgestalten Maria und Sulamith, seine und seines Freundes Pforr visionäre Gebilde; auch entstand daneben die Gruppe der Schriftgelehrten. Wiederum hob er hervor, daß man „mehr Einfachheit wünschen könnte, daß er aber absichtlich das Bild so reich angelegt habe, um desto mehr dabei lernen zu können". „Jugend und Unerfahrenheit," sagt er, „werden sich nicht leugnen lassen." Und doch fand schon damals das Bild entschiedenes Lob, so seitens Canovas und Camuccinis, und wie man sonst urteilen mag über Einzelheiten, die Gruppierung im ganzen und die Massenbehandlung zeugen von einer Meisterschaft, die nach dem damaligen Stande der Kunst geradezu epochemachend genannt ist und auch heute nur selten erreicht sein möchte.

Um diese Zeit war in Lübeck der Wunsch rege geworden, ein Bild von Overbeck zu erwerben; anfangs war beabsichtigt, bei ihm eine besondere neue Bestellung zu machen, dann entschloß man sich, den schon begonnenen Einzug zu kaufen. Als sich die Verhandlungen hinzuziehen drohten, brachte die glückliche Vermittelung Rumohrs, des bekannten Kunstschriftstellers, der den Maler sowie die maßgebenden Persönlichkeiten in Lübeck kannte, den Vertrag zum Abschluß. Noch ein Jahr rechnete Overbeck 1818; es wurden noch fünf bis sechs daraus. Namentlich im Jahre 1820 schritt das Bild vor. Dem Wunsche seines Vaters gemäß setzte er auch die Figuren von Frau und Kind hinein, in den Vordergrund rechts hinter die Gruppe der heiligen Frauen. Ein Sommeraufenthalt in Florenz kam der Arbeit zugute, die Figur des Heilandes, auf dem Esel reitend, entstand, die Apostel- und Frauengruppe ward ausgeführt, die Untermalung ganz beendet; bis auf einige Hände und Füße und die halbe Magdalena, war die vollständige Deckung der Leinwand gelungen. Dennoch berechnete Overbeck 1821 noch 6—8 Monate als erforderlich und das nächste Jahr nicht viel weniger, dauernde Wechselfieber suchten ihn und seine Familie heim, erst im März 1824 vermochte er seinem Bruder zu melden: „Der Einzug ist nun wirklich vollendet"; im Mai sandte er den „Lebensgefährten" der Heimat zu, der dort die ungeteilteste Anerkennung fand.

Im Jahre 1837 folgte, nachdem schon lange vorher der Plan erwogen und vorbereitet war, an Overbeck der zweite Auftrag von Lübeck aus. Man hatte anfangs an ein Seitenstück zum Einzug gedacht und Overbeck als solches die Kreuztragung vorgeschlagen, auch von anderem, namentlich der Maria Magdalena zu den Füßen des Herrn, war die Rede, doch ergaben sich Schwierigkeiten aus der Lokalität und für die Beleuchtung, schließlich fand sich der Ausweg, die neurestaurierte Gallinenkapelle an der Nordseite der Marienkirche als Standort für das Gemälde zu wählen und auf das Pendant zu verzichten. So einigte man sich auf die Grablegung und Overbeck entwarf einen Plan, darin: „Magdalena — es ist hier noch die Einwirkung des anfangs geplanten Gegenstandes bemerkbar — zu den Füßen des Herrn, sie zum letztenmal mit heißen Thränen benetzend, sie hier nicht die Worte aus seinem Munde vernehmend, die den Leser so tief erschüttern. Worte lassen sich überhaupt nicht malen und sind

vielleicht leserlicher auf den toten Leichnam geschrieben, als es die Malerei vermag, sie im Leben auszudrücken. Und wie vieles ..... außerdem: zunächst die hohe Mutter des Herrn, die nach dem standhaft vollbrachten, großen Opfer zum letztenmal ihrem Schmerz den zärtlichsten Ausdruck gestattet .... mit ihr die beiden anderen Marien und Johannes samt Joseph von Arimathia und Nikodemus und sie alle auf eine so innige Weise zu Einem Ganzen verbunden, daß ich nicht weiß, ob irgend ein Gegenstand ein höheres malerisches Interesse bieten kann als dieses."

Nach dieser Skizze ist das Bild begonnen und vollendet, nur mit der einen, allerdings wesentlichen, Aenderung, daß Magdalena die Büßerin nicht zu den Füßen, sondern zu Häupten des Herrn ihren Platz gefunden hat und ihre Stelle durch Maria, die Schwester Marthas, eingenommen ist. Es war ein alter Lieblingsplan, den Overbeck hier zur Ausführung brachte, er erwähnt den Gegenstand schon im Jahre 1814, und wohl wenige seiner Werke können sich in der Einfachheit und Geschlossenheit der Gruppierung, in der Zartheit der Farbenempfindung, in der idealen Schönheit der Gesichter und Gestalten mit diesem messen. Auch diesmal hatte Overbeck die Zeit für die Vollendung viel zu kurz angeschlagen, erst gegen Ende des Jahres 1843 war der Karton beendet und erst zwei Jahre später das Bild selber, 1846 traf es in Lübeck ein, den vollsten Beifall erntend, und allerdings bildet es mit den vollendetsten Schmuck jenes herrlichen Gotteshauses, zugleich ein ehrendes Denkmal von der Pietät der Vaterstadt gegen ihren großen Sohn. Es ist ein Meisterwerk seiner neuen und eigenartigen Kunstrichtung. —

Als ihm in Venedig zuerst die venetianische Schule in weitem Umfang vor Augen getreten war, ließ sie ihn durchaus kalt, die Schöpfungen Tintorettos, Tizians und vor allem die Paul Veroneses erschienen ihm als Prunkstücke; „wenn dieses Aufklärung und jenes (die ältere Kunst) Finsternis ist," schreibt Overbeck, „so wolle doch der Herr meinen Sinn recht verfinstern, denn es ist mir nicht wohl bei so einer Aufklärung." Von den anderen Künstlern, seinen Zeitgenossen, genügten ihm außer Carstens, Wächter und etwa noch Gottlieb Schick keiner, aber die ersten beiden erachtete er allerdings als die, welche die Wiederherstellung der alten Kunst angebahnt hatten. Daß er der damals herrschenden Richtung gegenüber auf sie zurückgriff und sich insbesondere Raffael in seiner früheren Periode, ja dessen Vorgängern näherte, geschah aus fest gewonnenem Urteil und von überlegt gewähltem Standpunkte aus; daß man seine Kunstansichten als „revolutionär" bezeichnete, war ihm voll bewußt und gegenwärtig.

So pries er Giotto als einen Bruder des Raffael, so erhob er Fra Giovanni da Fiesole als den himmlischen und freute sich an Pinturicchio, so urteilte er über Raffael, daß er nicht als Eröffner oder Grundstein einer modernen, sondern als letzter Gipfel und Schlußstein der älteren Kunst anzusehen sei. Er verwahrt sich dagegen, daß man dies sein Streben, sich einer großen, alten Zeit anzuschließen, als Nachäffung schelte, er bekennt sich frei von jeglicher Sucht nach Originalität, einer einfachen und unverdorbenen Phantasie nur gestatte er Geltung und Herrschaft.

Es ist Overbeck, welcher neben Schinkel, Thorwaldsen und insbesondere, für sein Fach, neben Cornelius die moderne Kunstepoche heraufgeführt hat, und zielbewußt und klar genug hat er sich über die hier vollzogene Verbindung von Antike und Romantik ausgesprochen. Er sagt: „Eine zu schaffende neue deutsche Kunst wird sich von der älteren wesentlich verschieden halten müssen .... eben, weil uns neueren Deutschen unser eigentümlich deutscher Sinn bereits eine andere Färbung gewonnen hat durch den Einfluß des Südens und sich gleichsam beide Elemente gepaart in uns finden."

Als Overbeck nach Rom kam, fand er Thorwaldsen dort schon vor, ein Jahr später traf Cornelius ein, und mit diesem, der bald auch in die Lukasbrüderschaft aufgenommen ward, verband Overbeck eine Freundschaft, die erst mit dem Tode endete. Das Verhältnis beider, wie auch die Verschiedenheit ihrer künstlerischen Individualität

hat keiner so drastisch charakterisiert, als der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern, indem er Cornelius als den Mann, Overbeck als die Frau, oder tiefer und ernster jenen als den Paulus, diesen als den Johannes bezeichnete.

Neidlos hat Overbeck stets das überlegene Talent seines Freundes anerkannt. Das ist „ein gewaltiger Kämpe“, „ein wahrhaft großer Künstler“, „ein Mensch, der auch in den blühendsten Perioden der Kunst Aufsehen erregt haben würde“. Er lehnt es ab, irgendwie mit ihm in Parallele gesetzt zu werden, wenn er auch das von jenem erkorene Gebiet, die mythologischen Aufgaben — er meint die ersten Münchener Fresken — nicht als seine Vorliebe bezeichnet: „Dem Volk bleiben sie doch immer Hieroglyphen, und volkstümlich muß die Kunst durchaus sein.“

Ebenso äußert er sich gelegentlich — es ist im Jahre 1811 — über Thorwaldsen: „Thorwaldsens Kunst befriedigt mich nicht ganz; seine Werke haben, dünkt mich, zu wenig Charakter, und dann die Amors, die Bachusse, die Venusse hat man schon so oft unter den Antiken und so hundertfältig bis zum Ekel wiedergekäut von den Neueren gesehen, daß sie allzu wenig Reiz mehr haben. Daß nicht einmal ein Bildhauer wagt, sich aus der Bibel eine eigene, neue Welt zu schaffen!“ „Gibt es keine der Bildhauerei würdige Gegenstände in der Bibel?“ fragt er weiter. Es ist vor allem der einseitige Kultus des Nackten, den er verwirft, und weist auf Michelangelo als Vorbild hin. Sollte Thorwaldsens spätere Zeit mit durch Overbecks Hindeutungen hervorgerufen sein?

Als den Maler der Bibel hat Overbeck sich stets mit Vorliebe bezeichnet, sich profanen Gegenständen nur gelegentlich, nur in seiner früheren Zeit und nicht mit dauernder Liebe zugewandt. Sein bedeutendstes Werk in dieser Beziehung, die Fresken zu Tassos befreitem Jerusalem, für die er mit Cornelius und Schnorr, denen solche zu Dante und Ariost zufielen, vom Marchese Massimo gewonnen war, hat er wohl mit Enthusiasmus für den Gegenstand begonnen, aber er, der sonst „Palmen schwang und Lilien trug“, kam sich in dem „Kriegstumult“ vor, wie eine „brüllende Taube“, und vier Jahre vor seinem Tode noch äußerte er sich zu mir: „Das ist nicht das mir anvertraute Feld.“

Er wünschte seiner stillen Welt nachzuhängen und sie im Herzen auszubilden, dazu war und blieb keine Stätte so geeignet, wie das anfänglich nur vorläufig und bald endgültig zum Wohnort erkorene Rom; es wuchs ihm täglich mehr ans Herz, es ward ihm notwendig für seine Künstlerschaft und ein zweites Vaterland. Allerdings als das rechte Vaterland betrachtete er den Himmel, nicht die Erde; aber er schreibt doch von Rom: „Wenn so das Land der Verbannung aussieht, wie muß es erst in der ewigen Heimat aussehen.“

Er hat denn auch Deutschland nur dreimal bei gelegentlichen Reisen wiedergesehen und seinen Geburtsort nie; die Berufung nach München lehnte er ab, wie die nach Frankfurt und Berlin. So treu er die Erinnerung an seine Vaterstadt in sich lebendig hielt, so warm er im Herzen die Liebe zu seinen Angehörigen im Norden bewahrte, doch fürchtete er fast durch das Betreten der Heimat einen Widerstreit der Empfindungen in sich zu wecken, und mied sie lieber. Er glaubte auch im Süden an der „echten reinen Deutschheit“ keinen Schaden zu leiden.

Behielt er für die Not des Vaterlandes, vor allem zur Zeit der Franzosenherrschaft, offenes Auge und rege Teilnahme, begeisterten auch ihn die Namen Blücher und Wellington, trug er später, z. B. beim Hamburger Brande, fast über seine Mittel sein Scherflein zur Linderung des Elends bei, ein politisches Glaubensbekenntnis dürfen wir vom Künstler nicht verlangen, oder besser sein religiöses Glaubensbekenntnis war zugleich sein politisches. So sah er auch für Italien das Ende der französischen Zeit mit Frohlocken kommen, daß das Aussangesystem, das in einzelnen Provinzen geradezu Hungersnot erzeugt hatte, aufhöre; er erkannte, daß das Volk tief gesunken und im Zustande der äußersten Erschlaffung sei; doch nichts stimmte ihn freudiger, als die Rückkehr des Papstes und die der Kunstschätze.

Etliche Jahre später erschien ihm die Lage des italienischen Landmannes schon weit besser. Das Volk ist thätig, sagt er, der Bauer steht sich überaus gut, der die Hälfte von allem hat, was unter seinen Händen ist, und zwar die größere Hälfte, indem die Abgaben fast alle auf die Besitzer fallen. Unser Urteil über dies gebundene Kolonatentum dürfte wohl ganz anders lauten.

Die öffentlichen Schulen unter der musterhaften Leitung der Jesuiten, bemerkt er an anderer Stelle, lassen für die kommende Generation eine wahre Erneuerung und Verjüngung der Völker erwarten.

Von der Persönlichkeit der Päpste spricht er stets im Tone der unbedingtesten Verehrung: Pius VII. starb, wie er gelebt, als ein Held im Dulden; über seinen Nachfolger Leo XII. ist „nur eine Stimme der Zufriedenheit"; bei der Wahl Gregors XVI. spricht er seine „Freude aus über den Besitz eines solchen Oberhirten". Die revolutionäre Bewegung von 1830 in Italien, der Abfall mehrerer Provinzen ist ein Werk „des Bösen", es herrscht ein Geist der Finsternis, das wahre gläubige und fromme Volk dagegen gibt die deutlichsten Beweise seiner Anhänglichkeit an den Papst. Er selbst steht unerschüttert fest zu ihm, wie 1830, so 1848 und 1859 und später, aber keinen der Kirchenfürsten hatte er in sein Herz geschlossen wie Pius IX., den Bedrängten und Verlassenen.

Soll ich endlich von Overbecks äußerer Erscheinung reden, so darf ich mich wohl auf die zweimalige Begegnung beziehen, die mir selber, als jungem Studenten, mit dem Großoheim im Jahre 1865 beschieden war. Hager und blaß war seine Erscheinung, das Haar spärlich und halb ergraut, das Haupt mit einem Mützchen bedeckt, die Stirn hoch und gewölbt, die Nase scharf und gebogen, die Gestalt über Mittelgröße, etwas gebeugt — er war damals 76 Jahre alt — vor allem aber das hellblaue freundliche Auge gab seinen Zügen eine Milde, ganz wie sie seine Bilder zeigen, ein stiller, genügsamer Friede, sanfte Ergebung, doch auch Ehrfurcht gebietende Hoheit lag in ihnen. Der Mensch war, was der Künstler gab. Mit der größten Liebe sprach er von allem, was ihm aus seiner Heimat erinnerlich war, fragte nach manchem, dessen Gedächtnis ihm entschwunden sein mochte, erzählte aus seiner Kindheit, von seinen ersten Kunstversuchen, und alles mit der vollsten Bescheidenheit, mit ganzer Zurücksetzung des eigenen Ich. Er lebt in der That, so habe ich damals unter dem frischen Eindruck des Erlebnisses niedergeschrieben, in dem Glauben, seine Kunst, die er als von oben gegeben betrachtet, dürfe er auch nicht anders verwenden, als einzig und ausschließlich zur Verherrlichung und zum Ruhme des Gebers.

Als ihm sein Bruder nach dem Tode der Eltern Rechnung legen wollte über die Hinterlassenschaft und das ihm zugefallene Erbteil, lehnte er das mit den Worten ab: „Siehe, ich schreibe hier mit meiner Hand, daß ich Dein großer Schuldner bin und bleibe, und wo das nicht genug ist, so bezeuge ich noch mehr, daß ich überaus viel von Dir empfangen habe, das ich nie vergelten kann."

So stand er auch zu seinem Gott; in dessen Dienst ist er geworden, was er gewesen, und was zu werden des Jünglings Wunsch und Sehnen war — ein Overbeck.

I. Jugendzeit.

1. An den Bruder.

Lübeck d. 3. Septbr (1803).

Lieber Christel! [1])

Da jetzt Gelegenheit ist, Dir ein Paar Worte zu schreiben, so mache ich mich in aller Eile dabey. Entschuldige die Unleserlichkeit, es ist schon 7¾ Uhr und um 8

müssen wir nach der Schule, daher kann ich mir nicht viel Zeit lassen denn diese fängt jetzt immer weit präciser an als sonst. Für Hans und mich wird Michaelis von großer Wichtigkeit seyn, wir kommen nemlich nach Prima. Ich ängstige mich jetzt schon im höchsten Grade weil ich eine kleine Rede in lateinischer Sprache halten soll. In der künftigen Woche erhalte ich eine Thesis vom Prorector. Freylich ist diese noch nicht mit der Deinigen zu vergleichen allein, da dies das erste Mal ist, daß ich öffentlich reden soll, so kann es Dich auch wohl nicht befremden, daß ich nicht so ganz ohne Angst bin. Wenn ich einmal auch Prima wieder verlassen werde, so wird mirs wohl anders zu Muthe seyn. Dann ist aber mein größter Wunsch, daß auch mich der Segen der Aeltern begleiten möge, wie Du ihn erhielst. Die Zeit ist mir zu kurz, ich muß schließen, lebe recht herzlich wohl

Dein Dich zärtlich liebender Bruder

Fritz Overbeck.

[1]) Der älteste Bruder Christian Gerhard, damals Student in Jena, später Oberappellationsrat in Lübeck.

---

2. An denselben.

Lübeck d. 5. November (1803).

Das erste mal das ich wieder schreibe und nach einer langen Zeit wieder schreiben kann mein lieber Christel. Eine Krankheit von 5 Wochen hat mich belästigt und bis dahin abgehalten Dir zu schreiben. Es war aber gottlob keine gefährliche Krankheit, sondern nur ein sehr starkes Fieber so ein Stück von Nervenfieber. — — — Für mich aber ist diese Krankheit ein rechter Querstrich durch die Rechnung. Ich mußte auf das Probeexercitium und auf die lateinische Rede Verzicht thun. Doch das vergißt man bald wieder und da ist dann doch die Krankheit an sich das Unangenehmste. — — — Noch wird mein Arrest wohl 8 Tage dauern und so hätte denn der ganze Bettel mich 6 Wochen belästigt. Hans[1]) sitzt indeß in Prima mit seinem Rocke, denn mit Jacken dürfen wir nicht in Prima erscheinen und in diesem Habit sind wir keine Primaner, wie Herr Rector Behn sich ausdrückt. — — —[2])

Vergiß nicht Deinen Dich liebenden Bruder

J. F. Overbeck (jetzigen Bruder Schwachmatikus).

[1]) Der zweite Bruder. — [2]) Der Bruder Studiosus dichtete darauf:

Fritzchens Größe.

Ach wer hätte das gedacht!
Ich, Herr Fritz, ich geh' im Fracke
Kristel trägt ne kurze Jacke,
Ach wer hätte das gedacht!

Was ist doch aus ihm geworden;
Unterm Arm die Büchermappe
Und den Hut ersetzt die Kappe
Was ist doch aus ihm geworden!

Wohl mir, daß ich Fritze bin
Meine Jacke hat nun Schöße,
Gelt! da sieht man meine Größe
Wohl mir, daß ich Fritze bin.

---

3. An denselben.

Lübeck den 31sten Dec. 1803.

Nie lieber Christel! empfand ich innigere Theilnahme an Deinem Geburtstage, als gerade diesmal, das erste Mal, das Du denselben in unserer Abwesenheit erlebst. Wir pflegten uns wohl kleine Geschenke zu machen, allein das fällt jetzt weg.

Indeß bin ich überzeugt, daß auch die Briefe die Du von Deinen Aeltern und Geschwistern erhältst Dir diese Geschenke gewissermaßen ersetzen werden, denn Du bist ja überzeugt, daß wir es mit unsern Glückwünschen noch eben so ernstlich meinen, und das ist ja die Hauptsache. — — —

Uebrigens danke ich Dir für Deinen launigten Brief, aber was die Neckereien anbetrifft, so werde ich sie nächstens zu vergelten suchen. Wahrlich ich merke schon, daß du etwas gelernt hast auf der Universteist du mi, denn Du verstehst recht aus Herzensgrunde uns zu necken. Einst wenn ich erst einmal so ein Student bin wie Du, dann werde ich auch schon das Necken besser verstehen. Drum will ich die Rache noch aufsparen.

Außerdem bekomme ich auch wol noch mehr mich zu rächen, denn wenn Du erfährst, daß die Weyhnacht uns Uhren eingebracht hat, dann wirst Du ebenso Deinen Witz darüber auslassen, wie über die Röcke. Aber man muß sich ja doch einmal an alles gewöhnen und so auch an das Unglück sich von seinem Bruder studiosus necken zu lassen.

Fahre daher nur immerhin fort, so bleibt man bey lustiger humeur, darum bittet Dich

Dein Bruder J. F. Overbeck.

4. An denselben.

Lübeck d. 14. März 1804.

Es muß also wohl erst mein Geburtstag wieder kommen, wirst Du sagen, ehe Fritz mir schreibt. Beinahe hast Du, mögt ich sagen Recht; denn ich habe Dir seit Deinem Geburtstag nicht geschrieben. Die Ursache weiß ich selbst nicht, daher mußt Du mir die Entschuldigung erlassen. Etwas mag wohl auch dies daran Schuld seyn, daß ich jetzt mit dem Gedanken schwanger gehe umzusatteln. Die Reize, die ich sonst den schönen Wissenschaften abgewonnen, verschwinden immer mehr in meinen Augen. Desto stärker und ununterdrücklicher wird die Neigung zum Zeichnen. Nacht und Tag beschäftige ich mich mit der schönen Malerei. Des Tages thue ich nichts als zeichnen, und in der Nacht reise ich gewöhnlich und besehe die Bildergallerien. Kurz, ich denke Maler zu werden. Du rühmtest Dich in Dresden gewesen zu seyn. Ich aber gebe Dir nichts nach, ich bin schon in Paris, Dresden rc. gewesen, und habe Gemälde von Raphael für 3 Sechslinge gekauft (NB. im Traum).

Wie? Was? Fritz wollte nicht mehr studieren? er wollte Maler werden? und so geschwind sich entschlossen? Ach nein, so geschwind nicht, noch weniger unüberlegt. Ich versichere Dich, daß ich alle schlimmen aber auch alle guten Seiten davon aufgesucht habe. Was kümmert es mich übrigens, ob es excentrisch heißt, oder nicht. Lust und Liebe zum Dinge macht Mühe und Arbeit geringe. — Vater befürchtet, es könne leicht mein Unglück werden. Ich aber bin vom Gegenteil überzeugt. Uebrigens läßt Vater mir meinen freien Willen. Bis Ostern bleibt es noch unentschieden. Ist dann noch meine Neigung so überwiegend, so soll Peroux[1]) mich prüfen. Dann gebe nur Gott, daß ich bei der Probe bestehe. Ich füge diese Bitte alle Abend zu meinem Gebete hinzu. Wundere Dich nicht, lieber Christel, daß ich immerfort von mir rede, ich bin gar zu voll davon. — — — Vergiß nicht Deinen Dich innigst liebenden Bruder.

J. F. Overbeck.

[1]) Joseph Nicolaus Peroux, Historien- und Porträtmaler, aus Schwaben gebürtig, damals in Lübeck ansässig. S. Howitt-Binder I. S. 25 ff. und Rheinisches Taschenbuch. 1845. S. VII und IX.

5. An denselben.

Lübeck den 13 Juny 1804.

Nun? Fällts Dir einmal wieder ein mir zu schreiben? wirst Du sagen. Ich würde es Dir nicht verdenken, wenn Du so dächtest lieber Christel; ich muß gestehen, daß ich über der Kunst alles irdische vergesse. Ich lebe, webe, und bin jetzt in der Kunst. Am Morgen um 8 Uhr gehe ich zu dem lieben Peroux und bleibe bis Mittags 1 Uhr. Den Nachmittag widme ich den Studien in der Classe, denn diese darf ja der Künstler durchaus nicht vergessen. — Da wir nun doch von den Wissenschaften sprechen, so mögte ich Dich bitten mir mit einem guten Rathe an die Hand zu gehen. Der Vater empfahl mir noch kurz vor seiner Abreise, in Travemünde, den Homer, den ich schon angefangen habe auswendig zu lernen (NB. im Griechischen), doch ja nicht liegen zu lassen; und dieser Rath wird mir immer theuer bleiben; indeß sprach ich neulich mit Herrn Trendelenburg[1]) über die Sache und der rieth mir, doch ja ihn nicht von Wort zu Wort auswendig zu lernen, sondern ihn mir nur so zu eigen zu machen, daß ich allenthalben Bescheid wüßte. Welchen Rath befolgen? Ich mögte gerne dem Vater die Freude machen, daß ich seinen Rath getreu befolgte und halte seinen Rath garnicht für verwerflich, da ja der Homer jetzt gleichsam das für den Künstler ist, was vor einigen Jahrhunderten die Bibel für denselben war. Allein vernünftiger erscheint mir Herrn Trendelenburgs Rath, denn um den Homer auswendig zu wissen, wie oft muß man ihn gelesen haben; und Du weißt wol, daß, wenn man ein Buch gar zu oft gelesen hat, die Schönheiten desselben gleichsam für denjenigen verlohren gehen. — — — Ich beschäftige mich jetzt mit der Anatomie; d. h. ich zeichne eine geschundene Gypsfigur von Michel Angelo, die in Hinsicht ihres Kunstwerthes unschätzbar ist und so übe ich mich auf gedoppelte Weise 1) indem ich nach Gyps zeichne und 2) indem ich Anatomie zeichne. Die Neigung, die ich vorzüglich zu diesem Theile der Malerey will ich nicht beschreiben, weil es an Ausdrücken dazu fehlen mögte. Und wenn ich bedenke, wie sehr diese Neigung verstärkt werden wird, wenn ich erst jene unschätzbaren Denkmäler der Alten recht studieren kann, so wird mir das Herz so groß, daß ich nicht umhin kann mich zu Gott zu erheben und ihm zu danken, daß er auch mir dies Glück zu Theil werden ließ, indem er mir Eltern gab, die auf die Neigung ihrer Söhne Rücksicht nehmen.

Soweit heute, es hat 1 geschlagen, Herr Peroux wartet schon auf mich. — — —
Leb wohl. Vergiß nicht Deinen glücklichen Bruder

Frederico Trancrivano (Fritz Overbeck).

[1]) Professor am Lübecker Gymnasium.

---

6. Aus einem „Gesammtbriefe“ des Vaters an seine Kinder;

St. Petersburg d. 30. Aug. 1804.

— — — Du mein lieber und guter Fritz, hast Dir, nach Deinem innern Berufe, die stille Bahn zum Tempel der Kunst gewählt, auch ein Heiligthum Gottes! Auf ihr wandelst Du freilich einsamer durch die Welt, und mit weniger Begleitung, aber vielleicht desto schuldloser und unangefochtener, wenn Du nemlich gewissen Anfechtungen der Sinnlichkeit, die Dir auf diesem Wege besonders nahe liegen, zu entgehen weißt. Dazu helfe Dir der mächtige Arm des Vaters der Natur besonders, indem er in Deiner Brust lebendige Vorstellungen von der Heiligkeit der Natur weckt, und der Naturzwecke erregt, und durch sie Dich selber und Deine Einbildungskraft heiligt. Dann aber, mein geliebter Sohn, strebe auch muthig nach dem Höhern; Mittelmäßigkeit, weißt Du, ist in der Kunst eine Todsünde. Und wiederum ist auch Kunst, auch die gelungenste,

ohne Wissenschaft, nur eine mechanische Fertigkeit oder nicht viel mehr. Also schmücke, in dem Du als Künstler arbeitest auch Deinen Geist mit edlen Blumen, und erinnere Dich, daß Deine größten Meister auch sehr gelehrte und unterrichtete Männer waren. Es kommt hinzu, daß die Ausübung Deiner Kunst und Deine Selbsterhaltung durch sie, von der Gesundheit Deiner Glieder abhängt. Wie nun, wenn ein unglücklicher Zufall Dich einst treffen sollte? Besitzest Du aber viele Kenntnisse, so kannst Du auch dann noch immer, z. B. durch Unterricht für Dich und andere wirksam bleiben. — — —

7. Fritz an den Bruder.

Lübeck den 24 Aprill 1805.

— — — Prima wird nun wol ganz aussterben. — Ich bin Primus und Ultimus zugleich, vielleicht das einzige Wesen der Art, was je in Lübeck existiert hat. Für mich allein wird aber wol niemand dociren wollen, zumal da ich nur des Nachmittags die Schule besuchen kann. Also — Prima wird zugeschlossen — — Niemand kann das wol mehr bedauern, als ich, denn ohne Wissenschaften und Kenntnisse alter Sprachen kann ein Maler garnicht zu kommen, wenn er nicht blos beim Anstrengen stehen bleiben will, das sehe ich jetzt erst recht ein, wenn ich für mich kleine Scenen aus der Geschichte componire.

8. An denselben.

Lübeck d. 30 October 1805.

Ich habe freylich lange nichts von mir hören lassen, lieber Christel, aber glaube deswegen nicht, daß sich meine Liebe zu Dir auch nur um das mindeste verringert hätte, sie ist noch immer die alte! Wenn ich Dir lange nicht schrieb, so war es wohl zum Theil auch Nachlässigkeit, größtentheils mußt Du es aber auch auf die Rechnung meiner Kunst schreiben, auf die ich, ohne mir zu schmeicheln, viel Zeit verwende. Ich bearbeite jetzt eine Scene aus der Bibel, wie nemlich Christus nach seiner Auferstehung sich seinen Jüngern zeigt, und mit den Worten: „Friede sey mit euch" in ihre Versammlung tritt. Das soll ein Geschenk für die Eltern zur Weyhnacht werden. Die biblische Geschichte zieht mich jetzt besonders an bey eignen Compositionen. So schöne, und so bestimmte Charaktere, als die Bibel darstellt, findet man doch in keiner Geschichte. Was sind alle Götter der Griechen und Römer gegen Christus! Und das ist es ja grade, was der neuere Künstler noch vor den Griechen voraus hat, dies ist das einzige, aber das wichtige, worin er sie noch übertreffen kann. Den Ausdruck der Heiligkeit findet man in keiner Antike. Ihre Götter sind nur gemeine Menschen, sie sündigen wie Menschen. Apoll ist das Ideal körperlicher Schönheit, aber was ist körperliche Schönheit gegen Vollkommenheiten des Geistes und des Herzens so wie sie Christus im höchsten Grade in sich vereinte. Und an welchem ihrer Götter findet man diese erhabenen Eigenschaften? In der Zeichnung können die Griechen wohl nicht leicht erreicht ja noch weniger übertroffen werden, aber die Zeichnung muß nach meinen Begriffen wahrem Seelen-Ausdruck weit nachstehen. Und, mich dünkt, das muß jeden neueren Künstler anspornen, daß doch die Griechen im wichtigsten Theil der Kunst noch zu übertreffen sind. — — —

Doch ich muß abbrechen, so eben schlägt es schon 8½ Uhr und um 8 Uhr erwartet mich schon der Meister Peroux, der sammt der Meisterin mir recht viel Grüße an Dich aufgetragen hat. Leb recht wohl und erinnere Dich bisweilen Deines

Dich liebenden Bruders

J. F. Overbeck,

der Künste und Wissenschaften Beflissener.

9. An die Mutter.

Hamburg d. 5. Jan. 1806.

— — — Diesen Abend werde ich beym Doktor Meyer [1]) zubringen, das wird gewiß ein angenehmer Abend werden. Er hat viele Handzeichnungen besonders von Füger [1]) aus denen man gleich das außerordentliche Genie dieses Mannes erkennt. Ich glaube, daß er wirklich mehr Verdienst hat, als Herr Peroux dafür hält, der der Meinung ist, sein außerordentliches Glück habe ihn vorzüglich so sehr gehoben. Herr Doctor Meyer ist ein intimer Freund von Füger und würde mir, wenn ich nach Wien gehen sollte, gewiß Addressen und Briefe an ihn mitgeben. Welch eine vortreffliche Gelegenheit bey Füger Zutritt zu erhalten! — Den Doctor Meyer habe ich sehr lieb gewonnen, er sagt mir ganz aufrichtig seine Meinung, warum ich ihn sehr ersucht habe. — —

[1]) Friedrich Johann Lorenz Meyer, Domherr zu Hamburg und fruchtbarer Schriftsteller. S. d. Artikel in d. Allgem. Deutschen Biographie v. Howitt-Binder I. S. 32. Ebenso wegen Fügers, des damaligen Direktors der Wiener Akademie.

10. An den Vater.

Hamburg d. 7. Januar 1806.

Gestern Abend lieber Vater war ich beym Doctor Meyer. — — — Die angenehmsten Augenblicke waren mir diejenigen, die ich vor einigen Kupferstichen nach Fügers Gemälden zubringen konnte. Eines stellt den Tod des Germanicus vor; ein anderes Orpheus vor dem Pluto. Ganz vortreffliche Compositionen von Geist und Kraft. Ich bin überzeugt, daß diese Sachen Herrn Peroux gewiß bekehren würden. Auch hat Herr Doctor Meyer ein Gemählde von ihm, Fügers eigenes Portrait. — Zwischen 11 und 12 Uhr hat mir Herr Doctor Meyer versprochen mich abzuhohlen, um nach Tischbein [1]) zu gehen. Er hat mir zum Voraus gesagt, mich nicht irre machen zu lassen, wenn Tischbein mir etwa rathen sollte, einen andern Weg einzuschlagen, als nach Wien zu gehen, weil Tischbein kein Freund von Füger ist und sich einmal mit ihm über das römische Kostume erzürnt hat. — — —

[1]) Wilhelm Tischbein.

11. An den Vater.

Hamburg d. 9. Januar 1806
Morgens 7 Uhr.

Es ist Zeit bester Vater, daß ich Ihnen einen ausführlichen Bericht erstatte von den verschiedenen Meynungen der hiesigen Künstler und Kunstkenner. Im Ganzen giebt es bis jetzt nur 2 Partheyen; die eine räth: nach Wien zu gehen, dort unter Fügers Leitung einige Jahre zu studieren, und dann vielleicht über Italien und Frankreich wieder zu Hause zu kommen. — Die andere aber, directe nach Paris zu reisen, dort nur blos die herrlichen Werke alter und neuer Zeit anzuschauen und dann gleich nach Rom hinzugehen und dort eigentlich zu studieren. Zu der ersten Parthey gehören vorzüglich der Doctor Meyer, sein Bruder der Senator, der junge Unger, Neffe von Tischbein und wie Sie selbst wissen unser Senator Rodde. Die zweyte Parthey macht Tischbein ganz allein aus. Von anderen Wegen ist aber durchaus garnicht die Rede gewesen, weder von Cassel, noch von Dresden, Copenhagen, Berlin, Stuttgard und wie die Oerter alle heißen. Tischbein aber führt diese Gründe an: Die meisten Künstler, die nach Rom kommen, sind verdorben, müssen ihre alte Manier erst ganz wieder ablegen, um auf den rechten Weg zu kommen. Je früher dies nun geschieht, und je unverdorbener man dahin kommt, desto leichter ist es, auf den allein rechten Weg zu kommen. Paris,

meint er, müsse man deswegen erst sehen, weil man sonst in Italien von einer schrecklichen Unruhe ergriffen werden würde und von einer unwiderstehlichen Sehnsucht die Antiken und die Meisterwerke der italienischen Schulen zu sehen. Von Wien erwähnt er nichts, wahrscheinlich aus der nemlichen Ursache, die ich Ihnen schon in einem früheren Briefe erzählte, daß er nemlich preoccupirt ist. Die Gründe der anderen Parthey sind diese: „Weder in Paris noch Rom steht der Künstler unter irgend einer andern Leitung, er ist sich ganz und gar selbst überlassen; will man also an einem dieser Oerter mit Nutzen sich aufhalten, so muß man schon einen Grund gelegt haben, auf dem man weiter bauen kann"; und dieser Grund fehlt mir doch ganz und gar. Tischbein gesteht dies auch selbst ein, nur behauptet er, es sey besser, um auf den rechten Weg zu kommen, noch keinen Schritt gethan zu haben, als auf dem unrechten Wege fortgeschritten zu seyn. In Wien hingegen, fährt die andere Parthey fort, hat der junge Künstler einen bestimmteren Anhalt, weil daselbst eine eigene Schule, die in vortrefflichem Zustande ist, und alle Menschen daselbst sehr dienstfertig sind und dem jungen Künstler gern hülfreiche Hand leisten. In Wien fehlt es auch nicht an geschickteren Männern, wie z. B. Füger, Schmuzer und andere, auch würde ich daselbst leichter eine Familie finden, die sich meiner annähme, wie in Paris und Rom. — — — Auch will mir Meyer einen Brief an Füger, seinen intimen Freund mitgeben. Es kommt nun allso blos auf Sie an, bester Vater, ich habe das feste Vertrauen zu Ihnen, daß Sie gewiß das beste für mich wählen werden. — Man meint auch allgemein, daß es in Wien nicht theurer seyn werde wie an irgend einem anderen Orte in Deutschland. Daß der Krieg jetzt keine Hindernisse in den Weg legt, wissen Sie selbst. Gott Lob, rufe ich mit Ihnen aus, daß unsre gute Vaterstadt verschont geblieben ist und auch fernerhin fürs erste wol nichts zu fürchten hat — — —

---

12. An den Bruder.

Lübeck d. 1. März 1806.

— — — Zwar denk ich ungern an meine nahe, nur zu nahe Abreise, insofern sie mich für eine geraume Zeit von allem, was mir in der Welt theuer und werth ist, entfernen wird, indessen habe ich doch viele Ursache mich zu freuen, da ich einen vortrefflichen Reisegesellschafter gefunden habe in dem Herrn Senator Hach.[1] Die Abreise ist auf den 14 März festgesetzt und so bin ich denn mit Gottes Hülfe vielleicht schon in 5 Wochen in Wien. — — —

[1] S. Howitt-Binder Bd. I. S. 35.

(Fortsetzung folgt.)



Die ärztliche Diagnose aus den Augen.

Von

Emil Schlegel, pr. Arzt in Tübingen.

Der Begriff der ärztlichen Diagnose als einer Durchschauung des menschlichen Organismus mit seinen Krankheitszuständen und ihrer ursachlichen Begründung ist ein hohler und trügerischer. Was wir an den verwickelten Vorgängen des gesunden und kranken Leibeslebens wahrhaft erkennen, ist dürftig, lückenhaft, nicht selten unbedeutend gegenüber den praktischen Zielen der Heilkunde, oder gar — ob zwar an sich richtig — irreführend durch voreilige Schlußfolgerungen, welche die wissenschaftliche Therapie anknüpft. — Fassen wir den Begriff der Diagnose weniger buchstäblich, verstehen wir darunter den unserem heutigen Wissen entsprechenden erfahrungsgemäßen Blick in einen Krankheitsvorgang, ohne Einzwängung des individuellen Falles in das Prokrustesbett eines bestimmten Krankheitsnamens, so bietet sich ein etwas erfreulicheres Bild. Wir ermitteln unter den vielfachen Naturerscheinungen, welche das gestörte Leben bietet, die wichtigsten, wir bestimmen den Charakter und den Grad der Gefahr, den wahrscheinlichen Verlauf der Erkrankung, die bestbegründeten Heileingriffe und gewinnen auf diese Weise ein immerhin befriedigendes ärztliches Urteil, welches desto wertvoller sein wird, je klarer es sich seines empirischen Charakters bewußt bleibt und je mehr es bereit ist, sich jeder Wandlung im Krankheitsprozesse neu anzupassen.

Nach dem Blicke des Kranken sucht wohl zuerst der Blick des Arztes; somit ist schon hierdurch das Auge als ein Faktor der Diagnose eingeführt. An den Augen, diesen Lichtern des Leibes, den Stand der Lebensflamme abzulesen, ist aber nicht Geheimnis des Arztes. Es ist diese Art der Diagnose und Prognose recht populär, nicht selten auch recht täuschend. Der Arzt versteht das Auge des Kranken schon genauer zu betrachten, er bemerkt, was der Laie übersieht, er findet das Gelb des Augenweißes, ehe es sich dem ungeübten Blick auffallend abgelagert hat, er bemerkt ein abnormes Verhalten oder eine Verschiedenheit der Pupillen und hat dann gewöhnlich Ursache, sehr ernst zu werden. Das alles lehrt ihn eine verhältnismäßig oberflächliche Betrachtung der Augen seines Kranken. Helmholtz, der große Physiologe, hat uns nun mit einer Erfindung beschenkt, welche gestattet, tiefer einzudringen, die Sehnerven und die Blutgefäße des Auges (zudem bei erheblicher Vergrößerung) wahrzunehmen. Das neue Werkzeug ist der Augenspiegel, vermittelst dessen wir die kleine dunkle Hohlkugel erhellen, nachdem wir unser eigenes (beobachtendes) Auge durch einen vorgehaltenen Spiegel zur Lichtquelle gemacht haben. Durch ein zentrales Loch dieses Spiegels

erhalten wir zurückgeworfenes Licht aus dem untersuchten Auge; die Strahlen dieses Lichtes vereinigen sich zu einem Bild des Hintergrundes dieses Auges und verschaffen uns merkwürdige Einblicke, welche zu den schönsten Errungenschaften der ärztlichen Diagnose führen können. Nicht allein die normale oder regelwidrige Beschaffenheit des Auges selbst wird dadurch kund, sondern auch Zustände entfernter Körperteile können sich auf den ersten Blick im so untersuchten Auge offenbaren. Nicht selten geschieht es, daß der Spezialist den Kranken, welcher wegen seiner Sehstörungen zu ihm kam, auf ein bisher übersehenes, ganz anderes Leiden hinweist, insbesondere auf ein solches der Nieren. Aber auch die oft schwierig feststellbare, rasch verlaufende allgemeine Tuberkelkrankheit kann manchmal ohne weiteres durch die Untersuchung mittelst des Augenspiegels erkannt werden. Diese Art der Diagnose aus den Augen ist eine nur der ärztlichen Kunst und Uebung zugängliche; die populäre äußerliche Besichtigung hat damit nichts zu thun.

Die neue, höchst merkwürdige Entdeckung des ungarischen Arztes Dr. Ignaz von Péczely, aus der Beschaffenheit der Iris (Regenbogenhaut) die körperlichen Zustände ihres Trägers bestimmen zu können, führt die ärztliche Augendiagnose auf ganz neue Bahnen. Im Jahre 1881 erschien zu Budapest die „Anleitung zum Studium der Diagnose aus den Augen“ in deutscher Sprache, obzwar sehr mangelhaft aus dem Ungarischen übersetzt. Dieser Schrift war eine Tafel mit einer größeren Anzahl in Farbendruck ausgeführter vergrößerter Irisabbildungen beigegeben, welche auf den ersten Blick die Sorgfalt der Wiedergabe, die Genauigkeit der Beobachtung erkennen ließen. Dagegen wirkte der Text des Péczelyschen Werkes etwas abschreckend auf den Leser, nicht nur infolge der Anordnung und Stilisierung, sondern insbesondere durch die an längstvergessene medizinische Anschauungen wieder neu anknüpfenden therapeutischen und pathologischen Ansichten des Verfassers. Da las man, daß die Krätzmilbe eine Grundvergiftung der Menschheit veranlaßt habe und daß die Krätzkrankheit noch heute von nachteiligem konstitutionellen Einfluß auf die Gesundheit der Menschen sei, daß ferner die Grindköpfe der Kinder ja nicht äußerlich geheilt werden sollten, daß überhaupt Ausschläge und Geschwüre gehegt und gepflegt werden sollten, indem sie den Körper von inneren Unreinigkeiten befreiten. — Auch dem nicht medizinisch gebildeten, aber vom Hauch modern wissenschaftlicher Anschauungen berührten Leser werden diese Proben genügen, um der Péczelyschen Schrift eine ernstere Bedeutung abzuerkennen, und so geschah es denn von seiten der Aerzte, daß das sonderbare Buch völlig unbeachtet blieb. Erst im Herbst 1885 bin ich selbst zum ernsteren Studium des seit mehreren Jahren auf meinem Tische liegenden, bei seinem Erscheinen ebenfalls nur flüchtig durchgesehenen Buches gekommen, nachdem ich wiederholt von einem für diese Sache begeisterten Laien dazu angeregt worden war. — Zunächst überzeugten mich schon meine ersten unvollkommenen Beobachtungen, daß an der Péczelyschen Augendiagnose etwas Wahres sei. Es gelang mir bald, frühere Verwundungen, auch überstandene Ausschläge, sowie in manchen Fällen genommene Arzneimittel (Chinin, Quecksilber, Jod) aus gewissen Anzeichen in der Regenbogenhaut zu erkennen und dadurch die betreffenden Personen in begründetes Erstaunen zu versetzen. Durch einen Besuch, welchen ich im Herbst 1886 bei Dr. von Péczely in Budapest machte, löste sich mir manche Schwierigkeit, auch manches Mißverständnis des genannten Originalwerkes, und ich hatte Gelegenheit, den Entdecker so merkwürdiger Beziehungen nicht nur als Forscher, sondern auch als Arzt hochschätzen zu lernen. So trat ich denn auch seinen therapeutischen Ideen näher, erkannte sie in innigem Zusammenhang mit der physiologischen Entdeckung jenes Irisverhaltens, setzte meine Beobachtungen fort und besuchte Péczely im vergangenen Frühjahr zum zweitenmal. Mit ziemlich reichen Erfahrungen und etwas gereiftem Urteil ausgerüstet kann ich nunmehr über einen so interessanten Gegenstand berichten. Die Péczelysche Augendiagnose entstand ohne organischen oder geschichtlichen Zusammenhang mit den bisherigen Versuchen, das Auge zu einem Faktor der ärztlichen Diagnose zu machen, insbesondere

ohne Beziehung zur Augenspiegeluntersuchung. Péczely schoß als Knabe eine Eule, welche sich bei ihrer Aufnahme fest in die Hand des kleinen Jägers krallte, so fest, daß der Knabe gezwungen war, einen Fuß des Vogels zu brechen, um sich selbst von den Krallen zu befreien. In diesem Augenblick sah er einen dunkeln Strich in der Regenbogenhaut eines Eulenauges auftreten, was ihm einen seltsamen unverlöschlichen Eindruck machte. Als Péczely später Medizin studierte, bemerkte er eines Tages einen Strich im Auge eines Mannes, welcher Strich ihn nach Sitz und Form so sehr an jene Begebenheit mit der Eule erinnerte, daß ihm fast unwillkürlich die Worte entfuhren: Haben Sie einmal Ihr Bein gebrochen? Und so war es. Dies gab Veranlassung zu absichtlichen Forschungen, zur genauen Durchmusterung der Iris vieler Personen, wobei Péczely einerseits ein vortreffliches, unglaublich scharfes eigenes Auge zu statten kam, andererseits ein Menschenmaterial, welches an Urwüchsigkeit, an reichhaltigen Rückbleibseln von Verletzungen, von überstandener Krätzekrankheit, von volkstümlich beurteilten und behandelten Ausschlägen, zumal Kopfgrind, nichts zu wünschen übrig ließ. Nicht zum wenigsten waren es Zigeuner, bei welchen Péczely seine Studien machte; er selbst führte ein bewegtes Leben, nahm am Freiheitskampfe seines Volkes teil, erwarb sich zahlreiche ehrenvolle Wunden, ließ sich später in Budapest nieder, wo er jetzt weitaus der gesuchteste Arzt ist und an manchen Tagen mehrere Hundert Kranke empfängt. Die Lehre Péczelys ist folgende:

Die menschliche Iris ist weder nach ihrer Färbung, noch nach ihrer Faserzeichnung vom Zufall abhängig, sondern von Vorgängen im Körper, welche sich in beiden Beziehungen aufs genaueste in der Regenbogenhaut ausprägen. Die Iris der europäischen Völkerfamilie ist ursprünglich lichthimmelblau. Durch Ueberstehen der Milbenkrätze, aber erst nachdem diese künstlich vertrieben wurde (wahrscheinlich durch einen blutvergiftenden Einfluß der getöteten Milben), bilden sich in den Augen braune Fleckchen, unregelmäßig zerstreut und scharf abgegrenzt. Gleichzeitig entsteht eine Verschlechterung der Gesundheit, Erkältlichkeit und anderweitige Verminderung der Widerstandsfähigkeit gegen äußere Schädlichkeiten. Die Natur strebt, diese schleichende ungünstige Veränderung des Körperzustandes wieder auszugleichen, zu welchem Zwecke sie Gegenwirkungen in Form von Hautausschlägen und Eiterungen ausübt, wodurch — bei ungestörtem Verlauf — die Gesundheit sich wieder hebt, die braunen Punkte im Auge wieder verblassen, doch ohne ganz zu verschwinden. — Bei den Nachkommen krätzig gewesener Individuen zeigt sich nun zuerst die braune Färbung der Iris mehr oder weniger dunkel. Zwar erblicken alle unsere Kinder das Licht der Welt mit blauen Augen, aber die Veränderung der Farbe geht bald vor sich; je schneller, von desto ungünstigerer Bedeutung für die Gesundheit des Neugeborenen. Binnen wenigen Tagen kann ein solches kleines Auge braun geworden sein. Vollzieht sich die Umwandlung langsam, so ist damit keine üble Bedeutung für die spätere Gesundheit verbunden. Dennoch aber entsteht bei den meisten Kindern in den ersten Lebensjahren der Kopfausschlag, welcher bei ungestörtem Verlauf einen sehr günstigen Einfluß auf den späteren Körperzustand ausübt, insbesondere die Kinder vor dem frühzeitigen Verlust der zweiten Zähne beschützt. Bei den Zigeunern, welche diesen Umstand zum Teil wohl kennen, findet man deshalb schönes, dauerhaftes Gebiß; wo dagegen der Kopfausschlag nicht aufkommen darf oder durch Salbe unterdrückt wird, entstehen nicht allein frühzeitig schlechte Zähne, sondern auch vielfach sonstige Leiden des Kopfes, der Augen und Ohren. Mit dem ungestörten Verlauf des Kopfausschlags ist eine Aufhellung der braunen Augenfarbe verbunden, mit dem gestörten Verlauf eine Vertiefung derselben. Aehnlich wirken auf die Augenfarbe sonstige Ausschläge von reinigender Bedeutung, mögen sie nun ihren naturgemäßen Verlauf nehmen oder nicht. Diese Veränderungen der Irisfarbe sind sehr leicht zu beobachten. Wir sind erstaunt, bei genauer Besichtigung der Augen eine überraschende Mannigfaltigkeit von Flecken und Farben wahrzunehmen; selbst bei einem und demselben Individuum gewahren wir häufig sehr ver-

schiedene Augen, das eine blau, das andere deutlich grün, das eine hell, das andere dunkelbraun, dabei verschiedene Abstufung in der oberen und unteren Irishälfte. Nach Péczelys Lehre entspricht das dunklere Auge stets der leidenderen Körperhälfte. Wir finden die braunen eingesprengten Flecken, wie ich leicht statistisch nachweisen konnte, viel häufiger bei der unteren als bei der oberen Bevölkerungsschicht, ganz übereinstimmend mit der Voraussetzung, welche wir bei ihrer Bedeutung als Krätzepunkte machen müssen.

Wenden wir uns nun nach diesen Andeutungen von der Farbenlehre der Iris zur Regionenlehre Péczelys. Wie schon aus dem Beispiel vom gebrochenen Beine ersichtlich, werden gewisse Oertlichkeiten auf der Regenbogenhaut den Körperteilen und Gegenden entsprechen. Das dabei zu Grunde liegende Gesetz ist wunderbar einfach. Im allgemeinen wird die rechte Körperhälfte auf der rechten, die linke auf der linken Regenbogenhaut dargestellt, auf der oberen Irishälfte Kopf und Hals, auf der unteren die übrigen Körperteile, wobei einige allerdings sehr bemerkenswerte Ausnahmen vorkommen. Regel ist aber, daß sich die Körperregionen in denjenigen Irisregionen repräsentieren, welche auf der zu ihnen hingezogenen, von der Mitte der Pupille ausgehenden Linie liegen. Man findet auf diese Weise Veränderungen des Ohres gerade am äußeren Rand der beiderseitigen Regenbogenhäute, etwas über der Mittellinie, Veränderungen der Beine gerade nach unten, solche der Hände nach außen unten am Irisrande, wie es der mittleren Stellung der Arme entspricht. Frühere Verletzungen und Narbenbildungen machen sich durch dunklere Stellen, durch Auseinanderweichen der Irisfasern und Durchschimmern des tiefliegenden Pigmentes kenntlich. Kopfverletzungen und Schnittnarben der Hand sind auch vom Anfänger gewöhnlich leicht aufzufinden. Die Klarheit und Ordnung des Faserverlaufs der Iris wird aber nicht allein durch solche mechanische Einflüsse auf den Körper, sondern auch durch innere Ursachen, Geschwürbildung, Entzündung, Katarrh und andere Umstände beeinflußt. Daraus ergeben sich andere mehr oder weniger schwierig zu deutende Zeichen durch Faserverdichtung, Bewölkung, Veränderung der Farbe und ihrer Lebhaftigkeit. Auch chronische Vergiftungen mit Arzneistoffen — am leichtesten erkennbar die durch Chinin — zeigen sich in der Iris an.

So wäre sie denn ein ganzes System, die Augendiagnose nach Péczely, ein Inbegriff von noch leicht vermehrungsfähigen Beobachtungen, welche dem Arzte vielfach wichtige Aufschlüsse über die Natur eines Krankheitsübels geben können. Besonders ist dies der Fall, wenn die pathologischen Anschauungen Péczelys zu Grunde gelegt werden. Nicht nur den genannten Formen von Hautausschlägen, sondern auch manchen Katarrhen, Entzündungen, Blutungen legt er heilende, reinigende Bedeutung bei. Er betrachtet sie als Naturheilvorgänge, welche nicht unterdrückt werden dürfen, vielmehr eine auf gleicher Linie liegende Unterstützung durch ärztliches Handeln erhalten sollen. Es sind nach seiner Ansicht Mittel zu verwenden, welche derartige Reaktionserscheinungen selbst hervorzurufen vermögen — nur ein anderer Ausdruck für homöopathisches Heilen. Die lokalen und allgemeinen Reaktionsvorgänge lassen sich in ihrem Verlaufe durch Bewölkung der Regenbogenhaut erkennen und verfolgen.

Wie stellt sich nun, fragen wir billig, die medizinische Welt zu solchen Auslassungen? Ein großer Teil ihrer Vertreter wird die ganze Summe neuer Beobachtungen und wiedererwachter oder neuer Ideen mit dem einen Wort „Schwindel“ abfertigen. Ein kleinerer Teil wird die Sache etwas genauer ansehen, für die Péczelyschen pathologischen Anschauungen weder Interesse noch Verständnis besitzen, vielleicht auch die augendiagnostischen Beobachtungen nicht weiter verfolgen, aber anerkennen, daß der ungarische Arzt zum erstenmal die Farbe- und Faserverhältnisse der Regenbogenhaut genau studiert, beschrieben und bildlich dargestellt habe, was immerhin mindestens ein biologisches Verdienst sei. Wenige Aerzte nur werden mit voller Teilnahme diese merkwürdigen Forschungen praktisch und theoretisch verfolgen und den ganzen Gehalt der-

selben zu würdigen versuchen. Im Lichte alter Erfahrung und neuer Wissenschaft gestaltet sich diese Würdigung etwa folgendermaßen: Die Beziehungen zwischen Iris und den verschiedenen Teilen des ganzen Organismus, wie sie uns Péczely lehrt, sind denkbar unter der Voraussetzung eines nervösen Einflusses, welcher sich durch seine Nervenbahnen aus allen Körperprovinzen in der Iris geltend macht. Es liegt am nächsten, dabei an den die Blutgefäße begleitenden feinen Nervenapparat zu denken, so daß wir also in den Veränderungen der Iris eigentlich die Veränderungen der Blutgefäße der verschiedenen Körperteile erblicken würden. Daß die Blutgefäße bei Trennung der Körperteile, Entzündung und Heilung derselben eine Hauptrolle spielen, ist ja bekannt. Wenn ihre normale Zahl und Beschaffenheit den Ausdruck findet im ungestörten Verlauf der Irisfasern und in deren gleichmäßiger Verteilung, so ist es wohl denkbar, daß Trennung und Verminderung der Gefäße eine Verdünnung der Fasern, daß dagegen Entzündung der Gewebe bezw. Vermehrung der Gefäße auch eine Verdichtung der Irisfasern zur Folge habe. — Aus dem Tierreiche sind vielfache Beispiele bekannt von raschem Farbenwechsel der Leibesoberfläche unter Anpassung an die Farbe der Umgebung. Das meistgenannte Beispiel bietet das Chamäleon. Auch manche Fische passen ihre Leibesfarbe sehr rasch der Unterlage an; gewisse Schollenarten mußten zum Experiment dienen. Man raubte den Tieren das Augenlicht und damit war das Anpassungsvermögen erloschen. Der Einfluß des Auges — hier der Netzhaut — auf einen raschen Wechsel des Hautpigments ist in diesen Fällen erwiesen; umgekehrt ist ebenso leicht denkbar, daß das Hautorgan einen pigmentierenden Einfluß auf das Auge — hier die Iris — haben könne. In beiden Fällen ist Nervenvermittelung zu postulieren. Daß aber die Iris regionär den einzelnen Körperteilen entspreche, ist an sich nicht wunderbarer als der geregelte, topographisch genau bestimmte und streng gesetzlich angeordnete Faserverlauf in Gehirn und Rückenmark, wie er in der ungestörten, ob zwar hochverwickelten Funktionierung dieser Teile seinen Ausdruck findet. — Die merkwürdige ätiologische Rolle, welche Péczely die Krätzmilben beim Zustandekommen konstitutioneller Verschlechterung der Gesundheit spielen läßt, wurde diesen Erkrankungen schon früher zugedacht. Hahnemann und Autenrieth hatten zu Anfang dieses Jahrhunderts viele Anhänger; noch heute ist die „Psora“ für die homöopathischen Aerzte ein zwar angegriffener, doch nicht endgültig überwundener Standpunkt, und viele von ihnen werden aus der Neubefestigung dieser Position durch Péczely Nutzen ziehen. Vielleicht hat aber niemand so viel Gelegenheit gehabt, die Wirkungen der Krätzmilbe und der dagegen angewandten Kuren durch eigene Anschauung kennen zu lernen, als Péczely bei den Naturkindern seines Vaterlandes.

Wahrhaft großartig erscheinen dem Schreiber dieser Zeilen die Anschauungen Péczelys über Naturheilvorgänge. Die neue Pathologie beginnt erst, sich diesen Ideen langsam zu nähern, und was sie hierbei mächtig fördern wird, das ist die Verfolgung der pathologischen Reflexwirkung. Jedermann kann die Beobachtung machen, daß sich bei leichter Verkühlung Nießen einstellt. Dieses Nießen ist erwünscht, es ist gleichzeitig eine Mahnung, die Gesundheit besser zu schützen. Wir haben in ihm den Ausdruck für eine Reflexentladung, für die Tilgung eines leichten Krankheitsreizes, welcher durch Verkühlung der Hautoberfläche entstand, durch nervöse Bahnen zum Gehirn geleitet und durch die Reflexbewegung des Nießens unschädlich gemacht wurde. — An dieses einfachste Beispiel schließen sich merkwürdige andere an. Der kürzlich in Freiburg verstorbene Rhinolog Professor Hack hat durch reiche Beobachtungen nachgewiesen, daß besonders die Nasenschleimhaut ein Feld für Entstehung pathologischer Reflexreize ist. Krankhafte Veränderungen dieser Schleimhaut können Asthma, Hautgeschwulst, Fallsucht, Gelenkschwellung in entfernten Körperteilen zur Folge haben; diese pathologischen Reflexe werden oft binnen wenigen Minuten ausgelöst, wenn die kranke Nasenschleimhautstelle nur etwa berührt oder sonst gereizt wird. Diesen rasch eintretenden, gewissermaßen akuten Reflexwirkungen stehen nun die Péczelyschen Entladungen, die

Haut- und Schleimhautkrisen, wie schleichende chronische Vorgänge gegenüber, — entsprechend den langsam einwirkenden Ursachen. Der Kopfgrind der Kinder und alle reinigenden Hautausschläge sind die Rückwärtsbewegungen des schleichenden Krankheitsreizes, vermittelt durch Nerveneinflüsse auf die ernährenden Gefäße, endigend durch Ausstoßung krankhafter Stoffwechselprodukte durch die Haut und Zurücklassung normalerer gesunderer Verhältnisse. Man sieht, daß nicht nur das Volksbewußtsein von der guten Bedeutung solcher Ausstöße wieder zu seinem Rechte kommen wird, sondern auch Anhaltspunkte für ein wissenschaftliches Verständnis, für wissenschaftliche Wertschätzung dieser Verhältnisse aufzufinden sind. Ich erblicke darin Grundlinien einer Pathologie und Therapie der Zukunft, welche die Hochschätzung und Förderung der Naturheilvorgänge zur wissenschaftlichen Erkenntnis bringen und zur Pflicht des Arztes machen wird. In Ignaz von Péczely dürfen wir aber schon jetzt den verdienten unabhängigen Forscher und Arzt verehren, groß durch Schärfe, Tiefe und Unbestechlichkeit des Blickes, welcher allein auf den reichen und schönen Erscheinungen der Natur zu ruhen gewohnt ist und nur streift, was vielfältig spaltender, Künste suchender Menschenwitz hinzugefügt hat, was eine reifere Zeit von selbst abstreifen wird. — Die ärztliche Diagnose aus den Augen ist durch die Forschungen dieses einzelnen Mannes eine organisch verbundene Summe wertvoller Kenntnisse geworden und hat gegen die eingangs erwähnten Vorläufer auf demselben Gebiete eine weit überwiegende Bedeutung gewonnen.

Litteratur (außer dem genannten Originalwerk): Die Augendiagnose des Dr. Ignaz von Péczely nach eigenen Beobachtungen von Emil Schlegel, pr. Arzt in Tübingen. Mit Holzschnitten und einer Farbendrucktafel. 8°. Ferner von demselben: Die Iris nach den neuen Entdeckungen des Dr. Ignaz von Péczely. Vortrag, gehalten im naturwissenschaftlichen Verein zu Reutlingen am 31. Januar 1887. (Tübingen, Franz Fues.)



Der Bruder.

Roman

von

P. Friedheim.

Erster Teil.

22.

Zum Frühstück am nächsten Morgen wartete die Baronin von Löwenhof vergeblich auf ihren Gemahl. „Er sei schon geraume Zeit fortgegangen," hieß es, als der Diener aus seines Herrn Zimmer zurückkehrte. Die junge Frau machte sich keine Sorge darüber; es war ihr erwünscht, daß sie ihm in den ersten Stunden nicht zu begegnen brauchte. Nach der schrecklichen Nacht hatte sie ihr Gleichgewicht noch nicht wieder gefunden. Ruhe- und friedelos wanderte sie von einem Zimmer ins andere, eine grenzenlose Oede und Leere starrte ihr überall entgegen; sie fühlte sich müde zum Sterben.

Und durch den einsamen Wald schritt er, dessen gütiges Herz sie so schmerzlich zerrissen hatte. Er weilte hier schon seit dem Morgengrauen. Die Binde, welche so lange seine Augen verdeckt hatte, war abgefallen, sein Glück lag zertrümmert im Staube. O, daß er den Räuber dieses Glückes vernichten könnte! Er knirschte mit den Zähnen, wenn er an ihn dachte, er ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut. „Ursula, Ursula, wie konntest du mir das anthun," stöhnte er dazwischen. Bei der Erinnerung an sie erwachten alle milderen Gefühle aufs neue in ihm. Konnte, wollte er ihr zürnen? — Dort lag die Fichte am Boden, die er gestern hatte fällen lassen. Der Schnee bedeckte ihre Zweige und der Wind rüttelte in ihren gebrochenen Aesten. Er blieb stehen und betrachtete die Tanne, die sich jetzt ungehindert entfalten durfte. Er betastete sie sorgsam mit den Händen, dann verwandelten sich plötzlich seine Züge. Der Zorn in seinem Antlitz machte einem Ausdruck tiefster Demut Platz. „Armes Kind, ich selbst habe es verschuldet, ich selbst habe so viel Elend über dich gebracht, murmelte er vor sich hin. Eine Thräne fiel langsam über seine Wangen. War die furchtbare Nacht, welche er durchlebt hatte, ein Traum? Fast schien es ihm so. Haß, Bitterkeit, Groll, schienen auf einmal gänzlich von ihm genommen. Er empfand nur die große Liebe für seine Ursula, und sie machte ihn zu jedem Opfer fähig.

Spät am Nachmittag kehrte er heim. Die Lichter aus dem Schloß schimmerten ihm entgegen, gerade wie vor wenig Tagen, als er mit Ursula denselben Weg gegangen.

Sein Diener empfing ihn mit treuherziger Freude. Der Baron ließ sich den nassen Mantel abnehmen, er merkte dabei nicht das entsetzte Gesicht des Burschen, der ihn erschrocken betrachtete.

„Ist der gnädige Herr krank, oder ist ein Unglück passiert?" konnte er sich endlich nicht enthalten zu fragen.

Der Baron schüttelte den Kopf. „Ich bin müde, Franz, bring mir eine Erfrischung und dann laß mich allein. Ist meine Gemahlin in ihrem Zimmer?" fragte er noch.

„Ja wohl, gnädiger Herr."

Im Schlosse herrschte lautlose Stille, als der Baron den mit weichen Teppichen belegten Korridor entlang zu Ursulas Gemach schritt. Das Kerzenlicht flackerte im Zugwind, der durch das geöffnete Fenster wehte, wie ein Schatten belebte des Barons schmächtige Gestalt den leeren Raum. An der Thür blieb er zögernd stehen. Es war wohl ein Gebet, das er murmelte, als er minutenlang sein weißgewordenes Haupt auf die zitternden Hände senkte. Im nächsten Augenblick war er eingetreten.

Ein helles Feuer brannte in dem mit Blumen geschmückten Gemach. Die kleine Lampe über dem Tisch verbreitete eine trauliche Helle. Ursula selbst saß in tiefes Sinnen verloren am Kamin und starrte in die flammende Glut. Als ihres Gemahls Gestalt in ihrer Nähe sichtbar ward, erhob sie sich langsam aus ihrer halb liegenden Stellung und streckte ihm die Hand entgegen.

„Du bist den ganzen Tag fortgewesen, Adolf," sagte sie.

Er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr fest in die Augen. Der Schein des Feuers fiel auf sein Antlitz, es hatte einen Ausdruck, wie ihn Ursula nicht an ihm kannte.

„Bist du sehr müde geworden?" fragte sie, ihn zu einem Sessel führend.

Er setzte sich ihr gegenüber und schaute sie unverwandt an, mit demselben traurigen, fast geisterhaften Blick.

„Du ängstigst mich, Adolf," rief sie. „Ist ein Unglück geschehen, daß du so verändert bist?"

Er antwortete noch immer nicht. Endlich fand er die nötige Kraft. Mit einer hastigen Bewegung stellte er sich vor sie, seine Miene zeigte eine seltene Entschlossenheit. „Ursula, weißt du, daß du mir sehr teuer bist, teurer wie mein Leben?" begann er leise.

Es durchbebte sie eigentümlich; eine Ahnung des Geschehenen fing an, in ihr aufzudämmern. „Ich weiß das, Adolf," antwortete sie tonlos.

„Weißt du, daß du für mich stets dieselbe gewesen bist, vom ersten Tag, da ich um dich geworben, bis zu der heutigen Stunde?" fragte er langsam.

Sie nickte mit dem Kopfe. In seiner Art und Weise lag etwas, das ihr fremd und unverständlich war, aber sein ganzes Wesen flößte ihr Achtung ein.

„Ich hatte um dich geworben, in dem Wahn, ich könnte dich beglücken, Ursula," sprach er langsam weiter, „zu spät ward ich inne, daß alles nur ein Traum gewesen."

Sie verharrte in Schweigen und starrte in die glühenden Kohlen vor sich.

„Der Traum ist aus, ich bin erwacht, Ursula," fuhr er fort. „Ich that unrecht, daß ich dich an mein Los gekettet habe, wo deine Jugend dahin welkt vor meinen Augen."

Der Baron hielt inne. In sich zusammen gesunken saß Ursula vor ihm, den Kopf in die Hände gedrückt, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. In seinem Innern kämpfte es heftig, das letzte, entscheidende Wort sollte er nun sprechen, — es war unmöglich, es war zu schwer.

Eine lange Pause trat ein, nur das schwere Atmen der beiden unglücklichen Gatten war vernehmbar. Die Glut im Kamin erlosch, die ausgebrannten Kohlen fielen in Asche zusammen. Endlich raffte der Baron sich auf.

„Ursula, du liebst einen anderen,“ fing er langsam wieder an, „ich sah es mit diesen meinen Augen. Wohlan denn, Gott wird mir beistehen, daß ich sühne, wo ich gefehlt habe. Nicht länger will ich deinem Glück im Wege stehen, Ursula, nicht länger dich ein Band tragen lassen, welches dir zur schweren Kette geworden ist. Ich selbst löse unser Verhältnis, ich biete dir die Freiheit.“ Die letzten Worte rangen sich schwer von seinen Lippen. Als sie gesagt waren, schien er mehr Kraft zu gewinnen. „Du sollst Zeit haben über alles nachzudenken, mein Kind,“ fuhr er ruhiger fort, „in aller Stille sollst du deinen Entschluß fassen. Dein Glück, deine Seelenruhe liegen mir dabei vor allem am Herzen. Wir können später überlegen, was zu thun ist, wie sich alles am zweckmäßigsten ordnen läßt.“

Ursula gab keinen Laut von sich. Wie versteinert, ohne die geringste Bewegung zu machen, saß sie da in derselben Stellung, das Gesicht in den Händen verborgen. Noch einen langen Blick warf der Baron auf sie, dann öffnete er leise die Thüre und ging hinaus.

23.

Die Nacht brach herein mit ihren düstern Schatten. Es ward kühl im Zimmer und der Wind klopfte ungestümer an die Scheiben. Ursulas Magd war schon mehrmals an der Thür erschienen, nach ihrer Gebieterin zu sehen, und nach einem Blick auf diese jedesmal wieder fortgeschlichen. Endlich faßte sie sich ein Herz.

„Soll ich die Lichter im Schlafzimmer der gnädigen Frau anzünden?“ fragte sie.

Ursula fuhr in die Höhe. „Ist es schon so spät?“

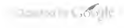
„Gleich Mitternacht, gnädige Frau.“

„Du kannst zu Bett gehen, ich werde schon allein fertig,“ befahl die Herrin.

Das Mädchen ging hinaus.

Diese kleine Szene hatte Ursula aus ihrer Lethargie aufgerüttelt. Sie erhob sich und schritt unruhig durch das Zimmer. An der Thüre blieb sie lange stehen. Dort war er verschwunden, dessen edles, großherziges Gemüt sich erst in dieser Stunde vollständig vor ihren Blicken enthüllt hatte. O, wie verächtlich erschien sie sich selbst, sie, die in vermessenem Stolz sich hoch über ihn gestellt hatte, vor dem sie die schuldigen Augen niederschlagen mußte. Er gab in selbstvergessener Liebe alles für sie dahin, während sie ihm in sündiger Liebe alles raubte. Unaussprechliche Seelenqual kam über sie. — „Und dennoch liebe ich den anderen, ich kann nicht anders,“ klagte sie. „„Du, das angetraute Weib eines anderen?““ rief jene leise Stimme in ihrem Innern. „„Was hat deine Liebe für einen Wert, die doch vor Gott und Menschen unrein und sündig ist?““ — In dieser Stunde achtete Ursula auf diese Stimme, die so oft schon bei ihr angeklopft hatte, heute ließ sie dieselbe Eingang finden in ihre schuldbewußte Seele. Sie fühlte, wie unglücklich, wie friedlos sie sei und daß nichts im stande wäre, ihr die verlorene Ruhe wieder zu geben. „„Nichts, gar nichts, Ursula?““ — Sie rang in Verzweiflung die Hände. Das Bild des Geliebten, das sie vor die Seele zu zaubern versuchte, ward verdrängt durch ihn, der eben gebeugt, todeswund — und doch so groß, ein Opfer gebracht hatte, das ihn, sie wußte es, sein Lebensglück kostete. Sollte sie es annehmen? — Würde sie dann glücklich sein? — Glücklich mit dem bleichen Schatten an ihrer Seite, der sie nicht verlassen würde? — Glücklich mit dem Stachel im Gewissen, mit der ungetilgten Schuld auf ihrer Seele? — Ursula sank vor ihrem Stuhl in die Knie nieder. „Der Strom ist zu stark, ich versinke,“ rief sie, und fast zögernd rang es sich von ihren Lippen: „Mein Gott, hilf du mir!“

Am folgenden Morgen sah das Schloß aus wie ein Trauerhaus. Die Dienerschaft mußte es empfinden, daß seltsame Dinge vorgingen, war doch der Herr plötzlich



so alt geworden und die Frau so bleich und so still. Unwillkürlich dämpfte jeder den eigenen Tritt, wenn er durch die Gänge wanderte.

Nur Leonhard machte eine Ausnahme, als er, ganz gegen seine Gewohnheit, fröhlich und wohlgemut bei seinen Geschwistern ankam. In der Hand trug er einen Strauß Myrtengrün mit einigen Orangenblüten darin, den er hoch in die Luft schwenkte. „Du solltest nach draußen kommen, Ursula," rief er von unten zu dem Fenster der Schwester hinauf, „der Schnee ist überall fort und die Blumen schauen wieder hervor."

Sie lächelte ihn an, aber es war ein mattes, seltsames Lächeln.

„Darf ich hinaufkommen, Ursula?" fragte er, ihr seine Blumen hinhaltend.

Sein Erscheinen war ihr immer angenehm. Sie liebte ihn voller Zärtlichkeit; verband er sie doch mit der Kinderheimat, und seine Hilfsbedürftigkeit flößte ihr Mitleid ein. Sie hatte ihrem Mädchen anbefohlen, heute niemand vorzulassen, so ging sie ihm selbst bis an die Thür entgegen. Leonhard umschlang sie mit beiden Armen.

„Johanna Werner muß wieder zu dir kommen, Ursula, du siehst krank aus," sagte er.

Sie streichelte liebkosend seine Hand. Er setzte sich in einen Sessel und legte die Blumen vor sich auf den Tisch. „Sieh' her, ich brachte sie dir alle mit, Ursula. Der Gärtner hat einen Kranz gemacht für das Grab der Mutter und da sind diese übrig geblieben. Es sind dieselben, die du am Hochzeitstage trugst, deshalb dachte ich, sie würden dich freuen." Leonhard nahm plötzlich die Blumen und warf sie über Ursulas Kopf, daß sie ihr Haar und ihre Kleider bedeckten. „Jetzt siehst du wieder aus, wie eine Braut," lachte er. „Weißt du noch, welch ein schöner Tag es war, als ihr in der Kirche getraut wurdet? Ich wollte, ich wäre auch ein Baron und hätte ein schönes Schloß, dann wüßte ich schon, was ich thäte," setzte er schnell hinzu.

„Nun, und was thätest du?" sagte Ursula kaum hörbar.

„Ich nähme Johanna Werner zu meiner Frau und dann machte ich ihr alles wunderschön, gerade so prachtvoll und angenehm, wie Adolf es dir macht, Ursula, und wenn mich der Pastor am Altar fragte, — ob ich ihr treu bleiben wollte im Leben und im Sterben, bis in Ewigkeit, — dann antwortete ich so laut „ja", daß alle Leute es hören könnten."

In ausgelassener Freude sprang er durch das Zimmer. Ursula sammelte träumerisch die weißen Blüten, welche in ihren Schoß herab geglitten waren.

„Sie passen gerade so gut zum Totenkranz wie zum Brautkranz," sagte ihr Bruder, vor ihr stehen bleibend. Doch plötzlich verdüsterte sich seine helle Miene, er sah ganz bestürzt aus. „Wenn sie nun stürbe, Ursula, gleich der Mutter und Herr Werner, wie könnt' ich ihr dann treu bleiben, im Leben und im Sterben?" rief er bekümmert.

„Es heißt: Treu sein bis in den Tod," verbesserte Ursula, während es in ihrem Gesicht schmerzlich zuckte. „Doch Johanna ist ja gar nicht deine Frau, also hast du nicht nötig ihr treu zu sein."

„Aber wenn sie es wäre," entgegnete er, mit großer Zähigkeit die einmal gefaßte Meinung festhaltend.

„Dann würdest du gewiß das Rechte thun, Leonhard," tröstete die Schwester.

„Ich wollte, Adolf käme endlich nach Hause," sagte er nach einer Weile, während welcher er schweigend am Fenster gestanden hatte.

„Ist er denn nicht in seinem Zimmer?" forschte Ursula.

„Nein, der Diener sagte, er sei ausgegangen. Weißt du, was er noch mehr sagte?"

„Was denn, Leonhard?"

„Daß er glaube, der gnädige Herr werde bald sterben. Die Köchin habe diese Nacht geträumt, sein Sarg stünde unten im Saal."

Purpurglut bedeckte Ursulas Wangen und Stirn. „Franz sollte lieber etwas an-

deres thun, als dir solchen Unsinn vorsprechen. Die Leute, von denen man träumt, daß sie sterben, leben gerade noch einmal so lange," fügte sie schnell hinzu.

„Das glaube ich gern, Ursula," lachte Leonhard. „Doch sieh', da ist er ja selbst; soll ich ihn hier in dein Zimmer holen?"

„Er wird wohl lieber in seine Bibliothek gehen," antwortete Ursula, doch ihr Bruder hörte sie schon nicht mehr.

Halb verdeckt vom Vorhang stand sie am Fenster und schaute der Begegnung der beiden Schwäger zu. Ein Schrecken überkam sie, als sie ihren Gemahl bei Tageslicht erblickte; er sah wirklich aus, als ob sein Sarg bald im Saal des Schlosses einen Platz finden müßte. Begleitet von seinem großen schwarzen Bernhardinerhund kam er langsam durch den Garten daher. Ursula sah, daß er zusammenfuhr, als Leonhard ihm mit offenen Armen entgegeneilte; gleich darauf erwiderte er die Liebkosungen des armen Wahnsinnigen in herzlicher Weise. Jedoch auf die Schritte, die sich ihrem Zimmer nähern sollten, wartete sie vergeblich. Niemand erschien, auch Leonhard kehrte nicht zurück. Ein Gefühl des Verlassenseins kam über sie, wie sie es nie gekannt hatte. Es wich nicht, ob sie sich gleich unzählige Male wiederholte, daß es so richtig sei, daß ihr Gemahl unmöglich zu ihr kommen könne. Dieses Gefühl erhöhte sich noch, als nach ungefähr einer Viertelstunde Leonhard durch die Thür blickte.

„Adieu, Ursula," rief er eilig, „ich muß an den Bahnhof. Ellen könnte gerade heute kommen und es wäre zu schade, wenn ich nicht da wäre, sie abzuholen."

Sie sah ihn durch den Garten verschwinden. Wie elend, wie allein kam sie sich vor! Ihr Gemahl hatte sie aufgegeben, das lag klar zutage, hatte er sich doch heute nicht einmal nach ihrem Ergehen erkundigen lassen. Sie wollte sich einreden, daß sie ihn nicht brauche, besaß sie nicht ihre Liebe, winkte ihr nicht die goldene, beglückende Freiheit? — Es schien Ursula auf einmal, als könne sie das, was sie so lange, so heiß ersehnt hatte, fahren lassen, ja willig aufgeben für ein einziges, versöhnendes Wort von ihrem Gemahl, für das kostbare Bewußtsein, das Rechte zu thun. Sie empfand, daß es seliger sein muß in Gottes Wegen zu gehen und nach seinem Wohlgefallen zu streben, als den Becher der Lust zu trinken. Ursula war erwacht, noch nicht zum Besitz jener Kraft, um deren Geheimnis sie Johanna beneidete, aber sie ahnte etwas davon, und dieses Etwas erschien ihr lockender und begehrenswerter, als alle anderen Stützen der Erde. Konnte, durfte auch sie die Hand danach ausstrecken? — Sie zweifelte lange. Es ward wieder Abend und wieder Nacht, ohne daß ihr Herz Ruhe gefunden hätte.

Im Schlosse waren die Lichter gelöscht, die Dienerschaft hatte bereits ihr Lager aufgesucht, nur eine einsame Lampe erhellte die langen Gänge. Der Baron saß noch in seinem Arbeitskabinett vor dem Bilde Ursulas über dem Schreibtisch, das er einst in glücklicheren Tagen hatte anfertigen lassen. Da wurde leise die Thür geöffnet und seine Gemahlin trat ein. Er stand nicht auf, ihr entgegen zu gehen. Langsam kam sie in seine Nähe, sie stellte das Licht auf den Tisch und kniete vor ihm nieder.

„Adolf," sagte sie mit flehender Stimme, „kannst du mir vergeben, mir, deinem Weibe?"

Er legte die Hand auf ihr gesenktes Haupt. Seine Augen blickten mild und versöhnend. „Ich vergebe dir, Ursula; ich vergebe dir von ganzem Herzen. In den Jahren, da du mein warst, hast du mich reicher beglückt, als ich es verdiene. Werde auch du glücklich, Ursula."

Er wollte noch etwas hinzusetzen, doch die Bewegung übermannte ihn. Sie blieb vor ihm knieen, das flehende Antlitz zu ihm erhoben. „Ich wußte, daß du mir vergeben würdest, Adolf," sprach sie weiter, „aber deine Vergebung allein ist's nicht, um welche ich bitte. Ich weiß, daß meine Liebe zu dem anderen sündig ist, ich weiß, daß ich als dein Weib, vor Gottes Angesicht dir Liebe und Treue geschworen habe, daß ich mich nicht allein an dir, auch an Gott versündigte, indem ich diesen Schwur brach." Sie

schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie mit fester Stimme fort, indem sie ihm mit einem unbeschreiblichen Blick voll Hoffnung und Zagen ins Antlitz schaute. „Darum bitte ich dich, hilf meiner Schwachheit, Adolf, stoße mich nicht von dir, wie ich es verdiene. Gib mir Gelegenheit, durch Liebe wieder gut zu machen, was ich an dir gesündigt habe, laß mich bei dir bleiben als dein reuevolles Weib."

Erstaunt ob solcher unerwarteten Sprache starrte er sie an. Wie abwehrend streckte er ihr beide Hände entgegen. „Nein, nein, Ursula, mein liebes Kind, du darfst dich nicht opfern für mich," rief er mit unsicherer Stimme. „Ich war gewaffnet, nur an dein Glück zu denken und das meinige zu vergessen; Ursula, geliebtes Kind, mache mich nicht schwach mit solchen Worten."

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm, aufrichtige Demut verklärte ihr schönes Gesicht. „Ich will mich nicht opfern, ich will nur das Rechte thun, Adolf," antwortete sie. „Ich habe dich unaussprechlich gekränkt," fuhr sie in demselben Tone fort, „willst du mich aber dennoch wieder annehmen, so will ich dich mit Gottes Hilfe die schweren Stunden vergessen machen und versuchen, dir ein treues, liebevolles Weib zu werden."

Sie hatte die Hände gefaltet, während der Baron sich mühte, die Größe seines Glückes in sich aufzunehmen.

„Willst du es aufs neue mit mir versuchen, willst du Geduld mit mir haben?" bat sie noch einmal.

Da erst schien er sie völlig zu verstehen. Mit einem Ausdruck seliger Freude breitete er die Arme nach ihr aus.

24.

Doktor Sprenger spazierte ohne Ahnung der Aufregung, welche seine Person in Schloß Löwenhof hervorgerufen hatte, in seinem Zimmer auf und nieder. Allerlei angenehme Gedanken schienen ihn zu bewegen.

„Es ist am besten, ich wage Sturm," sagte er vor sich hin. „Warum soll ich sie erst hinausziehen lassen in die fremde Welt? Es hat mich nie gekümmert, was die Leute sagen, — und dann können wir's ja doch wegen der Trauerzeit unter uns halten." Er beschaute sich im Spiegel und strich sich wohlgefällig den schwarzen Bart. „Die Baronin thut mir schon den Gefallen, uns ein wenig zu bemuttern, sie ist stets so gütig gegen mich," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „und der gute, alte Baron wird sich sicher mit mir freuen. Sie ist aber auch eine Perle ihres Geschlechts, meine Auserwählte, meine schöne, gute Johanna." — Sein fröhliches Gesicht wurde ernster, sein Blick schien sich zu vertiefen. „Wie kommt der arme Heimatlose zu einem solchen unaussprechlichen Glück," murmelte er.

Eine halbe Stunde später saß er zu Pferde und trabte den Weg nach Löwenhof entlang. Der frühe Schnee war fortgeschmolzen, ein klarer Oktoberhimmel wölbte sich über der Erde. Durch die Tannen wogte es wie Frühlingsluft, welche jede Winterahnung zu verdrängen schien.

„Ist die Herrschaft zu Hause?" fragte der Doktor den ihn empfangenden Diener.

„Zu Befehl, Herr Doktor. Der Herr Baron und die Frau Baronin sind im Zimmer der gnädigen Frau; soll ich Sie dort anmelden?"

Der Doktor besann sich einen Augenblick. „Ich möchte die Frau Baronin allein sprechen," sagte er dann. „Fragen Sie, ob ich die Ehre haben kann."

In Ursulas Gesicht trat eine leichte Blässe, als ihr die Botschaft gebracht wurde, aber sie zauderte nicht lange. „Führen Sie den Herrn Doktor in das Zimmer meines Mannes und sagen Sie ihm, daß ich ihn dort empfangen wolle," sagte sie ruhig.

Der Diener entfernte sich. Des Barons Züge verrieten Unruhe und Ungewißheit. „Ursula, mein liebes Kind, was willst du thun?“ fragte er zögernd.

Sie war jetzt ihrer Bewegung Herr geworden und sah ihm klar und voll in die Augen. „Vertraust du mir, Adolf?“ sagte sie leise.

Er drückte ihre Hand, welche sie ihm hingehalten. „Vollkommen, Ursula,“ entgegnete er warm.

„Ich danke dir, Adolf,“ sprach sie ebenso.

Sie preßte einen Kuß auf seine Hand und verließ das Zimmer.

Nicht dem augenblicklichen Impuls der Reue folgend, hatte Ursula gestern gehandelt, sondern sie hatte mit dem ganzen Ernst ihres Charakters den Kampf auf sich genommen, den sie vor sich liegen sah. Die Größe dieses Kampfes fühlte sie auch jetzt, als sie die Thür öffnete und dem Erwarteten gegenüber stand. In einsamen Stunden hatte sie diesen Augenblick vorausgesehen, mit voller Sicherheit dachte sie zu wissen, was er ihr sagen werde. Aber das tiefe Schuldbewußtsein, welches sie empfand, hatte ihr die Sünde in all' ihrer Häßlichkeit vor Augen gestellt und zugleich den Zauber, den des Doktors Gegenwart auf sie ausübte, gebrochen. Ursulas Seele war durchdrungen von der Weihe und dem Ernst der Gattenliebe, deren Größe und Heiligkeit sie erst in diesen Tagen kennen gelernt hatte; die unreine Flamme der Leidenschaft mußte davor verschwinden. Dennoch zitterten ihre Lippen, als sie den Doktor begrüßte. Er streckte ihr beide Hände entgegen.

„Ich habe diesmal absichtlich gebeten, Sie allein zu sprechen, Frau Baronin,“ sagte er etwas hastig.

Ihr Gesicht war kalt und ernst; ihre Erschütterung konnte ihm nicht entgehen. „Ist etwas geschehen, Frau Baronin?“ fragte er, sie erschrocken betrachtend. „Sie sehen so fremd aus,“ fügte er hinzu.

Sie zeigte mit der Hand auf einen Stuhl und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

„Wenn Sie es wünschen oder wenn es Ihnen gelegener ist, kann ich auch ein andermal kommen,“ sagte der Doktor.

Sie schüttelte den Kopf. „Bleiben Sie, ich bin bereit, Sie zu hören.“

Ihr seltsames Wesen dämpfte die Begeisterung, die ihn beseelte. „Zuerst muß ich mich entschuldigen, daß ich das letzte Mal, als Sie sangen, so erregt war, Frau Baronin,“ begann er ruhiger. „Sie haben gewiß den Grund dieser Erregung erraten können?“ Ursulas Blick begegnete dem seinigen, aber sie antwortete nicht. „Mein Betragen erschien vielleicht sehr thöricht, da ich gar nicht mehr wußte, was ich sagte oder that,“ sprach der Doktor weiter, während die frühere Fröhlichkeit wieder zum Durchbruch kam. „Sie müssen mir das zu gute halten, denn die Gefühle, welchen Goethe in seinem Lied einen so wundervollen Ausdruck verleiht, hatten mich vollständig überwältigt. Der Glanz von ein paar dunklen Augen strahlte mir ins Herz und zog mich so in seinen Zauberkreis, daß ich alles um mich her vergaß. Sie verstehen mich vielleicht schon, Frau Baronin?“ fragte er.

Sie senkte das Haupt. „Ja, Herr Doktor, ich verstehe Sie.“

Ihre feierliche Haltung mußte ihn aufs neue befremden, doch war er zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um darauf zu achten. In seiner Arglosigkeit hatte er nicht die geringste Ahnung, was in ihr vorging. „Die Geliebte meines Herzens ist auch Ihnen lieb und wert, Frau Baronin, das weiß ich,“ fuhr er fort. „Gerade darum und im Vertrauen auf Ihre Güte gegen mich wagte ich es, Ihren Rat zu erbitten. Ich bin im Begriff, Johanna Werner zu meiner Braut zu machen.“

In der Baronin ging eine Veränderung vor. Erstaunen, Verwirrung und Scham zuckten deutlich durch ihre Züge; nur mit der äußersten Anstrengung vermochte sie ihre Fassung zu bewahren. „Ihre Wahl überrascht mich allerdings, Herr Doktor,“ sagte sie. Ihre Stimme hatte einen Klang, als seien ihre Gedanken weit von dem Gesprochenen; doch gleich darauf fügte sie wärmer hinzu: „Johanna Werner ist nicht nur das vor-

trefflichste, sie ist auch das glücklichste Mädchen, welches ich kenne. Nur der Unterschied in den Verhältnissen hätte mich, ich gestehe es, niemals von selbst gerade an sie denken lassen." Ursula hatte ihre äußere Ruhe wiedergewonnen; diese Worte würden, so hoffte sie, ihr sonderbares Benehmen vollkommen rechtfertigen.

Der Doktor lachte harmlos. „Das ist ja eben das Herrliche, ich befreie die verzauberte Prinzessin und führe sie in den Stand zurück, in den sie gehört. Das müssen Sie doch zugeben, Frau Baronin," setzte er ernster hinzu, „ist Johanna jetzt auch nur eine einfache Näherin, so wird sie sich doch in allen Stücken mit den Töchtern aus den besten Ständen messen können."

„Das kann sie sicher," stimmte Ursula bei, „besonders wenn sie erst dauernd in eine andere Sphäre versetzt sein wird."

„Sie sind ganz meiner Ansicht, Frau Baronin," jubelte der Doktor, der nach und nach in die heiterste Stimmung geriet und durch sein Benehmen Ursulas Lage wesentlich erleichterte. „Aber nun kommt der heikle Punkt. Ich hörte gestern zufällig, daß Johanna eine Stelle als Gesellschafterin annehmen wolle, und da ich sie doch unmöglich in die fremde Welt hinausziehen lassen kann, so möchte ich Ihre Weisung erfragen, was in diesem Falle zu thun sei und ob ich trotz der tiefen Trauer, in welcher sie sich befindet, nicht dennoch eine Werbung wagen dürfe."

Ursula machte ein erschrockenes Gesicht. „Eine Werbung, Herr Doktor? Sind Sie denn Johannas Zustimmung noch nicht sicher?"

„Noch nicht so ganz. Ich fand vor dem Tode des Vaters so wenig Gelegenheit, sie zu sehen," antwortete er.

Die Baronin konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Sie sind ein wunderbarer Mann. Wenn Ihre Geliebte nun anderer Meinung ist als Sie selbst?"

Jetzt war die Reihe des Erschreckens am Doktor. Einen solchen Gedanken hatte er gar nicht in sich aufkommen lassen; war derselbe durch die Begegnung mit dem Förster auch augenblicklich geweckt worden, so konnte er bei ihm doch unmöglich lange haften. „Warum sollte sie, Frau Baronin?" sagte er schon wieder beruhigt. „Sie war immer so herzlich und freundlich gegen mich und ich hörte einmal, bei den echten Frauen erwache die Liebe erst dann zum vollen Bewußtsein, wenn ihnen dieselbe vom Manne entgegengebracht werde. Johanna ist zu rein, um leidenschaftlich sein zu können; aber gerade dieses sanfte, klare Wesen ist es, welches mich anzieht und begeistert."

„Wir wollen das Beste hoffen, Herr Doktor," sagte Ursula freundlich. „Ich an Ihrer Stelle würde aber doch nicht so lange zögern, die völlige Gewißheit zu erlangen."

„Das will ich auch nicht. Aber denken Sie, wenn es nun Johanna verletzte, daß ich mich ihr in den ersten Trauertagen und in der isolierten Stellung, welche sie einnimmt, in dieser Weise nähern will. Das allein könnte ein Grund werden, mich abzuweisen."

Ursula dachte nach. Plötzlich stand sie auf und streckte dem Doktor die Hand entgegen. „Sagen Sie Fräulein Werner, daß mein Gemahl und ich der Braut Doktor Spenglers bei uns eine Heimat bieten und daß wir uns beide einer solchen Vereinigung von Herzen freuen."

Sie hatte mit besonderer Innigkeit gesprochen, aufrichtig schaute sie dem jungen Mann in die leuchtenden Augen.

„Sie sind unbeschreiblich gütig, Frau Baronin," rief er, ihre Hand drückend. „Gott hat mir in Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl wahre Freunde geschenkt, das wußte ich nicht erst seit heute."

Voll dankbarer Rührung ruhte sein Blick auf Ursula, sie mußte es fühlen, wie hoch er von ihr dachte. Bald nachher brach er auf. „Ich habe keine Ruhe mehr, Frau Baronin; grüßen Sie Ihren Herrn Gemahl. Sie beide sollen die ersten Teilnehmer meines Glückes sein."

Ursula hielt ihn nicht zurück; sie sah ihn sein Pferd besteigen und, nachdem er

noch einmal den Hut geschwenkt, davonreiten. Lange blickte sie ihm nach, bis seine Gestalt entschwand. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper. Tiefer, immer tiefer war sie gedemütigt worden. Unter den eben gemachten Eröffnungen brach der letzte Rest ihres Stolzes zusammen. Aber auf den Trümmern desselben fand die Wurzel der Bitterkeit keinen Raum, denn Ursula hatte das gefunden, was dieselbe vernichtete. Ein neues Leben keimte bereits im Schatten des Schmerzes, der sie jetzt noch umhüllte. Der bittere Kelch, den sie trank, war heilsam und zur völligen Genesung. Sie stand da mit gefalteten Händen, Zeit und Stunde nicht beachtend. Da berührte jemand ihre Schulter.

„Ursula," sagte die Stimme ihres Gatten.

Ihre thränenvollen Augen trafen ihn, sie schlang die zitternden Arme um seinen Hals. Zum erstenmal fühlte sie, daß an dem treuen Herzen ihres Gatten, welches sie so lange gering geachtet hatte, die beste Stätte für sie sei. Die Heimat, deren Wert sie nie erkannt hatte, war in dieser Stunde ihre rechte Heimat geworden.

25.

Für Johanna Werner war die Welt wie ausgestorben; leer war ihr Haus und voll Betrübnis ihr Herz. Die Trauer um den Vater brach jetzt in der Einsamkeit doppelt hervor. Theodor hatte seine neue Laufbahn begonnen, er schien befriedigt und glücklich; ihre Aufgabe blieb es, dieses Glück für ihn zu erhalten. Sie war ihr eigener Herr geworden. Niemand kreuzte ihre Pläne und Gedanken, niemand trat ihr hindernd in den Weg, aber der Druck der Verlassenheit lastete auf ihr und weckte ein schmerzliches Heimweh nach der Vergangenheit. Lambert hatte sie seit dem Begräbnistage nicht mehr gesehen; auch Doktor Sprenger, dessen heiteres, wohlwollendes Wesen sie stets sympathisch berührte, war in dem kleinen Hause in der Vorstadt nicht wieder sichtbar geworden. Heute, als Johanna bei ihrer einsamen Arbeit am Fenster saß, sah sie ihn plötzlich daher kommen. Sie öffnete ihm selbst die Thüre. „Wie gütig von Ihnen, daß Sie mich besuchen, Herr Doktor," sagte sie erfreut.

Er folgte ihr in das kleine, trauliche Stübchen, dessen Harmonie ihn schon mehr wie einmal bezaubert hatte. Der Gedanke an die Prinzessin, welche er erlösen wollte, stieg wieder in ihm auf, als er Johanna gegenüber saß. Das schwarze Trauerkleid ließ ihre Gestalt schlanker und zarter erscheinen wie gewöhnlich; die seelenvollen Augen des feinen, vergeistigten Gesichtes mußten nach dem letzten Schmerz an Ausdruck gewonnen haben. Des Doktors Auge ruhte mit Entzücken auf ihr.

„Sie haben mir einmal versprochen, daß Sie mich als Ihren Freund betrachten wollen, Fräulein Werner," hob er an.

Sie sah herzlich zu ihm auf. „Als ein solcher haben Sie sich mir in schwerer Zeit erwiesen; ich danke Ihnen," antwortete sie warm.

„Darf ich in der genannten Eigenschaft mir die Freiheit nehmen, mich nach Ihren Bestimmungen für die Zukunft zu erkundigen?" fragte er ebenso.

Sie errötete leicht. „Für einige Wochen werde ich wohl hier bleiben, um alles zu ordnen," sprach sie nach kurzer Pause, „dann möchte ich, so Gott will, eine Stelle als Gesellschafterin annehmen, die sich mir bereits geboten hat."

„Und sind diese Aussichten befriedigende für Sie, Fräulein Werner?"

Die Röte ihres Gesichtes stieg. „Ich glaube, man kann in jeder Lage lernen, befriedigt zu sein," entgegnete sie leise. „Allein hier bleiben kann ich nicht, auch war die Wahl meines Berufes als Näherin lediglich den Verhältnissen entsprungen."

„Eine Thatsache, welche jeder, der Sie kennt, längst eingesehen hat," lächelte er. „Erscheint Ihnen das Leben als Gesellschafterin einer alten Dame lockender?"

„Ich glaube, ja," antwortete sie ruhig. „Doch habe ich auch diesmal mehr das Zweckmäßige meiner Handlung, als irgend welche Annehmlichkeit im Auge gehabt."

Der Doktor sagte nichts darauf. Er machte einen Gang durchs Zimmer, roch an einer Blume, welche am Fenster stand, schaute hinaus, als suche er etwas, und stand dann plötzlich wieder vor dem Mädchen. „Johanna," sagte er.

Erschrocken über den Ton seiner Stimme blickte sie empor.

„Johanna," wiederholte er noch einmal, „wissen Sie, daß es jemand gibt, dem Ihr Wohl so sehr am Herzen liegt, daß er mit tausend Freuden alles, was er besitzt, für Sie dahingeben könnte?"

Das Mädchen unterdrückte einen Schrei. Wie damals, als Lambert Hiller um sie geworben, falteten sich unwillkürlich ihre Hände.

„Lassen Sie es mich aussprechen," fuhr der Doktor, ihr Benehmen günstig deutend, schnell fort, „daß ich Sie lieb habe und gekommen bin, um Ihr Herz und Ihre Hand zu werben."

Johanna hatte den Kopf geneigt, sie blickte nicht auf.

„Meine Verhältnisse sind so, daß ich Ihnen eine sorgenfreie, ja reiche Heimat bieten kann," sprach der Doktor weiter, „Ihnen und Ihrem Bruder, dessen Ausbildung ich mit Freuden übernehme. Wir haben beide weder Vater noch Mutter, noch andere Verwandte; wollen wir denn in Gottes Namen versuchen, uns eine neue Familie und neues Lebensglück zu gründen." Er neigte sich zu ihr hernieder und bemühte sich, in ihr Gesicht zu blicken. „Haben Sie gar keine Antwort auf meine Fragen?" sagte er innig.

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie entfliehen, dann faßte sie die Hand, die sich bittend nach ihr ausstreckte. „Herr Doktor," sagte sie ernst und bestimmt.

Er ließ sie nicht weiter reden, das eine Wort sagte ihm genug. „Sie dürfen keine Einwendungen machen, Johanna," rief er ungestüm. „Sie haben ganz recht, wenn Sie denken, daß jetzt keine Zeit ist zum Glücklichsein; aber ich mußte ja zu Ihnen kommen, ich darf Sie ja nicht hinausziehen lassen unter fremde Menschen. Gleich will ich Ihnen alles ruhig erklären; jetzt, Johanna, jetzt sagen Sie mir nur das eine: können Sie mich ein wenig lieb haben, können Sie nicht versuchen, mich als den anzusehen, der Ihnen am nächsten steht auf Erden?"

Auf's neue suchte er ihren Blick zu erhaschen, den sie ihm nicht entzog. „Herr Doktor," sagte das Mädchen noch einmal mit großer Ruhe und Festigkeit. Gott weiß es, wie dankbar ich Ihnen bin für alles, was Sie mir bieten wollen, wie hoch ich Ihre Güte schätze, aber er weiß auch, daß ich Ihren Wunsch nie erfüllen kann. Mein Schmerz, Ihnen das sagen zu müssen, ist groß; wollte Gott, der Gedanke an mich hätte niemals Raum gefunden in Ihrem Herzen."

Wie vom Schlage gerührt stand der Doktor da. „Johanna, besinnen Sie sich," sagte er endlich. „Mein Leben war so einsam, ohne Liebe, ohne wahre Freude. Mein Herz schlug Ihnen entgegen, als ich Sie das erste Mal sah. Wie Himmelsluft wehte es mich an aus Ihrem reinen Blick, und wenn jemand im stande sein kann, mich näher zu Gott zu bringen, so sind Sie es. — Johanna, wollen Sie einen so herrlichen Beruf abweisen? Nicht allein für dieses Leben, auch für die Ewigkeit können Sie mir Glück verleihen."

Er hatte mit fester Ueberzeugung gesprochen, doch das Mädchen unterbrach ihn. „Glück für die Ewigkeit," wiederholte sie seine eigenen Worte, „das schenkt allein der Herr. Er gibt es jedem, der ihn bittet, und bedarf dazu nicht der Hilfe schwacher, sündiger Menschenkinder. Möge er es Ihnen verleihen und ein reiches Maß irdischen Glückes dazu."

„So sprechen Sie wirklich Ihr letztes Wort?" rief er außer sich.

„Ich kann nicht anders," war die feste Antwort.

Er zog ihr die Hand vom Gesicht; die Leidenschaft schien ihn zu überwältigen. „Sagen Sie mir um Gottes willen den Grund," bebte es von seinen Lippen.

Sie sah ihm furchtlos aber traurig in die funkelnden Augen, sie fühlte, hier durfte sie nicht zaudern. „Mein Herz gehört für alle Ewigkeit einem anderen," sprach sie langsam.

„Mit einer heftigen Bewegung ließ er ihre Hand los. Zorn und wilder Schmerz loderten in seinen Blicken und tobten in seinem Innern. „Einem anderen! O Gott, warum hast du sie dann in meinen Weg geführt?" klagte er mit einer Stimme, deren Klang dem Mädchen ins Herz schnitt. „Aber so geht es, Vertrauen und Liebe und alles wird zu schanden! Es liegt ein Fluch auf meinem Leben!"

Er erhob sich um zu gehen, aber Johannas Hand hielt ihn zurück. „Sprechen Sie nicht so, Herr Doktor," flehte sie, und aufrichtiges Mitgefühl schimmerte in ihren Augen. „Müssen nicht Gottes Wege uns zum Heil gereichen? Auch mein Los ist schwer, vielleicht schwerer, als Sie denken. Wollen Sie nicht versuchen, ruhiger zu werden und Gott alles anheim zu geben?"

Er lachte spöttisch. „Ruhiger werden? — und Gott alles anheim geben? — Ihm, der mir jeden Wunsch nach Glück versagt? — Nein! das Vertrauen auf Gott ist für immer dahin und du, du, Johanna, bist schuld daran."

Ein Blick, den sie nie vergessen konnte, traf sie, dann riß er sich los und stürmte von dannen.

Weder Johanna noch der Doktor hatten das Geräusch der Fußtritte gehört, welche schon geraume Zeit im Nebenzimmer widerhallten. Als das Mädchen jetzt traurig in sich zusammengesunken dem Doktor nachstarrte, öffnete sich die Thür und Lambert Hiller erschien auf der Schwelle. Es war ihr, als müsse sie die Arme nach ihm ausbreiten, da sie ihn so plötzlich vor sich sah. Seine Haltung war ruhig und edel, sein Antlitz ernst, fast feierlich.

„Johanna, du solltest nicht alles von dir weisen, was der Herr dir schickt, um dich glücklich zu machen," sagte er mild.

Ihr Blick suchte scheu den seinigen, unfähig die Bedeutung solcher Worte zu verstehen.

„Ich weiß, daß Doktor Sprenger dich wahrhaft liebt, ich wußte auch, daß er um dich werben wollte," fuhr Lambert in seiner schlichten Weise fort. „Er ist im stande, dich und den Knaben zu versorgen, er besitzt eine angesehene Lebensstellung; ich frage dich als dein Freund, warum willst du auch seiner Bitte kein Gehör geben?"

„Weil ich ihn nicht liebe," antwortete sie rasch. Sie sah in sein stilles Gesicht, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. „Er denkt, ich solle den Doktor heiraten — so schnell hat er mich aufgegeben," sprach sie mit einer Regung von Bitterkeit zu sich selbst. „Wahrhaft geliebt kann er mich nicht haben, sonst würde er nicht so reden. Er wird nicht lange um mich trauern, sich vielleicht bald in einer anderen Liebe trösten." Solche Gedanken stürmten durch ihr erregtes Herz, jede bessere Einsicht verdrängend. Ihr Stolz bäumte sich in ihr und brachte für den Augenblick alles andere zum Schweigen. Regungslos saß sie da.

„Vergib mir, Johanna," fuhr Lambert fort, „daß ich dich so oft belästigt habe; ich bildete mir ein, daß ich dir nicht ganz gleichgültig sei, sonst hätte ich dich nie mit meiner Werbung gequält."

Er hielt inne, als erwarte er, daß sie etwas sagen werde. Zum letztenmal bot er ihr Gelegenheit, seine Hand zu fassen, die sich so oft schon voll Liebe nach ihr ausgestreckt hatte. — Zum letztenmal ging sie vorüber. —

„Lambert, mein Geliebter!" schrie es in Johannas Herzen, aber über ihre Lippen kam kein Wort.

„Ich muß meinen Weg allein suchen," sagte sie nach einer langen Pause, sich

gewaltsam aufraffend. „Niemand kann mir helfen, darum erweisest du mir den größten Dienst, wenn du dich und mich nicht länger peinigst, sondern mich mir selber überlässest."

Die Hand, welche sie ihm hinreichte, war eiskalt. Trauer und Schmerz brachen so mächtig hervor in seinen Zügen, daß sie fast ihre Selbstbeherrschung verloren hätte.

„Leb' wohl, Johanna," sagte er. „Wenn du je eines Freundes bedürfen solltest, so weißt du, wo du denselben finden kannst. Mein inniges Gebet für dein und deines Bruders Wohl folgt dir, wohin du auch gehst."

Lamberts Augen umflorten sich, als er zum letztenmal auf sie niederschaute, er eilte hinweg.

„Lambert, Lambert!" Johannas Worte verhallten ungehört. Der letzte, entscheidende Schritt war geschehen. Jetzt war sie ganz allein. Sie preßte die Hand auf das Herz, als müsse sie es vor dem Zerspringen schützen.

(Ende des ersten Teils.)



Die Kirche im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Rudolph Sohm.

Unter den Gewittern der Revolution ist das neunzehnte Jahrhundert geboren worden. Die ganze Welt war in Auflösung. Nicht bloß die äußere, sondern ebenso die innere, geistige Welt. Die Aufklärung war gekommen und hatte den Himmel hinweggenommen: nicht bloß den sichtbaren, welcher vor den Entdeckungen der Naturwissenschaft in eine bloße optische Täuschung sich verwandelte, sondern, was mehr war, den unsichtbaren Himmel, welchen der christliche Glaube über die Welt dieses Lebens herrlich, trostbringend ausgespannt hatte. Die feste, gegebene, von der Kirche getragene Weltanschauung, welche in den Zeiten des Mittelalters, und ebenso noch in den Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts den einzelnen empfangen, ihn sicher, unerschütterlich, mit fester Hand durch das Leben geführt hatte, war durch die Zweifel der Philosophie zerstört worden. Und mit dieser festen, religiösen, das sittliche Leben des einzelnen wie der Gesellschaft beherrschenden Weltanschauung war zugleich die überlieferte Grundlage von Staat und Kirche vernichtet worden. Die Folge der Aufklärung war die Revolution.

Das 19. Jahrhundert ward mit einer Frage geboren, mit der Frage: kannst du wieder herstellen, was zerstört ist? Kannst du der in ihrem Innersten erschütterten Gesellschaft die feste Grundlage, kannst du ihr den welterlösenden und welterhaltenden Glauben, den christlichen Glauben wiedergeben? Je nach der Antwort auf diese Frage wird das Schicksal unseres Jahrhunderts sein.

An erster Stelle ist es die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts, welche von der Antwort auf diese Frage handelt.

Die Restauration und die Romantik.

Die Revolution hatte der Kirche in Frankreich auch ihren weltlichen Besitz gekostet: das Kirchengut war vom Staate säkularisiert worden. Auch in Deutschland führten die politischen Ereignisse zu wesentlich dem gleichen Ergebnis. Der Friede von Luneville (1801) trat an Frankreich das linke Rheinufer ab: die dadurch depossedierten erblichen Fürsten sollten aus den Mitteln des Reiches entschädigt werden. So ver-

schwanden die linksrheinischen geistlichen Fürstentümer ohne weiteres. Das Verschwinden auch der übrigen führte der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 in Ausführung jenes Friedensvertrages herbei. Die Entschädigung der durch den Frieden von 1801 benachteiligten weltlichen Fürsten ward durch die Aufhebung und Verteilung der geistlichen Fürstentümer und Herrschaften des Reiches bewirkt. In bezug auf die Besitzungen der reichsmittelbaren (in den weltlichen Territorien gelegenen) Stifte empfingen die Fürsten Vollmacht zur Säkularisation, eine Vollmacht, welche durch das bekannte Edikt vom 30. Oktober 1810 für den preußischen Staat in Gebrauch gesetzt wurde. An die Stelle des eingezogenen Kirchengutes trat ein landesherrliches Dotationsversprechen. Als die Stürme der napoleonischen Zeit vorübergebraust waren, kam es dann zu einer Neueinrichtung der kirchlichen Verhältnisse. Wie in Frankreich durch das Konkordat von 1801 die katholische Kirche neu hergestellt, ihre Gliederung und ihre Erhaltung neu geregelt wurde, so ward durch eine Reihe von Verträgen mit dem päpstlichen Hof (1817 kam das Konkordat mit Bayern, 1821 die Neueinrichtung der katholischen Kirche Preußens durch die Bulle de salute animarum zustande) auch in Deutschland der äußere Organismus der katholischen Kirche wieder aufgerichtet, eine neue Umschreibung der Bistums- und Erzbistumsgrenzen (nach Maßgabe der jetzt gegebenen Landesgrenzen) ins Werk gesetzt und durch landesherrliche Dotation der äußere Bestand der katholischen Kirche sicher gestellt. Der evangelischen Kirche gelang es nicht, eine vor der Willkür der jeweiligen Verwaltung gesicherte gesetzliche Dotation zu erringen. Aber auch hier fand nach Maßgabe des jetzt veränderten (vergrößerten) Territorialbestandes eine Neueinrichtung statt, und in der evangelischen Landeskirche Preußens gelangte ein Kirchenkörper zur Erscheinung, im stande, auch Bewegungen von größerer Kraft und Bedeutung Raum zur Entfaltung zu gewähren. Auf die Revolution war im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die Restauration gefolgt.

Gleichzeitig erhob sich der Geist, welcher den neugeschaffenen Formen inneres Leben geben sollte, der Geist der Romantik, die gewaltige Gegenbewegung des 19. Jahrhunderts gegen die Ideen des 18. Jahrhunderts, — nicht bloß eine Dichterschule, sondern eine breite Geistesströmung bedeutend, welche die Welt der Kunst und Wissenschaft, des Staates und der Kirche weithin fruchtbar überflutete.

Das 18. Jahrhundert hatte sich erfüllt mit der Vergötterung des Individuums, zugleich mit der Vergötterung der frei bewußt, zweckmäßig schaffenden individuellen Vernunft. Ein Rationalismus war die Folge gewesen, welcher nur das als zweckmäßig Erkannte gelten ließ, welcher Religion und Kirche lediglich unter dem Gesichtspunkt praktischer Nützlichkeit (sofern sie Moral erzeugten) begriff, welcher alles Wunderbare als unvernünftig leugnete, welcher mit Recht und Staat willkürlich, revolutionär schaltete, weil nicht dem geschichtlich Gegebenen, sondern nur dem Begreiflichen, dem nach Anschauung der Gegenwart Zweckmäßigen ein Recht des Daseins zugestanden wurde. Diesem individualistischen, Freiheit, Begreiflichkeit, Vernünftigkeit predigenden Rationalismus war schon in einzelnen großen Geistern des 18. Jahrhunderts eine Gegenströmung gegenübergetreten, deren Ziel war, von Vernunft, Aufklärung, Bildung zur Kraft und Einfalt der Natur zurückzukehren. Rousseau war es, welcher der Bildung seiner Zeit sein Naturevangelium entgegensetzte, welcher in den Wilden Kanadas das Ideal der Menschheit entdecken zu können meinte, welcher seine Zeitgenossen lehrte, in der Einsamkeit die Erhabenheit und Schönheit der Natur, das Gold des Ginster, den Purpur der Sonnenstrahlen, die Majestät des Hochgebirges, die Herrlichkeit der Landschaft zu genießen, welcher der aufklärerischen Philosophie gegenüber das unaustilgliche Verlangen des Herzens nach dem lebendigen Gott als den unzerstörbaren Urgrund aller Religion und als den unwiderleglichen Beweis für die Geltung der religiösen Urwahrheiten proklamierte. In diesem gewaltigen Manne, elend als Charakter, aber groß durch die unmittelbare Anschauungskraft genialer Leidenschaftlichkeit, verbanden sich die Ideen, welche einerseits die Revolution erzeugten und andererseits die

mächtigste Gegenwirkung gegen die Revolution hervorzubringen bestimmt waren. Sein contrat social brachte die Verkündigung der Volkssouveränität, welche in Frankreich das Königtum, dann Staat und Kirche vernichtete. Seine Entdeckung der Natur mit ihren Geheimnissen, Wundern, ewigen Kräften, seine Bewunderung der ursprünglichen, durch Kultur noch unberührten Volkskraft und zugleich seine Verteidigung der Rechte des Herzens gegenüber den Beweisführungen des Verstandes machten ihn zum Anfang der Bewegung, welche Staat und Kirche wiedergeboren hat. Unter den Einwirkungen seiner Ideen erfolgte die ungeheure Umwälzung des Geschmackes, welche von der steifen, klassizistischen französischen Manier zu Homer, Shakespeare, zum wahren Verständnis des Altertums und zugleich zu dem ewigen Jungbrunnen volkstümlicher Dichtung zurückführte. Herder entdeckte die Volkspoesie, Goethe schrieb seinen Götz und Werther, und die Jugend Deutschlands suchte in Sturm und Drang von den überlieferten Formen sich zu befreien, um zur Natur, der ewig wahren, zurückzukehren. Aus diesen Anfängen im 18. Jahrhundert ist die Romantik des 19. Jahrhunderts hervorgegangen. Das Individuum und mit ihm der Verstand des einzelnen ward entthront.

Wie entsteht das Recht? Auf diese Frage antwortete das 18. Jahrhundert: durch die zweckbewußte Ueberlegung des vom Naturzustand durch freien Vertragsschluß (contrat social) in den Staats- und Rechtszustand übertretenden Individuums. Das 19. Jahrhundert fand durch den Mund v. Savignys eine andere Antwort auf diese große Frage: das Recht entsteht vielmehr aus der nationalen Rechtsüberzeugung, aus den unbewußt, instinktiv, mit innerer Notwendigkeit wirkenden sittlichen Anforderungen des nationalen Gewissens. Das Volk erzeugt das Recht, aus dunklem Schoß, unwahrnehmbar, unerklärbar. Die Entstehung des Rechtes ist eine positive, geschichtliche, geheimnisvolle, wunderbare Thatsache geworden. Und wie das Recht, so der Staat, so die Sprache, so die Kunst und so auch die Wissenschaft. Nicht der Geist und der bewußte Wille des einzelnen erzeugt diese ganze ideale und soziale Welt, in der wir leben, sondern der Volksgeist, die unbewußt den einzelnen tragende, mit sich fortreißende, überwältigende Gesamtkraft. Der einzelne ist nicht geboren, Souverän, sondern nur geboren, Unterthan, Werkzeug der ihn umgebenden, geschichtlichen, ungeheuren, in Massenbewegung wirkenden Kräfte zu sein.

Der Sinn für das nicht von dem einzelnen willkürlich Gemachte, nicht von des Gedankens Blässe Angekränkelte, der Sinn für das Gegebene, Naturwüchsige, Gewordene, Autoritäre war erwacht. Die reale Welt mit ihren Kräften übte jetzt gerade deshalb, weil sie in die Kategorien des Verstandes nicht aufging, weil sie dem einzelnen überlegen und im letzten Grunde unverständlich gegenübertrat, diesen bestrickenden Zauber auf das der Vernunft übersatt gewordene Jahrhundert. Nicht das Verständliche und Vernünftige, sondern das Unverständliche und Unvernünftige, das Naturtrieb Atmende, Erdgeruch an sich Tragende, Geheimnisvolle, Abenteuerliche, Romanhafte, Märchenhafte, Kindliche, Naive, Unbewußte, das war es, was der Romantik groß und herrlich deuchte, was das 19. Jahrhundert mit Sehnsucht erjagte, in Wissenschaft und Kunst zu hinreißender Darstellung brachte.

Unter diesen Anregungen der Romantik entsprang die heutige Sprachforschung, die heutige Geschichtsforschung, das heutige deutsche National- und Staatsgefühl und das Wiedererwachen des kirchlichen Lebens. Die Sonne religiöser Aufklärung, welche die Ueberlieferungen des Christentums nach ihrer Zweckmäßigkeit und Vernünftigkeit beleuchtet und nur einige kahle Verstandeswahrheiten übrig gelassen hatte, verlor bei hellem Tage ihren Schein. Das 19. Jahrhundert verlangte nicht nach Kritik, sondern nach Ueberzeugung, nach dem Glauben der Väter, nach dem lebendigen Brot, an dessen Stelle man ihm einen Stein geboten hatte. Die Geheimnisse des Christentums fanden wieder Gläubige, Tausende und aber Tausende. Die Schreckensherrschaft, mit welcher die französische Revolution geendigt hatte, die Not der großen Kriegsereignisse,

welche den Anfang des Jahrhunderts erfüllten, in Deutschland insbesondere der mit den Freiheitskriegen verbundene sittliche Aufschwung, all' diese Ereignisse kamen hinzu, um die Furchen tiefer zu ziehen, in denen der Same des göttlichen Wortes aufs neue Wurzel schlagen konnte.

Die christliche Religion kam, tröstete, erquickte. Auf die Zeit der Kritik und des Unglaubens folgte eine Zeit, welche dem geoffenbarten, geschichtlichen, positiven Christentum mit sehnsuchtsvollem Verlangen entgegen kam. Auf den Freiheitsrausch, welcher in der französischen Revolution zu so furchtbarem Ende gekommen war, folgte um so entschiedener das Begehren nach fester, gegebener Autorität, auf die Zeit der Aufklärung das Dürsten nach einem, das Herz erfüllenden, befriedigenden Glauben.

So kam es, daß die katholische und die protestantische Kirche im Anfang unseres Jahrhunderts zu neuem Leben sich erhoben. Der katholischen Kirche kam zugleich die Begeisterung der Romantik für das Mittelalter entgegen. War doch das Mittelalter vor allem die Zeit des Volkstümlichen, Naturwüchsigen, Wunderbaren und zugleich die Zeit der beiden großen, weltbeherrschenden Autoritäten, des Kaisertums und des Papsttums, gewesen. Von diesen beiden Autoritäten war die eine, das Papsttum, noch am Leben. Die gewaltige geschichtliche Größe des Papsttums, der mächtige autoritäre Verfassungsbau der katholischen Kirche, der Pomp des katholischen Gottesdienstes, alle Künste in seinen Dienst rufend, Phantasie und religiöses Gefühl beflügelnd, — übte auf die Romantik einen unwiderstehlichen Zauber aus. Die katholische Laienwelt entflammte sich aufs neue für ihre Kirche, ja, eine ganze Reihe von hervorragenden protestantischen Romantikern (Stolberg, Phillips, Friedrich von Schlegel) trat zum Katholizismus über. Der romantische Katholizismus begann seine Herrschaft. Er trug noch manches von den Ideen des 18. Jahrhunderts an sich. Er versuchte es, den Katholizismus mit der Philosophie der Gegenwart in Einklang zu setzen (Hermes in Bonn). Er besaß eine innere Abneigung gegen Prozessionen, Wallfahrten, Reliquienverehrung und vor allem gegen den Jesuitenorden. Er hielt viel auf die Grundsätze der Konzilien von Konstanz und Basel und protestierte gegen eine unbeschränkte Papstgewalt. Ja, er achtete im Grunde seines Herzens auch den gläubigen Protestantismus für eine Gott wohlgefällige Form des Christentums, und zahlreiche Beziehungen waren zwischen gläubigen Katholiken und gläubigen Protestanten lebendig. Er war ein gemäßigter oder, wie er später (wenig treffend) genannt wurde, liberaler Katholizismus, und war erfüllt von der Ueberzeugung, daß die katholische Kirche und der moderne Staat mit seiner Glaubens- und Gewissensfreiheit keine unversöhnlichen Gegensätze seien. Er meinte sogar, die modernen Freiheitsrechte am besten vom Boden des Katholizismus aus verteidigen und begründen zu können. Mit all' diesen Anschauungen war ein entschieden gläubiges katholisches Wesen verbunden. Der Generalvikar Wessenberg von Konstanz stellte den voll ausgeprägten Typus dieses romantischen Katholizismus in einer bedeutenden, weithin wirkungsvollen Persönlichkeit dar. Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts ist dieser gemäßigte Katholizismus, namentlich in Deutschland, der herrschende gewesen. Dann erst sollte er durch den Ultramontanismus überwältigt werden.

Dem romantischen Katholizismus stand der romantische Protestantismus zur Seite. Sein großes Werk war die Union der beiden protestantischen Bekenntniskirchen. In Preußen ward die Union durch die Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. vom 27. September 1817 ins Werk gesetzt. Die reformierte und die lutherische Landeskirche Preußens vereinigten sich, indem jede ihr besonderes Bekenntnis beibehielt, zu einer „neu belebten evangelischen Kirche", deren Ausdruck gemeinsame Kirchenverfassung und gemeinsames Kirchenregiment sowie die gegenseitige Gewährung der Abendmahlsgemeinschaft waren. Eine große Zahl von Landeskirchen ist dem gegebenen Beispiel gefolgt, zum Teil unter Aufhebung der formalen Geltung der Bekenntnisschriften (so in Baden 1821). Die treibende Kraft, welche der Union Leben gab, war die in weiten Kreisen

verbreitete Ueberzeugung von der Unerheblichkeit des Bekenntnisunterschiedes (zwischen Lutheranern und Reformierten) für das kirchliche Leben, zugleich das Gefühl des gemeinsamen Gegensatzes aller Gläubigen gegen die Ungläubigen. Die unionistische Bewegung war die bedeutende Frucht, welche der Pietismus des 18. Jahrhunderts, unter der Decke der Aufklärung in einer Reihe von Kreisen noch lebendig, jetzt im 19. Jahrhundert trug, da er im Bunde mit der romantischen Geistesströmung aufs neue sich entfaltete. Er hat, wie einst, Großes auf dem Gebiet der äußeren und der inneren Mission geleistet und hat, weil er die asketischen Formen des älteren Pietismus und damit das eigentlich „Pietistische" ablegte, in dieser seiner neuen Gestalt als Unionismus um so größere Wirkung auf das geistige und kirchliche Leben der Gegenwart ausgeübt.

Es war ein Irrtum, wenn man gemeint hatte, eine wesentlich religiös bedingte Entwickelung (die Vereinigung verschiedener Bekenntniskirchen) durch kirchenregimentliche Maßnahmen herbeiführen zu können, — und die Kämpfe um die Union haben wiederholt die Schwere dieses Irrtums offenbar gemacht. Es war ebenso ein Irrtum, wenn man die Bedeutung des Bekenntnisunterschiedes für erloschen hielt: die Folgezeit hat es gezeigt. Dennoch hat die Union, aus den Kräften aufrichtig religiösen, christlichen Lebens hervorgeboren, weithin segensreiche Frucht getragen. Ihr Werk war die wechselseitige Einwirkung lutherischen und reformierten Wesens, welche das Kennzeichen der protestantischen Gegenwart darstellt, die Förderung des Austausches der Geistesgaben, der gegenseitigen Mitteilung und Bereicherung. Jetzt zogen die Verfassungsideale der reformierten Kirche (Selbstregiment der Gemeinde durch Presbyterien und Synoden) auch in die lutherischen Kreise ein, jetzt kam umgekehrt die lutherische dogmatisch gerichtete Art des Christentums, das Evangelium von der Rechtfertigung allein durch den Glauben weit allem anderen voranstellend, endgültig auch in den reformierten Kreisen zum Durchbruch.

Die Romantik bedeutete den Sieg, welchen Phantasie und Gefühl über den Verstand davongetragen hatten. Sofern die Romantik der Phantasie neue Nahrung gab, kam sie an erster Stelle der katholischen Kirche, sofern sie die Kräfte des religiösen Gefühls erregte, kam sie vor allem der protestantischen Kirche, dem neu belebten, unionistisch gerichteten, den letzten großen Heilsgütern kräftig zustrebenden Pietismus zu gute.

Der Liberalismus.

Die Romantik ward in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts durch den Liberalismus abgelöst.

Der Liberalismus knüpft an die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts an. Er trägt die Ideen des Rationalismus in sich, aber er hat ihnen eine andere Wendung gegeben. Der Unterschied liegt vornehmlich auf dem Gebiete der politischen Verfassung.

Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts wollte die Leitung der gesamten Kulturentwickelung von einem einzigen Punkt aus und in einem einzigen Sinn. Die Welt sollte auf eine bestimmte Art selig werden, welche von der Staatsgewalt ihr diktiert wurde. In diesem Sinne hatte Joseph II. die aufklärerische Reform der katholischen Kirche durch die Zwangsmittel der Staatsgewalt unternommen. In demselben Sinne hatte Rousseau die Einführung einer (aufgeklärten) Staatsreligion verlangt: wer sich derselben nicht fügen wollte, sollte vom Staatsgebiet ausgeschlossen werden. Das Programm Rousseaus war von der französischen Republik durch Einführung einer „bürgerlich verfaßten" Kirche (ohne Papst und ohne Glaubensbekenntnis) zur Ausführung

zu bringen versucht worden. Ueberall war es die zentrale Staatsgewalt, welche des gesamten geistigen, auch des religiösen Lebens in ihrem Sinne sich zu bemächtigen suchte: die Freiheit der Kirche ward zerstört. Von denselben Ideen aus ward auch die Vernichtung der Korporationsfreiheit (Vereinsfreiheit) unternommen. Keine selbständigen Verbände (wie Gemeinden, Zünfte) mehr neben und außer dem Staatsverband! Der Staat ist alles, der Staat ist omnipotent. Die Aufklärung endigt, obgleich sie von der Freiheit des einzelnen ausgeht, praktisch dennoch in der Despotie sei es des monarchischen, sei es des republikanischen Gewalthabers. Die Aufklärung ist illiberal: sie vernichtet mit der Freiheit des religiösen Lebens und des Vereinslebens die wertvollsten Aeußerungen der Freiheit des Individuums.

Der Liberalismus unseres Jahrhunderts ist aus den Wirkungen hervorgegangen, welche die Zeit der Romantik auf die Ideen der Aufklärung ausgeübt hatte. Er bedeutet einen Ausgleich einerseits zwischen der Freiheit des Individuums und der Autorität, und andererseits zwischen Vereinsgewalt und Staatsgewalt.

Der Liberalismus will die Aufhebung des omnipotenten bureaukratischen Staates, um den parlamentarischen Rechtsstaat an seine Stelle zu setzen. In dieser seiner Gegenbewegung gegen die Anschauungen des vorigen Jahrhunderts hat er die Freiheitsideale der Gegenwart erzeugt, in denen und von denen wir heute alle leben: in dem angegebenen Sinne des Wortes sind wir heute alle liberal.

Der Parlamentarismus der Gegenwart bedeutet die Anteilnahme der Gesellschaft an der Staatsverwaltung, an der Gesetzgebung (Parlament), an der Administration (Provinzialvertretung, Bezirksvertretung, Kreisvertretung, Gemeindevertretung), an der Handhabung der Gerichtsgewalt (Schöffen, Geschworene): unter diesen Bedingungen hat das Individuum seinen Frieden mit der autoritären monarchischen Staatsgewalt geschlossen. Der Rechtsstaat andererseits bedeutet die Sicherung einer bestimmten Rechtssphäre (eventuell durch gerichtlichen Schutz) für den einzelnen und ebenso für den Verein. Der Gedanke der Vereinsfreiheit, als der wertvollsten Aeußerung der Einzelfreiheit, ward aufs neue mächtig hervorgebracht. Das 18. Jahrhundert hatte die korporative Organisation der Gesellschaft zerstört, das 19. Jahrhundert machte sich an das Werk, sie auf allen Gebieten wieder aufzurichten. Aber die Vereinsfreiheit und Vereinsgewalt hatte sich dem modernen Staatsbegriff anzupassen. Der Verein soll frei sein in seinen inneren Angelegenheiten, aber keine Selbstherrlichkeit der Korporation, wie sie einst das Mittelalter gesehen hatte! Vielmehr: innere Freiheit des Vereins unter Aufsicht des Staates und mit voller Unterwerfung des Vereinswesens unter die Staatsgesetzgebung! Der Staat soll nicht mehr omnipotent sein, aber er bleibt souverän: er ist nicht mehr (wie im 18. Jahrhundert) die einzige Gewalt für das Leben der Gesellschaft, aber er bleibt die höchste Gewalt, welcher alle andere Gewalt, auch die Korporationsgewalt, rechtlich untergeordnet ist. Was wir heute als Freiheit des einzelnen bezeichnen und begehren, ist durch diese Ideen des Liberalismus in die Welt gesetzt worden, und in Deutschland war es das Parlament der Paulskirche in Frankfurt a. M., das Professoren-Parlament von 1848, von welchem aus diese Gedanken siegreich ihren Einzug in das öffentliche Leben Deutschlands gehalten haben.

Die vornehmste Anwendung der Vereinsfreiheit war in der Kirchenfreiheit gegeben. Die Kirche sollte frei sein in ihren inneren Angelegenheiten, wenngleich sie der höchsten Staatsaufsicht und in bezug auf ihre gesamte äußere Rechtsstellung der Staatsgesetzgebung unterworfen blieb. Während das 18. Jahrhundert die Kirche als ein Departement des allgewaltigen Staates behandelt hatte, empfing jetzt die Kirche aufs neue innere Selbständigkeit, um jedoch der Souveränität des Staates unterworfen zu bleiben. Die preußische Verfassung von 1850 gab die Losung aus, welche die kirchliche Verfassungsentwickelung von nun an beherrschte: Die Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig.

In diesem Augenblick beginnt die Entwickelung, welche in der evangelischen Kirche

nach Befreiung des inneren kirchlichen Lebens von der Staatsgewalt, nach der Herstellung einer die Kirche vom Staat unterscheidenden und damit innerlich selbständig stellenden Kirchenverfassung strebt. König Friedrich Wilhelm IV. selber erklärte sich bereit, seine Kirchengewalt in die „rechten Hände", nämlich, wie er meinte, in die Hände einer bischöflich verfaßten evangelischen Kirche (unter bloßer Schutzhoheit des Landesherrn) niederzulegen. Doch sind diese seine Pläne „Sommernachtsträume" geblieben, wie er sie selber mit Recht bezeichnete. Die praktische Frucht, welche die auf Loslösung der evangelischen Kirche gerichtete Bewegung bis jetzt getragen hat, liegt vielmehr in der presbyterialen und synodalen Organisation vor uns, welche, in der Mehrzahl der evangelischen Kirchen Deutschlands durchgeführt, den Vertretungskörperschaften der Gemeinde einen Einfluß auf die kirchliche Verwaltung gegeben hat, um mit der Beschränkung der von dem Landesherrn (als oberstem Bischof der Landeskirche) eingesetzten kirchenregimentlichen Organe zugleich eine Beschränkung der Gewalt des Staates über die Kirche anzustreben. Diese Entwickelung kann noch nicht als zum Abschluß gelangt angesehen werden. Sie ist noch in unseren Tagen in der sogen. Hammersteinschen Bewegung zu neuem, bedeutsamen Ausdruck gelangt und wird nicht zur Ruhe kommen, so lange trotz aller presbyterialen und synodalen Formen rein staatliche Faktoren (der Staatsminister, das Parlament) den vornehmsten Einfluß auf die Handhabung der Kirchengewalt ausüben. Es handelt sich darum, die Kirche nicht von dem Landesherrn (als Oberbischof), wohl aber von den Organen des konfessionslos gewordenen Staates zu befreien. Diese Bewegung, deren ideale Berechtigung zweifellos ist, würde noch mehr Kraft und noch größere Aussicht auf Erfolg haben, wenn nicht praktisch die Gefahr bestünde, daß die Selbstregierung der vom Staat befreiten Kirche in Parteiregierung sich verwandelte. Die innere Spaltung des Protestantismus hindert auch hier die kraftvolle Organisation. Und jene Parteiregierung würde keineswegs immer die Regierung der kirchlich gläubigen Partei sein. Jede Parteiregierung aber, vor allem der Wechsel der Parteiregierungen zerstört das Leben der Kirche. Der Anteil des Staates am protestantischen Kirchenregiment erscheint als das ausgleichende Element, welches keine der kirchlichen Richtungen zur vollen Alleinherrschaft gelangen läßt, welches die kirchlichen Parteien nötigt, ihren Kampf, wie es sich gebührt, nicht durch Abstimmungen synodaler Körperschaften und nicht mit rechtlichen Zwangsmaßregeln, sondern mit idealen Waffen, durch Bezeugung des Geistes und der Kraft, zu führen.

Die katholische Kirche brauchte die Verfassung, welche sie vom Staate befreie, nicht erst zu suchen. Sie besaß dieselbe bereits, das großartige Erzeugnis einer fast zweitausendjährigen, stetig in derselben Richtung fortschreitenden Entwickelung. Sie ergriff sofort Besitz von der Kirchenfreiheit, welche ihr von den liberalen Ueberzeugungen der Gegenwart angeboten wurde. In Deutschland und Oesterreich, in Frankreich und Belgien, ja auch in England, wo der katholischen Kirche seit 1829 freie Bahn zur Entwickelung gegeben ward, überall gab der Staat seine Machtbefugnisse in der katholischen Kirche, sei es rechtlich, sei es thatsächlich auf, und es gewann wie der katholische Glaube überall neuen Nachdruck, so der katholische Klerus eine ungeahnte Gewalt, die katholische Kirche eine Tag für Tag der Staatsgewalt mächtiger gegenübertretende Stellung. In Preußen ward durch die Verfassung von 1850 das im preußischen Landrecht niedergelegte Fridericianische System aufgegeben. Nach preußischem Landrecht war der König von Preußen der oberste Gewalthaber auch über die katholischen „Kirchengesellschaften" des Landes: der Papst war rechtlich gar nicht vorhanden und von jeder unmittelbaren Machtäußerung auf die katholische Kirche Preußens abgeschnitten. Durch die Verfassung von 1850 ist der Papst in Preußen in alle seine Rechte neu eingesetzt worden, und für den gewaltigen katholischen Kirchenkörper die freieste innere Bewegung hergestellt. Die reaktionäre Bewegung der fünfziger Jahre kam hinzu. Die katholische Kirche erschien als der Hort der Regierung, als die geborene Vertreterin des Legitimitätsgedankens. Die preußische Regierung schloß ihren Bund mit dem Katholizismus, und

was die Verfassung von 1850 begonnen hatte, ward durch die Verwaltung der fünfziger und sechziger Jahre vollendet. Wie in Preußen das Fridericianische, so ging in Oesterreich das Josephinische System zu Grunde. Schon die Revolution von 1848 brachte durch Proklamierung des Grundsatzes der kirchlichen Selbstregierung den entscheidenden Bruch mit dem überlieferten strammen Staatskirchenrechte. Der Ausgang war das Oesterreichische Konkordat von 1855, welches den Kaiserstaat völlig der katholischen Kirche überlieferte und die im „göttlichen Recht" begründeten Machtbefugnisse des Papsttums für zu Recht bestehend erklärte.

Die eigentümliche Frucht des Revolutionsjahres 1848 war einerseits die volle Ausbildung des modernen Staatsgedankens und der Freiheitsrechte des Individuums, zugleich aber anderseits die mächtige Förderung der katholischen Kirchengewalt und die Wiedererweckung all' ihrer mittelalterlichen Herrschaftsideale. Es war ein Irrtum in dem Ansatz der Rechnung gewesen, wenn einerseits der Liberalismus glaubte, die katholische Kirche gleich einem gewöhnlichen Verein in den vollen Besitz der Vereinsfreiheit setzen zu können, und wenn anderseits die Regierungen glaubten, in der katholischen Kirche die beste Bundesgenossin für die Neuaufrichtung eines starken autoritären Staatsregiments zu finden.

Der Realismus der Gegenwart.

Die Gegenwart geht in die verschiedensten Strömungen auseinander. Aber eins ist all' ihren Geistesäußerungen gemeinsam: das Streben, nicht bloß Vorstellungen, Theorien, Ideale, sondern die lebendigen, in der Wirklichkeit uns umgebenden Kräfte, das Reale, erfahrungsgemäß Vorhandene und erfahrungsgemäß Wirksame in Naturwelt und Geisteswelt zu erfassen. Die Romantik und der Liberalismus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts trugen wesentlich einen idealen, theoretischen Charakter an sich. Nach der Zeit des Idealismus sind wir heute in die Zeit des Realismus eingetreten.

Auf dem Gebiet des Staatslebens kommt dieser Realismus vor allem in der immer mächtiger um sich greifenden **konservativen Bewegung** zum Ausdruck. Der Konservatismus von heute acceptiert den Parlamentarismus und den Rechtsstaat, aber er ist von der abgöttischen Verehrung zurückgekommen, welche der Liberalismus, in seiner Theorie befangen, einst diesen neu von ihm erzeugten Schöpfungen entgegengebracht hat. Der Parlamentarismus, d. h. die Teilnahme der Gesellschaft an der Staatsverwaltung, erscheint uns allen heute unentbehrlich. Aber wir haben gelernt, daß in diesen Vertretungskörperschaften der Gesellschaft nur zu oft egoistische Interessen gewisser Gesellschaftskreise einerseits, und der Dilettantismus anderseits eine hervorragende Rolle spielen. Wir haben gelernt, daß diese „Volksvertretungen" keineswegs immer die wahre Vertretung des Volkes, d. h. des Staates, darstellen, daß immer und zu allen Zeiten die vornehmste, wichtigste und wahrhaftigste Volksvertretung in einem starken **Königtum** gegeben ist, dem geborenen Helfer aller Schwachen und Elenden gegen alle egoistische Uebermacht der stärkeren Gesellschaftskreise. Wir haben gelernt, daß die eigentliche Kunst und Kraft des Regiments niemals solchen Versammlungen, sondern immer nur dem geschulten, gebildeten, genialen einzelnen Staatsmann gegeben ist. Jene Versammlungen, welche die Gesellschaft vertreten, vermögen ein wohlthätiges Korrektiv, eine heilsame Schranke der regierenden Gewalt, aber niemals den Träger aus eigener Initiative hervorgehenden positiv schöpferischen Staatsregiments darzustellen. Die Kraft des Staates ist und bleibt die Monarchie und ihr Beamtentum, und auf dieser durch die Erfahrung gegebenen Erkenntnis der wirklich den Staatsaufgaben gewachsenen Mächte ruht das Wesen des Konservatismus und zugleich seine geistige Gewalt. Es ist dieselbe Bewegung, welche auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete zu einem Ablenken

von der reinen, abstrakt durchgeführten wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen und zur Erkenntnis der von Königtum und Staat auch hier zu lösenden großen Aufgaben geführt hat.

In der evangelischen Kirche ist der realistischen Richtung der Gegenwart die konfessionelle Bewegung entsprungen, welche, seit den vierziger Jahren immer entschiedener auftretend, eine Reaktion zugleich gegen die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts und gegen den durch theoretische und gefühlsmäßige Ideale mitbestimmten Unionismus darstellt. Das Bekenntnis ist die geschichtlich gegebene Grundlage der Kirche, zugleich ein faßbarer, deutlicher Ausdruck der aus der göttlichen Offenbarung geschöpften Wahrheiten, welche in ihr lebendig sind, eine feste Burg, um alle Angriffe von links und rechts abzuschlagen. Das Bekenntnis ist die in Wahrheit regierende Großmacht in der Kirche, und diese Großmacht gilt es wiederum auf den Thron zu setzen. Innerhalb der protestantischen Kirche ist es vor allem das lutherische Bekenntnis gewesen, welches sich in weiten Kreisen mit neuem Selbstbewußtsein, neuer Ueberzeugungskraft und kirchlicher Energie erfüllte, und welches gerade durch das Mittel der Union weithin auch auf reformierte Kreise in den unierten Landeskirchen Deutschlands gewirkt hat. Das Glaubensbekenntnis, unter welchem die Kirche der Reformation ihre glorreichen Siege erkämpft hatte, erhob sich inmitten der Gegenwart, — als ein Zeichen, dem widersprochen wurde, aber fähig, die Kräfte echten Christentums fruchtgebend zu erwecken und überall, wo es durch lebensvolle Persönlichkeiten vertreten wurde, das Herz des Volkes unwiderstehlich zu erobern. Der Unterschied, welcher heute noch zwischen der im engeren Sinne sog. konfessionellen und der unionistischen Partei (sog. positive Union) besteht, ist ein verschwindend geringer. Auch die unionistische Bewegung hat ihren festen Standpunkt auf dem Boden des überlieferten Bekenntnisses der Kirche eingenommen.

Die liberale kirchliche Partei hat infolge der realistischen Richtung der Gegenwart ihren Charakter gleichfalls verändert. Hier ist gegenwärtig nicht mehr die philosophische, rationalistisch bestimmte, den Dogmen der Kirche lediglich negativ, aufklärerisch gegenüber stehende Richtung in Herrschaft, wie sie in der Hauptsache durch den „Protestantenverein" vertreten wurde. An die Stelle dieser liberalen Theologie älteren Stils tritt immer entschiedener eine geschichtliche Richtung, welche den geschichtlichen Christus, die Herrlichkeit seiner Persönlichkeit, die Kräfte, die von ihm ausgegangen sind, nicht rationalistisch „erklärend" beiseite zu schieben, sondern im Wege historischer Forschung festzustellen, zu ergreifen, uns vor Augen zu führen sucht, welche der großartigen Geschichte des Christentums mit aufrichtiger Ehrfurcht gegenüber steht, und zugleich vor allem den religiösen Kern zu erfassen bemüht ist, welcher nach ihrer Ueberzeugung hinter dem Glauben der Kirche als Inhalt des ursprünglichen Christentums sich verbirgt. Immer ist hier die Gefahr vorhanden, daß der Forscher aus einem Theologen zum Historiker wird und Christum sowie das Christentum nicht als eine ihn selber persönlich unmittelbar angehende Thatsache, sondern lediglich als große Gegenstände geschichtswissenschaftlicher Untersuchung vor sich sieht. Aber bei der Mehrzahl der Vertreter solcher liberaler Theologie ist heute mit der historischen die religiös-ethische Richtung eng verbunden. Auch der liberale Protestantismus sucht heute in seiner Mehrheit das Wesen der Religion nicht in gewissen Vernunftwahrheiten, sondern in dem positiven, geschichtlich gegebenen Christentum, wenngleich er es unternimmt, den Inhalt des letzteren in neuer Weise zu bestimmen.

So stellt auch der liberale Protestantismus, soweit er lebenskräftig voranschreitet, heute die Richtung der neueren Zeit auf das positiv Christliche dar, und ist diesem Umstande die Wirkung zu verdanken, welche auch der Liberalismus in Förderung des kirchlichen Interesses und Lebens geübt hat. Dennoch ruht der Aufschwung, welchen das evangelische kirchliche Wesen in unserer Zeit genommen hat, weitaus an erster Stelle auf der konfessionellen und der positiv-unionistischen Bewegung. Hier hat die Wiedergeburt des Glaubens und damit auch des Lebens der Kirche

sich vollzogen. Hier sind die Kräfte wirksam, welche die Kirche durch soviel Jahrhunderte siegreich hindurchgeführt. Hier ist der alte Glaube neu aufgerichtet, welcher heilkräftig und lebenspendend auf das Herz des Volkes heute wirkt wie einst. Die kirchliche Kraft, welche dieser positiven, an letzter Stelle auf die Konfession hindrängenden Bewegung innewohnt, hat ihr denn auch die Vorherrschaft in der evangelischen Kirche gegeben. Die beiden Richtungen, in welche sie noch gespalten ist und welche sich noch mannigfach gegnerisch gegenüber stehen, tragen dazu bei, nicht bloß den Kampf, sondern ebenso die gegenseitige Berichtigung und Ergänzung herbeizuführen.

Wie in der protestantischen, so ist auch in der katholischen Kirche seit den fünfziger Jahren immer entschiedener die Richtung auf das geschichtlich gegebene Bekenntnis der Kirche hervorgetreten. Aber dieselbe Geistesrichtung, welche in der evangelischen Kirche eine Neubelebung wahrhaft geistlichen, kirchlichen Lebens bewirkt hat, führte in der katholischen Kirche zu dem mit weltlichen Herrschaftsgelüsten sich erfüllenden Ultramontanismus, welcher keine Zugeständnisse mehr an die Bildungs- und Freiheitsideale der Gegenwart kennt, obgleich er es versteht, die von der modernen politischen Entwickelung ihm dargebotenen Freiheitsrechte für seine Zwecke meisterlich zu benutzen, — welcher namentlich zu gunsten des modernen Staates und zu gunsten des Protestantismus (welcher ihm nur Revolution und Antichristentum ist) keinerlei Abschwächung der katholischen Grundsätze mehr duldet. Der Ultramontanismus ist der konfessionelle, herrschbegierige, unduldsame Katholizismus, welcher aufs neue die volle Unterwerfung des Individuums, der Welt unter die höchste Autorität der Kirche fordert. Der Pontifikat Pius IX. (1846—1878) hat dadurch seine weltgeschichtliche Bedeutung, daß er diese ultramontane Bewegung zum Siege geführt und den romantischen, gemäßigten, sog. liberalen Katholizismus vernichtet hat. Sein Bundesgenosse war der (1814 durch Pius VII. wiederhergestellte) Jesuitenorden, dessen Ideale er verwirklichte. 1864 ward das „Verzeichnis der Irrtümer“ (Syllabus errorum) veröffentlicht, welches den modernen Staat und die moderne Glaubens- und Gewissensfreiheit verdammte. Das entscheidende Ereignis, welches den Sieg des Ultramontanismus besiegelte, war die auf dem vatikanischen Konzil (1870) durchgesetzte Verkündigung des Dogmas von der päpstlichen Unfehlbarkeit, des alten Lieblingsdogmas der Jesuiten. Das Dogma von der Unfehlbarkeit bedeutet, daß auch die dogmatische Entscheidung des Papstes als solche, ohne Zustimmung eines allgemeinen Konzils, für die ganze Kirche verbindlich ist, sobald der Papst ex cathedra, d. h. in der erkennbaren Absicht gesprochen hat, die ganze Christenheit über eine Frage des Glaubens oder der Sitten zu belehren. Eine unendliche Fülle von Konsequenzen schließt dies Dogma in sich, da es die Unfehlbarkeit der Päpste nicht bloß für die Zukunft, sondern als ursprünglichen Glaubensinhalt des Christentums auch für die ganze Vergangenheit definiert. Die sämtlichen Päpste von dem Apostel Petrus an, welcher den Katholiken der erste Papst ist, bis auf die Gegenwart sind nach der durch das Vatikanum geschaffenen Lehre bereits unfehlbar gewesen. So war denn auch z. B. Papst Bonifacius VIII. unfehlbar, als er im Jahre 1302 seine Bulle Unam sanctam an die Christenheit richtete, um die Ueberordnung der geistlichen Gewalt über die weltliche zu proklamieren. Durch das Mittel des Unfehlbarkeitsdogmas erhebt sich das Gregorianische System, erhebt sich die Kirche des Mittelalters gewaffnet aus ihrem Grabe, um ihre einstige Herrlichkeit von der lebendigen Welt der Gegenwart zurück zu fordern.

Der gemäßigte Katholizismus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, welcher die Vereinbarkeit des Katholizismus mit den Ueberzeugungen der Gegenwart, mit dem modernen souveränen Staat und der modernen Glaubens- und Gewissensfreiheit behauptet hatte, war auf dem vatikanischen Konzil durch die Verkündigung der Unfehlbarkeit zum Tode verurteilt worden. Ein Aufschrei des Schreckens ging durch die gebildete katholische Welt, vor allen Dingen in Deutschland. Der romantische Katholizismus war noch da. Er empörte sich gegen das neue Dogma, welches zu glauben ihm im Wege

formaler Gesetzgebung auferlegt wurde. Die Antwort, welche er auf das vatikanische Konzil gab, war der Altkatholizismus, welcher das vatikanische Konzil für ungültig und das Dogma von der Unfehlbarkeit für unverbindlich erklärte. Doch vergeblich. Das vatikanische Konzil hatte in allen Stücken die rechtlichen Erfordernisse eines allgemeinen Konzils erfüllt. Dem Beschluß des Konzils war dann in allen Teilen der katholischen Welt die Annahme des neuen Dogmas auf dem Fuße nachgefolgt. Die Kirche hatte gesprochen, und an die Kirche und ihre Lehre glauben, das heißt ein Katholik sein. Vom Boden des Katholizismus aus war das neue Dogma unangreifbar, weil die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche die Grundlehre des Katholizismus ist. Gegen dieses Dogma hatten die Reformatoren ihren gewaltigen Angriff gerichtet und die protestantische Welt von der formalen gesetzgeberischen kirchlichen Lehrgewalt befreit. Jetzt zeigte sich lediglich, zu welchen Folgerungen die Unfehlbarkeit der Kirche führte. Das Vatikanum war die notwendige Konsequenz des Tridentinum. Hatte der Katholizismus im 16. Jahrhundert die Reformation abgelehnt, um sich ausschließlich auf das Prinzip der Autorität der Kirche zu stellen, so mußte dies Autoritätsprinzip, die Seele des modernen Katholizismus, seine Vollendung und volle Entfaltung fordern. Die päpstliche Unfehlbarkeit ist diese Vollendung des tridentinischen Katholizismus: in dem unfehlbaren Papst ist die kirchliche Autorität Fleisch geworden, damit sie jeden Augenblick gegenwärtig, jeden Augenblick bereit sei, dem Individuum und seinen Zweifeln, der Gegenwart und ihrer Kritik mit voller Wirkung gegenüber zu treten

Es war geschichtliche Notwendigkeit, daß das Werk, welches mit dem tridentinischen Konzil seinen Anfang genommen hatte, in dem Ultramontanismus der Gegenwart endigte.

Auch der moderne Staat fühlte sich angegriffen. In Oesterreich ward (1870) das Konkordat von 1855 gekündigt. In Preußen entbrannte infolge des Auftretens einer entschieden ultramontan gerichteten, mit allen Elementen der Opposition gegen das neu gegründete Reich sich verbündenden politischen Partei der Kulturkampf. Die Zentrumspartei sollte angegriffen, aufgelöst, vernichtet werden. Zu diesem Zweck ward der Kampf gegen die katholische Kirche aufgenommen, und zwar durch einen Angriff auf den Punkt, an welchem sie am unverwundbarsten war, auf ihre Organisation. Darin lag der doppelte Fehler der preußischen Maigesetzgebung von 1873, welche überdies, um die Zahl der Mißgriffe voll zu machen, der „Parität" halber, auch der evangelischen Kirche auf den Hals gelegt wurde. Die Maigesetzgebung war der verfehlte Versuch, das geistliche Amt (seine Vorbildung, seine Verleihung, seine Handhabung) in Abhängigkeit von der Staatsgewalt zu bringen. Als ob es möglich wäre, im Wege der Staatsgesetzgebung den ultramontanen Katholizismus, welcher in den Reihen der katholischen Geistlichkeit groß geworden war, in eine Art Staatskatholizismus zu verwandeln! Heute ist der Fehler allgemein anerkannt worden. Die achtziger Jahre haben uns eine rückläufige, „revidierende" Gesetzgebung gebracht, so daß heute von den Maigesetzen nur noch der „Schutt" übrig ist. Aber die Folgen der Maigesetzgebung sind damit nicht aus der Welt geschafft worden. Und diese Folgen sind vor allem an dem ins Maßlose gesteigerten Selbstgefühl des Katholizismus sichtbar. War es ihm, und zwar vornehmlich unter der Führung seines „Friedenspapstes" Leo XIII. (seit 1878), doch gelungen, den mächtigsten Staat der Gegenwart und den größten Staatsmann des Jahrhunderts zu besiegen! Der Sturm des Kulturkampfes ist vorüber, aber noch braust das Meer des Katholizismus in mächtigen, langgezogenen Wellen. Er hofft, vor allem in Deutschland, den Protestantismus zu überwältigen. Eine katholische Presse ist groß geworden, um mit allen Mitteln den Protestantismus zu verunglimpfen und den Katholizismus als den einzigen Hort der Wahrheit erscheinen zu lassen. Der Presse steht eine wissenschaftliche Litteratur zur Seite, welche mit der gleichen Entschiedenheit die Verherrlichung des Papsttums und die Beschimpfung der Reformation sich zur Aufgabe gesetzt hat. Die Waffen hat sie dem Protestantismus entlehnt. In der gleichen, streng

quellenmäßigen Methode, welche von der protestantischen Geschichtschreibung gehandhabt wird, soll nunmehr der Gegenbeweis gegen die protestantische Geschichtsauffassung und der Beweis erbracht werden, daß die Reformation vielmehr das Verderben und das Papsttum das Heil der Menschheit ist. Vergeblich! Das Buch von Janssen hat lediglich den Beweis geführt, daß es möglich ist, Quellencitate zu häufen und doch der Wahrheit in das Angesicht zu schlagen.

Aber gefährlicher noch als diese Siegeszuversicht des Katholizismus ist das Entgegenkommen, welches die katholische Kirche neuerdings wieder von staatlicher Seite findet. Trotz all der Erfahrungen der Vergangenheit scheinen in Preußen die fünfziger Jahre mit ihrer grundsätzlichen Begünstigung des Katholizismus sich wiederholen zu sollen. Auf die Zeit des Kulturkampfes ist eine Zeit entschiedenster Liebeswerbung um die katholische Kirche gefolgt. Von deutscher Seite ward Papst Leo XIII. als Schiedsrichter in der Karolinenfrage angerufen. Mit welchen Huldigungen ward Bischof Kopp umgeben, als er über die Revision der Maigesetzgebung verhandelte! Wie ist der Ton der Presse, der offiziösen und auch der nichtoffiziösen, wie ist vor allen Dingen der Ton der Verwaltung gegen die katholische Kirche ein so ganz anderer geworden!

Es ist erklärlich, daß die protestantische Gegenströmung täglich mächtiger wird. Aus der Ueberzeugung, daß es eines Kampfes bedarf, und daß es gilt, gerüstet zu sein, ist der evangelische Bund hervorgegangen, zu welchem sich Männer der verschiedensten kirchlichen Stellung verbunden haben, — wenngleich es leider auch hier nicht möglich gewesen, die volle Einigkeit hervorzubringen. Von der gleichen Ueberzeugung ist die sogenannte Hammersteinsche Bewegung getragen, von der schon vorhin die Rede war. Sie will eine rein kirchliche Organisation, Befreiung von der Herrschaft staatlicher Organe, um die Kirche leistungsfähiger für die großen Werke der inneren Mission und zugleich für den weltgeschichtlichen Kampf mit dem Katholizismus zu machen.

Die Zuversicht aber des Protestantismus ist nicht jenes Bündnis, noch diese Organisation, sondern das Evangelium von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Das ist die unzerstörbare Kraft unserer Kirche, durch welche sie leben wird bis an das Ende der Tage. Kampf wird ihr nicht erspart werden. Aber den Kampf scheut sie nicht. Mit der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas hat der Katholizismus einen Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht. Weiter kann das Autoritätsprinzip nicht mehr gesteigert werden. Nachdem diese äußerste Spitze erreicht worden ist, muß notwendig ein Rückgang folgen, und gerade die Uebertreibung des Autoritätsprinzips wird die treibende Kraft zu diesem Rückgang sein. Wir haben sie kommen sehen im Laufe dieses Jahrhunderts, die Wasser des Ultramontanismus. Sie sind nicht von Ewigkeit her, sie sind von gestern. Erst in den fünfziger Jahren sind sie groß und größer geworden. Wie sie gekommen sind, so werden sie wieder gehen, und eins ist gewiß: gegen die evangelische Kirche werden sie ohnmächtig sein, denn unser Haus ist auf einen Felsen gegründet, — auf Christum, unsern Herrn.

Die Kirche und die Gesellschaft.

Suchen wir den großen Gang der Entwickelung, wie er seit den Zeiten des Mittelalters bis auf unsere Tage für die Stellung der Kirche zu den übrigen Großmächten der menschlichen Gesellschaft sich vollzogen hat, rückblickend zu überschauen, so nehmen wir wahr, daß in der Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche um die Mitte unseres Jahrhunderts eine große Epoche ihren Abschluß gefunden hat. Einst stand der noch unmündige Staat unter der Herrschaft der Kirche. Es war die Zeit Gregors VII. und Innocenz III. Dann hat der mündig, ja allgewaltig werdende Staat

die Kirche seiner Herrschaft unterworfen: eine Entwickelung, welche im 14. Jahrhundert anhebt, um im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt zu erreichen. Wir sehen zuerst den Staat durch die Kirche, sodann die Kirche durch den Staat beherrscht. Diese Formen des Verhältnisses von Staat und Kirche haben sich beide ausgelebt. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts ist eine Bewegung in den Vordergrund getreten, welche, wenngleich unter schwerem Ringen, die Befreiung des eigentümlich kirchlichen Lebens vom Staat, und ebenso des eigentümlich staatlichen Lebens von der Kirche, in diesem Sinne die freie Kirche im freien Staat sich als letztes Ziel gesetzt hat, — eine Bewegung, der die allgemeine Entwickelung des Korporationswesens zu Hilfe kommt, deren Idee heute ist, die innere Freiheit des Vereinslebens mit der Souveränität des modernen Staates zu vereinigen.

Der Staat ist nicht die einzige, ja nicht die mächtigste Macht, mit welcher die Kirche sich auseinanderzusetzen hat. Weit mehr als vom Staat ist die thatsächliche Stellung der Kirche von den vorherrschenden Anschauungen der Zeit, von dem allgemeinen Gang der Bildung und Gesittung abhängig, mit welchem sie in unausgesetzter Wechselwirkung sich befindet. Hier ist das Gebiet, wo die Kirche den Beruf hat, die ihr eigentümliche Kraft voll zu entfalten, und wo sie zugleich seitens anderer geistiger Mächte ihrerseits die stärkste Einwirkung erfährt.

Die Gegenwart zeigt auch in dieser Hinsicht ein neues Gepräge. Die großen herrschenden geistigen Strömungen der früheren Jahrhunderte sind entweder von der Kirche selber hervorgebracht, oder sie sind von der Kirche geteilt worden, so daß die Kirche der früheren Jahrhunderte die gleiche geistige Farbe trägt, wie der Strom der Zeit, in welchem sie sich befindet. So hat im Mittelalter und auch im Zeitalter der Reformation die für die ganze Zeit den Ton angebende Geistesströmung in der Kirche ihren Ursprung genommen. Der Humanismus, welcher eine Zeitlang der Kirche selbständig gegenüberstand, ist durch die Reformation in den Dienst der protestantischen Kirche gezogen worden. Umgekehrt hat im 18. Jahrhundert die Kirche den Rationalismus der Aufklärungs-Epoche in sich aufgenommen, und ist damit ihrerseits der weltlichen Bildung dienstbar geworden. Wir sehen zunächst die Bildung beherrscht durch die Kirche, sodann die Kirche beherrscht durch die Bildung ihrer Zeit. Auch hier scheint jetzt die große Trennung sich vorzubereiten. Dem Aufschwung des kirchlichen Lebens, welchen unser Jahrhundert gebracht hat, ist eine seit der Mitte des Jahrhunderts immer mächtiger werdende Gegenströmung gegenübergetreten, welche der kirchlichen und christlichen, ja der religiösen Weltanschauung überhaupt feindlich entgegentritt, welche, nicht auf die Naturwissenschaft (denn diese vermag auf solche Fragen überhaupt keine Auskunft zu geben), sondern auf Naturphilosophie gegründet, es unternimmt, ein Weltbild zu entwerfen, — das materialistische, — in welchem Gott und Geist, und damit die Voraussetzungen von Religion und Sittlichkeit überhaupt verschwunden sind.

Während noch im vorigen Jahrhundert die gebildete Gesellschaft in bezug auf ihre Weltanschauung ein einheitliches Gepräge trug, zu dem gemeinsamen Bekenntnis von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sich zusammenfindend, geht heute durch die gebildeten Kreise ein tiefer Riß. Auf der einen Seite ist der kirchliche Glaube mit seinem positiv-christlichen Inhalt wieder eine Macht, eine weithin wirkende Macht geworden, vor welcher die Religion der Aufklärung verschwunden ist. Dieser Seite gehören alle kirchlichen Richtungen an: auf dem äußersten rechten Flügel der katholische Ultramontanismus, auf dem äußersten linken Flügel die liberale protestantische Theologie. Auf der anderen Seite hat sich der Unglaube erhoben, weite Kreise beherrschend, immer entschiedener sich geltendmachend, um nicht bloß den kirchlichen Glauben, sondern überhaupt den Glauben an einen persönlichen Gott abzuthun und die ganze Welt als Resultat einer rein mechanischen Entwickelung zu begreifen.

Und dieser Konflikt der beiden entgegengesetzten Weltanschauungen ist bereits aus

den Kreisen der Gebildeten in die Massen der Nation hinausgetragen. Daraus ergibt sich die Situation und zugleich das Verhängnis der Gegenwart.

Die Geschichte der Kirche ist stets zugleich die Geschichte der Grundlagen des sittlichen Volkslebens gewesen. Der Geist der gesamten abendländischen Kulturentwickelung spiegelt in der Kirchengeschichte sich wider. Sage mir, wie dein Glaube ist, so will ich dir sagen, wes Geistes Kind du selbst bist. Sage mir, wie deine Kirche ist, so will ich dir sagen, wes Geistes Kind dein Volk ist. Nicht was der Mensch weiß, sondern was der Mensch glaubt, bestimmt den Wert des Menschen und gibt seinem Dasein Kraft und Inhalt. Das ganze Gebiet der Sittlichkeit ist ein Gebiet des Glaubens, dieser unbeweisbaren, unmotivierbaren, nicht durch die Logik noch durch den Verstand verfechtbaren, lediglich kategorischen, nur durch ihren Inhalt, nicht durch Gründe Zustimmung fordernden Ueberzeugungen. Aber gerade diese Ueberzeugungen sind es, welche die Charakterenergie des Individuums und der Nation hervorbringen, von denen der einzelne lebt wie sein Volk. Wir leben nicht von dem Sichtbaren, sondern von dem Unsichtbaren, welches keines Menschen Ohr gehört, keines Menschen Auge gesehen und noch von keines Menschen Verstand begriffen worden ist.

Die Geschichte der Kirche ist die Geschichte der Vergangenheit. Ihre Geschichte wird auch die Geschichte der Zukunft sein. Die Summe der Kirchengeschichte ist der Satz, daß die Mächte, welche über die Entwickelung der Gesellschaft entscheiden, nicht in der verstandesmäßigen Erkenntnis, sondern in dem religiösen und sittlichen Leben liegen, und daß die Großmacht unter allen sittlichen und religiösen Mächten im Christentum zur Welt geboren worden ist.

Die Situation.

Wem soll ich unsere Gesellschaft vergleichen? Ich vergleiche sie dem Erdball, auf dem wir wohnen. Eine dünne Rinde um einen ungeheuren feurig-flüssigen, vulkanisch gährenden, revolutionären Kern. Aeußerlich alles Ordnung, Friede, Blühen und Gedeihen; aber ein Moment, und die elementaren titanischen Kräfte der Unterwelt haben die ganze Herrlichkeit in Schutt und Asche verwandelt. Nur wenige sind es, welche die besitzende, regierende, genießende, am öffentlichen Leben Anteil nehmende Gesellschaft bilden; die Masse stellt den Lastträger, zugleich den übermächtigen Feind der Gesellschaft dar.

So ist es zu allen Zeiten gewesen. Die Gesellschaft pflegt sich in dem Wahne zu gefallen, daß sie das Volk sei und daß ihre Interessen mit den Interessen des Volkes identisch seien, bis eine revolutionäre Erschütterung des Bodens, auf dem sie stand, ihr zeigte, daß sie nicht das Volk war, sondern nur die dünne Rinde um den feurig gährenden Kern.

Im Mittelalter bildeten nur zwei Stände die Gesellschaft: Adel und Geistlichkeit. Sie waren die allein besitzenden und die allein regierenden Klassen. In ihren Händen war der Grundbesitz, das einzige Besitztum, welches dem Mittelalter bekannt war, und mit dem Grundbesitz war im Mittelalter die obrigkeitliche Herrschaft verbunden. Sie waren auch die allein gebildeten Klassen: außer den kirchlichen und ritterlichen Kreisen gab es im Mittelalter keine selbständige Bildung. Sie identifizierten sich mit der Nation. Ihre Geschichte erschien als mit der Geschichte der Nation gleichbedeutend. Der dritte Stand war noch geistig leistungsunfähig und darum auch regierungsunfähig und von der Gesellschaft des Mittelalters ausgeschlossen.

Die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts war die erste große Bewegung gewesen, an welcher, und zwar gerade in Deutschland, das Bürgertum selbständig entscheidend sich beteiligte. Die Reformation schloß in den deutschen Städten mit dem

Humanismus ihren Bund, und mit der lutherischen Kirche wuchs eine deutsche nationale Bildung empor, welche bestimmt schien, die geistige Großmacht der deutschen Zukunft zu werden. Aber dieser ganzen Entwickelung ward durch den dreißigjährigen Krieg ein jähes Ziel gesetzt. Elend, gebrochen, entkräftet ging die Nation aus dem furchtbaren Jammer des großen Krieges hervor. Sie war bettelarm geworden, wirtschaftlich und geistig. War sie im 16. Jahrhundert die geistige Führerin der Völker des Abendlandes gewesen, jetzt war das Szepter von ihr genommen worden. Anstatt der deutschen Bildung trat seit dem 17. Jahrhundert die Bildung Englands und Frankreichs beherrschend in den Vordergrund. In England war die Philosophie groß geworden, aus welcher die Aufklärung hervorging, deren Inhalt dann durch die französische Litteratur im 18. Jahrhundert Gemeingut des gebildeten Europa wurde. Auch Deutschland ward ein Lehrling und Sklav der Bildung, welche von Frankreich her uns dargeboten ward.

Aber diese Bildung trug die Revolution unter ihrem Herzen. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hatte aufs neue eine Entdeckung gemacht, welche bereits in der Bildung des Altertums und in dem Humanismus des 15. Jahrhunderts keimartig enthalten gewesen war, die Entdeckung des Menschen: daß auch in den Kleidern des Adligen ebenso wie in dem Talar des Geistlichen nur ein Mensch stecke, derselbe Mensch, wie in dem Rock des Bürgerlichen, nicht besser geboren, nicht besser beanlagt, nicht besser berechtigt. Die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kam auf und eroberte die Welt. Sie war schon immer dagewesen, vor allem das Christentum hatte sie gelehrt. Aber nun ward sie zu einer Macht des öffentlichen Lebens, und der Impuls, welchen sie jetzt in sich trug, war nicht die Liebe zum Nächsten, sondern der Haß gegen die Bevorrechteten. Noch galt die alte Gesellschaftsordnung, noch war die Macht des Gemeinwesens in den Händen von Adel und Geistlichkeit, in Frankreich noch mehr als in Deutschland. Aber der dritte Stand hatte sich selber mit der ganzen Kraft, die er in sich trug, wahrgenommen. Er fühlte sich als die Nation, er war der Vertreter der Idee, welcher das Jahrhundert gehörte: der berauschenden Idee der Freiheit und Gleichheit. Ein neues geistiges Prinzip, ein Gedanke war da, welcher bereit war, den dritten Stand jetzt endlich zum Herrn der Gesellschaft zu erheben.

Der Boden zitterte, und mit einem Schlage war die Gesellschaftsordnung, welche ein Jahrtausend lang das Abendland beherrscht hatte, vernichtet. Weshalb so plötzlich? Weshalb so mit einem Mal, daß Adel und Geistlichkeit fast nicht einmal zur Verteidigung ihrer altererbten Privilegien gelangten? Lediglich deshalb, weil die herrschenden Stände, Adel und Geistlichkeit, selbst von der Idee erfüllt waren, durch welche ihre ganze Machtstellung vernichtet werden sollte. Die Gedanken der Aufklärung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren in den Salons der Vornehmen groß geworden, und die herrschenden Klassen waren es, welche durch ihre Litteratur sich selbst den Untergang predigten. Die Schlacht war schon entschieden, bevor es noch zum Schlagen kam; denn die Ideen sind es, welche die Weltgeschichte regieren. Der dritte Stand fand keinen widerstandsfähigen Gegner, weil er nur das Urteil vollstreckte, welches die herrschenden Stände selbst bereits gesprochen hatten.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist der dritte Stand immer entschiedener in die Herrschaft über das Gemeinwesen eingetreten. Er ist heute die Gesellschaft. In seine Reihen sind Adel und Geistlichkeit wesentlich unterschiedslos aufgenommen worden. Er setzt sich als gleichbedeutend mit dem Volk. Als Volksrechte hat er die Befugnisse in Anspruch genommen, welche die konstitutionellen Staatsverfassungen ihm gewähren. Mit seinen Interessen will er die Interessen der Nation verteidigen, und wenn seine Rechte im Staat gewahrt sind, so scheint ihm das Ziel der nationalen politischen Entwickelung erreicht.

Und doch ist der dritte Stand nicht das Volk. Er ist in derselben Selbsttäuschung befangen, wie einst Adel und Geistlichkeit. Der dritte Stand macht nur die

zehn Prozent der Bevölkerung, ihm stehen die neunzig Prozent der „Enterbten“, die ganze Volksmasse gegenüber. Auch der dritte Stand ist nur die dünne Rinde um den ungeheuren Kern.

Die Proletarier sind das Volk! Die Besitzlosen und die Ungebildeten sind das Volk! Sobald allein das Kopfzahlprinzip entscheiden soll, so stellen die Rechte und Interessen des dritten Standes vielmehr den Gegensatz der Volksrechte und der Volksinteressen dar. Der vierte Stand ist das Volk!

Und schon hat der vierte Stand sich selbst erblickt. Er hat sich selbst bereits als das eigentliche Volk erkannt. Die Arbeiterbataillone sind im Begriff, sich zu formieren, um den Monarchen der Gegenwart, den dritten Stand, von seinem Thron zu stoßen. Immer lauter kündigt sich die Bewegung an, deren Ziel ist, die ganze Gesellschaftsordnung, Staat, Kirche und Familie zu zerstören, weil alle diese Träger unserer Bildung und Gesittung den Führern des Anarchismus lediglich als die Machtmittel des auf den Tod gehaßten Gegners, des dritten Standes, erscheinen.

Wird der dritte Stand dem Andrängen des vierten Standes gegenüber fähig sein, sich erfolgreich zu verteidigen? Werden wir im stande sein, nicht bloß unseren Besitz, sondern was weit mehr ist, unsere Religion, unsere Familie, unsere Bildung, unsere Freiheit gegen die anstürmenden Massen mit starker Hand zu schützen? Mit anderen Worten: wird die Revolution des 19. Jahrhunderts, der wir entgegen zu treiben scheinen, ein anderes Ende nehmen, als die des achtzehnten?

Eins ist gewiß: daß nämlich die Entscheidung nicht durch die Bajonette und nicht durch äußere Machtmittel, sondern allein durch die Stellung gegeben werden wird, welche wir, welche unsere Gesellschaft zu der großen Geistesströmung, zu den Ideen einnehmen, deren Geschichte die Geschichte unseres Jahrhunderts sein wird.

Auch das 19. Jahrhundert hat eine Entdeckung gemacht, die Entdeckung der Materie: nämlich, daß die Materie Gott ist. Dieser ganze wunderbare Himmel mit all' den Sternenwelten, welche er einschließt, wer hat ihn geschaffen? Die Materie. Wir selbst, noch wunderbarer, unergründlicher Kräfte und Geheimnisse voll, eine Welt von Liebe und von Haß, von Sünde und von unauslöschlicher Gottessehnsucht in uns tragend: wer hat uns geschaffen? Die Materie. Unser Leben, wer führt es, unser Schicksal, wer wird es bestimmen, unser Glück und Elend, Leben und Tod, wer wird darüber zu Gericht sitzen? Immer wieder die Materie, die erbarmungslose, die unerbittliche, in das eiserne Gesetz der Notwendigkeit geschmiedete, tote, unbewußte, absolut dumme Materie. Nicht ein bewußter Wille regiert die Welt, sondern das Unbewußte, nicht die göttliche Weisheit, sondern die vollkommene Unweisheit. Ein Spiel der Atome, das ist alles. Mit einem Mal ist die Welt tot und hat die Sonne ihren Schein verloren. Nehmen wir Gott aus der Welt, so ist mit dem lebendigen Gott auch die uns tragende, unserem Geist verwandte, sympathisch uns erquickende Welt verschwunden. Ein Räderwerk ist übrig geblieben. Ja, wir selbst sind tot. Unser Leben ist eine Selbsttäuschung, unser Geist ist nicht da, nur der Leib, mechanisch fungierend, nicht denkend, sondern phosphoreszierend, irrlichterierend, ist übrig geblieben. Nicht wir sind es, die uns selbst beherrschen und bestimmen, sondern die unwandelbaren Gesetze der Materie. Eine mechanische Entwickelung hat uns geschaffen, eine ebenso mechanische Entwickelung wird uns vernichten. Was sind wir? Eine Welle in dem endlosen Meer der Materie auftauchend, um auf ewig wieder zu verschwinden. Die ganze Welt ist ein offenes Grab geworden und der Weltfrost schauert uns an.

Eine furchtbare Moral ist aus dieser vermeintlichen Entdeckung des 19. Jahrhunderts hervorgegangen, und schon fehlt es nicht an Stimmen, welche sie öffentlich verteidigen. Diese Moral lautet: Der Kampf um das Dasein ist das Weltgesetz und zugleich das Entwickelungsgesetz. Durch den Kampf um das Dasein wird das Geringe, Schwache, des Daseins nicht Würdige vernichtet werden, das Große, Starke, des Daseins und der Zukunft Fähige aber übrig bleiben. Der Kampf um das

Dasein ist das große Läuterungsfeuer, die Welt von allem Elenden, Mißgeborenen zu reinigen. Also: hinein in diesen Kampf mit aller Kraft! Schaffst du dir Bahn, so bist du der Edlere, Größere, Würdigere. Hinein in diesen Kampf, um das Elende und das Geringe vollends zu zertreten, so arbeitest du mit an der großen und alleinigen Aufgabe der Weltgeschichte. Der einzelne hat seine Kräfte nicht, damit er seinem Nächsten diene, sondern damit er seinen Nächsten umbringe. Wer übrig bleibt im Kampf ums Dasein, der hat recht gehabt. Macht ist Recht. Der Moral des Christentums ist die Moral des Antichristentums gegenüber getreten.

Noch eine andere Nutzanwendung liegt in der materialistischen Weltanschauung enthalten. Gibt es keinen Gott und keinen Geist und kein ewiges Leben, so gibt es auch keine Religion und keine Sittlichkeit und kein Recht. Wie kann die Materie sittlich sein? Wie können den Atomen verbindliche Rechtsgesetze gegeben werden? Der Egoismus, welcher in dem Kampf um das Dasein jedem einzelnen die Kraft gibt, ist das alleinberechtigte Prinzip und die irdische Glückseligkeit das einzige Ziel des Menschen.

Diese Moral ist der Punkt, wo der Materialismus und der Atheismus populär wird. Hier packt er die Volksmassen an ihren mächtigsten Instinkten. Und schon hat dies neue Evangelium des 19. Jahrhunderts seine Gläubigen gewonnen. Schon hören wir die Arbeitermarseillaise mit ihrem Refrain: wir wollen auf Erden glücklich sein und wollen nicht mehr darben. In diesem Evangelium aber liegt die Kraft der Bewegung des vierten Standes gegen uns. Eine Idee ist es, durch welche wir angegriffen werden.

Werden wir der Revolution des vierten Standes gegenüber widerstandsfähig sein? Diese Frage ist mit der anderen identisch: werden wir widerstandsfähig sein gegen die Ideen des Materialismus, welche, einem Sturme gleich, die wogenden Volksmassen gegen uns herantreiben? Die soziale Reform, die wirtschaftliche Gesetzgebung, an der wir heute arbeiten, ist zweifellos von der größten praktischen Bedeutung. Aber ebenso zweifellos liegt hier die letzte Entscheidung nicht. Die letzte Entscheidung liegt vielmehr in den Ideen, welche uns selbst beherrschen, welche wir verteidigen, indem wir zugleich noch weit mehr von ihnen verteidigt oder aber gerichtet werden.

Nun ist gewiß, daß das Christentum eine solche übermächtige geistige Gewalt ist, welche uns in ihren Schutz nimmt, indem wir ihr Panier entfalten. Aber: sind wir noch Christen? Das ist die große Frage, vor welche uns die Gegenwart unmittelbar hinführt. Mit der Beantwortung dieser Frage sprechen wir uns selbst das Gericht. Die Frage lautet genauer: ist unsere Gesellschaft noch christlich, ist der dritte Stand noch getragen von der weltüberwindenden Kraft des christlichen Glaubens? Sobald wir diese Frage stellen, erkennen wir das ganze Verhängnis des Augenblicks.

Wo hat denn die Lehre des Materialismus ihren Ursprung genommen? Gerade in den Kreisen des dritten Standes. Wo wird der Atheismus, verschleiert oder unverschleiert, am eindringlichsten gepredigt? Gerade in den Kreisen der Gebildeten und der Besitzenden. Der Glaube an die Substanz und an die Atome hat den Glauben an den lebendigen Gott verdrängt, und das neue Evangelium von der Selbsterlösung durch Resignation und Selbstvernichtung findet gerade unter den Trägern der heutigen Kultur mehr andächtige Hörer, als das uralte und doch ewig junge Evangelium von der Erlösung durch Jesum Christ. Aus den Kreisen des dritten Standes selbst sind die Gedanken hervorgegangen, welche nun, den Feuerbrand tragend, die Massen des vierten Standes aufreizen gegen den dritten.

Was in den Büchern der Gebildeten und Gelehrten geschrieben ist, das und nichts anderes ist es, was man jetzt auf den Gassen predigt. Mitten unter uns ist der Unglaube groß geworden, welcher die Revolution des 19. Jahrhunderts schürt. Und dem mächtig werbenden Unglauben ist unter uns kein Prophet entgegengetreten, welcher mit der Kraft des Herrn das Ungeheuer der Lüge in den Abgrund geworfen hätte. So

sind wir alle ohne Ausnahme mit verantwortlich, und das Gericht unserer eigenen Sünde schwebt über uns und über unserer Zeit.

Die Bildung des 19. Jahrhunderts, sie ist es, welche sich selbst den Untergang predigt. Wie die Bildung des 18., so trägt die Bildung des 19. Jahrhunderts die Revolution unter ihrem Herzen. Wenn sie gebären wird, so wird das Kind, welches sie mit ihrem Blut genährt hat, seine eigene Mutter umbringen.

So stehen wir jetzt. Eine dünne Decke trennt uns von dem feurigen Abgrund, und die Geister, welche wir selbst gerufen, arbeiten an unserem Verderben.

Gerade in diese Zeit, wo die Gesellschaft des dritten Standes von einem unerbittlichen Feinde, ja noch mehr von sich selbst bedroht ist, mußte der Kulturkampf fallen, den einen Teil der Gesellschaft gegen den anderen in die Waffen rufend. Aber gerade in dem Konflikt der Geister, welcher an den Konflikt von Staat und Kirche sich anschloß, ist in weiten Kreisen, auch in den Kreisen der evangelischen Kirche, das Selbstbewußtsein des Christentums um so lebendiger geworden. Was das Verderben zu sein schien, das mag unsere Rettung werden. Eine aufsteigende Bewegung trägt seit dem Beginn unseres Jahrhunderts bis in unsere Tage das christliche und kirchliche Prinzip empor. Noch ist in weiten Kreisen der gebildeten Gesellschaft das Christentum lebendig, sei es bewußt, sei es unbewußt. Noch ist trotz aller darwinistischen und materialistischen Bildungselemente die Moral des Christentums die alleinherrschende Großmacht unseres sittlichen Lebens. Noch ist unsere Gesellschaft nicht entchristlicht. Ja, der positive Glaube des Christentums hat aufs neue Scharen von Anhängern unter seinen Feldzeichen versammelt. Noch kann alles gerettet werden. Aber eins ist sicher: nicht unsere Bildung wird uns retten, sondern allein das Evangelium.



Volkswirtschaftsrat und Landeskulturrat.

Von

Friedrich Wilhelm Toussaint in Straßburg i. E.

Trotz der finanziellen Fürsorge der einzelnen Landesregierungen hören die Klagen über die traurigen Zustände in der Industrie und Landwirtschaft, über die Folgen einer mißverstandenen Wald- und Wasserwirtschaft und die zunehmende Arbeitslosigkeit des Volkes in seiner großen Mehrheit nicht auf. Die wirtschaftlichen und sozialen Zeitfragen sind den Ueberlieferungen der bisherigen Staatskunst offenbar über den Kopf gewachsen, und infolge dieser Thatsache haben auch die Lehren der Sozialdemokratie über eine Reform zur anderweiten Verteilung und Bearbeitung des Grund und Bodens einen erweiterten Spielraum in der Bevölkerung gewonnen. — Die Kolonialbestrebungen und die Auswandererfrage stehen hiermit in einem direkten Zusammenhange. — Gern geben wir zu, daß die schnelle Vermehrung der Bevölkerung einen großen Anteil an diesem Mißstande hat, aber wir sind auch der Meinung, daß die Quellen des Reichtums im deutschen Vaterlande noch lange nicht erschöpft sind, sondern hinreichen, um die Mittel zu einer genügenden Produktion für den Bedarf der Massen zu bieten. Es erscheint daher zeitgemäß, mit angemessener Würdigung der bestehenden Gesetze, der wirtschafts-politischen Bestrebungen unserer Nachbarstaaten, sowie der Fülle von intellektuellen Kräften und praktischen Erfahrungen, welche der deutschen Nation zur Verfügung stehen, neuere Gesichtspunkte für eine bessere wirtschaftliche Organisation unseres Volkslebens zu finden, ohne den Schwerpunkt auf die Gründung überseeischer Handelskolonien zu legen oder an Auswanderung zu denken.

Noch haben wir im eigenen Vaterlande, in den Grenzen des deutschen Reiches, genug zu thun, um die uns hier vorliegenden wirtschaftlichen Faktoren richtig verwerten zu lernen. Es handelt sich hier:

1. um die bessere Verwertung der Vegetationskraft im allgemeinen auf Grund der vorliegenden klimatischen und Bodenverhältnisse;
2. um die bessere Benutzung des Reichtums an Holz, Wasser, Dungstoffen und wertvollen Mineralien aller Art;
3. um die staatliche Unterstützung und Organisation der wirtschaftlichen Strebsamkeit der gesamten arbeitenden Bevölkerung des deutschen Reiches.

Richtig benutzt, gewähren diese Faktoren die sicherste Garantie, um der Mißstimmung und Unzufriedenheit vorzubeugen. Denn der wirtschaftliche Grundsatz jeder Familie, jeder Gemeinde und jedes Staates heißt: **Erst leben!**

Die alljährlich sich um 5—600000 Personen vermehrende Bevölkerung des deutschen Reiches darf selbst mit Rücksicht auf die im Laufe der letzten Jahre in den Niederungen der Flußthäler Deutschlands stattgefundenen großartigen Ueberschwemmungen und einzelne Mißjahre, welche ersteren namentlich in den Rheinuferstaaten und in der Weichselniederung Not und Schrecken verbreitet haben, uns nicht abhalten, an die Ausgiebigkeit unserer Erwerbsquellen zu glauben, wenn wir sie nur richtig zu benutzen verstehen. — Denn im Hinblick auf den projektierten Ausbau eines Kanalnetzes, wodurch die deutschen Länder teils in nähere wirtschaftliche Beziehungen zu einander gebracht, teils die Produktivität der angrenzenden Feld- und Wiesenfluren vermehrt werden kann, und endlich mit Beachtung der vielen Tausende von Pferdekräften, welche durch eine zeitgemäße Organisation einer rationellen Wasserwirtschaft zur Förderung der Industrie verfügbar werden, sind auf dem gesamten Gebiete der Volkswirtschaft den Staatsverwaltungen aller davon berührten deutschen Länder großartige Kulturaufgaben nahe getreten, zu deren praktischer Durchführung die thätige Mitarbeit aller Klassen der Bevölkerung notwendig ist. — Natürlich geht es nicht mit der seither landläufigen Parole: „Auf möglichst leichte Weise ohne Arbeit schnell reich zu werden", sondern die möglichst rationelle und fleißige Bearbeitung des Bodens muß das leitende Prinzip der Wirtschaftlichkeit unseres Volkes sein, und wir wiederholen, daß die Lösung der großen sozialen und wirtschaftlichen Fragen unserer Zeit nur mit Hilfe einer direkten Mitwirkung des Volkes gelingen kann.

Hierzu waren die Verhandlungen des deutschen Reichstages, betreffend die Einsetzung eines deutschen Volkswirtschaftsrates, höchst belehrend, und namentlich die folgende Erklärung des Regierungs-Kommissarius, Dr. v. Möller, von großer Wichtigkeit. Derselbe sagte:

„Der preußische Staatsrat, welcher seit 35 Jahren außer Thätigkeit gesetzt ist, war nur zusammengesetzt aus Personen, welche Se. Majestät der König aus alleiniger Entschließung damit betraute. Das ist aber gegenüber der Zusammensetzung des Volkswirtschaftsrates ein fundamentaler Unterschied. Die Staatsregierung hält aber gerade die Zusammensetzung des Volkswirtschaftsrates für eine sehr glückliche, weil die Zahl der Fragen, welche die Landwirtschaft, die Industrie und den Handel gleichmäßig berühren, von Tag zu Tag zunehmen und mit der steigenden Entwickelung aller Zweige des Verkehrs und der Volkswirtschaft immer mehr noch steigen muß. Von den genannten Sondervertretungen erhält die Regierung doch nur Separatberichte, die eine Reihe von wichtigen Differenzen übrig lassen; da fehlt der gemeinsame Boden, auf welchem durch gegenseitigen Gedankenaustausch eine Ausgleichung dieser divergierenden Punkte gesucht werden kann. Eine solche ist aber gerade der Zweck des Volkswirtschaftsrates. Ein Volkswirtschaftsrat ist also kein Staatsrat, sondern nichts weiter, als eine permanente Sachverständigen-Kommission. Ich wiederhole, es ist ein wesentliches Bedürfnis der Regierung, um welches es sich hier handelt. Die Regierung ist bei der heutigen Entwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse ganz außer stande, mit alleiniger Hilfe der Beamten, die ihr zur Verfügung stehen, und ohne beständiges Zurückgreifen in die Kreise derjenigen, welche die wirtschaftliche Thätigkeit ausüben, sich mit irgend welchem Erfolge an die Lösung derjenigen gesetzlichen Aufgaben zu wagen, welche ihr obliegen."

Es handelt sich hier also offenbar um Institutionen, deren Einführung im Interesse einer erweiterten Selbstverwaltung eine wirtschaftliche und politische Notwendigkeit geworden ist. — Es ist sehr erklärlich, daß die Vertreter der goldenen Internationale in dem damals verworfenen Projekt zur Bildung eines Volkswirtschaftsrates für die deutsche Nation einen sehr ins Gewicht fallenden Feind ihrer Interessen instinktiv herausfühlten.

Hatte man in Bayern, Baden und Hessen, wo der Schwerpunkt der Volkswirtschaft in dem rationellen Betriebe der Landwirtschaft liegt, in den landwirtschaftlichen Zentralvereinen freie, direkt von den landwirtschaftlichen Kreis- und Bezirksvereinen

gewählte Körperschaften gebildet, welche zu obigem Zwecke mit den höchsten Staatsbehörden in Beziehung treten, so war man im Königreich Sachsen, wo der Schwerpunkt des wirtschaftlichen Lebens sich mehr der Industrie zuneigt, nur den Bedingungen der Notwendigkeit gefolgt, als man dort einen „Landeskulturrat“ bildete, in welchem außer der Land- und Forstwirtschaft auch die Nationalökonomie, die Naturwissenschaften und das allgemeine Verkehrswesen ihre gesetzliche Vertretung finden. Auch der „Deutsche Landwirtschaftsrat“, welcher alljährlich in Berlin zusammentritt und seine Wünsche dem Reichsamt des Innern kundgibt, ist unter ähnlichen Voraussetzungen gebildet worden.

In allen diesen Körperschaften, welche im wesentlichen die speziell landwirtschaftliche Vertretung der Landesinteressen im Auge hatten, bricht sich in unserer Zeit mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn, daß zur Beförderung einer den gesamten Volkswohlstand hebenden Landwirtschaft auch eine geregelte, damit in Harmonie tretende Wald- und Wasserwirtschaft gehört; letztere namentlich auch zur dauernden Belebung der Industrie und des Handels. In einer, im Verlage von Julius Springer 1882 in Berlin veröffentlichten Schrift*) betreffend „Die ökonomische Verteilung und Benutzung von Boden und Wasser“ habe ich diesen wichtigen Gegenstand in sehr eingehender Weise erörtert und bin dabei zu dem Schlusse gelangt: „Ohne rationelle Waldwirtschaft keine ergiebige Wasserwirtschaft — Mangel an Brot, Fleisch und Arbeit, und somit — keine finanziell gesicherte Staatswirtschaft.“ Dieser mehr allgemeine volkswirtschaftliche Grundgedanke, welcher sich im wesentlichen auf das praktische und traditionelle Wissen und Können des Volkes stützt, findet namentlich in dem französischen, auch in Elsaß-Lothringen geltenden Gesetze vom 25. März 1852, betreffend „die Einrichtung der beratenden Landwirtschaftskammer und des landwirtschaftlichen Generalrats“ sowie in dem Dekret vom 2. Februar 1853 betreffend „die Bildung eines Oberrats für Handel, Ackerbau und Industrie bei der Regierung,“ vortreffliche gesetzliche Unterlagen. Nur mit Hilfe dieses staatswirtschaftlich-technischen Beirats wird es den Regierungen gelingen, an die traditionellen Kulturbestrebungen der verschiedenen Stämme des deutschen Reiches die verbessernde Hand anzulegen. Das allgemeine Wissen und Können auf dem Gebiete der Arbeit muß auch in der Staatsverwaltung zum Ausdruck gelangen, um mit überzeugender Kraft die Maßnahmen zu treffen, welche es gestatten, von jedem Orte des Landes aus mit dem Wirtschaftsbetriebe des deutschen Reiches und dem gesamten Welthandel in Harmonie treten zu können.

Mehr als je handelt es sich darum, durch die Ausführung zeitgemäßer Landesmeliorationen Staatsgelder zu produktiven Zwecken anzulegen, um neue Werte zu schaffen; und hierzu sind die praktischen Erfahrungen erforderlich, welche von den intelligentesten Männern des Volkes auf wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Gebieten gemacht worden sind und fort und fort gemacht werden. — Zu diesem Zwecke sind auch die in meiner Schrift über „Die Wiese, deren Technik, Pflege und ökonomische Bedeutung“ (Breslau 1885) in Vorschlag gebrachten „permanenten Meliorations-Kommissionen“ zu verstehen, welche für jeden einzelnen Kreis oder Bezirk als leitende und kontrollierende Fachbehörden zu bilden sind, um technische Irtümer zu vermeiden, welche oft mit Millionen von der Bevölkerung bezahlt werden müssen. Die Notwendigkeit dieser Mithilfe des Staates und der praktischen Männer des Volkes zur Förderung der Bodenkultur, als der Basis der Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit, hatte man im Königreich Sachsen längst erkannt, und sie hat daselbst in den Gesetzen vom 26. November 1861, betreffend die Einsetzung einer Landeskultur-Rentenbank, und vom 9. April 1872, betreffend die Reorganisation des Landeskulturrates, einen

*) Diese Schrift ist von Sr. Exzellenz dem Minister Dr. Lucius, behufs Veröffentlichung subventioniert worden.

sehr praktischen Ausdruck gefunden. — Diese Gesetze bezwecken im wesentlichen genau dasselbe, was in den obengenannten Dekreten von seiten der französischen Regierung angestrebt wird, das ist die Mitwirkung des Volkes bei allen Fragen, welche sich auf das Arbeitsgebiet desselben beziehen.

In Frankreich hatte man die Notwendigkeit eines derartigen technischen Beirates zur Seite der Regierung schon frühzeitig erkannt, und wurde zu diesem Zweck schon von dem König Heinrich IV. das Fundament zur Einsetzung des durch Dekret vom 5. Juni 1873 gegenwärtig daselbst bestehenden Conceil supérieur du commerce, de l'agriculture et de l'industrie gelegt, welcher letztere, zur Seite des Ministeriums stehende technische Beirat, durch die oben genannten Dekrete vom 25. März 1852, sowie vom 2. Februar 1853, auch mit den Departemental-Verwaltungen Fühlung hat. Wir haben es also hier mit einer ganz ähnlichen Einrichtung zu thun, wie sie z. B. Dr. Richard Kaufmann in einer Denkschrift dem Reichskanzler zur Einführung in den staatlichen Organismus des deutschen Reiches vorgelegt hat. Die Bahn, welche die Regierung des Königreichs Sachsen in der Kulturgesetzgebung eingeschlagen, ist in neuerer Zeit auch im Großherzogtum Hessen betreten worden. Hierzu gehört z. B. der Beschluß des Gesetzgebungsausschusses der zweiten Kammer dieses Landes, wodurch die Regierung ersucht wird: „eine Umarbeitung und Erweiterung der Landeskultur-Gesetzgebung ins Auge zu fassen (einschließlich der Neubildung der Kultur-Genossenschaften), insbesondere bald Schritte zu thun, daß die erforderliche Landeskultur- und Meliorationsstelle in der Staatsverwaltung und desfallsige Gesetzgebung in der Richtung einer mit Stimmrecht versehenen und danach wirksamen Behörde organisch eingefügt werde."

Desgleichen ist zu erwähnen die Vorlage eines Gesetzes des k. k. österreichischen Ackerbauministeriums, betreffend „die Bildung von Bezirksgenossenschaften für die Landwirte in Niederösterreich." Es sind dieses alles sehr zu beachtende Zeichen der Zeit, welche beweisen, daß, wie der preußische Regierungs-Kommissar, Dr. v. Möller, sehr richtig hervorgehoben, die Staatsverwaltungen zur Lösung der großen sozialen und wirtschaftlichen Kulturaufgaben die direkte Mithilfe der intelligentesten Männer des Volkes bedürfen, welche nicht nur im Handel, Gewerbe und Landbau praktische Erfahrungen haben, sondern überhaupt auch eine allgemeine volkswirtschaftliche Bildung besitzen, welche sie befähigt die gegenseitigen Interessen der genannten wirtschaftlichen Faktoren, mit Rücksicht auf den Weltverkehr, im Gedankenaustausch mit den Beamten des Staates abzuwägen.

Ein Landeskulturrat, welcher auf den Gebieten der Bodenkultur und Wasserwirtschaft die Interessen des Volkes, sei es durch Beratung eigener Gesetze und zu erlassender Verordnungen, sei es durch die Einleitung notwendiger Landesmeliorationen, Anlegen von Kolonien und Kanälen, Einrichtung von meteorologischen Beobachtungsstationen, Aufforstung von Oedländereien, Regulierung der Wasserläufe, Ent- und Bewässerung ganzer Flußgebiete ꝛc., in allen seinen Gliedern der Verwaltung gegenüber vertreten will, muß alle seine Aufgaben im volkswirtschaftlichen Sinne zu lösen bestrebt bleiben. — Hieraus folgt, daß die Zusammenstellung seiner Mitglieder diesem Zwecke entsprechen muß. Alle gemeinnützlichen Maßnahmen, welche z. B. mit der Verteilung, Benutzung und Regulierung des Wassers in Beziehung stehen, müssen seiner prüfenden Erwägung unterstellt werden, damit einesteils grobe hydrotechnische Fehler vermieden, unnütze Geldausgaben gespart und nützliche, den Nationalwohlstand vermehrende Anlagen, welche den klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen unseres Vaterlandes entsprechen, mit Hilfe eines hierzu speziell vorgebildeten technischen Personals, möglichst gefördert werden.*)

*) Vgl.: Toussaint, Technische und administrative Instruktionen ꝛc. Erster Abschnitt, betreffend: „Die Organisation des kulturtechnischen Dienstes." Metz 1875. Deutsche Buchhandlung.

Die im wesentlichen auf persönlichen Rechtstiteln beruhenden Berechtigungen, welche die Fabriken und Mühlengewerbe in fast allen deutschen Staaten auf die Benutzung des Wassers unserer Bäche haben, lassen erkennen, daß im Hinblick auf den thatsächlich vorliegenden Wassermangel während der Vegetationszeit und die hieraus resultierende Notwendigkeit einer vermehrten Wassersammlung und mehr geregelten Wasserwirtschaft, ein derartiger Landeskulturrat, als beratendes volkswirtschaftliches Organ zur Seite jeder Provinzial-Verwaltung, ein wahrer Segen für das Land und den Landbau sein würde. Denn unsere Wasserverhältnisse sind im allgemeinen nicht geregelt, die Gesetze unzureichend, die Wissenschaft auf dem Gebiete der Wasserkunde und Wasserstatistik mangelhaft, und unsere zur Regelung der Wasseradern etatsmäßig festgestellten Kapitalien, welche sich alljährlich nach Millionen berechnen, liegen in den Händen einzelner Hydrotechniker, unter denen in den allerseltensten Fällen eine Autorität sich findet, welche den Wert des Wassers für allgemeine Produktionszwecke in seinem vollen Umfange zu würdigen und demgemäß richtig zu benutzen versteht.

In der That, hätte ein derart konstruierter Landeskulturrat von vornherein neben der preußischen Separations-Gesetzgebung bestanden, so wären die Gemeindewälder nicht parzelliert, Tausende von Teichen nicht kassiert, die Deichbauten nicht nur zum einseitigen Schutz gegen Hochwassergefahren, sondern in Verbindung mit Poldern gebaut worden, und jeder Separation würde zugleich eine Regelung der Wasserverhältnisse zur genossenschaftlichen Ent- und Bewässerung des Kulturlandes zu Grunde gelegt worden sein, wie dieses z. B. im ehemaligen Herzogtum Nassau schon seit lange gesetzlich geschieht. Unser heutiges Zaudern zur Aufnahme von Kapitalien, oder noch besser zur Ausgabe von Papiergeld zur Benutzung des Staatskredits (wie Flürscheim im Heft 7 der „Sozialen Zeitfragen" dieses vorschlägt) zum Anbau der devastierten Wälder behufs Verbesserung des Klimas, zum Schutz der landwirtschaftlichen Kultur und einer im großartigsten Maße vermehrten Wassersammlung, kennzeichnet am besten unseren traurigen volkswirtschaftlichen Standpunkt, gegenüber der leichtfertigsten Benutzung unseres Kredits zur Teilnahme an industriellen Unternehmungen, deren zweifelhaften Charakter wir meist gar nicht kennen und welche bei der geringsten politischen Bewegung oder Veränderung der Mode und des Geschmacks wie die Kartenhäuser zusammenfallen.

Der Volkswirtschaftsrat sowohl als auch der Landeskulturrat soll und wird unsere schwankenden volkswirtschaftlichen Begriffe über die bestmöglichste Verwertung der Immobilien und speziell des Wassers in bessere Bahnen leiten und ein dauerndes Schutzmittel zur Sicherstellung unserer staatsbürgerlichen Existenz sein. Gerade auf diesem schwierigsten Gebiete der Technik, wo es sich darum handelt, ein künstliches Werk der Natur so anzupassen, daß die pulsierende Kraft des gesamten Volkslebens in allen seinen Gliedern dadurch gefördert wird, brauchen wir die Männer des Volkes als kontrollierende Organe; wo die Technik oder die Verwaltung noch nicht erkannt hat, daß nicht in der einseitigen Fortschaffung, sondern in der bestmöglichsten Benutzung der uns zur Verfügung stehenden Wassermassen der Wohlstand des Volkes und somit der Bestand des Vaterlandes sichergestellt werden kann. —

Ein derartiger Landeskulturrat würde nach folgenden Grundsätzen zu konstruieren sein:

1. Unter der Bezeichnung „Landeskulturrat" wird für die Verwaltung der Provinz N. N. ein beratendes korporatives Organ, behufs Einführung und Unterhaltung einer geregelten Wasserwirtschaft gebildet.

2. Der Landeskulturrat hat die Förderung und Fortbildung des Meliorationswesens und der Wasserkulturen, insoweit sich dieselben auf die Hebung der Landwirtschaft, die Industrie und den Handel beziehen, zur Aufgabe, und zu diesem Zweck

a) das Recht, durch selbständige Anträge, Wünsche und Anregungen der Landes- (Provinzial-) Verwaltung gegenüber die vorbezeichneten Aufgaben und Interessen zu fördern und zu vertreten, sowie

b) die **Pflicht**, der Landes- (Provinzial-) Verwaltung als beratendes Organ in bezug auf alle die Bodenkultur und die Regelung der Wasserwirtschaft berührenden Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung zu dienen. Soweit es die Verhältnisse irgend gestatten, soll er in jeder wichtigen Angelegenheit dieser Art gehört werden.

3. Der Landeskulturrat besteht aus (x) ordentlichen Mitgliedern, und zwar:

a) dem jedesmaligen Vorsitzenden (Präsidenten) und zwei gewählten Mitgliedern des landwirtschaftlichen Zentralvereins;
b) zwei Mitgliedern der vereinigten Industrie- und Handelskammern;
c) einem aus jedem Kreise von den Mitgliedern des Kreistages aus ihrer Mitte gewählten Mitgliede;
d) sechs von der Landes- (Provinzial-) Verwaltung zu berufenden Mitgliedern, und zwar je einem Vertreter der Nationalökonomie, der Forstwirtschaft, der Naturwissenschaften, des Bergbaues, der Strombauverwaltung und der Kulturtechnik.

Der Landeskulturrat hat gleichzeitig das Recht, für besondere Fragen, welche mit der Hebung der allgemeinen Landeskultur in Beziehung stehen, **außerordentliche** Mitglieder auf die ganze Dauer einer Wahlperiode (§ 6) hinzu zu wählen, welche dann zu allen Sitzungen, wo einschlagende Gegenstände zur Beratung kommen, zugezogen werden; auch für einzelne Gegenstände und Sitzungen besondere Sachverständige einzuladen.

4. Die Beratungen werden von einem von seiten des Landeskulturrates aus seiner Mitte gewählten Vorsitzenden geleitet, welcher seinerseits zunächst die Wahl des geschäftsführenden Sekretärs für den Zeitraum eines Jahres aus der Mitte der Mitglieder einleitet.

5. Von seiten der Landes- (Provinzial-) Verwaltung wird ein Regierungskommissar ernannt, welcher den Verhandlungen beiwohnt und den Standpunkt und die Interessen der Regierung zu vertreten hat.

6. Die unter 3b genannten Wahlen erfolgen auf den Zeitraum von drei Jahren, wonach alljährlich $^1/_3$ der älteren Mitglieder ausscheidet und dieselben in dem zugehörigen Wahlkreise durch Neuwahl ergänzt, oder ihre Wiederwahl auf weitere drei Jahre vollzogen wird.

7. Die Mitglieder des Landeskulturrates werden alljährlich mindestens einmal zu einer gemeinsamen Beratung von der Provinzial-Verwaltung berufen, wohingegen die für einzelne Spezialitäten der Landeskultur zu bildenden Sektionen zur Beratung von Fachfragen auch einzeln berufen werden können. Dieselben sind auch verpflichtet, in den Grenzen des Regierungsbezirkes, welchem sie angehören, der Aufforderung des betreffenden Präsidenten zur Teilnahme an den Beratungen einschlagender Fragen Folge zu leisten.

8. Die Mitglieder des Landeskulturrates erhalten Diäten und Entschädigung für den ihnen durch die Teilnahme an den Sitzungen erwachsenen Reiseaufwand aus dem (Provinzial-) Landesfonds.

9. Die Geschäftsordnung bei den Verhandlungen wird durch ein besonderes Regulativ festgestellt. (In dem k. sächsischen Gesetze vom 9. April 1872, betreffend die Reorganisation des Landeskulturrates, ist auch hierzu eine praktische Anleitung gegeben.)

Zur Erläuterung dieses Entwurfes zur Einrichtung eines staatswirtschaftlich-technischen Beirates ist noch folgendes zu bemerken:

Durch den Landeskulturrat sollen im wesentlichen alle mit Landwirtschaft, Industrie und Handel in Verbindung stehende, oben bereits näher bezeichnete Landesmeliorationen, welche sich auf die Aufforstung von Oedländereien, Regulierung der Wasserläufe, Ent- und Bewässerung ganzer Flußgebiete, Anlage von Kolonien, Sammelteichen und Schiffahrtskanälen rc. beziehen, vom technischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus verhandelt werden, ehe sie in den Staatsrat zur weiteren gesetzlichen Vorberatung gelangen.

Ein spezieller Zweck des Landeskulturrates wird es auch sein, außer der Höhe der zur Ausführung von Landesmeliorationen zu gewährenden Staatssubventionen, auch die zu schaffenden Institutionen, welche sich auf die praktische Förderung der allgemeinen Landeskultur beziehen, z. B. Organisation des kulturtechnischen Dienstes, Einsetzung von zeitgemäßen technischen Verwaltungsbehörden rc., seiner prüfenden Erwägung zu unterbreiten.

Durch die Erteilung von Rechten und Pflichten wird diese Körperschaft, welche in ihren Mitgliedern eine mehr volkswirtschaftliche Repräsentation darstellt, an innerer Lebenskraft gewinnen und mit der Zeit diejenige Gestaltung annehmen, welche für die vorliegenden Verhältnisse die passende ist.

Die Mitglieder der Kreis- und Provinzial-Landtage werden dafür Sorge tragen, daß nur Männer in den Landeskulturrat gelangen, welche neben der hierzu erforderlichen allgemeinen Bildung auch die nötigen praktischen Erfahrungen besitzen, um die in die Regelung der Bodenkultur und Wasserwirtschaft einschlagenden Fachfragen sachgemäß beurteilen zu können.

Der ganze noch durchzubildende Organismus der Selbstverwaltung wird dadurch wesentlich an politischer Autorität und die Staatsverwaltung selbst an Popularität gewinnen, weil nichts so sehr in die Augen fällt und Anerkennung findet, als technische und wirtschaftliche Maßnahmen, welche den Zweck haben, die Produktion und den allgemeinen Wohlstand des Volkes zu befördern. Die von seiten der Verwaltung zu erfolgenden Berufungen von Sachverständigen und Fachgelehrten sollen dazu dienen, daß die infolge der Wahlen unausbleiblichen Lücken für spezielle Fachfragen eine sachgemäße Ausgleichung finden. Durch das Mitrecht der Kooptierung wird endlich der Landeskulturrat in der Lage sein, alle an ihn herantretenden Anforderungen, insoweit dieselben das allgemeine Landeskulturwesen berühren, fast vollständig zu erfüllen.

Die von seiten dieser wesentlich technischen und wissenschaftlichen Körperschaft angeregten oder beratenen Kulturverbesserungen oder ins Leben gerufenen Institutionen werden ohne Zweifel bedeutende Anforderungen an die Mittel des Staates oder der Provinz stellen, aber sie werden, wenn nach Analogie der königlich sächsischen Regierung verfahren wird, selbst auf den Fall hin, daß zu diesem Zwecke Anleihen zu 5 Prozent gemacht werden müssen, eine sehr gesunde Finanzpolitik zur Folge haben, weil anzunehmen, daß die Landesangehörigen ihre Ersparnisse in diesem Falle lieber in Staats- oder Provinzial-Obligationen, als in ausländischen Wertpapieren anlegen werden.

Alle in neuerer Zeit mehr in den Vordergrund getretenen politischen Fragen werden durch die Installierung eines derartig mit positiven Funktionen ausgestatteten Landeskulturrates, zur Seite der Staats- oder Provinzial-Verwaltung, vor den viel wichtigeren sozialen und wirtschaftlicheren Fragen der Zeit in den Hintergrund treten. Denn es bleibt keinem Zweifel unterworfen, daß gerade „die Magenfrage" dem Volke in seiner Gesamtheit gegenwärtig viel näher liegt, als die Erörterung politischer Probleme, weil die Zahl der Fragen, welche die Landwirtschaft, die Gewerbe und den Handel gleichzeitig berühren, von Tag zu Tag zunehmen und mit der steigenden Entwickelung aller Zweige des Verkehrs und der Volkswirtschaft immer mehr noch steigen müssen. — Schon allein die so wichtige Frage einer zeitgemäßen Bodenreform ist ohne Mithilfe eines permanenten technischen Beirates, wie ihn z. B. der Landeskulturrat im Königreich Sachsen in sich repräsentiert, gar nicht zu lösen, oder auch nur in praktische Erwägung zu ziehen.

Die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit wird dann thatsächlich „mitarbeiten" auf einem Gebiete, welches dieselbe voll und ganz beherrscht, wenigstens viel besser zu beurteilen versteht, als die viel schwierigeren politischen Probleme einer gesamten Staatsverwaltung.





Ueber Leibnizens politische und nationale Bedeutung.

Von

Dr. Theodor Walter.

Das sechzehnte Jahrhundert zog in Deutschland ein mit den brausenden Stürmen der Reformation. Sie brachten jenen Völkerfrühling mit sich, der die Knospen sprengte und die Geister entfesselte. Aber ihm folgte die Gegenreformation, und das siebzehnte Jahrhundert sah die Bekenner beider Lehren einander gegenüberstehen, gerüstet zum Entscheidungskampf. Dreißig Jahre lang leuchtete die Kriegsfackel über Deutschland, und als endlich der Friede kam, waren zwei Drittel seiner Bevölkerung ins Grab gesunken, sein Wohlstand vernichtet, sein Ansehen nach außen tief erschüttert. In dieser traurigen Zeit — zwei Jahre vor dem Abschluß des westfälischen Friedens — am 21. Juni 1646 ward Gottfried Wilhelm Leibniz in Leipzig geboren. Sein Vater, Professor der Moral an der Universität, starb, als Leibniz kaum sechs Jahre alt war. Seine Mutter, eine tief religiöse Frau, leitete seine Erziehung und prägte ihm früh jene Ehrfurcht vor dem Göttlichen und jenen Sinn edler Toleranz ein, die seine ganze spätere Wirksamkeit auszeichnen. Mit fünfzehn Jahren — bereits ein vielseitiger und gründlicher Gelehrter — bezog er die Universität seiner Vaterstadt, wo er zunächst Jurisprudenz, außerdem aber noch sämtliche andere Wissenschaften studierte mit einer Gründlichkeit, die ihn zu selbständigem Schaffen auf allen Gebieten befähigte. Er promovierte in Altdorf bei Nürnberg so glänzend, daß ihm alsbald eine Professur daselbst angeboten wurde. Leibniz schlug sie aus. Die stille Klause des Universitätsprofessors lockte ihn nicht; sein Geist bewegte sich in höheren Bahnen. Ihn trieb sein innerer Genius, selbstthätig einzugreifen in den Gang der Weltgeschichte. In Nürnberg machte er die Bekanntschaft eines Mannes, der berufen war, das hochaufstrebende Talent des jungen Gelehrten in die ihm zusagende Bahn zu lenken. Dieser Mann war der Freiherr von Boineburg, früher kurmainzischer Minister, ein berühmter Staatsmann und einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Er empfahl seinen Schützling, dessen seltene Begabung er alsbald erkannt hatte, an den Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn. Johann Philipp war ein Fürst von hohem Sinn und ein edler Beförderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen. Leibniz ward Rat am Oberrevisions-Kollegium; in Wirklichkeit aber hatte er eine Vertrauensstellung am kurfürstlichen Hofe, wo damals alle Fäden der großen europäischen Politik zusammenliefen. Hier war die Sphäre, in der sich Leibnizens staatsmännisches Talent entfalten konnte,

und bald sehen wir den kaum zweiundzwanzigjährigen Mann mitten in den Kämpfen und Wirren der hohen Politik.

Denn schwere Wolken zogen damals am politischen Himmel Deutschlands auf, und neue Stürme drohten über das noch aus tausend Wunden blutende Reich hereinzubrechen. Unermüdlich zwar hatten alle einsichtsvolleren Fürsten, an ihrer Spitze Johann Philipp von Schönborn, für die Erhaltung des Friedens gewirkt, wohl wissend, daß jede Störung desselben Deutschland der Vernichtung preisgeben würde. Aber inzwischen war Frankreich unter Ludwig XIV. mächtig emporgewachsen und seine Ausdehnungsgelüste drohten das mühsam errichtete Friedenswerk wieder umzustürzen. Hollands blühende Handelsrepublik war das erste Opfer des ehrgeizigen Despoten. Dieser Gewaltakt öffnete auch dem sonst so friedliebenden Kurfürsten Schönborn die Augen über die von Frankreich drohende Gefahr. Er wirkte daher eifrig für den Anschluß des Reiches an die nordische Tripelallianz. Hier beginnt Leibnizens politische Thätigkeit. Er hatte mit staatsmännischem Blick erkannt, daß die Allianz nur ein „zerbrechlich Rohr" sei und Deutschland durch seinen Beitritt die Rache Frankreichs heraufbeschwören würde. Er riet daher auf das entschiedenste ab und legte seine Gründe dar in einer umfassenden Staatsschrift: „Bedenken welchergestalt die Sekurität im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen." Die Schrift ist deutsch geschrieben, und deutsch ist der kühne, mannhafte Geist, der sie von Anfang bis zu Ende durchweht. Auch die Sprache ist volltönend und strömt in raschem Flusse kräftig dahin. Anstatt der Tripelallianz empfiehlt Leibniz die Bildung einer deutschen Partikularallianz. Diesem Bunde sollten sämtliche deutsche Fürsten, nord- und süddeutsche, ohne Unterschied des Glaubens beitreten und jeder die Verpflichtung übernehmen, tausend Mann zu stellen. Auf diese Weise hoffte Leibniz ein stehendes Heer von zwölf- bis zwanzigtausend Mann zusammenzubringen, denn in dieser steten Kriegsbereitschaft erkannte er die sicherste Garantie des für Deutschland nur allzu notwendigen Friedens. „Teutschland," sagt er, „wird nicht aufhören seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, rekolligiert, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung es zu gewinnen abgeschnitten. Wenn aber Teutschland unüberwindlich gemacht, wenn alle Hoffnung es zu dämpfen verschwunden, wird sich die Vellikosität seiner Nachbarn nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trifft, auf eine andere Seite wenden. Dann wird man erst die Früchte des Friedens genießen, wenn man im Kriege zum Frieden geschickt ist." In kurzen, kräftigen Sätzen faßt dann der Autor die politischen Machtverhältnisse Europas vergleichend zusammen, schildert in heftigen, von patriotischem Zorne glühenden Worten alle die Ränke, mit denen Frankreich seit dem westfälischen Frieden die deutschen Einheitsbestrebungen unterwühlt, alle die schändlichen Mittel, mit denen es die Fürsten verhetzt und bestochen hatte. In schwungvollen Worten schließt Leibniz: „Gewißlich, wer sein Gemüt etwas höher schwingt und gleichsam mit einem Blicke den Zustand von Europa durchgehet, wird mir Beifall geben, daß diese Allianz eines von den nützlichsten Vorhaben sei, so jemals zum allgemeinen Besten der Christenheit im Werk gewesen. Was ist edler, höher und Gott angenehmer als diesen letzten Dienst, diese so gewünschte Herzstärkung seinem im Todeskampf liegenden Vaterland widerfahren lassen? Sollte aber dieser segensreiche Vorschlag in die Luft geschrieben sein, so bekenne ich, daß ich an Verbesserung unseres Elendes und Aufhaltung unseres Unglücks verzweifle und die gerechte Hand des uns strafenden Gottes vor Augen sehe."

Diese kräftigen Worte rufen noch heute einen Widerhall in jedes Deutschen Brust hervor. Ist doch auch unser neues deutsches Reich hervorgegangen aus einer Partikularallianz aller deutschen Fürsten! Wir aber, für die der Traum Leibnizens zur Wirklichkeit geworden, werden um so mehr begreifen, daß jenes Deutschland, in dem noch die Trümmer zerstörter Städte rauchten und dessen Fürsten zum Teil im Solde Frankreichs standen, nicht reif war, sich zu einer politischen Selbständigkeit aufzuschwingen, wie Leibniz sie von ihm forderte. Die patriotischen Worte verhallten im Wind, wäh-

rend Ludwigs Heere gerüstet standen, um von neuem Holland zu überfluten. Daß aber nach der Vernichtung Hollands das nächste Opfer Deutschland sein würde, war jedem einsichtigen Politiker nachgerade klar geworden. Leibniz sah das Verhängnis kommen und noch einmal erhebt er seine Stimme. Er sucht die Eroberungsgelüste des französischen Königs, die nicht mehr einzudämmen sind, wenigstens in andere Bahnen zu lenken. Er macht Ludwig den Vorschlag, Holland in Aegypten zu besiegen. Denn Aegypten ist der Schlüssel zu Indien, und Hollands Blüte beruht auf seinem ostindischen Besitz. Aegypten aber ist das Holland des Orients: wer Aegypten besitzt, beherrscht die Welt. Mit Staunen sehen wir, wie Leibniz eine Frage anregt, die heute mehr als je die Politik bewegt. Forschen wir nach, wie zu jener Zeit ein so wunderbares Problem aufzutauchen vermochte.

Der Gedanke, mit der gesamten Macht der Christenheit das türkische Reich zu vernichten, war das Erbe der Kreuzzüge und kehrte in jedem Jahrhundert bei politischen Verhandlungen wieder. Durch das ganze Leben Karls V. zieht die Idee, im Bunde mit Frankreich gegen den Islam anzukämpfen. Wie eine nicht heimgezahlte Schuld ging diese Forderung durch die Jahrhunderte und machte auch an Ludwig XIV. ihre uralten Rechte geltend. Und wirklich sah das Kloster St. Gotthard an den Ufern der Raab 1664 die französischen Waffen sich den deutschen im Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit zugesellen. Im Banne dieser Ideen stand auch Leibniz, als er im Verein mit Boineburg den Plan entwarf, die Waffen Ludwigs von Holland und Deutschland nach Aegypten abzulenken, damit dort die Türkei in ihrem Lebensnerv getroffen würde.

Mit einer ausführlichen Denkschrift versehen ritt der junge Leibniz am 18. März 1672 von Mainz aus nach Paris, um seine Vorschläge vor Ludwig persönlich zu vertreten. Es kam anders. Holland und Deutschland lagen zum Raub bequemer als Aegypten. Aber die Denkschriften Leibnizens verlieren darum von ihrer hohen Bedeutung nichts. Aus jeder Zeile spricht der weitblickende Staatsmann, der gelehrte Forscher, der deutsche Patriot. Schon mochte dem Autor der gewaltige Gedanke einer Teilung des osmanischen Reiches vorschweben. Aber Aegypten war außerdem für Leibniz das geheimnisvolle Erbe einer vieltausendjährigen Kultur, wo ungeahnte Schätze, gleich dem großen Rätsel der Sphinx, des kühnen Forschers harrten.

Aber wunderbar verschlingen sich oft die Geschicke der Menschen und Völker! Friedlich schlummerten über ein Jahrhundert die Leibnizschen Denkschriften im Dunkel der Archive; da ward seinen Plänen eine ungeahnte Auferstehung zu teil. Napoleon Bonaparte unternahm im Jahre 1798 seine denkwürdige Expedition nach Aegypten, um am Fuß der Pyramiden die Weltmacht Englands zu erschüttern. Wenn auch Napoleon die Leibnizschen Pläne nicht gekannt hat, so bleibt gerade die Ergreifung einer so großartigen Idee von zwei so verschiedenen Naturen eine hochbedeutsame Erscheinung.

Leibniz blieb in Paris. Eine neue Welt erschloß sich hier dem jungen wissensdurstigen Gelehrten. Die Politik trat für einige Zeit in den Hintergrund. Sein wissenschaftlicher Ruf verschaffte ihm bald die Freundschaft der großen Gelehrten, deren Namen das goldene Zeitalter der Wissenschaft in Frankreich bezeichneten. Mächtige Entwürfe, deren jeder die Keime großer Entdeckungen enthielt, schwellten seinen jugendlichen Geist, der jede neue Anregung in selbständigem Schaffen ausgestaltete.

Dabei behielt er stets mit offenem Blick den traurigen Zustand seines Vaterlandes im Auge. Mit Schmerz mußte er gewahren, wie verachtungsvoll seine Landsleute in Paris behandelt wurden, weil sie in lächerlicher Eitelkeit deutsche Sitte und Sprache verleugneten. Um so würdiger vertrat Leibniz die Ehre seines Vaterlandes, und wir können stolz darauf sein, daß sein Name in Frankreich stets mit der höchsten Achtung genannt wurde.

Während seines Pariser Aufenthaltes waren kurz nach einander Freiherr von Boineburg und Kurfürst Johann Philipp gestorben. Dadurch ward das Band gelöst, welches Leibniz an den Mainzer Hof gefesselt hatte. Trotz glänzender Anerbietungen

sich in Paris dauernd niederzulassen, folgte er doch schließlich dem wiederholten Ruf des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg nach Hannover. So kam Deutschlands größter Gelehrter in den engen Dienst des welfischen Hauses, dem er unter drei Fürsten bis an seinen Tod mit Selbstverleugnung seine Kräfte widmete. Unter dem Titel eines Hofrats war er Bibliothekar und Historiograph, in Wirklichkeit aber der vertraute Ratgeber in den höchsten Angelegenheiten des Staates. Aber nach wie vor war Deutschlands Größe das Ziel seiner Bestrebungen. Und wie jammervoll sah es da aus! Der Friede von Nimwegen war geschlossen, Frankreich mächtiger als je. Der Uebermut Ludwigs kannte keine Grenzen mehr. Zwei Jahre nach dem Frieden ward Straßburg geraubt. Leibniz war trostlos. „Mars christianissimus", der allerchristlichste Kriegsgott, ist der Titel einer damals entstandenen Schrift — vielleicht die schärfste Satire, die je gegen fränkischen Uebermut aus eines Patrioten Feder floß! Mit scharfer Ironie geißelte der Verfasser unter der Maske eines Franzosenfreundes die ränkevolle Politik des allerchristlichsten Königs, der Deutschland nur aus der frommen Absicht unterjoche, damit „un roi, une foy, une loy" sei. Mit blutendem Herzen aber muß sich Leibniz gestehen, daß die Kräfte Deutschlands nicht ausreichen, um den frechen Raub mit den Waffen zurückzufordern. „Die Gefahr eines völligen Untergangs," sagt er, „ohne Möglichkeit der Rettung war nie größer als jetzt." Aber der Raub der elsässischen Städte war nur das Vorspiel jenes blutigen Krieges, von dem noch heute die Ruinen des Heidelberger Schlosses zu erzählen wissen. Leibniz war gerade mit diplomatischen Aufträgen in Wien. Dort verfaßte er für den Kaiser das Manifest gegen Ludwigs Kriegserklärung, das mit den Worten schließt: „Der Türke, der Brecher der alten Verträge, ist gebändigt: man wird auch Frankreich, den Brecher der frischen Verträge, niederzuwerfen wissen." Zugleich schrieb er die „Geschwinde Kriegsverfassung", worin er zur Bildung eines Landsturms treffliche Vorschläge machte. Er fordert ferner zur Landung an der französischen Küste auf, um Frankreich zum Frieden zu zwingen. Aber alle Mahnungen des rastlosen Mannes verhallten ungehört. Die Franzosen siegten, und der Friede von Ryswyk beglaubigte alle Räubereien des großen Königs. Mit rührendem Eifer wirkt Leibniz während der halbjährigen Friedensverhandlungen für sein armes Vaterland. Wenigstens Straßburg und Luxemburg müsse zurückgegeben werden. „Wenn Frankreich diese beiden Reichsschlüssel behalte, so seien alle übrigen Entschädigungen wertlos."

Das Jahrhundert ging zu Ende, ohne den so heiß ersehnten Frieden zu bringen. Von neuem zogen die finstern Wolken des Krieges über Europa auf. Um Spaniens Krone ward dreizehn Jahre lang gerungen. Auch hier finden wir unseren Staatsmann auf der Warte. In dem von ihm verfaßten „Manifest Karls III., Königs von Spanien" ruft er die Spanier zu beharrlichem Widerstand gegen Frankreich auf. Wieder ist es der Schmerzensschrei eines tiefverwundeten Patrioten. Aber diesmal sollte ihm eine frohe Genugthuung werden. Die raschen Siege der verbündeten Feldherren Eugen und Marlborough senkten auch in Leibnizens Brust freudigen Widerhall, und schon glaubte er das Morgenrot einer schönen Zukunft zu sehen. Mit dem Prinzen Eugen forderte er eine Sicherheitsgrenze gegen Frankreich. Elsaß und Lothringen sollten der Preis der Siege sein. Doch die Eifersucht der Mächte vereitelte alles, und der Utrecht-Rastadter Friede bestätigte Frankreich im Besitz von Elsaß und Lothringen.

Mit dieser herben Enttäuschung schließt Leibnizens politisches Wirken ab. Drei Jahre später starb er in Hannover, siebzig Jahre alt, nachdem er noch die Erhebung seines Kurfürsten auf den englischen Thron hatte mitbewirken helfen.

Leibnizens politische Thätigkeit erstreckte sich nicht bloß nach außen. Er sah ein, daß man ein Volk nicht zur Schlacht rufen durfte, dessen innere Zustände morsch waren. Daher war das höhere Ziel aller seiner Bestrebungen der Frieden, ein wohlthätiger, dauernder Frieden, der dem unglücklichen Lande endlich die geschwundenen Kräfte wiedergeben sollte. Dann aber Reform im Innern! An welche Zustände hier

die heilende Hand zu legen sei, wird von Leibniz selbst aufgezählt mit den Worten: „Die übeleingerichteten Kommerzien und Manufakturen, das grundverderbte Münzwesen, die Ungewißheit der Rechte und die Saumseligkeit der Prozesse, die nichtswürdige Erziehung unserer Jugend, der Atheismus, die gleichsam mit einer fremden Pest angesteckten Sitten, der Religionen verbitterte Zwistigkeiten.“ Ueberall ist seine Hand thätig, die Hand des Meisters, der auf den Höhen der Menschlichkeit wandelt und alle geistigen Kräfte zu seinem Dienste sammelt.

Zunächst dringt Leibniz auf eine Reform des Rechtes. Er fordert mehr Gerichte, bessere Erziehung der Rechtsgelehrten, raschere Justiz und vor allem ein neues deutsches Gesetzbuch. Der Begriff des Rechtes und der Gerechtigkeit hängt bei Leibniz aufs engste zusammen mit seinen Ansichten über Religion und Kirche. Als geistiger Vertreter jener Theokratie, die ihm als Ideal jedes menschlichen Staatswesens erschien, sucht er die schroffen Gegensätze der Konfessionen zu einer höheren Harmonie zu vereinen. Daher seine rastlosen Bemühungen, eine Reunion der Katholiken und Protestanten, und als dies mißlang, eine solche der Lutheraner und Reformierten zustande zu bringen. Sein Ziel aber war eine allgemeine deutsche Nationalkirche.

An seine kirchlichen Bestrebungen knüpft sich ein umfassendes Wirken im Interesse einer vernünftigen deutschen Jugenderziehung. Er bekämpft den einseitigen Humanismus und verlangt das Studium der ewigen Gesetze und Ordnungen der Natur. Die Jünglinge sollten nicht nur in Hellas und Rom, sondern auch in ihrer eigenen Sprache und Litteratur heimisch werden. Die Bestrebungen Aug. Herm. Franckes in Halle unterstützt er eifrig. Seiner ganzen Weltanschauung nach war das Studium der Geschichte obenan zu stellen. Gründliches Quellenstudium ist dazu das erste Erfordernis. Daher verlangt er die Anlegung von Quellensammlungen und die Herausgabe geschichtlicher Urkunden.

Besonders wichtig erschien ihm die Reinigung der deutschen Sprache. Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein deutsch, nach dem dreißigjährigen Krieg aber war die deutsche Sprache wie mit Unkraut und Gestrüpp überwuchert. Sie wurde verachtet, und der Gebildete schrieb lateinisch oder französisch. „Die deutsche Sprache lag da wie edles Metall in Barren, jene beiden Sprachen waren gängige Münze.“ In dieser Beziehung vollendete Leibniz, was Luther begonnen, und ebnete einem Lessing die Bahn. Seine Abhandlung: „Unvorgreifliche Gedanken über die Verbesserung der deutschen Sprache“ — ein „aureus libellus“ — sollte heute noch von jedem Deutschen gelesen werden. Darin nennt Leibniz die deutsche Sprache „unsere Haupt- und Heldensprache“, deren Blüte zusammengehe mit der Blüte des nationalen Lebens überhaupt.

„In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen“ war Leibnizens Wahlspruch. Seine Thätigkeit erstreckte sich demgemäß stets auf die praktische Anwendbarkeit seiner Ideen. Eine volkswirtschaftliche Reformthätigkeit erfordert nach seiner Ansicht als notwendige Voraussetzung eine umsichtig angestellte Statistik, die mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung über die ewigen Gesetze der Völkerwohlfahrt Aufschluß geben sollte. Zu einer solchen statistischen Thätigkeit schienen ihm die Aerzte berufen. Er macht den Vorschlag zu einem Reichsgesundheitsamt. Die Aerzte sollen Mortalitäts- und Krankentabellen führen, Wetterbeobachtungen anstellen, besonders aber die Reinhaltung der Lebensmittel in Schutz nehmen, „maßen ja menschlicher Gesundheit mehr an Küche und Keller als an Apotheke und Laboratorio gelegen“. Auch solle der Arzt sehen auf „Brauwesen und Getränke“, „denn vor gewiß zu halten, daß durch übelgebrautes Bier der gemeine Mann sehr an seiner Gesundheit verwahrloset wird“.

Um Deutschland in seiner Industrie auf eigene Füße zu stellen, fordert er Schutz der nationalen Arbeit. Er klagt, „daß wir anderen Nationen zum Raube bloßstehen“. Daher hoher Schutzzoll, aber auch Anspannung aller Kräfte im Wettkampf mit dem Ausland.

Leibniz steht damals schon auf dem Boden der heutigen Sozialpolitik. Er will Krankenkassen und Staatsschutz gegen Unfälle der Arbeiter. Zugleich wirkt er für die Anlegung von Lebensversicherungsanstalten, von Hospitälern und Waisenhäusern. Es klingt fast sozialistisch, wenn er für Vagabunden und Arbeitslose die Errichtung von Arbeitshäusern verlangt.

Mit der heimischen Industrie blüht der Handel. Leibniz macht ihn zur Reichsangelegenheit. Alle beengenden Schranken innerhalb des Reiches müssen fallen, daher ist ein deutscher Zollverein zu gründen. Der überseeische Handel ist durch eine starke Flotte und durch einträgliche Kolonien zu sichern.

In diesen Entwürfen erkennt man überall den weiten Blick des Staatsmannes, der seinen Geist bis zu den entlegensten Zonen schweifen läßt und schließlich doch alle seine Gedanken wieder zurückruft zum Dienste des Vaterlandes. Hier aber den erwähnten Kulturbestrebungen eine bleibende Stätte zu sichern, schlägt Leibniz die Gründung von Akademien vor. Seine Versuche in diesem Sinne erstrecken sich auf Berlin und Wien, Dresden und Petersburg; erfolgreich war sein Bemühen aber nur in Berlin, wo die hochsinnige Königin Sophie Charlotte zu seinen gunsten fördernd eingriff. Am 11. Juli 1700 ward die Sozietät der Wissenschaften in Berlin feierlich gestiftet und damit für Leibniz der Lieblingswunsch seines ganzen Lebens erfüllt. Noch heute feiert die Akademie den Jahrestag ihrer Stiftung als „Leibniztag" in dankbarer Erinnerung an jenen einzigen Mann, der nach Friedrichs des Großen Ausspruch „für sich allein eine ganze Akademie von Gelehrten vorstellte".

Leibnizens politisches Wirken war zwei Jahrhunderte hindurch so gut wie nicht gekannt. Man schätzte den großen deutschen Philosophen, man bewunderte den genialen Mathematiker, den Erfinder der Differenzialrechnung, den Rivalen Newtons: — von einer politischen Thätigkeit für die nationale Einheit wußte man nichts. Ja, die wenigen Staatsschriften, die er im Interesse des Welfenhauses veröffentlicht hatte, wurden die Quelle falscher Urteile. Er galt als Partikularist und — was damals damit gleichbedeutend war — als Franzosenfreund und Schmeichler Ludwigs XIV. Erst die in neuester Zeit begonnene Herausgabe der Leibnizschen Manuskripte verbreitete Licht über das Wirken eines Vielverkannten. „Wir blicken ein," sagt der Herausgeber, „in ein geistig reiches Leben, wie wenige auf Erden gelebt worden sind. Ein Fernblick menschlicher Weltanschauung thut sich hier vor uns auf, wie kaum ein zweiter vorher oder nachher einem sterblichen Auge sich eröffnet hat."

Kann es uns Wunder nehmen, wenn diesem Könige im Reiche der Gedanken seine eigene Zeit kein Verständnis entgegentrug? War sein Jahrhundert reif für die Welt kühner Reformen, die seine Brust umschloß? Leibniz hat sich selbst nie darüber getäuscht. „Ich fürchte," sagt er einmal, „es ergeht mir wie Moses, der nur von ferne das Land der Verheißung schauen durfte." Aber sein Trost war jenes ewige Gesetz der Natur, das er selbst entdeckt hat, daß keine Kraft je verloren geht, wenn sie auch zeitweise schlummert gleich einem Samenkorn im Schoß der Erde. Darum wünschte er sich die Grabschrift:

„Forschend gelang mir so manches und handelnd froh zu vollenden,
Was ich als Stückwerk ließ, reift nach für die Ernte der Zukunft."



Tagebuch des ersten deutschen Kolonisten in Ostafrika.

Von

Joachim Graf von Pfeil.

(Schluß.)

1. Januar 1885. Der Morgen des neuen Jahres verscheuchte eine schlaflos verbrachte Nacht, während welcher Ungeziefer und Moskitos mich entsetzlich gequält hatten. Ich war jetzt überhaupt nicht mehr im stande, auch nur das Geringste vorzunehmen, sondern verbrachte den Tag in halber Betäubung, in meinem Stall auf dem Rücken liegend, bis ich am Nachmittage mich zwang, eine Viertelstunde zu gehen. Wie entsetzlich lang kam mir die Strecke vor, welche ich immer abging, und doch waren es keine tausend Schritt. In den Feldern von Muinie-Sagara stand ein Baum, bei welchem ich immer Kehrt machte; ich nahm mir vor, unter diesem Baum begraben zu werden, sollte mich Herrn Ottos Geschick ebenfalls erreichen. Ich kalkulierte dann immer, wieviel Tage es wohl noch sein würden, bis ich meinen dauernden Aufenthalt hier nähme, und erwog immer im stillen, ob die Leute auch meine Anordnung befolgen und mich hier begraben oder zu faul sein würden, mich hierher zu tragen. Am Neujahrstage gab ich ihnen ein Schaf zu schlachten; sie nahmen es aber nur als ein ihnen zustehendes Recht, nicht als eine Freundlichkeit auf. Meine Stimmung wurde dadurch nicht besser. Mehrere Male war es mir bei meinen einsamen Spaziergängen passiert, daß ich zusammengebrochen war und mich nur mit Mühe hatte wieder aufrichten können. Am 6. nahm ich Osmani mit, um Hilfe zu haben, falls ich wieder fallen sollte. Glückliche Vorsicht! denn er hatte Not, mich wieder in das Dorf zurück zu bringen. Am 7. wollte ich mich gerade wieder aufmachen, um meinen Spaziergang anzutreten, als mich plötzlich ein wunderlicher Krampf erfaßte. Meine Arme drehten sich von selbst in den Schultergelenken, meine Hände ballten sich auf und zu, mein Nacken wandte und drehte sich in einer beängstigenden Weise, und meine Beine versagten jeden Dienst. Mit einem Angstschrei, dem einzigen, den ich in meinem Leben ausgestoßen habe, fiel ich zu Boden. Erschreckt sprangen Osmani und Ali zu, hoben mich auf und brachten mich auf mein Lager zurück, wo ich lange bewußtlos lag. Jetzt wurde mir sogar das Sprechen schwer, nur mein Geist blieb klar. Das Wahrnehmungsvermögen blieb ungestört. So lag ich bis zum 9. Januar. Ali war gerade bei mir, um Aufträge zu bekommen, und erhob sich, um zu gehen. Da kam plötzlich der Krampf wieder, ich fühlte, wie sich alle Glieder

lang streckten und jeden Gehorsam verweigerten. „Too late“ sagte ich zu Ali und erwartete mit vollem Bewußtsein den letzten Atemzug. Was nun folgt, habe ich immer für ein Wunder gehalten; es war wirklich Hilfe im Augenblick der höchsten Not.

Ich hörte nämlich gerade in dem Augenblick, wo ich glaubte, daß es mit mir zu Ende ging, eine Stimme nach mir fragen, deren fremdartigem Swaheli ich sofort den Weißen, den Europäer anhörte. Im nächsten Augenblick fand ich mich kräftig in die Höhe gehoben und aus einer Feldflasche trinken, welche ein sehr starkes Getränk enthielt. Ich hörte, wie die Stimme mir im Tone des Erstaunens sagte: „Nom de Dieu! quel fièvre de cheval, quel fièvre de cheval!“ Ich weiß aus dem Munde des Mannes, daß ich mich, als er eintrat, in halber Betäubung befand; ich würde es aber auch daraus schließen, daß ich mich absolut nicht erinnern kann, wie er kam, was wir zunächst sprachen. Ich weiß nur, daß er mir wiederholt zu trinken gab und ich öfters die vorher erwähnten Worte hörte.

Der Mann war Monsieur Bloyet, der Inhaber der französischen Station in Kondoa. Er reiste gerade vorbei in der Absicht, einen hohen Berg zu besteigen, um seiner erkrankten Frau, welche ihn begleitete, Luftveränderung zu verschaffen. Eine halbe Stunde weit von meinem Dorfe hatte er sein Lager aufgeschlagen und besuchte den neuen Europäer, von dem er schon gehört hatte, gerade in dem Augenblick, wo Hilfe noch möglich war. Noch während ich halb bewußtlos lag, hatte Monsieur Bloyet einen seiner Leute zu seiner Frau geschickt, um Chinin zu holen, von welchem ich jetzt eine tüchtige Dosis bekam. Monsieur Bloyet drang nun darauf, daß ich den Ort sofort verlasse. „Alles, was Ihnen noch helfen kann, ist sofortige Luftveränderung und ordentliche Nahrung,“ bemerkte er. „Sie haben das Malariafieber im höchsten Grade und können Gott danken, wenn Sie es wieder los werden; ob es keine Folgen hinterläßt, ist noch nicht zu beurteilen.“ Monsieur Bloyet schlug nun vor, ich solle ihn und seine Frau auf ihrem Ausfluge begleiten; Leute, um mich zu tragen, wolle er schon besorgen, und was Nahrung anbeträfe, dafür solle ich seine Frau sorgen lassen. „Heute ist es zu spät, um Ihre Umquartierung in mein Lager vorzunehmen; Sie haben bis morgen Bedenkzeit, dann komme ich wieder und werde Sie, wenn Sie sich entschlossen haben, sofort in mein Lager transportieren lassen. Aus diesem Schweinestall — er meinte das Dorf im allgemeinen und das Haus, in welchem ich lag, im besonderen — müssen Sie heraus, wenn Sie leben wollen.“

Es hätte keiner Bedenkzeit bedurft, war ich doch zu vergnügt, in einer zivilisierten Sprache reden zu können und etwas Vernünftigeres zu hören, als die „Shauris“ der Schwarzen. Daß ich hier nicht am Leben bleiben würde, war klar, und als am anderen Morgen Monsieur Bloyet wieder kam, war ich ganz bereit, ihn in sein Lager zu begleiten. Von Gehen war keine Rede; vier meiner Leute faßten also an, und in meiner Hängematte, die an einen starken Bambuspfahl geschlagen wurde, trugen sie mich eine halbe Stunde weit zu Monsieur Bloyets Zelt. Hier empfing mich Madame Bloyet, eine kleine, zierliche Frau, die ihren Mann auf allen seinen Reisen begleitet und, um so bequem als möglich zu reisen, stets Manneskleider trägt. Man würde ihrem kleinen Körper nicht ansehen, daß sie im stande ist, die größten Anstrengungen mit Leichtigkeit zu ertragen und dies oft bewiesen hat. Wer aber ihre feurigen schwarzen Augen anblickt, beobachtet, wie sie in fließendem Swaheli ihre Leute dirigiert, und sieht, mit welcher Ruhe und Präzision sie ihren winzigen Revolver handhabt, den sie auf der Reise stets an der Seite trägt, der bekommt alle Achtung vor der kleinen Frau und glaubt wohl, daß sie ihrem Manne eine thätige Gehilfin ist. Sie empfing mich mit großer Ruhe wie einen alten Bekannten. „Thut mir leid, Sie so krank zu sehen, ho! fallen Sie nicht. So, setzen Sie sich auf den Stuhl, hier ist eine Tasse Thee. Sie werden bald wieder auf den Beinen sein.“ Die Güte und Freundlichkeit, die ich von diesen beiden Menschen empfangen habe, ist wirklich außerordentlich, und mein Herz schlägt für sie in der dankbarsten Erinnerung. Monsieur Bloyet ist ein ehemaliger Schiffskapitän der fran-

zösischen Handelsmarine, ein mittelgroßer, breitschultriger, äußerst robuster Mann, der übersprudelt von rüstiger Thatkraft und daher oft zu Heftigkeit geneigt ist. Unter den Schwarzen, die ihn wegen seines guten Herzens lieben, ist er doch gefürchtet wegen seiner schweren Hand. Unermüdlich thätig, mit jeder Arbeit, ob wissenschaftlich, ob mechanisch, vertraut, von keinem Menschen, von keinen Umständen abhängig, ist er der Typus eines Pionier-Kolonisten. Kurz, rasch und entschieden in seinen Handlungen, machte er einen äußerst angenehmen Eindruck auf mich. — Mein Zelt wurde neben dem seinigen aufgeschlagen, wobei er behilflich war, da die Schwarzen es nicht allein konnten und ich mich aus dem Armstuhl seiner Frau nicht rührte. „Ihre Hängematte taugt nicht, darin getragen zu werden; haben Sie kein Stück starken Kanevas?" Ein solches wurde produziert, und sofort machte sich Monsieur Bloyet daran, eine richtige Matrosen-Hängematte zu nähen. Ich lag auf einem Gestell, welches mir als Bett diente, und sobald die Sonne in meine Nähe kam, faßte er selbst an, um mich in den Schatten zu rücken. All' die Zeit beobachtete er mich, meinen Puls &c., und nötigte mich, sehr große Quantitäten lauwarmen Wassers zu trinken. Dann bekam ich eine tüchtige Dosis Ipecacuanha und wurde bald von einer Portion Galle befreit, die ein Pferd hätte umbringen können. Hierauf Chinin. „Nun müssen Sie essen," sagte er. „Ich kann aber nicht." „O, warten Sie, ich kenne die Sache," schaltete seine Frau ein, und am Abend erhielt ich eine „Soupe d'Yvrogne", von der ich wirklich mehrere Löffel voll essen konnte und die mich wunderbar erquickte. Monsieur Bloyet hatte aber auch schon nach Mukondogwa geschickt, um Träger für mich zu mieten, damit ich ihn auf den Berg begleiten konnte. Diese kamen auch, und es wurde ein Arrangement gemacht, daß wir nach noch zwei Tagen Aufenthalt aufbrechen sollten. In den Nächten fiel jetzt ununterbrochen Regen, der alles wegzuschwemmen drohte. Die Morgen waren aber unbeschreiblich schön. Unser Lager ist in einer Schlucht unter tiefgrünen Bäumen dicht an einem kleinen Rinnsal, das in den Mukondogwa läuft. Vor uns liegt der hohe Berg bei Muinie-Sagara, den ich in Erinnerung eines verehrten Freundes und Gönners den „Goldfuß" getauft habe. Geht nun morgens die Sonne auf und scheint durch das herrliche Grün der prächtigen Baumgruppen und strahlt der Himmel in heiterem Blau, so erscheint der Berg im tiefsten Violett, an seinem Gipfel lagern sich schneeweiße Wolkenmassen. Das Ganze spiegelt sich in dem breiten Fluß vor uns. Wäre ich doch nur ein Hildebrandt! Aber es ist die Frage, ob sogar dieser einem solchen Bilde, wie ich es jetzt jeden Morgen sehe, hätte können gerecht werden. So etwas sah selbst er nie. Ich sitze am Morgen immer in Anschauen versunken, ich kann wegen allzu großer Schwäche nichts vornehmen, selbst mein Tagebuch zu schreiben wird mir schwer. Es ist in der That so unleserlich geschrieben, daß es mir jetzt oft schwer fällt, dasselbe zu entziffern. Dabei sind viele Sätze angefangen und plötzlich abgebrochen, hier und da fehlen Worte, und an ein paar Stellen folgt dasselbe Wort drei- bis viermal aufeinander. In betreff meines Tagebuches erfahre ich übrigens das wunderbare Faktum, daß ich einen Tag voraus bin. Wie das möglich ist, kann ich nicht sagen; einen Tag zurück zu sein könnte ich mir erklären. Wie ich aber voraus gekommen bin, weiß ich nicht. — Unterdeß war der 12. herangekommen und wir wollten aufbrechen. Plötzlich kamen die Leute, die mich tragen sollten, und erklärten, sie könnten kein Essen zu kaufen bekommen und wären also nicht im stande, ihr Engagement zu erfüllen. So unangenehm mich diese Nachricht berührte, so ließ sich doch nichts an der Sache ändern und ich war gezwungen, nach Muinie-Sagara zurückzugehen. Diesmal indessen nicht in das Dorf, sondern auf den Hügel, auf dem ich das Haus bauen wollte. Monsieur Bloyet machte nun folgendes Arrangement. Am 21. Januar wollte er an einer bezeichneten Stelle sein und sollte ich ihn dann daselbst aufsuchen und ihn, wenn ich inzwischen hätte Leute finden können, nach Kondoa begleiten, wo er mir in seinem Hause eine gute Pflege angedeihen lassen konnte. Wir schieden, und er und seine Frau zogen in die Berge, ich wurde zum Dorfe zurückgetragen.

Namenlos langsam verstrich die Zeit, ehe Bloyet wieder vom Berge kam. Ich ließ über mein Zelt, in dem ich nun ganz und gar wohnte, ein Dach machen, was indessen, da ich ja selbst zur Arbeit unfähig war, ewig lange dauerte. Eines Tages kam ein Gerücht, daß in der Nähe von Mrogro ein weißer Mann mit einer großen Karawane sei. Konnte es wohl Dr. Jühlke sein? Ich hatte nie etwas von ihm gehört, und die Träger, die ich mit Briefen an ihn gesandt, waren nie wieder gekommen. Allein es muß wohl bloß ein Gerücht gewesen sein, denn niemand kam, und ich hörte nichts wieder von der Karawane.

Abends und morgens hatte ich jetzt eine amüsante Plage. Abends kamen Dutzende von schönen Schmetterlingen in das Zelt und flatterten mir beinahe das Licht aus. Am Morgen wollten sie hinaus und flatterten hin und her zum Tollwerden. Ich konnte mich aber nicht entschließen, den harmlosen hübschen Tierchen etwas zu Leide zu thun, und gönnte ihnen gern einen Teil meiner Wohnung. Nicht so einem anderen Besuch, den ich hatte. Eine riesengroße Vogelspinne fand sich eines Morgens an der Decke des Zeltes. Mein Ekel vor diesen Tieren trieb mich sofort hinaus, und Marabu tötete das Ungetüm. Madame Bloyet hatte mir, als wir uns trennten, eine Anzahl harte Biskuits gegeben, die sehr wohlschmeckend waren. Ich nahm jeden Tag Chinin und bekam infolgedessen wieder etwas Appetit, so daß ich täglich zwei dieser Biskuits zu meinem Kakao aß. Dies war jetzt meine Nahrung. Um so schmerzlicher war es, daß diese am 17. bei dem Frühstück ihr Ende erreichten. Ich weiß jetzt, daß Ali, der dieselben in Verwahrung hatte, auch davon lebte, ahnte es damals aber nicht. Meine Kräfte nahmen jedoch entschieden zu. Ich merkte es daran, daß eines Abends, als Ali sich wieder dümmer als je gebärdete, ich plötzlich einen Wutanfall, ein bei mir ganz wunderbares Ereignis, nicht unterdrücken konnte und ihm an die Kehle sprang. Ich warf zwar Ali eine gute Strecke weit, taumelte aber selbst keuchend gegen den Holzpfahl des Zeltes, ohne den ich gefallen wäre. Ali brachte mich überhaupt um alle Geduld. Er versprach immer goldene Berge und that nie etwas. Er hatte die Manier, drei Stücke glimmenden Holzes unter einen Topf zu legen, dann fortzulaufen und das Essen sich sich selbst zu überlassen. Ich fing an, einen im Vergleich zu früher enormen Appetit zu bekommen (hatte nur nichts, ihn zu stillen) — jedenfalls ein Zeichen des nachlassenden Fiebers. Auch gehen konnte ich wieder ein wenig, denn am 20. stieg ich mit Hilfe Marabus den Hügel hinab, um aus dem Hause im Dorfe Schreibmaterialien zu holen. Regenwolken zogen sich jetzt jeden Tag in großen Massen über uns zusammen, ohne sich jedoch zu entladen. Die Luft ist drückend heiß und schwül. Marabu hat es fertig bekommen, vier Leute zu engagieren, so daß ich genug Träger haben werde, um nach Mukondogwa zu gelangen. Am 21. Januar sollte ich ja den Franzosen treffen.

In der Nacht zwischen dem 20. und 21. Januar wurde ich jedoch von einem starken Unwohlsein ergriffen und zog mir eine Erkältung zu, die am Nachmittag des 21. einen heftigen Fieberanfall zur Folge hatte. Am Morgen dieses Tages sah ich eine Affenherde auf dem Hügel meinem Zelte gegenüber, die ersten, die ich in Zentralafrika gesehen hatte. Trotz Fieber und Schwäche machte ich mich am Nachmittag gegen 4 Uhr, als die Sonne nicht mehr so mächtig war, auf, um Monsieur Bloyet unserer Verabredung gemäß aufzusuchen. Ich war noch keine zehn Minuten unterwegs, als Marabu mir mitteilte, daß er von einigen Leuten des Franzosen, die er getroffen, gehört habe, daß dieser an einer Stelle, die mindestens drei Wegstunden entfernt war, kampiert habe. Außerdem sei nur seine Frau dort, er selbst sei nach Kondoa gegangen, um Briefe zu empfangen. Unter diesen Umständen hielt ich es für besser, seine Rückkehr abzuwarten, machte sofort kehrt und ging auf meinen Hügel zurück. Warum Marabu mir dies nicht früher sagte, weiß ich nicht, jedenfalls hätte er mir diesen „False start“ sparen können. Ich schickte einen Boten an Madame Bloyet, um zu erfahren, wann ihr Mann zurückkäme; am folgenden Tage kam ein Bote von ihr, der die Nachricht brachte, daß sie Monsieur Bloyet jeden Augenblick erwarte und er mir nach seiner Rückkehr sofort

schreiben würde. Ich hatte eine nette Aussicht vor mir. Monsieur Bloyets Kommen ungewiß und kein Bissen zu essen im Hause. Dazu fiel starker Regen, und so angenehm dies sonst der Kühle halber ist, so ungelegen kam er jetzt, da dadurch Monsieur Bloyet abgehalten werden konnte, sogleich zurückzukehren. Am Sonnabend, den 24., kam indessen ein Bote mit einem Briefe von Monsieur Bloyet, worin er sagte, daß er mich am Abend des Tages in seinem Lager erwarte. Ich kann wohl sagen, daß ich mich in einem Fieber von Aufregung befand, ehe ich zum Abmarschieren fertig wurde; es gelang mir indessen, gegen 3 Uhr aufzubrechen. Da ich aber immer noch nicht ordentlich gehen konnte, trugen mich die Leute, und wir kamen deshalb nur langsam vorwärts. Auch überfiel uns unterwegs ein Regen, so daß ich es aufgeben mußte, Monsieur Bloyet an diesem Tage zu erreichen und in einem Dorfe der Eingeborenen die Nacht zubrachte. Am nächsten Morgen wurde ich weiter getragen, und schon nach ein paar Stunden begegneten wir Monsieur Bloyet unter einem riesigen Schlapphut mit einer winzigen Vogelflinte, einem Schmetterlingsnetz und kolossaler Botanisiertrommel bewaffnet, — der richtige Sammler. Er begleitete meine Hängematte, in der ich lag, bis in sein Lager, welches am Ufer des „Sima", einem sehr pittoresken kleinen Flusse mit kristallhellem Wasser, und unter dem Schatten einer riesigen Sykomore aufgeschlagen war. Mein Zelt kam wieder neben das französische dicht an den Fluß, und die Leute bauten sich eine provisorische Hütte, so daß das Ganze bald ein allerliebstes, lebendiges Bild darbot. Monsieur Bloyet empfing im Laufe des Tages eine Nachricht, die ihn veranlaßte, wieder nach Kondoa zu gehen, und er verließ uns am nächsten Morgen sehr zeitig mit dem Auftrage, bis Kadetamare zu gehen, wo er uns nach einigen Tagen wieder treffen wollte. Am Nachmittag brachen wir auf und marschierten am Sima entlang nach Kadetamare. Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß an dem ganzen Fluß entlang die herrlichsten Farmen sich aneinander reihten, und bedauerte nur, sie nicht gleich alle in Angriff nehmen zu können. Unterwegs entstand eine Streitigkeit zwischen Marabu und Makutubu, einem anderen meiner Leute. Sie fingen ohne weitere Umstände an sich zu prügeln, und da ich absolut nicht verstand, warum, so ließ ich sie gewähren, bat nur, sich rasch gegenseitig auszuhauen, damit ich meine Reise nicht zu lange unterbrechen müsse. Kadetamare liegt auf einem ziemlich hohen Hügel mit flachem Gipfel. Wir kamen etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang an und erfreuten uns einer prachtvollen Aussicht. Man blickt das ganze Mukondogwa-Thal hinauf und hat den Fluß dicht unter sich. Dieser ist nach Osten eine weite Strecke sichtbar, nach Westen verschwindet er bald zwischen den Bergen. Auch Muinie-Sagara sah man von hier, sowie den Hügel, auf dem mein Haus stand. Dasselbe war zwischen den Bäumen durch sichtbar. Viele andere Berggipfel erhoben ihre Häupter ringsherum, stolz vor allen der „Goldfuß", strahlend in der untergehenden Sonne. Leider steht auf dem Hügel, auf dem wir uns befanden, Kadetamares Dorf; man kann ihn nicht wegjagen, sonst wäre dieser Ort ein herrlicher Platz für einen Kolonisten. Ein riesiger Baobab stand nicht weit vom Dorfe, und in seinem Schatten, oder vielmehr unter seinen Zweigen — ein Baobab gibt wenig Schatten — schlugen die Leute unsere Zelte auf. Die Luft da oben war herrlich und that mir so gut, daß ich ordentlich wieder zu Kräften zu kommen schien. Am 28., abends, kam Monsieur Bloyet an und zugleich einer seiner Leute, der einen feisten Buschbock geschossen hatte.

Am Nachmittage des folgenden Tages brachen wir auf, um unser Lager einige Stunden weiter in der Richtung nach Kondoa aufzuschlagen. So, immer kleine Stationen machend und allmählich vorrückend, wollten wir Kondoa in ungefähr acht Tagen erreichen. Die wenigen Tage bei Kadetamare, die geistige Anregung und die vortreffliche Nahrung hatten mir so gut gethan, daß ich wirklich im stande war, einen Teil des Weges zu Fuß zurückzulegen. Das Fieber verließ mich zusehends, und in demselben Maße nahm mein Appetit zu, der nach dem Fieber immer sehr kräftig ist. Was für enorme Portionen Buschbock Monsieur Bloyet und ich vertilgten, war später oft der

Gegenstand unseres Gelächters; die Natur forderte es aber, und so war alles in der Ordnung. Bloyets waren wirklich die Zuvorkommenheit selbst. Sie hatten nur noch wenig von den vorzüglichen Biskuits, diese aber wurden sorgfältig für mich aufgehoben, während sie sich selbst mit Reis begnügten. In jeder Weise dachte und handelte Monsieur Bloyet für mich, da ich selbst es noch nicht konnte. So machte er den Vorschlag, der mir längst hätte kommen sollen, aber nicht gekommen war, Boten an Dr. Jühlke in Zanzibar zu senden und ihn aufzufordern, die Karawane so bald als möglich heraufzubringen oder doch wenigstens einige Provisionen zu schicken. Die Träger, die ich früher gesandt hatte, waren nie wiedergekommen; es war aber anzunehmen, daß meine Leute wiederkommen würden. Marabu und Seleman gingen also mit Briefen los und sollten, wenn die Karawane noch nicht ausgerüstet sei, drei bis vier Träger nehmen und mit Provisionen, von denen sie eine Liste mitnahmen, zurückkehren. Wir schlugen unser Lager bei Rehenecko auf. Hier ereignete sich ein unangenehmer, aber doch lächerlicher Unfall. In der Nacht fühlte ich plötzlich einen Stich am Körper, dann noch einen und darauf viele. Ich streckte meine Hand aus, um Streichhölzer zu ergreifen und Licht zu machen, fand aber meine Hand sofort auf die wunderbarste Weise zerstochen. Erschrocken sprang ich auf und aus dem Bett, im Augenblick war aber mein ganzer Körper wie mit Nadelstichen angegriffen, und als ich Licht bekam, sah ich, daß eine Herde wandernder Ameisen mich überfallen hatten und zu Hunderttausenden das Zelt überliefen. Diese Tiere greifen alles an und beißen fürchterlich. Dabei ist es interessant zu sehen, wie sie mit ihren Zangen zupacken und dann ihren Körper in allen Richtungen drehen und wenden, um die mit den Zangen verursachte Wunde so groß als möglich zu machen. Dabei gelangt ein ätzender Saft in die Wunde, die dann wie ein feiner, tiefer Nadelstich schmerzt. Da diese Tiere in zahllosen Massen ankommen, so ist es ganz nutzlos, einen Teil zu töten oder sich gegen sie zu verteidigen, Flucht ist das einzige Mittel. Die Schwarzen, die diese Ameisen hier „Siafu", in Sichuana aber „Moto" nennen, erzählen, daß die große Boa Constrictor, ehe sie eine gemachte Beute verzehrt, einen großen Kreis absucht, ob keine dieser Ameisen zu finden seien, sehr wohl wissend, daß, wenn sie in dem starren Zustande, der bei ihr nach dem Verzehren einer großen Mahlzeit eintritt, von diesen Tieren gefunden wird, sie ihnen rettungslos zur Beute fällt. Ich hatte viel von diesen Tierchen gehört, noch nie aber deren persönliche Bekanntschaft in dieser Weise gemacht, obwohl ich breite Streifen derselben hundertmal den Fußpfad hatte kreuzen sehen. Flucht war das einzige Mittel, und ich quartierte mich augenblicklich in einen Garten, der nur wenige Schritte von meinem Zelte entfernt war, wo ich auf bloßer Erde unter den gerade schießenden Maisstauden eine immer noch verhältnismäßig komfortable Nacht zubrachte. Als ich am Morgen erwachte, sah ich gerade Madame Bloyet abmarschieren, die, von nur einem Schwarzen begleitet, ihren kleinen Revolver als einzigen Schutz, zu Fuß nach nach Kondoa ging, um Provisionen zu besorgen, da die unsrigen anfingen auf die Neige zu gehen. Die Entfernung von hier nach Kondoa ist gut drei Stunden zu Fuß. Trotz der heißen Sonne machte die kleine Frau Bloyet diesen Weg mit Leichtigkeit und kam noch vor Sonnenuntergang mit Provisionen wieder an, begleitet von zwei Schwarzen, die eine junge Riesenschlange auf einer Stange trugen. Das Tier war ungefähr 10 bis 12 Fuß lang und so dick, wie ein sehr starker Mannesarm.

Am folgenden Morgen fühlte ich Lust, mich ein wenig in der Gegend umzusehen, nahm also mein Gewehr, um einige Vögel für meine Sammlung zu schießen. Am Ufer des Mukondogwa finden sich im Schilfe, welches die Ufer einsäumt, Massen von bunten Vögeln aller Art, und ich war bald im stande, einige sehr hübsche und buntgefiederte Exemplare zu erlegen. Auch eine äußerst wunderbare Baumeidechse erlegte ich; da ich aber ein Gewehr mit sehr engem Kaliber gebrauchte, war das Tier so arg zerrissen, daß es für die Sammlung unbrauchbar wurde. An den Bäumen fiel mir eine eigentümliche Schlingpflanze auf, die sehr zähe Stengel und große glänzende Blätter

hatte, aus denen, wenn man sie zerbrach, eine dicke weiße Milch hervorquoll. Früchte von der Gestalt einer Zitrone hingen in Massen daran, nur war deren Farbe goldener und dunkler. Das Innere derselben war ähnlich wie das der Kafferorange (Strychnos) und hatte denselben Geschmack. Es war die Landolphia, aus welcher die Schwarzen ein vorzügliches Kautschuk bereiten. Lange hielt ich indessen das Herumstrolchen nicht aus und begab mich daher todmüde zurück zum Zelt, wo ich einige französische Zeitungen las, welche Madame Bloyet mitgebracht hatte. Am Abend fing es an zu regnen und strömte die ganze Nacht hindurch. Dies war für mich sehr fatal, da es ein Ausquartieren in den Garten unmöglich machte, welches doch der Ameisen halber nötig gewesen wäre, da dieselben in hellen Haufen wieder anrückten. Ich wußte mir absolut keinen Rat. Bei dem Zustande meiner Gesundheit durfte ich es nicht wagen, die Nacht im Regen zu verbringen. Unter den Ameisen zu bleiben war ebenso unmöglich. Ich saß auf meinem Bett und dachte, was ich wohl thun könnte, als ich zu merken glaubte, daß die Ameisen eine dichte wollene Decke vermieden, die mir als Zudecke diente. Sie schienen in den Wollfasern nicht gut laufen zu können. Sofort legte ich mich auf diese Decke, machte nun ein Messer in dem Lichte heiß und betupfte die dicksten Ameisenhaufen damit, ohne die Tiere zu töten. Das half. Hals über Kopf entfernten sie sich von meinem Bette, doch sah ich am anderen Morgen einen breiten Streifen Ameisen durch mein Zelt ziehen. Wir traten über diesen hinweg und die Tiere ließen uns ungestört. Was sie in den zwei Nächten veranlaßt hatte, so zu tiraillieren, war, wie ich glaube, ein Frosch, den ich später ganz zerfressen unter meinem Bett fand. Diese Ameisen sind für animalische Substanzen, was die weißen Ameisen für vegetabilische Ueberbleibsel sind, und beide Arten verrichten in der Natur durch das Wegräumen dieser Stoffe einen großen Dienst.

Am Morgen nach dem Ameisenabenteuer hörte ich, wie Monsieur Bloyet in seinem Zelte rumorte, und als ich fragte, was es gäbe, vernahm ich, daß er beinahe fertig gepackt habe, um auf der Stelle nach Kondoa aufzubrechen. Auch ihn und seine Frau hatten die Ameisen angefallen, und da der nun anhaltend fallende Regen einen Aufenthalt im Freien nicht mehr angenehm machte, hatte er nach seiner rapiden Weise sofortigen Heimzug angeordnet. Unter feinem dünnen Regen marschierten wir ab, und ich wagte es, zu Fuß zu gehen, um das unausbleibliche Naßwerden beim Tragen zu vermeiden. Wir gingen wieder am Fluß entlang, denselben Weg, den ich vor zwei Monaten gekommen war; ich merkte nun erst, daß ich damals schon sehr krank gewesen sein muß, denn nicht eine Stelle war mir erinnerlich, alles erschien mir neu und anders. Der Regen hatte den Weg sehr aufgeweicht, so daß wir stellenweise beinahe bis an die Kniee in Schlamm und Wasser gingen. An solchen Stellen trug der kräftige Monsieur Bloyet seine Frau auf dem Rücken und ich folgte so gut ich konnte; doch ist mir nie in meinem Leben ein Gang saurer geworden. Körperkräfte hatte ich nicht, und es mußte der Wille ersetzen, was dem Körper fehlte. Als wir noch eine Stunde von Kondoa entfernt waren, gab Madame Bloyet, die meinen Zustand wohl merkte, mir aus ihrer Feldflasche zu trinken, dasselbe Getränk, das ihr Mann mir bei unserer ersten Begegnung eingeflößt hatte. Dies stärkte mich ein wenig; ich war aber doch ganz erschöpft, als wir nach dreieinhalbstündigem Marsch endlich das Haus in Kondoa erreichten. Die wenigen Tage, die ich hier blieb, verliefen sehr nett. Bloyets suchten es mir so angenehm als möglich zu machen, und ich gewann schnell wieder einige Kräfte, die allerdings immer noch sehr tief unter dem richtigen Maß standen.

Die Station besteht aus einem großen geräumigen Hause, aus rohen Ziegeln gebaut, und Nebengebäuden, wie Küche und Haus für die Leute rc. Ein großer Garten umgibt das Haus, voll von Fruchtbäumen und Gemüsen. Das Innere des Hauses ist für Afrika sehr bequem. Fünf große Zimmer liegen an- und nebeneinander und um das ganze Haus läuft eine Veranda, die bei Sonnenschein sehr angenehmen Schatten, bei Regen einen trockenen Sitzplatz gewährt. Monsieur Bloyet erbaute das Haus mit

eigenen Händen, machte die Ziegel selbst und schuf überhaupt eine reizende Oase in der Wildnis. Am Morgen pflegte ich unter der Veranda zu sitzen und den Affen und Papageien des Monsieur Bloyet zuzusehen, die auf einigen Pfosten vor der Veranda ihr Wesen trieben.

Inzwischen kam Marabu plötzlich zurück mit einem Briefe und der Nachricht, daß die Karawane im Anzuge sei. Aus dem Briefe entnahm ich, daß Dr. Jühlke in Zanzibar am Fieber krank liege, und daß ein junger Mann namens Töppen es unternommen hatte, mir die Karawane zuzuführen. Marabu erzählte, daß die Karawane wohl in zwei Tagen ankommen würde, und brachte zugleich etwas Wein und Zeug zu meinem Gebrauch.

Am 4. Februar, ziemlich früh am Morgen, trat Herr Töppen unvermutet auf mich zu und meldete, daß die Karawane ihm auf dem Fuße folge. Herr Töppen blieb diesen Tag in Kondoa, und ich beschloß es zu wagen, den folgenden Tag mit ihm zurück nach Muinie-Sagara zu gehen, um die Sachen zu übernehmen. Zu meiner Freude sprach Herr Töppen fließend französisch, so daß mir das lästige Dolmetschen erspart blieb, vor dem ich schon ein inneres Grauen gehabt hatte. Herr Töppen brachte sonst noch manche Neuigkeit mit, und ich sprach bis spät in die Nacht mit ihm. Die Aufregung hatte indes einen neuen Fieberanfall zur Folge, der mich fürchten ließ, am Morgen kraftlos für den Marsch zu sein. Glücklicherweise fühlte ich mich im Gegenteil besonders kräftig, und Herr Töppen voran, ich hinter ihm drein, wanderten wir nach Muinie-Sagara. Nach $2^1/_2$ Stunden machten wir kurze Rast in einem Dorfe und ließen Ali mit etwas zu essen herankommen, dann ging es weiter. Wir passierten Kadetamare und kamen an den Mukondogwa. Hier wollte ich mich von einem der Leute hinübertragen lassen, da mir das Aus- und Anziehen zu lästig wurde; der Mann brachte mich bis in die Mitte des Flusses und wollte mich eben fallen lassen, als Herr Töppen zusprang, mich wie ein Kind in seine Arme nahm und an das andere Ufer trug. Vom Flusse aus ging er voraus nach Muinie-Sagara, wo ich etwa $^3/_4$ Stunden nach ihm ankam und ein nettes Mittagessen vorsorglich bereitet fand. Verhältnismäßig war ich wenig ermüdet, streckte mich aber doch gern auf mein Lager aus. Im Laufe des Nachmittags kamen plötzlich zwei Träger aus Saadani, die Leute, die ich Anfang Dezember zu Dr. Jühlke hinabgesandt hatte, um etwas Provisionen zu holen. Diese kamen jetzt, wo ich über den schlimmsten Teil meiner Krankheit hinweg war und die Karawane mit dem Notwendigsten empfangen hatte. Am folgenden Tage stiegen wir in das Dorf hinab, ich, um die Sachen zu übernehmen, Herr Töppen, um diese abzugeben und die Leute abzulohnen. Im Laufe dieses Tages kam ich auch zu einem sehr angenehmen Arrangement mit den Leuten. Bisher hatte ich immer ausgesandt, Korn für sie zum Essen zu kaufen; von jetzt ab sollten sie aber nach Landessitte „Poscho" erhalten, d. h. wöchentlich ein „Doti" gleich 4 Ellen Zeug zum Unterhalt. Das enthob mich der lästigen Sorge um die Nahrung, und wenn nun fremde Leute an den Mahlzeiten teilnahmen, ging es mich nichts an. Ich hatte von Anfang an diese Einrichtung vorgeschlagen, allein aus irgend einem Grunde hatten die Leute vorgezogen, daß ich einkaufen sollte, wahrscheinlich weil sie mich dabei leichter übers Ohr hauen konnten.

Nach Uebernahme der Karawane warf ich die Frage auf, ob ich nun gleich in Muinie-Sagara bleiben solle, um die Arbeiten an der Stationsgründung weiter zu führen. Schließlich kam ich zu dem Schluß, daß ich dies nur nach Erlangung meiner Kräfte zu thun im stande sein würde, und begab mich in Begleitung des Herrn Töppen wieder nach Kondoa, wo wir bei den liebenswürdigen Bloyets eine volle Woche in ungestörter Freude verlebten. Trotz aller Anregung, die ich hier fand, plagte mich doch eine innerliche Unruhe. Aus Zanzibar hatte die Karawane weder Briefe aus der Heimat noch eine Zeile von Jühlkes Hand gebracht. In Muinie-Sagara lagen meine sämtlichen Vorräte ohne richtige Bewachung, und wie unter Marabus Aegide an dem Hausbau gearbeitet wurde, war mir ja schon hinlänglich bekannt. Eines schönen Mor-

gens bot ich daher Bloyets lebewohl, dankte ihnen für ihre freundliche Pflege und begab mich nach Muinie-Sagara. Um meine Leute abermals zum Bambusfällen zu begleiten, fehlten mir noch die Kräfte, ich mußte dies Marabu überlassen; dagegen begann ich sofort die Anlegung eines kleinen Gartens neben meinem Hause. Dies machte mir viel Freude, und den ganzen Tag arbeitete ich daran, leider mit dem Resultat, daß ich nach etwa dreitägiger Arbeit wieder vom Fieber ergriffen wurde. Ich war trostlos. Wie gern hätte ich gearbeitet und eine ordentliche Station hergestellt; es war unmöglich, wenn ich immer am Fieber darniederlag.

Während dieser Tage kam aus Kondoa Herr Töppen wieder an, der nun seine Reise bis Mpwapwa fortsetzen wollte. Ich beschloß, ihn zu begleiten, in der Hoffnung, durch die abermalige Luftveränderung hergestellt zu werden. Außerdem hatte ich dann Gelegenheit, ein neues Stück des Landes kennen zu lernen und zu beurteilen, inwieweit es für eventuelle Ansiedlung geeignet sei. Unter strömendem Regen marschierten wir einige Tagereisen weit; da ich aber nicht fand, was ich suchte, dagegen mich vom Fieber verlassen fühlte, trennte ich mich bei Kodi-Kodi von Herrn Töppen und kehrte nach Muinie-Sagara zurück.

Am nächsten Tage hatte ich bereits wieder Fieber. Es wurde mir doch nun auffallend, daß ich niemals nach Muinie-Sagara kommen konnte, ohne von dieser lästigen Krankheit befallen zu werden, und in mir wurde zum Entschluß, was bisher nur eine halb geformte Idee gewesen war, Muinie-Sagara zu verlassen und einen gesünderen Ort aufzusuchen. Ich beschloß, den Sima-Fluß hinauf zu wandern, an dessen Ufern ich, als ich Bloyets hier aufsuchte, so schöne Stellen für Farmen gesehen hatte.

Mehrere Tage lang, während welcher mich das Fieber wieder verließ, verbrachte ich an den Ufern dieses herrlichen Gebirgsbaches, dessen kristallklares Wasser ich nie genug bewundern konnte. Zwei Stellen fand ich, zwischen denen mir die Wahl schwer wurde, jede mit großen Vorzügen und gleichen, verhältnismäßig geringen Nachteilen. Endlich entschied ich mich für den der Karawanenstraße näher gelegenen Ort und beschloß, hierher überzusiedeln. Mein Hausbau in Muinie-Sagara war noch nicht so weit vorgeschritten, daß ich viel aufgab, wenn ich wegzog; meinen Garten versprach Kibana zu überwachen.

Wäre mein Entschluß nicht schon fest gewesen, so wäre er es jedenfalls dadurch geworden, daß ich sofort wieder Fieber bekam, als ich vom Sima nach Muinie-Sagara zurückkehrte. Ich ließ mich dies jedoch nicht anfechten, wußte ich doch, daß ich, sobald ich den Ort verließ, mich wieder besserte. Meinen Leuten teilte ich den Entschluß mit und gab sogleich Befehl, sämtliches Hausgerät, Zelte zc. zu verpacken und an den neuen Platz überzuführen.

Die nun folgenden Wochen waren äußerst geschäftig. Wollte ich noch vor Eintritt der großen Regenzeit unter Dach und Fach kommen, so mußte stark gearbeitet werden.

Der neue Ort war ein Thal in den Bergen am Sima-Ufer. Mitten im Thal erhob sich ein kleiner Hügel, von welchem aus ein schmaler Rücken die Verbindung mit den hohen weiter hin gelegenen Bergen herstellte.

Das Thal war beinahe kreisrund. Der Sima bildet hier eine Schleife wie ein griechisches Ω, sein rechtes Ufer stieg unmittelbar zu bedeutender Höhe empor, während das linke innerhalb des Ω langsam anstieg, bis es in dem vorher erwähnten Hügel gipfelte. Durch den erwähnten schmalen Rücken stand der Hügel mit den hohen Bergen weiter westlich in Verbindung; diese liefen, so weit man von einer Stelle aus beurteilen konnte, die eine sehr schöne Aussicht bot, in eine ungeheure Felswand aus.

Das Thal zeigte sehr fruchtbaren Boden, der Fluß hatte herrliches klares Gebirgswasser und sein starker Fall würde die Anlegung einer Leitung zu Berieselungszwecken sehr leicht gemacht haben. Der Hügel bot eine prächtige Stelle für den Hausbau, man konnte von seiner Spitze aus das ganze Thal übersehen. Im Thale selbst standen

ungezählte Bambusstauden, somit war reichliches Baumaterial vorhanden, und alle Umstände schienen günstig.

Nach dem Entschluß, hierher überzusiedeln, zögerte ich keinen Augenblick mehr. Mit einigen der Leute stieg ich in das Thal hinab, und einen Fußpfad durch das unglaublich hohe Gras und verschlungene Bambus bahnend, klomm ich bis zur halben Höhe des Hügels empor, von wo ich einen guten Ueberblick über den flachsten Teil des Thales hatte. Sofort wurde ein ziemlich großer Raum frei gehauen, um meine Zelte aufzustellen; allein das hier wachsende Bambus war so dicht und so ineinander verschlungen, daß, obwohl bald auf dem Erdboden ein freier Platz geschaffen war, groß genug, die Zelte aufzustellen, sich doch die grünen Fliederbüsche der schlanken Nachbarstauden in bedeutender Höhe über der Erde zum Dach wölbten, so daß ich in einer grünen schattenspendenden Laube wohnen konnte. Meine erste Sorge war nun, mich so einzurichten, daß ich die jetzt bevorstehende Regenzeit bequem durchmachen konnte. Auf dem abschüssigen Terrain wurde also, teils durch Ausgrabung, teils durch Aufschüttung, eine ebene Fläche hergestellt und auf dieser unmittelbar nebeneinander die Zelte aufgeschlagen. Ueber jedem Zelte wurde dann ein großes, mit Gras gedecktes Dach errichtet, welches, in der Länge das Zelt bedeutend überragend, vor demselben eine bequeme Veranda bildete. Regnete es nun, so wurden meine Zelte nicht naß, und ich hatte einen ziemlich wohnlichen Aufenthalt. Um die Zelte herum lief ein Graben, welcher das Regenwasser wegleitete. Eins der Zelte diente als Wohn-, das andere als Schlafzimmer. Im ersteren diente mir unsere große Kiste als Tisch, eine kleinere als Stuhl. Im Schlafzimmer richtete ich eine Bettstelle aus Bambus her, welche, mit Gras dicht belegt, ein bequemes Lager bildete. Neben den Zelten und in derselben Flucht wurde noch ein kleines Haus gebaut, in welchem Osmani wohnte, welcher somit zugleich als Wache für die hier aufgestapelten Vorräte angestellt wurde. An einem nicht zu weit von den Zelten entfernten Punkte wurde ein Haus für die Leute errichtet.

Diese Einrichtungen nahmen nur wenige Tage in Anspruch, und nach ihrer Vollendung konnte ich daran denken, mich mit der Kultivierung meines Thales zu befassen. Unmittelbar vor meinen Zelten befreite ich die ganze Hügelseite von der wuchernden Vegetation und legte lange Beete europäischer Gemüse an. Weiter unten im Thal pflanzte ich ungeheure Mengen Manioka, Bananen, Mtama und Mais, damit ich so bald als möglich im stande war, meine Leute selbst zu unterhalten, und nicht mehr des vielen Zeuges zum Einkauf von Nahrungsmitteln bedurfte. Europäische Gemüsesamen hatte ich vorsichtigerweise noch aus der Heimat mitgebracht, Bananen- und Maniok-Stecklinge erhielt ich von den Einwohnern der Umgegend, soviel ich bedurfte.

Unter der vielen und vielseitigen Beschäftigung verging die Zeit unglaublich rasch und es erschien mir, als hätte die Abwesenheit des Herrn Töppen nur stundenweise gedauert, als dieser eines Tages wieder plötzlich, auf seiner Heimreise begriffen, vor mich trat. Willig half er mir mit seinen Leuten den Rest der noch bei Muinie-Sagara verbliebenen Waren herbeischaffen, und da dies noch einige Tage in Anspruch nahm, hatte ich während dieser Zeit wieder das Vergnügen, mich in einer zivilisierten Sprache unterhalten zu können, ein Genuß, welchen erst der zu würdigen versteht, der, wie ich damals, gezwungen war, unter unzivilisierten Leuten zu leben, deren Sprache vollständig zu erlernen er durch anhaltende Krankheit verhindert wird.

Das Holz- und Buschwerk, von welchem meine Lichtung entkleidet worden war, hatte ich in große Haufen legen lassen, und wenn diese von der Sonne recht gedörrt waren, pflegte ich sie anzuzünden, um sie aus dem Wege zu räumen. Bei diesen riesigen Feuern pflegten dann Herr Töppen und ich abends zu liegen, und da Deutsche sich wohl selten ohne Musik irgend welcher Art begnügen, so ertönte an jenen Abenden manches heimatliche Lied hinaus in die stille Nacht und schallte zurück von den Bergen ringsum. Als Begleitung rauschte der Sima unten im Thale, in den Wipfeln der

Nachtwind, ab und zu erklang meine Zither. Verwundert haben gewiß im dichten Gebüsch die ruhenden Perlhühner den Kopf noch einmal unter dem Flügel hervorgezogen und den Hals lauschend vorgestreckt, und Affen haben ihren Ast, auf welchem sie schon Ruhe gesucht, wohl noch einmal verlassen, um zu erkunden, was für ein wunderbares Geräusch plötzlich zu ihren Ohren drang. Dann werden sie die hochauflodernde Glut gesehen und sie für ein ungewöhnlich großes Dorffeuer gehalten haben. Das Geschrei der vermeintlichen Dorfeinwohner wird ihnen aber doch ungewohnt geklungen haben.

Herr Töppen verließ mich nach kurzem Besuche, und ich war wieder allein in der Wildnis, der erste deutsche Kolonist in Ostafrika.

Die Regenzeit nahte nun mit mächtigen Schritten. Täglich fielen lang anhaltende Regengüsse, nur selten noch unterbrochen von Sonnenschein. Meine eigene Arbeit im Freien wurde deshalb auf ein Minimum beschränkt. Ich saß den Tag über im Zelte und schrieb viel, unter anderem die Aufzeichnungen, welche hier, allerdings unter etwas veränderter Form, dem Leser vor die Augen kommen. Trotzdem blieb die Arbeit nicht still stehen. Da mein Gesundheitszustand mir erlaubte, die Arbeiten selbst zu überwachen, so kam ich in befriedigender Weise vorwärts. Eine Anzahl Leute wurden täglich hinausgesandt, um Bäume zu fällen und heranzuschleppen. Trat einmal eine Unterbrechung im Regen ein, so begab ich mich wohl selbst in den Wald, um zu sehen, daß die Leute nicht faullenzten. Bei derartigen Arbeiten war jetzt Juma mein Hauptaufseher, und er verstand es sehr gut, seiner Stellung gerecht zu werden. Marabu und Ali hatte ich entlassen, letzteren gänzlich, da ich ihm einen Diebstahl nachweisen konnte; ersterer sollte nach einiger Zeit von Zanzibar, wohin er sich begeben hatte, zurückkommen. Als Koch diente ein sehr netter alter Kerl namens Makutubu, welcher später auf meinen Reisen eine große Rolle spielen sollte. Osmani beaufsichtigte die Gartenarbeiten und hielt sich für meinen Gesellschafter. Abends kam er oft in mein Zelt und unterhielt sich mit mir.

Wiederholentlich hatte ich Besuch von meinen Nachbaren. Masengu, der älteste Sohn von Muinie-Sagara, kam ab und zu. Ebenfalls mein Blutsbruder Kibana, jedoch niemals, ohne ein Huhn, Eier, Bananen oder irgend eine Kleinigkeit zum Geschenk zu bringen. Auch andere Dorfeigentümer kamen, um sich mit dem neuen weißen Mann anzufreunden.

Da der lang anhaltende Regen mir häufige Bewegung unmöglich machte, so kehrten zeitweilig meine Krankheitsanfälle zurück, welche indessen hier weniger als Fieber, desto schlimmer aber als Leberkrankheit auftraten. Mitunter schwoll meine Leber zu solchen Dimensionen auf, daß ich mich vor Schmerz nicht zu lassen wußte und Osman besorgt an mein Lager trat, um mir Mut zuzusprechen und mir irgend eine seiner Medizinen anzubieten.

Der Hauptübelstand jener Zeit war die schlechte Nahrung. Ein durch monatelange Krankheit geschwächter Körper braucht kräftige, leicht verdauliche Nahrung, nicht unverdauliche Konserven, von denen mir mit der Karawane aus Zanzibar einige wenige zugesandt worden waren. Meine Hauptnahrung bestand aus mageren Hühnern und Bataten. Glücklicherweise trug mein bei Muinie-Sagara angelegter Garten bald Früchte, so daß ich dann selbstgezogene Bohnen und Kohl, allerdings nur wenig, zu essen hatte.

Die stille Zeit, welche ich hier verlebte, wurde durch einige Ereignisse unterbrochen, deren Erwähnung zu thun ich nicht unterlassen darf.

Masengu und Kibana, die Söhne Muinie-Sagaras, kamen eines Tages ganz aufgeregt zu mir, um mir mitzuteilen, daß ein Araber eine Anzahl Ziegen, Schafe, Hornvieh und mehrere Leute, Wasagara, erstere als Beute, letztere als Sklaven, mit sich geschleppt habe. Ich forschte zunächst nach dem Thatbestande, der sich etwa als folgender herausstellte. Vor mehreren Jahren hatte dieser Araber an Muinie-Sagara eine Quantität Elfenbein zum Aufbewahren übergeben, welches Elfenbein plötzlich auf

unerklärliche Weise verschwunden sei. Der Araber habe oft den Wert des Elfenbeins eingefordert, aber immer eine abschlägige oder ausweichende Antwort, niemals aber sein Elfenbein erhalten. Aus diesem Grunde habe er nun zur Selbsthilfe gegriffen.

Ich darf nicht unterlassen zu erwähnen, daß ich damals das Kiswaheli nur unvollkommen sprach und verstand, daß also diese meine Darstellung unrichtig sein mag, allein soweit ich sie eben verstehen konnte, lag die Sache, wie ich sie geschildert, und ich beschloß demgemäß zu handeln. Im Grunde war der Araber ja der zuerst Geschädigte. Allein da seine Leute bei dem Einfangen der Wasagara mehrere von diesen erschlagen, andere schwer verletzt hatten, und weil es mir hauptsächlich darauf ankam, den Wasagara zu zeigen, daß ihnen durch die Anwesenheit der Weißen auch Vorteil erwachse, ergriff ich ihre Partei. Ich trug Masengu auf, eine Anzahl seiner Leute in Bereitschaft zu halten, damit es aussähe, als beabsichtigten wir einen Kriegszug. Ich begab mich selbst mit meinen Leuten, die ich alle mit Gewehren bewaffnet hatte, nach Muinie-Sagara und sandte Boten an den Araber, der sich nicht weit von dem Flusse hinter einer Boma verschanzt hatte.

Durch die Boten teilte ich ihm mit, daß jetzt das Land, in welchem er sich befinde, deutsches Gebiet sei, daß jede Klage, welche er gegen die Einwohner habe, vor das Konsulat in Zanzibar gehöre, daß ich darauf hinwirken wolle, daß er den Wert seines ihm vorenthaltenen Elfenbeins zurückerstattet erhalte, daß ich aber auf die sofortige Auslieferung des gesamten Viehes, ganz besonders aber der entführten deutschen Unterthanen bestehe. Werde meinem Verlangen nicht augenblicklich entsprochen, so sei ich bereit und in der Lage, ihn mit einer Anzahl meiner Leute zu überfallen und die Herausgabe der Wasagara zu erzwingen. Ueber die ganzen Vorgänge und namentlich über die Ermordung der Wasagara würde ich nach Zanzibar berichten, und dürfte ihm wohl das Leben der Erschlagenen gegen das Elfenbein in Rechnung gesetzt werden. Meine Boten blieben zwei Tage fort, und schon glaubte ich mich auf den Kriegspfad begeben zu müssen. Plötzlich jedoch kam die Nachricht, daß der Araber sich eines besseren besonnen, das Vieh und die Leute herausgegeben habe, selbst aber weiter gezogen sei.

Der Jubel der Wasagara war groß. Sie nannten mich ihren König (Mtadjera, Führer, Oberhaupt), und mehrere Dörfer siedelten sich sofort in meiner Nähe an, eins gerade gegenüber von meinen Zelten auf der Höhe am anderen Flußufer. Mein Ansehen unter den Wasagara war bedeutend gestiegen.

Eines Tages kam Osmani von Muinie-Sagara zurück, wo er aus meinem Garten Bohnen und Bataten geholt hatte, machte ein sehr langes Gesicht und rief in der feierlichen Weise, die ihn kennzeichnete, sämtliche Leute zusammen, mit denen er vor mich hintrat. „Herr,“ sagte er, „ich bringe Nachricht, aber üble Nachricht. Araber sind bei Muinie-Sagara vorbeigezogen und haben dein Haus eingerissen und deinen Garten verwüstet. Und wenn auch das Haus nicht vollendet war und du den Garten nicht erneuern wolltest, so kostet doch jeder Pfahl, der gepflanzt, jeder Spatenstich, der gethan ist, Geld und ist doch immer noch dein Eigentum. Und wenn ich nur diesen Stock in die Erde stecke,“ rief Osmani, sich allmählich in eine Erregung hineinredend, „so repräsentiert er Wert und ist fremdes Eigentum, und diese Araber haben die Pfähle gefällt und ihre lumpigen Hütten davon gebaut. Bei Allah, ich spreche die Wahrheit!“ Nach Beendigung seiner Rede zog Osmani ein Stück Zuckerrohr hervor, auf dessen Rinde er mittels eines Dornes die Namen der Missethäter eingeritzt hatte.

Am anderen Tage durchschwamm ich abermals den hoch angeschwollenen Sima und Mukondogwa und begab mich nach Muinie-Sagara, um den Schaden zu untersuchen. Es war richtig. Das Gerüst des Hauses war niedergerissen, der Garten gänzlich verwüstet. Ich rechnete zusammen, wie hoch ungefähr der Schaden sich belaufe, und schrieb an das Konsulat in Zanzibar mit der Bitte, mir von den mit Namen angeführten Arabern Schadenersatz einzuklagen.

Eine andere Unterbrechung meiner Einsamkeit war eine sehr willkommene. Am

26. April lief ein Kurier von Zanzibar ein, welcher mir die Nachricht brachte, daß Herr Gerhard Rohlfs zum Generalkonsul von Zanzibar ernannt worden sei, und daß Se. Majestät der Kaiser allergnädigst geruht hatte, einen Schutzbrief für unsere Besitzungen zu erteilen.

Große Freude erfüllte mich und verscheuchte manchen bangen Zweifel, der mich bisher erfüllt hatte. In meiner Freude eiferte ich doppelt mit der Arbeit, welche ja trotz der Regenzeit keinen Augenblick still gelegen hatte. Die Lichtung hatte jetzt eine ganz respektable Ausdehnung angenommen und am 28. April konnte ich den ersten Pfahl des Wohnhauses in die Erde pflanzen, welches sich auf dem Gipfel des Hügels erheben sollte. Dasselbe wurde ganz nach dem Muster des bei Muinie-Sagara geplanten erbaut, welches wiederum nur eine Kopie meines vor vielen Jahren im Orange-Freistaat erbauten Steinhauses war. Ich arbeitete mit Lust und Liebe. Die Regenzeit näherte sich ihrem Ende, meine Gesundheit, welche manchmal auch hier in Sima sehr gelitten hatte, war kräftiger geworden, und ich hatte eine Freude anderer Art gehabt, welche erheblich zu meiner Besserung beitragen half.

Mein Diener Marabu war aus Zanzibar zurückgekommen und hatte mir einen Brief aus der Heimat gebracht, den einzigen, welchen ich, obwohl deren Dutzende in Zanzibar lagen, je zugesandt erhielt. Außerdem brachte er mir einen neuen Koch mit, welcher gute Empfehlungen hatte und ein allerliebster Junge war. Er hielt mein Zelt sauber in Ordnung und setzte mir gleich nach seiner Ankunft ein wirklich gekochtes Gericht vor, eine höchst anerkennenswerte Abwechselung nach den ungeschlachten Kochversuchen, mit welchen Makutubu mich regalierte. Marabu, der, wie meine Leser sich erinnern werden, früher immer den großen Herrn gespielt hatte, war sehr enttäuscht, sich plötzlich seiner hohen Würde entkleidet und zum gewöhnlichen Arbeitsnigger degradiert zu sehen. Er fügte sich aber in das Unabänderliche und arbeitete fleißig mit am Hausbau, welcher nun sehr schnell vor sich ging.

Mit dem Briefe aus der Heimat war zugleich ein Telegramm für mich angekommen, nach welchem ich ein früher geplantes Unternehmen nun ausführen sollte: die Reise nach dem Nyassa und Gebietserwerbungen daselbst. Ich arbeitete also mit aller Kraft darauf los, das Haus zu vollenden und die Station völlig in Ordnung zu bringen, damit ich meine Reise antreten konnte. Allerdings nicht gleich nach dem Nyassa, dazu reichten die vorhandenen Waren nicht und waren auch nicht geeigneter Art. Ich wollte selbst hinab nach Zanzibar, um eine Karawane zweckentsprechend auszurüsten, dabei aber nicht den gewöhnlichen Karawanenweg nehmen, sondern einen Umweg durch Chutu machen und diese Landschaft samt dem Rufidji für uns erwerben. Hiermit durfte ich indessen nicht zögern, daher die Eile bei dem Hausbau. Dieser wurde indessen noch durch ein Ereignis unterbrochen, welches nachher viel Spektakel in der Welt gemacht hat.

Eines Tages kamen zwei Araber in mein Zelt und unterhielten sich mit mir. Sie erzählten ganz unbefangen, daß sie zu einem Trupp Soldaten gehörten, der unter dem Befehl eines anderen Arabers vom Sultan hierher nach Usagara abgesandt sei.

Ich sah nichts Arges in dieser Aeußerung, ich hatte ja keine Ahnung von dem diplomatischen Verkehr, welcher zwischen unserem auswärtigen Amte und dem Sultan inzwischen gepflogen worden war, und bewirtete die beiden mit einer Tasse Kaffee.

Nachdem die Leute den Kaffee getrunken, rülpsten beide unter Beobachtung feiner arabischer Sitte mehrere Male laut und tüchtig, um mir ihre volle Sättigung und Genugthuung über den gehabten Genuß auszudrücken, und empfahlen sich dann.

Am anderen Tage war ich beschäftigt, auf meinem Hause die Giebelsparren aufzurichten, als ich plötzlich aus dem Gespräch der Leute vernahm, daß der Befehlshaber dieser arabischen Soldaten für den folgenden Tag die Häuptlinge und Großen Usagaras nach Muinie-Sagara zusammenberufen habe, um daselbst die Sultansflagge aufzuziehen.

Ohne eine Miene zu verziehen, lauschte ich, so lange die Leute über diese Angelegenheit sprachen, stieg dann vom Dache herab und rief Osmani in mein Zelt. Ich hieß ihn unsere beste Flagge herausnehmen, sämtliche Gewehre laden und an die von mir bezeichneten Leute verteilen. Meine eigenen Gewehre gab ich gleichfalls her, und sofort brach ich mit einem Dutzend meiner Leute, welche alle keine Ahnung hatten, wohin die Reise ging, nach Muinie-Sagara auf. Ich kam noch zur rechten Zeit. Die Araber waren noch nicht eingetroffen. Unterwegs hatte ich einen langen Pfahl hauen lassen, dieser wurde jetzt aufgepflanzt, die Flagge daran gehißt und von den mit Gewehren bewaffneten Leuten, denen die ganze Sache einen großen Spaß machte, drei Salven abgegeben.

Den umstehenden Wasagara erklärte Kibana die Bedeutung des Vorganges, denn mit ihm hatte ich vorher Unterredung gepflogen und ihm meine Anschauung auseinandergesetzt. Er teilte den Leuten mit, daß der Sultan eine Flagge nun nicht mehr aufhissen dürfe, und daß das Aufhissen der unsrigen bedeute, daß unser Sultan nun das Land zu seinem Besitz hinzugenommen habe. Die Leute waren es zufrieden, ich ging heim und meine Flagge wehte nun in Muinie-Sagara.

Nach diesem Ereignis verbrachte ich nur noch kurze Zeit auf meiner Station. Wollte ich meine Reise antreten, so mußte das bald geschehen. Ich konnte deshalb auch den Bau des Hauses nicht vollenden. Ich wartete nur, bis das ganze Gerüst fertig aufgestellt war, baute dann die Abteilungswände im Innern, legte den Flur und begann das Dach zu decken, damit Osmani sähe, wie ich es gemacht haben wolle. Auch den Bewurf der Wände überließ ich ihm.

Meine Lichtung, die an Umfang sehr bedeutend zugenommen hatte, trug ich ihm auf zu überwachen und namentlich die Bohnen zu sammeln, wenn sie reif geworden. Die vorhandenen Waren wurden verzeichnet und ebenfalls Osmanis Obhut übergeben, und nachdem ich alles so geordnet, daß ich wohl erwarten durfte, die Station werde, auch sich selbst überlassen, sich wohl bis zu meiner Rückkehr in statu quo erhalten, trat ich meine Reise nach Kutu an, über welche ich an anderer Stelle Bericht erstattet habe.

Mit ihr schloß die Zeit meines alleinigen Wirkens in Ostafrika.

Wenn ich auch, in jener ersten Zeit namentlich, viel gelitten, mich am Rande des Grabes gesehen und unendlich viel erduldet habe, was der Leser dieser Zeilen aus denselben nicht wahrnehmen kann, wenn auch wohl die größten Schätze mich kaum veranlassen könnten, nochmals im Ziegenstalle bei Muinie-Sagara, vom Fieber verzehrt, zu liegen, meine Gänge nach Kondoa oder Kodi-Kodi, am Sima unter der damaligen Kraftlosigkeit und Krankheit zu machen, oder eine Station einzurichten ohne Mittel, ohne Nahrung als die der Schwarzen, und auf diese als einzigen Verkehr angewiesen, nochmals dem Geist und dem Willen zumuten, während langer Zeit alles zu ersetzen, was dem heruntergekommenen Körper fehlte, so klingen doch Töne fröhlicher Erinnerung aus jener Zeit herüber zu mir in das Jetzt.

Bloyets, die mich als wirkliche Samariter pflegten, heben sich als Lichtgestalten ab vom Dunkel jener Zeit, gern erinnere ich mich meines einsamen Gastes neben den großen Feuern auf meiner Lichtung, und manchem meiner zuthunlichen treuen Schwarzen bewahre ich ein warmes Andenken. Vor allem unvergeßlich aber bleibt mir die herrliche Natur, welche mich damals umgab.

Und wie der Mensch durch das Grau der Wolken oft doch noch ein Stückchen Himmelsblau wahrzunehmen glaubt, wie er durch eine wunderbare Mischung, einen Kontrast in seinem Gemüt, selbst in dem bittersten Wermut, den das Leben ihm einschenken kann, doch noch ein Tröpflein Honig findet, so denke ich, obwohl sie zu dem schwersten gehört, was ich im Leben erfahren, gern und nicht ohne daß mich ein Gefühl der Rührung überschleicht, an jene Zeit stillen Wirkens als erster deutscher Kolonist am Sima in Usagara.



Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

August.

6. Zusammenkunft der Kaiser von Deutschland und Oesterreich in Gastein.
11. Prinz Ferdinand von Koburg-Kohari reist als Fürst von Bulgarien von Wien nach Bulgarien ab.

Politik.

In unserem Deutschland dauert die hochsommerliche, politische Stille fast ununterbrochen fort; nur zwei Ereignisse haben etwas Luft und Leben in den fast völlig eingetretenen Stillstand gebracht: die Zweikaiserzusammenkunft in Gastein, welche uns wieder zum Bewußtsein gebracht hat, daß auf dem deutsch-österreichischen Bündnis der Friede der Welt beruht, und das Auftauchen eines großen Finanzprojektes, welches den Zweck hat, der notleidenden Landwirtschaft die neue Spiritussteuer tragen zu helfen, eben deshalb aber den ganzen Zorn des Freisinns und Freihandels gegen die „Agrarier" wieder aufgewühlt hat.

Wir verzichten an dieser Stelle auf eine eingehende Würdigung des großen Planes, der wesentlich wirtschaftlicher Natur ist und dessen Besprechung daher in den wirtschafts-politischen Bericht gehört. Nach der politischen Seite hin heben wir nur hervor, daß von seinen Gegnern dem Projekt nachgesagt wird, es solle das vom Reichstage abgelehnte Monopol durch eine Hinterthür dennoch einschmuggeln. Ob der Anstoß zu der Neugründung, die bei dem großen Beifall, den sie überall in Interessentenkreisen findet, wohl als gesichert angesehen werden darf, von amtlicher Seite ausgegangen ist, wissen wir nicht; und ebenso wenig, ob Wünsche bestehen, die fertige Bank vielleicht zu verstaatlichen. Beständen sie, so könnten wir sie kaum für sehr aussichtsvoll halten; denn entweder die Bank macht schlechte Geschäfte und dann wird der Staat keine Lust haben, sie zu kaufen; oder aber sie macht gute Geschäfte, und dann werden wieder die Inhaber wenig geneigt sein, zu verkaufen, beziehentlich würde die Herstellung des Monopols dann so teuer werden, daß der Staat zur Erreichung desselben ein Kapital aufwenden müßte, dessen Verzinsung die Erträge vielleicht verschlänge.

Sollte aber die Bank in geeigneter Weise zur Errichtung des Monopols führen, so würden wir die letzten sein, es zu beklagen; wir sehen die große Macht, welche in Zukunft auf Handel und Produktion in weitgehendster Weise ausgeübt werden soll, weit lieber in den Händen des Staates, der das Gemeinwohl im Auge hat, als in den Händen einer Aktiengesellschaft, deren einzige Ziele Erwerb und Gewinn sind. Einstweilen hat übrigens niemand so geringes Recht über Mißbrauch der Kapitalmacht zu klagen, als diejenigen, welche sonst auf diesem Gebiet die Willkür für „Freiheit“ zu erklären pflegen, nun aber dem „freien Spiel der Kräfte“, das sonst ihr Ideal bildet, nur deshalb entgegengetreten, weil einmal die frei spielenden „Kräfte“ sich gegen den Liberalismus zu kehren scheinen.

Vom politischen Gebiet bleibt aus der jüngsten Zeit allenfalls nur noch die Thatsache zu berichten, daß es der Berliner Polizei gelungen ist, der Parteiorganisation der Sozialdemokraten in Deutschland besser auf die Spur zu kommen, als bisher, und eine Reihe von Leuten zu verhaften, welche berufsmäßig oder erwerbsmäßig die Ausbreitung der Umsturzideen betrieben haben. Die meisten Blätter sind nun geneigt, diese Ergreifung der Schuldigsten als großen Erfolg anzusehen. Und in gewissem Maße unzweifelhaft mit Recht. So notwendig es aber ist, daß auch die Polizei ihre Schuldigkeit thut im Kampf mit den subversiven Mächten, und so erfreulich es ist, wenn ihr auf diesem Gebiete ein Handstreich gelingt, so muß doch auch immer wieder festgestellt werden, daß hier selbst der günstigste Erfolg nur einen sehr geringen Fortschritt zum sozialen Frieden, der doch das Ziel bleiben muß, darstellt. So lange die Ideen ungebrochen und unvermindert fortwirken, so lange werden von den verschlagenen Führern stets auch Mittel und Wege gefunden werden, das mündliche und schriftliche Losungswort an seine Adresse gelangen zu lassen. Glaubwürdiger Nachricht zufolge soll ja auch heute die Verbreituug der in der Schweiz hergestellten sozialdemokratischen Blätter durch ganz Deutschland hindurch trotz aller Grenzsperre in fortwährend wachsendem Maße sich vollziehen. Und es bleibt daher nur zu wünschen, daß die wichtigeren, geistigen und gesetzlich vorbeugenden Mittel mit derselben Schnelligkeit und Energie Anwendung finden möchten, wie die doch mehr mechanischen der Polizei. Aber leider läßt z. B. das vielberufene Sonntagsgesetz, einer der wichtigsten Quadern im sozialen Reformbau, noch immer auf sich warten. Quousque tandem?

* * *

In **Holland** hat die Erkrankung des hochbetagten Königs neue Besprechungen der Luxemburger Erbfolge hervorgerufen. Das Recht in dieser Frage liegt absolut klar, und die Ansprüche des Herzogs von Nassau würden kaum zu Erörterungen Anlaß geben, wenn nicht von französischer Seite zunächst allerdings nur private Proteste gegen die Thronfolge eines deutschen Fürsten erhoben würden. Die französische Regierung hat selbstredend noch nicht gesprochen in dieser Sache, aber wenn man bedenkt, wie sehr die Herren in Paris von den Leidenschaften der Menge abhängen, und man sich ferner erinnert, wie über die Thronfolge des Hohenzollernprinzen in Spanien der Krieg von 1870 ausbrach, so liegen Erwägungen nahe genug, welche zur Wachsamkeit auffordern. Als bedeutungsvoll muß erwähnt werden, daß bereits von offiziöser Stelle in Berlin aus in unzweideutigster Weise die Partei des Herzogs von Nassau ergriffen worden ist.

* * *

Die Dinge in **Bulgarien** sind einen Schritt vorwärts gekommen. Prinz Ferdinand von Koburg ist nach mehrwöchentlichem Zaudern wirklich nach seiner neuen Heimat abgereist; er hat Tirnowa, Philippopel und Sofia besucht und überall

begeisterte Aufnahme gefunden. Er hat angeredet und ist angeredet worden, hat Eide geleistet und Schwüre entgegengenommen, einstweilen aber kein Ministerium zu stande gebracht. Sehr viel weniger begeistert ist sein Vorgehen von den Großmächten aufgenommen worden. So ziemlich alle verweigern die Anerkennung des jungen Fürsten und lassen ihn auf eigene Rechnung und Gefahr zunächst weiter wirtschaften. Ganz unzweideutig hat sich Deutschland durch Abberufung seines Vertreters gestellt. Sehr viel schroffer noch verfährt Rußland, das offiziös dem Fürsten erklärt, er könne nichts besseres thun, als das Land verlassen, wenngleich es offenbar abgeneigt scheint, einen Krieg zu wagen, vielmehr versucht, durch Intrigen zum Ziel zu kommen und das Land selbst gegen den Prinzen aufzuhetzen. Man ist ebenso weit entfernt von Anerkennung der neuen Lage, als man offenbar beflissen ist, die Frage dauernd offen zu erhalten; denn so lange sie offen ist, kann man im Bedarfsfalle um einen Kriegsgrund nie verlegen sein. Es ist das dieselbe Politik, die Rußland in Asien treibt, wo seit Jahren mit den englischen Bevollmächtigten ein „Abkommen" nach dem anderen getroffen wird. In jedem dieser „Abkommen" läßt man aber vorsichtig ein Loch, welches bald wieder ein neues Abkommen nötig macht.

Neben der Abberufung des deutschen Vertreters hat sich auch noch durchaus im Sinne der Ablehnung ein offiziöser Artikel der „Kölnischen Zeitung" ausgesprochen; Deutschland habe jahrelang versucht, zu Frankreich in ein besseres Verhältnis zu kommen, aber alles Streben in dieser Hinsicht sei erfolglos geblieben, weil nicht das wohlverstandene Interesse, sondern die Leidenschaften der Menge für die Regierung maßgebend seien. Ganz ebenso scheine es nun mit Rußland zu gehen, da auch dort die Leidenschaft keine ruhige Erwägung mehr aufkommen lasse. Trotzdem würde kein deutscher Minister es verantworten können, sich um Bulgariens und seines Fürsten willen in offenen Gegensatz zu Rußland zu setzen und den Widerspruch dieser großen Macht hervorzurufen. Das Ende der ganzen Sache wird also, wie gesagt, vermutlich das sein, daß Prinz Ferdinand so lange ungestört und auf eigene Hand in Bulgarien Politik macht, als die Großmächte ihm dies gestatten; tritt aber einmal ein Konflikt ein, so wird es sich darum handeln, ob dann Bulgarien stark genug sein und hinreichend Bundesgenossen finden wird, um seine politische Selbständigkeit zu wahren oder ob es dann als Beute dem Sieger anheim fällt. — Mit der Türkei hat Prinz Ferdinand neuerdings ein gutes Einvernehmen durch Anerkennung ihrer Oberhoheit zu erstreben gesucht, nachdem er anfänglich durch recht unbedachte Aeußerungen über das „unabhängige" Bulgarien seine jugendliche Unbekanntschaft mit dem glatten Boden der Politik nur zu deutlich verraten hatte. Aber auch in Stambul ist sein verspätetes Liebeswerben vergeblich gewesen und eine kalte Nichtanerkennung ausgesprochen worden.

* * *

Im Innern **Frankreichs** geht der Kampf der Gemäßigten gegen die Radikalen ununterbrochen fort; der abgetretene Minister Ferry hat sich daran beteiligt, indem er in öffentlicher Rede den verflossenen, der äußersten Linken angehörigen Boulanger als „Tingeltangelhelden" bezeichnete; und der noch im Amt befindliche Kriegsminister Ferron ist seinerseits nicht zurückgeblieben, hat vielmehr eine Verordnung an die Militärmusiken erlassen, wonach dieselben keine anderen, politischen Mißdeutungen ausgesetzten Stücke spielen dürfen, als die anerkannte Nationalhymne. Und Ferron hat überdies eine „friedliche" Rede gehalten, in welcher er die Entwickelung der „Defensivkraft" Frankreichs als das Ziel seiner Bestrebungen hinstellt. Weit weniger entschieden als gegen den Radikalismus sind Regierung und Opportunisten gegen die Deutschenhetze, ja in gewissem Sinne beteiligen sie sich selbst daran. Die Stadtverwaltung von Paris beseitigt z. B. successive alle deutschen Straßenkehrer, welche auf diese Weise seit Jahrzehnten ihr Brot gefunden haben; und um der deutschen Regierung ein Paroli für

ihre Maßnahmen im Elsaß zu biegen, hat Rouvier eine alte Verfügung aus der Revolutionszeit wieder ausgegraben, um in ihr den Rechtstitel zu haben zur Schließung einer deutschen Spielwarenfabrik, die vor nicht lange in Embermesnil gegründet worden ist. Der Vorgang beweist, daß das offizielle Frankreich keinen Wert darauf legt, mit Deutschland gute Beziehungen zu halten, vielmehr geneigt scheint, die Fremdenfrage im Sinne eines rücksichtslosen nationalen Egoismus zu entscheiden.

Wenn trotz der Mißstimmung gegen Deutschland die französisch-russischen Beziehungen noch nicht weiter gediehen sind, als sie es sind, so haben die Umstände, welche im abgelaufenen Monat Tod und Begräbnis des großen Deutschenhassers Katkoff begleiteten, auf die Gründe des Nichtzusammenkommens unserer Nachbarn von Osten und Westen neues Licht geworfen. Die Ursache der Trennung liegt mehr im Osten, als im Westen; man würde wohl in Rußland mit Frankreich sich verbünden, um das verhaßte Reich der europäischen Mitte niederzuwerfen, wenn nicht der Zar überhaupt ein Kunktator wäre. Aber vor allen Dingen müßte Frankreich erst durch eine Regierung, welche Bürgschaft der Dauer in sich trägt, bündnisfähig geworden sein. Die gemäßigte Republik muß erst auf festen Füßen stehen und im vollen Stande sein, sich der radikalen Angreifer zu erwehren; dazu ist aber einstweilen wenig Aussicht vorhanden. Und Rouvier ist schwerlich der Mann, um das gesunkene Ansehen seines Vaterlandes im Auslande wieder herzustellen. Er mag ein ganz geschickter Parteidiplomat sein, der es fertig bringt, es mit niemandem zu verderben, aber er ist kein Mann des energischen Unternehmens, der Widerstrebende unter seinen Willen beugen könnte.

Wenn aber die Dinge so liegen, daß Rußland in Frankreich nur mit der Macht derer rechnen kann, die nicht im stande sind, sich dieselbe zu schaffen, und umgekehrt diejenigen Franzosen am eifrigsten um die russische Freundschaft buhlen, welche ihre eigene Regierung nicht zu ruhiger Machtentfaltung kommen lassen, so hat man den Schlüssel des Geheimnisses, warum der Bund zwischen Paris und Petersburg noch immer ausbleibt. Und so wird auch die Reise des bekannten Herrn Deroulède nach Moskau und Nischni-Nowgorod das gewünschte Bündnis sachlich kaum gefördert, sondern im Gegenteil dasselbe vielleicht gehindert haben. Denn wenngleich auf die wilden Reden der Franzosen von russischen Generälen in noch heftigerer Sprache geantwortet ist, so beweist auch das nichts für das Bündnis, sondern nur für die Disziplinlosigkeit im russischen Heere. Das offiziöse Rußland hat die Pariser Straßenhelden entschieden abgewiesen und damit bei den Radikalen an der Seine eine Stimmung erzeugt, im welcher Wut und Verlegenheit um den Vorrang streiten.

* * *

In **Rußland** ist der vielgenannte Redakteur der Moskauer Zeitung Katkoff gestorben, ein Todesfall, dessen Bedeutung unzweifelhaft über die eines inner-russischen Ereignisses hinausgeht; denn der Verstorbene kann in der That als Urheber des erwachten russischen Nationalbewußtseins bezeichnet werden und infolge dessen auch als der Vater aller jener barbarischen Maßregeln, durch welche das Deutschtum zur Verzweiflung gebracht wird. Gewiß hat Katkoff eine Menge von Genossen gehabt, welche in dieselbe Kerbe schlagen, und zum Teil solche, welche in viel glänzenderen und scheinbar einflußreicheren Stellungen für ihre Ideen wirken konnten, als er. In der That aber trügt hier der Schein. Trotz der bescheidenen Stellung eines Zeitungsredakteurs hat Katkoff einen weit größeren Einfluß ausgeübt, als alle seine Zeitgenossen, und zwar aus zweifachem Grunde: einmal, weil er es verstanden hat, sich bis an sein Ende die Gunst dessen zu bewahren, den zu erziehen er berufen gewesen war, und dessen Wille in Rußland Gesetz ist — wobei unentschieden bleiben mag, ob der Zar aus Zustimmung

zu den Ideen oder aus Furcht vor der etwaigen Gegnerschaft des mächtigen Mannes ihm gewogen geblieben ist; und andererseits blieb Katkoff mächtig, weil er, wenn auch gewissermaßen im Widerspruch mit dem mittelalterlichen Ideal, das er vertrat, das allermodernste Mittel der Propaganda, die Zeitungspresse, mit außerordentlichem Geschick seinen Zwecken dienstbar machte.

Sollte über kurz oder lang ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland ausbrechen, so werden stets die späteren Geschlechter, wenn sie die allmähliche Entstehung und Steigerung des Gegensatzes der Völker in tieferer Weise erforschen, auf die Periode und Person Katkoffs zurückgreifen müssen. Er ist derjenige, der den wirtschaftlichen und sozialen Krieg begonnen und unermüdet fortgesetzt hat, in der sicheren Hoffnung und Aussicht, daß das Ende kein anderes sein könne, als eine Auseinandersetzung mit den Waffen in der Hand.

Wenn diejenigen Franzosen, welche den Krieg herbeiwünschen, an seinem Grabe trauern, so haben sie von ihrem Standpunkt aus ganz recht. Die Lücke, welche in Moskau gerissen wird, ist für sie in der That bedeutend. In der Petersburger Regierung ist der Schmerz offenbar weit weniger intensiv. Vielmehr lassen verschiedene Anzeichen, besonders aber offiziöse Notizen im Brüsseler „Nord“, darauf schließen, daß die offiziellen Thränen, die dem Verschiedenen nachgeweint werden, nicht mehr und nicht weniger als Krokodilsthränen sind.

* * *

In **Italien** (wie in Rußland) ist eine Persönlichkeit aus dem Leben geschieden, welche Jahrzehnte hindurch in die Geschicke ihres Vaterlandes vielfach entscheidend eingegriffen hat — der Minister Depretis ist in seiner Vaterstadt Stradella gestorben. Depretis war Advokat und ist, wie viele seiner Standesgenossen, an der Einheitsbewegung seines Vaterlandes aufs lebhafteste beteiligt gewesen; und seit der Königshof in Florenz und Rom residierte, hat er vielen unter den so oft wechselnden Ministerien angehört, beziehentlich dieselben geleitet. An großen, schöpferischen, wirklich staatsmännischen Ideen hat Depretis nicht gelitten, er war vielmehr der Mann, der um kleine Auskunftsmittel nie verlegen und daher immer zu brauchen ist. Aber vom deutschen Standpunkt aus muß ihm nachgerühmt werden, daß er nicht dem Zuge seines Herzens, der ihn mehr nach Frankreich zog, folgte, sondern durch das wohlverstandene Interesse Italiens sich zum Dreikaiserbündnis ziehen ließ. Erfreulicherweise scheint auch nach seinem Tode eine Erschütterung der vorhandenen, auswärtigen Beziehungen durchaus nicht zu befürchten, vielmehr der ursprünglich gleichfalls franzosenfreundliche Crispi es für geraten zu halten, bei einem Bunde zu bleiben, der, im Fall die große europäische Abrechnung glücklich für ihn und für uns abläuft, gerade Italien die größten politischen Vorteile kontraktlich in den Schoß werfen dürfte.

* * *

Die Demokraten in **Norwegen**, die sich den Sturz ihres einstmaligen Führers zum Ziel gesetzt haben, weil er auf seinem Ministersitz ihnen viel zu aristokratisch geworden ist, haben auf ihrer jüngsten Delegirtenversammlung einige sehr kühne Beschlüsse in bezug auf das nächstjährige Wahlprogramm gefaßt, durch welche die alte Parole „Los von Schweden!“ deutlich hindurchklingt. Sie stellen namentlich die Forderung auf, daß, im offenen Widerspruch mit der Unionsakte, ein norwegisches Departement für das Auswärtige geschaffen werden solle, und daneben die andere, daß die Verfassungsbestimmung aufgehoben werde, daß der König von Schweden für Norwegen einen Vizekönig ernennen könne. Da bei der sehr losen Verbindung, in welcher die

beiden Bruderlande mit einander stehen, die gemeinsame Vertretung dem Auslande gegenüber fast das einzige gemeinsame Institut ist, handelt es sich also um einen offenen Kampf gegen die Union und für ein selbständiges und unabhängiges Norwegen — natürlich mit republikanischer Regierungsform.

* * *

Mit **Dänemark** hat sich im abgelaufenen Monat die deutsche Presse mehr als gewöhnlich beschäftigt. Die Veranlassung dazu liegt in dem gefährlichen Spiel, welches die dänische Regierung und mehr noch die immer chauvinistischer werdende konservative Partei mit der Befestigung von Kopenhagen treibt. Die dänische Oppositionspresse meinte hier eine neue Handhabe zu der ihr bisher mißlungenen Ministerstürmerei gefunden zu haben, und gab sich die größte Mühe, die Regierung bei Deuschland zu denunzieren. Daß es bei der notorisch geringen Wahrheitsliebe dieser Presse nicht an Uebertreibungen gefehlt hat, läßt sich denken. Jedenfalls sind triftige Beweise dafür, daß Dänemark russische Politik treibe, nicht vorhanden. Die offiziöse Presse sucht die Regierung von jedem Verdacht dieser Art rein zu waschen und betont namentlich, daß der diesjährige Besuch des Zaren am dänischen Hofe ebenso wenig wie die früheren irgend etwas mit Politik zu thun habe. Wir wollen es dem Kriegsminister Bahnson, den seine Gegner, mit Zuhilfenahme gefärbter Berichte über die von ihm auf Volksversammlungen gehaltenen Reden, schon zu einem „nordischen Boulanger" haben stempeln wollen, glauben, wenn er öffentlich erklärt, daß es ihm allein darum zu thun sei, durch die Befestigung von Kopenhagen seinem Vaterlande die Neutralität zu sichern; wenn aber seine weniger vorsichtigen Freunde als das Ziel der fortifikatorischen Unternehmungen die „Selbständigkeit" Dänemarks hinstellen, so sieht die Sache allerdings nicht so unschuldig aus. Denn wer nur einigermaßen mit der Denkweise dieser Kreise vertraut ist, der weiß, daß dort allgemein unter einem „selbständigen" Dänemark nur ein mit Nordschleswig wieder vereinigtes Dänemark verstanden wird, sowie daß dort schon bei dem bloßen Gedanken an einen europäischen Krieg die Herzen höher schlagen in der Hoffnung, daß derselbe das Mittel werden könne, um der um ihren Verlust tief trauernden Mutter die trotz aller Germanisierungsversuche nie verloren gegebene Tochter wieder zuzuführen. Dem politischen Dogma von der Notwendigkeit der Befestigung Kopenhagens entspricht der Hoffnungsartikel von der Wiedergewinnung Nordschleswigs. Besonders in der akademischen Jugend, sofern sie nicht dem kosmopolitischen Radikalismus verfallen ist, steht es so fest wie der Glaube an eine göttliche Gerechtigkeit, daß diese Hoffnung sich einmal verwirklichen müsse. Wir können daher nicht ohne Mißtrauen dem Festungsbauspiel unserer Nachbarn im Norden zusehen, wenn wir auch nur lächelnd von der kindlichen Freude Notiz nehmen, mit welcher der „Ausschuß für freiwillige Selbstbesteuerung" das auf seine Kosten erbaute erste Fort im Nordwesten der Hauptstadt den in festlichen Prozessionen daherziehenden schaulustigen Kopenhagenern zur Besichtigung darbietet. Es soll in diesem Zusammenhang auch die Rührigkeit nicht unerwähnt bleiben, mit welcher der „Südjütische Zentralverein" in Kopenhagen gegenwärtig die Interessen der nach Dänemark ausgewanderten Nordschleswiger zu wahren sucht, seitdem eine straffere Handhabung der Zügel diesseits der Grenze zur Folge gehabt, daß die dänische Agitation sich nahezu selbst aufgegeben hat.

Wirtschaftspolitik.

Unseren diesmaligen Bericht schließen wir inmitten einer Bewegung, die in vieler Beziehung als „kritisch" bezeichnet werden kann. In der Woche der Sonnenfinsternis ist das Projekt einer deutschen Spiritusbank mit zuerst 30, dann 40 Millionen Kapital, welche bestimmt sein soll, das deutsche Spiritusgesetz sofort für die Haute-Banque zu fruktifizieren, aufgetaucht und hat sogleich die größte Aufregung hervorgerufen. Von seiten der Börsenpresse ging die Aufregung anfänglich nach der ablehnenden Richtung; jedoch hat sich der Sturm dabei noch rascher gelegt als gelegentlich der Aufhebung des Identitätsnachweises hinsichtlich der Wiederausfuhr von Getreide, obgleich allerdings bei der Spiritusbank nicht nur die landwirtschaftlichen, sondern auch die Börseninteressen eine sehr verschiedenartige Auffassung zulassen — weshalb der anfängliche Widerspruch der Börsenpresse diesmal auch nicht nur aus der „prinzipiellen" Gegensätzlichkeit gegen die „Agrarier", von denen ja anscheinend die Anregung zur Spiritusbank ebenfalls ausging, sondern zu erheblichem Teil aus dem bei der Börse selbst liegenden Interessengegensatz hervorwuchs. Wenn sich dieser Widerspruch so rasch abgeblaßt hat, so zeigt dies, wie stark am Ende das „Gros" der Börse und die allenfalls auch hier noch so zu nennenden persönlichen Interessen vor den anonymen einschrumpfen und wie es ihnen ebenso geht, wie es vor ihnen einer Menge von persönlichen Interessengruppen gegangen ist, die ohne Sang und Klang abgethan wurden, weil sie kein Geld hatten, um sich persönlichen Einfluß zu verschaffen. Man deutet wohl an, daß sich die „legitimen" Börseninteressen ihrer Haut wehren wollen; und daß sie es mit mehr Geschick und Nachdruck, vor allem auch mittelreicher und darum „überzeugender" thun werden, dürfen wir ihnen wohl zutrauen. Aber in diesem Falle wird man sagen können: ihr Widerstand wird ihnen nichts nützen. Und von unserem Standpunkt aus könnte uns das Spiritusbankprojekt einen ganz besonders vergnüglichen Anblick gewähren. Von seiten der Staatsgewalt ist doch der Agiotage gegenüber nichts zu erwarten, selbst wenn sie die Axt an die Wurzel des Staates selbst legt. So wird nichts übrig bleiben als die Hoffnung, daß jene, wenn sonst nichts mehr aufzufressen ist, sich selbst aufzehrt. Und die großen Spritspekulanten an den deutschen Börsen mit ihren eigentümlichen — vielleicht nicht wucherischen — Beziehungen, werden allerdings, wenn die Bank zustandekommt, jenem Schicksal nicht entgehen, es sei denn, daß sie eine Gegenbank gründeten, und auch dann würde nur die Form sich ändern; und die „Mächte" mit der organisierten Kapitalmasse, denen sie sich gegenüberbefinden, sind ihnen soweit voraus, daß sie wahrscheinlich bei näherem Erwägen vorziehen werden, den gebotenen Kampf gar nicht aufzunehmen.

Indes diese Interessen erwecken bei uns, wie man weiß, keine Anteilnahme. Dagegen haben wir im Falle des Zustandekommens der Spiritusbank die größten Besorgnisse wegen der Zukunft der Landwirtschaft, und zwar nicht nur desjenigen Teiles, der von der Angelegenheit unmittelbar berührt wird. Es ist möglich, daß die durch die Bank und den vorgeschlagenen Vertrag den landwirtschaftlichen Spiritusbrennern gebotenen Vorteile außerordentlich große sind und bleiben werden. Allein der Vertrag lautet nur auf drei Jahre. Es würde daher für diese gegenwärtigen Inhaber der betreffenden Brennereien nichts Klügeres geben, als diesen Vorteil zu kapitalisieren und möglichst teuer zu verwerten, also ihre Besitzungen unter dem Einfluß der ersten Wirksamkeit der Bank zu verkaufen; ihre Nachfolger mögen dann sehen wie sie fertig werden. Wir haben dergleichen schon unter weit geringerer Treibhaushitze erlebt. Dafür, daß nach drei Jahren, wenn durch die Spiritusbank alle anderen Beziehungen für die Spiritusbrenner zerstört sein werden, und wenn die Spiritusbank die Lage völlig beherrscht, ebenso günstige Bedingungen bleiben werden, fehlt jede Bürgschaft. Zu dem ist klar, daß die hohen Preise, welche die Gesellschaft auf die

nächsten drei Jahre verspricht, dem Konsum aufgewälzt werden müssen; und zwar dem einheimischen Konsum, denn hinsichtlich des Exports, der — wie es die Krankheit der Zeit will — freilich besonders gepflegt werden soll, wird der „Weltmarktpreis“ maßgebend sein; und wenn, wie angedeutet wird, die fremde Konkurrenz durch die Spiritusgesellschaft überall geschlagen werden soll, so wird man wenigstens vorläufig, so lange der Kampf dauert, sich auf keinen kleinen Druck nach dieser Richtung hin gefaßt machen dürfen. Es kann daher den Spiritusbrenner leicht blühen, daß sie den Vorteil, den sie am inländischen Spiritusverkauf machen, am ausländischen verlieren; und was die Gefährdung des inländischen Konsums betrifft, so ist selbstverständlich jede Verminderung des Alkoholgenusses erwünscht. Allein für die Brennereien handelt es sich in ihrem Anschluß an die Spiritusbank um eine geschäftliche Maßnahme, welche ihnen Vorteil bringen soll; sie haben daher die Angelegenheit vom geschäftlichen Standpunkt aus zu beurteilen. Und in dieser Hinsicht ist schon die Unbestimmtheit dessen, was die Gesellschaft den Brennern gewähren will, gegen das, wozu sie andererseits diese verpflichtet, eine Klippe, an welcher unserer Meinung nach der vorgeschlagene Vertrag scheitern sollte; § 15 und das, was damit zusammenhängt, erscheint uns für die Brenner geradezu als Gefahrenquelle. Und auch die Vorschußwirtschaft, die im Vertrag getrieben wird, ist uns so unsympathisch als möglich. Der Brenner liefert sein Produkt ab und darf es nur an die Gesellschaft liefern; es scheint sogar, als müsse er seinen eigenen Bedarf erst wieder von der Gesellschaft zurückkaufen (wenigstens könnte eine Stelle des Vertragsentwurfes so verstanden werden) und dafür erhält er „angemessenen Vorschuß“; auch muß er die Transportkosten tragen, wodurch der feste Verkaufspreis sich vermindert ꝛc. ꝛc. Wir können hier natürlich keine eingehende Kritik des Vertrages liefern; aber wenn sich auch unsere Leser nicht so ablehnend gegen den Vertrag verhalten sollten wie wir, so werden sie uns zugestehen müssen, daß die von uns erhobenen Bedenken nicht ohne Bedeutung sind. Dazu kommt noch, daß infolge der auf dem Weltmarkt beabsichtigten Aktion trotz der im § 15 den Brennern auferlegten Versicherung die Gesellschaft auch mit 40 Millionen Kapital statt 30 bankrott machen kann. Dergleichen ist nicht neu mehr — man denke nur an die deutsche Handelsgesellschaft. Dabei ist die Gefahr der Ueberproduktion eine außerordentlich große. Da sich erst am Jahresschluß für die Produzenten herausstellt, was sie gewonnen oder verloren haben, und da selbst bis zur Ausstellung der Abrechnung noch geraume Zeit über den Jahresschluß hinaus verstreichen kann, so kann dabei der Verlust für die Brenner so anwachsen, daß der anscheinend gebotene große Vorteil vollständig zu Wasser wird. Hierzu tritt nun die wirtschaftliche Abhängigkeit, in welche alle Teilnehmer am Vertrage schon durch die erhaltenen „Vorschüsse“ zur Aktiengesellschaft geraten. Denn die Brenner erhalten den abgelieferten Spiritus nicht bezahlt, sondern sie empfangen nur einen „angemessenen Vorschuß“, der, wie gezeigt, leicht einen Nachschuß zur Folge haben kann. Und hieraus kann die vollständige Vermögenszerrüttung der Brenner hervorgehen. Allerdings scheinen schon jetzt viele Brenner bei den großen Spiritusspekulanten in Vorschuß zu sein, und man hört, daß diese letzteren ihre ablehnende Haltung gegen das Projekt auf diesen Umstand stützen. Daraus scheint auch die Erhöhung des Aktienkapitals der Gesellschaft um 10 000 000 Mark hervorzugehen, einerseits um den bisherigen Spekulationsfirmen eine Beteiligung zu sichern, andererseits um mit stärkeren Vorschüssen bei der Hand sein zu können, wo dies die Voraussetzung der Lösung bestehender Verträge ist. Allein es ist doch immer noch ein wesentlicher Unterschied, ob einzelne Glieder eines Gewerbebetriebes durch Verschuldung unter die Botmäßigkeit der Spekulation geraten sind, oder ob ein Verschuldungssystem über einen ganzen Betrieb organisiert wird, so daß alle Mitglieder desselben jenen unterworfen und mit ihrem Produktionsabsatz an eine bestimmte Stelle gebunden werden. Sicher scheint zu sein, daß, wenn die Bank ins Leben tritt und wenn ihr Experiment mißglückt oder auch nur wenn sie nach drei Jahren im neuen Vertrag unannehmbare Be-

bingungen stellt, die Einführung des Staatsmonopols als einzige Rettung übrig bleibt. Uebrigens enthält der den Spiritusbrennern zur Anerkennung vorgelegte Vertragsentwurf eine solche Menge von Einschränkungen für sie und dagegen so unsichere Gegenleistungen von seiten der Aktiengesellschaft, daß man erstaunt sein muß, wie der Ausschuß des Vereins der Spiritusbrenner in Deutschland den Vertrag den Spiritusbrennern zum Beitritt empfehlen konnte.

Was indes die versuchte unmittelbare Unterwerfung der industriellen Betriebe und die Ausbeutung der denselben zustehenden Vorteile durch das internationale und namenlose Kapital betrifft, so ist das Projekt der Spiritusbank nicht der erste Versuch in dieser Beziehung. Vielmehr ist ihm der Versuch der Gründung einer Kohlenbank vorangegangen, und die Bemühungen, dieselbe ins Leben zu rufen, werden fortgesetzt, obgleich unter den Nächstbeteiligten wenig Neigung vorhanden zu sein scheint, dem Drängen nachzugeben. Hier erscheint aber auch das ganze Projekt von vornherein sachlich zwecklos. Man will lediglich die Kohlenzechen von der „Last des Inkasso“ befreien. Es soll demgemäß die Bank den einzelnen Zechen allwöchentlich die zur Lohnzahlung nötigen Barmittel vorstrecken und dagegen die erwachsenden Ausstände jener regelmäßig einziehen und verrechnen. Nun hat man denn doch, wie bemerkt, bisher seitens der Beteiligten dieser Börsenlockung widerstanden. Und man hat mit Recht gefragt, was davon eigentlich die Zechen Nutzen hätten, da der Kohlenverkauf und die Zahlung dabei eine außerordentlich glatte ist, indem die Kredite durchschnittlich nur einen Monat laufen. Sofern aber wirklich die Zechen Vorschüsse zur Lohnzahlung ꝛc. nötig hätten, so könnte man darauf hinweisen, daß die Reichsbank doch angeblich zur Unterstützung auch der Industrie da sei und daß sie ohnehin nicht weiß, wie sie ihre Mittel nutzbringend verwenden soll. Trotzdem daß also nicht der mindeste Grund zur Gründung jener Kohlenbank vorhanden ist, werden doch die Bemühungen, sie zu stande zu bringen, unablässig fortgesetzt, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich genug Vertreter der Zechen fangen lassen, so daß das Projekt doch noch zu stande kommt.

Es ist offenbar einmal ein Zug der Zeit, wenn auch kein glücklicher, die gesamte Produktion unter die Herrschaft des anonymen internationalen Kapitalismus der Börse zu bringen. Die zahlreichen Konventionsunterhandlungen und Abschlüsse zwischen den Konkurrenten der verschiedenen Produktions- und Betriebsgebiete bilden für den Durchbruch jener Erscheinungen den Vorläufer. Bei allen jenen Unterhandlungen, die überdies, wie wir bereits mehrfach bemerkt haben, gegen das manchesterliche „Prinzip“ der „freien Konkurrenz“ im höchsten Grade verstoßen, und selbst bei den zu stande kommenden Konventionen und Kartellen zeigt sich die Einzelselbstsucht immer so mächtig, daß zunächst die nötigen Zugeständnisse an die erstrebte Verbindung nur mit den größten Schwierigkeiten gemacht werden und daß Vertragsbrüche trotz der hohen Konventionalstrafen, die bei diesen Kartellen eine große Rolle spielen, so oft vorkommen oder vermutet werden, daß jene gewöhnlich nach dem Ablauf nicht wieder erneuert werden. Durch Aktiengesellschaften, die den gesamten Produktionsbetrieb in die Hand nehmen und denen man große Zugeständnisse hinsichtlich des Einblickes in die Betriebe gestattet, glaubt man jene Konkurrenzschwierigkeiten zu beseitigen; man scheint dabei nur zu vergessen, daß damit wohl nicht die Konkurrenz, sicher aber die „freie Konkurrenz“ beseitigt wird, und daß man damit dem Konsum gegenüber ein verblümtes Monopol schafft, wodurch die Gefahren der Konkurrenz, wie der Vertragsentwurf der Spiritusbank zeigt, für die Produzenten ins unendliche gesteigert werden.

Damit geht der kapitalistische Latifundismus auf industriellem Gebiete Hand in Hand. Bei den Aktiengesellschaften, besonders wenn durch das Börsenspiel die Titel der konkurrierenden Gesellschaften überwiegend in die Hände weniger Kapitalisten, Bankiers und Banken gefallen sind, hört das persönliche Interesse am Einzelgedeihen der Betriebe mehr und mehr auf, und es tritt immer mehr das bloße Tantiemen- und

Dividenden-Interesse in den Vordergrund. Bei dem gegenwärtigen Gründerunwesen auf industriellem Gebiet, wobei eine maßlose Steigerung der Produktion immer die Voraussetzung und Folge ist, müssen auch die Ergebnisse bald auf jenes Interesse führen und vollständige Verschmelzungen mit monopolistischer Tendenz sind davon die Folge. Als ein großes Beispiel nach dieser Richtung haben wir sogar auf internationalem Gebiet schon seit längerer Zeit die Dynamitgesellschaft Nobel. Auch im Bankwesen bestehen, unter äußerer Trennung aus geschäftlichen Gründen, derartige Verschmelzungen sehr zahlreich, und das System hat soeben in Deutschland wieder einen bemerkenswerten Fortschritt gemacht durch den „Verein deutscher Oelfabriken", welcher die größten Oelfabriken in Westdeutschland in eine Gesellschaft verschmilzt, um einerseits den Konsum ihres Gebietes vollständig in Beschlag zu nehmen und die kleine Konkurrenz vom Markte zu verdrängen und anderseits durch spekulative Eingriffe, unterstützt durch eine massige Kapitalmacht, der Urproduktion ihrer Verbrauchsmaterialien ihre Bedingungen zu diktieren. Denn man darf bei der Kapitalmacht, die hier in Frage kommt, nicht nur an das unmittelbare Aktienkapital der so geschaffenen ungeheuren Industriebetriebe denken, sondern man muß auch an die Gründerbanken, mit denen die Aktienbetriebe natürlich in engster Verbindung bleiben, denken. Denn diese Banken leiden fortwährend an Kapitalüberfluß, weil trotz anscheinender ungeheurer Rührigkeit die Kapitalverwendung auf immer engere Kreise beschränkt wird und daher auch nicht die für eine gesunde Nationalwirtschaft erwünschte Ausgibigkeit mehr erlangen kann.

Hiernach ergibt sich aus solchen industriellen Betriebsverkoppelungen noch eine außerordentlich wichtige spekulative Seite, die wirtschaftlich fast nur Schatten zeigt. Die Leiter dieser industriellen Betriebsmassen greifen auch spekulativ in die betreffende Marktbewegung für Urprodukte und Fabrikate ein und suchen durch glückliche Einkaufsspekulationen den Verlust, den sie in der Konkurrenz gegen die Produktionsgegner insbesondere auf dem internationalen Konkurrenzmarkte erleiden, wieder beizubringen und vielleicht gar Tantieme und Dividende auf diesem Wege herauszuschlagen. Und wir haben bei den jüngsten Veröffentlichungen verschiedener Jahresberichte von Aktiengesellschaften wahrgenommen, daß dieselben sich rühmen, durch massenhafte spekulative Einkäufe von Rohprodukten den größten Teil der Gewinnaussicht für das laufende Jahr schon gedeckt zu haben. Aber derartige Geschäfte sind unabsehbar, und es sind anderseits schon zahlreiche Gesellschaften infolge spekulativer Beteiligung so stark in Verlust geraten, daß sie bankrott wurden. Der genannte „Verein deutscher Oelfabriken" hat aber noch eine ganz besondere Bedeutung für unsere Landwirtschaft. Man kann wohl behaupten, daß infolge der modernen Industrie und Handelsentwickelung die deutsche Landwirtschaft ein außerordentlich günstiges Hilfsgebiet für ihr Gedeihen, das sie hinsichtlich des Anbaues von Oelfrüchten besaß, schon größtenteils verloren hat. Die Gründer jenes Oelfabriken-Vereins betonen aber ganz besonders den Nachdruck, den sie auf den Import von Oelsaaten legen, und man könnte es geradezu als Hohn auslegen, wenn sie in ihrem Prospekt von dem Nutzen, den sie auch der Landwirtschaft bieten, reden. Dieser Nutzen besteht nämlich, wie es thatsächlich heißt, in der Herstellung billiger Oelkuchen zum — Viehfutter.

Was aber die Gefahren der spekulativen Gestaltung des Ueberwucherns der Gründerei und der Agiotage betrifft, so haben sich die Vorzeichen eines allgemeinen und schweren Krachs in der letzten Zeit noch stark vermehrt. Dem Zusammenbruch der großen Kaffee-, Weizen- und Baumwoll-Schwänzen, die in New-York und Chicago ihren Mittelpunkt hatten, ist derjenige einer Weizen-Schwänze in San Francisco gefolgt. Die Wirkung dieses Zusammenbruches war in Kalifornien eine so große und tiefgreifende, daß der geschäftliche Verkehr und die geschäftliche Sicherheit vollständig aufhörten, daß man genötigt war, die Börse in San Francisco zu schließen, und daß die Regierung einen Ausschuß niedersetzte zur Beratung der Mittel, durch welche es möglich sei, die Produktion vor den Einwirkungen der Agiotage zu schützen.

Ueberhaupt hat diese Einwirkung den regelmäßigen Handel und die Interessen der Produktion ebensowohl als diejenigen der Konsumtion im höchsten Grade beeinträchtigt. Die Verhältnisse des Kaffeemarktes erscheinen schon seit geraumer Zeit in allgemeiner Verwirrung. Freilich ist dieser Verwirrung des Marktes schon früher die Erschütterung der Produktion in mehreren der wichtigsten Produktionsgebieten vorausgegangen. Man weiß z. B., daß Ceylon, für die feineren Kaffeesorten früher ein Hauptproduktionsland, auf weniger als die Hälfte des ehemaligen Anbaues herabgekommen ist. Was aber die gegenwärtige Notlage betrifft, so erscheinen die hohen Preise durchaus nicht gerechtfertigt. Die Vorräte in den europäischen Einfuhrhäfen sind so groß als im Jahre 1884, aber die Preise sind um die Hälfte höher. Als einziges Motiv der hohen Preise gibt man die schlechten Ernteaussichten in Brasilien an. Allein es wird vielfach bestritten, daß diese Aussichten so schlecht seien, und thatsächlich hat die Zufuhr aus dem Innern Brasiliens nach Rio de Janeiro nach den letzten Berichten wieder sehr stark zugenommen. Mittlerweile ist auch vor einigen Monaten in Hamburg die Kaffeeagiotage eröffnet worden, und die zum Teil naive Spielwut freut sich bereits darüber, daß die Kaffeeagiotage an diesem Platze bereits diejenige von Havre zu übertreffen beginne. Wenn man in den Börsenblättern derartige „patriotische" Aeußerungen findet, muß man die Heuchelei der Klage, daß keine Herabsetzung des Kaffeezolles erlangt werden könne, klar erkennen. Die Gewinnsucht der Agioteurs hat binnen Jahresfrist dem Kaffeekonsum und indirekt der Kaffeeproduktion bei weitem mehr geschadet oder Steuern auferlegt, als der Zoll auf zehn Jahre ausmacht.

Selbstverständlich erregt nun die Bewegung, welche auf eine weitere Erhöhung der Schutzzölle auf Getreide für das deutsche Reich hindrängt, den höchsten Zorn der internationalen Börsenagiotage. Nur wenn zugleich der „Identitätsnachweis" für Getreide oder Mehl bei Wiederausfuhr von Getreide- und Getreideerzeugnissen aufgehoben würde, möchte allenfalls die Börse eine solche Erhöhung noch „gestatten". Der Widerspruch gegen den Vorschlag der Aufhebung des Identitätsnachweises, der in den Börsenblättern laut wurde, weil jener von agrarischer Seite ausging, ist bald verstummt, nachdem die Börsenschlauheit erkannt hatte, daß ihr wieder einmal ein Vorteil, sozusagen wider Willen, in den Schoß geworfen werden sollte. Jedenfalls liegt die Aufhebung des Identitätsnachweises für die Wiedererstattung des Zolles bei der Wiederausfuhr von Getreide und Mehl nicht im Interesse der Landwirtschaft; denn diese würde dann zur Hauptverkaufszeit für Getreide von der auswärtigen Konkurrenz wegen des gefahrlosen Imports fremden Getreides geradezu erdrückt werden, müßte ihr verkäufliches Getreide zu Spottpreisen an das Zwischengeschäft abgeben, dieses lagerte ein, wobei ihm die Mittel der Reichsbank zur Verfügung stehen würden, und exportierte im Frühjahr, wenn die Preise wieder zu steigen beginnen, das gute deutsche Getreide mit Vorteil, während wir uns mit dem schlechten fremden begnügen müßten. Zu dem Verkaufsnachteil, den ein großer, wenn nicht der größte Teil unserer Landwirte erleiden müßte, würde noch der kommen, daß bei uns die Beziehungen zwischen Produktion und Konsumtion in noch ärgerer Weise zerrissen werden würden, als es schon ohnehin der Fall ist.

Unter solchen Voraussetzungen würde eine weitere Erhöhung der Kornzölle nur den demagogischen Absichten und Zwecken dienen. Denn daß eine solche Maßnahme spekulativ (politisch sowohl als finanziell) vom Internationalismus ausgenutzt werden würde, wird von vornherein niemand bezweifeln. Wenn selbst die Zölle keinen anderen Erfolg haben würden als den, ein rapides Sinken der Getreidepreise und so eine gewisse Unabhängigkeit des heimischen Getreidemarktes vom internationalen zu bewirken, so würde die demagogische Presse die „Verteuerung des Brotes des armen Mannes" publizistisch und politisch, und das Zwischengeschäft würde die Zölle praktisch verwerten. Das Getreide würde auch nach Erhöhung der Zölle nicht teurer werden, aber das Mehl und das Brot würde gesteigert werden. In dieser Hinsicht haben

wir nicht nur die Erfahrungen der letzten Jahre, sondern auch die Petitionen, welche sogar von Getreidehändlern für Erhöhung der Zölle an die Reichsregierung gerichtet worden sind, kündigen solchen Gang an, abgesehen davon, daß auch bestehende Verbindlichkeiten zu diesen Petitionen Anlaß gegeben haben können. Eine bloße Erhöhung der Kornzölle halten wir daher nach den gemachten Erfahrungen, wie wir schon mehrfach angedeutet haben, keineswegs für unbedenklich. Eine Regelung des inneren Verkehrs mit Brot, Mehl und Fleisch hinsichtlich der Preisverhältnisse dürfte ohne Gefährdung der allgemeinen Zufriedenheit bei Erhöhung der Kornzölle nicht fehlen, und diese Bestimmung müßte mindestens dahin gehen, daß der Preis für gutes ausgebackenes Roggenbrot nicht mehr als 20 Prozent höher sein dürfte als der des gleichen Gewichtsteiles Roggen. Ohne eine solche Bestimmung wird die Landwirtschaft von den Kornzöllen gar keinen Vorteil haben, während die Brotpreise zum Vorteil des Zwischengeschäfts eine neue Steigerung erfahren werden, was um so bedenklicher ist, als die Kartoffelpreise steigende Richtung anzunehmen scheinen und wahrscheinlich bei Zustandekommen der Spiritusbank noch mehr steigen werden.

Es kann aber kein bedenklicheres Zeichen der tiefen Erkrankung aller wirtschaftlichen Verhältnisse geben, als die Spannung, mit der man allenthalben dem Verlauf der Ernte entgegensieht, und unter der der reiche Segen derselben fast schon als ein Unglück erscheint, während die statistischen Erhebungen in den großen Städten ausweisen, daß der verhältnismäßige Brotverbrauch Jahr um Jahr geringer, daß also die Ernährung schlechter wird. Trotz der niedrigen Getreidepreise und obgleich fast alle Länder Europas eine reiche Ernte gehabt haben oder noch erwarten, hat die Weizenausfuhr aus den Vereinigten Staaten fortwährend zugenommen. Freilich liegt dies nicht allein an der Menge der dortigen Vorräte und an den günstigen Ernteaussichten, sondern an einer spekulativen Anspannung, deren Schärfe schon in den oben berührten Vorgängen in New-York, Chicago und San Francisco angedeutet ist. In keinem Jahre zuvor ist eine so massenhafte Kapitalanlage vor sich gegangen wie im laufenden. Man nimmt an, daß bis zum Ende des Jahres mehr als 12 000 Meilen neuer Eisenbahnen eröffnet sein werden. Außerdem haben Fabrikanlagen stattgefunden und Ausbeutungsgesellschaften sich in Menge gebildet, so daß man den Betrag des neuverwandten Kapitals auf gegen 800 Millionen Dollar schätzt. Allein der größte Teil dieses Kapitals muß erst noch geschafft werden; es ist den mobilen Mitteln entzogen, und diese sind daher trotz der Anhäufung von Barmitteln in den Kassen der Vereinigten Staaten äußerst knapp geworden. Die Portefeuilles der New-Yorker Banken und Bankiers sind vollgepfropft mit Werttiteln, für welche dieselben keinen Absatz finden. Man hat versucht, in New-York mit der Emission von Bonds ebensolche Agiotage zu treiben wie an den deutschen Börsen; die Titel sind liegen geblieben. Man hat dann diese Bonds einige Prozent billiger an die deutschen Börsen gebracht — es hat sie niemand genommen; in London bietet man dieselben jetzt unter Pari aus, ohne daß es glücken will, damit ein Geschäft zu machen. Unter diesen Umständen mußten natürlich die Spekulationen, welche darauf hinausliefen, die Produktion festzulegen und die Preise zu treiben, zuerst zusammenbrechen, und die Agiotage, welche ihre Papiere zunächst nicht los wird, muß eilen, das, was sie noch an verkäuflichen Erzeugnissen besitzt, loszuschlagen, um die flüssigen Mittel, die von Tag zu Tag für die begonnenen Unternehmungen nötig sind, aufzutreiben. Man exportiert also, was man kann, und wirft es an den englischen Markt. Dies betrifft nun Getreide ebensowohl als Baumwolle. Selbstverständlich bringt man auch von Börsenpapieren an die europäischen Plätze, was hier irgendwo schon Kurs hat. Hieraus macht sich dann die New-Yorker Spekulation Guthaben, womit sie einerseits die in England und den übrigen europäischen Ländern fälligen Zahlungen deckt und auch Versuche macht, Gold von hier an sich zu ziehen, wodurch bereits die Bank von England veranlaßt wurde, den Diskont um ein Prozent zu erhöhen.

Allein die Ansprüche an das europäische Kapital sind nicht nur von dieser Seite her enorm im Wachsen. Südamerika wird auch immer unersättlicher. Verschiedene Anleihen südamerikanischer Republiken wurden bereits emittiert; Brasilien wird baldigst auch mit einer Anleihe kommen; aber unvergleichlich im Borgen ist jetzt die argentinische Republik, die soeben durch die Rothschild-Gruppe 40 000 000 Mark in Deutschland borgen läßt.

Dieselben Finanzfirmen, welche die argentinischen und sonstigen Anleihen in Deutschland bewirkt haben und lancieren, sind es, welche hinter der Spiritusbank stehen und angeblich die Verhältnisse der deutschen Landwirtschaft heben und bessern wollen — wie, haben wir freilich gesehen. Allein ebenso charakteristisch ist ihr Verfahren hinsichtlich des Imports fremder Anleihen, insbesondere solcher der agrarischen Länder. Niemand kann zwei Herren dienen! Das ist ein Wort, das auch wirtschaftliche Bedeutung hat. Alle diese großen Summen, welche aus Europa nach den agrarischen Ländern exportiert werden — meist in Gestalt landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, Sämereien und veredelten Viehzuchtstämmen, wozu vielfach die Landwirte in Unkenntnis der wirtschaftlichen Wechselwirkungen durch Export-Zuchten auch noch die Hand bieten —, werden, soweit sie nicht unterwegs verschwinden, benutzt zur Herstellung von Agrikulturanlagen, ferner zur Verbesserung der Hafenanlagen zum Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse und endlich zur Verstärkung der spekulativen Mittel, um die Produktion zu steigern und in den Händen des Zwischengeschäfts festzuhalten. Nun ist es doch offenbar, daß, wenn man den Konkurrenten der deutschen Landwirtschaft, deren Produktion sich gegen die Fundamentalproduktion der Deutschen stellt, die Mittel zuführt, diese Konkurrenzproduktion zu steigern, nicht mehr von einem wirklichen Interesse jener Finanziers für die deutsche Landwirtschaft die Rede sein kann, sondern daß es sich bei ihnen immer nur um den Gewinn am Geschäft handelt. Dabei sehen wir ganz ab von den unmittelbaren Kapitalverlusten, welche an diesen Geschäften erlitten werden können und nach Lage der Sache auch erlitten werden müssen. Die Verschuldung der argentinischen Republik ist bereits eine außerordentlich große und das Geldwesen ist völlig in den Händen der Banken. Das Goldagio bewegt sich in den gewaltsamsten Sprüngen. Hierdurch schon wird die vollkommene Unhaltbarkeit der dortigen Zustände gezeigt. Dieselben sind bei weitem gefährdeter als die russischen, wenigstens was die unmittelbare Sicherheit der Zinszahlung betrifft.

Wir glauben es daher geradezu aussprechen zu müssen — und zwar insbesondere auch mit Rücksicht auf die Vorgänge in Beziehung auf Rußland — daß wir dem Börsentreiben in seiner gegenwärtig wieder hoch bedenklichen Entartung eine weit größere Aufmerksamkeit seitens der Staatsbehörden zugewandt wünschten, als wir sie gewahren. Gelegentlich der Emission der Reichsanleihe von 100 Millionen Mark ist in der der Rothschildgruppe nahestehenden Presse geradezu gegen die Zeichnungen agitiert worden. Man hat die deutsche Reichsregierung beschuldigt, sie lasse Reklame für sich machen auf Kosten der russischen Werte. Rothschild endlich samt seiner zahlreichen Klientel hat nicht mehr als 10 000 000 Mark auf die Subskriptionslisten gebracht, während er, wenn es eine französische Anleihe gelten sollte, nur für seine Person einen solchen Betrag zeichnen würde. Die Ueberzeichnung der deutschen Reichsanleihe ist thatsächlich trotz der Börse und ihrer Agitationen erfolgt. Nun bringt dieselbe erste Börsengruppe, welche sich jene Agitation erlaubte, derartige durch und durch faule Papiere, wie es die argentinischen sind, nach Deutschland, und wir lesen durch die Bemerkungen der betreffenden Presse hindurch: „Warum wehrt ihr uns eine neue russische Emission?"

Der tiefe Zusammenhang wirtschaftlicher und politischer Beziehungen muß doch auch in Beziehung auf das auswärtige Gebiet durch die auf Rußland bezüglichen Vorgänge klar geworden sein. Ohne Zweifel war der russische Ukas über die Unterthanenverhältnisse der Leiter und Besitzer wirtschaftlicher Anlagen und Grundstücke in

Rußland gegen Deutschland und seine Angehörigen gerichtet. Aber eine gewisse politische und wirtschaftliche Berechtigung können wir bei objektiver Erwägung der Maßnahmen, welche dem Ueberwuchern des pflichtlosen wirklichen und künstlichen Fremdentums steuern sollen, nicht absprechen. Auch Deutschland könnte in die Lage kommen, derartige Maßnahmen ergreifen zu müssen, denn in gewissen und zwar sehr einflußreichen Beziehungen spreizt sich auch hier dieses Fremdentum nicht wenig; es zieht alle Vorteile unserer Einrichtungen an sich, aber von den Pflichten der Staatsangehörigen will es nichts wissen. Es können indes sehr leicht Ereignisse eintreten, wo sich die Bedenklichkeit dieses Zustandes sehr geltend machen wird. Wenn aber jener russische Ukas die Aufmerksamkeit auch unserer politischen Kreise auf diese Beziehungen hingelenkt hat, so sollte man auch die Konsequenzen, welche man hinsichtlich der Börseneinwirkung nach dieser Richtung hingezogen hat, vollständig ziehen, bevor noch ein Finanzkrach dem nationalen Wohlstand wieder unheilbare Wunden schlägt.

Freilich hat jetzt die Industrie bei uns und überhaupt in Europa einen lebhafteren Geschäftsgang angenommen als seit längerer Zeit. Zum Teil ist dies zurückzuführen auf eine größere Kapitalverwendung im Lande selbst, wie denn die Bauthätigkeit in vielen Städten wieder sehr lebhaft geworden ist. Außerdem wirken auch die Arbeiten auf dem Eisenbahngebiet, welche in Deutschland meist staatliche sind, auf die industrielle Thätigkeit zurück. Auf diesem Gebiet, insbesondere was tertiäre Straßenbahnen betrifft, ist noch viel zu leisten und unsere Eisenindustrie, die sich mit einem Roheisenverbrauch von mehr als 3 000 000 Tonnen jährlich doch wohl als eine recht stattliche ausweist, hätte im Angesicht jener Aufgabe, deren Lösung nicht überstürzt zu werden braucht, kaum nötig, so sehr auf den Export zu brennen. Das vortreffliche Beispiel, welches vom Großherzogtum Sachsen-Weimar trotz seiner geographischen Zerstückelung durch den stetigen Fortschritt des Baues seiner Marktbahnen, wie man insbesondere die jüngst eröffneten am besten bezeichnet, sollte unserer Landwirtschaft nicht umsonst gegeben sein. Nicht ohne Einfluß auf diese günstiger erscheinende industrielle Lage ist aber auch für uns die Steigerung des Exports, der wesentlich auf Borg von seiten der importierenden Länder gegründet ist, gewesen. Und hier bleibt der schwache Punkt. In Belgien ist infolge dieser erhöhten Ansprüche freilich sogar der Anschein sozialen Friedens zurückgekehrt. Die mindeste Stockung der Exportproduktion muß aber die soziale Verwirrung, die nun schon politischen Ausgang sucht, von neuem ausbrechen. In den englischen Fabrikdistrikten ist trotz verhältnismäßig besserer Beschäftigung doch die Lohnfrage unausgesetzt auf der Tagesordnung, ebenso wie die landwirtschaftliche. Am eigentümlichsten und wegen der vielfachen kapitalistischen Beziehungen nicht wenig bedenklich für uns sind die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Trotz der großen Thätigkeit auf dem Eisenbahngebiet, die doch nicht ohne Rückwirkung auf die übrigen Gebrauchsgebiete bleiben kann, liegen viele Industriegebiete, besonders dasjenige der Weberei, ganz danieder, sie sind durch die englische Industrie überflügelt worden. Wunderlicher weise spielt man dies gegen den Schutzzoll aus — ein Vierteljahrhundert nachdem er in den Vereinigten Staaten besteht. Thatsache ist, daß die amerikanischen Industriellen ihre Produktion verschlechterten statt verbesserten und nun die Folgen erfahren. Die daraus hervorgegangene Entlassung zahlreicher Arbeiter erleichtert natürlich die kapitalistisch angespannte Lage nicht. Jetzt ist ein Teil derselben in einem Kongreß versammelt und sie haben freilich zunächst ihre Uneinigkeit gezeigt. Der Bund der „Ritter der Arbeit" soll trotz der Protektion des katholischen Episkopats rückgängig sein. Gleichwohl läßt sich nicht absehen, welche Folgen bei einer Arbeiterzahl von mehr als 3 000 000 eine finanzielle Krisis, bei der der Bau von mehr als 5000 Meilen Eisenbahnen ins Stocken geraten müßte, haben würde, da auch die Farmer, welche durch die Konkurrenz der großen latifundischen Betriebe im Westen furchtbar leiden, sich in den mittleren Staaten in Gährung befinden. Sehr viel wird davon abhängen, welche Geschäfte die Eisenbahnhäuptlinge, die sich jetzt fast sämtlich zur Auftreibung von Geld

in Europa befinden, auf ihrer Reise machen. An Reklame haben sie es nicht fehlen lassen und sogar ausgesprengt, sie hätten eine chinesische Kommission für eine Eisenbahnbank mit 200 Millionen Dollars Kapital, und es gab Leute, die es glaubten, während ein Vertreter, den ein belgisches Kapitalistenkonsortium wegen des Eisenbahnbaues nach China gesandt hatte, ohne Sang und Klang zurückgekehrt ist.

Kirche.

Am 15. bis 17. August fand in Frankfurt a. M. die erste konstituierende Versammlung des „Evangelischen Bundes" statt, welche uns einen näheren Blick auf die Bestrebungen desselben zu werfen veranlaßt. Wir können freilich nicht sagen, daß durch die Versammlung und die auf ihr gehaltenen Reden neues Licht über die Sache gekommen wäre. Herr Pastor Vieregge aus Bonn erklärte beim letzten Festmahle: „Wenn man in den Rheinlanden, und wenn er selbst noch dies und jenes Bedenken gegen den Evangelischen Bund gehabt habe, — der erhebende und hocherfreuliche Verlauf, die vielseitigen klärenden und anregenden Mitteilungen auf der Versammlung haben alle Bedenken zerstreut und ihn, wie gewiß alle Teilnehmer völlig und ganz gewonnen." Wir verstehen nach dem uns vorliegenden ausführlichen Bericht keineswegs, wie ein solcher Wechsel der Anschauungen durch die Versammlung hervorgebracht werden könnte. Sie ist so verlaufen, wie man es nach den bisherigen Aeußerungen des Bundes erwarten mußte, — nur daß man auf eine viel stärkere Beteiligung hätte rechnen können. Eine bestimmte Anzahl der Teilnehmer wird uns nicht genannt; zuerst, heißt es, seien es ungefähr 400 gewesen, die sich aber später noch erheblich vermehrt hätten. Also — auch wenn sie sich auf 800 verdoppelt hätten — doch noch nicht zu vergleichen z. B. mit der Anzahl der Besucher der landeskirchlichen Konferenz in Berlin vom April dieses Jahres. Im übrigen mag die Teilnahme auf die Freunde des Bundes einen sehr erhebenden Eindruck gemacht haben; die Reden scheinen außerordentlich begeisternd gewirkt zu haben und Mißtöne sind in keiner Weise zutage getreten. Auch sind sehr positiv klingende Aeußerungen gefallen, und besonders die Festpredigt des vorhin genannten Pastors aus Bonn scheint ein kräftiges evangelisches Zeugnis gewesen zu sein. Allein die „Bedenken" gegen den evangelischen Bund haben sich niemals dagegen gerichtet, daß er etwa nicht im stande sein würde, begeisternde Vorträge zu halten oder schöne Zeugnisse abzulegen oder dergl. — dieselben richteten und richten sich vielmehr einzig und allein gegen die in dem Bunde versuchte Verbrüderung von evangelischen Christen mit erklärten Leugnern der Herrlichkeit des Gottessohnes zu einem gemeinsamen Feldzug gegen die römische Kirche. Und diese Bedenken konnten durch die Frankfurter Versammlung nur verstärkt werden. Vorab ist die Versammlung selbst der erste Schritt zu einem Kirchentage gemeinsam mit dem Protestantenverein. Ferner hat sich dieselbe von neuem mit Nachdruck zu dem Glauben an Christus den Sohn Gottes bekannt und war doch zusammengesetzt aus Elementen, die etwas sich absolut Ausschließendes unter diesem Ausdruck denken. Wir verstehen nicht, wie man sich von solcher Stellungnahme auch nur den geringsten dauernden Erfolg versprechen kann.

Wenn nun so dem Bunde ein wirklicher positiver gemeinsamer Boden fehlt, so muß er naturgemäß danach suchen. Und da die Befehdung Roms allein denselben nicht abgeben kann, so tritt das nationale Element als das wahrhaft verbindende in den Vordergrund. Zwar „die nationale Bedeutung des deutschen Protestantismus", worüber Professor Benrath aus Bonn referierte, war ein sehr schönes Thema, und ist

auch in dem Referat — nach den uns vorliegenden Auszügen — sehr hübsch durchgeführt (die Bedeutung der Reformation für das deutsche Volksleben in der Sprache und Litteratur, der Wissenschaft, der Schule, dem Staat und zum Teil auch der Kunst). Wir entnehmen also aus diesem Thema und seiner Behandlung nicht den geringsten Vorwurf. Ebenso sind bei der Gelegenheit dieser Diskussion treffliche Worte gefallen, so u. a. des Pastors Lic. Weser aus Berlin: Aufforderung zur Mitarbeit an den sozialen Aufgaben unserer Zeit rc. Allein im ganzen wurde bei den verschiedensten Anlässen die nationale Begeisterung für das protestantische Kaisertum und dergl. in einer Weise ausgebeutet, die uns für die Vertretung des Evangeliums etwas bedenklich macht.

Die bedeutsamste Kundgebung war die Rede des Prof. Fricke aus Leipzig, des Vorsitzenden des Gustav-Adolph-Vereins. Er hielt einen Vortrag „über die Aufgabe und den Charakter des evangelischen Bundes". Bezeichnend ist sein Wort: „wir wollen keine Unduldsamkeit außer gegen die Unduldsamkeit". Den römischen Ansprüchen gegenüber verstehen und billigen wir den Ausdruck vollkommen; allein gesprochen in einer Versammlung, an deren Leitung und Gründung hervorragende Vertreter der Negation teilnahmen, erinnert er uns doch zu sehr an den bekannten Vers: „Wir glauben all an einen Gott rc. — der Glaube kommt nicht in Betracht, die Liebe ists, die alles macht. Die Menschenfresser nur allein, die sollen ausgeschlossen sein; denn wahre Liebe da nicht ist, wo einer noch den andern frißt."

Bezeichnend war ferner seine Polemik gegen den Hammersteinschen Antrag. Er bezeichnete es als ein „Mißgeschick für unsere Sache", daß eben zur Zeit der Gründung des Evangelischen Bundes im Norden der Antrag Hammerstein [aufgetreten ist (eine kleine historische Ungenauigkeit!). Zu den größeren Dotationsforderungen bekennt sich auch der Referent; „aber daneben" — so gibt es der uns vorliegende Auszug wieder — „wird von dorther die Innerlichkeit unserer Entwickelung gefährdet. Durch die Konsequenzen des Antrages Hammerstein wird die Freiheit der Wissenschaft bedroht, droht uns Büreaukratie und Parteiregiment." — Eine merkwürdige Auffassung! Doch heben wir gern hervor, daß Prof. Fricke auch für die Freunde des Hammersteinschen Antrages Raum in dem Protestantismus und dem Evangelischen Bunde anbot. — Zum Schluß bezeichnete er den Evangelischen Bund als den Versuch zur Organisation der Evangelischen, damit man uns das nicht ferner als Vorzug der Katholiken zurufen könne: jene sind organisiert, ihr nicht! — Diese Ansicht eröffnet eine Perspektive, die weit über alles hinausgeht, was bisher als Ziel des Evangelischen Bundes hingestellt ist. Und daneben war allerdings die Verwahrung angebracht: man erstrebe keine deutsche Nationalkirche und man wolle den Bekenntnisstand in den einzelnen Landeskirchen nicht antasten.

In bezug auf die einzelnen Anträge haben wir keine praktischen Bedenken. Dieselben richteten sich nämlich erstlich auf die Dotation der Landeskirchen, zweitens auf die Mischehen, wo der Wunsch nach einer möglichst gleichartigen Behandlung ausgesprochen und an die evangelischen Gemeindeglieder die Mahnung zur Treue gegen ihr Bekenntnis gerichtet wurde. Punkt 3 betrifft die Prozessionen, bei denen seitens der Katholiken oft ganz unwürdige Zumutungen an die Evangelischen gestellt werden. Punkt 4 erklärt die oft wiederholte Beschimpfung Luthers in katholischen Blättern als ein öffentliches Aergernis. Der 5. verlangt die Verweigerung von Niederlassungen (nicht überhaupt von der Wirksamkeit) römischer Orden in überwiegend evangelischen Gegenden und fordert die Evangelischen zu ernsterer Beteiligung an den christlichen Liebeswerken der Krankenpflege auf, damit nicht die katholischen barmherzigen Schwestern Gelegenheit zur Propaganda finden. Und endlich wird — worin wir entschieden nicht einstimmen — eine jährliche Lutherfeier vorgeschlagen zur Weckung und Stärkung des evangelischen Bewußtseins.

Ueber die Stärke des Bundes wurden folgende Mitteilungen gemacht. Im ganzen

sind es etwa 10 000 Mitglieder, wovon die größere Hälfte auf Preußen, gut der fünfte Teil allein auf die Rheinprovinz fällt. Von den 10 000 sollen 2000 Geistliche, die übrigen Laien sein; an weiblichen Mitgliedern zählt der Bund 209. In der Rheinprovinz hatte vor kurzem die Gründung eines Zweigvereins stattgefunden auf einer Versammlung in Bonn. Der Vorstand desselben ist so zusammengesetzt, daß von einer Parteinahme gegen den Hammersteinschen Antrag oder dgl. hier keine Rede sein kann. Es sind aber auch einige entschieden positive Männer, die in den Bestrebungen für die Selbständigkeit der Kirche schon eine Rolle spielten, dem Bunde beigetreten. Dieser Umstand und in Wechselwirkung die Aufregung über den Prozeß Thümmel haben die starke Vermehrung der Bundesmitglieder in der Rheinprovinz verursacht. In Remscheid und Umgebung haben sich nach dem Thümmel-Prozeß Hunderte in die Listen eintragen lassen.

Was nun die Organisation der evangelischen Kräfte betrifft, die der Bund anstrebt, so sehen wir die Vorbedingungen dazu bei ihm nicht vorhanden. Nur Gleichartiges läßt sich in Verhältnis setzen, d. h. organisieren. Wie viel wichtiger für die Wehrhaftmachung der evangelischen Kirche sind die Aufgaben, welche uns die Hammersteinsche Bewegung setzt! Sehr richtig sagt das „Kirchliche Monatsblatt für Rheinland und Westfalen“: „Wir sind der Ueberzeugung, daß die energische Verfolgung jener Selbständigkeitsbestrebungen für die größte evangelische Landeskirche viel wichtiger ist, als die Gründung eines neuen Vereins neben der evangelischen Kirche. Insbesondere glauben wir, daß die Herstellung einer organischen Verbindung zwischen dem Kirchenregiment und den Synoden für die selbständige Haltung der preußischen Landeskirche unbedingt erforderlich ist. So oft es jetzt eine Vertretung der landeskirchlichen Interessen gegenüber dem Staate gilt, ebenso oft tritt es hervor, daß unser Kirchenregiment nicht in der Lage ist, den nötigen Nachdruck aufzubieten .... Indem die Hammersteinsche Bewegung, im Anschluß an die Generalsynodalverhandlungen hier Abhilfe fordert, scheint sie uns den Punkt zu treffen, wo uns der Schuh drückt, während der Evangelische Bund unter diesem Gesichtspunkt nur ein mehr oder minder mißliches Surrogat für die dauernd richtige Vertretung der evangelischen Interessen darstellt.“ —

Daß die römische Kirche seit der Beendigung des Kulturkampfes wieder viel mehr Veranlassung gibt, das evangelische Bewußtsein als gekränkt zu empfinden, darf nicht geleugnet werden. Nicht die Konkurrenz mit der der römischen Kirche widerfahrenen Gunst ist der Beweggrund auch für die Hammersteinsche Bewegung, sondern auch hier treibt das Bewußtsein der verstärkten Aufgabe unserer Kirche. Viel von sich reden macht u. a. das Rundschreiben des Kardinal-Staatssekretärs Rampolla vom 27. Juni, das zuerst — wohl durch Indiskretionen — teilweise und dann auf päpstliche Veranlassung vollständig veröffentlicht worden ist, in welchem das Dogma von der weltlichen Herrschaft des Papstes den denkbar schärfsten Ausdruck gefunden hat, — sie wird das Teuerste und Kostbarste genannt, was die Päpste besitzen. — Viel gravierender aber wirkt die Sprache der unversöhnlichen römischen Blätter, die, wie z. B. jetzt die „Germania“, ihre Spalten mit Artikeln über Pastor Thümmel, den Evangelischen Bund u. dergl. füllen. „Abgefallene Söhne und Diener des Fürsten der Finsternis“ — das sind unsere Namen. — In den politischen Zeitungen ist übrigens vielfach ein Gegensatz behandelt, der zwischen den demokratisch gesinnten Preßorganen einerseits und dem Papst mit der besonneneren Partei der deutschen Katholiken anderseits besteht. Allein man darf darauf nicht etwa Hoffnungen gründen in bezug auf eine kirchliche Spaltung. Dogmatische Gegensätze liegen nicht vor; es ist lediglich die Stimmung, welche hier den Ausschlag gibt. Anders verhält es sich mit dem irischen Priester M'Glynn in New-York, der von der Kirche in den Bann gethan ist, aber den Kampf mit ihr aufgenommen hat auf Grund einer sozialistischen Theorie über das Eigentumsrecht am Grundbesitz, womit er — wie es scheint — den Boden der christlich-sittlichen Anschauungen und der göttlichen Ordnung in der That verlassen hat. —

In Württemberg starb am 2. August Gustav Werner, ein Pfarrer, der als eine besondere Art von christlichem Sozialisten bezeichnet werden kann. Er gründete die so berühmt gewordenen Anstalten in Reutlingen, die zuerst begannen mit einer Arbeitsschule für Hausindustrie. Im ganzen Lande hatte er viele Anhänger und Anhängerkreise, die auch dogmatisch eine etwas besondere Richtung, zum pietistischen Unitarismus neigend, verfolgten. Seine Anstalten bekamen einen etwas stark industriellen Charakter, waren eine Zeitlang in Gefahr des Bankerotts und wurden durch Staatsunterstützungen gehalten. Eine neue Verfassung gab der Sache mehr Halt und es waren schließlich über 20 Orte, in denen Rettungsanstalten, Fabriken, Mühlen 2c. von Reutlingen aus entstanden. Werner war ein frommer Mann, der vielen, besonders auch in der Welt, das Beispiel demütiger und hingebender Liebe gegeben hat.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Eigentumsfrage der Neuzeit. Vom soziologischen Gesichtspunkt. Von Prof. Dr. Schmidt-Warneck. (Reval, Lindfors' Erben.) 1887. 71 S.

Eine gedankenreiche und geistvolle kleine Schrift, die uns in manchen Stellen außerordentlich angemutet hat, namentlich da, wo Verf. den Opportunisten entgegentritt und betont, daß es nirgends gefährlicher sei, als in der sozialen Frage, mit dem, was der Franzose expédients nennt, sich von Tag zu Tag fortzuhelfen. Sein Schlußergebnis freilich müssen wir im wesentlichen mehr für einen schönen Gedanken halten, als für einen durchführbaren Vorschlag. Jeder Arbeiter soll nach dem Verf., damit er sich nicht als enterbt fühlt, ein Stückchen Raum und ein Stückchen Zeit sein eigen nennen. Daher eigene Wohnung und freier Sonntag unerbittlich gefordert werden. Im Prinzip gewiß mit Recht. In der Praxis wird es aber sehr schwer halten. Einen gewissen Wohnungskommunismus müssen sich in der Großstadt noch ganz andere Leute als Arbeiter gefallen lassen; und ebenso wird es wohl immer viele Leute geben, die ihren Sonntag am Werktag feiern müssen. — Inzwischen hat Verf., wie gesagt, im Grundgedanken recht, und es ist nur zu bedauern, daß er sich nicht schlicht und einfach in gemeinverständlichem Deutsch ausdrückt, sondern eine geschrobene, mit unzähligen überflüssigen Fremdwörtern durchsetzte Sprache redet. D. v. O.

— Cte. de Chauderdy: La France à la Suite de la Guerre de 1870—1871. 2. Ed. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) 1887. 136 p. 8°.

Der Verf. ist, wie sein Name schon vermuten läßt, Monarchist und daher Anhänger des Klerus sowie Feind der neuen Schulgesetzgebung. Er ist indessen ein vaterlandsliebender Mann, der seine persönlichen Neigungen und Anschauungen gern zum Opfer bringen will, wenn nur das Staatsschiff in heilsamer und weniger gefährliche Bahnen geleitet wird.

Alle Stände tragen mit Schuld an der jetzigen Mißwirtschaft, welche er als Thatsache annimmt, denn alle haben sich im Uebermaß von der demokratischen Bewegung fortreißen lassen und alle fröhnen übermäßiger Genußsucht. Durch die Vereinigung aller Interessen in Paris wird die Sache nur schlimmer. Ein weiterer Uebelstand ist die Spaltung der Parteien. Die Monarchisten, mit dem Grafen von Paris an der Spitze, zerfallen in 3 Gruppen; die Bonapartisten in 2 (Napoleon Joseph, Napoleon Viktor); die Republikaner in 4; die Sozialisten in eine ganze Anzahl. Die Opportunisten sind eine besondere republikanische Gruppe. Die Vereinigung der beiden ersten Gruppen begrüßt Chauderdy und meint, es ließe sich eine starke republikanisch-konservative Mittelpartei schaffen, wenn die ersten 2 Gruppen ihre Prätendenten fallen ließen und sich mit den gemäßigten Republikanern vereinigten, welche ihrerseits Zugeständnisse machen müßten. Nur so könnte eine starke Regierung geschaffen werden, welche den Verhältnissen gewachsen wäre, wenn durch Beschluß der Mehrheit ihre Macht gestärkt würde durch Einführung von Neuerungen, welche Chauderdy näher bezeichnet. Die Unfälle von 1870/71 schreibt der Verf. lediglich dem ungeschickten Aufmarsch der französischen Truppen zu und macht England und Oesterreich bittere Vorwürfe, weil beide Länder Frankreich, gegen ihr eigenes Interesse handelnd (?), im Stich gelassen hätten. Die Anschauungen des Verf. über die Moral in der Politik können wir entschieden nicht teilen, sondern müssen sie als unmoralisch verwerfen. Der Verf. fällt mit diesen Auslassungen aus seiner Rolle, die eine entschieden friedliche sein soll. Der Schlußsatz über die friedliche Stellung zu allen Völkern und das Freundschaftsbündnis mit Rußland erscheint, im Lichte dieser Auslassungen gesehen, doch gar zu naiv. Kein Land eignet sich so zu einem Bündnisse mit Rußland wie Frankreich, denn dieses kreuzt keines der russischen Interessen. Daß sie auch keine gemeinsamen haben, wenn der Verf. nicht eine Vernichtung Deutschlands sich als solches denkt, erwähnt er nicht, ebensowenig, daß die Verfassungsfrage beide Länder immer scheiden wird. —

Der Verf. sucht aufrichtigen Herzens das Wohl seines Vaterlandes zu fördern und spricht manchen

beherzigenswerten Gedanken aus, macht manchen annehmbaren Vorschlag. In der äußeren Politik aber sieht er zu rosig. Die Theorie ist allerdings ganz gut, sie dürfte aber in dieser wie in ähnlicher Form niemals Wirklichkeit werden können. Den beiden Gedanken aber, mit denen der Verfasser schließt, stimmen wir aus ganzem Herzen bei und wünschen, besonders auch in Frankreichs Interesse, daß sie ein lautes Echo in diesem Lande finden mögen. 1. Keinen Krieg, denn er wäre Frankreichs Untergang. 2. Französische Offiziere, kümmert euch nicht um Politik! (s. unsre Anzeige betr. der Schrift Ruhemanns: General Boulanger). L. W—y.

— Römischkatholische Schriften über das Verhältnis von Staat und Kirche. Die römischkatholische Lehre über das Verhältnis von Staat und Kirche wurde von den meisten katholischen Theologen Deutschlands in den ersten sieben Dezennien unseres Jahrhunderts in einer so milden Form vorgetragen, daß man vielfach von einer Koordination der beiden Gewalten und einer göttlichen Einrichtung der weltlichen Obrigkeit sprach. Nicht ohne Grund durften die Oppositionsbischöfe in einer von dem Wiener Erzbischof und Kardinal Rauscher verfaßten und an Pius IX. gerichteten Denkschrift am 10. April 1870 erklären: „Die Frage von des Papstes Unfehlbarkeit berührt die dem christlichen Volke von den Geboten Gottes zu gebende Unterweisung und berührt direkt das Verhältnis der katholischen Lehre zur bürgerlichen Gesellschaft. Da die Päpste nach dem Maßstabe ihrer Zeit die vergangenen Dinge beurteilen, auch durch falsche Erzählungen von Päpsten früherer Jahrhunderte, welche die Kaiser abgesetzt hätten, getäuscht waren, so glaubten sie sowohl fest als sprachen es auch in Dekreten und Reskripten aus, daß ihnen von Gott das Recht über alle zeitlichen Angelegenheiten verliehen sei, daß Christus insbesondere dem Petrus und den an dessen Stelle Nachfolgenden zwei Schwerter übergeben habe, das geistliche, welches sie selbst führen, und das weltliche, welches die Fürsten und Krieger nach ihrer Vorschrift führen müßten. Diese Lehre von dem Verhältnis der päpstlichen zur staatlichen Gewalt hat Bonifaz VIII. durch die Bulle Unam sanctam verkündigt und allen Gläubigen anzunehmen befohlen .... Die Päpste haben bis ins siebzehnte Jahrhundert öffentlich gelehrt, die Gewalt in weltlichen Dingen sei ihnen von Gott gegeben, und sie haben die entgegengesetzte Meinung verworfen.

Eine andere Lehre über das Verhältnis der kirchlichen Gewalt zur staatlichen tragen wir mit fast allen Bischöfen der katholischen Welt dem christlichen Volke vor. Denn wir lehren: Ungleich zwar sei beider Gewalten Würde ..., eine jede von beiden Gewalten sei aber in den ihr anvertrauten Dingen unter Gott die höchste und in ihrem Amte der anderen nicht unterworfen ... Was wir von dem Verhältnis der kirchlichen Gewalt zur staatlichen lehren, ist nicht neu, sondern uralt, und durch die Uebereinstimmung der heiligen Väter und die Aussprüche und Beispiele aller Päpste bis auf Gregor VII. bestärkt."

So sprachen Bischöfe Frankreichs, Oesterreich-Ungarns, Italiens, Englands, Irlands und Amerikas 1870 und zeigten die Gefahren für die Kirche an, welche aus dem Unfehlbarkeitsdekrete entstehen würden, weil durch dieses die Bullen Bonifacius VIII., Pauls IV. und Pius V. über die Absetzbarkeit der Fürsten dogmatische Kraft erhielten. Zugleich erklären diese Bischöfe, daß die Gegner der Kirche alsdann für ausgemacht erachten würden, daß jeder Katholik ein geborner Feind des Staates sei, weil er sich im Gewissen für gebunden erachten müsse, nach Kräften alle Reiche und Völker dem römischen Papste zu unterwerfen. Mit der Unterwerfung unter die vatikanische Konstitution anerkannten die hervorragendsten Bischöfe, daß ihre Lehre eine falsche gewesen. Die von den Mainzer Neuscholastikern herausgegebene Zeitschrift „Katholik", welche Jahrzehnte hindurch mit ihren papalen Ansprüchen im katholischen Deutschland so ziemlich vereinzelt stand, kann sich heute unter beschämendem Schweigen der katholischen Gelehrten rühmen, den „Verirrungen" dieser stets ferne geblieben zu sein. Seit 1870 wagt es kein katholischer Gelehrter von irgend welcher Bedeutung mehr, über das Verhältnis von Staat und Kirche eine andere als die päpstliche Anschauung vorzutragen. Um den kirchlichen Zensuren zu entgehen, überläßt die katholische Gelehrtenwelt dieses Gebiet völlig den Jesuiten und deren Anhängern. Seit dem von Pius IX. gebilligten Buche des Jesuiten Matteo Liberatore: „Die Kirche und der Staat", Neapel 1872, haben in Deutschland die Jesuiten Kathrein, Hammerstein und Pesch bei Herder in Freiburg und Barth in Aachen Schriften über denselben Gegenstand erscheinen lassen, behandelte der Jesuit Julius Costa Rossetti in Budapest bei Rauch in Innsbruck in seiner „Philosophia moralis" diese Frage, und widmete Ferdinand J. Moulart, Kanonikus und Professor an der Universität Löwen, mit päpstlicher Belobigung demselben Gegenstande ein größeres Werk, das 1881 bei Kirchheim in Mainz in deutscher und 1885 in Budapest in ungarischer Uebersetzung erschien. Diese Schriften sind im großen und ganzen nur Erläuterungen und Wiederholungen der päpstlichen Aussprüche in den Bullen „Unam sanctam" von 1301, „Regnans in excelsis" von 1570, „Cum ex apostolatus officio" 1559, Syllabus errorum 1864, Enzykliken vom 22. Juni 1868, 21. November 1873, 5. Februar 1875, durch welche die österreichische Staatsverfassung und die preußischen Maigesetze kassiert wurden, ferner der Enzyklika vom 1. November 1885. Im Maihefte des „Katholik" (1887) erörtert der Jesuit Julius Costa Rossetti die wichtigsten dieser Punkte und macht Bemerkungen, welche für weitere Kreise nicht uninteressant sind. Die Behauptung des Löwener Professors und Kanonikus Moulart, daß „die weltliche Gewalt in geistlichen Dingen der Kirche direkt, in politischen Dingen indirekt unterworfen" sei, ist seinem Freunde, dem Jesuiten Rossetti, nicht weit genug. Und er hat recht. Denn als Bellarmin zur Gewinnung der katholischen Fürsten den Satz aufstellte, der Papst sei nicht der direkte Herr der ganzen Welt, sondern habe nur eine geistliche und wegen dieser indirekt eine gewisse und zwar die höchste Gewalt in weltlichen Dingen, kam er durch eine Bulle Sixtus V. vom 9. März

1559 in den Index. Ebenso wurde der nach der Pulververschwörung durch eine Königliche Verordnung vom 5. Juli 1606 für die englischen Katholiken vorgeschriebene Treueid, weil darin dem Papste das Recht, Fürsten abzusetzen und die Untertanen von der Pflicht des Gehorsams zu entbinden, abgesprochen wurde, durch Breven Pauls V. vom 22. September 1606 und 23. September 1607 als „schwerste Verletzung der göttlichen Ehre und Gefährdung des katholischen Glaubens" verdammt. Urban VIII., Innocenz X. und Alexander VII. erklärten den Treueid ebenfalls für unzulässig, da er der vom V. Laterankonzile dogmatisierten Bulle „Unam sanctam" widerspricht. So kann man es denn auch dem Jesuiten Rossetti nicht verargen, daß er die von Moulart dem Papste zugeschriebene indirekte Gewalt in weltlichen Dingen für eine zu große Beschränkung hält. Die päpstliche Gewalt über weltliche Dinge sei eine rein geistliche wegen des geistlichen Zweckes der päpstlichen Institution, welche nicht aufhöre eine geistliche zu sein, wenn sie sich mit zeitlichen Angelegenheiten beschäftige, wie schon Kardinal Hergenröther 1870 in seinem Buche: „Katholische Kirche und christlicher Staat" gesagt habe. Wenn in den römischkatholischen Büchern der weltlichen Obrigkeit für bestimmte Angelegenheiten eine gewisse Unabhängigkeit und Selbständigkeit zugeschrieben wird, so ist dieses nur bedingungsweise zu verstehen. Den Fürsten, welche stillschweigend oder durch irgend eine Handlung die im Syllabus von 1864 und noch mehr im 3. und 4. Kapitel der vatikanischen Dekrete ausgesprochene Superiorität des Papstes anerkennen oder ihr wenigstens nicht entgegentreten, wird gern eine gewisse Freiheit des Handelns eingeräumt und von dem in der Bulle Urbans VIII. vom 1. April 1627 erhobenen Anspruche, die Auflegung und Erhöhung von Steuern von der Erlaubnis des apostolischen Stuhles abhängig zu machen, vorläufig in Anbetracht der schlechten Zeiten und gegenüber ketzerischen und ungehorsamen Fürsten abgesehen. Ueber die praktischen Konsequenzen der päpstlichen Suprematie gehen die genannten Schriften vorsichtig hinweg, ja leugnen sie vielfach geradezu, um die weltlichen Obrigkeiten wie die Protestanten nicht stutzig zu machen und für die allmähliche Einbürgerung ihrer Theorie Zeit zu gewinnen. Daher dringt Rossetti im „Katholik" mit so großem Nachdruck darauf, der Staatsgewalt gemäß „der Lehre der gesamten (?!) christlichen Vorzeit das unmittelbar göttliche Recht" abzusprechen und verwirft die mit den Schriften des Alten wie Neuen Testaments übereinstimmende Erklärung der deutschen Reichsfürsten unter Ludwig dem Bayern, daß die Kaiserliche Macht und Würde unmittelbar von Gott komme. Außer Gallikanern und Febronianern, sagt Rossetti, „habe ich keinen katholischen Schriftsteller gefunden, der ein unmittelbar göttliches Herrscherrecht der Könige zu verteidigen gewagt hätte". Er übersieht dabei, daß die Bischöfe wie die Päpste in ihren Briefen an die ost- wie weströmischen Kaiser, an die fränkischen Könige und andere das Gegenteil behauptet haben. Auch lassen die Formulare der Krönung der Könige und Kaiser darüber keinen Zweifel, daß die früheren Zeiten weit davon entfernt waren, die fürstliche Autorität als göttliche Autorität zu leugnen und ihr die aus der göttlichen Einrichtung folgende Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu bestreiten. In den Gebeten des Ordo Romanus ad benedicendum imperatorem heißt es ausdrücklich, daß Gott ihn zum Könige gemacht, daß die Krone ihm von Gott übertragen und daß das römische Kaisertum von Gott angeordnet sei. Die Einwendung der römischkatholischen Schriftsteller, daß Gott bezüglich der weltlichen Gewalt nur mittelbar thätig sei, und die Uebertragung der königlichen oder kaiserlichen Gewalt das Produkt einer Reihe natürlicher und menschlicher Mittel sei, muß bezüglich der bischöflichen und päpstlichen Gewalt auch gemacht werden. Aber hier ist eben die große Scheidewand, welche die Anhänger des Papstes von der übrigen Welt trennt; jene sagen: der Papst hat ein unmittelbares Recht und nur er allein, die übrige Christenheit aber erkennt die Kirche wie den Staat für gottgesetzte Ordnungen mit verschiedenen Wirkungskreisen an.

Dem oberflächlichen Beurteiler schien es, als ob Leo XIII. in seiner das Verhältnis von Staat und Kirche behandelnden Enzyklika vom 1. Nov. 1885 auch dem weltlichen Regiment einen selbständigen Wirkungskreis lasse und das unmittelbar göttliche Recht der staatlichen Autorität anerkenne. Indessen Moulart und Rossetti (im Maihefte des „Katholik") belehren uns, daß das nicht der Fall ist. Leo XIII. habe lediglich die Meinung Rousseaus und anderer Ungläubigen zurückgewiesen, welche jedwede Autorität für Menschenwerk halte. Verschwiegen wird dabei, daß Papst Gregor VII. den ungläubigen Philosophen vorangegangen ist und im Breve vom 15. März 1081 und anderen im größten Widerspruche mit den Briefen Pauli und Petri gelehrt hat: „Die Könige und Herzoge haben unter Antrieb des Teufels über ihresgleichen, nämlich die Menschen, mit blinder Begierde und unerträglicher Anmaßung zu herrschen sich herausgenommen." Um über den Ursprung der weltlichen Gewalt zur Klarheit zu kommen, raten Moulart und Rossetti das von Leo XIII. gebotene Studium des Naturrechts Thomas' von Aquin an, welcher seiner Philosophie den Heiden Aristoteles und seiner Lehre über die alle Fürsten und Völker umfassende päpstliche Herrschaft den Pseudo-Cyrill zu Grunde legte.

Von aktuellem Interesse sind noch die Worte der Mainzer Zeitschrift „Katholik" über die Natur der mit dem Papste geschlossenen Konkordate. Zwar werden gegenwärtig zur äußeren Wahrung der staatlichen Souveränität keine formellen Konkordate mehr geschlossen, indessen würde man dem sachlich nicht unrecht geben können, welcher die neuesten preußischen, hessischen und badischen Kirchengesetze, weil aus Verhandlungen mit der Kurie hervorgegangen, eine moderne Art von Konkordaten nennen würde. Dem vielfach erhobenen Vorwurfe, daß der Papst sich an Versprechungen seinerseits nur so lange gebunden erachte, als es in seinem Interesse liege, tritt der „Katholik" entgegen. Indem er aber hervorhebt, daß das Konkordat kein internationaler Vertrag sei (weil der

Papst als Oberhaupt der Weltkirche ein größerer und anderer ist, als ein bloß weltlicher Souverän) und ferner kein gewöhnlicher synallagmatischer Kontrakt, welcher für den Papst keine Verpflichtung ex justitia commutativa enthalte und jederzeit, wenn er sich der Kirche verderblich erwiese, aufgelöst werden könne, verlieren seine Versicherungen, daß der Papst sich zur Haltung seines Versprechens gebunden erachte, umsomehr jeden Wert, als Kanonikus Moulart S. 595 seines Buches: „Kirche und Staat, oder die beiden Gewalten, ihre Beziehungen, ihre Rechte und ihre Grenzen“ (Mainz 1881) den Papst mit Gott vergleicht, welcher seine Verheißung, den Menschen, die gläubig leben, die Seligkeit als Lohn zu geben, auch erfülle. Die Jesuiten verschweigen, daß Satz 43 des Syllabus nur den Staaten die Beschränkung und Aufhebung der Konkordate verbietet und daß nach den vatikanischen Dekreten und anderen amtlichen Kundgebungen der römischen Kirche der unfehlbare und im Besitze aller und jeder Dispensrechte befindliche Papst gegenüber dem untergeordneten Staate eine Macht besitzt, welche den Abschluß jedes Vertrages als eine jederzeit zurücknehmbare Gnade erscheinen läßt. Bei der gegenwärtigen politischen Konstellation mag es nicht „opportun“ erscheinen, auf diese Dinge aufmerksam zu machen, aber den Christen ziemt es, mit Spener vor den papistischen Maximen zu warnen und mit Paulus I. Thessal. 5, 3 nicht „Frieden und Sicherheit“ zu heißen, was tiefes Verderben für unser christliches wie vaterländisches Dasein ist.

H. J. R.

2. Kirche.

— Von fünf Seiten. Betrachtungen eines Laien über das Christentum. Von Hans von Hallwyl. (Basel, C. Detloff.) 1887. IV und 152 S. 1,60 M.

Betrachtungen eines Mannes, der die Welt nicht bloß aus Büchern kennt, sondern mit seiner Beobachtungsgabe sich mitten in dieselbe hineinstellt. Sie haben den ausgesprochenen Zweck, christliche Leser zum Kampfe wider den Unglauben zu reizen und dem Evangelio Fernstehende aufmerksam zu machen. Der Verfasser ist sich bewußt, daß das wahre Christentum nicht mit allerlei Gründen der Vernunft und menschlichen Weisheit gestützt zu werden braucht, wie man etwa ein baufälliges Haus stützt, er sucht vielmehr die Wahrheit nur klar hinzustellen, daß sie erobere und gewinne durch die ihr eigene Kraft. Darum ist sein Vorgehen auch kein defensives, sondern mit Recht ein offensives, und er schlägt eine gute Klinge, die teils bewußte, teils unbewußte Feindschaft gegen das Evangelium an der richtigen Stelle treffend. Aber er hat die Absicht, zu gewinnen und versteht es auch, anzuknüpfen an das, was an Gewissen und Wahrheitsliebe in den Gegnern noch vorhanden ist, um ihnen die Herrlichkeit und Gewißheit des Evangeliums kundzuthun. Es sind freilich Blicke nicht gerade vom innersten Heiligtum aus, aber auch in dieser Beschränkung wohl geeignet, den ehrlichen Gegner sagen zu machen: was ich davon verstehe, ist gut, ich schließe daraus das Beste für das Ganze. — Der erste Aufsatz enthält unter dem Titel „Eine Heilanstalt und ihre Kostgänger“ eine drastische Beschreibung der verschiedenen Menschenklassen rücksichtlich ihrer Stellung dem Evangelium gegenüber; rechte und falsche Hausgenossen, Gleichgültige und Zweifler, Wankelmütige und Unwissende, Spötter und Hochmütige u. s. w. finden in demselben ihr wohlgelungenes Konterfei. — Im zweiten Aufsatz, „Perspektivische Ansichten“, sucht der Verf. darzustellen, was es mit dem offenen, durch Gottes Wort geschärften Blick, mit der ruhigen Erwägung und dem vorsichtigen Anlegen des rechten Maßstabes an alles, was in und außer uns ist, auf sich hat. — Der dritte Aufsatz geht den Verfälschungen der Wahrheit, wie sie sich unter den hochklingenden Titeln von Bildung und Freiheit, Wissenschaft und öffentlicher Meinung, Moral und Freisinn u. s. w. verbergen, kräftig zu Leibe, nicht ohne die Waffen des Sarkasmus öfters mit Geschick anzuwenden. — Der vierte Aufsatz, betitelt: „Worauf es ankommt“, in welchem der Verf. davon ausgeht, wie es für die Lebensaufgabe darauf ankommt, ob das menschliche Leben als ein mit dem Tode zeitlich abgeschlossenes oder als ein fortdauerndes, einer höheren Vollendung entgegenreifendes, ewiges aufgefaßt wird, ist mehr dem positiven Aufbau gewidmet und enthält zutreffende Darlegungen, wie die Schrift zu lesen sei und welchen Wert echter christlicher Glaube, Liebe und Hoffnung besitzen. — Der letzte Aufsatz gibt unter der Ueberschrift: „Ein Kolumbus-Ei“, interessante Winke, wie es in Staaten beschaffen sein muß, deren Bürger echte und ganze Christen sind, in denen also der Gehorsam aus Liebe gegen Gott und den Nächsten als das rechte Binde- und Erhaltungsmittel sich findet, und wo die verschiedensten Fragen der Gegenwart, Frauenfrage, soziale Frage, Judenfrage und dergl. thatsächlich gelöst sind. Es ist ein Bild der über die Völker sich erstreckenden Gemeinschaft echter Christengemeinden in staatlichem Gewande. Verf. ist fern davon, dies als ein leeres Phantasiegebilde, als ein unerreichbares Ideal nur hinstellen zu wollen — er fordert vielmehr jeden, der sich des Evangeliums von Herzen annimmt, auf, nach dem Maße seiner Kraft dahin zu wirken, daß dies Ziel erreicht werde.

Man möchte dem Büchlein besonders solche Leser wünschen, welchen das Christentum noch eine offene Frage ist; es ist wohl dazu angethan, für solche entscheidend zu wirken. Kein christlicher Leser aber wird ohne Gewinn dies frisch und packend geschriebene Büchlein durchstudieren. P. S.

— Die landeskirchliche Versammlung in Berlin am 26. April 1887. (Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 20 Pf.

Eine genaue Wiedergabe der Reden und Ansprachen, welche auf der bedeutungsvollen Versammlung gehalten worden sind. Dieselben zu besitzen, wird manchem lieb sein, da sie gewissermaßen die magna charta der Selbständigkeitsbewegung bilden und man noch oft darauf zurückkommen wird.

— Ehe und Ehehindernisse nach Gottes Gebot. Christlichen Hirten und Herden gewidmet

von Friedrich Oehninger, Pfarrer in Laufen am Rheinfall. (Augsburg, Preuß.) 64 S. 8°. 50 Pf.

Eine ernste, beherzigenswerte Schrift. „Allerdings kommt nicht erst durch die kirchliche Trauung die Ehe zu rechtlicher Existenz, aber nach ihrem eigentlichen Wesen tritt sie für den Christen erst mit der Trauung ins Leben..... Bis zu dieser Einigung, die der Christ erst mit der Trauung für vollendet hält, hat der Verlobte schon Rechte und Pflichten ... aber sie haben bloße Vertragsnatur und sind lösbar. Ihre Verletzung ist nicht eine Verletzung ehelicher Treue, wohl aber der Treue, zu der jeder Vertrag verpflichtet." Die wirkliche, in der Trauung zustandekommende Ehe ist „eine Lebensgemeinschaft, welche die Beteiligten ganz unabhängig von ihrem subjektiven einseitigen oder gemeinsamen Belieben unauflöslich verpflichtet und verbindet als göttliche Lebensordnung, die nicht gebrochen werden darf." Ein von Menschen geschiedener Ehebund „bleibt vor Gott als Ehebund in Geltung" und „er wird auf seinem Richterstuhle fragen: Wo ist dein Weib?" — Eine Erlaubnis der Wiederverheiratung glaubt der Verf. S. 13 sogar in dem Matth. 5, 32; 19, 9 genannten Ausnahmsfalle nicht gegeben, und will nach Thierschs Vorgang unter dem λόγος πορνείας den 5. Mos. 22, 20 genannten Fall des verheimlichten vorehelichen Inzestes verstehen; S. 14 aber widerspricht er sich selbst und gibt zu, der Herr erkläre eine solche Ehe für „nichtig und ungültig" und gestatte dem Manne, ein anderes Weib zu ehelichen. Das wird denn wohl auch das richtige sein. — Der Verf. erkennt nun recht wohl an, daß „von Nichtchristen und Namenchristen nicht gefordert werden kann, was lebendigen Glauben und Gnade von oben voraussetzt." Mit vollem Rechte folgert er daraus aber dies, daß zwar der Staat in seiner Ehegesetzgebung Nachsicht gegen menschliche Schwachheit beweisen muß, daß hingegen nimmermehr die Kirche den Segen legen dürfe auf eine im Widerspruch mit Gottes Ordnung und Christi Wort eingegangene Ehe. „Eine Verbindung, die der Herr Ehebruch nennt, darf sein Diener nicht einsegnen. Es wäre, sagt Cremer, ein frevelhaftes Spiel, in Hoffnung der Buße die Sünde sanktionieren zu wollen." Die christliche Kirche hat hier vielmehr die heilige Aufgabe, Zeugnis zu geben wider die Sünde. — Auch die in der h. Schrift verbotenen Verwandtschaftsgrade finden eine einläßliche Besprechung, wobei wir gelegentlich erfahren, daß die schweizerische Bundesgesetzgebung von 1874 sich von dem deutschen Reichsgesetz vorteilhaft dahin unterscheidet, daß sie das Verbot der Ehe zwischen Oheim und Nichte, Tante und Neffe aufrecht erhält. A. E.

3. Geschichte.

— Gebhard Leberecht von Blücher von Dr. Karl Blasendorff, Oberlehrer am kgl. Bismarck-Gymnasium zu Pyritz. Mit dem Bilde Blüchers und der Nachbildung eines eigenhändigen Briefes. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) 1887. 8 M.

Unter den kriegerischen Gestalten, welche in den Kämpfen der Jahre 1813 und 1815 um die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche sich ein Anrecht auf Unsterblichkeit erworben haben, waren es bisher nur drei, welche würdige Biographen gefunden haben: York, Gneisenau und Scharnhorst. Der eigentliche Held der Befreiungskriege und wohl der populärste Mann unseres Jahrhunderts überhaupt, Blücher, hatte bislang von seiten unserer Historiker eine unverdiente Vernachlässigung erfahren; außer den Arbeiten Varnhagens, Scherrs, Försters und Wiggers, die den heutigen Anforderungen nicht mehr genügen konnten, war für eine eingehendere Biographie des „Feldmarschall Vorwärts" nur wenig geschehen. Ein besonderes Verdienst hat sich erst der General von Colomb, ein Verwandter Blüchers, durch die Herausgabe seiner Blücherbriefe erworben, die ein reiches archivalisches Material für eine Lebensbeschreibung Blüchers boten. Auf Colombs Arbeit folgte dann Blasendorff mit der Publikation einer neuen stattlichen Reihe von Blücherbriefen aus den Jahren 1813 und 1814 in der Historischen Zeitschrift, und nun hat derselbe Gelehrte seine jahrelangen Blücher-Studien zu einer eingehenden Biographie eines der volkstümlichsten Heerführer aller Zeiten zusammen gefaßt.

Wenn auch Blücher unter den vier hervorragenden preußischen Generälen der Freiheitskriege wohl diejenige Gestalt war, welche sich durch eine Biographie am leichtesten fixieren ließ, so lag doch für Blasendorff darin eine besondere Gefahr, daß es gerade Historiker von Ruf wie Droysen, Pertz und Lehmann waren, welche die Biographien von York, Gneisenau und Scharnhorst geschaffen hatten. Gerade die Charakterzeichnung Blüchers wird dem Verfasser nicht eben große Schwierigkeiten gemacht haben. Der Marschall Vorwärts ist im wesentlichen unter Blasendorffs Händen derselbe geblieben, wie er im Volke fortlebt, und wie ihn Varnhagen in kräftigen Zügen uns geschildert hat; seine kühne Reitergestalt erinnert an den Helden Ziethen im siebenjährigen Kriege, nur daß der letztere, stets nur mit kleinen Mitteln operierend, in allen Feldzügen nur eine Nebenrolle spielte, Blücher dagegen neben dem Husarengeneral auch Stratege im großen Stile war.

Man merkt es dem Verfasser der neuen Biographie an, daß er sich besondere Mühe gegeben hat, volkstümlich zu schreiben; der kritische Apparat ist fortgelassen, und das, was Blasendorff bietet, muß der Leser auf guten Glauben annehmen. Der historischen Kritik hat der Verfasser nur ein höchst bescheidenes Maß eingeräumt; diesen Mangel aber ersetzt er durch sein ganz hervorragendes Erzählertalent. Das Buch liest sich leicht und fließend und gibt ein scharf ausgeprägtes Bild des Helden, welches den Leser so leicht nicht wieder verläßt. Man vergleiche dafür nur die lebendige Schilderung von Blüchers Auftreten in der Schlacht bei Auerstedt, als die Reiterei in schmachvoller Flucht das Schlachtfeld verläßt, und Blücher in seiner derben Weise die kommandierenden Offiziere an ihre Pflicht erinnert; oder eine andere Stelle, wo Blücher nach dieser Niederlage aus seinem Husarenregimente die Eskorte für den König auswählt und ihnen zum

Abschiede zuruft, daß „er mit eigener Hand denjenigen in Stücken hauen wolle, der ihm nach einer etwaigen Gefangennahme des Königs wieder lebendig vor die Augen treten würde!" Und solche Schilderungen, welche des Verfassers Darstellungstalent in das beste Licht setzen, wird der Leser zahlreiche finden.

Bemerkenswert ist es, daß Blücher wie Moltke, also die berühmtesten preußischen Heerführer des 19. Jahrhunderts, Mecklenburger sind; in der That das Obotritenland hat allen Grund, auf zwei solche Söhne mit Stolz zu blicken; auch noch in einer andern Beziehung hat die militärische Laufbahn derselben eine gewisse Aehnlichkeit; Blücher versuchte sein Glück zuerst in schwedischen Diensten, Moltke in dänischen. Daß der Vater Blüchers hessen-kasselscher Rittmeister gewesen sei, ist bisher in jeder Biographie erzählt worden; auch Blasendorff bringt ohne Begründung dieselbe Angabe. Merkwürdigerweise findet sich aber in den hessischen Offizierlisten jener Jahre der Name Blücher nicht; es wäre gut, daß diese Thatsache endlich einmal archivalisch festgestellt würde.

In den Jahren 1802 bis 1805 war Blücher bekanntlich Gouverneur von Münster und in dieser Stellung hatte er Gelegenheit, zum erstenmale mit den Franzosen in nähere Berührung zu kommen. Wir hätten gewünscht, daß Blasendorff diese Epoche und namentlich den Konflikt mit Joachim Murat etwas eingehender behandelt hätte. Willkommene Aufschlüsse bietet darüber die eben erschienene neueste Publikation der preußischen Staatsarchive „Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807 von P. Bailleu. 2. Teil." Blücher ließ danach, sobald er von der Besitzergreifung der drei Abteien Essen, Werden und Elten erfuhr, einen Theil seiner Truppen einrücken und ohne weiteres unter Trommelschlag die Proklamationen Murats abreißen. Trotz des energischen Auftretens Blüchers kam es damals noch nicht zum Kriege. Wir können hier auf Blüchers Lebensgeschichte nicht näher eingehen, nur das soll konstatiert werden, daß Blücher, obwohl er die Unglücksjahre Preußens bis zur Neige durchgekostet hat, niemals die Siegeszuversicht verloren hat. Jr.

— Zur Geschichte Oesterreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration. 1792—1816. Mit besonderer Rücksicht auf das Berufsleben des Staatsmannes Freiherrn Anton von Baldacci. Von Dr. F. R. von Krones. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) 1886. 396 S. broch. 8 M.

Das vorliegende Werk behandelt einen Zeitraum der Geschichte Oesterreichs, der überreich an inneren Krisen und äußeren Stürmen noch ein fruchtbares Feld für eingehende Geschichtsforschung bietet, so bedeutend auch immerhin das Quellen- und Litteraturmaterial bereits für diese Epoche ist. Wenn einmal Ranke sagt, daß sich die historischen Ereignisse im Zusammentreffen der individuellen Kraft mit den objektiven Weltverhältnissen entwickeln, und man in diesem Satze das Wesen der Geschichte bezeichnet sieht, so wird es immer eine notwendige und dankbare Aufgabe des Historikers sein, den Einfluß zu schildern, welchen einzelne bedeutende Individuen auf den Lauf wichtiger Ereignisse gehabt haben. Baldaccis Name wird wenigen unserer Leser bekannt sein, und doch war er mit Graf Philipp Stadion unter den österreichischen Staatsmännern in jener Unglückszeit von 1808 und 1809 der einzige ungebeugte und die Seele des Widerstandes gegen Napoleon. Das erkannte auch der französische Kaiser sehr wohl; schreibt er doch im September 1809 an seinen Leibdiplomaten von Champagny „der Kaiser habe gar keinen Willen, denn er sei immer der Meinung des letzten, der mit ihm spräche', und die, welche jederzeit auf ihn Einfluß behalten würden, seien Baldacci und Stadion." Merkwürdigerweise war dieser zähe Gegner Napoleons, der an rücksichtsloser Energie des Auftretens diesem sehr ähnlich war, ebenfalls ein Korse, und die mancherlei Klagen und Anfeindungen, die sich gegen Baldacci erhoben, hatten zum Teil ihre Begründung in den wenig liebenswürdigen Eigenschaften, die dem korsischen Blute entstammen sollen. Anton von Baldacci war 1762 geboren; von 1791—1793 war er bei der illyrischen Hofkanzlei thätig und wurde 1799 nach Westgalizien beordert, um über diese neuerworbene österreichische Provinz zum Zwecke organisatorischer Pläne und Verfügungen einen umfassenden Bericht zu erstatten. Im Jahre 1803 wurde Baldacci Hofrat im inländischen Departement des Staats- und Konferenzministeriums, aber erst in späteren Jahren erscheint er als Mann von Einfluß; im Jahre 1809 wird er in den Briefen der Erzherzöge Johann und Karl als Vertrauensmann des Kaisers bezeichnet, und es ist seinen Gegnern nicht gelungen, ihn wieder aus dieser Stellung zu drängen. Am einflußreichsten muß Baldacci in den wichtigen Jahren 1812 und 1813 gewesen sein; in den eigenhändigen Tagebüchern Erzherzog Johanns, die Krones zum erstenmale veröffentlicht, erscheint Baldacci um diese Zeit als der Führer der Kriegspartei, der auch die Herzöge Johann und Karl angehörten, und mit welcher die bedeutendsten Nicht-Oesterreicher wie Stein, Gruner und Gagern in enger Verbindung standen. Die Schilderung dieser bewegten Zeit ist Krones vortrefflich gelungen, sie fesselt das Interesse des Lesers in hohem Grade, und die weitgehenden politischen Projekte einer Neugestaltung Europas zu ungunsten Frankreichs erscheinen heute nicht als leere Luftschlösser franzosenfeindlicher Idealisten. — Es ist bekannt, daß Preußen die einzige Großmacht war, welche im Jahre 1815, als zum zweitenmale Napoleon entthront worden war, die Zurückgabe von Elsaß-Lothringen forderte, daß es aber den Gegenbemühungen russischer und englischer Diplomaten gelang, Preußen zu isolieren und den alten Länderbestand Frankreichs ungeschmälert zu lassen. Man hätte nach der Proklamation des Gouverneurs des Elsaß während der Okkupation, v. Heß, einen andern Ausgang für Elsaß erwartet; „Elsässer," heißt es darin, „auch ihr wart ein deutsches Volk. Enger schließt euch an die Sache der verbündeten Mächte an, um schneller den schönsten Lohn für die Leiden und Opfer des Augenblicks herbeizuführen, den Zustand eines dauernden Friedens." Daß Oesterreich damals an die Möglichkeit einer Annexion des Elsaß ge-

dacht haben muß, geht auch aus der offiziellen Denkschrift Wilhelm Haws über Elsaß hervor, welche derselbe im Auftrage des Erzherzogs Johann verfaßte und die Krones zum erstenmale auszugsweise mitteilt. Baldacci, der damals Armeeminister war, hatte für diesen Auftrag Haw, der aus Trier gebürtig, franz. Generalkommissar in Bremen, später Präfekt in Troyes und daneben Kommandant der Nationalgarde des Saar-Departements war, dem Erzherzog sehr warm empfohlen; und Haws eingehender Bericht ist heute von um so höherem Interesse, da die großen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit die Fehler der damaligen Diplomatie wieder gut gemacht haben. „Eine gutmütige Redlichkeit, eine Art biedere Geradheit, welche den deutschen Ursprung bezeichnen, und eine warme und thätige Anhänglichkeit an seine Souveräne sind anerkannte Charakterzüge der Bewohner der beiden Elsasse" heißt es im Eingange der Denkschrift. „Sie verdienen," fährt Haw später fort, „ein besseres Los, als das, einer Nation anzugehören, welche durch die zügellosesten Ausschweifungen aller Art sich in den tiefsten Abgrund des Verderbens gestürzt hat, aus welchem sie bei ihrer schändlichen Charakterlosigkeit und bei ihrer gänzlichen Abgenutztheit sich selbst nicht mehr retten kann. Daß die Elsässer wirklich eines besseren Schicksals wert sind, beweist neben ihren vielen unverkennbaren guten Eigenschaften auch der Umstand, daß sie selbst wünschen, von dem entehrten Frankreich getrennt zu werden und — ihres deutschen Ursprungs eingedenk und würdig — wieder zu Deutschland zurückzukehren hoffen. Diese Gesinnung spricht sich schon ganz allgemein aus, und es ist leicht anzunehmen, daß die Hoffnung der Elsässer vorzüglich auf das Haus Oesterreich gerichtet ist. Die Trennung von Frankreich liegt in der Voraussetzung und in der Absicht aller denkenden Köpfe des Landes, sowie auch aller derjenigen, welche durch ihre Aemter und ihr Vermögen auf die Masse des Volkes Einfluß haben." Wie bekannt, war es gerade Blücher, der mit aller Energie für die Abtrennung von Elsaß-Lothringen eintrat und diese echt deutschen Länder — Preußen zugesprochen wissen wollte.

Von dem späteren Lebensgange Baldaccis erfahren wir aus Krones Werk nichts. Erwähnen wollen wir nur, daß er später Präsident des österreichischen General-Rechnungsdirektorium wurde und als solcher die offizielle Statistik Oesterreichs durch Einführung der ersten amtlichen statistischen Notizen begründete. Jr.

4. Biographisches.

— Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. Nach den gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen von Wilhelm Kreiten. (Münster u. Paderborn, Ferd. Schöningh.) 1887. XVI u. 483 S. 4 M., geb. 5,50 M.

Eine treffendere, in wenigen Worten ausgedrückte Charakteristik der Droste, als sie Vilmar in seiner Litteraturgeschichte gegeben hat, ist schwerlich nachzuweisen. Er sagt von ihr sechs Jahre nach Erscheinen ihrer Gedichte bei Cotta: „An Eigentümlichkeit des Gehalts wie der Form werden die meisten Dichter der Neuzeit übertroffen von einer Dichterin, vielleicht der ersten Dichterin von wahrem Berufe, welche Deutschland aufzuweisen hat: Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Die tiefsten Erlebnisse der menschlichen, zunächst der rein weiblichen Seele verstand sie mit dem scharfen Accent der unmittelbarsten Wahrheit in ihren lyrischen Dichtungen auszusprechen, und ihre poetischen Erzählungen gehören weitaus zu dem Besten, was die neueste Zeit erzeugt hat. In der Form nicht überall den Stoff bewältigend, vielleicht nicht überall hinreichend klar, hat sie stets dichterisch wirksame, stets die edelsten, sehr oft großartige Stoffe ergriffen. Wenigen zugänglich im Leben, ist sie bis dahin auch durch ihre Gedichte nur einer kleineren Anzahl von Lesern zugänglich, vielleicht verständlich gewesen." Diesen Worten des strengkonservativen, strenglutherischen Vilmar stellen wir gegenüber oder besser an die Seite, was Johannes Scherr, der Demokrat und Atheist, in seiner „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" und in einem „Die deutsche Dichterin" überschriebenen Aufsatze, der im Sammelband „Blätter im Winde" enthalten ist, über die aristokratische, katholische A. E. von Droste sagt. Er nennt sie „ohne Frage die genialste und originalste deutsche Dichterin" und erklärt in seiner Manier: „Es war eine altfränkisch-steife, hochkonservative, aber ehrenfeste Atmosphäre, in welcher Annette heranwuchs. So ein richtiger westfälischer Edelhof ist ja, von den Wogen des 19. Jahrhunderts kaum gestreift, noch in unseren Tagen ein lebendes Bild der „guten alten frommen Zeit". Ich meine das hier nicht etwa nur im spöttischen Sinne, sondern auch im aufrichtig anerkennenden. Neben vielen lächerlichen Junkereien und gemeinschädlichen Egoismen sind doch auch etliche der besten Eigenschaften und Tugenden unseres Volkes in solchen Häusern konserviert worden, und die Luft, welche in denselben weht, kann, obzwar für unseren Geschmack mit viel zu viel Weihrauch versetzt, immerhin noch als eine gesunde bezeichnet werden, verglichen mit den Miasmen, welche in den mit mehr oder weniger gestohlenen Millionen erbauten und eingerichteten Palästen der modernen Geldprotzerei brüten." Die Westfalen sind der deutscheste Volksstamm. Das geht aus dem Leben Anna Elisabeths, aus den Briefen und Büchern des Bischofs W. E. v. Ketteler, aus den Briefen und aus dem Leiden Freiligraths und aus vielen anderen Dingen unbestreitbar hervor. Darum durfte auch Scherr in der „Deutschheit" das Gesamtmerkmal der Droste erblicken: „Etwas, viel vom Guten, vom Besten deutscher Nationalität lebte in ihr und dichtete aus ihr: Ehrfurchtsgefühl und Ueberzeugungstreue, Idealität und Vervollkommnungstrieb, Wahrheitsmut und Anspruchslosigkeit, Begeisterung und Selbstbescheidung. Darum durfte ich sie die deutsche Dichterin nennen: nicht allein um ihres bislang von keiner zweiten erreichten Talentes, sondern auch um ihres Charakters willen. Ein Talent und ein Charakter! Es würde fürwahr dermalen mit unserer Litteratur und mit noch vielem anderen besser bestellt

sein, als es ist, falls man endlich das Lumpenaxiom von der Unverträglichkeit dieser beiden Begriffe verachtungsvoll beiseite stellte."

Die Droste gehört zu den Dichtern, die erst nach ihrem Tode zur vollen Anerkennung kommen. Die Gedichte von Annette Elisabeth D... H..., welche 1838 in 600 Exemplaren in Münster erschienen sind, haben die näheren Landsleute der Dichterin unbeachtet gelassen. Drei Jahre nachher sagt sie in einem Briefe: „Meine eigenen Verwandten und Freunde haben noch nicht hineingesehen." Die unter dem Namen der Verf. 1844 bei Cotta erschienene, wesentlich bereicherte neue Ausgabe hat erst 1861 die zweite Auflage erlebt, während sich von da an die Auflagen schneller folgen: 1873, 1877 bei Cotta, 1879 und 1882 bei Ferd. Schöningh in Münster. Aehnlich ist es mit der erst nach dem Tode der Droste durch die Freunde Schlüter und Junkmann besorgten Sammlung „Das geistliche Jahr" gegangen. Die gesammelten Schriften hat Levin Schücking in drei Bänden 1878 und 1879 bei Cotta erscheinen lassen. Die Gesamtausgabe, welche Wilhelm Kreiten in vier Bänden besorgt hat, soll eine exegetische Ausgabe sein. Dieselbe zeichnet sich vor der Schückingschen Ausgabe dadurch aus, daß sie bisher unbekannt gebliebene Dichtungen aus dem Nachlaß der Dichterin enthält, daß sie mit Einleitungen und Erläuterungen versehen ist und im (vor uns liegenden) ersten Teil des ersten Bandes eine mit großem Fleiße und rühmenswerter Sorgfalt und Umsicht geschriebene Biographie der Droste enthält. Für letztere ist dem Verf. Einsicht in die bisher unbenutzt gewesenen Familienbriefe gestattet worden. Kreiten empfiehlt für das Droste-Studium folgende wohlerwogene Reihenfolge: Die Briefe, die prosaischen Dichtungen, die kleineren Gedichte lyrischer Art, die geistlichen Lieder und die großen erzählenden Gedichte. In der Reihe der Bände folgt dieser Inhalt in umgekehrter Folge: 1. Das geistliche Jahr; 2. Die größeren erzählenden Gedichte und die Balladen; 3. Die kleineren Gedichte; 4. Die prosaischen Werke und Jugendwerke; zu jenen gehören die Novelle „Die Judenbuche", „Bilder aus Westfalen", „Bei uns zu Lande auf dem Lande", „Perdu", „Aus Familienbriefen". Die Briefe an die Freunde sind in einem besonderen Bande 1877 in A. Russels Verlag erschienen.

Kreiten sagt von der Dichterin gegen den Schluß seiner Vorrede hin: „Je näher man sie kennen lernt, um so mehr wächst das Gefühl einer persönlichen Zuneigung." Ref. hat die Wahrheit dieses Satzes an sich selbst erfahren. Dabei kann und soll man aber stets offene Augen für die schwachen Seiten der Droste behalten. In diesem Punkte gehe ich etwas weiter als ihr Biograph. Bei aller Größe der Gesinnung ist der Dichterin doch eine gewisse, ohne Zweifel durch ihre körperlichen Leiden genährte Reizbarkeit eigen. So hat sie es der jungen Frau L. Schückings übel genommen, daß diese den Unterschied des Alters zu sehr hervortreten ließ. Und dem „protestantischen" Pfarrer Reuchlin, einem geistvollen Bekannten ihres Schwagers Laßberg, einem Manne, der zuerst die Bedeutung der Dichtungen Annettens, welche ihrer Umgebung noch völlig verschlossen war, ahnte, hat sie es als eine Taktlosigkeit angerechnet, „ihr eine Schrift zu überschicken, in der er sich abfällige Bemerkungen über die katholische Geistlichkeit in Italien erlaubte". Hier fragt es sich doch sehr, in welcher Weise diese Schrift — gedruckt oder nur geschrieben — an die Droste gelangt ist, sowie in welcher Form jene abfälligen Bemerkungen gemacht sind. Unbefangene Katholiken werden einräumen, daß gerade die italienische Geistlichkeit am meisten zu wünschen übrig läßt. Darüber kann man sich schon in acht Tagen im Lande ultra montes eine mehr als ausreichende Erfahrung sammeln. Es ist eine Engherzigkeit, wenn Annette sich in den italienischen Klerikern angegriffen sieht. Die Sache ist auch um so wunderlicher, als die Dichterin Protestantinnen wie Amalie Hassenpflug und Adele Schopenhauer zu ihren intimsten Freundinnen gezählt und sonst im Leben sich ein unbefangenes freies Urteil zu wahren gewußt hat. Das schlagendste Beispiel bietet in dieser letzten Hinsicht ihr Verhalten den Freunden ihres Schwagers Josef von Laßberg gegenüber. Dem allezeit treubewährten Herzensfreund Schlüter in Münster schreibt sie von Eppishausen, dem früheren Wohnsitze des Schwagers, aus: „Außer den Thurns Damen betritt kein Frauenzimmer dies Haus, nur Männer von einem Schlage, Altertümler, die in meines Schwagers muffigen Manuskripten wühlen möchten, sehr gelehrte, sehr geachtete, ja sehr berühmte Leute in ihrem Fach; aber, aber langweilig wie der bittere Tod, schimmlig, rostig, prosaisch wie eine Pferdebürste; verhärtete Verächter aller neueren Kunst und Litteratur. Mir ist zuweilen, als wandle ich zwischen trockenen Bohnenhülsen, und höre nichts als das dürre Rappeln und Knistern um mich her, und solche Patrone können nicht enden; vier Stunden muß man mit ihnen zu Tische sitzen und unaufhörlich wird das leere Stroh gedroschen. Nein, Schlüter, ich bin gewiß nicht unbillig und verachte keine Wissenschaft, weil sie mir fremd ist, aber dieses Feld ist zu beschränkt und abgegrast, das Distelfressen kann nicht ausbleiben. Was zum Henker ist daran gelegen, ob vor dreihundert Jahren der unbedeutende Prior eines Klosters, was nie in der Geschichte vorkommt, Ottwin oder Godwin geheißen, und doch sehe ich, daß dergleichen Dinge viel graue Haare und bittere Herzen machen." — Von Meersburg aus schreibt sie über Uhland: „Auch Uhland war hier; Gott, was ist das für ein gutes, schüchternes Männchen! Ich sagte ihm, daß wir in Tübingen ihm gegenüber logiert, und man uns sein Haus gezeigt habe; er lachte und sagte, dort dem Lamm gegenüber wohne ein Kaufmann Uhland, der dem Wirte ohne Zweifel viel wichtiger geschienen habe." —

Sein besonderes Augenmerk hat der Verf. — und zwar mit vollem Recht — darauf gerichtet, immer wieder zu betonen, daß Levin Schücking nicht der Mann gewesen ist, der, bei all' seinen großen Verdiensten für das Bekanntwerden der Dichterin, dieser in jeder Beziehung gerecht werden konnte. Die Droste ist stets eine gute Katholikin gewesen, Schücking war ein ganz lauer Katholik,

darum war er außer stande, das innige Glaubensleben Annettens richtig zu erkennen. Gerade das Glaubensleben der Dichterin ist es aber, welches uns Evangelischen ihr Sein und Wesen lieb und wert macht. Daß auch auf evangelischer Seite viel geschehen ist, um der großen Tochter Westfalens die ihr gebührende Anerkennung zu verschaffen, beweisen die litterarischen Arbeiten Claassens, W. Herbsts (Daheim 1866) und R. Königs.

O. K.

— Molières Leben und Werke. Nach den neuesten Forschungen dargestellt von W. Kreiten, S. J. Mit dem Bildnis Molières in Lichtdruck. (Freiburg i. B., Herder.) 1887. XXXV u. 731 S. 8 M., geb. 10 M.

Das vorliegende umfang- und inhaltreiche Werk ist geschrieben worden, weil „für Deutschland von katholischer Seite eine ruhig prüfende, Dunkles erläuternde, Falsches abweisende Studie über Molière durchaus zeitgemäß, ja notwendig war“. Molière sollte geschildert werden als Feind der Jansenisten, dieser „Schismatiker“, während des Dichters Stellung zur katholischen Kirche und zu den Jesuiten als eine durchaus nicht feindliche zu kennzeichnen war, ein Standpunkt, der einem Mitglied der Gesellschaft Jesu nicht verargt werden kann, der aber nicht selten die gereizte Stimmung des Parteimannes zu Wort kommen läßt und dadurch die Objektivität des sonst in hohem Grade gerecht und maßvoll urteilenden Verfassers beeinträchtigt. So hätte es z. B. dem Verf. besser gestanden, S. 570 Pascal statt den „bissigen“ den tiefsinnigen oder geistreichen zu nennen, denn für tiefsinnig und geistreich wird Kreiten doch jenen heftigen Gegner seines Ordens ohne Zweifel halten. Auch die Meilenzahl in dem Satze, der gegen die Molière abholden Pariser Geistlichen gerichtet ist: „Eine solche Handlungsweise der Kapläne von St. Eustache verrät auf zehn Meilen schon den jansenistischen Standpunkt dieser Herren“, hätte etwas vermindert und doch dabei das Verfahren jener Kapläne dem sterbenden Dichter gegenüber scharf und verdientermaßen getadelt werden können. Da Kreiten seine Studie vom „christlich-gläubigen Standpunkt“ aus geschrieben hat und da er voraussetzen kann und wünschen muß, daß sein Buch auch von gläubigen Protestanten gelesen wird, so wäre es geraten gewesen, den armen Jansenisten, die denn doch erst Christen gewesen, mindestens dieselbe affektfreie Stimmung entgegenzubringen, mit der der Verf. den sittlich-leichtfertigen, lakaienhaften Hofpoeten Molière behandelt hat. Leider hat darum der Parteistandpunkt des Verf. auch die sonst trefflichen Kapitel über Tartüffe geschädigt. Es war doch seitens Molières eine wenig anstaunenswerte That, daß er die heftigen, meinetwegen übertriebenen Gegner des Theaters in einem Vertreter des Jansenismus als den Inbegriff religiöser Heuchelei in einer Weise an den Pranger stellte, die an die Worte erinnert: „Es liegt in ihr so viel verborgenes Gift, und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden.“ Andere Zeitumstände und andere Lebenserfahrungen hätten Molière ebenso gut veranlassen können, in Tartüffe einen Jesuiten zu zeichnen; denn daß es auch bei den Jesuiten religiöse Heuchler gab und gibt, wird der Verf. unbefangen genug sein, zuzugestehen. Gerade die Unbefangenheit eines objektiv, ruhig, besonnen, gerecht urteilenden Kritikers tritt sonst in Kreitens ausführlicher Besprechung des Tartüffe in angenehmster Form zu tage, insbesondere da, wo er die Gemeinschädlichkeit des Stückes schildert, die zur Zeit seiner Entstehung und später klar erkannt worden ist und in nuce den schwersten Tadel der ganzen Komödie enthält. Kreiten führt folgendes, auf St. Helena von Napoleon I. gefälltes Urteil über Tartüffe an: „Das Ganze ist von Meisterhand; es ist das Musterwerk eines unvergleichlichen Mannes. Indes hat das Stück einen solchen Charakter, daß ich keineswegs über die langen Verhandlungen erstaunt bin, die es in Versailles hervorgerufen hat, und über Ludwigs XIV. Zaudern, bis er es freigab. Mich wundert nur, daß er es gethan hat. Das Stück stellt die Frömmigkeit in so gehässigen Farben dar, eine gewisse Szene desselben bietet eine so bedenkliche, indezente Situation, daß ich meinerseits nicht anstehe zu erklären: wäre es zu meiner Zeit erschienen, so hätte ich die Darstellung desselben nicht erlaubt.“

Gutzkow hat ein Schauspiel geschrieben: „Das Urbild des Tartüffe“ — „wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun“. Diese Dichtung hat P. Lindau in den „Litterarischen Rücksichtslosigkeiten“ einer scharfen Kritik unterworfen. Es hat mich gewundert, daß Kreiten nicht gelegentlich einen Blick auf das Gutzkowsche Machwerk geworfen hat.

In drei einleitenden Kapiteln schildert der Verf. das Jugendleben des Dichters und das damalige Paris. Dann folgen sozusagen die Jugendstücke, insbesondere: Les précieuses ridicules, L'école des maris, L'école des femmes, in den Abschnitten 4 bis 7. Mit vorläufiger Uebergehung der gegen die Aerzte gerichteten Stücke L'amour médecin, Le médecin malgré lui, welche mit dem dritten Stück Monsieur de Pourceaugnac im 18. und 19. Abschnitt besprochen werden, geht der Verf. zur eingehenden, erschöpfenden Geschichte des Tartüffe über: Abschnitte 8—11; 13 und 14. Der Misanthrop wird im 12., George Dandin und L'avare im 14., Le bourgeois gentilhomme und Les femmes savantes im 16. Abschnitt erörtert. „Die letzten Tage des Dichters“, der als schwerkranker Mann auf der Bühne den „eingebildeten Kranken“ spielt, bilden den Inhalt des vorletzten Kapitels, dem im 21. Abschnitt ein Ueberblick „Molière und sein Werk“ folgt. Kreitens Studie soll die Mitte halten zwischen dem „nur fachwissenschaftlichen“ Werke von R. Mahrenholz (Heilbronn, Henniger, 1881) und dem „mehr populären, den vornehmen Gesellschaftston nie verleugnenden“ Buche von F. Lotheißen (Frankfurt 1880). Da mir dieses bekannt ist, muß ich die Beurteilung des Lotheißenschen Buches durch Kreiten für durchaus zutreffend erklären. Wenn ich damit die Kritik vergleiche, welche der Verf. dem Buche seines Gesinnungs- und Konfessionsgenossen Louis Veuillot (Molière und Bourdaloue) angedeihen läßt, so ist die Schlußfolgerung unausweichlich, daß unser Autor mit anerkennenswerter Objektivität seinem nicht leicht zu bearbeitenden Gegenstand gerecht geworden ist.

Wer nicht bloß ein litterargeschichtliches Werk über Molière vor oder nach der Lektüre des Dichters studieren will, erhält in Kreitens Buch ein in gutem, flüssigen Deutsch geschriebenes litterarisches und geschichtliches Werk, das man, von Einzelheiten abgesehen, nur mit dem Gefühle großer Befriedigung aus der Hand legt. O. K.

5. Poesie.

— Blätter, Blüten, Früchte. Gedichte von Gottlieb Putz. (Meran, O. Pötzelberger.) 1886. 396 S. 8⁰.

Vor noch nicht zehn Jahren erschien eine deutsche Dichtung, anfänglich nur in engeren Kreisen beachtet, rasch aber in weitere dringend und allmählich auch von solchen in ihrer Bedeutung erkannt und gewürdigt, die außerhalb der Weltanschauung standen, aus der die Dichtung herausgewachsen war. Das war der Sang von „Dreizehnlinden“. Und als man fragte, wer denn der Dichter sei, dieser F. W. Weber, und man zur Antwort bekam, das sei ein Arzt in Westfalen und stehe an der Schwelle des Greisenalters, da wunderte man sich, daß der Mann noch so jung und frisch, so froh und kraftvoll sich geben könne, ganz im Gegensatze zu unseren modischen Dichtern des jungen und jüngsten Deutschland, die alle schon mit grauen Haaren und halb tot zur Welt kommen, und daß der Dilettant so kunstvoll komponieren und so sprachgewaltig reimen könne. Gottlieb Putz hat mit F. W. Weber viel Gemeinsames. Auch er war Arzt. Auch er, der jüngst Verstorbene, lebte unter einem katholischen treugläubigen Volksstamme und teilte sein Glauben, Denken und Empfinden. Auch er trat erst im Greisenalter mit seinen poetischen Gaben vor die Oeffentlichkeit, nachdem er vorher nur Vereinzeltes veröffentlicht hatte: als ein 68jähriger, aber gesund, stark und heller, spendete er uns einen starken Band lyrischer Gedichte. Der Inhalt derselben zeigt, daß Putz wie Weber fest und männlich auf dem Boden einer christlichen Weltanschauung stand, daß er wie jener eine rechte Freude an der Natur, rechte Liebe zu seinem Volke und seinem Lande hatte. Gehaltreicher freilich ist Weber und in der Beherrschung der Sprache dem Tiroler Doppelgenossen weit überlegen. Die Gedichte zerfallen in vier Abteilungen: „Heimat und Vaterland“, „Sang und Klang“, „Auf-, Ein- und Ausblicke“ und „Stacheln“. Diesen folgt dann die Mähre vom „König Laurin und seinem Rosengarten“, das schon 1868 im Drucke erschienen war, und „Das alte Lied vom Benzenauwer“. Die Gedichte der ersten Abteilung sind wohl die unbedeutendsten. Sie kommen über einen gewissen Liedertafel- und Schützenfestton kaum hinaus. Nur „Das Tiroler Herz“ (S. 40) und namentlich „Alttirolers Wort“ (S. 81), das sich jeder nach Tirol Reisende einprägen sollte, ragen rühmlich hervor. Eine stattliche Reihe herzwärmender Lieder enthält die zweite Abteilung. Manche davon sind im besten Sinne volkstümlich zu nennen. Komponisten fänden hier willkommene Ausbeute. Aus der dritten, nicht minder Gelungenes enthaltenden Abteilung sei als Probe gewählt (S. 228):

Toleranz.

Hier liegt ein deutscher Bruder,
Der Protestant genannt,
Er kam aus deutschen Landen,
Ich hab' ihn wohl gekannt.

Er gab in Gottes Hände
Treu hoffend seinen Geist,
Vertrauend auf den Einen,
Der der Erlöser heißt.

So laßt uns ihn begraben
Und schmücken ihm sein Grab
Mit einem Kreuz und Blumen,
In Gott er Ruhe hab'.

Wer unterm Kreuze ruhet,
Der wird auch auferweckt;
Des Vaters reich' Erbarmen
Der Kinder Schulden deckt.

Auch die vierte Abteilung verdient Lob. Ihr sei, zum Schlusse der Anzeige, ein kleines Gedicht (S. 320) entnommen:

Meine Freunde.

Den Abendstern
Erblickt ihr so gern,
Weil er im Dunkel
Mit seinem Gefunkel
Zuerst erscheint.
O nein, ihr Herrn!
Den Morgenstern,
Den liebe ich mehr:
Wenn alle Sterne
Verschwunden und ferne,
Dann weilt noch er.
Daß Freunde erscheinen,
Das ist ja nicht selten;
Doch will ich meinen:
Nur jene, die bleiben,
Die sollen gelten! —

J. L—r.

— Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken von Alfred Meißner. 2 Bde. (Berlin, Gebr. Paetel.) 1886. VII und 278, 234 S. 8⁰. 9 Mark.

In arbeitvollem Leben, nicht ohne Kampf und Widerspruch, nicht ohne Enttäuschung und Irrgang, aber immer in sicherer Richtung, mit männlichem Mut, mit Stolz auf den ihm mitgegebenen Gottesfunken hat der vor mehr als Jahresfrist verstorbene österreichische Dichter Alfred Meißner, frühe schon weithin berühmt durch seinen „Zizka“, den Kranz erreicht, der ihm gebührt. In allen Gattungen der Dichtkunst hat er Großes, Bleibendes oder mindestens der allgemeinen Achtung Würdiges geschaffen. Tönereicher, die Herzen tiefbewegender Meister ist er in der Kunst des Liedes. Kräftige Anläufe hat er gemacht, sich auch im Drama, dem summum opus der Modernen, den Preis zu erringen, bedauernswerterweise ohne auszuharren und durchzudringen. Auf dem Gebiete epischer Dichtung kamen ihm wenige seiner Zeitgenossen gleich. Er war neben G. Keller, Spielhagen und G. Freytag der bedeutendste der Ro-

manschriftsteller. Daß er weniger gerühmt ward als sie, hat seinen Grund hauptsächlich in der Wahl weniger allgemein interessierender Stoffe. Er war auch ein guter Stilist, für die Schilderung der Natur und der Menschen, für die Darstellung des Gedankens und jeglichen Gefühls, für Scherz und Ernst stand ihm unweigerlich der richtige und schöne sprachliche Ausdruck zu Gebote.

Alfred Meißner war weder in politischer noch in religiöser Beziehung ein Konservativer. Gleichwohl hat er auch in konservativen Kreisen, insoweit sie über das Trennende, das ja übrigens durchaus nicht in allen Werken hervortritt, hinwegzusehen vermögen, viele warme Verehrer. Diesen sei obengenannte Nachlese zu seinen Werken empfahlen. Der Inhalt derselben ist von Meißner noch selbst ausgewählt worden. Es sind zumeist Arbeiten, die da und dort in Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind: lyrische Gedichte, Novelletten, Reisebilder und litterarische Streifzüge. Es ist viel Kunst, Gemüt und geistige Vornehmheit in dieser litterarischen Kleinarbeit. Die wenigsten wissen's freilich, sonst würden sie derlei Erzeugnisse nicht bloß so halbweg, nicht bloß so überhaupt, so gähnend und tändelnd lesen. J. L—r.

6. Rechtswissenschaft.

— Handbuch des preußischen Verwaltungsrechts von K. Parey, kgl. Verwaltungsdirektor a. D. (Berlin, J. J. Heines Verlag.) Bd. I, Abt. 1. S. 1—96. 2 M.

Nach dem Prospekte ist der Zweck des vorliegenden Handbuches, nicht allein allen Verwaltungsbeamten, Richtern und Anwälten, sondern auch dem großen Publikum, welches vor den Verwaltungsbehörden und Verwaltungsgerichten den gesetzlich dargebotenen Rechtsschutz sucht, über die Zuständigkeit dieser Behörden und überhaupt über das positive öffentliche Recht in Preußen einen schnellen und sicheren Aufschluß zu geben und dadurch das Zurechtfinden in dieser verwickelten Gesetzesmaterie zu erleichtern. Das Werk soll zwei Bände umfassen, von denen der erste das formelle Verwaltungsrecht (den Verwaltungs-Prozeß), der zweite das materielle Verwaltungsrecht behandelt. Die Ausgabe geschieht in einzelnen Abteilungen, deren erste soeben erschienen ist. Das ganze Werk wird vier bis fünf Abteilungen umfassen und höchstens 12 Mark kosten.

Wir werden über das Werk von Parey, der kürzlich die Rechtsgrundsätze des preußischen Oberverwaltungsgerichts systematisch zusammengestellt hat, nach Abschluß Bericht erstatten. v. K.

— Lehrbuch des Kirchenrechts von A. Frantz, ao. Prof. d. R. in Marburg. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1887. XII u. 322 S. 6 M.

Das Lehrbuch ist zunächst für Studierende der Rechtswissenschaft bestimmt, aber auch für Theologen und weitere Kreise brauchbar. Unter Vermeldung jeglicher subjektiven Darlegung gibt Verf. eine knappe und klare Uebersicht des Kirchenrechtes. Nach kurzer Einleitung finden wir im ersten Buch eine geschichtliche Entwickelung, im zweiten die Lehre von den Quellen, im dritten das Verfassungsrecht, im vierten das Verwaltungsrecht der Kirche — und zwar in der richtigen Systematisierung, welche nur in den einzelnen Abschnitten das evangelische und das römischkatholische Recht scheidet — schließlich (Buch V) das kirchliche Leben nebst Eherecht (S. 225—301) und (Buch VI) das Vermögensrecht.

Zwar hätte auf gleichem Raume unter besserer Druckverwertung sehr viel mehr Text geboten werden können. Aber wir wollen hierüber nicht rechten, da der Verf. jedenfalls dem ersten Bedürfnisse der Studierenden gut entsprochen hat. Er gibt überdies kurze, aber ausreichende Litteraturnachweise für jeden Gegenstand, und die ganze Darstellung ist genügend, fürs erste gut zu orientieren. Ein solches Lehrbuch von evangelischer Seite fehlte aber bisher, und es ist besonders anzuerkennen, daß das vorliegende Werk nicht mit jener Fülle ebenso leicht wie anspruchsvoll zusammengeschriebenen Anmerkungswustes beladen ist, welcher zwar dem mittelmäßigen Gelehrten außerordentlich imponiert, dem gereiften Kenner eines Faches aber als ziemlich geringwertig erscheint, und jedenfalls Studium und wahre Wissenschaft mehr stört wie fördert. v. K.

7. Kulturgeschichte.

— Mathaeus Merian. Skizze seines Lebens und ausführliche Beschreibung seiner Topographia Germaniae. Eine kulturhistorische Studie von H. Eckardt. (Basel, H. Georgs Verlag.) 8°. 222 S.

Den Hauptteil dieses ansprechend geschriebenen Buches, das auch in weiteren Kreisen des Publikums manchen Freund zu finden bestimmt ist, bildet die eingehende Besprechung der Abbildungen in jenem, der Verherrlichung Deutschlands gewidmeten großen topographischen Werke, welches als ein wunderbares Zeugnis deutscher idealer Kraft inmitten der verheerenden Greuel des dreißigjährigen Krieges in Frankfurt entstand. Der Verfasser sucht durch einen Vergleich der wichtigsten im Kupferstiche gegebenen Städteansichten mit dem Anblick, den heutzutage diese Städte gewähren, dem Leser ein Bild deutscher Vergangenheit vorzuhalten und damit auf die reiche Quelle von Belehrung und Ergötzung hinzuweisen, die in Merians Werke dem Freunde früherer Zeiten und Sitten geboten sind. Dem Forscher gibt er in dem alphabetisch geordneten Verzeichnis der Abbildungen einen bequemen Wegweiser durch die dreißig Bände. Zugleich aber werden in kurzen Zügen die Lebensschicksale der Männer vorgeführt, welche den Namen Merian zu so hohem Ruhme gebracht haben, vor allem des alten Matthäus, der aus einer Baseler Patrizierfamilie stammend nach einer ersten künstlerischen Thätigkeit in der Schweiz, in Frankreich und in Augsburg sich in Frankfurt a. M. niederließ und hier, als Kupferstecher wie als kaufmännischer Organisator gleich glücklich, den Verlag gründete, aus dem die beiden großen Unternehmungen: die Topographie und das Theatrum Europaeum hervorgehen sollten. Was er begonnen, setzten seine beiden, nicht minder thätigen Söhne Matthäus der jüngere und Kaspar fort, ersterer als Porträt- und

Historienmaler von seiner Zeit hoch gefeiert. Dem jüngeren Matthäus folgte auch auf dem Gebiete der Malerei mit größtem Erfolge sein Sohn Johann Matthäus, der in den Adelstand erhoben wurde. Blüte auch unter ihnen noch der Kunstverlag in unverminderter Weise, so trat in der nächsten Periode der Verfall ein und zwar hauptsächlich infolge der Verschwendung seines Schwiegersohnes, des Architekten und späteren Generals: J. F. Eosander von Goethe, dessen Name dank seiner Intrigen gegen den großen Andreas Schlüter eine keineswegs beneidenswerte Berühmtheit erlangt hat. — Man kann nur wünschen, daß Eckardts Studie den erhofften Erfolg hat, zu einer häufigeren Beschäftigung mit dem großen Werke der Merians allgemein anzuregen. H. T.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Gepa. Ein Roman von Karl Bömers. 2 Bände. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing.) 1887. 342. 288 S. 8°.

Während manche die Zeit der geschichtlichen Romane schon vorüber glaubten, taucht hier noch einmal eine glänzende Leistung dieser Art als Erstlingsgabe eines deutschen Romandichters auf. Wenn sie auch dem Ekkehard Scheffels und Freytags Ahnen an dichterischem Wert nicht gleichkommt, so überragt sie doch den heutigen Durchschnittsroman um ein Bedeutendes. Leider muß ich aber gleich hinzufügen, daß das Werk im ganzen nicht auf der gleichen Höhe steht, wie zahlreiche einzelne Episoden. Sehr mit Unrecht hat der Verfasser ihm den Namen Gepa gegeben. Ebenso gut hätte er es „Jolinka" nennen können, besser aber mit dem Namen des Mannes, dessen Person allein die Einheit des Romans darstellt: Rainald von Wieden. Warum hat er den Frauennamen gewählt? Ich sehe den einzig wahrscheinlichen Grund darin, daß eben der moderne Roman, auch der sogenannte „historische", die leidenschaftliche „Liebe" des Mannes überall zum Hauptmotiv seiner Handlungen, das Weib also zum Mittelpunkte des Geschehens, zur Hauptperson macht. Wie schon angedeutet wurde, ist diese schwere Versehung gegen die Naturwahrheit und gegen die Manneswürde in dem vorliegenden Romane vermieden. Nur der Titel opfert der Göttin „Mode". Wir haben hier einen Mann als Haupthelden, und dieser Mann kennt noch andere Rücksichten und Beweggründe als seine jeweilige Liebe. Diesem negativen Vorzuge steht nur leider nicht ein ebenso gewichtiger positiver zur Seite. Rainald von Wieden handelt abwechselnd nach bloßen Instinkten, die mit der Liebesleidenschaft auf gleicher sittlicher Stufe stehen, und nach dem Rate schlechter oder guter Freunde, selten aber so vernünftig, wie es der Leser wünscht. Noch weniger Sympathie kann uns Gepa abgewinnen, welche nur in der Eifersucht konsequent ist. Jolinka, ihre Nebenbuhlerin, ist ein verworfenes Geschöpf; aber sie scheint auch äußerlich nicht besser, als sie ist, während die säuerliche Frömmigkeit Gepas verdächtig erscheint. Ein Glück, daß „sie sich nicht kriegen"! Es soll freilich eine gerechte Strafe sein. — Von dem „Historischen" in diesem Roman wollen wir schweigen, obgleich der Verfasser an gelehrten Anmerkungen nicht Unerhebliches leistet. Nur um ihres dichterischen Wertes willen läßt man sich die großen Gestalten der Geschichte in Romanen gefallen, nicht um ihrer Porträt-Aehnlichkeit willen, an die niemand glaubt. Und die geschichtlichen Ereignisse interessieren im Romane nur, insofern die Helden desselben daran teilnehmen oder davon betroffen werden. Den „kulturgeschichtlichen Hintergrund" hat Bömers vortrefflich „gemalt"; aber diese Leistung ist ein Kunststück, keine „Kunst". Etwas weniger Sonnenschein über dem Ganzen, hie und da eine Kontrastwirkung würde dem Bilde nicht geschadet haben. Hoffentlich verzichtet der Verfasser in seinem nächsten Werke darauf, zugleich mit seiner Kunst auch seine Gelehrsamkeit zur Geltung zu bringen; für einen Roman aus der Gegenwart (1740—1887) wären wir ihm sehr dankbar. Th. M.

— Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. (Berlin, Wilhelm Hertz.) 1886. 451 S. 6 M., geb. 7 M.

Diese neueste Dichtung Kellers hat den großen Vorzug vor den früheren, daß das phantastische Element, welches der Verf. mit der alltäglichen Wirklichkeit in Verbindung zu bringen pflegt, auf ein Minimum nebensächlicher Art beschränkt ist. Ich meine damit die sonderbaren theologischen Gedanken des Abenteurers und Gauners Wohlwend. Ohne daß man bei diesem ein gewisses Maß geistigen Gestörtseins annimmt, ist es nicht möglich, jene Gedanken dem nüchternen, republikanischen Kopfe eines Schweizers entsteigen zu lassen. Der Roman „Martin Salander" ist ein richtiger Schweizer Roman, insofern die politische Auffassung, das Sichbeteiligen am politischen Leben eines Schweizer Kantons einen wesentlichen Bestandteil des Werkes ausmacht. Uns Deutschen weiß aber der Verfasser diesen uns wenig anmutenden Teil seiner Dichtung darum genießbar zu machen, weil er alles Politische mit seiner Ironie behandelt.

Die in „Martin Salander" auftretenden Personen sind ohne Ausnahme dem wirklichen Leben entnommen und mit gesunder Realistik gezeichnet. Darum ist auch der Gang des Romans durchaus nicht so, wie liebesbedürftige Herzen ihn wünschen, um so genießbarer ist er aber deshalb für Leser von nicht mehr ganz jugendlichem Lebensalter. Die beiden Töchter Salanders heiraten wider Willen der Eltern Zwillingsbrüder, welche als ganz ordinäre Betrüger mit mehrjährigem Zuchthaus bestraft und von den vernachlässigten Gattinnen geschieden werden. Nebenher ist der sonst so respektable Martin Salander thöricht genug, einer albernen Liebelei, wenigstens in Gedanken, nachzuhängen. Der Geistliche, welcher den Roman verunziert, ist ein dem Dichter trefflich gelungenes Exemplar eines protestantisch-säkularisierten, religiös-dürftigen, politisch-gesättigten Predigers. Dieser entsetzliche Pfarrer vertritt mit nur allzu viel Wahrheit die große Entkirchlichung der protestantischen deutschen Schweiz. —

Auch dieser Dichtung Kellers eignet ein Stil, der von Anfang bis Ende die sorgfältige Hand des Künstlers verrät, die sich Zeit dazu nimmt, das Kleine wie das Große mit liebevoller Umsicht

so zu zeichnen und zu malen, wie es dem Gesamtbilde angemessen ist. O. K.

9. Verschiedenes.

— Sphinx. Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage. Herausgegeben von Hübbe-Schleiden, Dr. j. u. (Leipzig, Th. Grieben.) Halbjährlich 5 M.

Die genannte Zeitschrift ist uns zugegangen mit folgendem Begleitschreiben: „Hochgeehrter Herr! Mit beifolgendem Hefte der „Sphinx" gestatten wir uns Sie auf die hervorragende Stellung aufmerksam zu machen, welche neuerdings der Hypnotismus in der medizinischen Praxis und weiter im sozialen Leben Frankreichs sich erworben hat. Wie die „Revue de l'Hypnotisme" in Paris, so vertritt in Deutschland die „Sphinx" speziell diese Richtung. Sie finden in dem vorliegenden Hefte eine kurze übersichtliche Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiete, welche hauptsächlich der französischen Litteratur angehören. In unsern früheren Heften brachten wir u. a. im Novemberhefte 1886: Von Dr. med. Aug. Voisin, Arzt an der Salpêtrière in Paris, „Irrenheilung durch hypnotische Suggestion"; im Dezemberheft 1886: Von Dr. med. Paul Ladame, Privatdozent an der Universität Genf, „Hypnotismus und Rechtspflege"; im Januarheft 1887: Von Dr. med. Edgar Bérillon, Herausgeber der „Revue de l'Hypnotisme", „Hypnotismus und Erziehung" und im Februarhefte 1887: Von Dr. med. Hipp. Bernheim, Professor der medizin. Fakultät zu Nancy, „Die hypnotische Suggestion im Hinblick auf die Pädagogik betrachtet", — sowie in demselben Hefte u. a. einen Artikel von Professor Dr. Bastian, dem Direktor des königl. Museums für Völkerkunde in Berlin, welcher das Verhältnis der Ethnologie zu dieser Bewegung darzustellen versucht. — Wir bemerken, daß die „Sphinx" als solche nicht „spiritistisch" ist, wie oft vermutet wird, daß wir aber jeder urteilslosen Deutung jener ungewöhnlichen Vorgänge des Seelenlebens entgegenzutreten, auch Betrug und Täuschung nach Kräften aufzudecken bemüht sind, und vor allem eine wissenschaftliche und philosophische Behandlung der exakt festzustellenden Thatsachen erstreben."

Wir brauchen unsererseits nicht zu betonen, daß wir mit der Grundanschauung der Zeitschrift, die „übersinnlich" sein will, „auf monistischer Grundlage", nicht übereinstimmen. Im übrigen kann nur anerkannt werden, daß dieselbe viele interessante Beiträge in ihren ersten Heften enthält, wenn auch die Sorge vielleicht nicht ganz unberechtigt sein mag, daß das Thema sich bald erschöpfen und das immerhin beschränkte Gebiet nicht dauernd den Stoff für eine Zeitschrift hergeben wird. — Die Ausstattung ist tadellos. D. v. O.

— Pfarrfrauen. Pastorentöchter. Alte Jungfern. Von A. Mertz. (Heft 86 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens".) (Heilbronn, Henninger.) 47 S. 1 M.

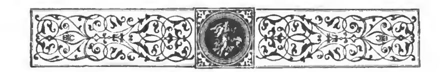
Eine ganz vortreffliche kleine Broschüre. Die Redensart: „sollte in keinem Pfarrhause fehlen" wird oft gemacht, wo sie nicht paßt. Hier paßt sie. Zu der Schrift des Generalsuperintendenten Braun über „die Bekehrung der Pastoren" findet sich hier ein würdiges Gegenstück für den weiblichen Teil der Pfarrhäuser. D. v. O.

— Fünfzig Jahre Goßnerscher Mission. Eine Festschrift. (Berlin, Buchhandlung der Goßnerschen Mission.) 1886. 86 S.

Der Inhalt dieser von viel menschlicher Schwachheit und reichem Gottessegen zeugenden Schrift macht durchaus den Eindruck strenger objektiver Wahrheit und Zuverlässigkeit. Im ganzen hat sich in der Goßnerischen Mission als Erfahrung herausgestellt, daß der Gründer seinen Missionaren zu wenig Regierer, und daß das Auflehnen der sich auf die evangelische Freiheit stützenden Missionare gegen die Autorität der über ihnen stehenden Ordnung nichts anderes als Rebellion gewesen ist. Nachdem in den ersten Jahrzehnten mancherlei Erfahrungen in fast allen Weltteilen gesammelt worden sind, hat sich jetzt die stabile Thätigkeit auf die blühende Ganges- und Kolsmission konzentriert. Sonst pflegt es zu heißen: in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf. Innerhalb der Thätigkeit der Heidenboten muß man sagen: in Geldsachen fängt die Herrschaft des Teufels an. Protestantische Zersplitterung und protestantische Disziplinlosigkeit haben in die Goßnersche Mission ihre starken Schlagschatten geworfen. Kein Wunder, daß bei der Spaltung dieser Mission in Indien die anglikanische Kirche und die papistische Kirche sich in den Raub geteilt haben, während die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ihre Hände rein gehalten hat von dem Versuche, aus dem Unglück der Brüder Vorteil für sich zu suchen. Bei den Jesuiten freilich gilt die Moral: Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier. Gott der Herr wolle uns in Gnaden diese Gesellschaft vom Leibe halten! O. K.



Gustav Werner.



Vater Werner.

Gustav Werner schien vermöge seiner natürlichen Veranlagung zu nichts weniger bestimmt, als zu einem Wirken ins Große. Solche, die ihn während seiner Studienzeit im Tübinger „Stift" (1827—32) gekannt haben, schildern ihn als schüchternen, in sich gekehrten Jüngling, der am liebsten zu Hause saß bei seinen Büchern oder mit wenigen gleichgestimmten Freunden in traulichem Gedankenaustausch verkehrte. Auch war seine Begabung durchaus nicht glänzend. Derselbe, welcher später durch das Feuer seiner Predigt Tausende hingerissen hat, wollte anfänglich vor Angst die Kanzel nicht besteigen, wie er denn auch nach Beendigung seines Studiums zu schüchtern war, überhaupt ein Pfarramt anzunehmen; er ging lieber zwei Jahre zurück in die Stille nach Straßburg.

Freilich, ein anderer Grundzug in seinem Wesen tritt schon bei dem Jüngling deutlich hervor: wo er einmal etwas als seine Pflicht erkannt hatte, da gab es für ihn keine weiteren Unterredungen mehr mit seinem empfindsamen Gemüt, da rang er sich durch in dem heldenkühnen Sinn, der aus einem von ihm im achtzehnten Jahr verfaßten Gedicht redet, „Begeisterung für die Jugend" betitelt; es beginnt:

Göttliche Tugend, mit feurigen Blicken
Blick ich zu dir, o Hehre, hinan!

Und merkwürdig: in demselben Jahre, als er erst vor der Pforte des akademischen Studiums stand, überkommt ihn schon eine Ahnung davon, wie sein Leben so ganz anders sich gestalten werde, als das weiche Gemüt es sich gern träumen möchte; er singt an seinem Geburtstage, 12. Mai 1827 (im Seminar Maulbronn):

Höret ihr die wilden Stürme heulen,
Wie sie tobend durch die Räume fliehn,
Sehet ihr die finstern Wolken eilen,
Jagend nach dem kalten Norden ziehn!
Alles bebt! Die festen Mauern wanken,
Die Natur weicht aus den sichern Schranken.

So wird's einst in meinem Leben stürmen,
Ahnungsvoll sagt mir's der bange Geist,
Woge wird sich an die Woge türmen,
Und des Schiffleins schwacher Anker reißt.
Finstre Nacht wird meinen Himmel trüben
Von der Leiden drängenden Getrieben.

Die Stürme kamen, der Liederquell versiegte in der drückenden Hitze der Mannesarbeit. Als einfacher Vikar von Walddorf bei Tübingen (1834—40) tritt er auf den Kampfplatz. Was er schon damals geleistet, dafür nur einen Beleg aus einer Verteidigungsschrift Werners gegenüber der kirchlichen Behörde, November 1839: Sonntag Vormittag 1 oder 2 Predigten, Nachmittag Katechisation, dann Bibelstunde, dann Krankenbesuche, abends 8—9 Versammlung eines engeren Vereins, in dem unter seiner Leitung schwierigere Schriftstellen gelesen und besprochen werden. Montag Vor-

mittag Schulbesuch in Walddorf (als Ortsschulinspektor) und Religionsunterricht. Dienstag wieder Schulbesuch in Walddorf, 11—12 Uhr Betstunde, Nachmittag 2—3½ Schulbesuch und Religionsunterricht im Filial-Rübgarten, 3½—4½ Besuch der Anstalten (Industrie- und Kleinkinderschule, von Werner gegründet) daselbst 4½—6 Bibelstunde, 6—7 Krankenbesuche, 7—8 Missionsstunde. Mittwoch frei, weil „Holztag" für die arme Gemeinde. Donnerstag Vormittag Schulbesuch und Religionsunterricht in Walddorf, Nachmittag 2—8 im Filial Häslach gerade so wie in Rübgarten. Freitag Vormittag Schulbesuch, 11—12 Katechisation. Nachmittag 2—8 im Filial Gniebel wie in Rübgarten. Samstag Nachmittag Konfirmandenunterricht, abends Missionsstunde. — „Von 8—10 abends bin ich," schreibt er, „in meiner Familie" (d. h. bei den von ihm aufgenommenen armen Kindern, welche seine treue Magd, das „Bäsle" genannt, versorgte) „und lese mit meinen Kindern noch ein Kapitel aus der Schrift, 1—2 nachmittags in der Kleinkinderschule." War in der Woche ein Tag, wie der Mittwoch, ganz frei, so ging er nach Stuttgart, um da einen religiösen Vortrag zu halten, war ein halber Tag zur Verfügung, nach Reutlingen. Und bei dieser ungeheuren Anstrengung, welche er seinem von Natur etwas schwächlichen Körper zumutete, fand er noch Zeit, seine Predigten sorgfältig zu schreiben und litterarisch thätig zu sein! Dabei erklärt er selbst in einem Briefe, daß ihn nicht sowohl die vielen Geschäfte drücken, als vielmehr „der Kummer und die Angst, welche mir das Verderben der Menschheit auspreßt; wenn ich eben an die Ewigkeit denke, so erbebt mir mein Herz, daß so viele verloren gehen sollen".

Nachdem er 1840 Walddorf verlassen hatte und mit seinen elf armen Kindern nach Reutlingen übergesiedelt war, wo er blieb bis zu seinem Tode, minderte sich die Last für ihn nicht, im Gegenteil. Was er während seiner Predigtreisen im Schwabenland umher an Strapazen sich auferlegte, ist geradezu unglaublich. Oft hielt er in einem Ort schon morgens um 5 Uhr seine Predigt, ging stundenweit zu Fuß und hielt vielleicht um 9 Uhr den zweiten Vortrag, und so fort vielleicht bis abends 10 Uhr. Bequemlichkeit, Luxus, Rücksicht auf sich selbst waren ihm unbekannt. Ein Prediger der Liebe mit feuriger Zunge, wollte er selbst vorangehen in der Selbstverleugnung bis aufs äußerste. Wie gern hätte er das Niederwalddenkmal besucht; aber obwohl er häufig in Geschäftssachen nach Frankfurt kam, erlaubte er sich doch nie den kleinen Ausflug nach Rüdesheim, erstens, weil er nichts Schönes sehen könne, wenn seine Leute, d. h. seine Mitarbeiter und seine aufgenommenen Kinder nicht dabei seien, zweitens aber, weil es ihm in dieser ernsten Zeit, wo so vielfache Not herrsche, nicht recht vorkomme, für das bloße Vergnügen etwas auszugeben. Er war jedoch bei solchen Grundsätzen nichts weniger als ein Feind jugendlichen Frohsinns oder der Heiterkeit überhaupt. Von seiten eines falschen Pietismus wurde es ihm oft verdacht, daß er am Sonntag Nachmittag mit seiner Jugend einen fröhlichen Gang in die schöne Gebirgswelt um Reutlingen her machte, oder daß am Sonntag Abend, wenn sein ganzes Haus, Alt und Jung, sich zur „Abendunterhaltung" vereinigt hatte, manches heitere Lied ertönte und alles von Herzen fröhlich war.

Derselbe Mann, der gegen sich unerbittlich strenge war, hatte das mildeste Herz gegen jedermann. Nichts fiel ihm schwerer, als einen Verweis geben müssen, nichts war für ihn härter, als wenn er einen Burschen, mit welchem man überlang Geduld gehabt hatte, fortschicken mußte. Das Geheimnis seiner Erziehungsweise war: Lasset in das Herz des Waisenkindes, das vielleicht draußen umhergestoßen war, lasset in das Gemüt des Burschen, der als „Schlingel" mit bitteren Worten aus der Heimat geschickt worden war, lasset da recht innig die Sonne der Vater- und Mutterliebe scheinen, vielleicht wird der harte Boden weich, und dann kann der Samen des Wortes eindringen und gedeihen. Wenn er diesen Grundsatz selbst zur Durchführung brachte, allen anderen ein leuchtendes Vorbild, war es ein Wunder, wenn man seit mehr als vierzig Jahren keinen anderen Titel mehr für ihn hatte als „Vater Werner"?

Mit diesem Wort ist zugleich der Grundcharakter seiner ganzen Anstaltsthätigkeit ausgesprochen: dieselbe war durchaus patriarchalisch. So viele Geschäfte täglich seiner warteten, er ließ es sich doch nicht nehmen, jeden Vormittag 9 Uhr und jeden Nachmittag 4 Uhr seinen Kindern selbst ihr Stück Brot zu schneiden und auszuteilen. Alles Gesetzliche, stramm Organisierte war ihm fremd; vielleicht kam darin zugleich etwas von seinem echt schwäbischen Naturell zum Ausdruck. Von Fall zu Fall entschied er mit väterlicher Liebe und Einsicht, und sein ganzes Werk bekam infolgedessen etwas von einem Naturprodukt; man bekommt bei der Geschichte desselben den Eindruck: Werner hat das alles eigentlich nicht geplant und gemacht, sondern er hat es wachsen lassen, wie es ein Höherer wollte, und weil er diesem nicht widerstrebte, deswegen wurde seine Sache groß. Wahrlich ein weiter Weg von der kleinen Kinderschule in Walddorf 1837 bis zu dem Anstaltskomplex des Jahres 1887; drei große Fabriken, mehrere große Ackerbaukolonien, mehrere Rettungshäuser mit zusammen gegen 200 Kindern, eine Beschäftigungsanstalt für Schwachsinnige u. dergl.! Was wir von jener Art des Fortschreitens vom Kleinen zum Großen gesagt haben, trifft ganz besonders zu bei seinem kühnsten Schritt, dem Eintreten in die Reihen der Großindustriellen mit dem Jahre 1850. Mit dem sicheren Blick der Liebe sah er deutlich, daß die große Frage der Zeit auf dem Gebiet der Großindustrie ihren Schwerpunkt finden, und daß hier der Kampf ausgefochten werden müsse; aber er kannte auch die Schwierigkeiten und seine eigene Schwachheit, darum that er nichts, bis er überzeugt war: Gott ruft mich. Er kauft eine Fabrik, er möchte den Beweis liefern, daß „Fabriken, ebenso wie sie vielfach Pflanzschulen für das sittliche Verderben sind, es ebenso gut für edlere Gesittung und christliche Bruderliebe werden können“, wenn die Angestellten vor allem, dann auch die einzelnen Arbeiter mehr und mehr vom Geist christlicher Liebe und Gerechtigkeit sich durchdringen lassen. An dieses Ziel setzte er sein Leben; die Fahne, welche er ergriffen, ließ er nicht mehr los, wie sein Oheim, auch ein Werner, den man tot auf dem Schlachtfelde fand, die Fahne, die er trug, an seiner Brust versteckt. Werner hat selbst gestanden, daß er gerade auf dem für ihn wichtigsten Gebiet der Großindustrie am wenigsten erreicht habe; er hat ja freilich im Lehrlingswesen Vorbildliches geschaffen, ebenso mit dem Grundsatz, daß der Reingewinn seiner Fabriken ausschließlich zum Wohl der Armen verwendet werden solle, er hat auch sonst einige Einrichtungen im Sinne echt christlicher Liebe getroffen; aber die Hauptsache, die Arbeiterwelt mit dem rechten Geist durchdringen, war eine Aufgabe, deren Lösung er nicht erleben durfte. In der Hauptsache hat er aber doch recht gesehen. Nicht seinen christlichen Kommunismus, welcher vielmehr auf den engeren Kreis seiner „Hausgenossen“, d. h. der familienartig zusammenlebenden Mitarbeiter in seinem Rettungswerk, eingeschränkt blieb, wohl aber den Grundgedanken christlicher Bruderliebe hoffte er gerade auf dem Gebiete zur Herrschaft zu bringen, von welchem sich die christliche Welt zum Teil scheu zurückzieht, als hätte hier endgültig der Teufel seinen Sitz aufgeschlagen. Vielleicht stehen am Schlusse dieser Zeilen nicht unpassend die Worte, welche Werner schon ums Jahr 1855 geschrieben hat: „Möchten doch die ernsten Männer, welche noch ein Herz haben für das Wohl des Vaterlandes und der ganzen Menschheit, endlich die einzig richtige Lösung unserer großen Zeitaufgabe erkennen, welche nur durch die christliche Verbrüderung erreicht wird. An uns, die wir über die Bildung einer solchen Gemeinschaft genügend belehrt sind, liegt es am nächsten, mit neuem Eifer und Mut an unserem großen, welterlösenden Werk zu arbeiten, daß unsere Gemeinde auf die Höhe komme, die sie notwendig erreichen muß, damit sie ein Salz der Erde und Licht der Welt sei und den Völkern zeigen könne, woher allein die Hilfe kommt. Ja, unser Christentum muß ein praktisches werden; die Welt will heutzutage etwas Reelles, sie will das Beispiel. Wir, meine ich, könnten die große Frage lösen.“

Dr. P. Wurster-Tübingen.



Erinnerungen aus dem Zollparlament.

1868/70.

Von

Ernst August Freiherr von Göler.

Eine merkwürdige, in politischer und staatsrechtlicher Beziehung eigentümliche Zeit bildete für unser deutsches Vaterland jene kurze Uebergangsperiode, welche sich von der Schlacht von Königgrätz bis zur Kaiserproklamation in Versailles erstreckt. Kaum ein anderer Zeitabschnitt unserer Geschichte trägt in diesem Grade den Charakter des Unfertigen, der ungelösten, sich vielfach widersprechenden Probleme. Jene Jahre von 1866 bis 1871 bereiteten den Patrioten manche Schmerzen, verursachten unseren Staatsrechtslehrern auf dem Katheder und auf der Rednerbühne viel Kopfzerbrechen, boten den Politikern und Zeitungsschreibern reichen Stoff zu den kühnsten Vorschlägen und zu den heftigsten Angriffen. Es war eine Warte- und eine Werbezeit; es war eine Werbezeit zwischen Nord- und Süddeutschland, voll gegenseitiger Anziehung und schroffer Abstoßung, voll verschämter Liebeserklärungen und verletzender Vorwürfe.

In der schnelllebigen Gegenwart, in welcher während des Verlaufes eines Vierteljahrhunderts mehr europäische Staaten sanken und neu entstanden als sonst in dem Vierfachen der Zeit, hat man jene Epoche, die ich der Kürze wegen die Zeit des Zollparlaments nenne, nahezu vergessen. In der Perspektive der Jahre schrumpft sie mehr und mehr zusammen, und für das künftige Geschlecht scheint sich an Königgrätz die Kaiserproklamation fast unmittelbar anzuschließen und scheinen alle Fragen und Hoffnungen der dazwischen liegenden Jahre nie bestanden zu haben. Für den Mann aber, welcher damals mit gesorgt, mit gerungen und mit gekämpft hat, bleibt jene hochwogende Periode unvergeßlich, und der Geschichtschreiber, der Staatsrechtslehrer, der praktische Politiker wird immer wieder mit Interesse in der Geschichte derselben blättern und die alte Lehre bestätigt finden, daß in der Politik die Praxis über die Theorie geht. Vielleicht wird auch mancher Leser der konservativen Monatsschrift durch die folgenden Blätter die Erinnerung an jene Zeit gern auffrischen und mit uns sich aufs neue erfreuen an der wunderbaren Lösung, welche die verwickelten Fragen jener Jahre auf den Schlachtfeldern in Frankreich gefunden haben.

Die Schlacht von Königgrätz war geschlagen; die Nikolsburger Präliminarfriedensverträge waren abgeschlossen und das große Fazit für unsere nationale Politik bestand in der Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland. Der Dualismus war aufgehoben; das neue Deutschland hatte anstatt der bisherigen zwei Brennpunkte nunmehr nur noch

einen Mittelpunkt in Berlin. Insofern war die deutsche Frage im Sinne der sogenannten klein-deutschen Partei, im Sinne des Nationalvereins gelöst; aber dennoch fühlten die Mitglieder desselben sich nicht befriedigt, denn die Lösung der Frage war nicht allein nicht nach ihren Rezepten, sondern schnurstracks gegen dieselben durch den verhaßten Junker Bismarck erfolgt. Ein zweites Hauptfazit bestand in dem einstweiligen Ausschluß der süddeutschen Staaten aus dem nördlich des Mains neu erstehenden Bundesstaat unter Preußens Hegemonie. Preußen als die nunmehr einzige Sonne am deutschen Sternenhimmel hatte einige Planeten gänzlich in sich verschlungen, andere umkreisten es als abhängige Satelliten; die süddeutschen Staaten waren zurückgestoßen, um als Kometen im weiten Weltraume ihre eigenen Bahnen zu wandeln, bis das Schicksal sie entweder in die Sonne hineinfliegen ließe, oder sie ein eigenes Sonnensystemchen für sich bildeten, oder sie sich zu ordentlichen Planeten irgend eines Sonnensystems umgestalteten. Es war dies ein Zustand, für die Konsolidierung des norddeutschen Bundes durchaus erforderlich, für die Südstaaten höchst unbehaglich, für den deutschen Patrioten schmerzlich. Für Preußen waren diese Verhältnisse erforderlich, weil es in seinem eigenen Hause und noch mehr im norddeutschen Bunde mit genug widerstrebenden Elementen zu ringen hatte, und deshalb dieselben noch durch die süddeutschen Großdeutschen, Ultramontanen, Legitimisten, Demokraten u. s. f. zu vermehren nicht wünschen konnte. Hannover, Kurhessen, Nassau, Schleswig-Holstein mit sich zu amalgamieren, war schon eine Riesenaufgabe, wenn es auch großes Vertrauen in seine staatenbildende Kraft setzen durfte, die sich gegenüber von schwedisch Pommern, der sächsischen Provinz und den Rheinlanden glänzend bewährt hatte. Erschwert wurde aber die Aufgabe durch den kleinen Parteigeist, welcher der Regierung überall trotz ihrer großen, überraschenden Erfolge und trotz der nachträglich eingeholten Indemnität hemmend mit Mißtrauen und Nörgeleien entgegentrat. Noch regte sich in manchem liberalen Herzen die ausgesprochenste Abneigung gegen den gewaltigen Mann, der die neuen Verhältnisse geschaffen, und noch regte sich das Verlangen, einer Regierung, an deren Spitze dieser Mann stand, keinen Groschen zu bewilligen.*) Nirgends trat dieser Parteigeist kleinlicher an den Tag, als in der Behandlung der großen nationalen Frage der Verstärkung der norddeutschen Flotte im Jahre 1869, wobei die national-liberale Partei unter der Führung des gewandten, aber nicht staatsmännischen Lasker sich wohl sehr liberal, aber sehr wenig national erwies. Dieses der Größe der damaligen nationalen Aufgabe wenig entsprechende Verhalten wirkte auch schädlich auf die süddeutschen Patrioten zurück, indem die Liberalen der Welt die Meinung beizubringen suchten, daß liberal gleichbedeutend mit national sei, und daß demgemäß ein Gegner der liberalen Partei auch ein Gegner der nationalen Einigung unter Preußen sein müsse.

Die politische Lage südlich des Mains war möglichst ratlos, möglichst zerfahren und unbehaglich. Zunächst wurden zwar manche kurzsichtige Politiker mit einem gewissen Gefühle des Stolzes, mit der Eitelkeit eines kleinen Gernegroß im Bewußtsein erfüllt, daß ihre Heimat nunmehr nicht mehr ein Glied eines größeren Conglomerats bilde, sondern daß sie in der europäischen Staatenwelt als ein selbständiger Staat erglänze, ähnlich wie früher die italienischen Staaten Sardinien, Toskana, Parma u. s. f. Bald mengte sich aber in diesen Größenwahn die peinliche Frage, wer ihre Selbständigkeit in einer Zeit garantiere, in welcher gleich mächtige und mächtigere Staaten trotz aller Legitimitätslehren dahingesunken waren. Nun tauchten die verschiedensten, zum Teil geradezu abenteuerlichsten Pläne auf. In manchen Köpfen spukten alte Rheinbundsideen, andere hofften auf Oesterreich, andere suchten den Ausgang aus der Verlegenheit in einem süddeutschen Bunde, welcher dem norddeutschen Bunde entsprechen

*) Bluntschli sagt in „Denkwürdiges aus meinem Leben". Bd. III. S. 136: „Die preußischen Liberalen beweisen, wie wenig reif der politische Geist in ihnen ist. Sie halten ihre Opposition gegen Bismarck auch jetzt noch fest."

sollte. Unter allen diesen Plänen wäre wohl der letztere der annehmbarste gewesen, wenn nicht jeder einzelne süddeutsche Staat gegen seinen süddeutschen Nachbarn noch mehr Mißtrauen gefühlt und noch von mehr Uebelwollen gegen denselben erfüllt gewesen wäre, als selbst gegen das vielgehaßte Preußen. Unter diesen Verhältnissen bahnte sich, nachdem einmal die Wogen der Verstimmung über den unglücklichen Sommerfeldzug sich gelegt hatten und die Köpfe wieder die Herrschaft über die Empfindungen einzunehmen begannen, die allein denkbare Politik trotz aller Widersprüche mehr und mehr den Weg, die Politik, einen möglichst engen Anschluß an den norddeutschen Bund anzustreben. Wie bunt aber die Meinungen und Richtungen sich durchkreuzten, davon vermag uns derjenige sich ein Bild zu machen, welcher die Verschiedenheit der einzelnen süddeutschen Staaten in politischer und kirchlicher Hinsicht kennt.

Bayern ist die Heimat des Legitimitätsprinzips und des Ultramontanismus. In keinem andern Lande wacht man gleich eifersüchtig über das Hoheits- und Herrscherrecht des regierenden Fürstenhauses. Daß das alte Geschlecht der Wittelsbacher auf Bayerns Thron regieren müsse, ist daselbst ein natürlich gewordenes Grundgesetz, das nicht nur in den obersten Schichten gehegt wird, sondern durch alle Stände, durch das ganze Volk hindurch Wurzel geschlagen hat. Es ist vielleicht kein Zufall, daß dieses Legitimitätsbewußtsein in dem hochbegabten, phantastischen König Ludwig II. die krankhafte Gestalt der Cäsaromanie angenommen hatte, und daß das Volk gerade deshalb schwärmerisch an seiner Person hing.*) Kein Wunder, daß man unter diesen Umständen mit großem Argwohn nach Berlin blickte und nichts von einer Annäherung an den norddeutschen Bund wissen wollte, die ohne Verzicht auf manches Hoheitsrecht kaum denkbar erschien. Man wollte sich so wenig Preußen, als in früheren Zeiten Oesterreich unterwerfen und hoffte sich eine Selbständigkeit innerhalb der europäischen Staatenfamilie bewahren zu können. Diese Abneigung vor dem durch die Einverleibung von Hannover u. s. f. mächtig gewordenen Preußen wurde nachhaltig, namentlich auch im Volke, gepflegt und genährt durch die katholische Geistlichkeit, die in Bayern einen großen Einfluß besitzt und sich vor der Möglichkeit eines evangelischen Kaiserreichs fürchtete. Sie wurde in dieser Furcht dadurch bestärkt, daß die Liberalen auch in Bayern wie im übrigen Deutschland sich als die ausschließlichen Träger des nationalen Gedankens gebärdeten und gleichzeitig die römische Kirche offen im Kulturkampfe bekriegten, der in Süddeutschland damals bereits mächtig wogte. Nur in der Rheinpfalz und in Franken hatte der National-Liberalismus Boden gefaßt.

Werfen wir nun einen Blick auf Württemberg, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Land die Heimat der Schwaben ist. Wir denken hierbei durchaus nicht in erster Reihe an die sieben Schwaben, sondern an den urwüchsigen, kernigen und eigenartigen schwäbischen Volksstamm, aus welchem unsere tiefsten Denker und unsere idealsten Dichter hervorgegangen sind, an den rein germanischen Volksstamm, in welchem das biblische, evangelische Glaubensleben wie in keinem anderen deutschen Stamme Volkssache geworden ist und den innersten Pulsschlag desselben bildet. Mit einem gewissen Rechte ist der Schwabe stolz auf seine Eigenart, welche, von einem entschieden demokratischen Zuge durchhaucht, sich von der preußischen Strammheit abgestoßen fühlt und ihrerseits abstößt. Das schwäbische Volk hat aber auch nicht vergessen, daß nicht bloß große Dichter und große Denker aus ihm hervorgegangen sind, sondern daß das größte

*) Daß dies Fürstenbewußtsein schon sehr frühe bei dem unglücklichen König stark entwickelt war, beweist folgender Vorfall, der mir von kompetenter Seite s. Z. mitgeteilt wurde. Als bei dem unerwarteten Tode seines Vaters der 18jährige König, in Thränen aufgelöst und vor Schmerz geknickt, vor dem Staatsministerium den Eid auf die Verfassung leisten sollte, machte Minister v. d. Pfordten ihn darauf aufmerksam, daß er nach der bayrischen Verfassung berechtigt sei, bis zu seinem 21. Jahre einen Mitregenten zu wählen, und er schlage ihm hierzu den Prinzen Karl vor. Da warf der junge König seinen Kopf in die Höhe und wies diese Zumutung mit dem kurzen und schroff betonten Worte zurück: „Ich bin König!“

deutsche Kaisergeschlecht, die Hohenstaufen, auch das schwäbische Kaisergeschlecht genannt wird. Diese Erinnerung lebt so mächtig im Volksbewußtsein fort, daß der verstorbene König Wilhelm von Württemberg seine große Popularität unter anderem auch seinem bekannten Worte zu verdanken hatte: „Ich werde mich niemals einem Hohenzollern unterwerfen.“ Man kann die Schwaben nicht leicht besser schildern, als es Bismarck in einem Gespräche gethan hat.*) „Es ist unter den Völkern wie in der Natur, die einen sind männlich, die andern weiblich. Die Germanen sind so sehr männlich, daß sie für sich allein geradezu unregierbar sind. Jeder lebt nach seiner Eigenart. Wenn sie aber zusammengefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich niederwirft, unwiderstehlich ..... Die Westfalen und die Schwaben sind echte Germanen und wenig gemischt, deshalb aber auch so schwer an den Staat zu gewöhnen. Wenn sie aber von einem nationalen Gedanken erfaßt sind und dann wild werden, so schlagen sie Felsen zusammen. In der Regel will aber jedes Dorf und jeder Bauer für sich sein. In den Preußen ist eine starke Mischung von slavischen und germanischen Elementen. Das ist eine Hauptursache ihrer staatlichen Brauchbarkeit.“ Aus dieser schwäbischen Natur folgert auch eine gewisse Schwerfälligkeit Neuerungen gegenüber. Der Schwabe überstürzt sich nicht; man habe nur Geduld mit ihm, er wird schon folgen, freilich häufig erst, wenn die anderen Volksstämme jenen von ihm erst eingenommenen Standpunkt längst hinter sich haben. Kein Land war deshalb nach 1866 so partikularistisch wie Württemberg; es herrschte daselbst eine wahre Preußenfresserei, während in den Nachbarländern eine gewisse Ueberstürzung im nationalen Eifer zu beobachten war. Heute, da in Deutschland der Partikularismus wieder allerwärts, in Berlin nicht am wenigsten in Blüte steht, heute sind die Schwaben schwärmerisch national, nahezu unitarisch, und werfen sich selbst vor lauter Patriotismus weg.

Den schärfsten Gegensatz zu Württemberg bildet Baden, wo das leichtlebigere pfälzer Blut sich geltend macht und wo das soziale und politische Leben rascher und beweglicher dahinrauscht. Es ist das Land des Liberalismus. Man hat Baden auch schon den deutschen Experimentierstaat genannt und zwar mit einem gewissen Recht, wobei nur häufig zu bedauern ist, daß die anderen deutschen Staaten die badischen Experimente nicht genug ausnutzen, indem sie dasjenige, was sich hier nicht bewährt hat, trotzdem nachmachen, und das viele Gute, womit Baden stets voranleuchtet, erst spät als eigene neue Entdeckung bei sich einführen. In der gesamten modernen Gesetzgebung, in der Trennung der Verwaltung von der Justiz, in der Einführung der Verwaltungsgerichte, in der Gewerbefreiheit u. dergl. hat Baden mutig Bahn gebrochen und ging auch in der freieren Stellung der Kirche dem Staate gegenüber als Pionier voraus; denn das, was der „hochkonservative“ Antrag Hammerstein für die evangelische Kirche in Preußen verlangt und was von der dortigen Regierung als eine hyperorthodoxe Forderung mißachtet wird, hat der badische Liberalismus der Kirche der Hauptsache nach längst durch das Kirchengesetz von 1860 zuerkannt. Mit dieser jugendlichen Beweglichkeit hängt es auch zusammen, daß Baden bei den nationalen Bestrebungen stets in den vordersten Reihen mit voller Begeisterung und weitgehendster Opferwilligkeit marschierte, und zwar im Geiste der Gothaer Partei oder des Nationalvereins. Diese preußenfreundliche nationale Politik Badens hat für ganz Deutschland namentlich durch den Umstand Bedeutung gewonnen, daß der Großherzog an der Spitze derselben stand und mit größtem Freimute jederzeit für dieselbe eintrat. So darf man es ihm nie vergessen, daß er bei dem Fürstenkongreß im August 1863 zu Frankfurt von allen deutschen Fürsten allein den österreichischen Reformplänen entgegenzutreten den Mut und die staatsmännische Voraussicht besaß und damit der Sache Preußens einen großen Dienst leistete. Es war dies eine That, die angesichts des damaligen Begeisterungsrausches für das Vorgehen des Kaisers Franz Joseph die vollste Anerkennung verdient.

*) Vergl. Bluntschli, Denkwürdiges III, S. 195.

Alle diese Verhältnisse konnten nicht verhindern, daß bei Ausbruch des deutschen Krieges von 1866 Baden sich mit den Gegnern Preußens verband und seine Armee mit dem damaligen 8. deutschen Armeekorps unter dem Oberbefehle des Prinzen Alexander von Hessen marschieren ließ. Hierzu wurde es durch verschiedene schwerwiegende Umstände gezwungen. Zunächst trug dazu die Abneigung aller Liberalen vor der junkerhaften Politik des bestgehaßten Ministerpräsidenten Bismarck bei, über welchen einer der hervorragendsten Führer der badischen Politik kurz vorher öffentlich erklärte, er sei „die schlimme Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Dazu kam der stark demokratische und partikularistische Geist, von welchem das damalige Ministerium Lamey-Edelsheim durchweht war. Ferner ist nicht zu vergessen, daß zwei Drittel der badischen Bevölkerung katholisch sind und jener Kampf vielfach als ein konfessioneller Krieg aufgefaßt wurde. In manchen Landesteilen trat dies, als die ersten Nachrichten von den Niederlagen der Oesterreicher eintrafen, in bedrohlichster Weise an den Tag. So wurden Kapitalien von katholischen Darleihern protestantischen Schuldnern gekündigt, in den Gemeinden traten Katholiken und Protestanten sich schroff gegenüber, und sogar das schöne Geschlecht beteiligte sich bei dieser Parteistellung, indem katholische Milchweiber sich weigerten, länger in protestantische Haushaltungen Milch zu bringen. Vor allem war es aber die geographische Lage und die wenig nachbarliche Gesinnung der übrigen süddeutschen Staaten, welche Baden jene Stellungnahme gegen Preußen diktierte. Hätte es sich nur neutral erklären wollen, so hätte Oesterreich sofort den Breisgau, Bayern die Pfalz besetzt, und bei einem Siege Oesterreichs wäre Baden im günstigsten Falle auf die Grenzen der alten Markgrafschaft reduziert worden. Die günstigste Aussicht für Baden war unter diesen Konjunkturen ein Besiegtwerden durch Preußen.

Nach den Nikolsburger Friedensverhandlungen atmete Baden und vor allem sein dem preußischen Königshause so nahe verbundenes Fürstenhaus freudig auf. Regierung und Volksvertretung in ihrer großen Mehrheit suchten nahezu mit einer Selbstüberstürzung in den sicheren Hafen des norddeutschen Bundes zu gelangen, was sich bei den Verhandlungen über die Schutz- und Trutzverträge und über den Zollvertrag erwies. Um den Anschluß nach Kräften zu ermöglichen, wurde die badische Armee vollständig nach preußischem Muster formiert und zu diesem Zwecke ein preußischer General zum Kriegsminister und ein preußischer Major zum Generalstabschef ernannt. Als der Großherzog im September den Landtag eröffnete, erklärte er in der Thronrede „den festen Entschluß, der nationalen Einigung mit dem norddeutschen Bunde unausgesetzt nachzustreben und gern die Opfer zu bringen, die mit dem Eintritt in dieselbe unzertrennlich verbunden sind". Jedoch alle Werbungen um Eintritt in den Nordbund wurden von dem wenig sentimentalen Kanzler Grafen Bismarck zurückgewiesen. Er hat dabei weniger den Krieg mit Frankreich geschaut, als er in der unfertigen, gährenden Masse südlich des Mains einen preußenfreundlichen Staat wie Baden gewissermaßen als Ferment oder als Kristallisationspunkt gerne sah.

Am schlimmsten befand sich von den süddeutschen Staaten entschieden *Hessen* unter den neuen Verhältnissen, indem seine nördliche Provinz zum Nordbund gehörte, während seine südlichen Teile selbständig im europäischen Völkermeer dahinsegelten. Hessen glich einer Wespe, die Gefahr läuft, den Hinterteil zu verlieren; es glich einem Manne, dessen Kopf mit einem Halseisen festgeschmiedet ist, und welchen man zwingen will, trotzdem mit seinen Beinen selbständig spazieren zu gehen.

Kein Wunder, daß man bei diesen unfertigen und unbefriedigenden Zuständen Süddeutschlands mit großer Spannung dem Erfolge der *Wahlen zum Zollparlament* entgegensah. War es doch klar, daß man, wenn nicht unvorherzusehende und große Ereignisse einträten, die nationale Einigung nicht mit einem Sprunge erzielen könne; dagegen hoffte man auf Umwegen dieses Ziel zu erreichen, und die Brücke dazu sollte das Zollparlament bilden. Wie schon bisher der Zollverein ganz wesentlich im

Volke das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit gestärkt hatte, so erwartete man, daß auch ferner auf dem Boden dieser realen Bestrebungen der nationale Gedanke gepflegt werden könne, und daß das Zollparlament, in welchem erstmals Volksvertreter aus allen deutschen Gauen zusammentreten sollten, das kräftigste Organ zur Förderung der großen deutschen Frage abgeben werde. Zunächst sollte seine Aufgabe darin bestehen, dem Streben nach der nationalen Einigung Ausdruck zu verleihen, und ferner konnte man hoffen, daß, sei es Schritt für Schritt durch allmähliche Erweiterung der Kompetenz des Zollparlaments, sei es im gegebenen Augenblicke durch einen großen entscheidenden Akt durch die Volksvertretung das längst ersehnte Ziel erreicht werde. Auch Bismarck hoffte auf diesem Wege sein Werk vollenden zu können, indem er gerade auf den nationalen Geist der Volksvertreter mehr bauen zu dürfen glaubte, als auf den der deutschen Fürstenhäuser und ihrer Regierungen; ob die Schutz- und Trutzbündnisse eintretenden Falles ihre Schuldigkeit thun würden, erschien ihm fraglicher als der nationale Erfolg durch das Zollparlament. Unter großer Spannung von ganz Deutschland nahten die Wahlen heran, welche auf den 18. Februar 1868 ausgeschrieben waren.

Bei der Aufstellung der Kandidaten wurde nach ihrer Kenntnis in Zollsachen oder nach ihrer Stellung zur Zollpolitik im großen und im einzelnen so gut wie gar nicht gefragt. So erinnere ich mich, wie ich nach meiner für mich durchaus unerwarteten Wahl mich über volkswirtschaftliche Werke hermachte und Broschüren über Zollfragen verschlang, um nur einigermaßen den Pflichten nachkommen zu können, welche mein neues Amt mir auferlegte. Auch die Stellung zur nationalen Frage war bei diesen Wahlen durchaus nicht allein maßgebend, sondern die bestehenden Parteien, wie sie sich seit Jahren wesentlich auf dem Boden der inneren Politik bekämpften, dürsteten danach, zum erstenmal anstatt auf dem Wege des indirekten und beschränkten Wahlsystems auf dem der allgemeinen und direkten Wahl sich zu messen. Jede Partei wollte sich damit als die wahre Volkspartei erweisen.

In Baden war schon die erste Jugendblüte des Liberalismus dahin, welcher seit acht Jahren das maßgebende Prinzip bei der Regierung und im Landtage bildete. An die Stelle des wahrhaft, des ideal freisinnigen Lamey war als leitender Minister der herrschsüchtige und gewaltthätige Jolly getreten, und in der liberalen Partei übernahm der doktrinäre Kiefer mehr und mehr die Leitung. Wenn in der ersten Zeit der liberalen Aera auf die freie Bewegung der einzelnen im Staate der Nachdruck gelegt wurde, so hieß das Feldgeschrei nunmehr „Omnipotenz des Staates“; wenn man im Anfang eine wahrhaft billige Gebietsteilung zwischen Staat und Kirche anstrebte, so griff ersterer nunmehr wieder tief in die Lebensgebiete der letzteren ein. Dies erleichterte der ultramontanen Partei außerordentlich den Kampf; denn während sie durch das von ihr verlangte Konkordat und durch ihr ganzes aggressives Verhalten seit 17 Jahren sich die Sympathie im Volke vielfach verscherzt hatte, erschien sie jetzt als die ungerecht angegriffene Mutter, für welche einzutreten ihre gläubigen Kinder sich verpflichtet fühlten. Diese Situation wurde von den Führern dieser Partei, vor allem von dem klugen Halbspanier Freiherrn von Uria mit großem Geschick und großer Gewandtheit ausgenutzt. Er war ein Mann, der in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit Windthorst besaß. Auch bei ihm lag die Stärke weniger in seinen Idealen, als in einer gewissen jesuitischen Feinheit, mit welcher er Schwächen der Gegner auszunutzen verstand. Er unterschied sich von seinem berühmteren Gesinnungsgenossen vielleicht hauptsächlich dadurch, daß, während Windthorst in erster Reihe der Welfe war und ist und erst in zweiter Linie der Vasalle Roms, Uria nur römische Politik trieb und alle übrigen Verhältnisse für ihn brauchbare Schachfiguren abgaben. Er war, ohne daß er jemals seine Person im parlamentarischen Kampfe vorgeschoben hätte, von seinem Studierzimmer aus der geistige Kopf der Partei und der Faiseur bei den Wahlen.

Schon seit einer Reihe von Jahren besaßen die kirchlich gesinnten, die positiven Protestanten in der „evangelischen Konferenz“ ein Organ zur Vertretung ihrer An-

schauungsweise und ihrer Interessen. Dieselbe trat mehr hervor und gewann eine größere Bedeutung, als der Seminardirektor Dr. Schenkel, angereizt durch den Ruhm, den der Franzose Renan mit seinem Leben Jesu eingeerntet hatte, sein bekanntes Buch über dasselbe Thema herausgab. Es war wissenschaftlich betrachtet ein recht armseliges Machwerk, es brach in plumpester Weise mit der Kirchenlehre und gewann dadurch eine über seinen innern Wert hinausgehende Bedeutung, daß sein Verfasser der Direktor des evangelischen Theologenseminars der Universität Heidelberg war, das alle evangelischen Theologiestudierenden in Baden besuchen mußten, ferner dadurch, daß dieses unvergohrene Werk mit seinen gelehrt sein sollenden Hypothesen sofort als Volksausgabe durch die liberalen Führer ins Volk geworfen wurde, wo es in den Kreisen der Halb- und Viertelsgebildeten unsäglichen Schaden anstiftete. Von da an besprachen die bibelgläubigen Protestanten regelmäßiger ihre Aufgaben auf kirchlichem und auch auf politischem Gebiete. War doch unzweideutig zu erkennen, daß der Liberalismus gleichzeitig auf staatlichem und kirchlichem Boden vorwärts schritt, daß nicht bloß Rom, sondern in ganz hervorragender Weise auch jene kirchlich strenge, bibelgläubige, jene positive Richtung innerhalb der evangelischen Kirche das Ziel seines Angriffs bildete. Seine Führer standen nicht bloß an der Spitze der politisch liberalen Partei, sondern sie leiteten auch den Protestantenverein, wie Kiefer und vor allem Bluntschli, der als ausgesprochener Freigeist auftrat, während er doch selbst in den mystisch-fatalistischen Netzen der Rohmerschen Theosophie verstrickt war. So wuchs aus kleinen Anfängen unter der Leitung des hochbegabten, politisch angelegten, durch seine Ueberzeugungskraft einflußreichen Oberkirchenrats Dr. Mühlhäußer nach und nach der liberalen Regierung gegenüber eine protestantische Oppositionspartei heran, welche parallel mit der katholischen dem Kulturkampf entgegentrat. Diese protestantische Partei unterschied sich aber schon damals von der katholischen dadurch, daß sie durchaus national, oder wie man damals sagte „preußisch" gesinnt war. In ihrer inneren Politik war anfangs eine gewisse Unklarheit zu finden, indem sie zwischen konservativen und demokratischen Grundsätzen hin- und herschwankte. Wie an jede Oppositionspartei, hatten sich an sie manche heißblütige Widerspruchsgeister angehängt, welche wie die Katholiken der liberalen Bureaukratie gegenüber eine demokratische Volkspartei erstrebten, und abgestoßen und verletzt durch den Polizeistock, welchen der autokratische Minister Jolly schwang, fühlten sich weitherzige Männer wie Mühlhäuser vielfach als die freisinnigeren, als die wahren Vertreter volkstümlicher Einrichtungen. Diese Verhältnisse klärten sich etwas, als auf meinen Antrag im Gegensatze zur national-liberalen Partei der Name „national-konservative Partei" angenommen wurde, und die Parteizeitung die „Warte" als „Organ der national-konservativen Partei" erschien. Damit war eine politische Richtung gegeben, und die kleine, vielgeschmähte Partei in Baden stellte damals das dar, was später die „deutsch-konservative Partei" für das Reich wurde, während die Konservativen Preußens zu jener Zeit noch eine partikularistische Politik verfolgten. Die katholische Partei hat bekanntlich diese Entscheidung für ihre innere Politik niemals getroffen und ist im Zentrum des Reichstages deshalb mehr und mehr in das demokratische Fahrwasser hineingeraten.

Die kleine und junge national-konservative Partei trat schneidig und keck in die Zollparlamentswahlen ein. Sie hat sofort für die Wahlkreise, in welchen sie etwas Boden zu besitzen glaubte, eigene Kandidaten ins Auge gefaßt, nämlich ihren Führer Mühlhäußer für den Wahlbezirk Bretten-Sinsheim, den bekannten Fabrikanten Metz für Heidelberg-Moosbach, und mich für Karlsruhe-Bruchsal, wo die evangelische Landbevölkerung der Hardt sich von alten Zeiten her einen strengen kirchlichen Geist bewahrt hatte.

Damals kam zum erstenmale jene Wahl-Allianz zwischen den Konservativen und den Ultramontanen zustande, welche von liberaler Seite so vielfach bis in die jüngste Zeit als die naturwidrigste Verbindung bezeichnet wurde, welche aber für jeder billig

denkenden Menschen natürlich von selbst durch das Verhalten der Liberalen gegen uns Konservative, welche sie als die Partei der „Mucker, der Junker und Pfaffen“ u. dgl. auf die ungerechteste Weise verfolgten und verdächtigten, damals geboten erscheinen mußte. Seit bereits acht Jahren standen die Konservativen und Ultramontanen zusammen im Kampfe gegen die Liberalen in der inneren Politik. Ein Versuch zum Zwecke der Zollparlamentswahlen eine andere Parteigruppierung, eine Allianz mit den Liberalen gegen die Ultramontanen eintreten zu lassen, wäre durchaus erfolglos geblieben, weil er im Volke nicht verstanden worden wäre. Ein solcher Versuch hätte sich als eine politische Don Quichoterie erwiesen, indem uns Konservativen von liberaler Seite doch keine Kandidatur zugestanden worden wäre, während uns als junger Partei viel daran liegen mußte, bei dieser Wahl mit eigenen Kandidaten auftreten zu können, wenn auch niemand sich träumen ließ, daß einer derselben durchdringen würde. Diese Allianz mit den Ultramontanen erschien aber auch gerade für ein Zollparlament durchaus nichts Ungeheuerliches zu besitzen, weil damals schon die Liberalen den Freihandel auf ihre Fahne geschrieben hatten, der in der ultramontanen und in der konservativen Presse Süddeutschlands (im Norden war es anders) bekämpft wurde. Endlich wußten wir Konservativen recht wohl, daß mit der Erwählung eines Mannes aus unserer Mitte die nationale Sache nichts weniger als geschädigt würde; denn wir fühlten uns trotz aller gegenteiligen Behauptungen mindestens ebensogut national gesinnt, als die Liberalen; nur besaßen wir wenig Vertrauen in das Programm, nach welchem die Herren Lasker, Kiefer und Bluntschli die deutsche Einheit zusammenschweißen wollten. Die Erfahrung hat auch reichlich bestätigt, daß die konservativen Abgeordneten aus Baden im Zollparlament wie im Reichstag jederzeit auch im entschiedensten Widerspruche mit den Ultramontanen und zwar auch in Lagen, in welchen die Liberalen Bismarck im Stiche ließen, kräftig und unzweideutig für den nationalen Gedanken eingetreten sind.

Die Wahlagitation war eine äußerst schlichte, man möchte sie sogar nach heutigen Gebräuchen als naiv bezeichnen, und es beschleicht einen eine gewisse Wehmut, wenn man jenen ersten allgemeinen und direkten Wahlkampf mit den später üblich gewordenen Verhetzungen, Verdächtigungen, Ehrabschneidereien auf Versammlungen, in der Presse und in den Flugblättern vergleicht. Damals wären Gemeinheiten, wie sie bei späteren Wahlen als selbstverständlich hingenommen wurden, undenkbar gewesen. Wie sich diese direkten Wahlen ausgewachsen haben, muß man ja eine Reichstagswahl für eines der größten moralischen Uebel erklären, von denen unser Volk heimgesucht werden kann. Damals verlief alles äußerst schlicht. Mit Ausnahme einiger liberaler Kandidaten, wie z. B. Bluntschli, dachte niemand an Wahlversammlungen. Man beschränkte die Agitation auf Beeinflussungen durch Vertrauensmänner und durch Artikel in den Parteiorganen. Ich selbst verhandelte zwei- oder dreimal mit den ultramontanen Herren von Uria und Dahnen. Einen schärferen Zug brachte allein der Druck hinein, welchen der Staatsminister Jolly auf die Beamten und niederen Angestellten, wie auf das Kanzleipersonal u. dgl. ausübte. Dieses Vorgehen Jollys besaß um so größere Bedeutung, als er damals vorübergehend auch Kriegsminister war und das Militär noch nicht von der Wahl ausgeschlossen war. Er ließ am Vorabend der Wahl in den Kasernen Wahlzettel verbreiten und den strengsten Befehl erteilen, daß kein wahlberechtigter Soldat einem Kandidaten der Opposition seine Stimme erteilen dürfte. Dieses Vorgehen des zivilen Kriegsministers erregte in den Offizierskreisen große Verstimmung. Einige Offiziere gaben, weil sie nicht für mich stimmen durften, Stimmzettel auf Namen extremer Oppositionsmänner ab; die katholischen Unteroffiziere folgten aber vielfach mehr ihren Geistlichen als dem Kriegsminister im schwarzen Frack.

Mein Gegenkandidat war der allgemein hochgeachtete und in allen Kreisen bekannte Bankier Kölle, Abgeordneter der zweiten Kammer. Er war keine politische Natur und zählte zu jenen gemäßigt denkenden Männern, welche am liebsten sich zur Regierung halten. Da er auch mein Bankier war, sprach ich ihn damals oft, und unsere

Gegenkandidatur vermochte unser persönliches Verhältnis nicht zu stören. Er meinte scherzend, daß es gänzlich gleichgültig sei, ob er oder ich gewählt werde, wir würden ja gleich stimmen, und sein Geld würde so wie so nach Berlin wandern, in einem Fall würde er es daselbst verzehren, im andern ich. Die Wahl war vorüber, aber der Erfolg derselben noch nicht bekannt, als der Landtag geschlossen und in hergebrachter Weise die Mitglieder beider Kammern zum Diner ins großherzogliche Schloß geladen waren. Da gratulierte mir der Stadtdirektor Freiherr v. Neubronn, welcher Wahlkommissar war, zu meiner Erwählung. Ich hatte mit 6336 Stimmen gesiegt. Je weniger ich dieses erwartet hatte, desto größer war meine Ueberraschung, und als junger Mann freute ich mich herzlich darüber. Bei der Tafel saß mein Gegner Kölle mir gegenüber und trank mir als dem Sieger aufs freundlichste zu. Wie schwach im ganzen das Interesse und die Beteiligung des Volkes war, geht daraus hervor, daß in meinem Wahlbezirk, in welchem die Residenz lag, im ganzen nur 12,627 Stimmen abgegeben wurden.

So war ich, der pietistisch-konservative Junker, der Abgeordnete der liberalen Residenz. Es war eine bittere Pille für die liberale Bourgeoisie, und mancher vermochte sie mir gegenüber nicht hinunterzuschlucken. Der Ausfall der Wahlen in Baden bedeutete für den Liberalismus eine Niederlage. Wohl waren von den vierzehn Abgeordneten, welche Baden zu stellen hatte, acht, mithin über die Hälfte, liberal; aber man hatte allgemein ein ganz anderes Resultat erwartet; man rechnete, daß zwei, höchstens drei nichtliberale Kandidaten durchdringen würden. Man suchte sich in der Presse damit zu trösten, daß ich national gesinnt sei, und daß somit eigentlich nur fünf Gegner durchgedrungen seien.

Dieser Mißerfolg wurde in der liberalen Partei um so tiefer empfunden, als ihre Parteiführer auch von obenher kürzlich ein Mißtrauensvotum bei der Neubildung des Ministeriums nach dem Tode des Ministers Matthy erfahren hatten. Jolly hatte bei der Bildung seines Ministeriums alle liberalen Führer übersprungen, so insbesondere Lamey und Bluntschli, und nur Männer berufen, auf deren Gefügigkeit er glaubte rechnen zu dürfen.

Ueberhaupt waren die Zollparlamentswahlen in Süddeutschland nicht so günstig für die nationale Sache ausgefallen, als ungeduldige liberale Politiker erwartet hatten. Waren doch noch nicht einmal zwei Jahre vergangen, daß sich Süddeutschland und Preußen mit den Waffen in der Hand gegenüber gestanden hatten, manche Thräne über erlittene Verluste war noch nicht getrocknet und mancher stille Grimm kochte noch in süddeutschen Herzen fort. Man zeigte damals die gleiche unpolitische Ungeduld, welche jetzt Elsaß gegenüber spielt. Im politischen Leben muß man warten können. Da gelten 10, 20, 30 Jahre wenig, und manche Männer, welche zu einer Rolle berufen zu sein scheinen, sinken in das Grab, und erst nach ihnen sprießt die Saat oft in überraschender Fülle auf. Diese große Kunst des Wartens auf den erforderlichen Augenblick zeigten die Liberalen niemals, am wenigsten der sogenannte Nationalverein. Der Liberalismus ist trotz seiner vielfachen großen Verdienste zu doktrinär und glaubt alles ohne Rücksicht auf Zeitverhältnisse und Zeitströmungen durch schöne Reden, Resolutionen und Gesetze machen zu können. Dieser staatsmännische Mangel zeigte sich bald nach Zusammentritt des Zollparlaments. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Noch eine überraschende Thatsache war bei diesen allgemeinen und direkten Wahlen zum Zollparlament und später zum Reichstag noch in erhöhtem Maße an den Tag getreten. Man hatte sich in Baden seit lange an die Ansicht gewöhnt, daß der grundbesitzende Adel für das politische Leben gar keine Bedeutung mehr besitze. Zwar hatte er acht Sitze in der ersten Kammer inne, im übrigen galt er aber als ein hors d'oeuvre, als eine geborstene Säule, die über Nacht gänzlich von der Bildfläche verschwinden könnte; war doch ein dahin zielender Antrag bereits von Bluntschli in der ersten Kammer gestellt worden. Und nun gewannen diese Junker bei den ersten Wahlen ein nie geahntes und für möglich gehaltenes Gewicht. Es zeigte sich, daß sie in der breiten Masse des Volkes, namentlich unter den Bauern, mindestens so viel Ansehen

und Vertrauen genossen, als liberale Universitätsprofessoren. Unter den 14 erwählten Abgeordneten befanden sich nicht weniger als drei Junker, von welchen jeder einer andern Richtung angehörte: Roggenbach war liberal, Stotzingen ultramontan und ich konservativ. Damit war auch am schlagendsten die Unbilligkeit erwiesen, die Glieder des grundbesitzenden Adels alle in einen politischen Topf hinein werfen zu wollen, wie es von unseren Liberalen geschah und geschieht.

Zwischen der Wahl und dem Zusammentritt des Zollparlaments suchten die Industriellen, namentlich die Spinnereibesitzer, durch Versammlungen, zu welchen eingeladen wurde, für ihre Interessen zu wirken. Ich versäumte keine derartige Gelegenheit mich zu belehren, hütete mich aber wohl meine Ansichten dabei zu äußern, indem ich erklärte, mich in keiner Weise binden zu können. Nur einmal ergriff ich bei einer solchen Gelegenheit das Wort, indem ich ausführte, daß ich es für meine Pflicht erachtete, für die Interessen der nationalen Arbeit einzutreten, und insbesondere für die meiner engeren Heimat; ich würde jede in dieser Beziehung an mich herantretende Frage praktisch und nicht doktrinär zu lösen suchen. Ich hatte nämlich die Beobachtung gemacht, daß die versammelten Industriellen alle entschiedene Freihändler zu sein erklärten, aber jeder für seine Branche einen Schutz für nötig und geboten erachtete; galt es doch damals nahezu für eine Schande, nicht dem Freihandelsprinzip zu huldigen. Wer als gebildet gelten wollte, mußte diesem System anhangen, weil auf unseren nationalökonomischen Lehrstühlen dasselbe als das einzig richtige verkündigt wurde und das deutsche Volk sich damals mehr als je vor der doktrinären Weisheit der Professoren beugte. Ich selbst wandte alle Mühe an, um die Wahrheit dieser Lehre zu erfassen; je mehr ich aber über dieselbe studierte, desto fraglicher erschien sie mir, und aus diesem Gefühl hervor erwuchs jene kurze Rede, die ich in der Mitte der hohen Industrie hielt, und die gerade infolge ihres schutzzöllnerischen Geistes beifällig aufgenommen wurde.

Das Zollparlament wurde auf den 27. April zusammenberufen. Die betreffende Verordnung hatte in ihrer Einleitung folgende Fassung:

> „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. verordnen, auf Grund der nach dem Vertrage zwischen dem Norddeutschen Bunde, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen vom 8. Juli 1867, Uns zustehenden Präsidial-Befugnis, was folgt — — —"

Erinnerte das Wort Präsidial-Befugnis stark an den heimgegangenen Bundestag, so mahnte die Berufung auf den Vertrag daran, daß wir es noch nicht mit einer bleibenden Verfassung, sondern mit einem kündbaren, im Jahre 1877 ablaufenden Vertragsverhältnis zu thun hatten. Die einen verschanzten ihre partikularistischen Bestrebungen dahinter; die anderen suchten die Quadratur des Kreises, um aus dem Vertrage eine Verfassung zuwege zu bringen; der Mann aber, der den Nordbund mit Blut und Eisen zusammen geschmiedet hatte, er sah ruhig der Zukunft entgegen: denn im schlimmsten Fall konnte Preußen oder vielmehr der Nordbund bei der im Jahre 1877 nötig werdenden Erneuerung des Zollvertrags einen ganz beträchtlichen Druck auf die Staaten südlich der Mainlinie ausüben. Es war mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß bis dahin die handelspolitische Einheit Deutschlands sich so tief im Volksbewußtsein als eine Notwendigkeit eingewurzelt haben würde, daß an eine Zerreißung dieses Bundes nicht einmal schwäbische Demokraten oder ultramontane Bayern mehr denken würden. Die Lage war aber auch schon deshalb keine so schlimme und zerrissene, weil durch den fest geschlossenen norddeutschen Bund und die Schutz- und Trutzbündnisse mit den Südstaaten Deutschland unter dem einen Schirmherrn und obersten Feldherrn geeinigter und kräftiger dastand als je zuvor. Die Ungeduld der Nationalliberalen, das Einigungswerk zu vollenden, entsprang auch wohl weniger dieser gegebenen Lage, als dem unbefriedigenden Gefühle, daß das Werk, das zustande gekommen war, ohne ihre Mithilfe, ja im Widerspruch zu ihrer Politik fertig geworden war, und dem Wunsche, nun ihrerseits ihm die Krone aufzusetzen. Sie folgten dem

Rufe nach Norden mit dem entschlossenen Willen, die große Frage der gänzlichen Einigung ihrer Lösung entgegenzuführen. Das Ziel war erhaben, der Wille war edel; aber die Wege, welche sie einschlugen, waren, wie wir schon wissen, mehr dazu angethan, in der Presse zu glänzen, als Staatsmännern zu imponieren.

Ich selbst verließ, von Frau und Kind auf den Bahnhof begleitet, Karlsruhe am 23. April, und da es damals für die Volksboten noch keine Eisenbahnfreikarten gab, hübsch bescheiden wie gewöhnlich in der II. Klasse. Erst mit Zustandekommen des deutschen Kaiserreichs lernten die Reichsboten, die Freikarte in der Tasche, wie die Fürsten auf den Samtsitzen der I. Klasse sich in ihrer vollen politischen Bedeutung fühlen. Dagegen genoß der Zollparlamentsabgeordnete freies Porto für alle Briefe, die er schrieb und die an ihn gelangten. Es ist merkwürdig, wie solche Kleinigkeiten auch dem wohlhabenderen, ja dem reichen Manne Freude machen. Man zahlte die teure Eisenbahnfahrt, man zahlte den noch kostspieligeren Aufenthalt in Berlin, und freute sich, wenn man täglich 2—3 Silbergroschen für Briefe ersparen konnte. Deshalb sollte eine Regierung auch nicht so spröde mit Gewährung solcher kleinen Begünstigungen Männern gegenüber sein, welche die größten Opfer an Zeit und Geld und Familienglück mit Annahme eines Mandats bringen. Es handelt sich dabei meist um Begünstigungen, durch welche keiner Kasse ein namhafter Schaden erwächst, und wenn dadurch auch einem Fortschrittler oder gar einem Sozialdemokraten eine Wohlthat geschieht oder eine kleine Freude bereitet wird, so hat dies gar nichts zu sagen. Recht unangenehm hat jene Maßregel berührt, durch welche die freie Fahrt später nur auf bestimmte Linien und auf volle Fahrten zwischen Berlin und der Heimat beschränkt wurde. Man wendete freilich vor, daß mit den Freikarten Mißbrauch getrieben worden sei, aber einerseits kann man es keinen Mißbrauch nennen, wenn man Gebrauch von einem Recht macht, anderseits war es einem Reichstagsabgeordneten, welcher oft 100 Tage im Jahre in Berlin zubringen mußte, wohl zu gönnen, auf einem Umwege heimzufahren, und endlich hatte die frühere Freiheit auch für die Verhandlungen des Reichstages manche Vorteile. Als es sich z. B. um das Gesetz für den Feingehalt der Gold- und Silberwaren handelte, da reisten die meisten Kommissionsmitglieder in die hervorragendsten Fabrikorte dieser Waren, um die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen zu lernen, und wesentlich hierdurch kam ein Gesetz zustande, das nunmehr allgemein befriedigt. Also in solchen kleinen Vergünstigungen nur nicht zu spröde! Ich sage dies nicht aus Eigennutz, denn für mich hat die Frage keine praktische Bedeutung mehr, aber ich sage es aus Erfahrung.

In der vor zwei Jahren königlich preußisch gewordenen alten Reichsstadt Frankfurt a. M. hatte ich einen zweistündigen Aufenthalt und besah mir in der Eschenheimer Gasse das alte Bundespalais, das mich mit seinen geschlossenen Läden mit dem durchbohrenden Gefühle seines Nichts angähnte. Im letzten Abendsonnenglanze zeigte sich mir das traute mittelalterliche Bild des heimlichen, giebelreichen Marburg, und als ich nachts erwachte, beleuchtete der Mond, zwischen eilenden Wolken hervordringend, die poesiereiche Wartburg. Ich hatte diese Fahrt vor 4 Jahren auf meiner Hochzeitsreise gemacht, und so mengten sich in meine eisenbahnwagenlichen Halbträume weniger kühne Pläne für meine parlamentarische Thätigkeit, als liebe Bilder der Vergangenheit. In Berlin stieg ich im Hotel Meinhardt unter den Linden ab, wo mir Freund Althaus, welcher bei der badischen Gesandtschaft attachiert war, ein wohnliches Zimmer besorgt hatte, wie er mir überhaupt durch hundertfache Aufmerksamkeiten die Bahnen in der mir bisher fremden Stadt aufs liebenswürdigste zu ebnen verstand.

Berlin zählte damals erst 600 000 Einwohner und war demgemäß eben nur halb so groß als das heutige; es war ihm aber durch seine ganze Anlage, durch die Breite seiner Straßen, durch die Großartigkeit seiner Hauptgebäude damals schon der unverkennbare Stempel einer Weltstadt aufgeprägt. Es ist eine wunderbare Erscheinung, mit welchem großartigen Maßstabe man zu einer Zeit den Grundriß der Hauptstraßen und Plätze entwarf, als Berlin kaum die Größe einer heutigen Provinzialstadt besaß.

Wahrlich, es ist, als ob eine Ahnung seines zukünftigen Berufes das Hohenzollerngeschlecht vom großen Kurfürsten ab erfüllt habe! Die Anlage des Lustgartens in der Verbindung mit den Linden bilden keine Straße für die Residenz eines Fürsten zweiten Ranges; sie bergen den Keim der Weltstadt in sich. Das in seinen Verhältnissen äußerst edle, und dadurch trotz seiner Mächtigkeit harmonisch wirkende Brandenburger Thor ist nicht das Stadtthor einer kleinen Residenz des vorigen Jahrhunderts, sondern trägt den Beruf in sich, einem Kaisergeschlecht als Triumphbogen zu dienen. Die stolzen, ohne Ueberladung in ihren architektonischen Hauptlinien durchsichtigen Gebäude am anderen Ende der Linden, die beiden königlichen Paläste, die Oper, das Zeughaus, die Universität zeigen in keinem Teile kleinliche Gedanken, es sind würdige Repräsentanten ihres Stils, man mag ein Freund desselben sein oder nicht. Wahrhaft bezaubernd wirkt aber der Blick über die breite, plastisch geschmückte Brücke auf den weiten Lustgarten, wo links der griechische Portikus des alten Museums und rechts das riesige Residenzschloß im edelsten Renaissancestil sich durchaus nicht gegenseitig schaden, sondern nur eine geschichtliche Entwickelung darstellen. Haarsträubend erschien mir der Gedanke, zwischen beiden Gebäuden im Hintergrunde einen gotischen Dom errichten zu wollen; es wäre der Triumph künstlerischen Taktmangels. Mit welcher Keckheit hat man ferner es gewagt, auf den kolossalen Gendarmenmarkt in die Mitte das Schauspielhaus und zu beiden Seiten desselben zwei absolut gleiche Kirchen zu setzen, wie man auf einem Tisch eine Uhr zwischen zwei gleichen Armleuchtern anbringt, und wie wohlthuend für das Auge ist das Gesamtbild! Die Hochachtung vor dem künstlerischen Geschmacke und Geschick der Zeit vom großen Kurfürsten bis auf Friedrich Wilhelm IV. steigt, wenn man die modernen Leistungen mit den Bauten aus jener Zeit vergleicht. Das klassische, in seinen Abstufungen edel aufsteigende Denkmal Friedrichs des Großen und die geschmacklose Siegesspargel, diesen Triumph der Geschmacklosigkeit, auf dem sonst so schönen Königsplatze! Oder wer hätte früher eine Reiterstatue auf eine Freitreppe gesetzt, wie man die Friedrich Wilhelms IV. auf die Treppe der klassisch edlen Nationalgalerie gesetzt hat, wo man nicht weiß, ob der griechische Hinterbau mehr der Statue oder die preußische Uniform mehr dem Kunsttempel schadet. Der schönste und würdigste Platz für ein Reitermonument würde wohl an dem dem Denkmal Friedrichs des Großen entsprechenden anderen Ende der Linden, dem Brandenburger Thor gegenüber sein. Trotz aller Fortschritte in der Kunstgeschichte ist man in der Kunst nicht vorwärts gekommen; denn die Kunst beruht nicht auf dem Wissen, sondern auf einem Können. Die modernen Künstler mögen mir diese Bemerkungen nicht verargen. Jede Zeit hat ihre besondere Aufgabe.

Mein Zimmernachbar war mein Kollege aus der I. Kammer, der ultramontane Frhr. v. Stotzingen, ein Mann voll Geist und Humor, aber auch voll Schärfe gegen alles, was preußisch hieß. Er und der ultramontane Abgeordnete Dahman von Karlsruhe holten mich ab, um das Terrain unserer bevorstehenden Kämpfe, den Zollparlamentssaal, zu rekognoszieren und uns auf dem Bureau anzumelden. Unterwegs trafen wir mit dem Führer der württembergischen Preußenfresser, dem vom Frankfurter Volksparlament noch bekannten Dr. Moritz Mohl zusammen, welcher an der Spitze einer großen Gefolgschaft von Gesinnungsgenossen lebhaft sprechend nach dem gleichen Ziele steuerte. Man machte sich bekannt und setzte den Weg gemeinsam fort. Moritz Mohl war eine äußerst auffallende Erscheinung und der Urtypus eines doktrinären schwäbischen Demokraten. Er war ein Bruder des berühmten Staatsrechtslehrers Robert v. Mohl, welcher unter dem Reichsverweser Erzherzog Johann Reichs-Justizminister war, dann eine Professur in Heidelberg übernahm, dann badischer Bundestagsgesandter in Frankfurt und Präsident der Ersten Kammer wurde. Zwei ungleichere Brüder kann man sich kaum vorstellen. Während Robert sich in diplomatischen Formen bewegte und durch sein feingeistiges Wesen überall auffiel, war Moritz ein Original, ja — man darf wohl sagen — eine Karikatur durch und durch. Von kleiner Gestalt,

im hochkragigen Flausrock, mit dem weißen Schnauzbarte, der roten gelockten, scheitellosen Perücke, unter welcher ein Kranz seines eigenen weißen Haares hervorschaute, mit dem faltenreichen Gesichte erinnerte er in wunderbarer Weise an einen Pudel und namentlich dann, wenn er hinter der hohen Rednerbühne, die Hände übereinander geschlagen, den Blick seitwärts nach oben gerichtet, eine seiner nie enden wollenden Reden hielt. Mit einem ungewöhnlichen Wissen und mit einem statistischen Zahlenmaterial in volkswirtschaftlichen Fragen ausgestattet, das er mit unsagbarem Fleiße gesammelt hatte, konnte er wirkliches Bedauern erwecken, daß er, der durchaus edle und uneigennützige Mann, der sein ganzes Leben dem Wohle seiner Heimat zu weihen suchte, die Gegenwart nicht verstand. Segelte sein diplomatischer Bruder mit vollem Winde in der preußischen Politik, so konnte er sich immer noch nicht frei machen von den Idealen des Frankfurter Parlaments. So verschieden die Brüder geartet waren, so innig liebten sie sich, und Robert Mohl zeigte mir einst einen Brief seines Bruders Moritz, in welchem dieser ihn beschwor, sich mit seiner preußischen Politik nicht blamieren zu wollen.

Unter der Leitung dieses Mannes betraten wir am Dönhofplatze das preußische Abgeordnetenhaus, in welchem das Zollparlament untergebracht war. Die Räume waren eng, aber im ganzen nicht unzweckmäßig. Die Mitglieder des norddeutschen Reichstages, welcher im Herrenhause sich versammelte, hatten bereits ihre Plätze belegt und nur für die national-liberalen Süddeutschen zwischen sich Sitze freigelassen; für alle übrigen Süddeutschen waren einige Reihen auf der äußersten Linken und auf der äußersten Rechten unbelegt geblieben, den Plätzen entsprechend, auf welchen im jetzigen Reichstage einerseits der Fortschrittler Virchow, andererseits der hochkonservative Graf Moltke sitzen. Mohl wollte sofort für uns die Plätze auf der äußersten Linken belegen und fragte mich, welchen Sitz ich zu erhalten wünsche, worauf ich erklärte, daß mein Platz nicht auf der Linken, sondern auf der Rechten sei. Zu meiner unangenehmen Ueberraschung antwortete er mit großem Feuer, ich habe recht, sie gehörten alle hinüber, denn sie seien die wahren Konservativen. So kam es, daß die süddeutsche Fraktion mit ihren Legitimisten und Demokraten den äußersten rechten Flügel im Zollparlament einnahm. Mein Platz war zwischen dem Minister v. Varnbühler und v. Stotzingen; ich sah mich aber nach einem andern um und fand nach zwei Tagen einen meiner politischen Richtung mehr entsprechenden Sitz innerhalb der freikonservativen Partei, was mir freilich von den andern bitter verübelt wurde. Ueberhaupt war es zwischen mir und den badischen Ultramontanen schon zu verschiedenen Auseinandersetzungen gekommen, und ich fühlte, daß ich vollständige Klarheit schaffen mußte, wozu sich folgende Gelegenheit bot.

Auf Sonntag den 26., den Vorabend der feierlichen Eröffnung des Parlaments, waren sämtliche süddeutsche Abgeordneten, insoweit sie nicht zur national-liberalen Partei zählten, zu einer Zusammenkunft in den Petersburger Hof eingeladen, um sich erstmals zu besprechen und sich zu einer eigenen süddeutschen Fraktion zu konstituieren. Trotz meiner Erklärung, daß ich mich einer Partei nicht anschließen könne, welche die Mainlinie zu ihrem Feldzeichen machen wolle, drangen die ultramontanen Freunde in mich, dieser Versammlung anzuwohnen, indem sie ausführten, daß ich mich als süddeutscher, evangelischer und konservativer Adeliger doch wahrlich einer Partei anschließen könne, zu welcher Männer wie der württembergische Staatsminister Freiherr von Neuroth u. a. zählten. Um dem Gedränge ein Ende zu machen, sagte ich zu, hinzukommen. Ich ging absichtlich etwas spät in die Versammlung, so daß bei meinem Eintritt die Verhandlungen in vollem Flusse waren. Da waren die stattlichen, hocharistokratischen Gestalten der bayrischen Freiherren Thünen, Zu Rhein, Falkenstein, die imposante Figur des Freiherrn v. Neuroth, dann aber auch die Männer wie Mohl, Jakob Lindau, Bissing u. s. f. Als ich eintrat, sprach gerade Windthorst, welcher eigentlich die ganze Versammlung zustande gebracht hatte und „welcher als Gast die große Freundlichkeit hatte, mit seinen reichen Erfahrungen über die Berliner Verhältnisse die süd-

deutschen Gesinnungsgenossen aufzuklären". Ich sah zum erstenmale den kleinen interessanten Mann, der damals in der Regel einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen trug, wodurch seine gnomenhafte Erscheinung noch mehr hervortrat. Seine Ausführungen waren nicht für einen Mann meiner politischen Richtung berechnet, und so schob ich bereits nach fünf Minuten wieder ab, auf Nimmerwiedersehen. Windthorst blieb der spiritus rector, der eigentliche Führer dieser süddeutschen Fraktion, während er selbst als Norddeutscher der bundesstaatlich-konstitutionellen Vereinigung angehörte. Es ist dieser Umstand nicht uninteressant, denn er zeigt, daß Windthorst, als es noch keinen Kulturkampf in Preußen und noch keine Zentrumspartei gab, bereits die gegen das Zustandekommen eines deutschen Reichs gerichtete Opposition führte. War er und ist er doch in erster Linie Welfe, und erst in zweiter und dritter römischer Katholik.

Sofort nach meiner Erwählung hatte ich beschlossen, Fühlung mit der freikonservativen Partei zu suchen und je nachdem ich die Verhältnisse in derselben fände, mich zunächst als Gast ihr anzuschließen. Ich wurde in dieser Absicht durch den früheren Minister Freiherrn v. Roggenbach bestärkt, der, genau mit den Parteiverhältnissen des norddeutschen Reichstags bekannt, der Ansicht war, daß ich mich gar keiner andern Fraktion anschließen könne. Er selbst, damals wenig entzückt von dem Geiste, der durch Jolly in Baden seinen Einzug hielt, schloß sich einer kleinen Gruppe an, welche politisch eine Zwischenschattierung zwischen den Freikonservativen und den Nationalliberalen bildete. Von unserm badischen Parteihaupt Mühlhäußer war ich an seinen Universitätsfreund Professor Dr. Aegidi gewiesen worden, welchen ich nach zweimaliger Verfehlung am Sonntag Morgen mit seiner jungen Frau beim Frühstück antraf. Von den beiden äußerst liebenswürdigen Persönlichkeiten wurde ich mit einer wahrhaft beschämenden Freundlichkeit aufgenommen. Er, der kleine lebendige Mann mit seinem schwarzbebarteten Haupte, schilderte mir die Verhältnisse der freikonservativen Fraktion, in welcher er, wie ich bald erkannte, die Rolle spielte, welche die Unruhe in der Uhr auszufüllen hat. Er holte mich nachmittags ab, um im Restaurant Hiller mit einigen anderen Parteigenossen zu Mittag zu speisen. Ich lernte da den Grafen Bethusy-Huc aus Schlesien kennen, der mehr an einen ungarischen, etwas aufgeregten Magnaten, als an einen deutschen Edelmann erinnerte und gern als der Führer seiner Fraktion galt, ohne es aber wirklich zu sein. Ferner war Dr. Friedenthal, der spätere Minister, anwesend, welcher durch seine gemütliche Ruhe einen scharfen Gegensatz zu dem vorigen bildete; ferner der jugendfrische Graf Frankenberg, das Bild eines jungen deutschen Edelmannes, und endlich Graf Hompesch, das spätere Zentrumsmitglied, welcher schon damals hoch ultramontan gesinnt war. Schon diese wenigen Männer, welche ich zufällig traf, charakterisieren die damalige freikonservative Fraktion. Ohne ein tieferes einheitliches politisches Progamm, verband sie Elemente, welche aus irgend welchem mehr persönlichen als politischen Grunde sich keiner anderen Partei anschließen mochten. Manche wollten wegen ihrer sozialen Stellung trotz ihrer Gesinnung nicht innerhalb der nationalliberalen Partei ihren Platz nehmen, andere glaubten hier eher eine Rolle spielen zu können, wieder andere gaben sich wie Aegidi unendliche Mühe, für diese auseinandergehenden Geister ein gemeinsames Programm zu finden und sie in den schwach besuchten Fraktionssitzungen zu gemeinsamer Aktion zu bestimmen. Im großen Ganzen konnte man sie als eine Regierungspartei mit entschieden nationaler Gesinnung bezeichnen, was aber nicht hinderte, daß sich auch Männer in ihr befanden, welche nicht einsahen, weshalb nicht sie selbst an der Stelle des Grafen Bismarck die Zügel in der Hand hielten, und welche mindestens nichts thaten, diesen zu halten, sondern sehr bereit gewesen wären, in den von ihm verlassenen Sattel sich zu schwingen. Solche Männer gab es aber damals in nahezu jeder Partei; denn noch stand der Kanzler durchaus nicht in seiner heutigen unerreichbaren Größe da; vielmehr wurde von den verschiedensten Seiten von Geistern, die ihm ebenbürtig zu sein wähnten, versucht, den Boden unter ihm zu unterwühlen; er hatte sich nach rechts und nach links zu wehren.

(Fortsetzung folgt.)



Englands Pfahl im Fleisch.

Von

W. R. Schleicher.

Unter den zahlreichen sozialen und politischen Fragen, welche mit ungestümer Dringlichkeit von den leitenden Staatsmännern Großbritanniens eine Antwort — und zwar eine richtige — Antwort erheischen, ist die alte und doch ewig neue irische Frage die unerbittlichste Ruhestörerin des selbstgefälligen parlamentarischen laissez-faire. Durch die Gladstoneschen Homerule-Vorschläge im vorigen Jahre hat sie jetzt allerdings eine wesentlich neue Gestalt angenommen; aber die Zeit, wo sie aufhören wird, Frage zu sein, scheint sich immer mehr in die unbestimmte Zukunft zu verschieben. Mittlerweile aber heißt es, daß the Irish question blocks the line — sie ist der verunglückte Zug, der den Verkehr auf der ganzen Linie sperrt. Durch die Gegenwart der unzufriedenen irischen Volkspartei wird das britische Parlament an jeder, wenn auch noch so dringend notwendigen Gesetzgebung gehindert; das Unterhaus, welches einst „die Versammlung der ersten Gentlemen der Welt“ genannt wurde, wird allnächtlich zum Schauplatz der pöbelhaftesten Auftritte, und das einst so würdige und stolze „Muster aller verfassungsmäßigen Volksvertretungen der neueren Zeit“ wird wegen seiner erbärmlichen Ohnmacht zum Gelächter und Gespött von ganz Europa. Außerdem hat durch die geschickten Flankenbewegungen der Parnellitenpartei England während der letzten zwei Jahre nicht weniger als vier Ministerwechsel erlebt. Bekanntlich geht das Streben dieser Partei auf „Homerule“ hinaus, und wie sie das Wort verstehen, bedeutet es, daß Irland ganz aus dem großbritannischen Reichsverbande ausscheiden und zu England in das Verhältnis eines vollständig unabhängigen und gleichgestellten Bundesstaates treten soll. Bis sie dieses Zugeständnis vom britischen Parlamente erlangt haben, sind sie fest entschlossen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln jede für England und Schottland bestimmte Gesetzesmaßregel zu hintertreiben. In dem Parlamente von 1880—85, wo die Liberalen über eine sehr bedeutende Stimmenmehrheit verfügten, erreichten Parnell und Genossen ihren Zweck durch geschickte und planmäßige „Obstruktion“, d. h. sie zogen durch endlose Debatten und langatmige Reden über jeden, auch den allergeringfügigsten Punkt einer gegebenen Gesetzesvorlage die Besprechungen so sehr in die Länge, daß das Haus oft erst nach wochenlangem Gerede zur Abstimmung über einen ganz kurzen unbedeutenden Paragraphen schreiten konnte, und auch die Clôture, welche dem Präsidenten das Recht gab, nach genügender Besprechung irgend eines Punktes die Debatte darüber zu schließen, hatte diesen gewandten parlamentarischen Strategikern gegenüber nur geringen Erfolg. Es war besonders diese unaufhörliche Not mit den Parnelliten,

welche der Gladstoneschen Politik während jener fünf Jahre auch nach außen hin ein so erbärmliches Gepräge ausdrückte, und die Iren waren es auch, welche jenes Ministerium im Juni 1885 vorzeitig zu Falle brachten. Bei den bald darauf stattfindenden Neuwahlen kam es Parnell besonders darauf an, zwischen den beiden großen englischen Parteien womöglich eine numerische Gleichheit herzustellen. Zu diesem Zwecke erließ er an seine ihm blindlings ergebenen, in England und Schottland ansässigen Landsleute, welche dort besonders in den größeren Städten einen sehr wichtigen Teil der Wählerschaft ausmachen, den Befehl, bei den ersten Wahlen für die Konservativen, als die schwächere Partei, zu stimmen. Als es aber dann schien, daß durch dieses Vorgehen die Konservativen eine absolute Mehrheit erhalten würden, schlug sich bei den späteren englisch-schottischen Wahlen dieses irische Element auf die liberale Seite. So kam es denn, daß im neuen Parlamente, welches im Januar 1886 zusammentrat, Parnell und seine 86 Getreuen zwischen den Konservativen und Liberalen das Gleichgewicht hielten. Parnell konnte also jetzt seine eigenen Bedingungen stellen, und — wie die Folge lehrte — er fand auch den liberalen Führer bereit, auf seine Bedingungen einzugehen. Gladstone, der sich offenbar in der blinden Anhänglichkeit seiner ihn vergötternden Partei sicher wähnte, versprach den Parnelliten, „Home-Rule" zu bewilligen, wenn dieselben ihn durch ihre parlamentarische Unterstützung wieder zum Leiter der Geschicke Englands machen wollten. Der Handel wurde abgeschlossen. Parnell half dem Gladstone das konservative Ministerium stürzen, und der letztere brachte auch richtig seine Homerule-Vorlage ein. Irland sollte seinen eigenen Landtag bekommen und zu Großbritannien in ungefähr dasselbe Verhältnis treten, als dasjenige, in welchem Ungarn zu Oesterreich steht. Aber Gladstone, der in allen Kniffen des Parlamentarismus erfahrene „old Parliamentary hand", hatte zum erstenmal in seinem Leben die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nicht nur die Konservativen, nein, auch 94 Mitglieder seiner eigenen Partei, darunter der Whigführer Lord Hartington und Joseph Chamberlain, der einflußreiche Führer der radikalen Gruppe, sahen in dem Vorschlage, einem England mit wütendem, ja fanatischem Hasse gegenüberstehenden Lande wie das keltische Irland, vollständige politische Unabhängigkeit zu verleihen, eine schwere Gefahr für die Sicherheit des Reiches und eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die in Ulster ansässigen Protestanten angelsächsischer Abkunft. Gladstone wurde aber sein Irrtum erst klar, als es schon zu einem ehrenvollen Rückzuge zu spät war. Trotz der energischsten Versuche zur Einschüchterung seiner gesinnungstreuen Parteigenossen, welche die plötzliche Schwenkung des Führers nicht mitzumachen im stande waren, wurde die Homerule-Vorlage vom Parlamente verworfen, und als Gladstone dasselbe auflöste und die Frage den Wählerschaften zur Entscheidung vorlegte, gaben dieselben ihm eine sehr unzweideutige Antwort, indem sie 314 Konservative, 81 der Union zugethane Liberale, 188 „Gladstoniten" und 84 Parnelliten nach Westminster entsandten — so daß also jetzt Gladstone eine geschlossene Majorität von 123 gegen sich hatte. Natürlich mußte er abdanken und dem konservativen Führer der vereinigten Unionistenpartei, Lord Salisbury, sein Portefeuille abtreten. Es ist ein erbärmliches Ende für den einst so mächtigen Gladstone, den seine Anbeter gern den größten Staatsmann des Jahrhunderts (!) nennen, daß er jetzt seine öffentliche Laufbahn als parlamentarischer Spießgeselle von Männern wie Parnell, deren Macht in ihrem Vaterlande hauptsächlich auf Mord und Brandstiftung beruht, beschließen muß. Doch scheint dem Grand Old Man und dem zusammengeschmolzenen Häuflein seiner Getreuen diese neue Rolle sehr wohl zu behagen, und sie greifen jetzt ihren neuen Verbündeten bei der planmäßigen „Obstruktion" im Unterhause kräftig unter die Arme. Den ganzen Sommer hindurch waren sie damit beschäftigt, eine von der Regierung eingebrachte „Coercion-Bill" zur Ordnung der unglaublichen anarchischen Zustände in Irland und zur Unterdrückung der Nationalliga, nach dem bezeichnenden englischen Ausdrucke „totzuschwatzen". Die Vorlage hat aber durch eine herkulische Anstrengung der Konservativen jetzt doch zuletzt gesetzliche Gültigkeit erhalten.

Ich habe in groben Strichen den parlamentarischen Verlauf der irischen Frage während der letzten sieben Jahre gekennzeichnet. Um aber die Bedeutung der parnellitischen Bestrebungen, wie sie in Westminster Hall an den Tag treten, richtig zu würdigen, müssen wir uns jetzt die Geschichte und das Wesen der nationalen Bewegung, auf welcher sie fußen, in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen suchen.

Der Hauptgrund der traurigen Zustände Irlands liegt in der politisch-sozialen Untüchtigkeit und in der wirtschaftlichen Zerfahrenheit des irischen Volkes. In dieser Beziehung stehen die Irländer mit den Polen auf ein und derselben Stufe, und man kann getrost behaupten, daß die Insel sich in einem chronischen Zustande von sozialem und politischem Wirrwarr befunden haben würde, wenn auch kein angelsächsischer Fuß dieselbe je betreten hätte. Dabei ist es aber doch psychologisch ganz selbstverständlich, daß der Irländer seine zum größten Teil durch eigene Trägheit und Mangel an Vorsorge verschuldete Not der Thatsache zuschreibt, daß der Grundbesitz sich meistens in den Händen „sächsischer" Eindringlinge befindet, und daß er für das Erbe seiner keltischen Vorfahren an den Fremdling Pacht zu entrichten hat. Es wird allerdings auch in England allgemein zugegeben, daß früher in dem Verhältnis des Pächters zum Grundbesitzer, des Tenant zum Landlord, gar manche schwere Ungerechtigkeit mit unterlief. Zum Beispiel waren die Pachtsätze für die eigentümlichen landwirtschaftlichen Zustände der Jetztzeit im allgemeinen zu hoch; dem Pächter konnte zu jeder Zeit von dem Grundherrn gekündigt werden ohne irgend welche Vergütung für die auf dem Lande ausgeführten Verbesserungen, und außerdem hatte der selbst zur römischen Konfession gehörige Landmann den Zehnten zu entrichten an eine ihm verhaßte protestantische Landeskirche. Aber die Engländer, denen es ungefähr seit dem Regierungsantritte der Königin Viktoria ernstlich darum zu thun gewesen ist, Irland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, haben durch die Entstaatlichung der evangelischen Kirche in Irland im Jahre 1869, die Landbill von 1870, die Landakte von 1882, die Pachtrückstandsbill und die Errichtung einer Landkommission, welche die Pachtsätze nach dem wirklichen Werte des Landes festzustellen hat, jeden wirklichen Grund zur Unzufriedenheit beseitigt. Die englischen Zugeständnisse haben jedoch die Irländer nur zu neuen Forderungen ermutigt. Der Haß des Irländers gegen den „Sachsen" ist dreifacher Art: ein Rassenhaß, ein religiöser Haß und ein sozialer Haß. Bisher sind diese drei Elemente in ziemlich gleichem Grade wirksam gewesen. Aber seit acht Jahren hat die anti-englische Volksbewegung ein fast durchaus soziales Gepräge angenommen. Sie richtet sich jetzt gegen das Eigentumsrecht überhaupt und bekämpft auch Großgrundbesitzer keltischer Abkunft. Daß aber dessen ungeachtet der Religions- und der Rassenhaß immer noch eine sehr bedeutende Rolle spielen, versteht sich von selbst.

Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen anarchischen Bewegungen und geheimen Gesellschaften aufzuzählen, in denen die verbissene Wut des irischen Volkes gegen England im Laufe dieses Jahrhunderts ihren Ausdruck gefunden hat. Blutige Erfahrungen haben die irischen Parteihäupter belehrt, daß sie durch Volksaufstände und geheime Mordvereine allein ihren Zweck nie erreichen können. Diese Entwickelungsform der Bewegung fand also in der feierlichen Auflösung der Feniergesellschaft im Jahre 1879 ihren Abschluß. Der Inhalt der Feniervereinskasse wurde Parnell, dem Führer der Nationalpartei im britischen Parlamente, überwiesen, der denn auch am 31. August jenes Jahres mit der Gründung der Landliga die neue sogenannte Constitutional Movement oder verfassungsmäßige Bewegung eröffnete. Die Stichworte der Landliga waren: „Keine Pacht!" und „Irland für die Irländer!" Ihre Absicht war, durch systematische Vorenthaltung der Pacht die Grundbesitzer zu Grunde zu richten und von der Insel zu vertreiben, und auch, soweit es sich ohne offene und direkte Gesetzverletzung thun ließe, die Regierung des Landes durch die Engländer unmöglich zu machen. Jedes Mitglied der Liga mußte versprechen: Erstens, keine Pacht zu bezahlen; zweitens, kein Gut zu pachten, aus welchem ein Mitglied der Liga wegen Pachtverweigerung ausgewiesen

worden wäre; drittens, jeden Irländer, der der Liga nicht beiträte oder ihren ersten beiden Regeln zuwiderhandelte, als Vaterlandsverräter zu verachten und zu meiden; viertens, den Grundbesitzern und der Regierung alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Die Liga verbreitete sich in den drei keltischen Grafschaften der Insel mit außerordentlicher Schnelligkeit, und es stellte sich bald heraus, daß ihre Verfahrungsweise durchaus nicht so verfassungsmäßig sei, als vorgegeben wurde. Vielmehr wurde es bald zur peinlichen Gewißheit, daß die Liga entweder eine Mordbrennerbande unter einem Hauptmann, der sich „Kapitän Mondlicht" (Captain Moonlight) nannte, in ihre Dienste genommen haben, oder mit den von Amerika aus unterstützten Mordklubs „Clan-na-Gael" und der „Irish Revolutionary Brotherhood" in Verbindung getreten sein müsse. Denn nach kurzer Zeit wurde es zur gewöhnlichen Regel, daß jeder, welcher der Aufforderung eines Distriktausschusses der Landliga, dieser beizutreten, nicht Folge leistete, oder auf sonstige Weise den Zorn ihrer Machthaber auf sich lud, in der Nacht von einer Bande von Männern mit geschwärzten oder verlarvten Gesichtern überfallen und durch Abschneiden der Ohren, Aufschlitzen der Nase oder eine Schrotladung ins Bein für seine „hochverräterische Gesinnung" bestraft wurde; oder aber sein Vieh wurde auf grausame Weise verstümmelt und der rote Hahn ihm aufs Dach gesetzt. Nicht selten kamen auch Mißhandlungen von Frauen und Mordthaten vor. Zwei Jahre später fiel der Captain Moonlight — der Hauptmann der Mondscheinmänner —, ein stämmiger Bandit in halbmilitärischer Kleidung, der Polizei in die Hände. In seinen Taschen fand man eine ganze Anzahl von Strafbefehlen, die von Captain Moonlight unterzeichnet waren: der sollte ins Bein geschossen werden, weil er seine Pacht bezahlt hätte; jenem sollte das Haus über dem Kopfe angezündet werden, weil er ein Gütchen gepachtet, aus welchem ein Mitglied der Liga vertrieben worden wäre; zwei Frauen sollten die Haare kurz geschoren werden, weil sie bei einem von der Liga für vogelfrei erklärten Krämer Einkäufe gemacht u. s. w. Nach diesen und ähnlichen Enthüllungen und nach dem Verhältnisse zwischen Ursache und Wirkung, welches man täglich vor Augen sah, konnte es nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Tausende von Gewaltthätigkeiten, welche die Spalten der Zeitungen füllten, von den Führern der Landliga, jener „verfassungsmäßigen Organisation", ausgingen, und diese allgemeine Ueberzeugung wurde noch bestärkt durch die Thatsache, daß die zum Fortgange der Bewegung nötigen Gelder meistens durch Patrick Ford, den Herausgeber der irisch-amerikanischen „Irish World", gesammelt und eingeschickt wurden — einem wütenden Dynamitapostel, dessen halb wahnsinnigen Tiraden selbst eine Versammlung russischer Nihilisten nur mit bewunderndem Grausen würde lauschen können. „Kein wahrheitsgetreuer Geschichtsforscher," so schrieb um jene Zeit ein hervorragendes Glied der Landliga, „wird den Verlauf unserer Organisation und ihres gewaltigen Sturmes auf die Citadelle des verbrecherischen Grundbesitzertums in Irland beschreiben können, ohne die Thatsache, daß der erste Antrieb zu dieser Bewegung, ihr Geist und ihre finanzielle Stärke von der „Irish World" ausging, in ihrer richtigen Bedeutung darzustellen." In einer gleichzeitigen Rede im Parlamente gab der damalige Premierminister Gladstone nur dem allgemeinen Gefühle Ausdruck, als er das geflügelte Wort brauchte, daß die Macht der Landliga auf Verbrechen beruhe, und daß sie durch Mord und Totschlag auf die Zerstückelung des Reiches hinarbeite" (marching through rapine to the dissolution of the Empire).

Wie vollständig übrigens schon im Jahre 1880 die Landliga die drei keltischen Grafschaften, Leinster, Connaught und Munster, beherrschte, und mit welch' despotischer Gewalt sie dort ihr Schreckensregiment führte, zeigte sich recht deutlich in den Umständen, welche die Ermordung des Lord Mountmoores, eines unbeliebten Großgrundbesitzers im Südwesten der Insel, begleiteten. Derselbe wurde am 25. September jenes Jahres, als er mit seinen Söhnen die Landstraße entlang ritt, von mehreren hinter einer Hecke lauernden Meuchelmördern niedergeschossen. Den Söhnen, welche ihren von sechs Revolverkugeln durchbohrten Vater in eine nahe gelegene Pächterwohnung

tragen wollten, wurde dort mit barscher Unmenschlichkeit der Einlaß verweigert. Am Tage des Begräbnisses war das Schloß von einer heulenden Menschenmenge umringt, und nur mit Hilfe einer starken Polizeieskorte konnte sich der Leichenzug einen Weg nach dem Kirchhofe bahnen. Die Hinterlassenen wurden mit einer wahren Flut von Drohbriefen überschüttet; sie sahen sich von ihrem sämtlichen Dienstpersonal im Stiche gelassen; niemand wagte es, ihnen auch nur die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse zu verkaufen, und so blieb ihnen nichts übrig, als der mit dem Blute ihres Vaters getränkten heimatlichen Erde auf immer den Rücken zu kehren.

Wenn es auch nicht überall zum Blutvergießen kam, so war doch die Lage der Grundbesitzer, der Pächter, welche ihnen mehr als den von der Liga festgesetzten Pachtzins entrichteten, der protestantischen Geistlichkeit und aller der Landliga mißliebigen Personen fast ausnahmslos eine sehr beklagenswerte. Der unglückliche Grundbesitzer erhielt weder Pacht, noch konnte er sein Land selbst bewirtschaften, da kein Arbeiter es wagte, in seine Dienste zu treten; er selbst schwebte in fortwährender Lebensgefahr, und wenn er ausritt, pfiffen nicht selten Kugeln dicht an seinem Kopfe vorüber; fast täglich erhielt er Drohbriefe, mit Blut geschrieben und mit groben Zeichnungen von Särgen, Totenbeinen und grinsenden Schädeln verziert, und nur mit der größten Mühe war es ihm möglich, sich die nötigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Suchte er auf gerichtlichem Wege seine Renten einzutreiben oder widerspänstige Pächter auf die Straße zu weisen, so erhob sich die ganze keltische Nachbarschaft wie ein Mann gegen den „frechen sächsischen Landdieb“; die Gerichtsdiener wurden von einer wütenden Menschenmenge umringt, verhöhnt, mit Steinen, Kot und faulen Eiern beworfen und oft auch noch halbtot geprügelt; nach den Amtleuten schoß man durch die Fenster, oder dieselben wurden in der Nacht von Männern mit verlarvten Gesichtern auf das ärgste mißhandelt, und die Renteneinnehmer, welche einen besonderen Gegenstand des Volkshasses bildeten, fanden oft am Morgen frische Gräber vor ihren Thüren ausgegraben, welche leider manchmal nicht ohne prophetische Bedeutung blieben. Wenn ein solcher Mörder oder Brandstifter trotz der Schwierigkeiten, welche von der ganzen Bevölkerung der Polizei in den Weg gelegt wurden, ausnahmsweise einmal festgenommen und vor Gericht gestellt wurde, so wagte es keine Jury, ihn schuldig zu sprechen, und er mußte bald wieder freigelassen werden. Auch bei den Parlamentswahlen übte die Landliga einen ungeheuren Einfluß aus und sorgte dafür, daß die Kandidaten Parnells, des „ungekrönten Königs von Irland“, immer mit einer erdrückenden Stimmenmehrheit gewählt wurden. Mittlerweile landeten fast täglich in England Scharen von vertriebenen und teilweise zu Grunde gerichteten irischen Landlords, und es kam nicht selten vor, daß bisher gutgestellte Familien, deren Güter in Irland lagen, ihre Tage in einem englischen Armenhause beschlossen.

Aber was that unterdessen die englische Regierung? Nun, an der Spitze der englischen Regierung stand zu jener Zeit Gladstone, und Gladstone that während des ganzen ersten Jahres, wo sich die Bewegung vielleicht noch hätte im Keime ersticken lassen, — nichts. Endlich aber, im Januar 1881, ermannte er sich dazu, Parnell und 13 andere Führer der Landliga wegen Hochverrates vor das Dubliner Schwurgericht zu stellen; aber die irischen Geschworenen sprachen die sämtlichen Angeklagten trotz der augenscheinlichsten Beweise nichtschuldig, und nach kurzem Zögern ließ die Regierung dieselben wieder frei. Um dieselbe Zeit brachte auch die Regierung die „Preservation of Property Bill“ (Eigentumsschutzbill) ein; aber diese schwächliche Maßregel war von nur geringem Werte zur Bekämpfung der mächtigen Landliga, und der Zustand der unglücklichen Insel wurde von Tag zu Tag unerträglicher. Während der kurzen Zeit von der Gründung der Landliga bis zum Ende des Jahres 1881 belief sich nach offiziellen Angaben die Anzahl der rein „politischen Agrarverbrechen“ in Irland auf 10 000. Aber die Gladstonesche Scheinregierung hatte einstweilen dem tüchtigen und reichstreuen Teile der irischen Bevölkerung keinen wirklich kräftigen Schutz zu bieten. Allerdings

wurde am 17. Oktober 1881 die Landliga für eine widergesetzliche und staatsgefährliche Verbindung erklärt und durch einen Kabinettsbeschluß feierlich aufgelöst. Allerdings wurden auch Parnell und fünf seiner Genossen zum zweiten Mal verhaftet und im Gefängnis von Kilmainham untergebracht. Aber mit der Landliga ging es wie weiland mit den Königen von Frankreich: im Momente ihrer Aufhebung als Landliga trat sie als Nationalliga wieder ins Leben. Auch ihren Führern wurden von den kopflosen Leitern der Geschicke Englands die Gefängnisthüren nach kurzer Zeit wieder aufgethan. So blieb denn wieder alles beim Alten.

Während aber die Macht der Nationalliga beständig zunahm, machte sich um diese Zeit in ihrem Verfahren eine kleine Aenderung bemerkbar. In denjenigen Distrikten nämlich, welche sie am vollständigsten beherrschte, fing die Häufigkeit der Agrarverbrechen an, ganz allmählich abzunehmen. Die Tyrannei der Liga wurde zwar immer drückender, aber ihre Verfahrungsweise gestaltete sich ein wenig milder. Diese halbe Schwenkung hat man der Wirkung von zwei gleichzeitig auftretenden Ursachen zuzuschreiben. Dem kühnen Auftreten des katholischen Erzbischofs von Cashel folgend, schloß sich nämlich um diese Zeit trotz angelegentlicher päpstlicher Warnungen der größte Teil der irischen Priesterschaft der volkstümlichen Bewegung an und setzte sogleich ihren ganzen Einfluß ein, um wenigstens die gröbsten Verbrechen zu verhindern. Kurz vorher aber hatte sich auch im Westen der Insel ein Vorfall ereignet, dessen höchst belehrende Umstände dem Parnell und seinen Myrmidonen wiederum ein ganz neues Licht aufsteckten und sie zu einer allmählichen Aenderung ihrer Kampfweise veranlaßten. An den Ufern des reizenden Landsees Lough Mask bewirtschaftete ein ehemaliger Hauptmann namens Boycott eine große Farm und versah auch zugleich die Stelle eines Agenten oder Renteneinnehmers für Lord Erne, seinen gräflichen Pachtherrn. Da die anderen Pächter sich beharrlich weigerten, mehr als den von der Landliga angesetzten Pachtanschlag zu zahlen, so sah sich Boycott zuletzt gezwungen, gerichtlich gegen einige der Haupträdelsführer, welche schon seit zwei Jahren alle Zahlungen an ihn eingestellt hatten, vorzugehen. Natürlich war es den Gerichtsdienern unmöglich, von den betreffenden Häuschen auf gewöhnlichem Wege Besitz zu ergreifen. „Schon nach einer Stunde," so erzählt Boycott, „kamen dieselben, über und über mit Kot und Unrat bedeckt und von einer wütenden, heulenden Menschenmenge mit Steinwürfen verfolgt, auf mein Haus zugelaufen, und nur mit der größten Mühe war es mir möglich, sie mit dem Leben davon zu bringen. Am nächsten Morgen erschien eine Schar bewaffneter Männer auf meinem Hofe und gebot meinen Dienstboten und Tagelöhnern, mich binnen zwölf Stunden zu verlassen. Obwohl ich meine Leute beschwor, mir doch wenigstens noch beim Einfahren der Ernte behilflich zu sein, war ich doch bald mit meiner Frau und meinen Kindern der einzige Insasse des Gehöftes. Aber auch hiermit war die Liga noch nicht zufrieden. Auf unseren Ausgängen wich alles vor uns zurück, als ob wir Aussätzige wären. Alle Ladenthüren waren vor uns fest verschlossen. Der Hufschmied wollte mir kein Pferd mehr beschlagen; auch der Postbote wagte es nur selten, mir Briefe und Telegramme zu bringen, und selbst die Waschfrau kam meinem Hause nicht wieder nahe." Als die Umstände des bedrängten Stammesgenossen den Bewohnern von Ulster, der einzigen fast durchweg von Ansiedlern englischer Abkunft bewohnten Grafschaft Irlands, zu Ohren kamen, machte sich sogleich eine „Expedition" von 500 heißköpfigen Orangemen auf, um dem Hauptmann seine Ernte einbringen zu helfen und auf diese Weise das Vorhaben der verhaßten und bisher so tief verachteten keltischen Landesgenossen zu vereiteln. Angesichts der drohenden Haltung der Bevölkerung von Connaught gegenüber dieser Demonstration hielt es nun die Regierung für ratsam, ungefähr 7000 Soldaten und Polizisten nach Lough Mask zu entsenden. Auf diese Weise überstiegen die Kosten der Einbringung um ein hundertfaches den wirklichen Wert der Ernte; ein Ereignis, welches sonst nur lokale Bedeutung gehabt hätte, wurde auf der ganzen Insel bekannt, und der Liga ward es auf einmal klar, welch' eine furchtbare und unwiderstehliche

Waffe in dem nach seinem ersten Opfer jetzt sogenannten „Boycotten" sich ihr darbiete. Parnell und Genossen fingen jetzt an, das Verbrechen nicht zwar zu verdammen, aber doch es für unnötig zu erklären. Das Stichwort der Liga sollte von nun an das „Boycotten" sein. Wer den Unwillen der Liga auf sich lud, wurde ganz einfach ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem gesellschaftlichen Verbande ausgestoßen: der Landlord und seine Renteneinnehmer waren schlimmer daran, als wenn sie die einzigen Bewohner einer wüsten Insel gewesen wären; der pachtzahlende Tenant konnte weder kaufen noch verkaufen; der Priester, der es wagte, seine Stimme gegen die Liga zu erheben, verlor seine Gemeinde und seinen Zehnten; der Krämer, der einem Geächteten die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse zu verkaufen wagte, verhandelte damit seine ganze übrige Kundschaft; der Arzt, welcher dem sterbenden „Volksverräter" Erquickung spendete, sah sich in kurzer Zeit seiner ganzen übrigen Praxis enthoben. Der Distriktausschuß der Nationalliga hielt ordentliche Gerichtstage ab, an welchen leichte und schwere Strafen für verschiedene Grade des „Landesverrats" verhängt wurden — und wehe demjenigen, welcher sich diesen Anordnungen zu widersetzen wagte.

Im Mai d. J. 1882 zwangen die grausige Ermordung des Lord Frederick Cavendish und des Mr. Burke, der beiden Häupter der irischen Regierung, die Dynamitattentate in London selbst und die dadurch in England hervorgerufene allgemeine Erbitterung das Gladstonesche Kabinett, energische Maßregeln zur Unterdrückung des Schreckensregiments der Liga zu ergreifen. Eine Art Belagerungszustand wurde über die drei keltischen Provinzen der Insel verhängt, und eine energische Ausübung der Gesetze führte bald bessere Zustände herbei. Aber als im Jahre 1885 Gladstone sich mit den Parnelliten auf freundschaftlichen Fuß stellte, wurde dieser Belagerungszustand natürlich wieder aufgehoben, und die despotische Willkürherrschaft der Nationalliga ist jetzt wieder drückender als je zuvor. Seit dem Anfange dieses Jahres ist das Parlament mit einer neuen Zwangsbill — der 87. in diesem Jahrhundert — beschäftigt gewesen, welche gegen Ende Juli in Kraft getreten ist. Daneben wird auch noch an einer neuen Landbill gearbeitet, welche alle etwa noch bestehenden Mißstände im Verhältnisse der Pächter zu ihren Grundherren abstellen will.

Allerdings verspricht sich selbst der größte Sanguiniker in England von diesen Maßregeln keinen dauernden Erfolg, und die irische Frage bleibt vorläufig noch für das britische Volk ein drohendes Sphynxrätsel, auf dessen falscher oder ungenügender Lösung die Strafe politischer Vernichtung steht. Aber bis die richtige Antwort gefunden ist, muß doch wenigstens das Ansehen der Gesetze und das Eigentumsrecht in Irland aufrecht erhalten werden, und dazu gehört in erster Linie die energische Unterdrückung der Nationalliga und ähnlicher Vereine, welche mithin auch den Hauptzweck der neuen Zwangsmaßregeln bildet. Die Rechtfertigung einer solchen Bill, welche die Erklärung eines Belagerungszustandes in den drei keltischen Provinzen von Irland bedeutet, liegt lediglich in den chaotischen Zuständen, welche im gegenwärtigen Augenblicke dort herrschen. Von diesen wollen wir deshalb zum Schluß noch ein zusammenfassendes Bild zu geben versuchen.

„Im Westen, Südwesten und Südosten der Insel," so heißt es in einem kürzlich veröffentlichten amtlichen Berichte, „stehen die Vertreter der Landesregierung und des Gesetzes der Nationalliga gegenüber ganz hilflos da. Der Wille der Nationalliga ist das einzige Gesetz, welches noch etwas gilt. Mordthaten, Brandstiftungen, Gewaltthätigkeiten der schlimmsten Art gehen täglich ungestraft hin; wer sich aber gegen die Verfügungen der Liga auflehnt, hat keine Aussicht darauf, ihrer Rache zu entgehen. Ja, der größte Teil der reichstreuen Bevölkerung ist durch das siebenjährige Schreckensregiment dieser dem Gesetze Trotz bietenden Organisation schon so eingeschüchtert, daß es der Agrarverbrechen gar nicht mehr bedarf, um die unbedingte Autorität der Liga aufrecht zu erhalten." Der Widerstand gegen diese Schreckensmänner ist jetzt ebenso vereinzelt, daß das „Boycotten" mit allgemeinster Beteiligung und allerbestem Effekte

in Anwendung gebracht werden kann. Nur in denjenigen Distrikten, wo die keltische Bevölkerung nicht so überwiegend vorherrscht, wo also das Boycotten nicht so gut in Szene gesetzt werden kann, nimmt die Liga noch zur verbrecherischer Gewaltthat ihre Zuflucht. Welch' einen „langen Arm" diese Verschwörung hat und wie weit ihr Einfluß reicht, zeigten kürzlich die Erfahrungen eines großen Viehzüchters in der Grafschaft Cork, welcher durch seinen beherzten Widerstand gegen ihre willkürlichen Anordnungen den Zorn der irischen Patrioten auf sich gezogen hatte. Als er bald darauf eine Herde Vieh wie gewöhnlich nach der nächsten Kreisstadt zum Verkaufe sandte, wagte es dort kein Händler, sie ihm abzukaufen, und selbst auf dem Viehmarkte von Cork, einer Hafenstadt von fast 100 000 Einwohnern, harrten seine Rinder mehrere Wochen lang vergebens auf einen Käufer. Zuletzt entschloß er sich, dieselben von Dublin zu Schiffe nach England zu schicken. Aber siehe da, selbst die großen Dampfschiffgesellschaften wollten aus Furcht vor dem Boycotten mit dem geächteten Manne nichts zu thun haben, und nur ein glücklicher Zufall ersparte ihm die demütigende Notwendigkeit, sein Vieh wieder nach Hause zurück zu transportieren. Der ehrliche Bauer, der in Irland noch seine Pacht zu bezahlen wünscht, muß das Geld heimlich bei Nacht zu seinem Landlord hintragen, und auch dann bleibt sein „Verbrechen" oft vor den Argusaugen der Liga nicht verborgen. Um sich wenigstens einigermaßen vor dem Argwohn der Verschwörer zu sichern, bittet er meist seinen Pachtherrn, ihn als säumigen Zahler zu behandeln und sein Vieh u. s. w. wenigstens zum Scheine von Gerichtswegen versteigern zu lassen. Kommt aber sein verräterisches Betragen zur Kenntnis der Liga, so darf er sich noch glücklich schätzen, wenn ihm nur sein Korn auf dem Felde in Brand gesteckt oder sein Vieh grausam verstümmelt wird. Denn selbst solche Strafen werden nicht so sehr gefürchtet, als das Boycotten. Wer von der Riesenverschwörung in Acht und Bann gethan worden ist, muß von dem Augenblicke an sein Leben in Gesellschaft von zwei bis drei Polizisten zubringen; er kann weder kaufen noch verkaufen; kein Mensch wagt es, auch nur ein Wort mit ihm zu sprechen; seine Arbeiter und Dienstboten verlassen ihn; seine Kinder werden aus der Schule ausgestoßen und von der übrigen Jugend auf der Straße verhöhnt und geschlagen; auch in der lebensgefährlichsten Krankheit darf ihm oder den Seinen weder Arzt noch Priester Erleichterung oder Trost spenden; der Apotheker verweigert ihm die Medizin für sein sterbendes Kind, und selbst die Hebamme darf aus Furcht vor dem Boycotten seine Schwelle nicht überschreiten. Unter diesen Umständen ist es leicht erklärlich, daß nur in äußerst wenigen Fällen die Landlords die ihnen gebührende Pacht wirklich erhalten. Rühmen sich doch die Führer der Liga schon laut und unverhohlen, daß das ihren Vorfahren geraubte Land vermöge des Boycottens thatsächlich schon wieder den rechtmäßigen Eigentümern gehöre. Will aber der Landlord, der in weitaus den meisten Fällen gar kein Nachkomme jener alten „sächsischen Landdiebe" ist, sondern vielleicht erst in diesem Jahrhundert das Land käuflich übernommen hat, auf gesetzlichem Wege gegen die nichtzahlenden Pächter vorgehen, so kostet ihm die gerichtliche Besitznahme der verschiedenen Höfe mehr als die Pachtsumme, um welche es sich handelt, und er kann dieselben nachher auch weder an andere verpachten noch selbst bewirtschaften.

Um dem Leser die Stellung der Grundbesitzer in den drei keltischen Grafschaften Irlands möglichst anschaulich vor die Augen zu führen, sei es mir verstattet, den Versuch eines Landlords, nichtzahlende Pächter auszuweisen, in seinen konkreten Einzelheiten darzustellen. Die sogenannten „Bodyke Evictions", oder Ausweisungen von Bodyke, einer Ortschaft in der Nähe von Limerick, erregen jetzt gerade in England sehr viel Aufsehen, zeichnen sich aber sonst in keinerlei Weise vor hundert ähnlichen Vorfällen aus. Der Grundbesitzer, ein gewisser Oberst O'Callaghan, dessen Name schon seine keltische Abstammung beweist, hatte seit zwei Jahren von 37 seiner Pächter keinen Zins erhalten. Die ausstehende Summe belief sich am 1. Juni dieses Jahres auf über zweitausend Pfund Sterling, und da die Pächter entschlossen waren, ihm nicht mehr

als etwas über ein Drittel des Gesamtbetrages zu bewilligen, hielt er es für geraten, sich auf gerichtlichem Wege zu seinem Rechte zu verhelfen. Man sagt zwar, daß die Pachtsätze (z. B. 23 Pfund für 18 Morgen guten Ackerbodens, 11 Pfund für 45 Morgen sandigen Haide- und Sumpfbodens u. s. w.) den wirklichen Nutzwert des Landes um ein beträchtliches überstiegen; aber in einem erheblichen Grade konnte dies wohl kaum der Fall sein, da dieselben von einer unparteiischen irischen Landkommission im J. 1882 festgestellt worden waren. Am 3. Juni langten die Sheriffs (Landvögte) mit ihren Gerichtsdienern, welche die Pächter aus den verschiedenen Gehöften ausweisen und von denselben gesetzlichen Besitz ergreifen sollten, in Begleitung von 500 Soldaten und Polizisten in Bodyke an. Natürlich hatten sich Tausende von Männern, Frauen und Kindern aus der ganzen Umgegend versammelt, und die „Brecheisen-Brigade“ wurde mit einer überwältigenden Flut von Schmähungen und Verwünschungen begrüßt; selbstverständlich fehlten dabei auch leichte Wurfgeschosse nicht. Von dem lauten Zischen und wütenden Geheul der Menge begleitet, marschierte die Expedition im Laufschritt vor das erste zu besetzende Gehöft. Das Wohnhaus des Pächters, ein zweistöckiges Gebäude, war auf jede nur erdenkliche Weise in Verteidigungszustand gesetzt worden. Rings um dasselbe hatten der Pächter und seine Freunde einen Erdwall, und aus Baumstämmen, Zweigen und Steinen eine Art Verhau aufgeworfen. Die Thüren und Fenster waren fest verrammelt, und in den Mauern hatte man große schießschartenähnliche Oeffnungen angebracht. Im Hause selbst erwarteten der Pächter und seine Familie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Verteidigungsmitteln den Angriff. Vor dem Gehöfte angekommen, bildeten die Polizisten und das Militär um dasselbe einen doppelten Kordon, um jede Unterbrechung seitens der heulenden Menschenmenge unmöglich zu machen. Sodann suchten die Gerichtsdiener (Bailiffs), welche bei solcher Arbeit nur im allernotwendigsten Falle von den Gensdarmen und Soldaten unterstützt werden dürfen, vermittelst ungeheurer Brecheisen eine Oeffnung in dem Mauerwerk herzustellen. Aber kaum hatten sie ihre Werkzeuge angesetzt, als auch schon eine Flut schmutzigen kochenden Wassers sich von oben her über sie ergoß und sie schreiend nach der anderen Seite des Hauses trieb, wo ihnen von schöner Hand — denn diese Verteidigungswaffe wird ausschließlich von den Frauen gehandhabt — ein ebenso warmer Empfang bereitet ward. Jetzt wurde auch die Gestalt eines jungen Mädchens an einer der Maueröffnungen sichtbar, und der anwesende Landrichter rief ihr zu, daß, wenn dieser ungesetzliche Widerstand nicht sogleich aufhöre, man auch gegen die Frauen mit der äußersten Strenge verfahren würde. Aber das Mädchen that, als hörte sie nicht, und harrte unter lufterschütterndem Beifallrufen der versammelten Menschenmenge mit dampfendem Eimer in der Hand der Dinge, die da kommen sollten. Inzwischen war das Gedränge um die Gensdarmen her so unerträglich geworden, daß dieselben sich gezwungen sahen, das Volk mit gezogenem Seitengewehr zurückzutreiben — eine Maßregel, die fast jede Viertelstunde unter wachsender beiderseitiger Erbitterung wiederholt werden mußte. Dabei hielten die Ligamänner — darunter auch einige Parlamentsmitglieder — aufrührerische Brandreden an das Volk, welches unter ihrem Einflusse eine immer drohendere Haltung einnahm und die sonst so friedlichen Felder mit einem nie enden wollenden Wutgebrüll erfüllte. Es war jetzt um die Mittagsstunde, und die Sonne brannte mit senkrechten Strahlen auf die staubbedeckten Mannschaften hernieder. Während der Sheriff und seine Leute sich zu einer kurzen Beratung zurückzogen, verließen einige Gensdarmen und Soldaten ihre Kameraden, um an einem nahegelegenen offenen Brunnen ihre Feldflaschen zu füllen. Aber als einige dabeistehende Frauen und Mädchen ihre Absicht bemerkten, rafften sie sogleich ihre Schürzen voll Schmutz und Unflat und warfen ihn in den Brunnen — eine Heldenthat, die mit dem donnernden Jubel- und Beifallsgeschrei der umstehenden Menge belohnt wurde. Unterdes hatten des Sheriffs Leute Schlachtlinie formiert und schritten unter einem „Schildkrötendache“ von Regenschirmen und Brettern, von welchen das kochende Wasser harmlos abfloß, auf die

Behausung zu. Kaum aber hatten sie ihre Brecheisen wieder hervorgeholt, als ein von oben herabgeschleuderter Hagel von Steinen, Dachschiefern, ungelöschtem Kalk und glühenden Kohlen sie zum zweitenmale in wildester Flucht zurücktrieb. Nach einer abermaligen längeren Pause setzten die Bailiffs Sturmleitern an eine im zweiten Stock befindliche große Maueröffnung; aber die Hünengestalten der zwei Pächtersöhne, welche zu gleicher Zeit, mit Heugabeln bewaffnet, an der Oeffnung erschienen, benahmen den Gerichtsdienern alle Lust zur Auffahrt. Die Gensdarmen erhielten nun Befehl zum Angriff, und einer derselben benutzte die augenblickliche Abwesenheit der Brüder auf der anderen Seite des Hauses dazu, um mit Karabiner und Bajonett in der Hand die Leiter hinauf zu stürmen. Gleich darauf erscholl das Aechzen eines Schwerverwundeten aus dem oberen Raume, und die siegreichen Pächtersöhne erschienen gerade zu rechter Zeit an der Oeffnung, um sechs Gensdarmen kopfüber hinunter zu schleudern. Ein zweiter, dritter und vierter Angriff hatten einen ähnlichen Ausgang, nur daß jetzt die herabstürzenden Polizisten von oben her auch noch mit kochendem Kleister und Vitriol überschüttet wurden. Schon bedeckten mehrere verwundete Gensdarmen die Wahlstatt, und schon hatten die übrigen Befehl erhalten, von ihren Schießwaffen Gebrauch zu machen, als sich der Priester des Dorfes, ein hervorragendes Mitglied der Nationalliga, erbot, die Leiter zu ersteigen und die Insassen des Hauses zur Uebergabe zu bewegen. Dieser Vorschlag wurde von dem menschlichen Anführer der Expedition, welcher die armen, irregeleiteten Leute so viel wie möglich zu schonen wünschte, mit Freuden angenommen, und bald ergriffen die Gensdarmen auf friedlichem Wege von dem Hause Besitz. Man fand darin, außer dem oben erwähnten schwerverwundeten Gensdarmen, den Pächter, seine Frau und ihre zwei Söhne und drei Töchter, die sämtlich in Verhaft genommen wurden. Die Möbel und sonstigen Gerätschaften wurden darauf ohne weitere Umstände aus dem Hause geworfen, und alle Eingänge, durch welche die Ausgewiesenen hätten in das Haus zurückkehren können, mit Ziegelsteinen zugebaut. Um diesen Vorgang zu einer gesetzlich gültigen Besitznahme zu machen, mußte nun auch noch alles dem bisherigen Inhaber gehörige Vieh von den Feldern vertrieben werden, und die Verwünschungen der versammelten Menge verwandelten sich in ein lautes und anhaltendes Hohngelächter, als die Soldaten sich in etwas schmählicher Weise lange Zeit vergebens mit einem behenden Kalbe und einer schnatternden und zischenden Gänseherde herumjagten. Nachdem die letzte Gans in großer Aufregung auf die Dorfstraße hinausgewatschelt war, setzte sich der Sheriff mit seinen 500 Mann nach einem anderen Gehöfte in Bewegung, wo sich wieder ein ganz ähnlicher Auftritt abspielte. Am Abend hielten die Ligamänner eine große Volksversammlung, in welcher die Bauern zu erneutem Widerstande am folgenden Tage aufgestachelt wurden. Die ausgewiesenen Familien sollten nach ihrer Rückkehr aus dem Gefängnisse in eigens zu diesem Zwecke von der Liga errichteten Häusern untergebracht und aus der Vereinskasse unterhalten werden. Mittlerweile aber nahmen die im Dorfe verbleibenden Familienglieder wieder von den alten Heimstätten Besitz. Die Ausweisungen auf diesem Besitztum dauerten vierzehn Tage und ihre Kosten beliefen sich für die Regierung auf etwa 10 000 Pfund Sterling, für den Landlord 500 Pfund Sterling, obwohl der letztere keinen Pfennig von der ihm zugehörigen Pacht erhielt. Das Land wird, so lange die Herrschaft der Nationalliga währt, niemand zu pachten wagen, und Mangel an Feldarbeitern wird den Besitzer daran verhindern, es selbst zu bewirtschaften. Es wird also, wie schon hunderte von Quadratmeilen guten Ackerlandes in Irland, innerhalb weniger Jahre den Dornen und Disteln anheimfallen. So zerstört der Ehrgeiz gewissenloser Agitatoren die Kulturarbeit vielleicht eines halben Jahrhunderts, und nicht nur die Grundeigentümer, sondern auch die Bauern geraten von Jahr zu Jahr in tiefere Armut.

Wenn man bedenkt, daß auch in den größeren Städten oft in Zusammenstößen des Volkes mit Militär und Polizei Bürgerblut fließt, daß dort die gelesensten Zeitungen

täglich Feuer und Flammen gegen England speien, und daß beinahe ein Drittteil der britischen Armee zur Niederhaltung der Insel verwendet werden muß, so wird man verstehen, weshalb die Engländer diesem ihnen und den Protestanten von Ulster so feindlichen Volke die verlangte Unabhängigkeit weder geben können noch dürfen. Da England keine Militärmacht ist, so beruht seine Sicherheit lediglich auf seiner insularen Lage; und wenn Irland das Bollwerk eines mächtigen Feindes würde, so wäre es um diese Sicherheit auf immer geschehen. Dann aber dürfen die Engländer die fleißigen und betriebsamen Protestanten von Ulster und ihre zahlreichen Landsleute, welche sich in anderen Teilen Irlands angekauft haben, nicht im Stiche lassen; denn für diese würde eine schlimme Zeit beginnen, wenn Parnell und Genossen die Regierung der Insel in die Hände bekämen. Die endgiltige Lösung der irischen Frage dürfte vielleicht in einer ähnlichen Maßregel bestehen wie diejenige, welche in den preußischen Staaten einen freien, unabhängigen Bauernstand schuf. Die irischen Grundeigentümer sind nur zu gern bereit, ihr Land zu jedem nur irgend annehmbaren Preise zu verkaufen. Die englische Regierung könnte also unter sehr günstigen Bedingungen den Grund und Boden der Insel käuflich übernehmen und ihn dann den betreffenden Pächtern gegen kleine jährliche Abschlagszahlungen zum freien Eigentume anweisen. Leider stößt dieser Vorschlag bis jetzt noch bei den englischen Radikalen, welche den adligen Grundbesitzern eine solche Erlösung nicht gönnen, auf unüberwindlichen Widerstand.

Unter einer ordentlichen, zweckbewußten Regierung hätte Irland überhaupt nicht so lange Jahrhunderte hindurch in einem solchen heillosen Zustande verbleiben können. Eine preußische Verwaltung hätte innerhalb eines Jahrhunderts die Insel germanisiert und dem Staatsganzen organisch einverleibt. Drei Generationen von Bismarcks im englischen Ministerium hätten die Mondscheinmänner von Kerry zu ebenso guten Engländern und reichstreuen Unterthanen gemacht als die Bewohner von London. Aber die englische Verwaltung von Irland krankt an denselben Gebrechen, wie jeder andere Zweig der Reichsregierung. Was würde wohl aus einem Kinde werden, welches für dasselbe Vergehen heute mit der Rute blutig geschlagen und morgen mit Liebkosungen und Schmeicheleien überhäuft würde? Solcher Art ist aber die Erziehungsmethode gewesen, welche die ewig wechselnden Parteiregierungen Großbritanniens fast seit Menschengedenken in Irland verfolgt haben. Ja, selbst derselbe Premierminister (wie z. B. Gladstone) ging innerhalb eines einzigen Jahres von Conciliation zu Coercion, und dann wieder von Coercion zu Conciliation über. Aber Strenge schlägt nicht an, wenn man sieht, daß es damit nicht ernst gemeint ist; und Milde versöhnt keinen, den man vorher durch Härte verbittert hat. Irland braucht die großartige Geduld einer Folge von weisen Staatsmännern, die an sich und an ihre Verfahrungsweise wirklich glauben: dann, und nicht eher wird die grüne Insel aufhören, England ein Pfahl im Fleisch und ein Stachel in der Seite zu sein.

Aber eine solche echt väterliche Verwaltung Irlands läßt sich bei den ungeregelten Zuständen einer von Wind und Wellen der launischen Volksgunst abhängigen Parlamentsregierung eher erwünschen als erhoffen oder gar erwarten. Denn schon scheint es wieder, als stehe abermals eine neue Schwankung in den englischen Parteiverhältnissen und folglich auch in Englands irischer Politik bevor. Die jetzige konservative Regierung hat sich zwar in der Zwangsbill und der Landbill gewaltige Waffen geschmiedet, um der Anarchie und der Unzufriedenheit Irlands mit eiserner Strenge und zugleich auch mit versöhnender Milde entgegenzutreten. Sie hat auch die Nationalliga vom Parlamente für eine gesetzwidrige Verbindung erklären lassen; sie scheint entschlossen, mit Festigkeit und Energie gegen dieselbe einzuschreiten; und ihr Vorgehen scheint den irischen Wühlern und Volksaufwieglern einen heilsamen Schrecken eingejagt zu haben. Aber leider ist seit Anfang des Sommers inbezug auf die irische Frage eine starke Gegenströmung in der öffentlichen Meinung eingetreten. Bei der Jubiläumsfeier der Königin erhielten eine ganze Reihe von konservativen Mitgliedern des Unterhauses die Pairswürde und

vertauschten infolge dessen das Haus der Gemeinen mit dem Herrenhause. Bei den für die erledigten Sitze abgehaltenen Ersatzwahlen haben nun die Regierungskandidaten fast durchgängig den Homerulers oder Anhängern der gladstoneschen Politik das Feld räumen müssen; und zwar haben fast überall die Homerulers ihre Stimmenminderheit vom vorigen Sommer in eine glänzende Mehrheit verwandelt. Dieser für das englische Parteiwesen höchst bezeichnende Umschwung in der öffentlichen Stimmung hat die sogenannten „Liberal Unionists", welche bisher treu zur Regierung gehalten, mit Schrecken und Bestürzung erfüllt; und um nicht politischer Vernichtung anheimzufallen, dürften sie im Laufe des kommenden Winters eine Versöhnung mit Gladstone anstreben, der dann wahrscheinlich stark genug wäre, um das konservative Ministerium zu stürzen, und dem Marquis von Salisbury das Ruder der Regierung zu entwinden. Nach nur wenigen Monaten festen Auftretens in Irland wäre dann Homerule wieder an der Tagesordnung! Unglückliche, durch soziale Anarchie zerklüftete Erin! Aber noch unglücklicheres Albion, in dem die politische Anarchie des ewigen Regierungswechsels kein konsequentes staatsmännisches Handeln, keine den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechende Gesetzgebung aufkommen läßt.



Die Kunstausstellung in Berlin.

Von

Viator.

Im vorigen Jahre erst haben wir zu berichten gehabt über die große Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin, bei welcher nicht weniger als 1375 Oelgemälde, 239 Aquarelle und Zeichnungen, 101 Kupferstiche, Radierungen und Holzschnitte, 301 Skulpturen und 307 architektonische Entwürfe zur Ausstellung gelangt waren. Und schon wieder ladet der Landes-Ausstellungspalast zum Besuch einer Ausstellung ein, deren Katalog 1312 Nummern alles in allem aufweist. Die Wände der großen Säle sind wieder bedeckt, und man fragt sich kopfschüttelnd, wo denn alle die Gemälde bleiben werden, welche die deutschen Künstler im Laufe des vergangenen Jahres in so verschwenderischer Fülle geschaffen haben.

Es ist ganz interessant zu lesen in der Vorrede des diesjährigen Kataloges, daß es in Deutschland an Teilnahme für Kunstbestrebungen durchaus nicht fehlt. Die vorigjährige Ausstellung ist während ihrer 162tägigen Dauer von rund 1 160 000 zahlenden Personen besucht worden, welche über 600 000 Mark Eintrittsgeld bezahlten. Nebenher sind eine halbe Million Lose abgesetzt worden; aber so gut der Besuch der Ausstellung, so kläglich ist der Absatz der Kunstwerke gewesen. Von den 1375 Oelgemälden sind nur 320 gekauft worden, und von diesen 320 wiederum die weitaus größere Hälfte durch die Lotterieverwaltung. Privatkäufer sind also nach den Erfahrungen des vorigen Jahres in Deutschland kaum für 7 oder 8 Prozent der produzierten Gemälde vorhanden. Was den Rückschluß völlig berechtigt erscheinen läßt, daß auch in der Kunst, wie in allen anderen Gebieten des geistigen Könnens und Wissens, in Deutschland ein ungeheurer Ueberschuß an Kräften und Fähigkeiten vorhanden ist, der ja leider am letzten Ende so oft als das sogenannte „Proletariat der Gebildeten“ zu tage tritt und den dringenden Wunsch nach kulturellem Ausbau unserer Kolonien nahe legt.

Indessen hat ein Kunstrichter sich glücklicherweise mit dem Absatz der Kunstwerke nicht zu befassen, sondern nur mit der Leistung als solcher, und da kann denn mit größter Freude anerkannt werden, daß die Leistungen auf einer Höhe stehen, welche gewiß in keinem anderen Lande übertroffen wird. In dem diesjährigen Pariser Salon sind einige ganz besonders hervorragende Kunstwerke vorhanden, und die Menge und Güte des Gebotenen macht auch dort einen imponierenden Eindruck; aber die Berliner Ausstellung dürfte diesmal um nichts hinter Paris zurückstehen.

Durchwandert man die Räume, um zunächst einen Gesamteindruck zu bekommen, so läßt sich im allgemeinen nur wiederholen, was der Gesamteindruck aller Kunstausstellungen der letzten Jahre gewesen ist, daß nämlich die geschichtliche und religiöse Malerei die wenigsten Vertreter zählt, daß für das Genrebild schon eine große Menge ausgezeichneter Vertreter sich finden, daß im Porträtfach das denkbar Beste geleistet wird und daß endlich die Landschaftsmalerei der Natur ihre Geheimnisse mit einer Feinheit ablauscht und mit einer Kunstfertigkeit auf die Leinwand überträgt, welche kaum noch nach irgend einer Seite hin der Steigerung fähig sind.

Sollen wir auf einige Einzelheiten eingehen, so beginnen wir mit den historischen Gemälden und zwar mit dem größten derselben, welches sich „Tullia" nennt und von Professor Hildebrandt in Berlin gemalt ist. Der geschilderte Vorgang ist folgender: „Tullia, Tochter des Servius Tullius, treibt ihr Gespann über den Leichnam des eigenen Vaters. Tullia hatte, um zur Herrschaft zu gelangen, ihren Gatten Tarquinius zur Verschwörung gegen den Vater aufgereizt. Der König eilt auf diese Kunde nach dem Kapitol und schilt den Eidam einen Verschwörer. Dieser ergreift den schwachen Greis und stürzt ihn die Stufen hinab. Ehe er, von Getreuen hinweggeführt, seine Wohnung erreicht, ermorden ihn die Diener des Tyrannen. Tullia begrüßt nun ihren Gemahl im Senat als König; ihr Frohlocken ist so gräßlich, daß er sie heimkehren heißt. In einer engen Gasse trifft sie auf die Leiche des Vaters und befiehlt dem Führer, die zurückweichenden Tiere über den Toten hinwegzutreiben." — Die an sich widerwärtige Szene ist so lebendig und gut geschildert worden als möglich. Es liegt eine gewaltige Leidenschaft in der Hauptperson, welche auf ihrem Wagen dahergestürmt kommt und durch den Widerstand der sich bäumenden Rosse und den Einspruch des Volkes zu nur um so größerer Heftigkeit aufgereizt zu werden scheint. Was aus dem Vorgang gemacht werden konnte, ist von bedeutendem Pinsel daraus gemacht worden. Eine andere Frage freilich ist die, ob es nicht größere und schönere Vorwürfe in der Weltgeschichte gibt, künstlerischer Verherrlichung wert, als die entmenschte Tollheit eines ehrgeizigen und herrschsüchtigen Weibes.

Einen weltgeschichtlich größeren und bedeutenderen Augenblick hat Professor Karl Gustav Hellquist, ein geborner Schwede, jetzt Professor in Berlin, geschildert. Mit seinem Gemälde „Sancta Simplicitas", unseres Erachtens dem besten und interessantesten historischen Gemälde, welches die diesjährige Ausstellung birgt, führt er uns in die vorreformatorische Zeit, zu dem größten Märtyrer derselben. „Als Huß zum Scheiterhaufen geführt wurde, erblickte er einige alte Leute, die mühsam Reisig herbeischleppten in dem Glauben, sich das Himmelreich zu verdienen, wenn sie zum Verbrennen eines Ketzers beitrügen. Huß erkannte ihr Vorhaben und sagte hierauf bloß: Sancta Simplicitas! (Heilige Einfalt!)" — Das ist der festgehaltene Augenblick. Huß im Armensündergewande mit der Ketzerkrone auf dem Haupte wird vom Henker zum Scheiterhaufen geführt und blickt mit der heiligen Ruhe des Christen, der seiner Sache gewiß ist, auf das mit Reisig vorbeiziehende Volk, dem man Stumpfsinn, Bethörung und Fanatismus in Mienen und Geberden abliest. Es ist in dem Bilde eine Mischung von edler Klassizität in der Gestalt des Huß und von packendem Realismus in den volkstümlichen Gestalten, welche ihn umgeben, so daß wir das neue Bild der bekannten älteren Darstellung von Lessing (in Frankfurt bei Städel) weitaus vorziehen. Wir verdanken Professor Hellquist schon eine Reihe trefflicher Gemälde aus der Reformationszeit, die ja in der That eine unermeßliche Fundgrube für künstlerische Vorwürfe bietet. — Ein anderes Bild aus der Reformationszeit erfreulicher Art ist das im Besitz des Provinzialmuseums in Hannover sich befindende Gemälde von Hugo Vogel in Berlin „Herzog Ernst der Bekenner von Braunschweig und Lüneburg empfängt von Urbanus Rhegius das Abendmahl unter beiderlei Gestalt in Celle". Der Herzog und seine Gattin knieen vor dem Altar, der Prediger reicht gerade den Kelch; Gefolge und Volk nehmen mit gespannter Aufmerksamkeit an dem

für sie neuen Vorgang teil Ein wenig störend und von dem Hauptvorgange abziehend sind die etwas unruhigen Frauengestalten zur Seite des Altars; aber auch so noch haben wir es mit einer schönen, ernsten und edlen Kunstleistung zu thun, für welche dem Künstler voller Dank gebührt.

Professor Becker, Präsident der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, hat zwei Bilder geliefert; das eine ein größeres, historisches Gemälde: „Papst Julius II. mit seinem Gefolge, unter welchem Bramante, Raffael und Michelangelo, besichtigt die ausgegrabene Statue des Apoll von Belvedere" und ein kleineres, italienisches Genrebild „Der schmollende Liebhaber". Die bekannten Vorzüge und Schwächen Beckers treten namentlich in dem letzten Bilde stark hervor; vollendet in Zeichnung, Farbe und Technik, fehlt doch den Figuren als Punkt auf dem i die volle Natürlichkeit der Bewegung. Es ist stets in der Haltung der Gestalten ein kleiner Rest von „Pose", der unwillkürlich an die Bühne erinnert. In dem Papstbilde tritt dies weniger hervor, vielleicht weil wir es hier nicht mit einer wirklichen Handlung, sondern nur mit der Darstellung einer müßigen Gesellschaft zu thun haben.

Adolf Gras in Düsseldorf hat uns eine Märtyrerin geliefert, die stark anklingt an ein anderes gleichnamiges älteres Bild von Piloty, nur daß die Veränderungen, die Gras vorgenommen hat, nicht eben zum Vorteil des Eindrucks gewesen sind. Im Gewölbe der Arena steht die Bahre mit dem herabgebrachten Leichnam — eine trauernde Jünglingsgestalt daneben. Der vom Kopf getrennte Rumpf macht aber schon um dieser Trennung willen keinen angenehmen Eindruck; ob eine Schnittfläche am Halse, welche mehr an den Tod durch Guillotine als durch wilde Tiere erinnert, geschichtlich zulässig ist, wagen wir nicht zu entscheiden; keinenfalls sollte ohne Grund in unkünstlerischer Weise von der üblichen Vorstellung abgewichen werden.

Ein bedeutendes und glänzendes Bild ist dagegen Adalbert von Rößlers: „Nach Walhalla". Sterbende Krieger liegen auf dem nächtlichen Schlachtfeld; da öffnet sich in den dunklen Wolken eine Spalte, welche Durchblick in den Glanz Walhallas gestattet, und aus diesem Thore sprengen auf schnaubenden Rossen die Walküren hervor, um die Gefallenen heimzuholen und emporzutragen in die Wohnung der Götter. Das Bild ist ein glücklicher Wurf, interessanter und ansprechender, als die meisten anderen Bilder, welche uns zurückversetzen in germanische oder antike Mythologie und Götterwelt.

Als völlig verfehlt ist da zunächst zu nennen eines der größten, das „Urteil des Paris" von Max Klinger. Ein bekannter Kunstkritiker sagt über dieses Bild: „Bei wahrem Prachtwetter und lichtvollster Klarheit der Luft nimmt der hellenische Preisrichter Paris das Urteil vor über die nach Pariser Manier gezeichneten und getönten drei „Göttinnen". Er befindet sich vom Beschauer aus links auf dem Gemäldekoloß, neben ihm der Götterbote Hermes in abscheulicher Lüsternheit als stiller Beobachter der Göttinnen-Trias, die in den einzelnen Gestalten nicht besonders gekennzeichnet ist. Weder Hera, noch Pallas Athene, noch Aphrodite ist mit Sicherheit als solche zu ergründen. Für die letztere (am meisten rechts auf dem Bilde befindliche) könnte der, Glieder und Rumpf zwischen Schulter und Knieen umhüllende braune Mantel als Merkmal dienen, insofern man annehmen könnte, daß die „ἀναδυομένη" sich eben kokett in ein trocknendes Tuch wickele. Die in der Seitenansicht sichtbare dunkelhaarige erste Göttin, die ihre Arme spreizt gleich einer die Muskeln spielen lassenden Athletin, soll wohl die Juno vorstellen: somit bleibt für Pallas die durchaus nicht schamvolle Mittelfigur übrig. Die Karnation der (lebensgroßen) Gestalten hat in der sonnendurchfluteten luftigen Umgebung einen braungoldigen Ton, der Hautfarbe der Malayen nicht ganz unähnlich. Die Modellierung der Gestalten ist an sich gut, desto häßlicher aber die realistische Wiedergabe der im Innern der Körper sich regenden Gedanken! Verdient diese ganze Auffassung der mythischen Begebenheit den lebhaftesten Widerspruch, um wie viel mehr nicht erst der

von Klinger als wesentlicher Bestandteil seines „Kunstwerkes" plastisch-bunte, realistisch-phantastisch erfundene Rahmen mit den in Böcklinschem Blau ꝛc. gefärbten Köpfen von Ungeheuern und Riesen u. dergl. m.; das geht noch über die Scheußlichkeit des von der Jubel-Ausstellung zurückgewiesenen, hernach bei Gurlitt zur Schau gebrachten „Froschkönigs". Unzweifelhaft verfügt Herr Klinger über eine saftige und mannigfache Palette, auch über eine anerkennenswerte Technik; wohin aber wird er es treiben, wenn er mit seinem Urteil des Paris ernstlichen Anspruch auf den Namen „Kunstjünger" machen will? Angst und bange kann einem werden vor solcher Ausartung und Ausgeburt der Phantasie, und unwillkürlich lenkt der Zug der Gedanken auf die Folgen der Ausübung derartiger unkünstlerischer Zügellosigkeit. — — — Freilich ist es ein gewisser Trost, daß mit der Erzeugung solcher Machwerke das Gefühl an sich wenig zu thun hat. Der Realistiker und noch mehr der Naturalistiker, namentlich aber der Zolaist pflegt nicht sehr weich und empfänglich zu sein; er arbeitet mehr mit Hand und Auge als mit dem Herzen. Mode und die Sucht nach Originalität treiben zu solchen, als Rarität mehr für Wachsfiguren-Kabinette und Jahrmarktsbuden als für Kunstausstellungen geeigneten Arbeiten. Welch' eine anschauliche Grundlage, welch' eine Fülle von sonderbarem Stoffe böte das Klingersche „Urteil des Paris" für einen nur einigermaßen gewandten Erklärer, wie ihn Herr Castan (Kaisergalerie) beispielsweise in seinem Pygmalion redivivus, auf dessen Bitte die schöne Galathee aus Gips in Leben verwandelt wird, besitzt. Wenn dann noch in den Redepausen Musik ertönte und die Köpfe im Rahmen Wasser und Feuer spieen, so wäre ein „Attraktionsstück ersten Ranges" fertig:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten!"

Wir stimmen diesem Urteil vollkommen zu und meinen, daß diese und ähnliche Verirrungen nicht ernst genug abgewiesen werden können.

Schön und edel gehalten sind die „Parzen" von Paul Thumann. Derb und grobsinnlich dagegen die „Töchter der Ran", altdeutsch-mythologische Wellentöchter, welche im bewegten Meere tauchen und spielen, von Hans Dahl in Düsseldorf, dessen Talent wohl besser thut, bei der lebendigen Gegenwart zu bleiben, als in nebelhafte Vergangenheit zu kehren, für welche Poesie, Phantasie und etwas Romantik unerläßlich sind. Alle diese Eigenschaften oder Gaben besitzt ein anderer tüchtiger Künstler, der schon manches treffliche Werk nach Deutschland sandte. Duftig und wirklich märchenhaft ist der große „Erlkönig" von Professor Julius v. Klever in Petersburg, der uns fast unheimlich die Goethesche Ballade vor die Augen und in das Gedächtnis rückt.

An einzelnen Idealgestalten, welche entweder der Mythologie oder Sage entnommen sind, oder auch lediglich eine Idee verwirklichen sollen, fehlt es nicht. Der Preis gebührt hier unbedingt dem Gemälde von Georg v. Heßlin: „Der deutsche Friede" — einem Bilde, das wohl angeregt sein wird durch die Schlußworte des bekannten Geibelschen Gedichtes:

„So soll denn auch der Friede
Ein deutscher Friede sein!"

Eine schlanke Jungfrau im weißen Gewande, das mittelalterlichen Zuschnitt zeigt, steht in der Mitte eines offenen Thorbogens. In ihren Zügen liegt ein Ausdruck von edlem, ruhigem Ernst, von Würde, Sittsamkeit und Unschuld, welche unwillkürlich den Beschauer fesseln. In den gefällig und natürlich erhobenen Armen ruht ein Palmzweig und ein Blatt, dessen Inschrift beginnt mit den Worten: „Selig sind die Friedfertigen". Durch das geöffnete Thor sieht man auf eine Stadt, in welcher die Werke des Friedens, Handel und Schiffahrt blühen; Schwert und Panzer sind blumengeschmückt zur Seite gestellt. Das Bild ist ein Meisterstück in jeder Hinsicht und sticht in seiner Idealität wohlthuend ab von den zahllosen Akt- und Modellstudien, bei denen so häufig noch Erinnerungen an das Atelier geweckt werden.

Ein solches Atelierstück von größter Dimension ist z. B. die künstlich aufgebaute und dann mit großer technischer Fertigkeit gezeichnete und gemalte „Lorelei“ von Max Ring. Trotzdem daß die Natur photographisch kopiert ist, scheint hier nichts natürlich, sondern alles gemacht; die geschraubte Haltung des Körpers, die fliegenden Haare und die auf dem wilden Rheinfelsen bei tobendem Sturme doppelt befremdlichen Gegenstände: Toiletten-Handspiegel und Mandoline! Wo bleiben da Märchenhaftigkeit und Romantik?

Interessant ist, daß nicht weniger als zweimal uns Ahasverus, der ewige Jude, geschildert wird — ein Beweis, daß auch in der Kunstwelt die antisemitische Bewegung doch wohl nicht so sehr für abgeschlossen gehalten wird, als manchen Leuten lieb und angenehm wäre. Moritz Heidel in Dresden schildert uns den Verzweifelten nach dem Gedichte Schubarts:

Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte; nahm der aufgetürmten
Totenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl
Und splitterte. „Der war mein Vater!“ brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha, noch
Sieben Schädel polterten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die“, mit stierem
Mit vorgequollenem Auge rast's der Jude,
„Und die — und die — sind meine Weiber — ha!“
Noch immer rollten Schädel. „Die und die,“
Brüllt Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! Aber ich Verworfener
Ich kann nicht sterben — ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir.“ —

Hanna Bohm in Berlin läßt dagegen auf überlebensgroßem Bilde den Ermatteten friedlos zusammenbrechen, während in den Wolken die duftige Gestalt des Friedens mit dem Palmzweig in den Händen unerreichbar an ihm vorüberzieht. Es wird uns also das eine Mal der tobende Zorn, das andere Mal die flehende Verzweiflung dargestellt. Beide Auffassungen sind berechtigt. Aber die Aufgabe, den rechten Ausdruck zu treffen, ist eine hohe; und sie kann gewiß noch besser gelöst werden, als es in diesen beiden Bildern geschehen ist.

Wir schalten an dieser Stelle ein Wort ein über das Bild „Mors imperator“ von Hermine v. Preuschen, welches so viel von sich hat reden machen, weil es von der allgemeinen Ausstellung zurückgewiesen wurde und dann in einer Sonderausstellung von der beleidigten Künstlerin dem Publikum zugänglich gemacht wurde. Ueber den Inhalt gibt ein uns am Eingange eingehändigter Zettel folgenden Aufschluß: „Mors imperator“ (Allherrscher Tod) tritt ein in den Festsaal des Lebens und beendet — vernichtet alle Herrlichkeit der Welt! Hermelin und Purpur umhüllen seine Glieder, er setzt den Fuß auf die Weltenkugel und um die knöcherne Stirn trägt er den ehernen Reif der Notwendigkeit! Herab vom Throne irdischer Größe stößt er die Lorbeerkränze des Ruhmes, es erbleichen, entblättern die Rosen der Liebe, und die Krone der Macht, sie sinkt in den Staub! — „Er naht und seine Schleppe umhüllt wie Nacht — die Welt.“

Die Darstellung dieses Gedankens ist von dem Richterkollegium für unzulässig erklärt und, wie gesagt, das Bild von der Ausstellung zurückgewiesen worden. Der Gedanke soll schief und die Ausführung unkünstlerisch sein. Beides ist aber unseres Erachtens nicht der Fall; wenigstens scheint uns der Gedanke sehr viel weniger schief, als unzählige andere, die anstandslos Aufnahme gefunden haben; und auch die Ausführung ist künstlerischer, als manche durchgeschlüpfte Stümperei. Trotzdem halten wir die Zurückweisung eines solchen Gegenstandes unter gegenwärtigen Zeitumständen vom

Standpunkte einer Königlichen Kommission aus für völlig berechtigt und die Intrigen der Künstlerin, um ihren Willen dennoch durchzusetzen, für undelikat und bedauerlich. Nachdem aber einmal Se. Majestät der Kaiser gesprochen hatte, hätten, meinen wir, die Richter gute Miene zum bösen Spiel machen und lieber das Gemälde zulassen sollen, als die Kritik einer Begründung herausfordern, die kaum jemand für zutreffend hält.

Sehen wir uns die religiöse Kunst an, so beginnen wir mit allerlei befremdlichen Sachen. Da ist z. B. ein „Kruzifixus" von Karl Stauffer in Bern. Die Kürze der Inschrift läßt darauf schließen, daß mit dem Kruzifixus doch wohl der Heiland gemeint sein soll, und in diesem Falle ist es gut, daß die Inschrift da ist. Anderweitig dürfte wohl niemand darauf kommen, daß hier ein Christus dargestellt ist. Wir haben an und für sich durchaus nichts dagegen, wenn ein Maler versucht, von dem hergebrachten Christustypus abzuweichen. Aber der kühne Versuch muß dann im Erfolg seine Rechtfertigung finden. Auf diesem Gebiet gilt in der That das Dogma von der Rechtfertigung durch den Erfolg; Herrn Stauffer wird aber in dieser Richtung niemand freisprechen. Die jugendlichen und dabei doch eckigen und ausdruckslosen Züge seines Gekreuzigten sind ebenso gewöhnlich, wie ein im vorigen Jahre von Stryofsky in Danzig ausgestellter blonder Christus modern und süßlich war.

Befremdlich ist auch ein neues Bild von Fr. von Uhde, der leider immer noch festhält an der meines Erachtens krankhaften Idee, den Heiland in moderne Verhältnisse, Umgebungen und Personen leibhaftig hineinzumalen. „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr" heißt das diesjährige große Bild. Eine Anzahl staub- und schweißbedeckter Schnitter und auch Frauen und Kinder eilen von der Ernte fort auf den Heiland zu und umgeben ihn, oder knieen auch wohl zum Teil vor ihm nieder, während er sie segnet. Wir können nur sagen, daß dieser Realismus mit seinen matten und verschossenen Farben und mit seiner Verkehrung von Ort und Zeiten uns alle Illusion zerstört. Was bei Dürer anziehend wirkt, so lange es naiv ist, wird abstoßend, sobald es auf Grund berechneter Reflexion künstlich hervorgesucht wird. Und es würde noch sehr viel unangenehmer sein, wenn nicht doch ein großer und fesselnder religiöser Ernst in den Uhdeschen Bildern läge; wir glauben es dem Künstler, daß er nicht nur durch eine Leistung Bewunderung erregen, sondern auch auf das Gemüt des Volkes wirken will. Aber sein Weg ist darum nicht minder ein Irrweg.

Den denkbar größten Gegensatz gegen Uhde bilden die Kunstwerke des vor kurzem in Berlin heimgegangenen Professors D. Karl Ferdinand Pfannschmidt. Von ihm sind drei Oelgemälde, darunter ein noch nicht ganz vollendetes, ausgestellt. Das größte derselben, „Die drei Marien am Grabe," welche mit ihren Salben dastehen, trauernd, daß sie den Herrn nicht gefunden haben, bringt es uns recht zur Anschauung, daß in dem Künstler der letzte große Vertreter des religiösen Klassizismus dahingeschieden ist. Auch die beiden kleineren Bilder „Maria mit dem Christuskinde" und „Der Ostermorgen" erinnern ihrerseits in Zeichnung und Farbengebung derart an Cornelius und Overbeck, daß man ganz wohl auch diese Meister, besonders ersteren, für den Verfasser halten könnte. Ein größeres Lob wissen wir nicht zu sagen. Pfannschmidts Bilder sind heilige Bilder, gläubige Predigten an das empfängliche Volk gehalten und allemal bei unverbildeten Gemütern durch den Adel, den Ernst und die Innigkeit der Gestalten ihres Eindrucks sicher.

Setzt man aber die naive Empfänglichkeit als Richterin über religiöse Kunstwerke ein, so, glauben wir, wird die auf dem Wege nach Jerusalem befindliche heilige Familie des Grafen Ferdinand Harrach, trotz aller Technik, keinen gar zu großen Beifall finden. Die Stellung des jugendlichen Christus, der mit hoch gen Himmel rehobenem Arme die Worte zu sprechen scheint: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist, ist theatralische Pose. Und das Ganze zu sehr Beleuchtungskunststück, ähnlich, wie wir ein solches vor einigen Jahren auf einer spanisch-

italienischen Ausstellung zu bewundern hatten. Die Figuren stehen mit dem untern Teile ihres Körpers im kalten Abendschatten, während Kopf und Brust vom Glanz des orientalischen Sonnenunterganges glühend übergossen sind. Handelte es sich nur um den Sonnenuntergang, so bliebe nichts zu sagen. Wo aber doch die Gestalten den „Weg nach Jerusalem" versinnbildlichen sollen, ist der Ausdruck der Köpfe die Hauptsache. Und in diesen ist nicht genug, was packt und ergreift.

Von den Malern religiöser Gemälde, welche seit Jahren nicht zu fehlen pflegen, ist auch diesmal Plockhorst zu nennen, der uns zwei Gaben geboten hat. Das größere derselben, „Lasset die Kindlein zu mir kommen," stellt den Heiland im Profil auf einem Brunnenrande sitzend, von Kindern umgeben, dar in dem Augenblick, von welchem es heißt: „Und er herzte sie und küßte sie." Die Gruppierung und Ausführung des Bildes ist in jeder Hinsicht zu loben und auch der Christuskopf von größerer Tiefe des Ausdrucks, als es frühere Heilandsgestalten desselben Künstlers gewesen sind. Dennoch geben wir dem kleineren Bilde: „Der gute Hirte" bei weitem den Vorzug. Dieses Bild ist im Entwurf, wie in Zeichnung, Ausdruck und Tönnung außerordentlich ansprechend und bekundet einen glücklichen Wurf, den der Künstler gemacht hat.

Recht wenig ansprechend dagegen ist uns der Evangelist Matthäus von August v. Heyden gewesen; hinter dem lauschenden Greise, der sich zum Schreiben anschickt, steht ein Engel, der auf der Guitarre spielt. Das Bild macht in technischer Hinsicht Aufsehen, befriedigt sonst aber unseres Erachtens nicht. Der Ausdruck des Greises hat nichts Edles, sondern etwas Stumpfes, und die Inspiration als eine musikalische hinzustellen, scheint uns auch nicht glücklich. Matthäus ist kein Dichter, Sänger oder Barde, sondern ein Geschichtsschreiber gewesen.

Ein fesselndes Bild, vor dem man gerne verweilt, ist „Die Heilung des Kranken am Teiche Bethesda" von Hermann Behmer in Weimar. Im Vordergrunde der Teich, der ganz richtig als überwölbte, schattige Zisterne gedacht ist. Zwischen dem Teich und dem Ausgang, in halbdunkler Vorhalle, spielt sich die bekannte Szene ab. Es ist das erste größere Gemälde dieses Künstlers, das wir kennen lernen; und wenn auch vielleicht in demselben die vortrefflich gelungene Gestalt des Kranken uns lieber wird, als der Heiland, der gerade die Hände zum Wunder erhebt, so haben wir doch auch hier wieder ein erfreuliches Zeugnis vor uns, daß in Deutschland die religiöse Kunst nicht ausgestorben ist, sondern in hoher, schöner Blüte steht. Wenn wir einen Druckfehler richtig verbessern, so befindet sich das Bild im Besitz der Diakonissenanstalt zu Kaiserswert am Rhein und wird dort, wenn irgendwo, in seiner glücklichen Vereinigung von Idealismus und Realismus auf das Gemüt der Beschauerinnen wirken. — Ebenfalls diesem Gebiet zugezählt werden mag eine recht gut gemalte sächsische Bäuerin mit ihrem Gebetbuch in der Hand, von Susanna v. Nathusius (zur Zeit in Paris). Den Schlüssel zu dem Bilde gibt allerdings erst der Name desselben: „Während der Predigt." Die hübsche Bäuerin schaut zu zerstreut darein, um für eine Beterin gehalten zu werden. Für das Anhören einer trockenen Kanzelleistung paßt der Gesichtsausdruck, der offenbar der Künstlerin besser gelungen ist, als dem Pastor die Predigt, die nur mit halbem Ohr gehört wird.

Wenig gelungen ist ein „Christus am Kreuz" von Johannes Bochenek in Berlin; und ebenfalls im Gegenstande vergriffen hat sich der auf seinem eigentlichen Gebiete so glückliche Ludwig Knaus mit einer „Charitas". Was die von ihm ausgestellte „Charitas" mit wirklicher Charitas zu thun haben könnte, ist uns unverständlich geblieben.

Wie immer sind auch diesmal eine große Menge von Portraits vorhanden, darunter nicht weniger als vier Minister. Die Herren v. Puttkamer, v. Bötticher und Maybach sind wohl getroffen; ganz besonderes Interesse erregt aber das Bild Anton v. Werners: „Fürst Bismarck am Bundesratstisch". Der Künstler

offenbart sich in diesem Bilde als ein außerordentlich feiner Beobachter. Die Gestalt des Kanzlers, der ein Aktenblatt in der Hand hält, die nervöse Hast der Bewegungen, welche dem Redner beim Sprechen eigen sind, der unsichere Blick in das Auditorium hinein — das alles kann nicht feiner und treffender wiedergegeben werden. Zu bedauern ist nur, daß der Künstler versucht hat, die sprechende Bewegung der Lippen festzuhalten und auf diese Art durch ziemlich weitgeöffneten Mund den Akt des Redens zu versinnbildlichen. Es gibt aber ein Maß der Geschwindigkeit bei sich bewegenden Gegenständen, welches aller Darstellung durch Pinsel und Farbe spottet; dahin gehören z. B. fallende Steine, fliegende Pfeile, rollende Räder u. dgl., deren Darstellung statt erschütternd zu wirken leicht störend, ja selbst unfreiwillig komisch werden kann. Ebenso verhält es sich auch mit den in unkontrollierbarer Schnelligkeit beim Reden sich schließenden und öffnenden Lippen. Der menschliche Mund darf geöffnet dargestellt werden, wenn der Ausdruck des Schmerzes oder ein anhaltender Schrei ausgedrückt werden soll; im übrigen aber können Bilder „sprechend" sein, auch wenn die Lippen fest geschlossen bleiben.

Ein ausgezeichneter Charakterkopf ist das Frauenportrait von Johannes Kleinschmidt. Nicht minder sind zu nennen das von Graf Harrach gemalte Portrait des Herrn v. Knesebeck; drei Bilder von Gussow; ein Bild von Hugo Krola; das Bild des Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simson von Fr. Paulsen; ein durch die große Schönheit und Anmut des Dargestellten fesselnder Studienkopf von Professor Biermann in Berlin; und manche andere.

Auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei sind nennenswert eine große Anzahl Küstenlandschaften und Seestücke von Achenbach, von Petersen u. a. Nicht verschweigen wollen wir aber, daß von allen deutschen Marinemalern doch keiner dem Russen Ajvasowsky das Wasser reicht. Die Durchsichtigkeit, Flüssigkeit und Lebendigkeit des Wassers und der Brandung bringt gegenwärtig kein deutscher Meister in solcher Vollendung fertig, als der Petersburger Professor; ja, unseres Erachtens übertrifft er selbst ältere Meister, wie Schelfhout und Melbye. Und wir bedauern, daß man zwei seiner Bilder nicht mit besserem Platze bedacht hat. Was die eigentliche Landschaft betrifft, so sind, wie immer, ausgezeichnete Leistungen vorhanden. „Eine Reiflandschaft" von Rummelspacher, ein „Vorfrühling" von Robert Ruß, eine „Gewitterstimmung an der Nordsee" von August Ziegler, „Zugspitz" von Otto von Kamecke, „Waldpartie" von Pape u. a. m. Auch mehrere Bilder sind wieder vorhanden, welche man als Schule Böcklins bezeichnen kann, z. B. eine Felsenschlucht von Hermann Heidrich, aus welcher der Drache Fafner sich hervorwindet; ebenso eine Felsenschlucht von Gustav Olbricht in Breslau; auch Georg Müller-Breslau gehört hierher; alle diese Künstler suchen es mit mehr oder weniger Glück dem Meister nachzuthun in düsterer und wilder, zum teil von der Wirklichkeit recht weit sich entfernender Romantik: Richard Wagner auf der Leinwand, oder wenn man will, die Schicksalstragödie aus der Litteratur in die malerische Landschaft versetzt! Unter allen Landschaften geben wir aber diesmal den beiden hessischen Landschaften von Gustav Pflugradt den Vorzug; es mag viele geben, in denen die Natur photographisch treuer abkonterfeit ist, aber schwerlich andere, in denen so viel Anmut und Poesie liegt. Der Maler zieht uns nicht hinein in die reale Wirklichkeit mit ihrem „Seufzen aller Kreatur", sondern er hebt uns leicht und glücklich empor aus dieser mangelhaften Wirklichkeit in die Welt des Ideals.

Werfen wir endlich einen Blick auf die Genrebilder; ist die Zahl auch der guten außerordentlich groß. Vortrefflich ist z. B. das kleine Bild von August Blunk in Berlin, welches den Streit eines Dienstmädchens mit den Gemüseweibern des Marktes um ein verlorenes Portemonnaie und die Schutzleute darstellt, welche die streitenden Parteien auseinanderzubringen bemüht sind. Ferdinand Brütt hat zwei Bilder geliefert, welche man in Frankreich als sujets de lithographie bezeichnen würde.

„Beim Auswanderungsagenten“ und „Die Schuldverschreibung“. In dem einen Falle sucht der Agent einen jungen Mann zur Auswanderung zu bereden, die greise Mutter aber ihn von diesem Schritt zurückzuhalten. Und die Schuldverschreibung, welche ein Bauer unterzeichnet, ist offenbar das Dokument, welches ihn und seinen Hof in die Hände des städtischen Advokaten ausliefert. Die Bilder entbehren in der Auffassung der Feinheit; sie sind trivial und grob verständlich; eben darin aber liegt die Anziehungskraft, die sie auf das Volk ausüben.

Sehr niedlich ist die „Morgenandacht“ von Klara Fischer: eine Alte, die am Bett der aufstehenden Kinder steht und dieselben beten lehrt; der halb andächtige, halb fragende Ausdruck in den unschuldigen Kindergesichtern ist trefflich wiedergegeben.

Sehr fein und duftig ist auch ein Hirtenmädchen von Valentin in Düsseldorf. Etwas stark aufgetragen und daher ganz leise an die Karrikatur streifend ist das Bild „Ungelöste Fragen“ von Emil Schwabe. Zwischen einem höheren Beamten und einem Geistlichen sitzt an der Wirtstafel ein taktloser Schwätzer, der durch indiskrete Fragen seine Nachbarn in Verlegenheit setzt; der Kopf zeigt semitischen Anflug, und als Symbol seiner politischen Stellung liegt vor ihm das „Berliner Tageblatt“. Wenn das Bild noch etwas feiner und diskreter wäre, so könnte es ausgezeichnet sein.

Dem Schreiber dieser Zeilen ist es vergönnt gewesen, in diesem Jahre kurz hintereinander erst den Pariser „Salon“ und dann die Berliner Ausstellung zu sehen; und da liegt es nahe, Vergleiche zu machen. Welche Nation leistet mehr, die französische oder die deutsche? In Paris glaubten wir, es wären die Franzosen; in Berlin aber hielten wir die Deutschen für überlegen; und die beiden scheinbar sich widersprechenden Urteile brauchen nicht falsch zu sein, sie führen vielmehr zu dem Schluß, daß an beiden Orten Großartiges und Vollendetes geleistet wird, so lange nur der Maßstab äußerer Kunstfähigkeit angelegt wird; wird aber auch mit dem Barometer der sittlichen Kraft und Reinheit gemessen, so wird den Deutschen ein wenig Vorzug eingeräumt werden müssen, wenn auch nicht viel. Die Produkte düsterer, krankhafter und verdorbener Phantasie sind doch in Frankreich erheblich zahlreicher als bei uns, und was dort gänzlich fehlt, ist die Innigkeit und Frömmigkeit des deutschen Gemüts. Wir schließen mit dem Wunsch und mit der Erwartung, die wir schon im Jahre 1883 ausgesprochen haben, daß nämlich Deutschland auf dem Wege der Vertiefung in seine reiche Vergangenheit immer weiter fortschreiten möge. Hier liegen die Wurzeln unserer Kraft, hier liegen Stoffe und Vorwürfe, an denen der Meister seine Kraft erproben, das Volk seine Gesinnung erheben, seinen Mut begeistern kann. Christlich und deutsch gehören zusammen. Ganz von selbst wird dann auch als höchste Blüte einer wahren und edlen Historienmalerei sich die religiöse, die biblische Kunst erheben. Mit immer herrlicheren Leistungen werden beide die Liebe zur irdischen und ewigen Heimat wecken und pflegen, und so in unserem Volke den Materialismus besiegen helfen, von dem es so schwer erkrankt ist.



Hypnotische Studien.

Von

Dr. med. K. Haeßnle, Reutlingen.

I.

Durch das Vorgehen der französischen Gesetzgebung gegen das Hypnotisieren und durch unklare, höchst beängstigend wirkende Sensationsartikel deutscher Zeitungen, die den Hypnotismus als eine Gefahr für Moral und öffentliche Sicherheit erscheinen lassen, hat sich derselbe wieder mehr der allgemeinen Beachtung aufgedrängt. Die Redaktion dieser Monatsschrift nahm daraus Anlaß, mich um Mitteilung meiner praktischen Erfahrungen auf diesem rätselhaften Gebiete, sowie um den Versuch einer Theorie des Hypnotismus zu bitten.

Um den Leser gleich in medias res zu versetzen, soll zuerst, unter Einschiebung der nötigen Erklärungen, ein Bild der vollendeteren Formen des Hypnotismus gegeben werden, wie wir es etwa mit einem der besseren der uns hier zur Verfügung stehenden „Medien“ Wißbegierigen, nicht aber Neugierigen, in engerem Kreise zu zeigen pflegen.

Ich muß hier gleich einfügen, daß der Ausdruck „Medium“ nicht zum Hypnotismus gehört; man sollte ihn für den, dem Hypnotismus vollständig fremden Spiritismus allein vorbehalten. Leider fehlt es an einem deutschen Wort, das bezeichnen würde: „von fremdem Willen beeinflußbar; fremdem Einfluß unterworfen“. Ich werde künftig hierfür den Ausdruck Pathiker gebrauchen, obgleich ich weiß, daß derselbe bei Juvenal einmal auch in obscönem Sinn gebraucht ist.

Herr G. B., ein junger intelligenter Kaufmann mit kräftiger Muskulatur befindet sich in unserer Gesellschaft; er greift nach einem Zündholz, um die Zigarre anzustecken; unvermutet mache ich einen kurzen Strich seinen Arm entlang, oder deute auch nur auf diesen Arm mit gebieterischer Stellung, und sogleich ist derselbe steif; das angebrannte Zündholz brennt ruhig weiter und macht eine kleine Brandblase an den Finger, es wird nicht empfunden, so wenig wie tiefe Stiche oder Kneifen; der Besitzer des Armes ist dabei ganz wach, er unterhält sich mit seiner Umgebung; der starr ins Leere hinausragende Arm stört ihn nicht, es ist, als gehörte er ihm nicht. Die Mehrzahl der Pathiker fühlt in einem starr gemachten Arm oder Bein nichts, und einige scheinen das betreffende Glied auch merkwürdigerweise nicht zu sehen; wenn bei diesen der Hypnotiseur, während der Pathiker durch Unterhaltung abgelenkt ist, dem starren Arm eine andere Richtung gibt und nun den Pathiker auffordert, seine (starre) Hand zu betasten, so sucht er sie an der früheren Stelle, tappt beim Suchen immer

in der Nähe der früheren Handlage umher und findet seinen starren Arm oder seine Hand zuletzt nur dadurch, daß er mit der normalen Hand von der Achsel an tastend sie sucht. Andeutungen dieses Nichtsehens des starren Armes finden sich bei vielen Pathikern; scharf ausgesprochen ist es bei wenigen. Ein leiser Strich des Hypnotiseurs (nicht notwendig in der geraden Gegenrichtung) oder die bloß gesprochene Versicherung, der Arm sei wieder beweglich, — und derselbe fungiert wieder normal wie zuvor. Weiter: Herr G. B. unterhält sich angelegentlich mit einem neben ihm Sitzenden; da — ein Blick von mir (oder von einem andern Hypnotiseur) — er stottert noch einen Buchstaben, verstummt und wendet sein Gesicht mit starrem Ausdruck gegen mich, die Augen weit offen, ausdruckslos mich anstarrend. Ist es dem Hypnotiseur gerade zufällig nicht möglich, das Auge des Pathikers mit dem Blick zu treffen, so genügt auch ein Strich mit der Hand, der vor seinem Gesicht und in einiger Entfernung davon rasch von oben nach unten geführt wird. In der erwähnten Stellung nun bleibt Herr G. B. beliebige Zeit, die Augen stets auf den Hypnotiseur gerichtet, auch wenn dieser den Ort wechselt. Verläßt er das Zimmer, so folgt er ihm entweder nach mit steifem feierlichen Gang, oder er bleibt auch wohl sitzen, schließt die Augen und fällt in hypnotischen Schlaf. Gesetzt nun aber, ich bleibe sitzen, so blickt er mich unverwandt an, — auch jetzt noch, da er, meinem Willen gehorsam, sich langsam steif von dem Stuhle erhebt, seitlich schreitend (da er ja mich stets im Auge zu behalten sucht), den Tisch entlang sich bewegt, von da zu einem andern Tisch, von dem er, stets nur durch mein Auge geleitet, einen Zündholzstein, ein Salzfaß oder dergleichen wegnimmt, dann mir überbringt, oder ein Zündholz anzündet, je nachdem ich es ihm andeute. Dazu ist durchaus kein lebhaftes Mienenspiel nötig; kaum sehen die Zuschauer es dem sonst ganz unbeweglichen Hypnotiseur an, was er will; der Hypnotische aber, der ganz vollständig in dem Willen des Hypnotiseurs lebt und auf jede leiseste Aeußerung dieses Willens achtet, versteht ihn.

Hier sei der Irrtum des um 1770 als Hypnotiseur berühmten katholischen Priesters Gaßner erwähnt. (Sphinx II. Bd. S. 308. Sehr lesenswert.) Er redete seine Pathiker lateinisch an, und da z. B. auf das Wort agitetur bracchium sinistrum der linke Arm bewegt wurde, schloß man auf eine geheime Fähigkeit der hypnotisch Gewordenen, in der Seele des Hypnotiseurs zu lesen oder fremde Sprachen zu verstehen, während es sich lediglich um ein Absehen des Befehls an den Mienen oder etwaigen gebieterischen Bewegungen des Hypnotiseurs gehandelt hat. Nebenbei sei bemerkt, daß es mir bis jetzt bei keinem Pathiker gelungen ist, wie es von Gaßner berichtet wird, den Pulsschlag zu beeinflussen; ich zweifle deshalb vorerst an der Richtigkeit dieser Angabe.

Unser Herr G. B. hat mir den Zündholzstein überbracht, ohne leicht sichtbares Zeichen veranlasse ich ihn zum Sitzen und spreche nun das Wort „Wach!“ aus. (Der hypnotisch Gewordene wacht nur durch das „Wach“ derjenigen Person auf, die ihn hypnotisch gemacht hat; ein ganz leises „Wach“ von dieser Person weckt ihn, während Anrufen, Schütteln von seiten anderer wirkungslos bei ihm bleibt. Doch auch ohne Wort ist der Hypnotische leicht zu wecken, wiederum bloß durch einen Wink mit den Augen.) Ein leises Erschrecken, wie bei einem Erwachenden, zuckt durch seinen Körper, und nun kommt eine Erscheinung, die ich bis jetzt nur bei einem einzigen Pathiker (eben dem erwähnten jungen Kaufmanne) fand, die aber doch typisch ist für die vollständige Bewußtseinspause während der Hypnose: er wendet, wachgeworden, sein Gesicht wieder dem Herrn zu, mit dem er vorher gesprochen hat, als ihm die Hypnose unerwartet dazwischen kam, und führt seinen Satz zu Ende, als ob nichts geschehen wäre, sogar das halb ausgesprochene letzte Wort ergänzend. Durch nichts kann man ihm die Ueberzeugung beibringen, daß er nicht ununterbrochen gesprochen habe; wenn man ihm das corpus delicti, den Zündholzstein zeigt, fragt er, was man damit wolle, und lächelt ungläubig über den Bericht von dem, was vorgefallen sei. Daß der hypnotisch Gewesene durchaus nichts über das, was während seiner Hypnose vorgegangen ist, weiß,

ist die Regel; Ausnahme ist nur dieses Fortfahren in einem angefangenen Worte oder Satze.

Nun wird Herr B. G. (oder ein beliebiger anderer Pathiker, da das folgende Experiment bei jedem einigermaßen brauchbaren Pathiker ausführbar ist) abermals hypnotisch gemacht, und ich sage ihm in befehlendem Tone, deutlich, langsam sprechend: „In zehn Minuten (oder in einer Stunde, einem Tag, einer Woche, denn selbst nach einem Jahr wurde ein von Dr. Liegeois in Nancy gegebener hypnotischer Auftrag ausgeführt, vergl. Revue de l'hypnotisme Band I, S. 147) werden Sie in das anstoßende Wirtszimmer gehen und aus der ersten Schublade rechts in dem dortigen Schrank zehn Mark in Silber nehmen, mir das Geld in die rechte Rocktasche stecken, sich wieder setzen und dann aufwachen." Nun spreche ich das „wach", und man kann nun ein möglichst genaues Examen mit Herrn G. B. anstellen, ihn fragend, ob er nicht einen Auftrag auszuführen habe ꝛc.: er wird mit der unschuldigsten Miene versichern, daß er nichts wisse. Das ist in der That so; die Erinnerung an den in der Hypnose erhaltenen Befehl tritt nicht in das wache Bewußtsein ein. Nur eine merkwürdige Ausnahme hiervon habe ich erlebt bei einem Zögling des hiesigen pomologischen Instituts, Herrn L., der trotz eingetretener Hypnose bei halbem Bewußtsein war, aber doch wie ein anderer Hypnotiker ganz willenlos; dieser erinnerte sich in wachem Zustand des in der Hypnose erhaltenen Befehls und führte ihn aus trotz eigenen Widerstrebens und der Versicherung, daß er einen etwa besonders unsinnigen Befehl nicht ausführen werde, z. B. den Rock ausziehen und mit den Beinen in die Aermel schlüpfen ꝛc. Kein Pathiker erinnert sich sonst in wachem Zustand an einen in der Hypnose erteilten Befehl; wird er aber wiederum hypnotisch gemacht, so berichtet er in der Hypnose alles mit wörtlicher Genauigkeit. Es hat — und dieser Umstand könnte vielleicht praktisch im Gerichtssaal verwendbar sein — uns oft Heiterkeit erregt, wenn in unserem Kreise, in dem sich mehrere geübte Hypnotiseure befinden, der eine Hypnotiseur auf diese Weise einen von einem anderen insgeheim gegebenen hypnotischen Auftrag ans Licht zog, z. B. den, in einer halben Stunde einem der Anwesenden Salz oder Bier in den Wein zu schütten ꝛc.

Die zehn Minuten, nach deren Verlauf die That geschehen soll, sind beinahe verflossen. Der Pathiker, — einerlei ob der Hypnotiseur anwesend ist oder die Gesellschaft verlassen hat, ob er noch an den gegebenen Auftrag denkt, oder ihn ganz vergessen hat — wird nun etwas unruhig, sieht auf die Uhr, weiß aber auf die Frage, warum er auf die Uhr sieht, keinen Grund anzugeben. Plötzlich steht er mitten in einem Gespräch, in das man ihn etwa noch verwickelt hat, rasch auf; sein Gesicht nimmt den starren hypnotischen Ausdruck an, Zurufe bleiben unbeachtet, Hindernissen weicht er aus, geschlossene Thüren öffnet er, kann er das nicht, sucht er einen anderen Weg, wenn nötig durchs Fenster, und richtig: da bringt er das Geld. Ein Zehnmarkstück, das dabei lag, hat er liegen lassen und sorgfältig, dem Befehl wörtlich entsprechend, zehn Einmarkstücke sich herausgezählt. Er legt das Geld in meine Tasche und will sich setzen, da nimmt mir ein Nachbar das Geld weg; sofort kommt Herr G. B. herbei, und trotz aller möglichen neugeschaffenen Hindernisse gibt er mir zuletzt wieder getreu dem Wortlaut des Auftrages das Geld in die rechte Tasche, setzt sich, schüttelt sich leicht und wird wach ohne eine Ahnung von dem Vorgefallenen.

Jeder, der unsinnigste, der verwerflichste Auftrag wird ausgeführt: er wirft einen der Anwesenden mit Bedenken erregender Energie zur Thüre hinaus; er stößt einen Pappdeckel, der ihm als Dolch in die Hand gegeben wird, mit Wucht dem betreffenden Opfer in die Herzgegend u. s. w. Als nebensächlich soll erwähnt werden, daß das Verhalten der Pathiker in letzterer Hinsicht verschieden ist; die einen, denen man einen beliebig geformten Pappdeckel als Dolch in die Hand gibt, legen ihn beim Erwachen weg und fassen ihn erst wieder, wenn die Ausführung des Auftrages beginnt, resp. suchen ihn und finden ihn, wo man ihn inzwischen auch versteckt hat. Die anderen erregen

stürmische Heiterkeit dadurch, daß sie den Pappdeckel nach dem Erwachen in der Hand behalten und, mag er noch so groß und unbequem sein, ihn beim Fassen ihres Trinkglases, beim Zigarrenanzünden ꝛc. nicht aus der Hand legen, auch aufs bestimmteste behaupten, sie hätten nichts in der Hand; sie sehen den Pappdeckel durchaus nicht; hält man ihnen eine Zeitung vor und den Pappdeckel dazwischen, so können sie die verdeckten Stellen natürlich nicht lesen, behaupten aber, es sei nichts zwischen den Buchstaben und ihrem Auge, der Druck sei eben undeutlich, es falle ein Schatten auf das Papier und dergleichen Ausflüchte mehr.

Die französischen Hypnotiseure nennen den einem hypnotisch gemachten Menschen gegebenen Befehl suggestin. Dieser Ausdruck ist nicht zu empfehlen, denn er erweckt leicht die falsche Anschauung, als handle es sich hierbei um eine geheimnisvolle Art der Kommunikation zwischen Hypnotiseur und Pathiker, um eine Gedankenübertragung, (man liest z. B.: „ich suggeriere ihm den Gedanken, daß er in dem rechten Beine keinen Schmerz mehr empfinde und gut damit gehen könne,") und in der That begegnet man in den französischen Schriften oft genug dieser falschen Auffassung. Der Ausdruck: hypnotischer Befehl oder Auftrag trifft gewiß den Sachverhalt richtiger als suggestion mentale oder suggestion hypnotique.

Weitere Beispiele von hypnotischen Aufträgen sind: in einer Viertelstunde, oder morgen bei einem Fest soll eine Rede gehalten werden. Solche Reden werden von sonst ganz Ungeübten oft recht erträglich ausgeführt, ohne daß man indessen annehmen darf, der Geist des Hypnotiseurs unterstütze dabei unbewußt die Gedankenbildung bei dem die Rede vorbereitenden Pathiker.

Hochinteressant sind Aufträge, die sich auf das Gebiet unwillkürlicher Thätigkeiten des Körpers beziehen. Man kann durch hypnotischen Auftrag zu einer bestimmten Stunde Durchfall, Niessen mit Fließen der Nase, Zahnweh erregen; die französischen Hypnotiseure berichten von Nasenbluten, ja selbst von Stigmatisation, dem Erscheinen von blutigen Malen (stigmata) an verschiedenen Körperteilen. Dieses letztere hervorzurufen ist bis jetzt keinem von uns hiesigen Hypnotiseuren gelungen.

Das Gebiet des verbrecherischen hypnotischen Auftrags — mit andern Worten: Verbrechen **durch** hypnotische Personen — ist dasjenige, das für den Strafrichter und für die Behörden überhaupt eigentlich von allen hypnotischen Vorgängen allein in Betracht kommt; denn Verbrechen **an** hypnotischen Personen werden zu vermeiden sein, wenn sich niemand ohne anwesende Zeugen hypnotisieren läßt. Wer sich ganz allein von einem unbekannten Menschen hypnotisieren läßt, verdient den Vorwurf des Leichtsinns ebenso, wie jemand, der in Gegenwart einer Person, der er nicht trauen darf, unbeschützt einschläft. Durch hypnotischen Auftrag ist man allerdings im stande, einen leicht hypnotisierbaren Menschen zu jedem beliebigen Verbrechen zu veranlassen, mag er sonst noch so sittenrein sein; er wird dieses Verbrechen mit einer Ruhe und Unerschütterlichkeit vollziehen, die maschinenmäßig ist, ohne alle Rücksicht auf Anrufen, auf Bitten, auf Anstand, ohne etwa die Folgen der Oeffentlichkeit zu fürchten; mitten in der Kirche, auf dem Markt wird er mit demselben starren Gesichtsausdruck, mit derselben mechanischen Ruhe, mit derselben Wucht jemand einen Dolch in die Brust stoßen, wie er das im geselligen Kreise mit einem Pappdeckel thut. Diese Ueberlegungen lassen die Hypnose entsetzlich erscheinen; in Wirklichkeit ist die Sache nicht so schlimm. In erster Linie ist zu bedenken, daß die Zahl der Menschen, welche so vollständig hypnotisierbar sind und vor allem in der Hypnose leicht beweglich sind, keine große ist; viele, die Mehrzahl der Pathiker, sind in der Hypnose unbeholfen, die Muskeln halbstarr, alle Bewegungen langsam wie die eines Schlafenden; so sind sie dann auch in der Nachhypnose, das heißt in dem Zustand, in welchem sie den Auftrag ausführen. Einer solchen langsamen Person ein Verbrechen aufzutragen, wäre Selbstverrat, denn der betreffende Pathiker würde während der unendlich trägen langsamen Ausführung des Auftrags ergriffen werden und ihm das Geständnis der Person des Anstifters auf

hypnotischem Wege entlockt werden, oder auf dem gewöhnlichen Wege. Ersterer Weg wäre natürlich der kürzeste; der Hypnotiseur kann sich aber davor schützen, daß sein Pathiker von irgend einem Fremden hypnotisiert werde, und ihm in der Hypnose die geheimsten Gedanken entlockt werden, nämlich dadurch, daß er einmal oder besser einigemale nach einander dem Pathiker den hypnotischen Auftrag gibt, sich von niemand als von ihm hypnotisieren zu lassen. Hiermit kommen wir auf den zweiten Punkt zu sprechen:

Wenn man einem Pathiker den hypnotischen Auftrag gibt: „Sie werden sich drei Tage lang von niemand als von mir hypnotisieren lassen," oder wenn der Pathiker sich selbst unmittelbar vor der Selbsthypnose diesen Auftrag gibt und mit diesem Gedanken sozusagen einschläft, so ist es unmöglich, denselben vollständig zu hypnotisieren. Der Versuch ist in unserem Kreise oft gemacht worden, und es zeigte sich stets, daß Leute, die sonst einem bestimmten Hypnotiseur gegenüber ganz widerstandsunfähig waren, die dieser Hypnotiseur, auch wenn sie sich verabredetermaßen widersetzten, leicht hypnotisch machen konnte, daß diese Leute dann entweder gar nicht zur Hypnose zu bringen waren, oder höchstens zu einer Art Halbhypnose, aus welcher sie sich aber immer sofort wieder aufrafften. Hypnotische Aufträge zu geben ist in diesem Kampfzustand zwischen Wachen und Hypnose unmöglich, sie prägen sich der Seele nicht ein. Es haben darum auch die Herren Prof. Dr. Bernheim und Dr. Liegeois die Gepflogenheit, jedem ihrer Pathiker zu „suggerieren", daß er sich von niemand, als von ihnen hypnotisieren lassen werde, wodurch dieselben vor dem Mißbrauch durch Unberufene besser geschützt sind, als wenn sie nie hypnotisiert worden wären. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß einmaliges und noch mehr oftmaliges Hypnotisieren in dem betreffenden Individuum die Neigung hypnotisch zu werden bis zu einem gewissen Grade wenigstens erhöht, und es hat deshalb jeder Hypnotiseur die Pflicht, seine Pathiker davor zu schützen, daß sie nicht Unberufenen eine Beute werden. Freilich kann sich, wie schon erwähnt, jeder Pathiker selbst davor schützen, daß er nicht unvermutet etwa im Eisenbahnwagen hypnotisiert werde, dadurch, daß er sich vor einer Reise in Selbsthypnose vornimmt, sich nicht hypnotisieren zu lassen. Doch über Selbsthypnose weiter unten noch Näheres.

Als dritten Punkt, der mir ein Eingreifen der Gesetzgebung als kaum nötig erscheinen läßt, möchte ich anführen, daß sich im allgemeinen niemand zu längeren Versuchen mit Hypnose hergeben wird, ohne daß er dem Hypnotiseur vertraut, ihn für einen moralisch vorwurfsfreien Menschen hält. Hiervon machen freilich die öffentlichen hypnotischen Schaustellungen eine Ausnahme, insofern man ja hier mit einem Fremden zu thun hat, dessen Charakter man nicht kennt. Ein Verbot öffentlicher hypnotischer Schaustellungen kann vielleicht gerechtfertigt werden, da diese Produktionen meist eine aktive Hypnotisierungsmanie auf einige Zeit unter dem Publikum zur Folge haben, die freilich ebenso rasch erlischt, als sie entstand. Es darf aber auch hierbei nicht vergessen werden, daß ohne diese öffentlichen Produktionen die Kenntnis jener immerhin hochinteressanten und, wie wir sehen werden, auch nützlichen Erscheinung nicht in weitere gebildete Kreise gedrungen wäre; ist sie doch jetzt noch der Mehrzahl der Aerzte unbekannt, die doch durch die Versuche der beiden Aerzte Braid und Meßmer, sodann durch die Veröffentlichungen von Prof. Haidenhain und Prof. Grützner von der Sache unterrichtet sein sollten. Gewöhnlich geben sich, wie ich aus Erfahrung weiß, die Leute gerne zu einem ersten Versuch her; von diesen Versuchspersonen zeigt sich nur bei einem Teil (kaum 10 Prozent) beim ersten Versuch Empfänglichkeit, die nun durch weitere oftmalige Wiederholungen gesteigert werden kann, so daß die oben besprochenen Experimente hervorgebracht werden können. Sind die ersten Zeichen der Hypnose: Schlaf, Nichtöffnenkönnen der Augenlider oder des Mundes, Steifwerden der Arme, eingetreten, so entziehen sich die meisten weiteren Experimenten, da sie sich nur von der Existenz der Thatsache an ihrer eigenen Person überzeugen, oder auch die Sache als Schwindel entlarven wollten. Von der großen Zahl der Versuchspersonen bleiben zuletzt nur sehr wenige übrig, die so viel Vertrauen zu der Person des Hypnotiseurs haben, daß sie

sich ihm auf diesem dunklen Gebiete des Seelenlebens zu weiteren Versuchen überlassen, und von diesen ist wiederum nur ein Teil zur Hervorrufung der intensiveren hypnotischen Erscheinungen geeignet; bei den andern kommt man nie hinaus über das Starrmachen der Glieder, das Einschlafenlassen, das Nachahmen vou Gestikulationen oder Lauten des Hypnotiseurs, das direkte Befolgen gegebener Befehle, die aber Schritt für Schritt überwacht bezw. wiederholt werden müssen. Rechne man nun noch dazu, daß Widerwille gegen die Person des Hypnotiseurs die Hypnose sehr erschwert, so ist kaum denkbar, daß ein moralisch reiner Mensch in die Macht eines gemeinen, moralisch niedrigen Hypnotiseurs kommt.

Fasse ich alles zusammen, so wage ich unbedingt den Satz: es ist leichter, jemand durch Ueberredung zu einem Verbrechen zu bestimmen, als durch die mühselige und unsichere Dressur des Hypnotisierens.

Ein Verbot des Hypnotisierens würde wohl dasselbe Schicksal haben, wie das gewiß gut gemeinte Verbot der Zündhölzchen im Anfange der dreißiger Jahre, das den Erfinder derselben, Kammerer, ins Irrenhaus brachte; es wäre nicht durchführbar, so wenig als das Verbot der Taschenmesser durchführbar wäre, und doch ist mit Zündhölzchen und Messern gewiß schon mehr Unglück angestiftet worden, als jemals im Laufe aller Zeiten mit Hypnose angestiftet werden wird. Unsere Gesetzgebung ist aber keine Kleinkinderbewahranstalt mehr.

Den Einwurf, daß die körperliche oder geistige Gesundheit der Pathiker durch das Hypnotisieren geschädigt werde, weise ich aus eigner Erfahrung und mit fester Ueberzeugung zurück. Wir haben, wie das zu geschehen pflegt, in den Zeiten der ersten Begeisterung das Studium des Hypnotismus bis zum Uebermaße getrieben und obgleich wir zuletzt eine erkleckliche Anzahl Pathiker beisammen hatten (bei einer größeren Sitzung am 30. April 1886 waren allein 10 Pathiker anwesend), wurde doch vorwiegend mit etwa dreien derselben, wie schon erwähnt, im Uebermaß experimentiert, nämlich mit denen, welche die schon erwähnte Schwerfälligkeit und Schläfrigkeit während der Hypnose in geringem Grade zeigten. Niemals habe ich an einem derselben eine Störung bemerkt, die nicht etwa durch die Aufregung über die neue Entdeckung, durch zu viel genossene Getränke oder das späte Zubettgehen ihre einfache Erklärung gefunden hätte. Einer unserer Pathiker, Herr M., behauptete, hernach etwas unruhiger zu schlafen; diesem Uebelstand wurde leicht durch den jedesmaligen hypnotischen Befehl: „Sie werden heute Nacht vorzüglich schlafen und frisch und munter erwachen," abgeholfen, und es hatte in diesem Falle der übliche Wunsch, gut zu schlafen, im Munde des Hypnotiseurs einmal wirklich einen Sinn.

Die Störungen, welche nach den bisherigen Nachrichten durch Hypnotisiereu hervorgerufen sein sollen, tragen alle den Charakter der hysterischen Nervenzufälle, womit für den Kundigen schon genug gesagt ist. Diese Anfälle, Krämpfe in den verschiedensten Muskelgruppen, Weinkrämpfe, Lachkrämpfe treten bei Hysterischen oft bei den geringsten Anlässen auf, besonders gerne, wenn diese Personen sich beobachtet wissen und große Teilnahme zu erregen glauben; wenn deshalb nicht konstatiert werden kann, daß niemals früher dergleichen Anfälle aufgetreten sind, verlieren die berichteten Fälle alle Beweiskraft. Es gilt das auch von den in „Sallis, der tierische Magnetismus", S. 54 angeführten fünf Fällen, wovon ich auch Fall IV nicht ausnehme, in dem die Aufregung der guten Leute sicher eine überflüssige war. Von Sensationsberichten, wie sie über den italienischen Hypnotiseur Donato einige Zeit als Enten durch die Zeitungen flatterten, will ich schweigen; denn Mitteilungen, wie z. B. ein Student habe durch die Hypnose „das moralische Gleichgewicht verloren" (war scheints ziemlich labil!), wirken mehr komisch, als die Kritik herausfordernd. In einem einzigen von einem Fachmann (Prof. Dr. Charcot) wirklich genau konstatierten Fall traten bei einem hereditär nicht belasteten, vorher nie von ähnlichen Zufällen heimgesuchten 12jährigen Knaben, der von zweien seiner Kameraden im Unfug hypnotisiert worden war, Nervenzufälle

ein, die Charcot indessen selbst als hysterische bezeichnet und von denen er sagt, der kleine Patient werde bald davon genesen sein. Dem gegenüber fallen denn doch die Confessions d'un hypnotiseur (Revue d'hypnot. I. S. 146) anders ins Gewicht. Dr. Liebeault berichtet hier, daß er bis jetzt 7500 Personen hypnotisiert habe und einige davon hundertmale; er berichtet über die Störungen, die er dabei erlebt hat, die sämtlich sehr unbedeutender Natur sind und rasch vorübergingen. Ebenso sagt Prof. Dr. Bernheim, der in seiner Klinik in Nancy häufig von der Hypnose Gebrauch macht: „L'hypnotisme bien manié n'offre pas le moindre inconvenient.“ Prof. Dr. Heidenhain, einer der leider so wenigen deutschen Forscher auf diesem Gebiet, sagt: „Von irgend welchen besorgniserregenden Symptomen ist mir nicht das mindeste bekannt geworden.“ Meiner eigenen, allerdings sehr bescheidenen Erfahrung nach möchte ich behaupten: das Hypnotisieren ist ungefährlich. Man muß es sehr ungeschickt angreifen, oder an eine vorzüglich hysterische Person geraten, um nervöse Zufälle zu erhalten, die zwar sehr alarmierend aber recht ungefährlich sind.

Daß unsere Pathiker keinen körperlichen Schaden genommen haben, kann ich jetzt nach Verfluß von 1½ Jahren konstatieren; daß den Pathikern aber moralisch kein Schaden dadurch zugefügt wird, geht aus den Verhandlungen des Congrès de l'association française in Nancy im August 1886 hervor, wo (in der section de pédagogie) Dr. Berillon die hypnotische Behandlung für störrische, faule, kaum erziehbare Kinder empfohlen hat, auf Grund einer Reihe von beweiskräftigen Versuchen (Revue de l'hypnot. I. Nr. 3 und besonders Nr. 4, S. 97). Wenn auch die Behauptung, die Hypnose an sich schon kräftige die edleren seelischen Triebe durch Stärkung der Hemmungscentren (Sphinx III. S. 392) etwas zu sanguinisch sein dürfte, so weiß ich persönlich so viel gewiß, daß ich einem Pathiker durch öfteren hypnotischen Auftrag das Trinken abgewöhnen, ihm Liebe zu den Geschwistern einflößen, kurz, daß ich ihn günstig beeinflussen kann.

Wenn der Hypnotismus durch den „hypnotischen Auftrag“ dem Verbrecher eine gefährliche Waffe gegen die menschliche Gesellschaft bietet, so gibt er auf der anderen Seite dem Arzt ein höchst schätzbares Mittel in die Hand, besonders bei Behandlung der Geisteskranken. Geradezu märchenhaft klingen die Erfolge A. Voisins bei Behandlung Geisteskranker in der Salpetrière in Paris; aber der Name Voisin bürgt uns dafür, daß wir kein Märchen, sondern Wahrheit vor uns haben (Revue de l'hypnot. I. S. 6). Eine Tobsüchtige fällt mitten im Rasen in hypnotischen Schlaf und man bringt sie hierdurch dahin, 3½ Stunden, bald aber 10—12 Stunden ruhig zu schlafen. Da sie mit unflätigen Redensarten ihre Umgebung beschimpft, grob und unfolgsam ist, bekommt sie den Auftrag, sich anständig zu benehmen, sich zu beherrschen und zu bestimmten Tagesstunden zu arbeiten. Der Befehl wird pünktlich befolgt, ebenso der, sich gegen ihre Schwestern künftig liebevoll zu betragen. Sie wurde vollständig geheilt. Einer Geisteskranken, welche die Nahrungsaufnahme verweigerte, wird aufgetragen, alle Speisen, die man ihr anbietet, zu essen; sofort wird der Befehl befolgt, und die Kranke, von der Voisin berichtet: sa maigreur est extrême, bekommt einen embonpoint und wird geheilt. Ein anderer Kranker, der bisher in allen Anstalten entflohen war und deshalb ängstlich eingeschlossen gehalten werden mußte, erhielt von Voisin in der Hypnose den Auftrag, nicht mehr zu entfliehen; von da an konnte man ihn ruhig im Garten sich ergehen lassen. Diese wenigen Beispiele werden genügen, um die Wichtigkeit der Hypnose in solchen Fällen darzuthun. Weitere Beispiele in den ersten Nummern des 1. Bandes der Revue de l'hypnotisme, oder ins Deutsche übersetzt in dem Schriftchen von Sallis, der tierische Magnetismus; Leipzig 1887 bei E. Günther. Preis 2 Mark. Voisin hat recht, wenn er sagt: der Erfolg sei so „rapide“ und so „radical“, daß der Arzt nach seiner Ansicht nicht zaudern könne, diese „ganz unschädliche“ Methode anzuwenden. Freilich gehört dazu auch die Hingebung eines Voisin, der es sich nicht verdrießen läßt, bei schwer Hypnotisierbaren eine oder mehrere Stunden daran zu rücken,

bis er das erste Mal die Hypnose zustande bringt; die folgenden Male ist es dann leichter, wie überhaupt die Hypnose bei Geisteskranken nicht so sehr schwer scheint, als man früher glaubte. Als weitere Beispiele hypnotischer Heilungen seien noch angeführt: Ischias geheilt von Dr. Liebeault und Dr. Bernheim, Magengeschwür mit Erbrechen von Dr. Bouger, schmerzloses Zahnausziehen in primärer Hypnose und im Zustand des hypnotischen Auftrags (z. B. „beim Erwachen werden Sie bitten, daß der Zahn ausgezogen werde; Sie werden dabei keinen Schmerz empfinden") von Dr. Besançon, Dr. Mabille, Dr. Bernheim.

Wenn die Gabe hypnotisch zu werden für den Menschen in gesunden Tagen ein Geschenk von etwas zweifelhaftem Wert ist, so verhält sich die Sache umgekehrt bei Kranken, welche hypnotisierbar sind. Denn wenn man Durchfall, Nasenbluten, Muskelstarre, Gefühllosigkeit durch bloße Willensbeeinflussung hervorzubringen im stande ist, und mitten in der Unterhaltung, mitten in raschem Laufe den Pathiker in tiefen Schlaf, in vollständige Lethargie versetzen kann, so ist Morphium sicher, Chloroform wahrscheinlich zu entbehren, und im Kampf gegen die Krankheit selbst ist dem Arzt ein mächtiger Hebel in die Hand gegeben durch Beeinflussung des Heilwillens der Seele selbst.

Aus diesem Grunde ist es richtiger, seinen Pathikern folgenden hypnotischen Befehl auf eine etwaige Reise mitzugeben: „Sie werden sich von niemand als von einem Arzt hypnotisieren lassen," als sie durch den Befehl zu schützen, sich überhaupt von niemand hypnotisieren zu lassen.

Einesteils der oben erwähnten Vorteile in Krankheiten kann der Pathiker teilhaftig werden ohne fremde Beihilfe, durch eigenen Willen, durch die Selbsthypnose. Hierzu ist der größere Teil der Pathiker befähigt; wie es scheint alle diejenigen, bei denen das Selbstbewußtsein während der Hypnose vollständig erlischt. Die Hervorrufung der Selbsthypnose ist bei solchen Personen sehr leicht. Sie haben nur nötig, mit der Absicht hypnotisch zu werden, ihren Finger anzustarren, den sie sich nahe vor die Augen (etwa 10 Zentimeter vor die Nasenwurzel) halten; ja selbst das bloße Fixieren eines Gegenstandes, eines Tellers, einer Zigarrenspitze auf dem Tische genügt bei manchen. Nach $\frac{1}{2}$ längstens $1\frac{1}{2}$ Minuten tritt mit einem kaum sichtbaren Ruck durch den Körper, hervorgebracht durch die halbstarr werdenden Muskeln, und Starrwerden der Gesichtszüge die Hypnose ein. Hat sich der Betreffende beim Einschlafen vorgenommen, in einer bestimmten Zeit zu erwachen, so geschieht das annähernd richtig zu dieser Zeit; hat er das aber versäumt, so geht, wie immer, der hypnotische Schlaf in individuell verschiedener Zeit in den natürlichen Schlaf über, aus dem dann durch die gewöhnlichen Anlässe das Erwachen erfolgt. Man kann aber auch einen solchen Selbsthypnotischen dadurch zum Erwachen bringen, daß man dem Schlafenden zuredet, in 5, 10 Minuten zu erwachen. Direktes Aufwecken durch Anrufen, Rütteln rc. führt, so lange das hypnotische Stadium des Schlafes dauert, zu keinem Resultat, oder wenn es je gelingt, den Hypnotisierten zu erwecken, so ist das Erwachen ein unangenehmes, das Verstimmung, Schläfrigkeit, Unbehagen hinterläßt. Durch unverständiges Erwecken aus der Hypnose kann bei nervösen Personen noch am ehesten eine vorübergehende Schädigung der Gesundheit zustandekommen.

Ein Vorsatz, den der Pathiker während des Eintritts der Selbsthypnose faßt, wird mit derselben Pünktlichkeit ausgeführt, wie ein durch fremden Willen erteilter hypnotischer Auftrag. Hochinteressant ist folgendes Experiment: nimmt sich der Pathiker vor, beim Erwachen aus der Selbsthypnose nur mit dem Kopfe wach zu werden, am ganzen Körper aber unempfindlich zu bleiben, so gelingt die Sache in der That bei weitaus den meisten derselben. Ja sie können nach dem Erwachen willkürlich bald den linken Arm und das rechte Bein unempfindlich, den rechten Arm und das linke Bein empfindlich machen und umgekehrt. Durch unvermutete Stiche zusammen mit täuschenden Worten läßt sich leicht kontrollieren, daß kein Betrug dabei im Spiele ist. Die empfindungslosen Körperteile sind zugleich dabei durch einen krampfartigen Zustand

der Muskulatur halbstarr und, wie mir scheint, blutleerer. Der Nutzen dieser Selbsthypnose bei schweren Verletzungen liegt auf der Hand und ist mit feurigen Worten hervorgehoben in einem interessanten Schriftchen von Dr. Fahnestock über statuvolence (so nennt er die Selbsthypnose). Die auf Hellsehen, Verzückung rc. bezüglichen Ausführungen Fahnestocks versuchten wir nachzuprüfen, standen aber bald davon ab, da dieses Gebiet, das Hellsehen, der Somnambulismus im Sinn der deutschen Autoren, uns nicht direkt mit der Hypnose zusammenzuhängen, vielmehr eine Sache für sich zu sein scheint. Doch wie gesagt, ein Urteil über dieses Gebiet, bei dem die Gefahr des Getäuschtwerdens und die Selbsttäuschung uns gleich bei den ersten Schritten entgegentrat, können wir noch nicht wagen.

Wenn man sich veranlaßt sehen sollte, zu verbieten, daß das Hypnotisieren von jedermann vorgenommen werden dürfe, und man dieses Recht etwa nur den Aerzten oder wissenschaftlichen Forschern auf diesem Gebiete zuerkennen wollte, so wäre andererseits den Aerzten ans Herz zu legen, daß sie sich mehr als bisher über die Hypnose unterrichteten, sowie daß auch Juristen und Philologen derselben zuweilen einige Aufmerksamkeit schenkten; sonst ist zu fürchten, daß diese so hochinteressanten Thatsachen wiederum und wiederum in Vergessenheit kommen, ein Schicksal, das sie im Altertum und Mittelalter erlitten durch die Scheu, mit welcher der Aberglaube diese allerdings zauberhaften Dinge umgab, und das sie in der Gegenwart wieder erleiden würden durch vornehmes Ignorieren, da die Sache unserer materiellen Zeitrichtung nicht recht passen will.

(Schluß folgt im nächsten Jahrgange.)



Aus dem Leben Friedrich Overbecks.

Briefe an Eltern und Geschwister,

eingeleitet und herausgegeben von

Prof. Dr. P. Hasse in Kiel.

II. Studienzeit in Wien 1806—1810.

An die Mutter.

Wien d. 22sten April.

Schon, geliebte Mutter, habe ich 2 Tage und 2 Nächte in der großen Kaiserstadt Wien verlebt, ohne Ihnen Nachricht zu senden von mir. Deuten Sie dies aber nicht unrecht, glauben Sie nicht, daß das Geräusch der Welt und die immerwährenden Zerstreuungen mich irgend einen Augenblick abhalten konnten, Ihnen zu schreiben, oder daß ich die theuren Eltern, das liebe Lübeck, über jenen nur einen Augenblick vergessen konnte; ich wollte vielmehr nur so lange warten, bis ich Ihnen etwas besonderes zu schreiben hätte. — — — Sonntag am 20sten Aprill kamen wir um 5 Uhr Nachmittags hier an — — den anderen Morgen — — — ging ich und zwar noch in Reisekleidern zu Herrn Direktor Füger. Ich sprach nur mit ihm über das bekannte Paquet und eilte wieder fortzukommen, weil er sagte, er habe ein dringendes Geschäft. Den Nachmittag um 3 Uhr ging ich auf seine Ordre wieder zu ihm mit meinen Zeichnungen. Sie können wohl denken mit ein wenig Furcht. Ich fand nun aber einen höchst artigen Mann; er sah meine Zeichnungen an mit vieler Nachsicht, bemerkte aber dabey, daß ich jetzt von vorne anfangen müsse; es sey recht gut für die Gelegenheyt, die ich bis her gehabt habe, aber um sicherer zu werden, müßte ich in der Schule des Professor Maurers [1]) die Anfangsgründe von Köpfen erst wiederholen. Dies war mir sehr angenehm, weil ich mir immer gewünscht habe, von vorne alles durchzumachen. Da es aber lange dauern kann, bis ich in die Schule des Prof. Maurer aufgenommen werde, so soll ich, um nicht bis dahin müssig zu seyn, des Morgens von 6—8 Uhr nach dem Skelette zeichnen. Dieses sind alles Fügers Meinungen, denen ich mich treulichst unterwerfen werde. Er beorderte mich heute zwischen 7—8 Uhr auf den Antikensaal. — — —

Ich habe wohl das Vertrauen zu mir, daß meine Grundsätze und dann die Liebe zu Gott und meinen Eltern mich vor manchem Fehltritt bewahren können, allein in einer Stadt wie Wien muß man damit auf dem Reinen seyn, man muß sicher seyn, und diese Sicherheit glaube ich gewiß in einem solchen Hause wie bei Herrn Glatz [2])

zu finden. — Heute Morgen zwischen 7—8 Uhr war ich denn auf dem Antikensaal, wo sich die vortrefflichen Abgüsse aller besten Antiken befinden, die allen jungen Künstlern zu Vorbildern dienen. Auch hier war ich ganz in Erstaunen, aber noch mehr in Entzücken versunken; dies wird mein täglicher Aufenthalt seyn; ich mußte nemlich meinen Namen aufschreiben und erhielt die Erlaubniß alle Morgen von 6—8 Uhr diese Schule zu frequentiren, d. h. ich werde fürs erste daselbst nach den Skeletten zeichnen, und zwar mit den einzelnen Theilen anfangen und so immer weiter fortschreiten, bis ich zu den Antiken und endlich vielleicht zum Modelle gelange. — — Ich wünsche — sehr, daß ich nur erst ganz in Ruhe seyn möchte — — und daß ich erst über die Eintheilung meiner Zeit Gewißheit hätte. Auf jeden Fall werde ich des Morgens recht frühe aufstehen und des Abends zu rechter Zeit zu Bette gehen; das Geräusch von Wien soll mich nicht stören, einen ordentlichen Lebenswandel zu führen; seyen Sie unbesorgt, geliebteste Mutter. — — — [3])

[1]) Professor an der Akademie. — [2]) Pastor der evangelischen Gemeinde zu Wien. — [3]) Füger hatte am 28. Februar an Senator Overbeck geschrieben: Der in Ihrem schätzbaren Schreiben vom 12. Februar 1806 enthaltene Wunsch, Ihren Sohn auf unsrer Academie die Kunst studieren zu lassen, macht es mir zur Pflicht, Ihnen die verlangte Auskunft darüber so bestimmt zu geben, als ich kann. Die K. K. Academie der bildenden Künste in Wien ertheilt in allen ihren Schulen den öffentlichen Unterricht in uen Künsten für Einheimische und Fremde durchaus unentgeldlich und frey, die sich unter denen in ihrer Schulordnung enthaltenen Bedingungen darin üben und bilden wollen. Auch außer denen öffentlichen Lehrstunden machen sich die Directoren und Professoren ein Vergnügen daraus, denen Studierenden durch ihren Rath nützlich zu seyn, wenn es von ihnen verlangt wird. Aber irgend eine speziellere Aufsicht oder Leitung ist weder bei mir noch bei Anderen möglich. Auch gewähren die Sääle der Academie in jeder Rücksicht mehr Bequemlichkeit und Muster zur Nachahmung als unsere eingeschränkten Privatwohnungen. — — — Noch ein Wort über die Kunstfähigkeit Ihres Sohnes. Hat er bereits einen Anfang in der Kunst gemacht, der nicht bloß seine Empfindung bei dem Anblick ihrer Werke, sondern auch die Gabe der Nachahmung und der selbstausübenden Darstellung seiner Hand beweist? Das Urtheil des H. Doctor Meyers als Kunstkenners sowie Herrn Tischbeins als verdienstvollen Künstlers hat zwar bei mir das entscheidendste Gewicht, aber eine langjährige Erfahrung nöthigt mich dennoch zu fragen, weil ich so oft gesehen habe, daß ein lebhaftes Gefühl für den Sinn und die Bedeutung der Kunst-Werke und das damit verbundene Vergnügen für Anzeichen und Beweiß des eigenen Productions-Vermögens und Talents angenommen und darauf die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs gegründet wurde. — — — Bei uns wird er übrigens allen Beistand in seinen Studien antreffen, den die Academischen Schulen sowie der gute Wille desjenigen, der die Ehre hat u. s. w. (s. dazu den Brief von [27. April] 1806 bei Howitt-Binder I, 44).

Wien den 2. May 1806.

Theuerster Vater!

Wie unendlich viel Freude mir der erste Brief hier in Wien von Ihnen und der lieben Mutter gemacht, brauch' ich Ihnen wol nicht zu sagen. Er kam mir ganz unerwartet; um desto größer war das Vergnügen; ich erhielt ihn gerade um Mittag, erbrach ihn, wollte lesen — auf einmal ward geschellt zum Essen, das kostete mir Mühe den Brief ungelesen wieder hinzulegen, allein ich mußte, bey Tische konnte ich aber nicht bis zu Ende warten; ich gab vor, ich müsse eiligst nach der Academie, weil es die höchste Zeit sey, ging aber auf mein Zimmer und las recht aufmerksam den Brief 2mal durch. — — — Mit der Eintheilung meiner Zeit bin ich nun schon so ziemlich

aufs Reine. Ich zeichne täglich 8 Stunden, stehe um 5 Uhr auf, gehe (in Zukunft nemlich) um 10 Uhr zu Bette, und benutze 2 Stunden des Tages zum Spazierengehen. — — —

In der Academie habe ich schon einige Bekanntschaften gemacht, mit einem gewissen Hörcher aus Rudolstadt, einige Stunden von Jena, der, wie er sagt, ein genauer Bekannter von Christel ist; dann mit einem Pforr, Sohn des berühmten Pferdemalers aus Frankfurt; dies bitte ich bey Gelegenheit Herrn Peroux zu sagen, der mir Grüße an denselben aufgetragen hatte. Ich habe einen ganz einfachen liebenswürdigen Menschen in ihm gefunden, der mit Leib und Seele der Kunst ergeben ist. Er ist mein Mitschüler beym Professor Maurer. Bey letzterem zeichne ich Umrisse von Köpfen nach Raphael, welches ich noch einige Zeit fortsetzen werde, alsdann komme ich zu den Acten (d. h. nicht nach dem Leben sondern nach Zeichnung). In der Academie zeichne ich nach Skeletten. — Pforr denkt bald anzufangen in Oel zu malen. Ich bin nun freylich wol noch weiter davon entfernt, als ich anfangs dachte; indessen hoffe ich doch auch bald von den Skeletten zum Runden (Antiken) zu kommen. Alle 14 Tage denke ich Fügern meine Producte zu bringen. Füger ist ausnehmend freundschaftlich gegen mich; er hat mir erlaubt immer, wenn ich Lust hätte, zu ihm zu kommen, ich würde ihn für mich immer zu Hause finden, von seinen Gemälden habe ich noch wenig oder garnichts gesehen, weil er immer bey meinen Besuchen mich in ein besonderes Zimmer führen ließ und leider nicht in sein Atelier.

An den Vater.

Wien am Sonnabend d. 17. May 1806.

— — — Hier habe ich noch wenig an Kunstsachen (Malereyen) gesehen. Die Pfingstwoche, die wir ganz frei haben, denk ich dazu anzuwenden, denn bisher hatte ich noch keine Zeit. Die kaiserliche, auch kaiserlich königliche Gallerie ist noch immer nicht zurück von der Flucht. Von Füger hab ich auch noch nichts gesehen, er behandelt mich völlig wie Schüler der Academie, nicht so sehr als Freund, oder vielmehr als einen expreß an ihn Empfohlenen. Er hat mir zwar (etwas ganz außerordentliches) erlaubt, von Zeit zu Zeit ihm meine bisher hier verfertigten Zeichnungen zu bringen, allein er hat so etwas Kaltes im Umgange, was ihn nicht empfiehlt. Heute Nachmittag gehe ich zu ihm und werde ihn zugleich um ein Billet zur academischen Bibliothek ersuchen. — — —

Sonntag d. 18. May. Morgens 7 Uhr. Ich war gestern Nachmittag wirklich beim Director Füger; er sah meine Zeichnungen und — freute sich darüber, er erlaubte mir zum Schattiren überzugehen; sprach sehr ausführlich mit mir, daß ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen sollte, das A. B. C. noch einmal zu wiederholen, denn es werde mir von ungemeinem Nutzen seyn; gestern fand ich in ihm nicht den kalten Director, sondern den freundlichen gefälligen Lehrer, und dabey mehr als sonst den großen Künstler. Dies ist er unstreitig; ich unterhalte mich äußerst gerne mit ihm, denn, obwohl er ungemein viel spricht, so ist doch jedes Wort, zumal für den Anfänger, instructiv. Närrisch genug ist es, daß er mir von seinen Gemälden nichts zeigt. Ob er vielleicht glaubt, daß es jetzt noch für mich keinen Nutzen haben könne? Er führt mich immer in ein Vorzimmer, in dem nur 4 Gemälde von ihm hängen und zwar, wie es scheint Portraits, und aus früherer Zeit. In der Academie zeichne ich jetzt nach dem Skelette, welches ich in den Nebenstunden zu Hause mit dem jungen Pforr wiederhole, wobey ich ein sehr gutes, classisches Werk zur Hand nehme, vom hiesigen Professor Fischer, einem Bildhauer. Ueberhaupt habe ich in dem jungen Pforr, (Sohn des bekannten Pferdemalers Pforr) einen Freund gefunden, mit dem ich recht gut

harmonire. Wir treiben alles zusammen, obgleich er schon etwas weiter ist als ich, denn er ist 18 Jahr alt. Wir üben auch zusammen die französische Sprache, componiren mit einander rc. — — —

An die Mutter.

Wien den 4ten Juni 1806.

— — — ich habe recht sehr viel zu arbeiten. Ich zeichne vorzüglich viel mit Pforr, täglich componiren wir eine Menge von Scenen aus der römischen, griechischen, biblischen, deutschen, französischen Geschichte, so daß bald die Weltgeschichte wird erschöpft sein. Wir haben die Einrichtung dabey getroffen, daß eine Menge Loose gemacht werden, auf denen lauter Scenen aus der Geschichte geschrieben sind; alsdann zieht einer eines heraus und was dann auf dem Loose steht, wird augenblicklich componirt, d. h. auf dem schlechtesten Papier, was in Wien zu finden ist, und nur flüchtig mit der Feder skizzirt. Dieses wird vielleicht Herrn Peroux interessiren; bey Gelegenheit bitte ich also, es ihm zu erzählen. Wenn ich diesen Augenblick nicht schriebe, so würde ich jetzt wieder bei Pforr sein, denn es ist 11 Uhr und von 11—1 Uhr ist so die gewöhnliche Zeit, die wir dazu verwenden, alsdann Nachmittags von 6—8 und von 8—9 Uhr gehen wir mit einander spatzieren. Pforr ist ein trefflicher Mensch, obgleich unser Geschmack sehr verschieden ist, denn der seinige neigt dem niederländischen und der meynige mehr dem italienischen zu. Wir kennen beyde keine seligeren Stunden, als die, welche zum Componiren bestimmt sind. — — — Die Porträts [1]) habe ich noch immer nicht vollenden können, weil es mir an Zeit fehlte, außerdem habe ich die Manier schon fast ganz verlernt, oder vielmehr ich wünsche, sie zu verlernen; hätte doch der gute Herr Peroux mich mit Kreide und in einem größeren Style zeichnen lassen, ich wäre um ein ganzes Jahr weiter jetzt. Doch das ist nun einmal geschehen, und meine Sache ist es jetzt, alle Kräfte anzuwenden, mir eine andere Manier zu eigen zu machen. Es wird mich auch gewiß nie abhalten, Herrn Peroux weniger deshalb zu lieben, wie zuvor, nur ist es zu bedauern, daß er es in der Kunst nicht so weit gebracht hat, wie es einem so braven Manne zu gönnen wäre. — — —

[1]) Vielleicht der Eltern und der Schwester, die jetzt in der Sammlung der National-gallerie zu Berlin sich befinden (s. Howitt-Binder, II. Nachtrag S. 450).

An den Vater.

Wien den 14. Juni 1806.

So eben, geliebtester Vater, kaum vor 10 Minuten komme ich aus der Lichtensteinschen Gallerie. Da es doch schon vorher meine Absicht war, Ihnen heute zu schreiben, so glaube ich nichts besseres thun zu können, als Ihnen meine Gefühle darüber jetzt, da noch Alles so lebhaft vor dem Gedächtnisse steht, mitzutheilen. Zuerst das Oberflächliche, die Eintheilung der ganzen Sammlung. Sie besteht aus 2000 Bildern der berühmtesten Meister aus allen Schulen, die alle geordnet sind und von denen jede ihre eigenen Säle hat. Es sind fast 20 Säle voll von Gemälden. Zuerst kamen wir durch 5 Säle, die für die italienischen Meister bestimmt sind. In diesen zeichnen sich aus: Ein Johannes von — Raphael. — Daß ich in meinem Leben nichts so Schönes gesehen habe, wissen Sie; daß sich aber auch wol nichts Göttlicheres sehen lasse, als dieses Bild, glaube ich dreist behaupten zu können. Dieses Bild begreift alles in sich, was nur die reine Seele eines Raphaels Großes und Himmlisches erfinden konnte. Der Johannes hat eine ganz einfache Stellung, allein gerade dieses giebt ihm das Ge-

präge der Unschuld, die alles Menschliche übersteigt; das Auge desselben, groß und rein, blickt dem Beschauer gerade entgegen und spricht zu seinem Herzen. Es scheint ihm auf der Stirne geschrieben zu sein, daß er der Vorgänger des großen Heilands ist. Er zeigt mit der einen Hand auf das an einen Baumstamm gebundene Kreuz (sein gewöhnliches Attribut), das wunderbar einen Glanz von sich wirft. Das Colorit, das man an Raphael nicht sehr zu loben pflegt, ist wunderschön, echt Titianisch. Doch ich habe noch eine solche Anzahl nach, daß ich mich kürzer fassen muß. Noch ein Stern erster Größe ist eine Venus und Amor von Correggio, dem Lieblichen. Liebreiz ist die Hauptschönheit dieses Bildes, und eine Grazie, und eine Unschuld, die unbeschreiblich ist. Neben diesem hängt ein ungeheuer großes Bild von Guido Reni, ein Altarblatt, die Geburt Christi. Die Ideen haben Aehnlichkeit mit der Nacht des Correggio, obgleich es auch viele eigene große Ideen enthält. Es ist schade, daß mein Blatt so klein ist, wie gerne möchte ich jedes einzelne Bild Ihnen beschreiben! Mehrere Bilder von Andrea del Sarto (Heilige Familien), einem Schüler des Raphaels, sowie auch des Giulio Romano, Annibal Caracci, Perugino, Titian, Tintoretto, lauter Meisterstücke der Kunst, füllen diese 5 Säle außerdem. Von da kamen wir zur französischen Schule. Hier dominirt Nicolas Poussin, der Liebling meines Lehrers Herrn Peroux. Auch ich habe diesen Meister recht schätzen gelernt, denn wahrlich es sind 5 Bilder von ihm da, die vortrefflich und in jeder Hinsicht meisterhaft sind. Eines nur davon muß ich Ihnen etwas näher beschreiben. Es ist die Beerdigung des Amor. Ein Zug von Cupidonen geht vor der Bahre, und ebenso folgt eine Prozession von Paarweise neben einander gehenden Amoretten. Es ist so lieblich gedacht und so fein gefühlt dies Bild und zieht ungemein an, obgleich es nur Skizze ist. Von dieser Schule wurden wir in die Deutsche geführt. Ihr ist nur ein Zimmer eingeräumt, weil der Fürst nur etwa 40 deutsche Bilder besitzt. Hier findet man Meisterstücke von Albrecht Dürer, Lucas Cranach, Quentin Messis und Holbein. Bei den Gemälden des letzteren fiel mir das treffliche Stück in unserer Domkirche in Lübeck wieder ein, welches ich in den letzten Wochen mit dem Herrn Syndikus Curtius sah. Alsdann folgt eine ganze Reihe von Sälen, die ganz den Niederländern gewidmet sind. Einige derselben haben ein ganz eigenes Zimmer; so z. B. Van Dyck, von dem eine große Sammlung daselbst vorhanden ist und Rubens, von dem sich 10 sehr große Bilder aus der Geschichte des Decius in einem besondern Zimmer befinden. Außerdem sind aber von letzterem noch sehr viele dort. Unter seinen Sachen. zeichnet sich aus ein großes Altarblatt, die Himmelfahrt der Maria vorstellend, wie sie von den Aposteln angebetet wird. — Unter den van Dyck-schen Bildern zeichnen sich aus, das Portrait des Wallenstein und eine Grablegung Christi. Außerdem sind noch fast unzählige Bilder von so vielen niederländischen Meistern da, daß einem der Kopf ganz verwirrt wird, wenn man so alles in der Eile übersehen soll. Dann kommt man zu den Landschaften, in welchem Fache auch vortreffliche Sachen da sind, ferner zu den Bildern in niedrigem holländischem Geschmack, wie die meines Herrn Landsmannes Ostade und des Teniers und anderer und zuletzt zu den Viehstücken, wo vorzüglich ein Paar Kühe von Potter, ein Paar Bilder von Wouvermanns und einige Stücke von Schneyers zu den bessern gehören.

Der Kopf ist mir ganz eingenommen von diesem Allerley. 3 Stunden haben wir dazu gebraucht und 3/4 Stunden haben wir allein vor dem göttlichen Raphael gestanden, den wir alle nicht satt sehen konnten. Wir waren unsere 6. Es machte mir Vergnügen, die verschiedene Wirkung zu bemerken, die der Anblick dieser Sachen auf die verschiedenen Gemüther machte. Mein Freund Pforr war ganz in sich gekehrt und schien in einer mißmuthigen Stimmung zu sein. Walch, ein Augsburger, war ganz außer sich vor lebhafter Freude, und so stimmte es jeden nach seiner verschiedenen Gemüthsart anders. So viel von diesem so interessanten Nachmittage. — — —

An die Eltern.

Wien den 7. Novbr. 1806.

Vielgeliebte Eltern!

Wenn dieses Blättchen noch zum 22. November [1]), wie ich es hoffe, bey Ihnen eintrifft, o so verschmähen Sie nicht die wiederholte Aeußerung der kindlichen Liebe und Dankbarkeit, die es enthält, möchte es dazu beytragen, Ihnen diesen Tag zu versüßen; ich hoffe es — so wie ich auch die belohnende Hoffnung hege, daß ich dereinst werde dazu beytragen können, Ihnen die letzten Tage des Lebens, die der gütige Vater im Himmel noch weit, weit entfernen wolle, zu verschönern, Ihnen durch die That zu danken für die unzähligen Tage des Kummers, die ich Ihnen bisher verursacht, für die Thränen, die Sie vielleicht um meinetwillen vergossen haben. Mein ganzes Leben sey diesem Zwecke geweiht! um Ihre Liebe, nicht zu erwerben, denn daß ich sie besitze, das weiß ich ja schon lange, daran werde ich ja täglich erinnert, sondern zu verdienen. Ich kann Ihnen nur danken; die Vergeltung, den Lohn will ich von Ihm erflehen dem Gerechten, Allgütigen, der einzig vergelten und belohnen kann. Ach! an dem Tage werde ich ganz bey Ihnen seyn trotz der Entfernung von anderthalbhundert Meilen, der Körper wird sich freylich nicht weit von Wien entfernen, aber mein Geist wird beständig um Sie seyn. Des Morgens früh werde ich mir einbilden, ich sey beschäftigt, mit den Geschwistern Alles anzuordnen, Sie beym Erwachen zu überraschen; den Tag über werde ich nicht von Ihrer Seite kommen, und am Abend alle lustigen Tänze mitmachen. So werde ich an allen Freuden dieses Tages theilnehmen. — — —

[1]) Tag der silbernen Hochzeit. Am 6. November hatte die Schlacht bei Lübeck zwischen Blücher und Murat, Soult und Bernadotte stattgefunden.

An die Mutter.

Wien den 17ten December 1806.

Herzlichen Dank, beste Mutter für Ihren Brief vom 19. November, der mich nun vollends Ihretwegen beruhigt hat. Was konnte mir in der Ungewißheit, in der ich schwebte, und zu einer Zeit, wo ein schreckliches Gerücht das andere verdrängte, angenehmer seyn, als ein Paar Zeilen von Ihrer Hand? — Hoffentlich ist, wenn dieser Brief bey Ihnen eintrifft, die Ruhe schon völlig wieder hergestellt, die Zahl der Verwundeten und Kranken geringer, und Alles wieder in seiner vorigen Ordnung. Das schreckliche Schicksal, das das Haus des trefflichen Stolterfoht [1]) getroffen hat, hatte ich schon aus den Zeitungen erfahren. Je mehr mich dieses entsetzte, desto mehr sehe ich ein, wie unendlich vielen Dank wir Alle Gott schuldig sind, der unser Haus so gnädig beschützt hat. Es ist doch ein sonderbares Ungefähr, ich möchte sagen, ein Wunder, denn unmöglich konnten Sie doch in dem ersten Sturme sauvegarde bekommen! und doch blieben Sie so ganz verschont! Doch ich errege Verdacht gegen mich, als wollte ich Sie erinnern an die Wohlthaten des Schöpfers und Sie zum Danke auffordern, also stille davon.

[1]) Prediger an St. Jakobi in Lübeck, ein Opfer der Schlacht.

1807.

An die Mutter!

Wien den 24ten Januar 1807.

— — Des Morgens zeichne ich noch beym Professor Maurer (im Winter ist nemlich Nachmittags kein Unterricht daselbst), die Nachmittagsstunden benutze ich dazu, im Graumalen bis zum Frühjahr so weit zu kommen, daß ich ohne mich schämen zu dürfen, in der Academie malen kann, wozu ich alsdann den ganzen Tag verwenden werde. Bis jetzt habe ich erst 3 Köpfe gemalt. Es macht mir das Malen eine unendliche Freude, obgleich es natürlich jetzt noch sehr schlecht geht. Bis zum nächsten Herbst hoffe ich so weit zu sein, daß ich anfangen kann Colorit d. h. mit bunten Farben zu malen. — — —

An den Vater.

Wien den 4. März 1807.

Für Ihr liebes Brieschen, theuerster Vater, — — — danke ich Ihnen innigst. Ich eile, Ihnen über mein neues Quartier und meine Einrichtung und Lebensweise darin etwas mitzutheilen. Wo ich seit dem 14. Februar wohne, werden Sie hoffentlich von meinem Freunde Grunow[1]) erfahren haben, doch von dem wie habe ich bis jetzt noch nichts gemeldet; ich lebe jetzt so, wie ich schon immer mir gewünscht habe, leben zu können, ganz franc und frey in einem Hause, wo zugleich drey andre junge Künstler wohnen, deren Umgang mir sehr angenehm und nützlich ist, da ich von dem einen (dem Ihnen schon bekannten Pforr) in der Malerey, oder vielmehr bis jetzt im Zeichnen, und von den 2 andern ebenso viel in der Musik lernen kann, der ich täglich eine beliebige Zeit widme. Mit dem Einen, einem Juden[2]), spiele ich jetzt eine herrliche Doppelsonate von Mozart, den Andern unterhalte ich täglich mit Ihren Liedern, die ich aus Lübeck mitgenommen und ihm vor Kurzem gezeigt habe, da sie ihm so überaus gut gefallen. Durch eben diese 2 Freunde werde ich wohl nächstens Haydn's Bekanntschaft machen, auf die ich mich sehr freue. Durch den 3ten, Pforr, bin ich neulich zu dem großen Künstler Wächter[3]) geführt worden, einem Manne, der, wenn nicht in der ganzen Welt, doch in Wien wohl der größte Künstler ist. Er malt wenig und nicht sehr meisterhaft und steht in diesem Theile der Kunst wohl dem Füger weit nach, auch ist seine Manier zu zeichnen sehr schülerhaft, so daß man lieber einen Kupferstich nach ihm, als eine Zeichnung von ihm selbst sieht, allein bey Allem dem sind seine Compositionen so einfach und natürlich, daß man unmöglich sie ansehen kann, ohne hingerissen zu werden. Seitdem ich diesen Mann kenne, ist Füger sehr bey mir gesunken, dessen Arbeiten wahrlich gegen die dieses zweyten Raphaels nur fade Caricaturen sind. Und dennoch lebt er ganz verkannt und in Dürftigkeit, eben weil er nicht das prahlerische Imposante, weder in seinem Aeußern noch in seinen Werken hat, sondern nur übertriebene Bescheidenheit, die aber garnicht Affectation, sondern ihm angeboren ist, sich wegwirft und sich selbst hintansetzt. Dieses großen Mannes Bekanntschaft habe ich vor Kurzem gemacht, und zwar durch meinen Freund Pforr, auf dessen Bekanntschaft ich mir auch viel zu Gute thun kann, denn unstreitig wird er einmal ein sehr großer Mann werden. Von dem Nutzen des Zusammenwohnens mit diesen lieben jungen Leuten werden Sie nun überzeugt seyn, und in eben dem Grade ist es für mich angenehm. Morgens, Mittags und Abends gehe ich mit ihnen in ein Speisehaus, Nachmittags arbeite ich oft mit Pforr, den Gottlob seine Krankheit ganz verlassen zu haben scheint, er zeichnet dann gewöhnlich Schlachten oder Viehstücke aus der Idee und ich wiederum in meinem Fache. Jetzt macht er eine Sammlung von Com-

positionen zum Don Quixote, das sein Leib- und Magenbuch ist, und ich werde anfangen, den ganzen Evangelist Lucas (als den ausführlichsten) zu bearbeiten, unstreitig die beste Uebung, die man nur vornehmen kann. Abends, wenn wir 8 oder 8½ Uhr aus der Academie kommen, treibe ich mit dem Juden Perspective und um halb zehn Uhr gehe ich wieder hinauf zu den 3 Käutzen (unter welchem Namen sie durch ihre Späße auf der Academie bekannt sind) und esse mit ihnen bei einem Glase — Gänsewein (doch mit der Zahl der Gläser müssen Sie es so genau nicht nehmen) Käse und Brod den einen Abend und den andern Brod und Käse, denn wir haben uns einen ganzen Käse zusammen gekauft. Dabey wird dann natürlich viel Spaß getrieben und es vergeht nicht oft ein Abend, wo wir vor Mitternacht ins Bette kommen. NB. nach der Tafel wird noch wieder musicirt. Die Lieder: „Heyssa lustig ich bin Hans" und „Bekränzet die Tonnen" muß ich täglich wohl 10 mal spielen und singen, das eine als das Lieblingslied des Jung[4]), das andere als das des Pforr, der ungeachtet er sonst ein Musikfeind ist, immer mit inniger Freude zuhorcht, wenn ich es spiele. Dem Juden Wolf muß ich immer, obgleich er ein Jude ist, das Vaterunser von Klopstock spielen: „Du, deß sich alle Himmel freuen". Auf diese Weise vergeht uns die ganze Woche, wie ein Tag, des Sonntags spielen wir gewöhnlich Concerte mit einander, bisweilen ex tempore, bisweilen auch Stücke, die wir gelernt haben, so z. B. das Fastnachtsspiel von Goethe, doch häufiger auf die erste Weise. Alsdann ist gewöhnlich noch ein Freund bei uns, Namens Walch, ein Schwabe, die Herzensgüte und Treuherzigkeit selbst. Dieser stellt gewöhnlich das Volk vor. Vor kurzem habe ich in dem obgenannten Stücke den Gewürzkrämer gespielt, Jung debutirte als Leonore (die er trotz seines Schnauzbartes ganz artig machte) und Wolf machte den Pfaffen ganz meisterhaft, sowie Pforr den Balandrino. Das alte Weib mußte ganz ausbleiben, weil das Volk sich nicht entschließen konnte, es zu machen.

[1]) S. Howitt-Binder I 56. — [2]) Wolff Rinald aus Kassel, später Kaufmann. — [3]) S. Howitt-Binder I 60. — [4]) Aus Hanau. H.-B. I 79.

An den Vater.

Wien den 18. März 1807.

Geliebtester Vater! So ist denn schon ein Jahr verflossen seit dem schmerzlichen Tage unserer Trennung, möchten auch die übrigen für mich so glücklich, so heiter verfließen, wie das vorige. Der letzte Sonnabend, der Tag meiner Abreise, gab mir, wie Sie leicht denken können, Anlaß zu allerhand Betrachtungen, und sehr natürlich war dies eben nicht der heiterste Tag meines Lebens. Ich kann mich nicht genug wundern über das ungetrübte Glück, das mich bis auf den heutigen Tag überall verfolgt hat, wofür ich dem Himmel von ganzer Seele danke. Ich bin in diesem Jahr aufgeschossen wie eine junge Tanne, ich bin, ich will nicht sagen um 2 Köpfe, aber doch um ½ Kopf gewachsen. Doch ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß mir oft fast der Muth sinkt, so daß ich bisweilen möchte die Reißfeder von mir werfen. Und in einer solchen Lage bin ich beynahe jetzt. Ein Besuch, den ich beym Professor Caucig[1]) am letzten Sonntage machte, bey dem ich eine große Menge der trefflichsten Compositionen sah, mag wohl das seinige dazu beygetragen haben, daß ich jetzt so muthlos bin. Doch etwas Näheres über diesen Besuch wird Ihnen gewiß nicht unangenehm seyn. Ich war dort mit meinen 3 Freunden. Dieser eben so große als liebenswürdige Mann führte uns sogleich in sein Atelier, wo verschiedene der vortrefflichsten historischen Bilder aufgestellt waren, alsdann führte er uns in mehrere andere Zimmer, die mit den schönsten Gemälden decorirt waren, und nachdem wir alle mit gehöriger Muße angesehen hatten,

holte er zwei große, große Portefeuillen hervor (eine besondere Auszeichnung), worin gegen 200 ausgeführte Skizzen zu Gemälden enthalten waren. Er hatte die Gefälligkeit, uns alle, Blatt für Blatt, hinzustellen und ansehen zu lassen. Schönere Stunden als diese habe ich vielleicht nie erlebt; es brannte mir im Innern bey diesen herrlichen Compositionen, und diese Seligkeit ward nur durch die Erinnerung an meine eigene Schwachheit gestört. Nach solchen 3 Stunden verließen wir diesen großen Mann, voll Bewunderung und Staunen, denn er ist gewiß einzig in seiner Art, so wie es Wächter, von dem ich Ihnen früherhin schrieb, in der seinigen ist. Beyde sind gleich groß und dennoch sehr von einander verschieden. Der eine (nemlich Caucig) hat ebensoviel Geist, als der andere (Wächter) Seele hat. Daß so etwas muthlos macht, können Sie leicht denken, indessen reizt es auch ebenso sehr zur Nacheiferung an, denn nie habe ich solch eine Lust zum eigenen Componiren gehabt, als grade jetzt. Ich möchte Sie daher wohl um die Erlaubniß bitten, mir einige geschichtliche Bücher kaufen zu dürfen.

[1]) Historienmaler und Professor an der Wiener Akademie.

An den Bruder.

Wien den 22ten May 1807.

— — — Was mich nur so oft beunruhigt, lieber Christel, ist, daß ich noch gar keinen Ausweg sehe, wie ich nur vor der Hand etwas verdienen könnte. Ich werde deßhalb nicht lange mehr grau malen, und sobald ich nur ein Köpfchen bunt machen kann, will ich suchen, durch Porträtmalen ein wenig Geld zu machen, denn immer kann mich ja Vater doch nicht unterhalten. Vater wünscht von mir Skizzen mit der Feder zu sehen; dies ist wahrlich eine schwere Aufgabe für mich; es ist mir nicht gegeben, meine Sachen so keck, ich möchte sagen à la Füger, hinzuwerfen, und das hat mich eine Zeit lang oft beunruhigt, so daß ich mir nicht selten in den Kopf setzte, ich sey ganz und gar nicht tauglich zum Künstler. Allein seit ich Wächter kenne, habe ich mich darüber getröstet, seine Skizzen sind so wenig keck und genialisch! und doch liefert er Compositionen, in denen ein Geist und eine Seele ist, die gewiß reichlich entschädigen für das, was man an den ersten Skizzen vermißt. Auch versichert man mich, daß es garnicht Raphaels Sache gewesen sei, so keck zu skizziren, sondern er habe erst lange sich mit seinen Ideen herumgetragen, sie im Kopfe erst ganz ausgebildet und sie ganz bescheiden aufs Papier getragen. Ich bin also darüber so ziemlich getröstet, indem ich sehe, daß es darauf nicht ankommt. Indessen werde ich doch nächstens einige beilegen. — — —

An den Vater.

Wien den 9. Juny 1807.

— — — Welche Keckheit werden Sie sagen, schon bunt zu malen und noch nicht copirt zu haben. Doch das ist nicht alles, lieber Vater, ich habe sogar schon eine eigene Composition und bin grade jetzt an der 2ten. Doch was werden Sie nun sagen? Ich habe es mir einmal zum festen Grundsatz gemacht, immer nur nach meiner eigenen Ueberzeugung zu handeln und mich nicht an den Schlendrian zu kehren, und an die einmal eingeführte Methode, nach der alle übrigen gehen. Nun kann ich es mir aber unmöglich denken, daß es vernünftig seyn sollte, erst Jahre lang in Gallerien nach Vandyck oder Titian oder wie sie alle heißen mögen, zu copiren. Denn was ist man am Ende, wenn man auch noch so schön ein Bild im Belvedere copiren kann? Höchstens wird man ein guter Nachahmer von Vandyck rc. und sollte dies ein so be-

neidenswerthes Glück seyn, sollte man, dahin zu kommen, die besten Jahre seiner Jugend verwenden? Die Natur, ja die copire man, wo und wie man kann und studire unaufhörlich nach ihr; aber von dem andern will mir Nutzen nicht einleuchten. Ich habe mich daher ganz darüber hinweggesetzt, was etwa die übrigen academischen Schüler über meine eigene Weise urteilen mögen und habe gleich beym Schwersten angefangen. Eine Composition habe ich schon fertig den alten Tobias, wie ihm sein Sohn die Augen heilt[1]). O, wenn ich Sie doch hier hätte, bester Vater, um es Ihnen zeigen zu können und Ihr Urteil zu hören — — — Jetzt bin ich bey einem anderen Bilde, das 3 Schuhe hoch und etwa 2 Schuhe breit wird — NB. bis jetzt noch alles auf Papier nicht Leinewand — Es wird der Belisar mit seinem Knaben unter dem Thore sitzend, wie ihm eine vorübergehende Römerin Almosen reicht (das nemliche Sujet, das David in Paris bearbeitet hat). Es ist doch ein herrliches Leben, das ein Künstler führt. Wahrlich, wenn ich an meiner Staffeley sitze und male, da tauscht' ich mit keinem Menschen auf Erden. Ueber das, was Sie mir in Ihrem großen Hamburger Briefe, der mir so unendliche Freude gemacht hat, in Hinsicht der Lecture rathen, kann ich nicht umhin, Ihnen ebenfalls meine Ansicht offenherzig mitzutheilen. Sie wünschen, ich sollte Winkelmanns, Lessings Werke lesen, um aus ihnen zu lernen, wie man eigentlich die Antiken ansehen sollte; allein ich glaube, wem nicht schon die Natur tief in die Seele ein Gefühl für den höheren Sinn der Antiken gelegt hat, den wird wohl schwerlich ein Winkelmann oder Lessing, dieses zu empfinden lehren können. Und überdieß muß ich Ihnen gestehen, daß Lessing's Laokoon, den ich schon im Winter anfing, mir nicht so ganz schmecken wollte; er ist mir gar zu gelehrt und oft selbst spitzfindig. Wenn man dergleichen gelesen hat, so sieht man die Antiken nicht mehr mit unbefangenem Auge an, man will immer was sehen und glaubt, was an ihnen zu bemerken, was man doch eigentlich nicht fühlt — Wächter, den ich erst kürzlich um seine Meinung befragte, sagte, er wünsche sehr, daß er nicht so viel über die Kunst gelesen habe und es gebe so wenig wirklich gute Werke, die meisten, die darüber geschrieben hätten, wären selbst keine Künstler gewesen, und diejenigen, die über das Mechanische der Kunst handelten, wollten gar nichts sagen. Was er in seiner früheren Jugend, noch ehe es ihm vergönnt gewesen, die Kunst zu seinem Hauptgeschäfte zu machen, mit Heißhunger verschlungen hätte, sei Winkelmanns Geschichte der Kunst.

Mit ungleich größerem Vergnügen lese ich die Dichter sowohl alter als neuer Zeit, wenn ich nur wüßte, ob auch der Nutzen so groß ist. Wächter billigt es sehr. Ich möchte nur einmal Tischbeins Urtheil darüber hören. Was Sie mir von diesem vortrefflichen Maler erzählen, lieber Vater, hat mir außerordentliche Freude gemacht. — — —

[1]) Howitt-Binder II. S. 400.

An den Vater.

Wien d. 17. Juny 1807.

— — — Ihrem Verlangen gemäß schicke ich Ihnen durch unsern guten Grunow Zeichnungen oder vielmehr Skizzen. Aus der einen ausgeführten Zeichnung, dem Modellacte in schwarzer und weißer Kreide sehen Sie, daß ich nun auch angefangen habe, nach der Natur zu zeichnen. Und wirklich als den Anfang wünschte ich, daß Sie sie betrachteten, denn im Grunde ist es der erste Act, den ich nach dem Leben zeichne, weil die zwei, die ich im Winter zum Versuche machte, nicht zu rechnen sind. Von der Malerey, oder vielmehr Schmiererey, erwähne ich nichts, denn es ist, wie Sie wissen, der erste Versuch, ohne daß ich je etwas copirt habe, auch haben mich nur Grunows wiederholte Bitten dazu vermocht, es mitzuschicken. Um es ein wenig zu heben, habe ich den ersten Kopf in grau gemalt beygelegt, damit Sie doch wenigstens

sehen, daß es mir schon noch schlechter ging, als jetzt. Ich denke, mich diesen ganzen Sommer meistens mit Malen zu beschäftigen und zu dem Ende bin ich den Tag über zu Hause. Meine Lust zu der Kunst wächst mit jedem Tage, aber mit ihr auch mein Ehrgeiz und Eifersucht auf das Verdienst Anderer, 2 Fehler, mit denen ich sehr zu kämpfen habe. Vor Kurzem habe ich wieder in dem Buche: la vie des peintres gelesen. Ich wüßte in der That nichts, was mich mehr interessirte, aber auch nichts, was mich mehr angriffe, als dies. Ich weiß nicht, wie ich diesen Fehler der Ruhmsucht ausdrücken soll, denn anders weiß ich ihn nicht zu nennen. Die Stimme der Vernunft ist zu schwach, wenn diese Seite angegriffen wird; theilen Sie mir doch Ihren Rath darüber mit.

In den 14 Tagen, die Grunow bey mir zugebracht hat, habe ich sein Portrait gemalt und das meinige in der Absicht es ihm mitzugeben, allein es ist gar nicht nach Wunsch ausgefallen. Einen Kopf nach der Natur zu malen ist, wie ich gefunden habe, sehr schwer, aber deßwegen werde ich suchen, mich darin recht fleißig zu üben, denn nichts übt gewiß mehr, als nach der Natur zu studiren. Die Werke der alten und neuen Künstler werde ich nur dazu benutzen, daß ich sie mit der Natur vergleiche, letztere wird aber immer meine Lehrmeisterin bleiben. Ich sehe täglich auf der Academie so viele Beispiele, was für üble Folgen es hat, wenn man seine besten Jahre dazu verwendet, nach Zeichnungen, Gemälden, ja selbst nach den Antiken zu copiren. Wer ein bischen Talent hat, der erstickt es durch diese schläfrige Art zu studiren. Ich denke meine Zeit so einzutheilen: des Morgens von 6—8 Uhr, nemlich in der öffentlichen Lehrstunde, nach dem lebendigen Modell zu zeichnen, den Tag über entweder zu Hause nach der Natur Portraits, oder auf der Academie Draperie zu malen und zur Erholung für mich zu componiren. — — —

An die Mutter.

Wien d. 3. October 1807.

— — Und außerdem, beste Mutter, kommt doch jetzt bald die Zeit, wo ich anfangen muß, mir durch Portraits hie und da selbst etwas zu verdienen — — — Doch was das Treffen anbelangt, um welches Sie mich in Ihrem letzten Briefe befragen, muß ich Ihnen offenherzig gestehen, daß noch alle meine Portraits nicht allein ebenso ähnlich, als die Ihnen bekannten, sondern meistens, oder vielmehr alle noch viel ähnlicher sind als jene. — —

An den Vater.

Wien d. 4. November 1807.

— — — Ich komponire fleißig und habe jetzt angefangen, mir die Figuren dazu in Thon zu modelliren und diese zu drapiren. Soeben bin ich an einer Composition, die ich recht auszuführen gedenke: Wie Jason nur mit einem Schuh versehen nach Jolkus kommt und öffentlich vom König Pelias die seinem Vater unrechtmäßiger Weise entrissene Krone wieder fordert. — —

An den Bruder.

Wien d. 7. November 1807.

— — — Suche daher, mein Lieber, bey Gelegenheit zu erforschen, wie lange es wohl eigentlich noch der Eltern Wille sey, mich studiren zu lassen und mich zu unter-

stützen; und suche sie wo möglich vorzubereiten, daß dieses wohl, nemlich die Zeit meines Studiums, sobald nicht dürfte beendigt werden, wenn was Ganzes herauskommen soll. Laß mich Dir bey dieser Gelegenheit offenherzig sagen, mein lieber Christel, der Du dies gewiß nicht unrecht auslegen wirst, daß ich wirklich anfange, einzusehen, daß ich nicht blos Liebe, wie ich es bisher glaubte, sondern auch Talent zu meinem Fache habe. In der kurzen Zeit, daß ich hier studire, habe ich doch schon die meisten meiner Mitstudenten eingeholt und übertroffen; denn warum soll ich das verschweigen, ich müßte blind seyn, um das nicht zu sehen, doch das alles nur, um die Folge daraus zu ziehen, daß jetzt nicht dürfe gespart werden, wenn was Gescheidtes herauskommen soll, wie es denn gewiß die Eltern wünschen. O, Du weißt es ja selbst wohl, lieber Christel, wie es dem Jüngling ist, wenn er nun erwacht aus dem Traume der Kindheit, wenn er anfängt sich zu fühlen, und sich ein bischen über den gemeinen Haufen erhoben sieht, wie es ihn da treibt und ihn nicht rasten läßt, wie der geringste Aufschub ihm eine Ewigkeit dünkt und er wähnt, auf einmal ans Ziel hin springen zu wollen, das doch erst leider so langsam und schläfrig erkrochen werden kann. Wenn daher jetzt Ausgaben einfallen sollten, zum Beyspiel für Privatunterricht in mancher Wissenschaft, für Tuch und dergl. zum Studium der Draperie, für Modelle zum Studium des Nackenden und andere solche Dinge mehr, so suche Du die Eltern zu überzeugen, daß dies unumgänglich nothwendig sey. Ach Christel! Lust und Liebe ist da; Fleiß? ja wohl auch der ist da und nun das Dritte? natürliches Talent? warum soll ich es verhehlen, auch das fehlt nicht. Freund, es ist ein kühner Gedanke, den ich zu denken wage! O, es hat erst ein Raphael existirt, wie wenn? Doch nein, Du könntest mich für eingebildet und dieses für Eigendünkel halten, der Du gewiß auch eine solche Lage kennst, und wol besser als ich. Und ist es denn Sünde, nach dem Großen hinzustreben? kommt es nicht auf mich an, wie hoch ich mich anschlagen will, welchen Weg ich wählen, ob ich mit dem großen Haufen der Alltagsmenschen mein Leben verträumen, oder mich zu den wenigen Bessern gesellen will, die Muth und Ausdauer genug haben, den weniger betretenen Weg des Ruhmes und der Ehre zu gehen? Ich schreibe Dir da meine geheimsten Gedanken, die innersten Regungen meines Herzens decke ich Dir auf, doch die darf nur der Bruder kennen! Findest Du etwas daran zu tadeln, so theile es mir zu meiner Belehrung mit, vielleicht kann ich mich dann über dies und jenes auch rechtfertigen. — — —

An den Vater.

Wien d. 13ten December 1807.

— — — Was ich für ein Fach gewählt habe, wissen Sie; Pforrs Fach ist die Bataillenmalerey, doch hat er den edlen Eifer, es in diesem Fache zu einem Grade zu bringen, wohin es bisher noch keiner gebracht hat, und das hofft er dadurch zu erreichen und wird es sicher dadurch erreichen, indem er suchen wird, dieses Fach zu veredeln und in demselben einen erhabenen Styl einzuführen. Er hat es in der Kenntniß des Pferdes, sowie anderer Thiere schon sehr weit gebracht und kann und wird mir in diesem Theile forthelfen; ich, der ich vielleicht die menschliche Figur schon etwas besser kenne, werde ihm in diesem Theile behülflich sein und so, bester Vater, denk ich, muß etwas herauskommen. Mein Lieblingsplan ist, in der Historienmalerey es in allen Theilen zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen, sowohl in der Composition, Ausdruck und Motiven, als auch in Correctheit der Zeichnung und Malen; ferner in der Landschaft, in Thieren, Architektur &c. Das hat noch keiner erreicht, das ist ein Feld, wo sich noch etwas ganz Neues leisten läßt. O, es ist doch ein herrlicher Gedanke für einen Jüngling, daß noch etwas Großes für ihn zu leisten übrig ist.

Doch hier muß ich noch eine Bitte hinzusetzen, geliebtester Vater, daß es mir nemlich erlaubt sey, für jetzt in der Kunst nichts zu sparen. So z. B. wünschte ich sehr, im Sommer wieder zu Hause, da ich so gute Gelegenheit dazu habe, einige Male die Woche Modell zu halten. Dies würde vielleicht höchstens 20—25 fl. kosten und mir doch von unendlichem Nutzen seyn. Ich hoffe zwar, daß ich zwischendurch durch Porträtzeichnen mir bald werde etwas verdienen können, allein wenn man sich auf dergleichen zu weit einläßt, da verliert man ungeheuer viel Zeit und die ist mir jetzt das Kostbarste, was ich habe. — Ich zeichne zwar täglich in der Academie 2 Stunden nach dem Modell, allein dort lernt man vielleicht in einer ganzen Woche nicht so viel, als man zu Hause in einer Stunde lernt; 3 Professoren sind zum Corrigiren angestellt, diese nun, nicht zu gedenken, daß sie meistens nur mechanisch die gezeichnete Figur corrigiren, ohne sich mit dem Schüler weiter einzulassen, sind so in Geschmack und Meinung verschieden, daß oft an einem Abend der Eine das verwirft, was der Andere kurz vorher gemacht hat. So kommt der Schüler nie auf's Reine. Zu Hause aber folgt er seinem eigenen Gefühle und geht an der Hand der Natur, von keinem irre geleitet, den sichersten und besten, ja den einzig richtigen Weg. Doch damit bin ich noch nicht zufrieden. Der Unbescheidene! der Ungenügsame! nicht wahr! Um mich in der Anatomie recht fest zu setzen, wünsche ich so gerne auf der Universität oder wo sonst Vorlesungen darüber zu hören, wo ich dann zugleich wirkliche Cadaver's zur Hand nehmen könnte. In dem Falle, daß dieses etwas kosten sollte, wäre es mir wohl erlaubt, diese neuen Unkosten zu machen? — — —

(Fortgesetzt den 18. Januar 1808.) — — — Meine Compositionen, das heißt so die letztern und gelungensten, habe ich vor kurzem dem hiesigen Professor Caucig, unstreitig einem der größten jetzt lebenden Künstler gezeigt. Nicht zu rechnen, daß ich in seinen Bemerkungen außerordentlich viel zu lernen fand, hatt ich auch die Freude zu sehen, daß sie ihm gefielen, versteht sich von selbst so, wie die Arbeiten eines Schülers einem Meister gefallen können. Das ist wieder ein neuer Sporn, weiter zu dringen. Diesen Winter will ich daher noch so fortfahren, Compositionen zu malen, Anatomie zu studiren und dergleichen, was sich im Winter thun läßt. Im Sommer denke ich dann nach Ihrem Rathe zu copiren im Belvedere. — — —

(Fortsetzung folgt.)



Der Bruder.

Roman

von

P. Friedheim.

Zweiter Teil.

1.

Die Straße war lang und staubig, auf der Väter, Mütter und Kinder dahinwanderten. Heute schadete das indessen nichts; gings doch zum Jahrmarkt, und in Aussicht all' der bunten mannigfaltigen Herrlichkeiten ließ man sich etwas Hitze und Unbequemlichkeit nicht so sehr anfechten. Bis jetzt wenigstens hielt der dünne Schneider Andreas Hansmann unverdrossen seinen jüngsten Sprößling in den Armen, während seine beleibte Ehehälfte, die beiden größeren Mädchen an der Hand, keuchend hinterher trollte. Aus der Ferne klang lautes Getümmel und Musik, einzelne Trompetenstöße dröhnten durch die Luft, Trommelschläge wirbelten ihnen entgegen. „Der Zirkus scheint schon anzufangen," sagten ein paar geputzte junge Mädchen und eilten lachend vorüber. Einige Burschen im Sonntagsstaat, die Zigarre im Munde, schlossen sich ihnen eilig an. Mit einer eifersüchtigen Regung im Herzen sah Schneider Hansmann den schnellfüßigen Gesellen nach. Die Staubwolke, welche sie emporwirbelten, legte sich auf seinen sauber gebürsteten, dunkeln Anzug und auf das weiße Vorhemd, welches heute morgen erst steif und glänzend unter dem Bügeleisen hervorgegangen war. Sein sonst so blasses Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen und dem kleinen Schnurrbart glühte. „Der Junge ist schwer," sagte er plötzlich, den etwa dreijährigen Knaben auf den Boden setzend.

„Ja, er ist ein Prachtkerl," versetzte Frau Hansmann mit einem mütterlichen Blick auf den kleinen Krauskopf, dessen rotwangiges Gesicht sich zu jämmerlichem Weinen verzog. „Vater nimmt dich sogleich wieder auf den Arm, mein Goldjunge," tröstete sie, „dann sehen wir auch Löwen und Pferde und fahren Karussel."

„Ich will auf den Arm!" schrie der kleine Andreas. Der Schneider wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Ein wenig mußt du laufen, mein Junge. Vater zeigt dir die große Trommel und den Bajazzo und kauft dir Kuchen," versuchte er zu beschwichtigen. „Ich will auf den Arm, und Kuchen will ich essen und Karussel fahren," schrie der Junge, ungestüm des Vaters Beine umfassend. Dieser gab dem kleinen Schreihals einen geheimen Puff in den Rücken, beugte sich dann aber mit freundlichem

Lächeln zu ihm hernieder. „Komm, wir wollen schnell laufen und sehen, wer zuerst da ist," wollte er ermuntern, aber des Jungen Zetergeschrei übertönte bereits seine Stimme.

Ein vernichtender Blick seiner Ehehälfte traf den armen Schneider. „Bist wirklich ein Rabenvater," schalt sie. „Meinst wohl, ich habe die Augen auf dem Rücken und könne nicht sehen wie du den armen Engel gepufft hast. Sei ganz still, Andreaschen, Vater nimmt dich auf den Arm und Mutter kauft dir ein großes Stück Kuchen."

„Vater" warf einen verzweiflungsvollen Blick auf die lange, staubige Straße, einen andern auf seine Gattin, welche in dem roten Festtagsshawl imponierender denn je drein schaute, dann nahm er ohne Widerrede den zappelnden Buben wieder an sein Herz und der Zug setzte sich aufs neue in Bewegung. —

Es war fast Abend geworden, als die Schneiderfamilie noch immer über den Jahrmarkt pilgerte. Andreas ging jetzt an der Seite seiner Mutter. Seine Wangen zeigten Reste des geschmausten Kuchens, in der Hand trug er seinen Hampelmann, den er in immerwährende Bewegung brachte. Hanne und Maria hielten die neuen Strickkörbchen und schauten sehnsüchtig auf rosa gekleidete Puppen, die, an der Spielwarenbude hängend, ihre steifen Glieder im Abendwinde wiegten, während Mutter Hansmann die Toilette der Vorübergehenden musterte und dabei nicht unterließ, ihren Gemahl im Auge zu behalten. Dieser hatte sich einem Bekannten angeschlossen und wollte sich eben, wie zufällig, in einer Budenreihe verlieren, als die scharfe Stimme seiner Gebieterin ihn zurückrief: „Hansmann, he, Hansmann, wir könnten auseinander kommen und es ist Zeit zum Heimgehen."

Im nächsten Augenblick zupfte ihn sein Quälgeist ziemlich unsanft am Aermel. „Sieh dorthin, Hansmann, da ist der junge Herr, der dir den Rock noch schuldig ist. Faß ihn und laß ihn nicht los, bis du das Geld in Händen hast."

„Jetzt, Lina? — Das ist nicht gut möglich, er ist ja in Gesellschaft," antwortete der Schneider mit kläglicher Stimme.

„Dummes Zeug, was für Gesellschaft wird das sein. Sie verstehen sich alle aufs borgen, die Herren Studenten, und denken nicht ans bezahlen, wenn man nicht dahinter sitzt. Flugs, geh', sonst ist er verschwunden."

„Er kommt vielleicht morgen, Lina," wagte Hansmann einzuwenden, „wenn nicht, so könnte man ja ein Briefchen schreiben."

Frau Hansmann vergaß für einen Augenblick völlig ihre Umgebung, Andreaschen wurde nicht gerade freundlich fortgestoßen, sie stemmte beide Arme in die Seite. „Bist doch ein dreifacher Esel, Hansmann," sagte sie verächtlich. „Weiß der liebe Gott was aus dir geworden wäre, wenn ich dich nicht genommen hätte. — Herr Studente, Herr Studente," schrie sie laut, „gehen Sie nur nicht fort, hier ist einer, der mit Ihnen sprechen muß."

„Lina, Lina, schrei' doch nicht so," bat der entsetzte Hansmann, „ich will ja gehen und mit dem Herrn sprechen, sieh' nur, wie die Leute uns anblicken."

Wirklich hatte sich ein Haufe Neugieriger um das Ehepaar gesammelt, denen Andreaschen, neben seinem Hampelmann in der Gosse liegend, ein Konzert in wechselnden Tonarten zum besten gab. Die Studenten, vier an der Zahl, waren auch ganz in die Nähe getreten, und der Schneider hielt es für geraten, dem Wunsche seiner Frau eilig nachzukommen. Mit etwas unsicheren Schritten steuerte er auf einen der jungen Herren los und faßte ihn am Arm. „Will der Herr erlauben, daß ich einen Augenblick mit ihm rede," sagte er höflich. Die lachenden Augen des Studenten wurden um einen Schein ernster.

„Guten Tag, Meister, weiß schon, was Ihr wollt," antwortete er leichthin. „Jedoch hier ist kein passender Ort zum verhandeln; in den nächsten Tagen will ich zahlen, Ihr könnt Euch darauf verlassen."

„Wenn der junge Herr dann endlich Wort halten wollte," bat der Schneider. „Meine Frau verliert die Geduld und wir haben das Geld nötig."

Der Student hatte den Schneider etwas aus dem Bereich seiner Bekannten gezogen, jetzt legte er freundlich die Hand auf dessen Schulter. „Auf ein paar Tage wird's Euch nicht ankommen, Meister," meinte er. „Das Geld ist Euch sicher, ob Ihr's nun heute habt, oder die nächste Woche."

„So sprechen der Herr immer, schon seit zwei Monaten, aber ich kann wirklich nicht länger auf das Geld warten."

Andreas Hansmann nahm eine energische Miene an; der Student zog ihn immer weiter mit sich fort. „Ihr seid ein guter Mann, Meister, das weiß ich längst," schmeichelte er. „Kommt, zündet eine an, es ist eine echte Havana." Er hatte sein Zigarrenetui herausgenommen und hielt es dem Schneider hin. Dieser griff zögernd zu und steckte die Zigarre in die Tasche. „Wollt Ihr sie nicht anzünden, Meister? — nicht? — Dann nehmt noch eine und noch eine, — so!"

„Danke, junger Herr, danke sehr, aber ich darf doch wohl noch einmal an das Geld erinnern. Ich könnte schon warten, aber — meine Frau."

Die hellen Augen des Studenten hatten ihren fröhlichen Ausdruck wieder gewonnen. „Ach was, Meisterlein," rief er lustig, „ich wußte, Ihr seid ein liebenswürdiger Kerl und könnt es nicht übers Herz bringen, mich in Verlegenheit zu setzen. Kauft Eurer Frau eine bunte Schleife oder ein Paar Handschuhe, und ich sage Euch, sie läßt uns noch eine Weile in Ruhe."

Andreas Hansmann schaute sich um. „Sie kennen die Weiber nicht, junger Herr," versicherte er mit einem tiefen Stoßseufzer.

Der Student klopfte ihm auf die Schulter. „Aber Euch kenne ich, Meister. Ihr seid ein Prachtkerl und sollt in mir immer einen Freund finden. Und das Geld bringe ich so bald wie möglich. Adieu, Meister, viel Vergnügen auf der Kirmeß und auf Wiedersehen!"

Ehe sich's der Schneider versah, war der junge Mann verschwunden, um gleich darauf mit seinen Genossen scherzend und lachend weiter zu ziehen. „Hast du den Schneider glücklich abgewischt, Todder?" fragte ein schlanker, schwarzhaariger Geselle, dessen dunkle Augen vor Lebenslust funkelten.

Todder fuhr mit der Hand über den blonden Lockenkopf. „Vorläufig ja," antwortete er mit einem Seufzer.

Der Schwarze faßte ihn unter den Arm. „Laß dir keine grauen Haare darüber wachsen, mein Junge; ein echter Student muß dergleichen Ungelegenheiten kennen lernen, und du bist sonst einer von den solidesten."

„Das kommt nur daher, weil er sich unter schwesterlicher Kontrolle befindet," neckte ein anderer. „Ich habe bis dahin nie gewußt, daß Schwestern einen solchen Einfluß ausüben können."

Todder lachte etwas verlegen. „Sie meint es gut mit mir," sagte er kurz.

„Ich wollte, daß ich dieses oft gerühmte Meerwunder von Schwester auch endlich einmal kennen lernte," fiel der Schwarze ein. „Ist sie jung, schön?"

Alle lachten.

„Der spitzt sich auf eine Venus. — Aber mache nur ihre Bekanntschaft, Schwarzer; es kann dir nicht schaden, auch ein wenig Gouvernantenmoral einzunehmen und an den bösen Steinen des Anstoßes vorbei gegängelt zu werden."

Der diese Worte sprach, war ein stämmiger, starkknochiger Held, dessen rotem, aufgedunsenem Gesicht man es ansah, daß er dem Bierkrug fleißig zusprach. Todders Mienen verfinsterten sich. „Das ist eine ungerechte Beschuldigung," rief er. „Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich mein eigener Herr bin und niemals andere über mich bestimmen lasse."

„Rege dich nicht auf," flüsterte der Schwarze ihm zu. „Du weißt, Wulf kann es einmal nicht lassen, Händel zu suchen," und lauter fügte er hinzu: „Wir kennen

dich alle, Todder, du bist ein echter Kerl. Was mich betrifft, so bin ich nicht abgeneigt, mich ein wenig am Gängelbande eines schönen Mädchens festhalten zu lassen. Kannst du mich bei deiner schönen Schwester einführen, Todder?"

Dieser lachte besänftigt. „Man hat dir schon gesagt, daß sie keine Venus sei, Schwarzer; noch mehr wirst du dich wundern, wenn ich dir mitteile, daß sie nicht mehr jung, sondern schon ziemlich alt ist."

„Alt! Also eine alte Jungfer, Todder? Da hätt' ich dir einen besseren Geschmack zugetraut; aber freilich, sie ist deine Schwester."

„Und wirklich eine sehr liebe, gute Schwester," bekräftigte Todder.

„Brav, mein Junge, bravo! Ich habe nie eine Schwester gehabt, aber die deinige will ich hochhalten, ob sie gleich eine alte Jungfer ist."

„Dazu ist auch aller Grund vorhanden," ließ sich jetzt eine schüchterne Stimme vernehmen, die bis dahin noch nicht hörbar geworden war.

„Sieh da, sanfter Timotheus, bist du auch bekannt mit der Huldin. Das ist famos. Natürlich Feuer und Flamme. Hast du ihn eingeführt, Todder?"

„Er ist mit der Dame bekannt, bei welcher meine Schwester Gesellschafterin ist," erklärte Todder, „und wird manchmal mit mir zusammen dort eingeladen."

„Gesellschafterin ist deine Schwester, Todder?" sagte der Schwarze. Es war, als läge eine leise Enttäuschung in seiner Stimme.

„Ja wohl, bei der Gräfin von Schwarzenfeld. Sie ist erst ganz kurze Zeit dort, nachdem sie mehrere Jahre in England zugebracht hat."

„Als Lehrerin?"

„Nein, Reisebegleiterin."

„So ist sie wohl sehr gescheit?"

„Das ist sie, und liebenswürdig dazu," lobte der sanfte Timotheus, ohne sich an die Neckereien seiner Kameraden zu kehren. „Ich sah noch nie eine Dame, die mir so gut gefiel."

Ein schallendes Gelächter belohnte diesen Ausspruch.

„Du bist doch mal ein echter Fuchs, Tim," rief der Schwarze. „Aber sag' mir, wann gehst du wieder zur Gräfin von Schwarzenfeld?"

„Heute abend."

„Und dann wirst du deine Hulda auch sehen?"

„Natürlich. Fräulein Werner ist immer zugegen. Bist du nicht eingeladen, Todder?"

Dieser konnte nicht verhindern, daß er rot wurde. „So halb und halb, nicht bestimmt," entgegnete er.

„Aber du gehst doch mit?"

Theodor schüttelte den Kopf. „Diesmal nicht, ich habe etwas anderes vor," sagte er mit einem verlegenen Blick auf seinen Gefährten.

„Versteht sich, Alter, du darfst nicht fehlen," sagte der Schwarze, den Blick erwidernd, „heute abend muß sich deine Schwester ohne dich behelfen."

Timotheus machte ein betrübtes Gesicht. „Deine Schwester wird es sehr bedauern, Theodor," mahnte er, an Todder herantretend. „Hast du ihr nichts zu bestellen?"

„Einen Gruß und ich käme in diesen Tagen."

Die Studenten trennten sich. Theodor Werner ging mit dem Schwarzen und dem Knochigen, während Timotheus in eine Seitenstraße einbog.

„Grüß' mir deine Flamme, sanfter Tim," rief der Schwarze dem Fuchs nach. Der Blick desselben haftete einen Augenblick vorwurfsvoll, dann bittend, auf Todder, aber dieser schüttelte energisch den Kopf.

„Ich muß mein eigener Herr bleiben, Tim. Wiedersehen auf morgen," rief er die Mütze schwenkend und war gleich darauf in der Dämmerung des hereinbrechenden Abends verschwunden."

2.

Am rauschenden Rheinstrom blieb Timotheus stehen. Ueber das Geländer gelehnt, welches denselben von der Straße trennte, schaute er tief hinab in die klaren Wasserfluten und dann aufwärts zu den Bergen, die sich am entgegengesetzten Ufer aneinanderreihten. Seine Gedanken weilten noch bei Theodor Werner, und ein leises Weh füllte dabei seine kindliche Seele. „Er weiß nicht, daß Wulf und von Tauler in keinem guten Rufe stehen," sagte er vor sich hin. „Wenn er nur auf mich gehört hätte und mit mir zu seiner Schwester gegangen wäre." Ein Stückchen ging er vorwärts zu den Villen hinauf, deren Gärten sich wie ein blühender Gürtel am Fluß entlang zogen. Es war ihm lieb, daß seine Gefährten ihn allein gelassen hatten, daß er niemanden kannte unter den Spaziergängern, die lachend und plaudernd an ihm vorüber gingen. „Theodor, Theodor" murmelte er in sich hinein. Sein junges Herz war erfüllt von der Freundschaft, welche ihm zum erstenmal in seinem Leben zu teil geworden war. Er fühlte eine Liebe für seinen Freund, die an Verehrung grenzte, und wenn Theodor diese Liebe auch nicht in gleichem Maße erwiderte, so war ihm der sanfte Jüngling doch stets ein willkommener Gesellschafter gewesen. Erst seit ganz kurzer Zeit schien er anderen Freunden den Vorzug zu geben und selbst seine Schwester darüber zu vernachlässigen. Timotheus' Träumereien nahmen einen ernsteren Charakter an, ein sehnsüchtiger Seufzer hob von Zeit zu Zeit seine Brust. — Da lag die Welt im Abendglanz eines vergehenden Sommertages, und gerade ihr Friedensbild weckte in dem Jüngling den Durst heißen, unbefriedigten Verlangens. Sein Herz klopfte ungestüm, unbewußt rief es in ihm nach jemand, der ihn völlig verstände. Er fühlte sich unaussprechlich einsam und allein. „Theodor, Theodor!" rief er noch einmal.

Es wurde dunkler, die Berge verschwammen in blauem Duft, hier und da ward ein Licht angezündet. Timotheus raffte sich empor. Er sah auf seine Uhr. „Beinahe acht Uhr," murmelte er, „ich darf nicht länger warten." Noch einen Blick warf er über die rauschenden Fluten, dann setzte er sein Mützchen gerade, zupfte seinen Schlips und seine Manschetten zurecht und nahm aus der Tasche ein Paar Glacéhandschuhe, welche er mit seinen baumwollenen vertauschte. Er war ein schlankgewachsener, schmucker Student, nur der innige Ausdruck seines sanften, von glattem Blondhaar umgebenen Gesichtes gab ihm etwas Mädchenhaftes; die blauen Kinderaugen, die jedem so treuherzig begegneten, zeigten, daß die Welt mit all' ihren Thorheiten ihm noch fremd geblieben war.

„Sieh' dorthin, Ellen, das ist ein Student," hörte er plötzlich eine frische Stimme ganz in seiner Nähe sagen, „nun wird ja dein Wunsch, einen von ihnen zu sehen, doch noch erfüllt."

Ein ganz klein wenig schaute Timotheus sich nach den Damen um, welche jetzt schnellen Schrittes an ihm vorüber gingen. Sie waren beide jung und schön, besonders die eine, deren zartes Gesichtchen unter dem weißen Schleier her aufmerksam zu ihm hinüberblickte. Es war gut, daß die Dämmerung seine Verlegenheit verdeckte und daß keiner seiner Genossen zugegen war, ihn auszulachen, als er unwillkürlich zum Gruß die Mütze zog. Das schöne Mädchen sah noch einmal nach ihm um, sie schien sogar die Absicht zu haben, stehen zu bleiben und ihn anzureden, jedoch ihre Begleiterin faßte sie bei der Hand und zog sie eilig mit sich fort. Bald darauf hatte der junge Mann die Wohnung seiner Gastgeberin erreicht. Es war eine der schönen, von blühenden Gebüschen umgebenen Villen, deren Garten er betrat.

„Herr Timotheus Erlen, Sie sind willkommen," rief jemand gerade in dem Augenblick, als er die Schelle ziehen wollte.

Er schaute zu dem Fenster hinauf, in dessen Rahmen die Gestalt einer alten Dame sichtbar ward. Sie nickte ihm lachend zu und war verschwunden, noch ehe er seine Verbeugung beendet hatte. Ein Diener wies ihn in den kleinen Salon, dessen offene

Thüren auf die Veranda führten. Die Lichter waren bereits angezündet und beleuchteten eine gemütliche, reiche Einrichtung. „Die gnädige Frau und das Fräulein werden sogleich erscheinen," meldete der Diener.

Timotheus setzte sich auf den Rand eines Sessels und wartete in etwas gedrückter Stimmung der Dinge, die da kommen sollten. Recht behaglich war es ihm noch nie zu Mute gewesen in diesen Räumen, besonders nicht, ehe die Bewohnerinnen derselben sichtbar wurden. Heute mußte er lange auf ihr Erscheinen warten. Ueber sich hörte er rasches Hin- und Hergehen, Thüren wurden geöffnet und zugeschlagen, — konnte am Ende eine größere Gesellschaft eingeladen sein? — Timotheus ward es ziemlich ängstlich zu Mute, er stand auf, beschaute sich verstohlen im Spiegel und strich sich das Haar zurecht, dann nahm er seinen Platz wieder ein. Endlich näherten sich Schritte, die Portieren wurden zur Seite geschoben, auf den Arm einer Dienerin gestützt erschien die Gräfin Schwarzenfeld. Sie war bereits eine Sechzigerin mit schneeweißem Haar und einem kleinen Bärtchen am Kinn, welches nebst den durchdringenden Augen von unbestimmter Farbe ihrem kräftigen, blühenden Gesicht einen fast männlichen Ausdruck verlieh. Ihre Gestalt war etwas gebückt und, wie es schien, gebrechlich. Sie trug ein schwarzes Schleppkleid und zu der weißen Spitzenhaube eine mit Pelz verbrämte Pelerine von dunkelm Samt.

„Guten Abend, Herr Erlen, Sie haben lange warten müssen." Sie streckte dem Jüngling freundlich die Hand entgegen, ehe sie sich von der Dienerin zu einem Sessel führen ließ. „Lege die Decke über, Anna, und schließe die Thür nach der Veranda," befahl sie. „So, jetzt kannst du gehen. Der Rheumatismus ist mein schlimmster Feind, ich bin stets mit ihm im Kampfe," wandte sie sich an ihren Gast. Dieser verneigte sich zustimmend. „Sie kennen wohl nichts von Rheumatismus, Herr Timotheus Erlen, haben vielleicht kaum davon gehört?"

Timotheus besann sich. „Mein Großvater ist daran gestorben," gestand er hocherrötend.

Die Gräfin lachte. „Ein guter Trost für mich. Hat er es bis zu meinem Alter gebracht, oder starb er früher?" Ihr Blick ruhte forschend auf Timotheus.

„Er war noch nicht ganz achtzig Jahre alt," antwortete dieser.

Sie lachte wieder. „Und für wie alt halten Sie mich, Herr Timotheus Erlen?"

Die Verlegenheit des jungen Mannes ward immer größer, er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Nun?"

„Vielleicht zweiundsiebenzig Jahre," meinte er endlich ungewiß.

„Brav gemacht, Herr Timotheus Erlen," rief sie. „Sie wollen doch Prediger werden, nicht wahr?"

„Ich glaube wohl, wenn Vater — — —"

„Das ist recht," fiel sie ihm in die Rede, „ich bin gewiß, Sie werden Ihren Bauern die Wahrheit nicht vorenthalten und keinen Hokuspokus verkündigen, wie so manche Ihres Schlages. Hatten Sie kürzlich Nachrichten von zu Hause?"

„Ich erhielt gestern einen Brief," sagte er erleichtert, daß die Dame auf ein anderes Thema überging.

„Geht es allen wohl?"

„Ich danke, recht wohl, nur Vater hat sich erkältet."

„Erkältet! Gewiß hat er zu kalt getrunken, oder ist nach der Predigt in die Zugluft gegangen; die Herren sind oft so unvorsichtig. Haben Sie einen guten Arzt im Dorf?"

„Ja, einen sehr guten," versicherte Timotheus mit Wärme.

„So, so, ich halte sonst nichts von den Doktoren, bis jetzt hat kein einziger mein Leiden ordentlich ergründen können, obgleich ich sie zu Dutzenden hier gehabt habe. Naturheilmethode, die ist das beste. Kennen Sie Pain-Expeller?" fragte sie rasch.

Timotheus erinnerte sich nicht, je von ihm gehört zu haben, und da er ihn für den Namen eines berühmten Arztes hielt, so murmelte er mit leisem Kopfschütteln: „Ich hatte bis jetzt noch nicht die Ehre."

„So, noch nicht."

Die Dame sah sehr ernst aus. „Sie müssen Ihrem Herrn Vater davon schreiben, es ist ein Radikal-Mittel und wirkt unfehlbar." Sie hatte zu gleicher Zeit auf den Knopf der silbernen Schelle gedrückt, den Diener herbeizurufen. „Anton, holen Sie doch in meinem Zimmer den Pain-Expeller, er steht auf dem Tisch," befahl sie.

Der Diener kehrte gleich darauf zurück, ein längliches Fläschchen voll brauner Flüssigkeit in der Hand tragend. Die Gräfin reichte es ihrem Gast hin.

„Halten Sie es sich an die Nase, Herr Timotheus Erlen," sagte sie dringend. „Wenn Sie etwas Kopfweh haben, wird es seine Wirkung nicht versagen."

Dieser that gehorsam, wie ihm befohlen und roch so lange und anhaltend an der stark duftenden Essenz, bis ihm die Thränen aus den Augen liefen. Die Gräfin sah mit Wohlgefallen zu. „So ist's recht. — Heute abend noch müssen Sie Ihrem Herrn Vater darüber schreiben," fuhr sie eifrig fort.

„Ausgezeichnet, sag ich Ihnen," rief sie unermüdlich. „Die Werner wollte zuerst lächeln darüber, aber — —. Doch à propos, bei der Werner fällt mir ein, hat sie ihren Bruder nicht ebenfalls zum Abendbrot eingeladen?"

Diese Frage brachte den guten Timotheus aufs neue in Verlegenheit. „Er konnte heute abend nicht gut mitkommen," entschuldigte er seinen Freund.

„Ein netter Mensch, der Theodor Werner, so frisch und fröhlich," lobte die Gräfin, „hat mir sehr gefallen. Schade, daß die Werner vergessen hat ihn einzuladen."

Sie schien die Entschuldigung des jungen Mannes überhört zu haben und gerade jetzt trat ihre Gesellschafterin ins Zimmer und machte durch ihr Erscheinen dem Gespräch ein Ende. Ein leises Zittern ging durch des Studenten Glieder. Der Schwarze hatte nicht unrecht, wenn er Johanna Werner seine Flamme genannt hatte, sie zog ihn unbeschreiblich an. Vor der Gräfin von Schwarzenfeld empfand er eine große Ehrerbietung, sie erschien ihm klug und vornehm und konnte ihn leicht in Verwirrung bringen, aber sobald Johannas braune Augen den seinigen begegneten, war es gänzlich um seine Fassung geschehen. Nur ihr gleichmäßiges, fast schwesterliches Benehmen brachte ihn nach und nach ins Gleichgewicht und beschwichtigte die Unruhe, die sich seiner bemächtigte. Auch jetzt kam dieselbe in verdoppeltem Maße über ihn, als die schlanke Gestalt des Mädchens in dem einfachen hellgrauen Gewand vor ihm auftauchte, und ihre Blicke, über ihn weg, wie suchend durch das Zimmer schweiften.

„Guten Abend, Herr Erlen, mein Bruder ist doch wohl?" fragte sie rasch.

„Er ist ganz gesund, Fräulein Werner," entgegnete Timotheus, indem Purpurglut seine Wangen bedeckte.

„Das sieht Ihnen ähnlich, daß Sie vergessen ihn einzuladen," warf die Gräfin in scheltendem Ton dazwischen. „Sie wissen doch, daß er mir jederzeit willkommen ist."

Johanna antwortete nur durch eine leichte Neigung des Kopfes, es lag etwas in des Studenten ängstlichem Gesichte, was sie abhielt, in Gegenwart der Gräfin eingehend nach dem Bruder zu fragen. Erst als das Abendessen vorüber war und sie mit Timotheus eine Weile allein auf der Veranda stand, um ihm, auf Gebot der alten Dame, den Rhein im Mondschein zu zeigen, machte sie ihrem gepreßten Herzen durch Fragen Luft.

„Es ist doch nichts vorgefallen, Herr Erlen?" rief sie besorgt. „Sie sahen so ängstlich aus, als von Theodor die Rede war. Sagen Sie mir offen, warum er meiner Einladung nicht gefolgt ist?"

Timotheus murmelte etwas von einer Verabredung, die er mit Freunden getroffen habe, aber seine Art und Weise machte das Mädchen nur noch unruhiger. „Sie verschweigen mir etwas, Herr Erlen," drängte sie, und ihre Hand auf seinen Arm

legend sah sie ihm ernst und fest in die Augen. Da konnte er freilich nicht länger widerstehen.

„Er hat so viel neue Freunde, mit denen er beständig verkehrt und die ihn zu allerlei verleiten," kam es sehr gepreßt heraus.

„Zu allerlei verleiten? Zu was denn?" war Johannas bestimmte Gegenfrage. „Was thut er zum Beispiel heute abend?"

„Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen, Fräulein Werner, er sagte nur, er könne nicht mit mir gehen und ich solle Ihnen das mit einem Gruß bestellen."

Der arme Timotheus war in einem kläglichen Zustande. Johanna fühlte, sie durfte nicht weiter in ihn dringen, auch ahnte sie, daß er als Freund persönlich verletzt und darum geneigt sei, die Sache schlimmer als nötig aufzufassen. „Sie müssen versuchen, den geschlossenen Freundschaftsbund recht fest zu halten," sagte sie freundlich.

Er nickte. „Ich will es gern thun, Fräulein Werner."

Sie kam nicht mehr darauf zurück, sondern fragte ihn nach zu Hause, nach den Eltern und Geschwistern, sowie seinen Studien, in so eingehender Weise, daß es ihm ganz heimatlich zu Mute ward. —

„Vergessen Sie nicht den Pain-Expeller und kommen Sie das nächste Mal mit Herrn Werner zusammen," war das Abschiedswort der Gräfin, als er eine Stunde später den Heimweg antrat. Johanna begleitete ihn bis an die Thüre, sie drückte ihm herzlich die Hand.

„Daß sie doch meine Schwester wäre," sagte er vor sich hin. „Wenn ich den Theodor nicht so lieb hätte, ich könnte ihn beneiden."

Im kleinen Salon saß die Gräfin mit ihrer Gesellschafterin noch eine Weile beisammen.

„Er ist ein guter Junge, der Timotheus Erlen, ganz seine Mutter, die ich schon als junges Mädchen gekannt und lieb gehabt habe," sagte die alte Dame. Er gibt einmal einen tüchtigen Landpfarrer, wie sein Vater, aber Ihr Bruder ist mir doch lieber, Johanna. Der hat etwas mehr esprit und savoir vivre und wird weniger hölzern durch die Welt pilgern." Sie lachte und klopfte dabei Johanna wohlwollend auf die Schulter. „Sie machen ein Gesicht, als ob das nicht gerade ein Vorzug sei, Kind," meinte sie, sich erhebend. „Doch jetzt klingeln Sie der Dienerin, es ist Zeit, daß wir zur Ruhe gehen."

3.

Sobald Johanna Zeit fand, ging sie ihren Bruder aufzusuchen. Sie war erst einmal, und zwar bei seinem Einzug, für eine Stunde in seiner Wohnung gewesen, da sie ihn, so oft sie Lust hatte, in ihrem Zimmer bei der Gräfin Schwarzenfeld empfangen durfte. Sie sah eine besondere Fügung Gottes darin, daß sie gerade jetzt diese Stellung gefunden, welche es ihr bei einer guten Einnahme möglich machte, einen Teil der Studienjahre Theodors mit ihm in derselben Stadt zu verleben. Zwar schien es ihr zuweilen, als ob ihr Bruder nicht ganz derselben Ansicht sei. „Mädchen haben kein Verständnis für das Studentenleben," sagte er oft, wenn sie sich eine tadelnde Bemerkung erlaubte. Sie hatte ihm, selbst in seinen Schuljahren, so viel wie möglich seine Freiheit gelassen und sich nicht in seine Angelegenheiten gemischt, außer daß sie ihm jedes Vierteljahr ihre Einnahme ausbezahlte und alle ihre kleinen Ersparnisse mit Freuden für ihn opferte. Jahre, reich an Entbehrung und Entsagung, lagen hinter ihr, aber es war ihr bis jetzt gelungen, ihn durchzubringen, ohne daß es ihm an etwas zu fehlen brauchte. Er war von Kindheit an so daran gewöhnt, alles von ihr anzunehmen, daß es ihm ganz selbstverständlich erschien und ihm nie der Gedanke kam, daß es je anders sein könne. Er war immer vertrauend und herzlich gegen sie, dennoch

beobachtete er, seit er mit ihr in einem Orte wohnte, eine gewisse Zurückhaltung. „Du passest nicht in eine Studentenwirtschaft, Johanna," äußerte er wiederholt, wenn sie den Wunsch aussprach, ihn zu besuchen. „Ich habe jüngere Füße wie du, und will lieber zu dir kommen." So ließ sie ihn gewähren. Jedoch seines Freundes Andeutungen hatten eine gewisse Unruhe in ihr geweckt, sie fühlte sich getrieben, sich selbst nach ihm umzusehen und ihn in seiner Wohnung zu überraschen. Es war Ende Mai und die Erde hatte sich mit den reichsten Blüten geschmückt. Sanfte Lüfte kosten in den Baumwipfeln und spielten mit den schlanken Zweigen der syrischen Weide, welche vor manchen Villen der rheinischen Universitätsstadt ihren Platz gefunden hatte. Die Sonne streute Goldfunken über den Strom, dessen Fluten je und dann ein Schiff durchzog, während die fernen Ruinen sich klar und deutlich aus den grünen Bergwellen emporhoben. Johanna öffnete ihr Herz weit, als sie so dahin wanderte. Die Erde war so schön und Gott so groß, so gütig. — In Theodor hatte sie sich nicht getäuscht, er war talentvoll und fleißig. Sie selbst schien, nach jahrelangem Umherirren in der Fremde, reicher geworden an Erfahrung und Kenntnissen, in einen sicheren Hafen eingelaufen zu sein

„Ist der Student Werner zu Hause?" fragte sie ein junges Mädchen, welches emsig nähend am offenen Fenster eines kleinen Hauses saß.

Ein Lächeln ging über das kluge Gesichtchen. „Sie kommen früh, Fräulein, und werden den Herrn Studenten wohl noch beim Frühstück treffen," war die Antwort.

Johanna stieg die Treppe hinauf. Warm war's im Flur, nach der kühlen Luft, die sie soeben eingeatmet hatte. Der Geruch von Kaffee stieg aus dem Souterrain empor, eine Spieluhr ließ ihre heiteren Klänge aus einem der Zimmer ertönen. Sie klopfte an ihres Bruders Thür.

„Herein, nur herein!" rief seine fröhliche Stimme. „Potztausend, Alter, wie früh du auf den Beinen bist nach der gestrigen Kneipe," fuhr dieselbe fort und schwieg dann plötzlich. „Johanna, du?" Es war ein Ausruf unverkennbaren Schreckens.

„Bist du erschrocken, mich zu sehen, Theodor?" fragte sie.

Er faßte sich sogleich. „Alte Dore, wie konnte ich dich auf meiner Bude erwarten," rief er, sie heftig umhalsend.

Es entging ihr indes nicht, daß sein Ton ein gezwungener war und daß über das helle Gesicht ein leichter Schatten gezogen. „Du hattest wohl einen Freund erwartet?"

„Allerdings. Doch nun setz' dich, Johanna, du siehst, es ist eine Studentenwirtschaft hier, ich bin noch beim Frühstück."

„Darf ich eine Tasse Kaffee mit dir trinken?" fragte sie, versuchend, so unbefangen wie möglich drein zu schauen. „Komm, du mußt mir selbst einschenken. Hast du noch eine Tasse?"

Er stand auf, dieselbe herbei zu holen, und Johanna hatte Gelegenheit, den eleganten Schlafrock zu bewundern, dessen dunkelrote Quasten fast bis auf die Erde herabhingen. Auch das Zimmer war anders, als sie erwartet hatte. Kleine Gemälde, welche auf Ständern umher standen, Statuen, Blumenvasen und Photographien gaben demselben einen künstlerischen Anstrich. Für Johannas Ordnungssinn ließ die geniale Unordnung, welche überall herrschte, viel zu wünschen übrig, aber sie that, als bemerke sie nichts von alledem. Selbst ihr Erschrecken über die mancherlei schönen, in ihren Augen kostbaren Dinge suchte sie fürs erste zurück zu drängen. Sie ließ sich von seinem Ergehen erzählen und plauderte über ihr Leben bei der Gräfin in einer Weise, daß sie ihn mit in die Unterhaltung zog. Er wurde ganz lebhaft, und sie gewahrte mit Freuden, daß es sein alter, offener Blick sei, der dem ihrigen begegnete.

„Es gefällt mir bei dir, Theodor," sagte sie, nachdem sie ihren Kaffee ausgetrunken hatte, „nur wundere ich mich über die vielen schönen Sachen, welche du hast. Du weißt, ich liebe auch dergleichen Dinge, aber wenn man sein Geld zum Nötigsten verwenden muß, bleibt nicht viel übrig."

Er sah verlegen aus. „Solche Dinge bekommt man manchmal geschenkt,“ antwortete er.

„Auch so feine Schlafröcke?“ scherzte sie. „Ich sehe dich sehr gern nett und freue mich immer, wenn du elegant gekleidet bei der Gräfin erscheinst, aber dies kommt mir wirklich wie ein großer Luxus vor.“ Sie sah sich die Gemälde und Photographien an. „Hast du die auch geschenkt bekommen?“ fragte sie.

„Nicht alle. Du weißt, ich gab eine Zeitlang Privatstunden, das brachte mir manches ein.“

„Giebst du jetzt keine mehr?“

„Die Leute sind fortgezogen und etwas Neues hat sich noch nicht gefunden. Ich will aber wieder danach suchen.“

Sie faßte ihn plötzlich um den Hals und sah ihm tief in die leuchtenden Augen. „Ich gönne dir so gern alles Gute und Schöne,“ sagte sie herzlich, „nur eine Bitte habe ich, daß du immer offen gegen mich bist. Habe ich Grund, das Gegenteil zu fürchten?“

Er versuchte sich loszumachen. „Du verstehst nichts vom Studentenleben,“ sagte er etwas gereizt.

„Vielleicht nicht, mein Junge. Ich möchte nur, daß du lerntest, besser mit dem Gelde umzugehen. Ich weiß, du bist etwas großartig angelegt, und es steigt manchmal die Angst in meiner Seele auf, daß du bei so vielen Bedürfnissen notwendig Schulden machen mußt.“

Er wich ihrem Blick aus. „Das willst du mir doch nicht anthun, Theodor, nicht wahr? Es würde dich und mich unglücklich machen, da meine Einnahme vollständig verbraucht wird. Willst du nicht lieber lernen, dich ein wenig einzuschränken?“

Sie hatte absichtslos ein Buch, welches auf dem Tisch lag, geöffnet, und bückte sich, die zwei Papierstreifen, welche herausflatterten, von der Erde aufzuheben. Theodor wollte sie ihr entreißen, aber sie hielt sie nach einem flüchtigen Blick darauf fest und steckte sie ruhig in die Tasche.

„Frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!“ klang gerade jetzt eine schöne, kräftige Stimme durch die geöffnete Thür. „Wie geht's, Todder, hast du den Jammer verschlafen?“

Ein feiner junger Mann in sehr eleganter Kleidung ward sichtbar. Er wich bei Johannas Anblick etwas erstaunt zurück. „Damenbesuch hast du?“ lachte er, nahm dann aber sofort eine kavaliermäßige Haltung an und verneigte sich mit großer Ehrerbietung.

„Mein Freund, Eduard von Tauler, — meine Schwester,“ stellte Theodor etwas verblüfft vor.

Johanna betrachtete den jungen Mann mit ihrem ruhigen, sicheren Blick. Er mißfiel ihr nicht. Das Gepräge unverkennbaren Leichtsinns war zu sehr mit Herzensgüte gepaart, man konnte unmöglich in das schöne Gesicht, in die strahlenden, dunklen Augen blicken, ohne ihm gut zu sein. Theodor schien ihre Gedanken zu erraten, sie gaben ihm so viel Mut zurück, daß er sogar die fatalen Rechnungen in der Tasche seiner Schwester darüber vergessen konnte. — Die Unterhaltung beschränkte sich auf die Stadt, die schöne Rheingegend, die Professoren u. s. w. und Johanna verabschiedete sich bald. Ihr Herz war schwerer als da sie gekommen war, und wenn sie auch mit Vergnügen dem fröhlichen Geplauder der Jünglinge zugehört hatte und sich sagte, daß die Gräfin recht habe und sie in vieler Beziehung stolz auf ihren Bruder sein dürfe, so konnte sie doch ein geheimes Bangen nicht ganz zum Schweigen bringen.

„Famose Schwester,“ jubelte der Schwarze, der mit Theodor Johanna das Geleite bis zur Hausthüre gegeben. „Der Fuchs hat wirklich Geschmack, das muß ich sagen; da ist Schick bei allem, was sie thut. In Form und Manier eine vollendete

Dame. Nur ein wenig feiner müßte sie sich kleiden; sie geht gar zu schlicht und einfach, eine wahre Nonne."

Die letzten Worte gaben Theodor einen Stich ins Herz; wußte er doch am besten, warum sie sich nur das allereinfachste Gewand erlauben durfte. „Ich will wirklich versuchen, mich zu bessern," das waren seine aufrichtigen Vorsätze, als er gleich darauf mit seinem Freunde den Hallen der Universität zueilte.

4.

Die Glocke schlug eben 5 Uhr, als die Gräfin Schwarzenfeld mit Johanna Werner ihren gewöhnlichen Spaziergang antrat. Die Hitze des Tages fing an, einer angenehmen Kühle zu weichen, aber noch war die Luft drückend.

„Wir wollen uns in die Anlagen setzen und uns nachher durch eine Droschke abholen lassen," bestimmte die alte Dame, „ich bin zu müde zu einem längeren Gang."

Unter den Bäumen war es still und schattig. Die Spaziergänger waren noch nicht herausgekommen, nur Schulkinder oder die unvermeidlichen Wärterinnen mit ihren Pflegebefohlenen trieben an manchen Stellen ihr Wesen. Johanna hatte bald eine Bank gefunden, wo sie ziemlich ungestört waren; jedoch kaum hatten sie sich niedergelassen, als schreiend und lärmend ein ganzer Schwarm Straßenbuben die Szene belebte. In ihrer Mitte ging ein hochgewachsener junger Mann, der mit heftigen Gestikulationen und lauten Ausrufen die Lachlust der unbändigen kleinen Schar aufs höchste zu reizen schien.

„Gebt acht, ihr Bengel, wenn der Erzvater kommt, wird er euch alle in die Luft fliegen lassen, wie die Sperlinge," rief er mit erhobener Stimme.

Ein nicht enden wollender Jubel folgte diesen Worten. Johannas Herz stand fast still, ihre Augen öffneten sich weit. War es ein Traum oder war das wirklich ihr Freund Leonhard, der Sohn des Bürgermeisters Lorenz aus Herrenberg, der so plötzlich vor ihr auftauchte? In sechs langen Jahren hatte sie ihn nicht wieder gesehen und nur zuweilen durch Ursula, mit der sie anfangs in Verkehr geblieben war, flüchtige Nachrichten von seinem Ergehen erhalten. Dann hatte auch diese geschwiegen. Die alte Heimat war fast in Vergessenheit versunken. Und doch nicht vergessen, sie lebte fort in ihrem Herzen, das fühlte Johanna in diesem Augenblick, als sie eilenden Laufes mit glühenden Wangen in die Mitte der erschrockenen Jungen stürmte. „Herr Leonhard, mein lieber, lieber Freund," rief sie, sich ihrer Lage gar nicht bewußt werdend. Die Knaben stoben bei ihrem Anblick auseinander. Die Gräfin folgte mit erstaunten Blicken dem Thun ihrer Gesellschafterin. Leonhard war beim Klang ihrer Stimme stehen geblieben, er schöpfte tief Atem. Dann richtete er seine dunklen Augen ohne jegliches Erstaunen auf ihr erregtes Gesicht.

„Bist du da, Johanna?" sagte er mit gedämpfter Stimme und blinzelte fröhlich zu ihr hinüber. „Sie werden alle in die Luft fliegen wie dein Vater." Er deutete auf die Knaben, die in geringer Entfernung dem Ausgang des Schauspiels zusahen. „Sie machen mich so müde mit ihrem Geschrei," sagte er plötzlich in verändertem Ton, und Johannas Arm ergreifend, setzte er bittend hinzu: „Geh' mit mir in deinen Garten, Johanna, wo die weißen Lilien wachsen, da ist es still."

Johanna traten die Thränen in die Augen, sie faßte herzlich seine Hand. „Wir wollen uns dort auf jene Bank setzen, da können wir ausruhen, und dann will ich Sie nach Hause bringen," sagte sie liebevoll.

Er folgte ohne Widerrede, während seine Quälgeister eingeschüchtert von dannen eilten. Neugierig blickte ihnen die Gräfin entgegen. „Wen bringen Sie da, Johanna?" rief sie schon von weitem.

Johanna machte ihr ein Zeichen, indem sie, mit bedeutsamem Blick, die Hand an

ihre Stirne legte. „Es ist ein guter Freund aus meiner früheren Heimat, den ich unerwartet hier angetroffen," erklärte sie.

Leonhard nahm seinen Hut ab. „Ist das deine Großmutter Johanna?" lächelte er, sich verneigend. „Sie sind wohl zum Besuch gekommen?" wandte er sich an die Gräfin.

Diese wußte sich gleich in die Situation zu finden. „Es ist so schön hier," antwortete sie, neben sich Platz machend, „wollen Sie sich vielleicht zu uns setzen?"

Er verneigte sich wieder. „Ich wollte noch in die Universität, einen Professor zu hören," antwortete er sehr vernünftig. „Wenn Sie erlauben, komme ich später in Ihren Garten. Wir haben lange nicht da gesessen, Johanna, ich wette, die Lilien sind alle offen." Seine Blicke schweiften durch die Anlagen bis hinüber zum Universitätsgebäude, dessen Fenster sich im Sonnenschein spiegelten. „Denkst du, ich könnte noch Latein lernen," flüsterte er Johanna zu, und sein Gesicht gewann einen trüben Ausdruck, als er hinzusetzte: „Mein Vater sagt, es sei zu spät."

„Ist Ihr Herr Vater mit Ihnen gekommen?" forschte das Mädchen.

Er sah sie verwundert an. „Ja, gewiß, er geht immer mit mir; aber heute bin ich ihm davon gelaufen. Er ist so gut gegen mich, da wollte ich noch einmal versuchen, ob ich doch Latein lernen könnte, ihn zu erfreuen. Er hatte es so gern, als ich noch kleiner war."

Leonhard setzte sich neben die Gräfin. „Haben Sie kalte Füße?" fragte er, mitleidig auf den Shawl deutend, der über sie gebreitet lag.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich leide an Rheumatismus, darum muß ich mich in acht nehmen."

„Thut Rheumatismus weh?" fragte er hastig, sich über die Stirn streichend. „Dann glaube ich, daß ich hier auch Rheumatismus habe."

„Armer junger Mann," murmelte die Gräfin bewegt. „Reichen Sie mir doch den Pain-Expeller, Johanna, vielleicht thut es ihm gut, daran zu riechen."

Der Kranke wehrte ab. „Nein, nein! Alles was man in Flaschen hat, ist nicht das rechte. Ich habe alles versucht."

Die Gräfin versuchte vergeblich, ihm die Unfehlbarkeit ihrer Tinktur begreiflich zu machen.

„Es kann nicht das rechte sein," versicherte er. „Es war etwas anderes. Einmal habe ich es gewußt, Johanna. Aber jetzt will mir das Wort nicht wieder einfallen."

Er faßte ihre Hand und sah ihr träumend ins Auge, als könne er in ihrem Anblick die Erinnerung wieder finden. „Weißt du es denn auch nicht mehr, Johanna?" forschte er traurig. „Ich sagte es immer, wenn ich nicht schlafen konnte. Man kann es nicht sehen, aber es hilft doch."

Jetzt dämmerte es in Johannas Seele, eine tiefe Bewegung erfüllte sie. „Ich sagte einmal, daß Sie den Heiland anrufen sollten, der im Himmel wohnt," sprach sie langsam.

Er seufzte tief. „Heiland," flüsterte er sinnend, „Heiland." Die dunkeln Augen schauten hinauf zu dem klaren, wolkenlosen Himmelszelt über ihnen, dann verschönte ein rascher Freudenstrahl sein Antlitz. „Du hast recht, Johanna, das ist es," rief er fröhlich. „Warum hast du es mir so lange nicht gesagt, ich hatte es ganz vergessen. Der Heiland," wiederholte er, „der Heiland, der mich in den Himmel bringen will."

Eine kurze Stille trat ein, in dem Gesicht der Gräfin zuckte es seltsam. „Sie haben recht, das ist noch besser als Arznei," sagte sie gerührt.

Er klatschte in die Hände. „Nicht wahr? — Nun sind Sie nicht mehr böse, daß ich die Flasche nicht nehmen wollte?" fragte er ernstlich. Dann aber zog von neuem ein Schatten über sein Gesicht. „Bleib' bei mir, Johanna, bleib bei mir, daß ich es nicht wieder vergesse," flehte er ängstlich.

Sie sah ihn freundlich an. „Morgen will ich Sie besuchen, Herr Leonhard, und jeden Tag, wenn Sie es wünschen. Doch jetzt sagen Sie mir, wo Sie wohnen?"

„Weißt du das nicht, Johanna? Bei meinem Vater natürlich," lachte er.

Er stand auf und reichte der Gräfin die Hand. „Bis nachher, Frau — — Frau Großmutter, ich komme sicher in den Garten. Dann schenkst du mir eine Lilie, nicht wahr, Johanna? und vielleicht," setzte er freudig hinzu, „bring' ich meine Schwester Ellen mir mir."

Ehe die beiden Damen es sich versahen, lief er zu ihrer größten Ueberraschung mit eiligen Schritten davon, quer über den Rasen, ohne Johannas wiederholten Rufen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken oder sich auch nur ein einziges Mal umzublicken.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Fahrt durchs Rote Meer.

Wofür sollte ich wohl gestraft werden, als mein Schicksal mich dazu verdammte, meine Reise durch das Rote Meer mit einem Dampfer der Britisch-India-Linie fortzusetzen?

Die Antwort auf diese Frage blieb ich mir schuldig, — sie zu beantworten nützte auch gar nichts, denn die Thatsache blieb dieselbe: wollte ich reisen, mußte ich das Schiff der Britisch-India benutzen. Ich konnte es ja bleiben lassen, dann blieb ich aber auch, d. h. liegen.

Beinahe versagte mir der Atem, als ich auf das Schiff trat. So etwas von Kohlenstaub hatte ich überhaupt nicht für möglich gehalten. Er lag buchstäblich einen halben Zoll hoch auf dem Deck. Noch nie hatte ich ein Schiff, selbst während es kohlte, in solchem Zustande gesehen. Mein erster Gedanke war: umkehren! fort! auf ein anderes Schiff warten! Flucht aus diesem Sch — nein Menschenstall! Aber es war ja mein „Kismeth", gerade die Britisch-India-Linie benutzen zu müssen. Also hineinbeißen in den sauern Apfel. Erster Biß: Wie bekomme ich eine Kabine? Auf dem „Hatch" sitzt ein dicker Mann, in eine unglaublich schmutzige Uniform gekleidet. Neben ihm steht auf einem Teller sein Mittagessen. In der linken Hand hält er ein Glas Gin und Wasser, die rechte Hand, mit einer Gabel bewaffnet, deren Spitze nach oben gerichtet ist, ruht auf dem rechten Knie. Der Herr verzehrt anscheinend seine Mittagsmahlzeit, hier „Tiffin" genannt; er baumelt dazu mit den Beinen.

„Wollen Sie mir vielleicht sagen, wo ich den Chief Steward finde, um mir meine Kabine anweisen zu lassen?" fragte ich das dicke Individuum.

„What say?" (Ungehörige und vulgäre Abkürzung für jeden beliebigen Satz, den anständige Menschen aussprechen, wenn sie eine Frage nicht verstanden haben und deren Wiederholung wünschen).

Ich wiederholte meine Frage und erhielt diesmal die Antwort: „Why in the name o' God we're full, man!" (Im Namen Gottes, wir sind ja schon voll, Mann.)

„Hilft nicht, muß eine Kabine haben, lassen Sie, bitte, den Chief Steward rufen."

Nach einiger Ueberlegung wurde entdeckt, daß dieser hohe Funktionär indisponiert sei. Durch Vermittelung der Chief Stewardeß und mit Hilfe eines goanesischen Unterstewards wurde aber endlich in irgend einer Kabine Platz gemacht und dieser Umstand dem dicken Individuum mitgeteilt.

„Take this ‚party' along for'ard there!" bemerkte dasselbe zum Untersteward. (Nun dann führen Sie dieses „Individuum" vorwärts. — Das Wort „party" wie es

hier gebraucht wurde ist ganz unübersetzbar und man hört es nur aus dem Munde ganz vulgärer Leute).

Ich folgte dem Steward, mußte aber, um überhaupt in die Kabine zu kommen, einen großen Umweg durch allerlei Räume und Gelasse machen, da der direkte Weg durch Kohlen versperrt war. Und was war es für ein Loch, in welches man mich sperrte! Kommt man gerade aus Arabien, so ist man an manche gute Temperatur gewöhnt und auf langen Seereisen lernt man sich mit wenigem zu begnügen; — aber ein solches Loch — —! Gegenüber der Maschine lag der Raum, und als die Thür geöffnet wurde, strömte mir eine Hitze entgegen, die mich unwillkürlich zurückprallen machte. Den sie begleitenden ekelhaften Geruch schob ich auf Rechnung des Oels, mit welcher die gegenüberliegende Maschine geschmiert wurde.

„Was soll denn das heißen?“ fragte ich. „Ich habe doch eine „Saloon passage“ und hier bin ich in zweiter oder dritter Klasse.“

„Erste Klasse ist voll, Sie müssen hier vorlieb nehmen. Sie sehen, die Kabine ist sehr gut, hier daneben ist das Badezimmer.“

Bei diesen Worten öffnete der Steward eine Nebenthür, welche allerdings eine Badewanne enthielt, außerdem aber noch eine äußerst nötige Einrichtung, welcher die mephitischen Dünste entstiegen, die ich im Anfang auf die ganz unschuldige Maschine geschoben hatte.

„Ausgezeichnet, ganz vorzüglich,“ rief ich, „für den, der hier leben kann; ich gehöre leider nicht zu dieser Kategorie. Jetzt um alles in der Welt die Stückpforten auf, damit wenigstens etwas frische Luft hereinkommt und ich nicht schon ersticke, während ich mir die Hände wasche, ehe ich zum Essen gehe. Heut nacht und morgen nacht und jede Nacht, so lange ich an Bord bin, bringen Sie meine Matratze auf das Deck, damit ich dort schlafe; hier unten ist es unmöglich.“

Der Junge versprach, meinen Auftrag zu befolgen; ich machte in möglichster Eile etwas Toilette und begab mich in den Salon, wo gerade das Essen aufgetragen war.

Ich bin mit den Schiffen von mindestens einem Dutzend verschiedener Dampferlinien gefahren, allein so ein Mittagstisch wie der, an welchem ich mich hier niederließ, ist mir noch in keiner Kajüte erster Klasse vorgekommen, ja auf vielen Schiffen habe ich die zweite Klasse weit besser gefunden. Eine lange Tafel war mit einem Tischtuche bedeckt, welches seinen Platz gewiß schon einen Monat lang behauptete. Gläser, Teller, gebrauchte Messer und Gabeln lagen und standen bunt durcheinander, so daß man sich schon mit einem Gefühl des Ekels an den Tisch setzte. Und welches Essen erhielt man! Eine Suppe, die nur einen starken Spülwassergeschmack hatte, dann Koteletten mit gänzlich zu Asche gebratenem Fleisch, wenn je einmal solches daran gewesen war. Dann gab es noch irgend etwas sehr Schlechtes und zuletzt Currie, augenscheinlich — ich würde lieber sagen nasenscheinlich, wenn es ein solches Wort gäbe, — aus den ältesten Wochenresten zusammengewürfelt.

Die Passagiere haben nicht die Erlaubnis, sich ihre eigenen Getränke mit an Bord zu bringen, sondern dürfen nur die auf dem Schiff befindlichen „Weine“ trinken. Ich bestellte eine Flasche Portwein. Der Diener brachte sie, als ich mich gerade mit meinem Nachbar unterhielt. Während einer Pause in der Unterhaltung ergriff ich ein Glas, welches, wie ich glaubte, der Diener vollgeschenkt hatte, und trank. Erschrocken setzte ich das Glas wieder nieder. Das war ein Versehen, der Diener konnte doch noch nicht eingeschenkt haben, denn was ich hier kostete, war nur eine Mischung von Brennspiritus, Essig und Zucker, aber kein Portwein. Vielleicht hatte eines der vielen Kinder an Bord, wahrscheinlich sogar ein kleiner Junge, der neben mir saß, sich ein unschuldiges Vergnügen daraus gemacht, diese kostbare Mischung zu brauen. Ich verlangte ein anderes Glas vom Diener, worauf dieser, auf das Glas mit der zweifelhaften Mischung deutend, erwiderte: „Habe schon eingeschenkt, Herr.“

O weh! dachte ich in meinem Innern, hier handelt es sich wohl überhaupt nur um ganz schlechten und weniger schlechten Weinessig, nimmermehr um Wein. Es war nicht möglich, das Getränk einzunehmen.

Mein Nachbar war ein Offizier des Schiffes; er merkte wohl, daß in der Tiefe meines Gemütes Zweifel aufstiegen über die Berechtigung dieses Getränkes, sich Portwein zu nennen. Auf seine Frage, wie der Wein mir munde, erzählte ich ihm, daß ich selbst aus einem reichen Weinlande gebürtig sei und pries ihm in wehmütiger Erinnerung das Gewächs meiner heimatlichen Grüneberger Hügel.

Nach Tisch begab ich mich auf Deck. Obwohl die Arbeit des Kohlens vorüber und die Reinigung des Schiffes angeblich auch schon vollbracht war, so war der Schmutz doch immer noch ein außerordentlicher, und ich kann hier gleich sagen, daß bis zu Ende der Reise das Schiff niemals ordentlich rein wurde.

Ich sah mich unter den Passagieren um. Einige waren mir schon bei Tisch aufgefallen durch die hartnäckige Verwechselung von Löffel und Messer, ich betrachtete sie jetzt etwas näher. Ein alter Mann, fast taub, machte den Eindruck eines Tagelöhners. Er trug sehr auffallend grobe Schuhe und wechselte niemals seine Wäsche. Sein Gesicht trug aber einen freundlichen Ausdruck, wie man ihn unter dieser Menschenklasse oft findet. Er verkehrte nur wenig mit den übrigen Passagieren, die ihm indessen stets auffallend große Zuvorkommenheit zeigten. Ich hatte mich in meiner Diagnose auch nicht getäuscht, denn ich erfuhr später, daß der alte Mann sich anfangs durch seiner Hände Arbeit ein ziemliches Vermögen erworben und dasselbe später durch erfolgreiche Farmanlagen bedeutend vermehrt hatte und sich jetzt als wohlhabender Rentier nach seiner Heimat Schottland begab.

Ein junges Brautpaar fiel mir auf. Er, der richtige Dandy der Kolonie. Sein Anzug, in Schnitt und Farbe so auffallend als möglich, stammte höchst wahrscheinlich aus irgend einem Kleidermagazin. Seine Manieren waren geckenhaft blasiert, und bei jeder, oft an den Haaren herbeigezogenen Gelegenheit betonte er seine genaue Kenntnis Englands und namentlich englischer guter Gesellschaft. Seine hinreißende großkarierte Weste, rote Jacke und das unnachahmliche ganze Um-und-an seines Wesens schien ihm das Herz jener jungen Schönen erobert zu haben, welche er jeden Nachmittag eine Stunde lang auf Deck spazieren führte.

Diese, nach kolonialen Begriffen in „vornehme“ Toilette gekleidet, d. h. in wehendem Gewande, mit einer Unzahl von Bändern aller möglichen und unmöglichen Farben besteckt, marschierte langen Schrittes an der Seite ihres kariert bewesteten und rot bejackten Liebhabers, schmachtenden Blickes und bewundernd zu ihm aufschauend.

Eine Person, die mich unwiderstehlich fesselte, war eine Dame aus irgend einer Stadt im Innern Australiens. Ihres Ursprungs wurde ich nicht gewiß, glaube aber nicht fehlzugreifen, wenn ich ihn in nicht allzugroße Entfernung von einem Kuhstall oder einem Waschfaß verlege. Das Glück schien ihr gelächelt zu haben. Ihr Mann hatte wohl etwas Geld verdient, die Leute befanden sich augenscheinlich in guten Umständen. Mit dem wachsenden Besitz war die Frau natürlich auch gesellschaftlich eine Stufe oder vielleicht mehrere Stufen höher gestiegen und zur Dame geworden. Sie trug nur Seide, und um sich selbst eine „Lady“ genannt zu hören bestrebte sie sich mit wahrhaft peinlicher Aengstlichkeit, von jedem Passagier männlichen und weiblichen Geschlechts, so daß er oder sie es hören mußte, als „a very gentleman-“ oder „ladylike person“ zu sprechen. Diese Dame war es, welche mich auf den vorzüglichen Geschmack und die vornehme Toilette der Braut und das distinguierte Benehmen des Bräutigams aufmerksam machte. Ich mußte mich oft mit dieser Person unterhalten, die Art und Weise, wie sie sich in ihren Lehnstuhl hingoß, mit ihren Händen gestikulierte, um zu zeigen, daß sie mit der Art und Weise vornehmer Ladies ganz vertraut sei (ich bewunderte diese Hände immer, sie hätte mit Kommißbroten paar und unpaar spielen können), die Art, wie sie ihre Worte wählte, immer die allerlängsten und

schwersten, die dann jedesmal am unrichtigen Ort angewandt wurden, schließlich, — meine der englischen Sprache mächtigen Leser werden verstehen, was das heißt, — die gänzliche Rücksichtslosigkeit für ihre „h's", die sie an den Tag legte, dabei das Bestreben, diesen kleinen Fehler doch nicht offenbar werden zu lassen, waren für mich während der ganzen Reise ein Gegenstand interessanter Beobachtung.

Auch ein rennsportmäßig aussehendes Individuum befand sich an Bord. Er trug enge Beinkleider und einen Reitrock, der seine Jugend schon lange hinter sich hatte. Dieser Mann war vertraut mit jedem Ausdruck des Rennsports, sprach von nichts als Pferden und imponierte uns anderen, in dunkler Rennsportunkenntnis lebenden Barbaren durch die seine eigene Wichtigkeit deutlich darlegende Thatsache, daß er schon seit so und so viel Jahren in den „Derby sweeps" sei, d. h. auf den Winner der Derby race in England wette. Da zufällig gerade um jene Zeit dieses Hauptrennen in England abgehalten wurde, so organisierte er auch auf dem Schiff sogenannte Sweepstakes, d. h. Wetten auf den Ausgang des Rennens, und ich fürchte, ich verscherzte seine Achtung auf ewig, indem ich unter dem Vorwande gänzlicher Unkenntnis der beteiligten Pferde die Teilnahme am Sweepstake ablehnte.

Gleich am ersten Abend, welchen ich an Bord verbrachte, setzte ich meine Mitpassagiere in nicht geringe Spannung, ohne daß ich selbst eine Ahnung davon hatte. An Bord befand sich ein Ehepaar, welches von den Mitpassagieren „die Franzosen" zubenannt worden war. Frau Franzos hatte, da überhaupt auf dem ganzen Schiff eine rechte Ungeniertheit herrschte, schon mehrere Nächte lang ihr Lager auf einem der „Skylights" an Deck aufgeschlagen und ihre Besitznahme dadurch förmlich dokumentiert, daß sie einen Herrn X., welcher schon vor ihr nächtlich auf dem Skylight gelegen hatte, von diesem herunterjagte, indem sie ihm erklärte, es gehöre sich nicht, daß er in ihrer Nähe schlafe. Diese Dame führte zwei mächtige Hauer vorn im Munde und machte einen so bissigen Eindruck, daß niemand es wagte, sich ihrer Autorität zu widersetzen. Nun hatte ich dem Steward aufgetragen, meine Matratze jede Nacht auf Deck zu bringen, und dieser, wohl in Unkenntnis der Verhältnisse, hatte sie auf das Skylight, und zwar gerade auf den Platz gelegt, den Frau Franzos sonst einzunehmen pflegte. Neugierig erwarteten die Passagiere ihr Erscheinen. Sie mußte wohl unten in ihrer Kabine beschäftigt sein, denn sie blieb vor der Hand aus. Ich, natürlich ohne Ahnung vorhergegangener Ereignisse, setzte mich auf meine Matratze, entkleidete mich und legte mich zur Ruhe. Jetzt stieg die Erwartung der Passagiere auf das höchste. Daß jemand seine Matratze auf den Platz der Frau Franzos legen ließ, war eine unerhörte Freiheit, sich selbst aber dann noch auf die Matratze zu legen grenzte denn doch an Tollkühnheit. Allerlei Vermutungen wurden ausgesprochen. „Sie wird ihn herunterwerfen," sagten einige. „Der kriegt heut noch ein Gewitter auf den Kopf, wie er noch keins erlebt hat," sagten andere. „Der sieht aber nicht aus, als ob er sich viel gefallen lassen würde," entgegneten wieder andere. „Nun gut," sagte ein Witzbold unter den Zuschauern, „dann erleben wir heute abend noch einen kleinen deutsch-französischen (Franco-German) Krieg."

Von allen diesen Vorgängen — sie wurden mir später erst erzählt — merkte ich natürlich nichts, sondern begann sanft einzuschlummern. Da betrat Frau Franzos das Deck. Sie schien starr vor Erstaunen, jemand an ihrem Platz liegen zu sehen. Sie trat auf mich zu, um zu sehen, wer der Unverschämte sei. Da sie von ihrem Standpunkt aus nicht genau sehen konnte, trat sie auf die andere Seite, von welcher die elende Oellampe, welche das Deck erhellen sollte, ihre wenigen Strahlen auf mich zu werfen versuchte, und war nun ihrer Sache sicher: der Mann, der da lag, war wieder Mr. X., den sie schon neulich verjagt hatte. „Mr. X., habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich hier schlafen will?" begann sie. Ich gab keine Antwort. „Mr. X., wissen Sie nicht, daß ich Sie nachts nicht auf dem Skylight sehen will?" (Dies in erhobenem Tone.) „Sie mögen thun, als könnten Sie nicht hören, oder auch nicht, Mr. X., gehen müssen Sie!" rief die jetzt wütend

gewordene Frau Franzos, trat zwischen die neben dem Skylight stehenden Bänke und faßte mich beim Fuß, um den vermeintlichen Mr. X. zum Weggehen zu veranlassen. Ich hatte in meinem Halbschlummer nur die letzte Phrase gehört, aber nicht geglaubt, daß sie mir gälte, vielmehr dachte ich, daß zwei Passagiere sich ein wenig zankten. Als ich mich jetzt plötzlich so unsanft angefaßt fühlte und so angebrüllt wurde, glaubte ich, irgend einer der weniger zivilisierten Passagiere wolle sich einen unpassenden Scherz erlauben, und um ihn gleich gründlich davon zu kurieren zog ich das freie Bein in die Höhe und teilte einen ganz gewaltigen Stoß aus in der Richtung, von welcher der Angriff zu kommen schien. Durch diesen Stoß schleuderte ich Madame Franzos auf die Bank, neben welcher sie gestanden hatte, und auf sie einen Teil meiner Decken, welche der Stoß mitgerafft hatte. Noch ehe ich Zeit hatte, um Entschuldigung zu bitten, belehrte mich das Gelächter der Zuschauer, daß irgend etwas nicht in der Ordnung war, ich unterließ deshalb die Entschuldigung und legte mich wieder nieder. Frankreich aber räumte das Feld, d. h. das Skylight, dessen unbestrittener Besitzer ich bis zum Ende der Reise blieb; allerdings teilte ich es mit dem Herrn X., der froh war, seinen lustigen Schlafplatz wieder zu bekommen und der mir später den mir unbekannten Teil des Vorganges erzählte.

Frau Franzos rächte sich. Aber nicht an mir, sondern wunderbarerweise war ihr Unwillen hauptsächlich auf Herrn X. gefallen und zwar aus folgendem Grunde. Unter vielen anderen Kindern befanden sich auch zwei an Bord, welche dem Ehepaar Franzos gehörten. Wie die Alten sungen, so zwitscherten diese Jungen, und zwar recht laut und vernehmlich. Herrn X. waren diese Kinder schon mehrmals lästig gewesen, und endlich hatte er ihnen eines Tages gesagt, sie sollten sich besser betragen und erwachsene Leute nicht inkommodieren. Jetzt pflegte Frau Franzos alle an Bord befindlichen Kinder um sich zu versammeln und ihnen, so daß Herr X. es hören konnte, mitzuteilen, daß sie ganz überflüssige Geschöpfe, unnütze Brotfresser, widerwärtige Kreaturen &c. seien, welchen jede Existenzberechtigung fehle. Dabei flogen ihre Blicke zu Mr. X. hinüber, um den Eindruck wahrzunehmen, den diese Aeußerungen doch nicht verfehlen konnten auf ihn zu machen. Bemerkte sie dann, daß alle diese Pfeile harmlos von Herrn X. abprallten, so riß sie wohl stürmisch eines ihrer Kinder an sich, umarmte es unter Küssen und Thränen und sprach von dem bösen, bösen Mann, der ihren Liebling . . . u. s. w. Natürlich war Mr. X. bald bei den an Bord befindlichen Kindern die best gehaßte Person.

Das wimmelte ordentlich von Kindern, und alle waren egal ungezogen. War man in seiner Kabine, so flog plötzlich die Thür auf, ein oder anderthalb Dutzend Kinder polterten kichernd und kreischend den Gang entlang, hoch erfreut über das gelungene kühne Wagstück, jemand die Thüre aufgerissen zu haben. Wollte man die Treppe zum Hinterdeck hinaufsteigen, so saß auf derselben, sie versperrend, gewiß so ein kleines Wurm und schrie zum Erbarmen, weil die Wollschäfchen oder der Hampelmann oder irgendwelches Lieblingsspielzeug die Treppe heruntergerollt war. Wollte man sich auf seinen Deckstuhl setzen, um zu ruhen oder zu lesen, so fand man ihn erst nach langem Suchen im Besitz der Kinderschar, wo er gerade ein Pferd, ein Schiff, einen photographischen Apparat oder eine Löwenhöhle vorstellte. Bemächtigte man sich seines Eigentums, so folgte das unvermeidliche Kindergeschrei und die Blicke der Mutter, welche viel deutlicher als Worte sagten, daß man doch eigentlich ein Drache oder sonstiges grausame Ungeheuer sei, da man das fröhliche Spiel der lieben Kleinen störe.

Da waren Kinder von jedem Alter, von eins bis vierzehn Jahren, Knaben und Mädchen. Mir war schon lange aufgefallen, daß an diesen Kindern irgend etwas Ungewöhnliches, Uneuropäisches sei, nur hatte ich nicht weiter darüber nachgedacht und den Eindruck auf meine Unkenntnis von Kinderstuben im allgemeinen und englisch-

australischen Kindern im besonderen zurückgeführt. Eines Tages indessen sprach ein anderer Passagier zu mir über eins der kleinen Mädchen als „The little girl without clothes“ — „Das kleine Mädchen ohne Kleider“. Nun wurde mir plötzlich klar, was mir an den Kindern fehlte: die Kleider! Das, was sie anhatten, konnte man nicht Kleider nennen. Ein ganz kleines Hemdchen war ein sehr weitreichender Ausdruck für das Kleidungsstück der Knaben, und vielleicht in Vorahnung zukünftigen ehelichen Geschickes hatten die kleinen Mädchen hier die Höschen an.

Diese Kinderschar machte jeden Raum des Schiffes unsicher, kein Passagier war vor ihren Angriffen sicher. Einem Offizier des Schiffes spielten sie übel mit. Wie schon erwähnt war man sehr ungeniert an Bord unseres Schiffes, und der großen Hitze halber war man oft mit der Toilette recht sparsam. Am Abend wurde ein Pianino auf das Deck gebracht, und ein Passagier spielte, während der Schiffsoffizier sang. Die Toilette dieses Offiziers war von urwüchsiger Einfachheit, sie bestand aus einem Paar ehemals weißer Beinkleider, einem wollenen Hemd mit einem großen Loch auf dem Rücken und einem ledernen Gurt, welcher Mann und Kleidungsstücke zusammenhielt. Während er sang, nahm ein kleines Mädchen ohne Kleider kleine Stücke Eis aus einem Kübel, in welchem eine Flasche Wein gekühlt wurde, und steckte sie in das Loch im Hemd des singenden Offiziers. Dieses war weit und hatte sich um den Leib des Mannes gebauscht, so daß eine Menge Eisstückchen Platz fanden, ohne daß der Mann es bemerkte. Endlich als schon ein ganzer Wulst von Eis sich in dem Hemd um den Leib des Offiziers gebildet hatte, veränderte dieser seine Stellung, wobei natürlich das Eis mit seinem bloßen Leib in Berührung kam und sein Gesang hierdurch in allerdings etwas komischer Weise beendet wurde. Entzückt sprang das kleine Mädchen ohne Kleider auf einen kleinen Buben ohne Kleider zu und rief: „Did n't he jump though?“ das heißt ungefähr soviel als: „Hat der sich nicht erschrocken?“

War nun gerade kein Passagier vorhanden, an welchem diese junge Bande ihren Uebermut auslassen konnte, so kehrte sich dessen Schneide oft gegen die Verbündeten selbst.

Eines Abends liebkoste irgend eine Dame eines der kleinen Mädchen, als plötzlich ein kleiner Knabe herangesprungen kam, um der Liebkosungen ebenfalls teilhaftig zu werden. Dies erregte die Eifersucht eines anderen kleinen Mädchens, und sie kam, um den Scherz zu stören. Sie zog den kleinen Jungen fort, dieser wollte gutwillig nicht folgen, sondern hing sich an die Dame, auf deren Schoß er zu klettern versuchte. Immer mehr gezerrt und gezogen fand er plötzlich, daß seine Hände ihren Halt verließen; um nicht seine Position zu verlieren, schlang er rasch die kleinen Beine um den Hals des zuerst geliebkosten kleinen Mädchens und benutzte seine Hände, um sich von den Armen des zweiten kleinen Mädchens zu befreien, mit welchen diese inzwischen seinen Hals umfaßt hatte, um ihn bequem hinwegziehen zu können. Jetzt wurde aber die Situation peinlich. Das von den Beinen des kleinen Jungen umhalste Mädchen fing aus Unbehagen an zu schreien, der umhalsende und umhalste kleine Junge, der doch aber nicht loslassen wollte, schrie aus Wut, das dritte kleine Mädchen schrie Triumph, da es ihr zu glücken schien, den kleinen Jungen durch ihre Umarmung zu erdrosseln; sie würgte immer weiter und die Dame, welche vorher die Kinder geliebkost hatte, schrie jetzt auch, und zwar um Hilfe, da dem kleinen Mädchen auf ihrem Schoß von den Beinen des kleinen Jungen dasselbe Geschick drohte, welches diesem die Arme des andern kleinen Mädchens zu bereiten schienen. Herbeieilende Passagiere machten dieser in Wahrheit „verwickelten“ Szene ein Ende und schalten die Kinder aus, soweit ihr Gelächter ihnen dies erlaubte. Die beiden halb erwürgten Kinder nahmen die ihnen erteilte Lektion unter Schluchzen hin, das kleine Mädchen äußerte jedoch nur im Tone höchster Befriedigung: „My! Did n't I pull him?“ (O! hab ich den nicht gezerrt?)

Am Sonntag oder bei sonstigen Gelegenheiten, wenn die anderen Passagiere sich besser als gewöhnlich ankleideten, bemerkte ich, daß die Kleidung der kleinen Welt immer noch spärlicher wurde. Ich begann schon Furcht zu hegen, daß die Kinder eines Tages auch das letzte angebliche Kleidungsstück abstreifen und nur in ihre kindliche Unschuld gehüllt einhergehen würden. Glücklicherweise erlebte ich diesen Zeitpunkt nicht mehr, denn wir erreichten Suez. Ich schüttelte und wischte eine große Menge Kohlenstaub von meinen Schuhen, Kleidern und aus den Augenwinkeln, that einen mächtigen Schwur, niemals wieder mit einem Schiff der „Britisch-India-Dampferlinie“ zu fahren und betrat den unwirtlichen Strand von Suez, welcher doch immer noch einen angenehmeren Aufenthalt bot, als das Schiff, welches ich eben verlassen hatte.



Monatsschau.

Politik.

Der abgelaufene Monat hat in der inneren Politik zwar nur wenig abschließende Entscheidungen, aber dafür um so lebhaftere Erörterungen derjenigen schwebenden Fragen gebracht, welche bestimmt sind, in der kommenden politischen Winterzeit Regierung und Parlament zu beschäftigen.

Eine bis auf weiteres abschließende Entscheidung liegt vor hinsichtlich der Aktiengesellschaft für Spiritusverwertung, welche die deutschen Brenner mit den großen Banken zu einer Art „Ring" verbünden sollte. Dieselbe ist an dem festgesetzten Termin nicht zu stande gekommen. Ob, wie hier und da gehofft wird, neue Formen sich finden werden, unter denen der Plan sich verwirklichen ließe, steht vorläufig dahin. Groß scheinen die Aussichten nicht zu sein. Denn es ist still geworden weithin — auch bei denen, die ein lebhaftes Interesse an der Verwirklichung des großgedachten Planes haben.

Ist aber dies Projekt unverwirklicht geblieben, so ist der Beitritt der süddeutschen Staaten zur norddeutschen Branntweinsteuergemeinschaft vollendete Thatsache geworden. Es bedurfte dazu der Aufgabe wesentlicher Reservatrechte der Süddeutschen, und sie sind vom politischen Standpunkt aus ungern und widerwillig genug aufgegeben worden, wie besonders die bayrische Thronrede in sehr ausdrücklichen Worten betont hat. Aber die wirtschaftlichen Vorteile haben die politischen Bedenken übermocht, und so ist unter dem Druck unabwendbarer geschichtlicher Entwickelung ein Schritt weiter gethan worden auf dem Wege, der doch wohl vom Staatenbunde zum Bundesstaate unser Vaterland allmählich hinleitet.

Der Termin zur Berufung des Reichstages ist noch unbekannt. Gute Bekannte sind dagegen fast alle Vorlagen, welche bisher als Beratungsgegenstände genannt worden sind. Da ist zunächst wieder die schon einmal abgelehnte Verlängerung der Legislaturperioden. Und zwar ist dieselbe diesmal, wie jetzt bekannt wird, nicht lediglich Vorschlag der Blätter einer einzelnen Partei, sondern es haben sich bereits die Führer der beiden konservativen und der nationalliberalen Partei bei Schluß der letzten Reichstagssession darüber verständigt, sofort nach Wiedereröffnung des Reichstages die Verlängerung von 3 auf 5 Jahre zu beantragen. Das betreffende Gesetz soll erst mit Ablauf der jetzigen Legislaturperiode in Kraft treten, so daß von einer Mandatsverlängerung des gegenwärtigen Reichstages keine Rede sein kann. Die Annahme des Antrages ist außer Zweifel, da die drei genannten Parteien die Mehrheit bilden. Natürlich erhebt der „Fortschritt" gegen diese, wie gegen jede verständige Maßregel stürmischen Protest und klagt die Nationalliberalen des Verrats an den Volksrechten an. Es liegt aber auf der Hand, daß es sich um irgend wertvolle Volksrechte gar

nicht handelt, sondern nur um Verminderung der alle Verhältnisse verbitternden Wahlagitationszeiten. Ein Interesse daran, daß nicht alle fünf, sondern alle drei Jahre gewühlt wird, haben am letzten Ende nur die berufsmäßigen Agitatoren und die Zeitungsbesitzer.

Auch über eine andere Frage soll zwischen den Konservativen und Nationalliberalen eine Verständigung erzielt sein: über die Aufhebung des Sozialistengesetzes unter gleichzeitiger allgemeiner Verschärfung des Vereins-, Preß- und Strafgesetzes. Sollte diese Nachricht sich bestätigen, so würden wir die Durchführung der Maßregel für einen großen Fortschritt halten. So sehr wir wünschen müssen, daß die staatliche Autorität energisch gewahrt wird, und so sehr wir auch im Gebiete des Rechts nicht „Allen das Gleiche", sondern „Jedem das Seine" zuerkennen, so haben wir uns doch nie damit befreunden können, daß das Sozialistengesetz ein Ausnahmegesetz ist, und zwar Ausnahmegesetz gegen eine politische Partei. Freilich hat sich die Regierung bisher, so oft das Projekt auftauchte, der Rückkehr zum gleichen Recht sehr abgeneigt erwiesen. Und so wird die Hoffnung, für diesmal ihre Zustimmung zu finden, auch wohl zunächst noch mit einem großen Fragezeichen zu versehen sein.

Auch der Erhöhung der Kornzölle stehen manche Liberale nicht so feindlich gegenüber, daß man nicht hoffen könnte, diesen Wunsch der deutschen Landwirtschaft erfüllt zu sehen. Für eine Verdoppelung des Zolles hat sich z. B. eine von dem nationalliberalen Reichstagsabgeordneten v. Fischer-Augsburg in seinem Wahlkreis einberufene Bauernversammlung ausgesprochen. Herr v. Fischer selbst hat versichert, daß er nach besten Kräften für diese Zollerhöhung eintreten werde. Er riet sogar, für Zollerhöhungen in anderen Wahlkreisen zu agitieren und auch dort Versammlungen abzuhalten. Ob aber die versprengten Freunde der Sache, wenn sie aus der Diaspora auf der Linken und im Zentrum gesammelt werden, zu einer Mehrheit ausreichen werden, wird noch vielfach bezweifelt. Die Regierung scheint dem Plan gewogen; und wenn sie bis jetzt durch Bedenken noch abgehalten worden ist, Vorlagen zu machen, so wird man die Gründe weniger auf nationalem, als auf internationalem Gebiet zu suchen haben, nämlich im Verhältnis zu Oesterreich. Es liegt auf der Hand, daß die Erhöhung der Getreidezölle unserem Verbündeten nicht angenehm sein und daher die Beziehungen zu Oesterreich gerade nicht erwärmen würde und daß dies das schwerste Argument gegen die Zollerhöhung ist. Aber schließlich sitzt das Hemd uns näher als der Rock, und die Rettung der deutschen Landwirtschaft erfordert dringend energische Maßregeln.

Sehr viel weniger, als in den eben aufgezählten Fragen stimmen wir der Regierung zu, wenn sie jetzt offiziös verkünden läßt, die große „Enquete" in der Sonntagsfrage beweise unzweifelhaft, daß man von Staats wegen gar nichts thun könne, daß also alles beim Alten bleiben solle. Bestätigt sich dies, so heißt es nicht mehr und nicht weniger, als daß eines der brauchbarsten Agitationsmittel dauernd als Waffe in den Händen der Sozialdemokratie belassen werden soll — eine Entwickelung, die wir sehr beklagen würden. Wir geben zu, daß es bei den Mißbräuchen vielfach nicht so sehr an den Gesetzen liegen mag als an der Handhabung der Verwaltung. Post und Eisenbahn z. B. können auch ohne Gesetz den Betrieb einschränken. Aber vor allem sollte das Prinzip festgestellt werden, daß der Staat die wirtschaftlich Schwachen in ihrem göttlichen Recht auf den Sonntag zu schützen hat. Wenn wir auch keineswegs einer puritanischen Sonntagsfeier, wie sie in England üblich ist, das Wort reden wollen, so beweist doch das Beispiel jenes verkehrsreichen Landes, daß bei gutem Willen auch die höchste Kultur und Zivilisation und ihre charakteristischen Begleiter, die Verkehrsanstalten, den Sonntag ertragen. Nach einer oft angeführten, aber allerdings einige Jahre alten Statistik verminderte sich z. B. die Zahl der Eisenbahnzüge in England von 36 000 am Werktag auf 6000 am Sonntag. Warum sollte Aehnliches in Deutschland unmöglich sein? Sehr richtig hat vor schon längerer Zeit ein konservativer Abgeordneter im Reichstage, der heimgegangene treffliche Professor Arnold aus

Marburg, die Bemerkung gemacht, daß es sich am letzten Ende um die Frage handelt, ob die Menschen nur für den Verkehr da sein sollen, oder umgekehrt: der Verkehr für die Menschen. Hier ist ein Punkt, wo die Extreme sich mit Recht berühren, und wo die äußerste Rechte und die äußerste Linke sich die Hand zum Bunde reichen, und gegen alles Manchestertum, wo immer es sich zeigen mag, entschieden vorgehen sollten.

Ebenso wenig, als hier, würden wir mit der Regierung einverstanden sein, wenn es sich bestätigte, daß die Mitteilungen, welche der neue päpstliche Nuntius in München einem Korrespondenten der „Köln. Zeitung" gemacht hat, der vorausgeworfene Schatten zukünftiger Dinge sein sollen. Der Nuntius soll ja versichert haben, daß der Wirkungskreis und die Befugnisse der Nuntiatur gegen früher in keiner Weise geändert seien. Beglaubigt sei er (der Nuntius) für Bayern; außerdem verkehre er offiziell mit sämtlichen deutschen Bischöfen und offiziös mit den übrigen deutschen Regierungen. Die Frage, sei es der Errichtung einer Nuntiatur in Berlin, sei es der Beglaubigung des Münchener Nuntius für das übrige Deutschland, sei ebenso, wie diejenige einer Londoner Nuntiatur „noch offen". — Dieses „noch offen" in einer offiziösen Zeitung läßt, mit Herrn Sabor zu reden, „tief blicken", und wir fürchten stark, daß das Ende des Kulturkampfes sich, ungerechnet die maßlose Steigerung des katholischen Selbstgefühls, leicht schlimmer gestalten könnte, als Anfang und Fortgang. Gibt es irgend etwas, was sich aus der deutschen Geschichte unwidersprechlich beweisen ließe, so ist es doch die Thatsache, daß alle die italienischen Legaten, Kardinäle, Nuntien u. s. w. uns nichts als Unheil über die Alpen gebracht haben. Daß aber das katholische Selbstgefühl nichts weniger nötig hat, als Stärkung, beweisen die Dinge in Trier.

Der Katholikentag hat in diesem Jahre in Trier stattgefunden. Anfänglich wurde derselbe hier und da in den Blättern als versöhnliche Kundgebung und als Beweis für den hergestellten kirchlichen Frieden aufgefaßt. Mit der Zeit hat man indes diese Beurteilung als eine unverdient hoffnungsvolle fallen lassen. Schon der Präsident der Versammlung, Graf Ballestrem hat es in seiner Eingangsrede ausdrücklich abgelehnt, überhaupt von Frieden zu sprechen. „Ich würde," sagte er, „statt des Wortes Frieden lieber Präliminarvertrag mit Waffenstillstand und Demarkationslinie wählen. Aber wenn auch der eigentliche Friede erfolgt sein würde, dann wäre eine festgefügte Organisation des katholischen Volkes erst recht nötig. Nach dem Kriege werden zwar die älteren Jahrgänge beurlaubt; sonst aber ist man auf das Retablissement der Armee bedacht. Wenn erst der Friede geschlossen ist, dann kommt das ultramontane Retablissement." Im Zeichen des „Retablissements", das nicht einmal nötig scheint, da die mobile Armee sich ja dauernd ganz trefflich befindet, ist dann auch die Versammlung geschlossen worden. Sie nahm zu guterletzt eine Resolution des Abgeordneten Dr. Lieber, welche die Abschaffung des Restes der Kulturkampfgesetze und die Zurückberufung aller Orden ohne Ausnahme, also auch der Jesuiten, verlangt, einstimmig an; ebenso eine Fürst Löwensteinsche Resolution über die Wiederherstellung des Kirchenstaates. Zum Ueberfluß hat auch Herr Windthorst den „Kampf um die Schule" wieder einmal in Aussicht gestellt. Der Geist, in dem alle Reden gehalten wurden, war überhaupt der des ungezügelten Hochmuts und der kurialen Beräucherung. Kein Wunder, daß der Papst den Herren, die ihn anfeierten, seinen Segen erteilt hat. Er „hegt die feste Hoffnung, daß diese Versammlung, die zweite in dieser berühmten Stadt, in welcher der ungenähte Leibrock unseres Herrn und die Gebeine des h. Matthias aufbewahrt werden, den übrigen Versammlungen würdig zur Seite stehe oder sie gar noch übertreffe". — Nach dieser doch wohl unfehlbaren Auslassung des Papstes ist also nunmehr für unsere katholischen Volksgenossen glaubensverbindlich festgestellt, daß einige in Trier bewahrte Knochen wirklich „die Gebeine des h. Matthias" sind und das bekannte Kleidungsstück, dessen Ausstellung seiner Zeit die christkatholische Bewegung und eine ganze Litteratur über die

zwanzig ungenähten Röcke hervorrief, wirklich „der ungenähte Leibrock unseres Herrn" gewesen ist.

Der Besprechung der Thatsachen könnten wir schließlich noch eine Besprechung der Gerüchte anreihen, die ja ihrerseits oft genug vorausgeworfene Schatten sind. Doch handelt es sich bei der Verteilung der Berliner Ministerportefeuilles, welche Fama schon vorgenommen hat, ausschließlich um die Erörterung einer Zukunft, welche hoffentlich noch recht fern liegt und daher mit allem Fuge noch unbesprochen bleiben darf. „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe."

* * *

Die auswärtige Lage ist im wesentlichen dieselbe geblieben, die sie vor Monatsfrist schon war. Deutschland, Oesterreich, Italien, eng verbündet, England dieser Allianz freundlich gesonnen, Rußland und Frankreich bestrebt, sich zu verbünden, aber doch auch wieder beide in einer gewissen Scheu den Bund zu schließen; Rußland den Bund mit dem jakobinischen Frankreich; Frankreich, die Republik, den Bund mit der großen autokratischen Monarchie des Ostens. Bulgarien der Punkt, wo der europäische Brand, der Weltkrieg, sich entzünden kann. Und doch wieder niemand da, der den Mut hat, die Verantwortung auf sich zu nehmen und den glimmenden Funken anzublasen zur lebendigen Flamme.

Eine kurze Zeitlang schien es, als sollten und wollten auch Deutschland und Rußland sich wieder nähern, ja als werde in Stettin eine Begegnung der beiden Kaiser stattfinden; aber so wahrscheinlich es ist, daß über den Besuch des Zaren in Stettin verhandelt worden und daß die Zusammenkunft an den Gegenleistungen gescheitert ist, die Rußland für sein Entgegenkommen gefordert hat, so gewiß ist auch, daß unsere Beziehungen zum Osten jetzt kälter sind, als je. Unmittelbar nachdem der russische Besuch endgültig als aufgegeben angesehen werden konnte, hat sich der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Kalnoky zum Fürsten Bismarck nach Friedrichsruhe begeben, und damit der in Wien schon etwas verstimmten öffentlichen Meinung die volle Zuversicht auf den Fortbestand des deutschen Bündnisses wiedergegeben. Und für die öffentliche Meinung, da man heute mit ihr rechnen muß, war das gewiß ganz gut. Für diejenigen freilich, die nicht alles glauben, was in den Zeitungen steht, hätte es der Reise kaum bedurft. Denn offenbar sind die maßgebenden Kreise Wiens über die antiösterreichische Politik des deutschen Reichskanzlers sehr viel beruhigter, als es die offiziellen Kreise Rußlands über seine oft so unzweideutig russenfreundlichen Erklärungen gewesen sind.

Die bulgarische Frage ist bei diesem Schaukelspiel der Mächte, trotz aller Vielgeschäftigkeit, nicht aus der Stelle gerückt. Zunächst hat Rußland der Pforte den Vorschlag unterbreitet, sie möge als die suzeräne Macht in Bulgarien gemeinsam mit Rußland die Ordnung wieder herstellen. Rußland wolle den General Ernroth dahin entsenden; derselbe solle als provisorischer Regent nach dem Fürstentume gehen und gleichzeitig vom Sultan als interimistischer Gouverneur Ostrumeliens anerkannt werden. Dann kam aus Konstantinopel eine richtigstellende Meldung, daß man das so ernst nicht meine und daß von russischer Seite der Gedanke, einen Regenten nach Bulgarien zu senden, wieder fallen gelassen worden sei. Die Türkei setzte darauf eine vertrauliche Sondierung der Mächte ins Werk. Frankreich war einverstanden, und auch in Berlin wurde angedeutet, man habe gegen den russischen Kommissar nichts einzuwenden. Nun wendete sich die Pforte an die deutsche Reichsregierung, um den Fürsten Bismarck formell zu einer Vermittelung bei den Mächten im Interesse des russischen Vorschlags zu veranlassen. Fürst Bismarck weigerte sich aber selbstverständlich für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen und schob wieder der Pforte die Entscheidung zu. Und nun schließlich scheint es denn ein türkischer Kommissar, oder auch eine europäische

Kommission unter seinem Vorsitz werden zu sollen, d. h. ein Plan, dem sich, wie so ziemlich allen anderen, Bulgarien aufs Messer zu widersetzen verspricht. Und so ist klar, daß zwar die europäischen Gegensätze sich in jüngster Zeit nicht unerheblich verschärft haben, daß aber dennoch eine starke Friedensgewähr in dem einzigen Umstande liegt, daß die unbefriedigten und unruhigen Mächte bei aller Angriffslust doch durchaus warten wollen, bis der Nachbar seinen Staatswagen in irgend einem Sumpfe festfährt. „Rußland“ — so sagt treffend eine offiziöse Korrespondenz — „geht trotz seines Heißhungers nicht nach Bulgarien, weil es auf den Glücksfall eines deutschfranzösischen Krieges hofft, und die Franzosen halten das Schwert in der Scheide, bis ein russisches Vorgehen in Bulgarien die orientalische Frage aufrollt. Man darf zum besten der befriedigten und friedliebenden Mächte nur hoffen, daß jene Staaten, von denen allein eine Friedensstörung ausgehen kann, noch recht lange in dieser lauernden Unthätigkeit verharren.“ Der russisch-offiziöse „Nord“ hat zwar auch schon Kriegsdrohungen ausgestoßen und erklärt, Rußland „erwarte“ als erste Folge der Entrevue in Friedrichsruhe ein Abkommen zwischen Deutschland und Oesterreich, welches darauf abziele, den Berliner Vertrag wieder herzustellen. Sollte zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Kalnoky in der bulgarischen Frage eine andere Abmachung getroffen sein, dann wäre die Friedenszuversicht, welche an die Entrevue geknüpft werde, nicht berechtigt. Aber trotz alledem liegt noch immer viel Einfluß in den Händen der Bulgaren selbst; so lange sie Ruhe und Ordnung im Lande zu behalten verstehen, so lange werden es weder die Türkei noch Rußland für geraten finden, im Namen des Berliner Vertrages zu Gewaltmaßregeln zu schreiten. Wenigstens in nächster Zukunft.

* * *

Bei unseren Nachbaren in **Frankreich** ist es auch politisch recht lebhaft hergegangen im September. Zunächst haben sie sich die vielbesprochene, von Boulanger erfundene Probemobilisierung eines Armeekorps geleistet. Dieselbe wurde anfänglich von den militärischen Sachverständigen sehr verächtlich behandelt und die Ansicht vertreten, daß das ganze Experiment ebenso kostspielig als zwecklos verlaufen müßte. Der Versuch sei im Grunde nichts weiter, als die Erfindung nicht eines Soldaten, sondern eines Politikers; seine Durchführung ein Zugeständnis an den Pariser Pöbel und in dieser Hinsicht ein lehrreiches Beispiel, was gelegentlich schwache Regierungen wider besseres Wissen für Streiche machen müssen. Man wollte — das sei die Hauptsache gewesen — den Schein vermeiden, als weiche man vor dem Mißtrauen Deutschlands auch nur einen Schritt zurück. Und alle diese Gründe sind auch maßgebend gewesen. Schließlich aber ist dies anfängliche harte Urteil doch wesentlich gemildert worden, und zwar gemildert worden, trotzdem durch Indiskretionen der ganze Plan des Versuches den Blättern verraten und vorzeitig an die große Glocke gehängt worden war. Der Versuch hat ergeben, daß die französische Armee im Laufe der Zeit erhebliche Fortschritte gemacht und vor allem von den Deutschen gelernt hat. Gewiß haben sich manche Fehler und Schäden herausgestellt, aber das ist ja eben der Zweck und der Nutzen der Mobilisierung, daß die Fehler zutage treten, um abgestellt zu werden. Ergeben hat sich leider, daß die Franzosen ebenso schnell mobil machen können wie wir.

Aber nicht nur kriegerisch, auch politisch haben die Franzosen ihre Aufregung gehabt. Der Graf von Paris hat den Augenblick für gekommen erachtet, mit einem Manifest vor das französische Volk zu treten. Ob mit Aussicht auf Erfolg oder Mißlingen — darüber sind die Ansichten sehr verschieden. Jedenfalls enthält das Schriftstück Grundsätze, welche vom Legitimismus sehr weit entfernt sind. Und Widersprüche dazu, welche das Urteil veranlaßt haben, es sei „eine merkwürdige Mischung von Geschick und Ungeschick“. Wir glauben, das Doppelgesicht erklärt sich leicht aus der doppelten Adresse, an welche es gerichtet ist. Es richtet sich an Europa — und hier mußte

es den Vorwurf zurückweisen, den man von deutsch-offiziöser Seite erhoben hatte, daß der Orleanismus der Krieg sei. Und es richtet sich an Frankreich, wo es so ziemlich jedermann ein Sträußchen bieten und doch auch die Kriegstrommel nicht ganz ungerührt lassen mußte. Es sollen die Bonapartisten durch das Plebiszit gewonnen werden, das der Enkel Louis Philipps als Grundlage der Verfassung zuläßt. Den Klerikalen verspricht der Prinz „Freiheit“, das heißt die Auslieferung der Schule und Ueberflutung Frankreichs mit Jesuiten und Schulbrüdern. Die Opportunisten sollen durch die Aussicht auf eine starke Regierung, die Liberalen durch die Aufrechterhaltung konstitutioneller Zustände, die Arbeiter durch Aussicht auf Verbesserung ihrer Lage geködert werden. Die Armee soll dadurch, daß sie einen unabsetzbaren und unbestrittenen Chef erhält, den Schwankungen der Politik entrückt werden, den Chauvinisten und Revanchemännern endlich wird eine Lockspeise in der Allianzfähigkeit der Monarchie geboten. Ob der beabsichtigte Zweck — verstärkte Arbeit für Herstellung der Monarchie — erreicht werden wird, scheint angesichts der laut werdenden Preßstimmen mindestens zweifelhaft. Ist es doch überhaupt eine eigene Sache um die Anpreisung der Monarchie als der akademisch besten Staatsform. Die Monarchie muß persönlich oder historisch sein, oder nicht sein. Theoretisch andisputieren läßt sie sich nicht. Und so sehen denn auch die Republikaner allem Anschein nach der Entwickelung der Dinge mit großer Gelassenheit zu und trösten sich mit der kaum fortzuleugnenden Thatsache, daß der Graf von Paris schon manche Augenblicke, die zu Thaten sehr viel günstiger lagen, als der gegenwärtige, ungenutzt hat vorüberziehen lassen.

* * *

In **Großbritannien**, d. h. nur in Irland ist der Bürgerkrieg zu so heller Flamme emporgelodert, daß nach vieler Langmut die Regierung sich veranlaßt gesehen hat, energische Maßregeln wenigstens zu — versprechen. Endlich ist die irische Nationalliga als eine staatsgefährliche Körperschaft proklamiert und sind etwa 200 Zweige derselben unterdrückt worden. Die Maßregel hat natürlich im Parnellitenlager große Bewegung verursacht, da die Zugehörigkeit zu dem so verbreiteten Bunde zum Verbrechen geworden ist. Aber bei den Briten gibt es etwas, was sich pluck nennt, d. h. das Aufdiespitzetreiben der Dinge, und das blüht gerade im politischen Parteileben. Es wird nun zum Sport werden, Märtyrer der irischen Sache zu sein. Selbst der alte Parteifanatiker Gladstone, der sich stets an jedem populären Unverstand beteiligt hat, kann es nicht lassen, die Erinnerung an gewisse Vorgänge in Mitchelstown, wo ein besonders blutiger Zusammenstoß von Polizei und Bürgern stattfand, agitatorisch auszubeuten. Und es fehlt wenig, daß der Premierminister zum politischen Verbrecher wird. Die Verhältnisse in England selbst gewinnen aber ihrerseits nicht an Gemütlichkeit, da auch hier der Sozialismus unter den Arbeitern sich immer weiter verbreitet. Ein Arbeiterkongreß der sonst sehr zahmen Gewerkvereine hat diesmal eine starke Schwenkung vollzogen und Resolutionen im Sinne von Henry George ohne viel Federlesens angenommen. Und so vollzieht sich langsam aber sicher auch in diesem Urlande des Kapitalismus und der Selbsthilfe die Entwickelung des vierten Standes vom liberalen Manchestertum zur radikalen Demokratie.

* * *

In **Italien** dauert der Streit zwischen Königtum und Papsttum in unverminderter Weise fort. Der Papst hat wieder einmal die Welt mit Klagen erfüllt, daß er nicht frei sei, und der König hat in einem trefflich redigierten Briefe geantwortet, daß zwar an Rom niemals gerührt werden dürfe, daß man aber alles thun werde, um bei einer demnächstigen freudigen Gelegenheit — dem Jubiläum des Papstes — den Besuchern vom Auslande eine sichere Gastlichkeit zu bieten.

Nicht mit der gleichen Ruhe, wie den ohnmächtigen Protesten des Papstes, kann die italienische Regierung den Ereignissen in Afrika entgegensehen. So weit die freilich schwer zu kontrollierenden Nachrichten aus Abessinien den Stand der Dinge erkennen lassen, bereitet der Negus einen Feldzug gegen Massauah vor. Und da jedenfalls die Zahl seiner Krieger der Zahl der Italiener weit überlegen ist, so kann man nur wünschen, daß nicht die traurigen Tage von Saati und Dogali sich wiederholen möchten. Italien hat große und ehrgeizige Pläne im Mittelmeer. Seine Grenzen sind ihm zu eng und es trachtet nach Tripolis und Tunis, vielleicht nach Algier und Marokko, von Nizza und Savoyen nicht zu reden. Nichts könnte da seinem „Prestige“ so harten Abbruch bei den im Punkte der Macht feinfühligen Orientalen thun, als wenn es noch einmal den halbbarbarischen Abessiniern sich nicht voll gewachsen zeigte.

* * *

Aus **Sansibar** kommt die wichtige Nachricht, daß der Vertreter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Dr. Karl Peters, mit dem Sultan von Sansibar einen Vertrag vereinbart hat, nach welchem die Festlandsküste südlich von Mombassa bis zum zehnten Grad südlicher Breite in den Besitz der Gesellschaft übergeht. Bei der großen Auseinandersetzung mit England war so ziemlich die ganze Küste sansibarisch geblieben und damit der Wert vom ganzen Deutsch-Ostafrika stark beeinträchtigt worden. Durch den neuen politisch und namentlich zollpolitisch äußerst wichtigen Akt ist nun der Zugang frei und ein großer Schritt vorwärts gethan werden in unserer kolonialen Entwickelung.

* * *

In **Schweden** macht die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, wenn auch in einer von der gewöhnlichen abweichenden Form, beachtenswerte Fortschritte. Es wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Arbeitervereine, namentlich in den Städten, welche sich mehr oder minder in das sozialdemokratische Lager begeben. In richtiger Würdigung dieser Thatsache ist die Regierung eifrig mit vorbereitenden Schritten zur Einführung einer Sozialreform nach deutschem Muster beschäftigt. Durch eine zu diesem Zweck ernannte Kommission werden Gesetzentwürfe über Errichtung von Arbeiter-Krankenkassen, über Unfallversicherung und Altersversorgung ausgearbeitet. So entgegenkommend die Regierung sich in diesen Beziehungen den aufgeregten Arbeitermassen gegenüber zeigt, so konsequent widersetzt sie sich der politischen Forderung des Arbeiterprogramms, die sich auf die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Staat und Kommune bezieht. Die Regierung hält fest an der bisherigen Beschränkung des Wahlrechts auf diejenigen Staatsbürger, welche ein Jahreseinkommen von mehr als 800 Kronen haben.

* * *

Der Zeitungslärm, den die **dänische** Oppositionspresse durch Verbreitung von Gerüchten über geheime Verträge zwischen Rußland und Dänemark verursacht hatte, ist durch eine seitens der deutschen Regierung in Kopenhagen abgegebene Erklärung zum Schweigen gebracht worden, des Inhalts, daß letztere den betreffenden Zeitungsartikeln gänzlich fernstehe. Zum Dank dafür sind die Festungseiferer nun in ihren öffentlichen Reden, deren in dieser Sache sehr viele gehalten werden, vorsichtiger und bescheidener geworden. Inzwischen sind die Arbeiten an der provisorischen Feldbefestigung der Hauptstadt auf der Landseite, trotz aller Proteste der Demokraten, kräftig gefördert worden. Bis auf eine längere Verschanzungslinie im Westen, die beabsichtigt wird, ist ein ganzer Komplex von Forts und dazwischen liegenden Ueberschwemmungskanälen im Nordwesten und Norden teils schon fertig, teils der Vollendung nahe. Da auch von

der Seeseite die Festungswerke neuerdings bereits wesentlich verstärkt worden, haben die Festungsfreunde mithin, unter Umgehung des Folketings, schon jetzt nahezu ihren nächsten Zweck erreicht: daß Kopenhagen gegen einen „plötzlichen Ueberfall" gesichert sein soll. Dabei sind aber sämtliche Anlagen so eingerichtet, daß sie später in die geplante permanente, thermopylägleiche Landbefestigung eingegliedert werden können. Da jedoch die Demokratie, auch die versöhnliche Seite derselben, die sich zur Devise das Wort erkoren: „Verborgen leben heißt glücklich leben", sich nie zur Bewilligung der Festungsbauten herbeilassen wird, so bleibt der Rechten, wenn sie anders ernstlich dem unseligen Zwiespalt im Volk ein Ende machen will, nichts anderes übrig, als sich mit der provisorischen Befestigung zu begnügen. — In dem zum 3. Oktober einberufenen Reichstage wird es sich hauptsächlich um Maßnahmen handeln, durch die man den Gefahren zu begegnen hofft, welche der dänischen Hauptstadt durch Eröffnung des Nordostseekanals drohen.

Wirtschaftspolitik.

Die wirtschaftspolitischen Fragen, insbesondere die Zollfragen, und die Lage der Landwirtschaft werden wenigstens für die nächste Zeit und insbesondere für die nächste Reichstagsversammlung im Vordergrunde der Erörterung stehen; und man kann wohl gespannt sein auf den Ausgang, den die Erörterungen hier nehmen werden. Schon jetzt ziehen die Vorkämpfer des Manchestertums hinsichtlich der Erhöhung der landwirtschaftlichen Schutzzölle ihre schärfsten Klingen, und wir finden sogar, daß man die agrarische Reformbewegung, die in England immer breiter geht, als eine zur deutschen gegensätzliche bezeichnet. Man behauptet, daß die englische Bewegung auf Beseitigung des Latifundismus hinauslaufe, während die deutsche Schutzzollbewegung, sowie alles, was zu gunsten der Landwirtschaft geschehe, nur darauf hinauslaufe, den landwirtschaftlichen Latifundismus zu fördern.

Für uns bedarf es natürlich keines Wortes, um die Absurdität dieser Behauptung, um die Fälschung, die hier versucht werden soll, zu kennzeichnen; es genügt, sie zu registrieren. Für England gilt es einen fertigen Zustand wegen seiner Trostlosigkeit zu beseitigen, für Deutschland gilt es, das Hereinbrechen dieses Zustandes zu verhüten. Um die Verhältnisse, die landwirtschaftlichen wie die sozialen überhaupt, die sich unter dem Manchestertum gebildet haben, zu kennzeichnen, genügt die Anführung weniger Daten. Es ergab der englische Weizenbau, der die dortige Brotfrucht betrifft,

im Jahre 1884/85:	74 203 244 Bushel	(zu je 36½ Ltr. bez. 26⅘ Kilogr.)
„ „ 1885/86:	62 726 569 „	
„ „ 1886/87:	55 444 572 „	

was für diese drei Jahre im Durchschnitt 63 791 452 Bushel ergibt. Dagegen betrug die Weizeneinfuhr

im Jahre 1884/85:	144 007 840 Bushel
„ „ 1885/86:	121 676 064 „
„ „ 1886/87:	139 166 408 „

durchschnittlich also 134 950 104 Bushel, so daß die eigene Produktion Englands in diesen drei Jahren nur noch wenig über 48 Prozent der Einfuhr der zum Unterhalt seiner Bevölkerung nötigen Brotfrucht ergab, also nicht einmal mehr den dritten Teil des Bedarfs! Allein das Verhältnis gestaltet sich noch ungünstiger bei Betrachtung der einzelnen Jahre, indem das Zurückdrängen der einheimischen Produktion sich Jahr um Jahr verschärft. Denn es betrug im Jahre

1884/85	das Verhältnis der eigenen Produktion zur Einfuhr	57,38 Prozent,
1885/86	„ „ „ „ „ „ „	57,50 „
1886/87	„ „ „ „ „ „ „	39,68 „

Obgleich also im Jahre 1885/86 eine bedeutende Abnahme der Einfuhr stattgefunden hatte, war doch das Verhältnis kaum etwas besser für die einheimische Produktion geworden, im letzten Jahre aber hat es sich um mehr als ein Fünftel verschlechtert. Dabei betrug der Weizenpreis im Juli

1883	pro Quarter (= 290 Liter, bez. 215 Kilogr.)	43 Sh.	3	Pf.
1884	„ „ „ „ „ „ „	37 „	6	„
1885	„ „ „ „ „ „ „	34 „	1	„
1886	„ „ „ „ „ „ „	32 „	—	„
1887	„ „ „ „ „ „ „	34 „	3	„

und ist jetzt unter 30 Schilling gesunken, ohne daß damit die absteigende Linie begrenzt erscheint. Denn man berechnete, daß auf den kapitalistischen Latifundien der Vereinigten Staaten die Produktionskosten von Weizen schon jetzt eine Zufuhr nach den englischen Häfen zu wenig mehr als 4 Lstrl. für die Tonne gestatten würden. Und die russische Konkurrenz, bei welcher fast dieser Preis schon erreicht wird, wird es bald dahin gebracht haben, daß dieses „Ideal des Zwischengeschäfts“ Verwirklichung finden wird. Auf welchen Prozentsatz damit die einheimische englische Produktion herabsinken wird, wird sich dann wohl bald zeigen, wobei zu bemerken ist, daß der Durchschnittsverbrauch von Weizen für den Kopf der englischen Bevölkerung noch nicht einmal mehr 5½ Bushel jährlich beträgt — eine seltsame Thatsache vor der manchesterlichen Behauptung, daß heutzutage die Gesamtlebensweise ausgiebiger sei als zu früheren Zeiten.

Wenn man nun erwägt, welchen Zustand es schon darstellt, wenn ein Land zwei Drittel seines notdürftigen Brotgetreides von auswärts beziehen muß und welche Abhängigkeit von äußeren Unberechenbarkeiten, also welche Gesamtabhängigkeit von fremden Verhältnissen dies darstellt, so wird man sich nicht wundern darüber, daß in England die agrarische Bewegung immer weiter um sich greift, aber erstaunen muß man, daß in Deutschland nicht schon weit entschiedener als bisher der abschüssige Weg, auf dem wir nur noch nicht so weit sind, wie England ist, verlassen wurde.

Allerdings gestehen wir, und wir haben dies schon — im Gegensatz zur Meinung vieler unserer Leser — ausgesprochen, daß wir öfter nicht ohne Bedenklichkeit sind hinsichtlich der Wege, welche die Vertreter der Landwirtschaft selbst einschlagen, um ihre Interessen wahrzunehmen. Auch unter ihnen hat neben politisch-konservativer Gesinnung bereits der wirtschaftlich-manchesterliche Geist allzustark um sich gegriffen; und der „Individualismus“, der die einzelnen hinsichtlich ihres Augenblicksvorteiles aus den Gesamtbeziehungen herausreißen möchte, aber diese Gesamtbeziehungen doch unausgesetzt für sich in Anspruch nimmt, um von ihnen Nutzen zu ziehen, verbreitet sich in landwirtschaftlichen Kreisen ebenso wie er im Industrialismus bereits verbreitet ist. Allein dies kann der Landwirtschaft ebenso wenig nützen, wie der konservativen Sache.

Wir haben außerdem schon öfter betont, daß durch Schutzzölle allein auch nicht das Mindeste für die Landwirtschaft und für eine gedeihliche soziale Entwickelung sich ergeben wird, wenn nicht zugleich andere Maßnahmen einschneidender Art ergriffen werden. Denn die Schutzzölle können nichts weiter sein als der Griff eines Schwertes, das außerdem zwei Schneiden und eine Spitze haben muß, wenn es wirksam sein soll. Wenn es aber Ernst sein sollte, daß man in der Beseitigung des Identitätsnachweises für Wiederausfuhr von Getreide eine jener Schneiden oder wohl gar die Spitze sieht, so müßte man es sehr bedauern. Neuerdings sucht man die Beseitigung jenes Nachweises, sogar von einer Seite, die ihn bekämpfte, so lange sie ihn als „agrarisch“ ansah (bis ihr später ein Licht aufging), zu lancieren — dadurch, daß man den deutschen Landwirten eine Neubelebung des Getreideexports in Aussicht stellt, die „Wiedererobe-

rung“ der „verlorenen“ Absatzgebiete für deutschen Weizen. Da hierbei nur etwa England in Frage kommen könnte, so deuten wohl die oben gegebenen Daten die Größe des damit aufgegangenen Glückes genügend an.

Eine jener Maßnahmen, welche einigermaßen das System der nationalen Selbstwirtschaft zu fördern geeignet sein möchte, würde die gegenwärtig viel erörterte Steuer auf ausländische Werttitel sein; freilich nicht etwa als Einkommensteuer, sondern als prozentuale, nicht etwa millimale Emissionssteuer. Daß dagegen die Börse Feuer und Flamme ist und alle möglichen und unmöglichen Beweismittel bringt, ist selbstverständlich. Aber ebenso klar hat sich wieder in den letzten Wochen herausgestellt, daß, wenn irgendwo, so hier ein Feld der Besteuerung liegt und noch dazu ein Feld, das nur etwa auf dem Wege der Emissionssteuer für den Staat ergiebig zu machen ist. Die letzten Wochen haben nämlich wieder eine Reihe von Börsenbankrotten gebracht und zwar jene Bankrotte, die von Angehörigen der Börse gemacht werden, bei denen aber die Börse selbst nie etwas verliert. Dagegen beläuft sich aber stets die Zahl der Verlustträger außerhalb der Börse gewöhnlich auf mehrere Hunderte, die Verluste selbst auf Millionen. Es handelt sich hier also gewissermaßen um eine Steuer, welche die Börse von den Privatkapitalisten erhebt. Denn die Millionen, um welche die Bankrotteurs ihre Klienten bringen, sind stets an der Börse verloren worden, und es ist notorisch, daß die meisten der Leute, welche ihr Vermögen der Unsicherheit anvertrauen, dies nur deshalb thun, weil sie meinen, daß die Benutzung einer sicheren Depotstelle, wie etwa der Reichsbank, ein stärkeres Heranziehen zur Steuer mit sich bringen könnte; sie riskieren also ihr ganzes Vermögen, nur um nicht nach Gebühr besteuert zu werden. Daß aber die Spekulationen, durch welche dann die betreffenden Summen verloren gehen, sich durchweg um jene fragwürdigen Titel drehen, welche schon seit Jahren bei uns massenhaft importiert werden, ist klar. Denn die soliden einheimischen Werte erleiden gar nicht solche große Kursschwankungen, durch welche leicht Millionen verloren werden. Es handelt sich dabei fast immer um Arbitrage- und Remissiergeschäfte, wobei die sogenannten „internationalen Werte“, also die Titel, welche nicht bei uns heimisch sind, ihre Rolle zu spielen haben. Es drängt sich einer gesunden Finanzpolitik, welche mit den Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, rechnen muß, geradezu auf, die fremden in das Land gebrachten derartigen Titel zu besteuern; denn je zahlreicher jene Titel werden, je mehr wächst die Gelegenheit zum internationalen Spiel und daher auch die Gefahr des Verlustes für den Nationalwohlstand. Es ergibt sich daraus aber auch, daß man jene Titel nicht erst zu fassen suchen darf, wenn sie bereits im Lande sind, sondern an der Grenze. Man darf sie entweder gar nicht hereinlassen, oder man muß sie so beschweren, daß sie wenigstens nicht mit den einheimischen Werten um die Wette laufen können.

Es ist bereits vielfach und von den verschiedensten Seiten und seit langen Jahren hervorgehoben worden, daß die Konkurrenz, welche das ausländische Kreditbedürfnis dem einheimischen macht, keineswegs zu unterschätzen ist. Wir sind freilich nicht begeistert für das moderne Kreditsystem — auch nicht im Lande selbst. Allein die Frage liegt hier auch so, daß das Kapital, welches nach dem Auslande geht, unserem eigenen Ge- und Verbrauch entzogen wird, folglich eine Beeinträchtigung der Konsumtionsmittel darstellt, wodurch anderseits die einheimische Produktion geschmälert wird. Jedenfalls würde die einheimische Produktion, wenn das nach auswärts gesandte Kapital im Lande selbst Verwendung fände, gelegentlich des dadurch entstehenden Material- und Lebensmittel-Verbrauches erhöhten Absatz, also nach der Regel von Angebot und Nachfrage bessere Preise erlangen, als unter den gegenwärtigen Umständen. Es kann daher gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Wirkung einer Emissionssteuer derjenigen des Schutzzolles entsprechen würde, indem sie zu vermehrter Kapitalverwendung im Lande selbst und, wie gesagt, zu höherem Verbrauch und besserer Preisgestaltung für die einheimischen Erzeugnisse führen würde.

Selbstverständlich müßte auch eine erhöhte Aufmerksamkeit, welche inneren Arbeiten

zugewandt würde, an sich von günstigem Einfluß auf die Produktion und deren Ertrag sein; aber es ist klar, daß nach dieser Richtung alle Aufmerksamkeit wenig nutzen könnte, so lange die Börse ohne weiteres und ohne die mindeste Gefahr für sich durch große oft völlig in der Luft schwebende Versprechungen das Kapital für solide einheimische Einrichtungen fast unerlangbar macht. Dann mag es sogar kommen, daß für einheimische Unternehmungen das freie Einspringen ganz aufhört, daß man sich trotz eingefleischten Manchestertums gänzlich auf den Staat verläßt, aber dabei unter allen Umständen nur das Lokal- oder das Kirchturminteresse im Auge hat. Die Pfandbriefe des russischen gegenseitigen Bodenkredits z. B. haben ohne Zweifel der deutschen Landwirtschaft die Befriedigung des eigenen Kreditbedürfnisses sehr erschwert, jedenfalls aber verhindert, daß ein Kapitalbetrag von mindestens 400 Millionen Mark — abzüglich des Disagios — in Deutschland Verwendung fand, und von diesen 400 Millionen wäre sicher auch ein erheblicher Teil der Landwirtschaft zugeflossen, es hätte beigetragen, die Zinsen, also auch die Belastung derselben niedriger zu halten. Nun aber, wo für 70—90 Mark nicht nur eine fünfprozentige Verzinsung für 100, sondern auch noch einprozentige Amortisation zu 125 durch Herrn von Rothschild, von dessen Garantiefähigkeit und Bürgschaftssicherheit sonst alle Reklamen voll sind, versprochen wurde, war es kein Wunder, daß das durch die französische Kriegsentschädigung hereinkommende Kapital in breitestem Strom wieder zum Land hinausfloß und das einheimische solide Kapitalbedürfnis entweder das Nachsehen hatte oder Bedingungen, an denen es zu Grunde gehen mußte, zu bewilligen hatte. Und die Gefahr, an derartigen Bedingungen zu Grunde zu gehen, wuchs noch dadurch, daß natürlich für den Betrag, den die jährliche Verzinsung und Amortisation jener russischen Bodenkredit-Pfandbriefe ausmachte, also mindestens für 31 Millionen Mark russische Bodenerzeugnisse in Deutschland oder wenigstens in Westeuropa zum Ausgebot gelangen mußten, so daß, während einerseits unsere kreditbedürftigen Landwirte und sonstigen Produktivstände infolge der ihnen auf die bezeichnete Weise widerfahrenen Kapitalentziehung größere Zinslast hatten, auch für ihre Verkaufspreise durch das russische, aus jener Verzinsung und Amortisation erwachsende Angebot ein Druck erwuchs, gleichviel ob unmittelbar im Lande oder durch Konkurrenz auf den etwaigen bisherigen Exportgebieten. Dabei waren jene glänzenden Anerbietungen, wie nun zugestanden worden ist, der — reine Schwindel. Für die Leistung der Rückzahlung zu 125 war nicht die mindeste Vorsorge getroffen, obgleich dies die Kapitalisten annehmen mußten, als es ihnen Herr von Rothschild versprach. Die Auspumpung des deutschen Kapitals zum Schaden unserer eigenen Produktion erfolgte auf einem Wege, den man geradezu als betrügerisch bezeichnen kann; man versprach den Kapitalisten etwas, was man nicht zu halten beabsichtigte. Also während die fremde Emission zum Schaden unseres Erwerbes erfolgte, war schon die Schädigung der deutschen Kapitalisten ebenfalls geplant, und diese Schädigung wurde dann auch, nachdem die Pfandbriefe sämtlich oder größtenteils in „feste Hände“ übergegangen waren, schrittweise durchgeführt. Zuerst erfolgte die russische Kouponbesteuerung, wodurch der Ertrag des verborgten Kapitals um mehr als 5 Prozent verkürzt wurde; dann, vor wenigen Wochen, erfolgte die „Konversion“, wodurch die Verkürzung des Zinsertrages auf 10 Prozent erhöht und wodurch die versprochene Rückzahlung zu 125 anstatt 100 einfach wieder beseitigt wurde, und zwar — wovon man eigentlich sagen könnte: Noch niemals dagewesen! — indem man die Verkürzung mit dem begangenen Betrug begründete. Durch derartige Vorgänge, deren Hunderte aufzuzählen sind, wird auch die Börsenbehauptung, daß eine Emissionssteuer das Kapital und den Kapitalerwerb in unerhörter Weise schädige, vollständig widerlegt. Denn in ärgerer Weise wie die Börse kann man gar nicht mit dem Kapitalerwerb umgehen; dieser letztere liegt doch nicht erst da, wo die Massen zusammengehäuft werden, sondern da, wo die Teilung zwischen Arbeit und Kapital unmittelbar stattfindet, also bei der Industrie, bei dem regelmäßigen Handel und überall da, wo ein wirkliches und einträgliches Gewerbe besteht. Wenn aber die Börse bei ihren Mani-

pulationen nur den Zweck hat, das Kapital an sich zu ziehen ohne Rücksicht auf Mittel und Erfolg, so hat der Staat geradezu die Pflicht, sich zwischen diese Manipulationen zu stellen, indem er durch Besteuerung bei der Emission wenigstens einen Teil des herauszuziehenden Kapitals im Lande hält — gleichviel ob er dasselbe wieder zum allgemeinen Nutzen anlegt oder verbraucht. Man könnte vielleicht sogar bestimmen, daß der Ertrag der Emissionssteuer, weil er von bereits gebildetem Kapital abgeht, nicht im Staatshaushalt verbraucht, sondern zur Herstellung wirtschaftlicher Einrichtungen zum Nutzen der Produktion verwendet werden solle.

Uebrigens wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß sich neuerdings eine kleine Besserung hinsichtlich der Behandlung wirtschaftlicher innerer Angelegenheiten gezeigt hat. Die Handelskammer zu Frankfurt a. M. hat endlich den Wert der Herstellung einer ausreichenden Verbindung zwischen Rhein und Donau eingesehen und für die Regulierung des Mains und der sich daran anschließenden Wasserläufe, bez. des Ludwigskanals, eine Agitation eröffnet, und hoffentlich findet diese selbst die gebührende Beachtung und Begünstigung. Auch für die Verstauung der Ruhr bis in das Kohlen- und Eisengebiet begann man zu wirken. Dieses Werk würden wir für weitaus wichtiger halten, als den Dortmund-Emskanal mit seinem Hintergrund des Kohlentransports, wogegen wir eine Verbindung des Rheins und der Ems von der Mündung der Lippe oder Ruhr aus für weit wichtiger und ersprießlicher halten. Bei derartigen Unternehmungen, wie z. B. der Verstauung der Mosel und des Oberrheins, sowie noch einer ganzen Menge von Haupt- und Nebenflüssen, findet sich in Deutschland neben der Herstellung eines die Haupteisenbahnen ergänzenden sekundären und tertiären Eisenbahnnetzes eine solche Fülle von Aufgaben zur Kapitalverwendung bei uns selbst, daß wir nicht zu fürchten haben, daß die Kapitalbildung durch Einführung einer kräftigen Emissionssteuer benachteiligt werde; sie wird sich im Gegenteil durch dieselbe mehr als bisher wieder der soliden Anlage zugewiesen finden.

Daß eine Anregung nach dieser Richtung hin von seiten der Börse erfolgen werde, wird niemand glauben, wenn er deren Wirksamkeit genauer beobachtet. Fast alle in den letzten Monaten nach Deutschland gebrachten fremden Börsenpapiere gehören zu den „faulen“, und noch eine ganze Reihe solcher stehen in fast unmittelbarer Aussicht. Nachdem kaum eine argentinische Anleihe von mehr als 40 000 000 Mark durch die Rothschild-Gruppe nach Deutschland gebracht worden ist, meldet man bereits wieder von Unterhandlungen wegen einer solchen, und auch in England werden solche angekündigt; ferner sind in Aussicht serbische, rumänische Anleihen und amerikanische Bonds. Was die Anleihen anlangt, so handelt es sich um Staaten, die bereits einen allzu großen Teil ihrer Staatseinnahmen für die Schulden aufzuwenden haben, und die Unsicherheit der amerikanischen Kapitalverhältnisse ist durch die ungeheure Ausdehnung nicht nur des Eisenbahnbaues, sondern auch der industriellen Anlagen eine außerordentlich bedrohliche geworden; es würde bereits zu einem Krach gekommen sein, wenn nicht der glänzende Stand der Bundesfinanzen es ermöglichte, der Börse mit Barmitteln beizuspringen. Aber je mehr in dieser Weise geleistet wird, desto mehr wird gefordert. Binnen etwa zwei Monaten hatte das Schatzamt für fast 90 Mill. Dollars Koupons und auch Staatsschuldscheine über pari zurückgekauft, und bereits ist wieder eine ähnliche Operation im Gange. Aber obgleich auch die Spekulation selbst alles Mögliche auf den Weltmarkt geworfen hatte, um Geld zu erlangen, und dadurch eine enorme Weizenausfuhr veranlaßte, obgleich die Weizenvorräte in den öffentlichen Lagern um etwa fünfundzwanzig Prozent niedriger sind, als im vorigen Jahre: obgleich auch in der That dadurch trotz wiederholter Diskontoerhöhungen der englischen Bank eine erhebliche Goldbewegung von Europa nach den Vereinigten Staaten hin veranlaßt wurde, vermehrte sich doch die Barreserve der New-Yorker Banken nicht nur nicht, sondern sie verminderte sich sogar. Durch finanzielle Abmachungen mit Londoner, Berliner, Frankfurter und Amsterdamer Firmen haben sich allerdings die größten Eisenbahnunternehmer etwas Luft geschaffen

und die spekulative Haltung der Börse war etwas besser; aber die Unsicherheit ist keineswegs gewichen, und in den Vereinigten Staaten selbst erwartet man bis zum Frühjahr sicher einen kritischen Stoß, der vielleicht schon stattgefunden hätte, wenn nicht die Ernte meist sehr günstig ausgefallen wäre.

Bis jetzt freilich hat die Ausdehnung der amerikanischen Anlagen sehr günstig auf die industriellen und spekulativen Verhältnisse auch Europas zurückgewirkt. Auf fast allen industriellen Gebieten ist die geschäftliche Thätigkeit jetzt eine sehr bedeutende und in Deutschland empfindet man es besonders günstig, daß die fremde Konkurrenz wenigstens im Lande selbst nicht allzustark drückt. Indes klagt man allenthalben über geringen oder völlig mangelnden Ertrag oder Gewinn. Zum Teil sind freilich diese Klagen unbegründet oder übertrieben; zum Teil aber sind sie wohlbegründet, besonders was die Kohlenförderung betrifft, ebenso in Deutschland als auswärts; in England will man dies jetzt, da sich am Arbeitslohn kaum noch etwas kürzen läßt, auf die Grundrente schieben. Thatsächlich liegt auch hier der Schwerpunkt bei der übermäßigen Herrschaft des Zwischengeschäfts, das allenthalben den Gewinn davonträgt, und das man im westfälischen Kohlengebiet sogar noch zu steigern beabsichtigte durch Errichtung einer „Kohlenbank", die wenigstens bis jetzt glücklicherweise noch nicht zur Gründung gelangt ist. Es ist dabei nicht zu verkennen, daß sich auch eine ziemlich breite Bewegung gegen das Zwischengeschäft geltend macht; wie sehr es aber auch insbesondere die notwendigste Produktion und Konsumtion sich unterwürfig gemacht hat, so daß man meinen sollte, beide wären nur wegen des Zwischengeschäfts vorhanden, zeigt sich z. B. daran, daß wegen der jüdischen Feiertage im September selbst in den großen deutschen Städten die Märkte (wenn man sie noch so nennen kann) verlegt wurden. Die Sonntagsfeier glaubt man bei uns nicht durchführen zu können: aber die jüdischen Feiertage werden ohne Rücksicht auf die übrige Bevölkerung vom Zwischengeschäft durchgeführt. Die Brechung dieser Macht des Zwischengeschäfts ist die andere Seite einer wirtschaftlichen Schutzzollpolitik. Ohne daß das Zwischengeschäft auf dem Produktenmarkt nicht in vernünftige Schranken zurückgewiesen wird, werden die Schutzzölle nur Schläge ins Wasser sein. Und doch ist die Aufgabe nicht so schwierig.

Kirche.

In Holland vollzieht sich die Bildung einer staatsfreien Kirche. Ueber die Anfänge derselben infolge des schroffen Auftretens des Dr. Kuyper in Amsterdam haben wir mehrfach berichtet. Nach der durch das Kirchenregiment erfolgten Absetzung des Amsterdamer Kirchenvorstandes traten überall im Lande die Gesinnungsgenossen Dr. Kuypers zu gesonderten Gemeinden zusammen. Diese ausgetretenen oder herausgedrängten Calvinisten haben in Rotterdam eine Versammlung abgehalten, zu welcher 80 Gemeinden und außerdem 80 „Gesellschaften" oder orthodoxe Minoritäten ihre Abgeordneten geschickt hatten. Die Versammlung zählte 250 Delegierte, darunter 180 mit Stimmrecht. Die Sitzungen waren von Gebetsversammlungen begleitet, welchen nahezu 2000 Personen beiwohnten. Einstimmig wurden folgende Beschlüsse gefaßt: die gegenwärtige Organisation der neuen Kirche wird als nur provisorisch angesehen, da man den Zweck nicht aus dem Auge verlieren will, alle orthodoxen reformierten Gemeinden zu vereinigen, nachdem sie von der Vormundschaft des Staates frei geworden sein werden. Sie haben sich deshalb den Namen gegeben: „Provisorische Organisation der leidenden reformierten Kirche Hollands." Für 1888 ist eine geordnete Synode in das Auge gefaßt. Verbindungen sind angeknüpft mit den bereits bestehenden freien Gemeinden, die von 1830—1835 sich gebildet haben, sowie auch mit den presbyterianischen

Kirchen des Auslands. Verschiedene Kommissionen sind gebildet, welche die Vorbildung der Geistlichen, die Missionen, Armenpflege und Schulwesen zu bearbeiten haben. Und den Geldbedürfnissen wird ein gebildeter Zentralfond dienen. Es hat den Anschein, als ob diese neueste Separation Boden unter den Füßen hätte und zu einer lebensfähigen Kirchenorganisation führen würde.

Von den westlichen Nachbarn wenden wir uns zu den östlichen, wo in den russischen Ostseeprovinzen die Bedrückungen der Deutschen und der lutherischen Kirche ihren Fortgang nehmen. Wie in den vierziger Jahren in Livland, so findet jetzt besonders in Esthland ein Massenabfall unter dem lutherischen Landvolke statt. Nicht als ob auch nur eine Spur von religiösem Bedürfnis oder religiöser Erkenntnis dabei thätig wäre. Die Leute, welche dort zur griechischen Kirche übertreten, kennen dieselbe auch nicht von ferne, sondern es sind lediglich äußere Gründe maßgebend', die ihnen durch die russische Hetzerei in allerlei Versprechungen erst künstlich zubereitet werden. Seit 1883, wo ein anonymer Brief erschien, der das Esthenvolk aufforderte, zur Feier des Krönungsfestes des Kaisers den russischen Glauben anzunehmen, sind in der That schon gegen 12 000 Seelen in allen drei Gouvernements übergetreten. In der früheren Epoche war die Zahl eine viel größere. Doch bald erwachte damals in den Konvertirten der Wunsch, zur lutherischen Kirche zurückzukehren. Sie hatten die Täuschung erkannt, auf die sie hereingefallen waren. Aber da ein Austritt aus der Staatskirche in Rußland verboten ist und als ein Staatsverbrechen gilt, so gab es viele Verfolgungen gegen die Gemeindeglieder, welche sich an die früheren Geistlichen wandten, und gegen die lutherischen Geistlichen, welche ihre früheren Pfarrkinder wieder in geistliche Pflege nahmen. Endlich im Jahre 1864 wurde diesen traurigen Bedrückungen ein Ende gemacht, indem durch einen kaiserlichen Erlaß der Rücktritt zur lutherischen Kirche straflos gemacht wurde. 40 600 Konvertiten machten damals davon Gebrauch. Allein seit 1884 sind die früheren Rechtsverhältnisse wieder in Kraft getreten und die armen Bethörten der zweiten Periode werden noch manche Kämpfe durchmachen müssen. Möchte die lutherische Geistlichkeit der Ostseeprovinzen sich immer ernstlicher vor die Frage stellen, mit welcher Schuld sie beteiligt ist an dem Umstand, daß das Band zwischen der lutherischen Kirche und ihren Gliedern ein so lockeres ist. Die Herren Seelsorger scheinen zum guten Teil Gutsbesitzer geworden zu sein, die von der Bevölkerung mit den deutschen Grundbesitzern in einen Topf geworfen werden, so daß alle die Interessengegensätze, die von den Hetzern gegenüber dem Adel den Leuten eingeredet werden, sich mit auf die Pastoren übertragen.

In Deutschland selbst ist es der Gegensatz gegen die römische Kirche einerseits und die Vorbereitung zu den Provinzialsynoden andererseits, welcher die Gemüter beschäftigt. Die Katholikenversammlung in Trier hat viele Evangelische sehr aufgeregt. Der Siegesmut, der dort hervortrat, und die weitgehenden Forderungen sind auch in der That bemerkenswert. Natürlich waren darunter auch die nach der Herstellung der weltlichen Macht des Papstes und nach der Rückkehr der Orden in Deutschland enthalten. Auf die lieben Jesuiten ist es dabei besonders abgesehen. Auf evangelischer Seite wird deshalb jetzt viel Studium der jesuitischen Moral getrieben, allerlei Schriften und Vorträge über die Jesuiten treten an die Oeffentlichkeit. Und sie müssen es sich in der That gefallen lassen, daß man sie nach ihren Moralschriften beurteilt, auch da wo sie selbst besser sein sollten als jene. Hervorzuheben ist besonders immer wieder die jesuitische Lehre von der weltlichen Obrigkeit. Bekannt ist, daß die Rechtfertigung des Fürstenmordes zuerst von Jesuiten unternommen ist. Der Jesuit Becanus rechtfertigt diese Lehre folgendermaßen: „Christus hat dem Papste das allgemeine Hirtenamt über die Völker übergeben. Die Fürsten, Kaiser und Könige, versahen bei dem Völkerhirten die Dienste als Schäferhunde. Unbrauchbare oder ungehorsame Hunde aber sind alsbald vom Hirten zu beseitigen." — Angenehme Staatsbürger, diese Herren Jesuiten!

Eine erfreuliche Verordnung seitens des Herrn Kultusministers ist zu erwähnen.

Bei den Verhandlungen über die kirchliche Parität in Preußen ist stets darauf hingewiesen, daß die evangelisch-kirchlichen Behörden bei den Seminar-Entlassungsprüfungen nicht beteiligt seien, während die Vertreter der römisch-katholischen Bischöfe überall Zutritt dazu haben. Nunmehr ist angeordnet, daß die evangelischen Kirchenbehörden befugt sein sollen, einen Kommissar zu den Anstellungsprüfungen an den evangelischen Lehrer- und Lehrerinnenseminarien abzusenden, welcher an den Abstimmungen über die Befähigung der zu Entlassenden für den Religionsunterricht mit vollem Stimmrecht teilnimmt, auch die Zeugnisse mit vollzieht. Als ständiger Beauftragter gilt zunächst der Generalsuperintendent, welcher auch als solcher bereits Mitglied des Provinzialschulkollegiums ist. Er wird natürlich bei der Menge derartiger Prüfungen in einer Provinz nicht im stande sein, überall selbst teilzunehmen und wird sich durch andere Geistliche vertreten lassen können.

Vom 13.—15. September ist in Nürnberg die Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins abgehalten worden. Sehr erfreulich ist die wertvolle Hilfeleistung, welche durch diesen Verein vielen armen evangelischen Gemeinden geleistet worden ist und werden wird. Was bedeutet es doch für eine Gemeinde, die wie in diesem Jahre die zu Ramsau in Steiermark die große Liebesgabe empfängt, also auf einmal über 17 000 Mark, wie der Pfarrer aus Ramsau nachher dankend von der Kanzel bemerkte, und so mit einem Male aus aller Not gerissen worden. So wünschen wir also von ganzem Herzen eine rege Beteiligung der Evangelischen an diesem Werke. Das hindert uns aber nicht, gegen die Art des Vereins manche nicht mehr ganz neue Ausstellungen anzuerkennen. Die Hauptversammlung in Nürnberg scheint ein großes Fest gewesen zu sein, und jedenfalls ist an schönen Worten und prunkender Ausstattung mit herrlichen „Begrüßungen", Telegrammen, Toasten und Mahlzeiten der Gustav-Adolph-Verein widerspruchslos allen anderen kirchlichen Vereinen „über".

Die preußischen Provinzialsynoden sind zum Teil noch erst in der Vorbereitung begriffen. Nur die beiden westlichen, die westfälische, die in Soest, und die rheinische, die in Neuwied getagt hat, sind gerade, während dieses geschrieben wird, mit ihren Schlußsitzungen beschäftigt. Von den Gegenständen der Verhandlungen heben wir folgendes hervor. Der Kampf gegen Rom kam mehrfach in äußerst praktischen Fragen zur Sprache, so in dem Antrage, die Regierung um mehr Schutz für die äußere Heilighaltung des Karfreitags zu bitten, der in konfessionell gemischten Gegenden von den Katholikem so recht zum Aerger der Protestanten absichtlich ignoriert wird. Die Erziehung protestantischer Kinder durch eine katholische verwitwete Mutter gab in einem besonderen Falle zu ernsten Beschwerden Anlaß. — Eingehende Behandlung ward der Mischehenfrage zu teil. Und wir können uns nicht versagen, als ein Zeichen der Zeit die 10 Sätze wiederzugeben, welche die 3. Kommission der Rheinischen Synode aufgestellt hatte. Dieselben lauten:

1. Die kirchengesetzlichen Bestimmungen über die Kirchenzucht gegen Mischehen sind in der Regel zweimal jährlich der Gemeinde von der Kanzel bekannt zu machen, mit Hinzufügung einer kurzen eindringenden Ermahnung. — 2. Kommt es dem Pfarrer oder dem Presbyterium in zuverlässiger Weise zur Kenntnis, daß das Eingehen einer gemischten Ehe beabsichtigt wird, so wird zunächst durch den Pfarrer seelsorgerisch vorzugehen, dann aber auch eventuell durch das Presbyterium eine entsprechende schriftliche Erklärung an die Beteiligten zu richten sein. — 3. Die Presbyterien haben sich genau über den Abschluß von Ziviltrauungen gemischten Bekenntnisses zu unterrichten und nötigenfalls an den Zivilstandsämtern in bestimmten Zeiträumen ein zuverlässiges Verzeichnis der abgeschlossenen Mischehen zu erfordern. — 4. Nach Einsicht dieses Verzeichnisses hat der Pfarrer sofort den Weg seelsorgerischer Einwirkung zu betreten, event. auch schriftlich die bei seinem Besuch etwa Abwesenden anzugehen und alsdann über die Ergebnisse seiner Bemühungen in der Presbyterialsitzung zu berichten. — 5. Das Presbyterium hat die einzelnen Fälle gewissenhaft zu prüfen und je nach Befund

zunächst den Bestimmungen des Kirchengesetzes vom 30. Juli 1880 gemäß zu verfahren. — 6. Den Beteiligten ist von dem Presbyterialbeschluß baldigst durch schriftliche Zustellung Kenntnis zu geben. — 7. In besonderen Fällen erfolgt durch Presbyterialbeschluß die Zurückweisung vom h. Abendmahl, sobald das Presbyterium die Ueberzeugung gewonnen hat, daß das Kirchenglied nicht ohne Aergernis der Gemeinde das Sakrament empfange. (§ 12 des Kirchengesetzes.) — 8. Auch ist, wo es sich um notorische Verächter der evangelischen Kirche handelt, gegen welche alle Zuchtmittel vergeblich angewandt wurden, auf Antrag des Pfarrers nach sorgfältiger Prüfung durch das Presbyterium die Beerdigung mit kirchlichen Ehren zu versagen. — 9. Jedes Presbyterium hat ein möglichst genaues Verzeichnis der gemischten Ehen innerhalb der Gemeinde anzulegen und ferner jährlich für den Synodalbericht Mitteilung von den Fällen zu machen, in welchen das Gesetz angewandt worden ist, worauf der Superintendent in der Kreissynodalversammlung die ihm zugegangenen Berichte zur Kenntnis der Synode bringt. — 10. Provinzialsynode, in ernstlicher Sorge um das Heil der unserer teuren evangelischen Kirche angehörenden Glaubensgenossen und im Hinblick auf die so vielen unbefestigten Seelen bedrohliche, sich rastlos vordrängende Rührigkeit der römischen Kirche auf dem Gebiet der gemischten Ehe, ergreift diese Gelegenheit, um in der gegenwärtigen ernsten, kampferregten Zeit die Gemeinden der Provinz zu gewissenhafter Wachsamkeit, zu unentwegter Bekenntnistreue und zum mutigen energischen Widerstand gegen Roms unberechtigte Zumutungen aufzurufen; sie legt insonderheit den Pfarrern und Presbyterien die treue Wahrnehmung ihrer geistlichen Pflichten in Predigt, Jugendunterricht, Seelsorge, sowie im gesamten Gemeindeleben aufs dringendste ans Herz, erwartet von ihnen, daß sie mit aller Weisheit und Liebe, aber auch mit dem vollen heiligen Ernst, mit dem sie für die Würde und den Bestand unserer Kirche einzustehen haben, die kirchliche Zucht gegen die ungetreuen Glieder handhaben werden und erfleht über unsere Kirche, über die Provinzialgemeinde, über ihre Organe und über ihre Glieder von dem Herrn eine rechte Ausgießung seines heiligen Geistes, damit die Kirche des Evangeliums vor schmerzlichen Verlusten bewahrt werde, vielmehr durch die Glaubenstreue ihrer Bekenner je länger je mehr erblühe und erstarke zu einer wahrhaftigen Gemeinde des lebendigen Gottes.

Die Provinzialsynode übergab diese Thesen „in dem unter Nr. 10 dargelegten Sinne" sämtlichen Gemeinden „als Anhalt zu ebenso ernster als weiser Benutzung für ihr Verfahren bei gemischten Ehen".

Auch mit dem Fall Thümmel hat sich die Rheinische Provinzialsynode befaßt und unter Ablehnung weitergehender Anträge nur ihr Bedauern über das Verhalten des Staatsanwaltes ausgesprochen und den Herrn Justizminister bitten lassen, daß er die Statsanwälte anweisen lasse, „bei religiösen Prozessen alles zu vermeiden, was berechtigte religiöse Gefühle der andern Konfession zu verletzen geeignet ist."

Die Selbständigkeitsbestrebungen fanden in Neuwied lebhaften Widerhall. Es wurde u. a. ausgeführt, daß dieselben durchaus nichts Neues seien, sondern nur die Fortsetzung der alten aus der presbyterialen Verfassung der rheinischen Gemeinden von alters her folgenden Stellung. Es wurden eine Reihe von Anträgen angenommen, die sich im wesentlichen mit den auf den früheren freien kirchlichen Versammlungen ausgesprochenen Wünschen decken, einiges wurde noch präziser und juristischer gefaßt.

Von der Westfälischen Provinzialsynode, welche teilweise die gleichen Gegenstände beschäftigte, heben wir hervor die Verhandlungen über den Evangelischen Bund und über das Evangelistenhaus in Bonn. Ein Antrag, daß die Provinzialsynode möchte die Gemeindeglieder zum Eintritt in den Evangelischen Bund auffordern, wurde zwar abgelehnt, weil es bedenklich sei, einen an sich löblichen Verein zu empfehlen, bei dessen Gründung neben den positiv gläubigen Männern auch solche mitgewirkt hätten, die nicht im vollen Bekenntnis des evangelischen Glaubens stünden. Dagegen wurde mit Majorität der Antrag angenommen, daß die Synode die Be-

strebungen des Evangelischen Bundes freundlich begrüße in der Hoffnung, daß dieselben zum Segen der Kirche gereichen werden und besonders das evangelische Bewußtsein dadurch gestärkt werde. — Die andere von uns hervorgehobene Angelegenheit wurde durch Professor Christlieb zur Sprache gebracht. Derselbe hat in Bonn ein Institut zur Ausbildung von Evangelisten unter seiner Aegide, zu dessen Leitung Professor Pfleiderer (früher in Kornthal) berufen ist. Die Zöglinge sollen eine theologische Bildung erhalten, die etwa der eines Missionszöglings entspricht, sollen unter Mitwirkung des Generalsuperintendenten geprüft und können zur Mitarbeit des geistlichen Amtes ausgesandt werden. Die Synode begrüßte darauf „infolge des Vortrags des Herrn Professor Christlieb die Einrichtung und Arbeit des Johanneums in Bonn unter Zustimmung zu dem kirchlichen Charakter desselben und in der zuversichtlichen Hoffnung auf Aufrechterhaltung dieses Charakters mit den besten Wünschen und mit der Zusicherung ihrer Teilnahme." — Unseres Erachtens ist mit diesem scheinbar harmlosen Abschluß ein ungemein wichtiges Prinzip angenommen. Es ist nämlich das erste Mal, daß von einer offiziellen kirchlichen Instanz aus die Einrichtung von Geistlichen zweiter Ordnung als eine berechtigte und notwendige anerkannt ist. Dem Referenten kann dies nur recht sein, da er diesen Gedanken seit Jahren in diesen Blättern vertreten hat. Allein ich glaube, daß ein Verständnis für diese Sache trotz der freundlichen Worte der Westfalen für Prof. Christlieb noch in weitem Felde liegt. —

Zum Schluß möchten wir noch etwas zur Erheiterung der geehrten Abonnenten thun, und teilen deshalb eine Stelle aus dem schweizerischen reformatorischen Rel. Volksblatt mit. Es heißt dort: „Die Erfahrung lehrt, daß viele, welche daheim in der verführerischen Nähe der Fabrik, des Büreaus, der Familie durchaus nicht nach einer Predigt begehren, wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser, an einem Kurorte, wo Zeit im Ueberfluß vorhanden und alle Tage Sonntag ist, ein Bedürfnis verspüren, am Sonntag eine religiöse Rede zu hören. Die rührige, findige, mit preußischer Strammheit organisierte Orthodoxie hat durch den Verein für evangelischen Gottesdienst an Kurorten bereits auf allen Vorsprüngen, woran ein Kurhaus klebt, ihre Gemsen postiert. Es ist Thatsache, daß jedes Mal da, wo ein freisinniger Pfarrer die christliche Sonntagsweihe an einem Kurort übernahm, es nie an einer großen und dankbaren Beteiligung am improvisierten Gottesdienst gefehlt hat. Sollte uns das nicht zur Ermunterung dienen, auch hier unseren Mann zu stellen? Schnürt also um diese Zeit ein freisinniger Pfarrer sein Ränzchen und geht in die Ferien auf die Alp oder an den See oder an die Quelle des Salzes (dies wäre wohl das Beste! bemerkt dazu der „Kirchenfreund"), des Schwefels, der Kohlensäure, und das Amt hat ihn vorher nicht sterbensmüde gemacht, und er hat noch etwas Orgelwind im Blasebalg, so nehme er seine schönsten Melodien aus tiefster Brust hervor und halte Gott zu Ehren und den Kurgästen zur Erquickung eine Bergpredigt." — Der „Kirchenfreund" bemerkt dazu: „Wir konstatieren mit Vergnügen, daß auch die Herren Reformer die Wohlthätigkeit dieser Gottesdienste einsehen. Daß die nach obiger starken Hyperbel bei allen Kurhäusern schon eingerichteten orthodoxen ihnen nicht genügen, sondern sie freisinnige „Parallelen" dazu wünschen, ist ja begreiflich. Auch fürchtet aus guten Gründen niemand ihre Konkurrenz."



Neue Schriften.

1. Politik.

— Aus Rodbertus Nachlaß. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hermann Wagner, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat. (Minden i. W., J. C. C. Bruns). 1886. 58 S. 8°. 1,60 M.

Die Rodbertus-Litteratur scheint jetzt im Aufblühen begriffen zu sein, was seinen natürlichen Grund außer in der wissenschaftlichen Bedeutung des Sozialpolitikers überhaupt wohl darin findet, daß diejenigen Fragen, deren Erörterung von seinem staatssozialistischen Standpunkte er sich besonders angelegen sein ließ, wie die Einführung eines Normalarbeitstages, Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, die Berechtigung des Staats als industrieller Betriebsunternehmer u. s. w. bei dem zeitigen Stande der sozialen Reformen mehr wie je öffentlich diskutiert werden. Zur genauen Beurteilung des Standpunktes, den Rodbertus in allen diesen Fragen eingenommen hat, und welcher den auf dem Boden der kaiserlichen Botschaft stehenden Parteien, insbesondere aber der konservativen Partei, in vieler Hinsicht als Leitfaden dienen darf, hat der selbst als konservativer Politiker rühmlichst bekannte Verfasser in der dankenswertesten Weise durch die vorliegende Broschüre beigetragen. Der Inhalt der letzteren gewinnt um so mehr an Wert, als er in der zwischen dem Verfasser und Rodbertus gepflogenen Korrespondenz über die beiderseitigen Ansichten in betreff eines von Herrn Geh. Rat W. redigierten sozial-konservativen Parteiprogramms vom Jahre 1871 eine Reihe von bisher nicht allgemein bekannten dogmatischen Lehrsätzen enthält, die Rodbertus im Anschluß an die einzelnen Programmpunkte aufstellte. Während der letztere sich in bezug auf die monarchische, soziale und nationale Seite des Programmentwurfs vollkommen mit dem Verfasser einer Meinung weiß, und nur die stärkere Betonung der Staatsgewalt im Hinblick auf die damals immer mächtiger werdende Koalition der Bank- und Eisenbahnfürsten verlangt, motiviert er seine abweichende Meinung in betreff der Anteilnahme der Kirche bei der Durchführung der Sozialreform damit, daß er sagt, die soziale Frage qua „Magenfrage“ sei eine christlich resp. heidnisch indifferente, und die arme evangelische Kirche könne nur insofern von Bedeutung für diese Frage werden, als sie die Macht wiedergewänne, die Gemüter dahin zu disponieren, daß man bereitwilliger hungere. Andererseits aber teilt er die Ansicht, daß Staat und Gesellschaft doch nicht bloß wirtschaftlicher, sondern auch sittlicher und geistiger Natur sind, daß daher auch jener bisherige, aber verloren gegangene Kitt, der in der „Treue“ oder einem ähnlichen Unterordnungsgefühl lag, ersetzt werden mußte. Dann aber würde die soziale Frage nicht bloß die arbeitenden Klassen angehen, denn ein solcher Kitt fehlt mehr oder weniger auch in den höheren Regionen der Menschheit. Jedenfalls könnte und sollte die Kirche als Verweserin von Religion und Moral zu einem solchen Ersatze beitragen.

Nicht minder interessant sind die Ansichten Rodbertus' über den Staat „als Industrieller“, selbst wenn sich dieselben auf das Gebiet von Utopien verirren, wie die Theorie von der Verteilung des Bankgewinnes zum allgemeinen Besten: „Selbst wenn man ihn als einen den Arbeitern gewährten Lohnzuschlag verteilen wollte, würde man das als im allgemeinen Interesse geschehen auffassen können.“ Die Begründung solcher Ansichten geschieht durch den Satz, daß, wenn man in der sozialen Frage ein vorzugsweise die arbeitenden Klassen treffendes Unrecht erblicke, dann auch immerhin der Staat zur Abhilfe lediglich solcher geschädigten Spezialinteressen Mittel aufwenden müsse. In diesem Sinne faßt Rodbertus auch die Möglichkeit auf, daß der Staat der Produzent der eigenen Konsumtion werde. Die Behauptung von der Lösung der sozialen Frage durch Normalarbeit und zwar, ohne daß dem Grund- und Kapitaleigentum an seinen Renten Abbruch geschehe, wird in der Voraussetzung gerechtfertigt, daß der Mehrlohn auf die steigende nationale Produktivität angewiesen wird. Zu diesem Behufe muß

a. der Produktivwert, wenigstens der Lohngüter, nach Normalarbeit konstituiert,

b. der Lohn als Quote dieses nach Normalarbeit berechneten Produktivwertes fixiert,

c. Anstalt getroffen werden, welche die Realisierung dieses Lohnes nach dem angewandten Maß in Lohngütern sichert.

Ueber das „Wie" gibt der Abschnitt IV der Broschüre eingehende Auskunft, und es ist in den betreffenden Ausführungen stets von der Ansicht ausgegangen, daß die Gesetzgebung, welche nur die Arbeitszeit beschränkt, ohne für ein bestimmtes Arbeitsquantum auch ein bestimmtes Lohnquantum festzusetzen, nur die Zweige des Giftbaums beschneidet. Neben einer auch für die heutigen Lohnverhältnisse noch zum Teil maßgeblichen Lohnenquete über Handwerkerarbeiten im Kreise Demmin sind noch die Vorschläge über das Zurückdämmen der Kapitalsherrschaft besonders insofern hervorzuheben, als sie sich auf das berühmte Rodbertussche Grundschuldrentensystem stützen, auch wird u. a. die Einführung einer strammen Börsensteuer befürwortet. Daß Rodbertus für die Innungsbewegung nur geringe Sympathien hatte, erklärt der Verfasser daraus, daß nach der Meinung des ersteren das Handwerk in seinem früheren Begriff überhaupt nicht mehr existiere, sondern einen großen Teil seines Wirkens an die Industrie abgegeben habe. Daß diese Auffassung unsern heutigen Anschauungen nicht entspricht, involviert keinen Vorwurf gegen den wahrhaft deutsch-national gesinnten Nationalökonomen Rodbertus und Geh. Rat Wagner spricht sich in seinem schönen Schlußwort noch speziell für den wünschenswerten Zusammenschluß des Handwerks als Kernpunkt der Innungsbewegung aus. Gewiß werden die Leser von der Lektüre dieser Broschüre ungemein befriedigt sein.
M. Sch.

2. Kirche.

— Die Ursache der Schwäche und die Quelle der Kraft der evangelischen Kirche. Vortrag von A. Schindler. (Basel, Detloff.) 1887. 46 S.

Der interessante Vortrag eines belesenen Verfassers. Derselbe geht freilich mit Zeit und Zeitgenossen sehr scharf ins Gericht, bisweilen wohl etwas zu scharf und die doch immerhin vorhandenen Lichtseiten unserer kirchlichen Zustände vergessend. Aber es wird niemand schaden, die Bußpredigt vorzunehmen und niemand gereuen, sie gelesen zu haben. D. v. O.

— Deutsche Kolonialmission. Ein Vortrag von Prof. Lic. Plath, Missionsinspektor. (Berlin, Goßnersche Mission.) 1887.

In warmen Worten legt hier ein zuständiger Kenner der Sache dem deutschen Volke die Kolonialmission ans Herz und verteidigt sie als eine Notwendigkeit gegen die allzu Vorsichtigen und Bedenklichen, stellt übrigens auch schon mit Genugthuung fest, daß die Fortschritte und Erfolge der neuesten Zeit ihm völlig recht geben.

— Die Verfassung unserer evangelischen Landeskirche. Ein Versuch von Th. de le Roi, Pastor in Fürstenberg a. O. (Berlin, Tractatgesellschaft.) 60 Pf.

Zwei Stellen dieser kleinen Broschüre von 36 S. charakterisieren dieselbe einigermaßen:

1. Seite 30: „Es gibt unter den Pastoren unserer Landeskirche eine ziemliche Anzahl in der Geduld, in der Seelenführung, in selbstverleugnenden Liebeswerken bewährte Männer, sie sind es darum, weil sie aus der Schrift lernen. Sobald sie aber auf die Kirchenverfassung zu sprechen kommen, sehen wir, wohin wir geraten, wenn wir unserm eigenen Geiste folgen."

2. Seite 35 am Schluß: „Für diese Broschüre ist das Wort richtig: Möchten sich die rechten Hände finden, die in gottesfürchtiger Gelehrsamkeit die Verfassung unserer Kirche auf Grund der Schrift darlegten."

Der Verf. ist ein positivgerichtetes Mitglied der preuß. evang. Landeskirche, so preußisch, daß er eine Verherrlichung der jetzigen kirchlichen Zustände (Seite 19—21) mit dem Preußenliede schließt! Er ist ein Freund Stöckers, unterstützt auch in einigen Punkten den Antrag Kleist-Hammerstein und verwendet viel Raum auf die Begründung des landesherrlichen Kirchenregiments. Er kommt schließlich Seite 32—35 auf 14 Thesen heraus, die zum Teil im Vorhergehenden kaum erwähnt und nur zum Teil näher begründet worden sind und an welche mir manches Fragezeichen schreiben müssen. Alles zusammengenommen, geben wir ihm recht, daß nicht alles auf die Verfassung ankommt, sondern daß die ernste Frage ist, ob auch der Geist Gottes in der Kirche wohne. Aber wir meinen doch, er unterschätzt den Wert einer Verfassung, welche dem Wesen und dem Bedürfnis der Kirche entspricht, ganz auffallend in einer Zeit, wo der eben beendete Kulturkampf aufweist, was die katholische Kirche durch ihre feste, ihrem Wesen entsprechende Verfassung im Kampfe mit einem ihr feindlichen Staate zu leisten vermocht hat. — —d.

— Nach Psalm 68, 12 gibt Gott das Wort mit großen Scharen Evangelisten und wenn je, so erfüllt sich dieses Wort in unserer Zeit auch auf dem Gebiete der Predigtlitteratur. Von besonderer Bedeutung sind darin die Arbeiten, durch welche uns die alten Schätze unserer evang. Kirche aufs neue nahe gebracht werden, sei es im Wiederabdruck der alten Postillen, sei es in Auszügen aus denselben. In der letztgenannten Richtung ist gedacht: Goldkörner aus dem deutschen evangelischen Predigtschatze alter und neuer Zeit. Vier Jahrgänge kurzgefaßter Predigten über die sonntäglichen Evangelien und Episteln des evang. Kirchenjahres. Ausgezogen aus mustergiltigen älteren und neueren Predigten. Mit Vorwort von R. H. Rieger, Pfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart. In 12 Lieferungen à 40 Pf. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.) Nicht Predigten, sondern Auszüge aus Predigten haben wir vor uns, höchstens drei Seiten lang, so daß sie auch ein Kranker oder ein durch Geschäfte an das Haus Gefesselter lesen kann. Es sind die gehaltvollsten, anregendsten Gedanken wiedergegeben, so daß sich die Hauptsache, die im Texte liegt, dem Gedächtnis einprägen kann. Wir wünschen, daß die lieben Alten nicht zu kurz kommen. Es ist freilich leichter, aus neueren Predigten einige Gedanken zu sammeln und sie in

logischer Folge zu ordnen, so daß sie ein Ganzes bilden, als dies bei Luther und den Predigern des 17. Jahrhunderts der Fall ist, aber an Kraft und Einfalt thun wir Kinder des 19. Jahrhunderts es den Lehrern unserer Kirche so leicht nicht gleich. Freilich über die spezifisch württembergischen Perikopen wird meist nur bei Landeskindern etwas zu holen sein. Aber diese Auszüge sind auch für Nichtwürttemberger von Interesse. Ferner führen wir an: Die evang. Sonntagspredigt. Eine Sammlung Predigten über den 2. Evangelien-Jahrgang der luth. Kirche Bayerns. In Verbindung mit mehreren Geistlichen Bayerns herausgegeben von Chr. H. Schöner. Heft I. 40 Pf. (Nürnberg, G. Löhe.) 1887. Hier ist die im Vorwort ausgesprochene Absicht, die Perikopenreihe, welche der selige Prof. Thomasius aufgestellt und das Oberkonsistorium zur fakultativen Benutzung freigegeben hat, Pastoren und Gemeinden nahe zu bringen. Wir billigen unsrerseits die Aufstellung neuer Perikopenreihen, wie sie sich auch in anderen Landeskirchen finden und wie sie für Preußen Prof. Nitzsch aufzustellen versucht hat, vollkommen und halten die Perikopen von Thomasius für vorzüglich ausgewählte Predigttexte. Wer immer über die altkirchlichen Perikopen predigen kann, ohne in tote Wiederholung zu fallen, der mag das thun, wer es nicht vermag, der wird sich gern an anerkannte Texte halten und ist damit des eigenen Wählens überhoben, wobei er Gefahr läuft, nach augenblicklicher Stimmung und subjektivem Ermessen zu handeln. Gewiß wird deshalb dieses Unternehmen nicht nur in Bayern gern begrüßt werden. Die mitgeteilten vier Predigten lassen Gutes erwarten; wir wünschen daher dem Unternehmen besten Erfolg.

Eine Arbeit anderer Art empfangen wir in den: Passionspredigten für Lesegottesdienste und zur häuslichen Erbauung von Kolbe, Pf. in Lissa. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 8. VI u. 172 S. 2,40 M.

Der Name des bekannten ehrwürdigen Verfassers läßt Gutes erwarten. Es ist wahr, was er sagt: wir besitzen wenige Passionspredigten, welche von vornherein geeignet wären, den Gemeinden in der Fastenzeit vorgelesen zu werden, und in die Lage, „lesen“ zu müssen, kommen doch die Kantoren in Filialen und zur Vakanzzeit. Der Verf. bittet, dieses Predigtbuch als eine Notstandsgabe mit Nachsicht aufzunehmen; wir glauben, es werden ihm viele für diese Gabe danken. Es sind 6 mal 4 Betrachtungen, also für vier verschiedene Jahre ausreichend, in klarer Sprache schlicht und einfältig die große Heilsgeschichte den Gemeinden warm an das Herz legend. Wir loben, wenn wir sagen, sie sind kurz, denn zumal eine in der Kirche vorgelesene Predigt soll kurz sein. Daß der Inhalt dem Bekenntnis der luth. Kirche entspricht, also die Lehre von der Stellvertretung klar hervortritt, lassen wir nicht unerwähnt. Wir erwarten, daß diese Passionsbetrachtungen nicht nur im Lesegottesdienst als Notbehelf dienen, sondern auch manchem zur stillen Erbauung förderlich sein werden. —

Zunächst für diejenigen Glieder der eigenen Gemeinde, welche das Gotteshaus wenig besuchen oder die das Gehörte gern noch einmal lesen möchten, ist eine andere Sammlung von Predigten (in 2. Aufl.) erschienen: Für Zeit und Ewigkeit. Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Von P. Kaiser, Hauptpastor an der deutschen St. Gertrudskirche zu Stockholm. (Gotha, G. Schloeßmann.) 1886. XII u. 613 S. Broch. 7,50 M.

Die gewählten Texte schließen sich an die altkirchlichen Perikopen an, die Sprache ist blühend, spielt oft ins Rhetorische hinüber, bleibt aber verständlich, und man merkt, wie der Prediger mit seiner Gemeinde lebt und für sie arbeitet. Immerhin wird das Buch seine Leser vor allem in den Kreisen städtischer Kirchgänger finden; auf dem Lande hält man sich eben an die alten Postillen und wenigen nur gelingt es, wir denken an Harms, Hoffacker, einen großen Leserkreis zu finden. Wenn wir dies auch für das Natürliche und Gesunde halten, so verstehn wir doch, daß manche neuere Gaben des Büchermarkts mit Dank aufnehmen. Dies wir auch hier bei denen der Fall sein, die von solchen Büchern Pflege positiven Christentums erwarten. — —r.

3. Alte Geschichte.

Den folgenden Anzeigen darf ein Waidspruch F. Nicolais vorangestellt werden, der sonst nicht gerade zu unseren Autoritäten zählt: „Den Hauptnutzen setze ich bei der Kritik darein, daß dadurch die Liebe zur Lektur befördert werde.“ Denn von der Anerkennung (Juniheft 1886) des ersten Bandes von Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreichs, übersetzt von Prof. Hertzberg, (Leipzig, Schmidt & Günther), ist für den zweiten (1886. 593 S.) nichts zurückzunehmen. Schon die Illustrationen, der Gegenstand des ersten Blicks, haben jetzt den Vorzug, die Marmorquelle der Trajans- und der Antonins-Säule ausbeuten zu können, die uns neben dem Kriegswesen so vieles, z. B. das traute Familienleben der Germanen erkennen lassen. Der eigentliche Gegenstand des 2. Bds. aber ist noch geistreicher, lebhafter und wirklicher aufgefaßt: ein hervorragender Franzose, der das zweite empire durchlebt hat, ist vorzüglich befähigt, die allmähliche Umwandlung des Prinzipats in den Absolutismus zu erfassen. Zunächst blicken wir in die Wirren nach Neros Tode hinein, deren klare Zerlegung doppeltes Verdienst wäre, wenn hier nicht Tacitus Historien einsetzten, „der wirklich geniale Historiker, bei dem wir aber zu viel Beispiele eines Hanges zu hochklingenden, aber doch in Wahrheit inhaltlosen Redensarten gefunden.“ Dann folgt eine doppelte Reihe von Fürsten bis Commodus, welchen entweder des Blutes Erbschaft oder die des Verdienstes, der Adoption (Flavier — Antonine) die Herrschaft über Rom verlieh. Zwischen ihnen steht Nerva in dem der Principat durch den Kompromiß mit dem Senat einen Schritt zurückthat, aber im Sinne eines Anlaufs. Vor allen Kaisern hat Vespasian die ganze Gunst unseres Historikers, der Mann von schlichter Tüchtigkeit; ohne Hadrian so tief zu stellen, wie z. B. unser Teuffel es that, läßt er sich doch von ihm nicht blenden. Bei Marc Aurel zeigt er die tiefe Tragik des Lebens,

die den Friedlichen zum Kriegen, den Gerechten zu blutiger Härte nötigte. Der leitende Gedanke war all diesen Regenten durch Augustus gegeben; aber wenn auch auf dem Höhepunkt in Hadrian diese persönliche Herrschaft ihre Umgebung reorganisierte, der Cäsar Ritter statt der Freigelassenen Trajans und der Vorgänger hereinnahm, so beruhte alles doch nur auf der Tugend, dem Temperament eines einzigen: Rom war nichts, die Provinzen noch nicht einmal nichts in politischer Hinsicht. Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit Duruys, für Roms Fall den Absolutismus verantwortlich zu machen, während sicher keine andere Regierungsform das ungeheure Reich auch nur so lange erhalten hätte. Aber der Charakter des ganz persönlichen Regiments zeigt sich auch darin, wie Hadrian wandern muß, um den Provinzen etwas zu sein, wie der Gott, von dem das Rigrlied der Edda singt, oder wie unser ambulantes Kaisertum des Mittelalters.

Das Ideal aber, welches Duruy aufstellt, dürfte wohl die Illusion eines Modernen sein: munizipale Freiheit und die Senate der Städte als Grundlage, auf welcher die Landtage der Provinzen mit sehr wirksamen Rechten sich aufbauten. Der Reichssenat sollte aus der Provinzialaristokratie sich ergänzen; die monarchische Gewalt alles zusammenhalten. Aber trotz der ungenügenden Verfassung — unseres Erachtens der einzig möglichen — legte sich glänzend über die Welt im 2. Jahrh. der Segen der großen „pax Romana“, der zugleich alle Zauber künstlerischer Schöpferkraft zur Entfaltung brachte, so daß Trajan, der sich durch Bauten eine Art steinerne Allgegenwart gab, als Mauerkraut, parietaria herba, bespöttelt ward. Zugleich erneuerte sich das Heidentum durch Mischung seiner tiefsten Quellen noch einmal, ehe das Christentum über das kraftvoll entfaltete, nicht über ein sieches und welkes, glorreicher triumphierte. — Der kritische Zug unseres Autors fürchtet immer bestehende Vorurteile und löst sie auf. Er stellt Vespasian mit großer Entschiedenheit über Trajan. Er verwirft die Anekdoten über seinen schmutzigen Geiz, so daß sich die Kulturgeschichte für die in: lucri bonus odor gipfelnde künftig an Meta Klopstocks Stiefvater halten muß, von dem sie feststeht. Den Agricola nennt D. überschätzt; wohl auch den Titus. Die Delatoren, die abwechselnd auch Tugendschwätzer, Oppositionsvirtuosen bei humanen Kaisern waren, nennt er nicht kühne Freiheitshelden, sondern zeichnet sie als eine Art bekannter Mannesseelen. Die Christenverfolgung setzt der von der göttlichen Herkunft des Evangeliums durchdrungene Historiker doch auf ein leidlicheres Maß herab, wie er denn erinnert, daß bis zu Kaiser Decius die alexandrinische Riesengemeinde nur 17 Märtyrer zählte. In einem Punkte hat er seine Kritik vermissen lassen: er nimmt die (sicherlich überarbeiteten) Briefe des jüngeren Plinius an Trajan für vollgiltige geschichtliche Dokumente: nur wenige davon sind so sicher echt wie der bekannte über die ersten Christen. An vielen Stellen erfreut die Geistreichigkeit des Franzosen, aber auch den entsprechenden Vorurteilen unterliegt er: „bei all seinen glänzenden Vorzügen hatte Marc Aurel einen sehr gefährlichen Fehler — er war langweilig.“ Die Quellenkunde ist umfassend, selbst eine Talmudsage wird einmal herangezogen. Da ist es am Platz, auch ein dankbares Wort über die fruchtbare Gelehrsamkeit zu sagen, die in den Anmerkungen des Prof. Hertzberg Ergänzung oder auch Berichtigung darbietet. Solche hätten wir auch in folgenden Fällen gewünscht: Der Brief des Hadrian an den Servianus kann bei seiner Unkenntnis des Christentums nicht echt sein. Er ist Satire. Sueton ist nicht trocken, sondern eher zu — sumpfig. Die Rumänen (die alten Daker) wohnen östlich bis zum Dnjestr, nicht nur zum Pruth. Bei den Batavern war die chattische Abstammung gewichtig voranzustellen. Bei Domitian hätte die Charakteristik noch mehr — mindestens indirekt — aus Philostratus nehmen können (vgl. S. 165. 193). Eine durch Ebers interessante Frage betrifft Sabinas Schönheit: Duruy, wohl der Louvrestatue folgend, nennt sie schön; Prof. Hertzberg in seiner eigenen Kaisergeschichte will es nicht recht gelten lassen. „Entnervte Legionen“ machen nicht 45 Kil. den Tag. Centumcellae hat nicht so hohe Berge in der Nähe, wie ein Bild zeigt. Hadrian ist nach Cassiodors Chronik pro fluvie ventris gestorben. — S. 251 steht eine Illustration, deren Text sich S. 319 findet. — Die große Wirkung, mit der Gibbon vor hundert Jahren durch seinen „Sturz des römischen Kaiserreichs“ das noch unreifere Europa traf, wird kein neueres Geschichtswerk mehr erzielen: dafür wird aber auch der tiefe Haß des Voltairianers gegen das Christentum, der das Werk verzerrt, keinem neueren Historiker eben als solchem mehr erschwinglich sein. — Das Buch hat einen Druckfehler S. 333, A. Tranjan.

Wer einen geistreichen Ueberblick über das eben besprochene 2. Jahrh. haben will, findet ihn in Oskar Jägers Weltgeschichte*) (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing.) 1887. In 16 Abteilungen à 2 M., Abt. 4. Auch die 5. Abt. ist schon erschienen und erreicht bereits das Jahr 1000. Mit merkwürdiger Kunst läßt der Erzähler, der in großen Umrissen zeichnen muß, uns dennoch an hundert Stellen anziehende Einzelheiten sehen: es ist, wie wenn wir auf der Uhr neben dem Minutenzeiger immer zugleich die raschen Drehungen des Sekundenzeigers wahrnehmen. So durchlebt man denn wirklich (Abt. 2) die überraschenden Wandlungen des peloponnesischen Kriegs, den J. mit Recht die Auflösung der hellenischen Nation nennt, aber mit weiser Auswahl des Wichtigsten, deren Maß man daran ablesen kann, daß die Namen Hermokrates (Syrakus!) und Theramenes (Athen) nicht vorkommen. Alkibiades, dessen Politik doch wohl von mehr als bloßem Eigennutz geleitet war, kommt schlecht weg. „Der böse Dämon Athens, der mit kecker Ruchlosigkeit zum Feinde überging.“) Denken wir vergleichend an die Bundespolitik des Ministers Manteuffel — wie nimmt die sich in liberaler Beurteilung aus! Aber was beweist das? Die Geschichte der Bildung der makedonischen Herrschaft ist verhältnismäßig ausführlich gegeben: wie billig, denn sie beruht auf klarster politischer Berechnung eines einzigen Kopfes, und ist daher

*) s. Juniheft 1887.

historisch lehrreich. Aeschines wird dabei hart beurteilt. Aber wie Droysen leugnet J., daß die Athener und Thebaner bei Chäronea „ein großes allgemeines Interesse der Menschheit" verfochten hätten. Den indischen Zug Alexanders umgibt er mit einer geistreichen Rechtfertigung: es sei die Erfüllung einer volkstümlichen persischen Revancheidee gewesen. Die griechischen Zeitgenossen haben das aber offenbar nicht begriffen — oder nicht begreifen wollen. Den Charakter als Weltgeschichte zeigt das Werk, indem es die Diadochenzeit an der entsprechenden Stelle der römischen Geschichte bringt; denn mit Alexanders Tode verlegt die Muse Klio ihren Wohnsitz auf die andere Seite des adriatischen Meeres. Die römische Geschichte ist mit sichtbarer Vorliebe geschrieben, so sehr, daß dem nationalen Moment in Pyrrhus nichts eingeräumt wird (vgl. auch S. 322). Hierher gehört, daß Direktor Jäger Rom auch nach Cannae für uneinnehmbar hält, wobei mit den unzuverlässigen Italikern nicht genug gerechnet ist. Die Zersetzung Roms — in religiöser und politisch-sozialer Beziehung — beginnt mit dem hier hell erleuchteten Kampfe Catos gegen die Scipionen. Bei den Bürgerkriegen erscheint Pompejus gar zu sehr als Folie des „herrschverständigsten" Julius Cäsar, des Erretters der Stadt Rom, von unermeßlicher Schöpferkraft. Von Augustus an, der auch das unsinnige Testamentswort vom Theaterspiel des Lebens nie gesprochen habe, bewegt sich die Darstellung in ähnlichen prinzipiellen Anschauungen, wie sie in der Betrachtung von Duruy erwähnt sind; nur daß hier die Kritik nicht in, sondern vor der Darstellung liegt. In Rankes Weise wird das Eintreten des Christentums in die Welt nicht als bloßer chronologischer Nullpunkt, sondern als lebenspendender Mittelpunkt der Geschichte gewürdigt. Seine Verfassung gestaltet sich in dieser Epoche monarchisch, wie auch sein Gegner, der heidnische Staat in Diokletian und Constantin den Absolutismus vollendet. Es entspricht vollkommen der Sachlage, daß hier die germanische Welt unmerklich, allmählich sich in die römische hineinschiebt, und daß nicht „die Völkerwanderung a. 375" in trivialer Weise Epoche macht. Sie ist durchaus ein Prozeß, der ohne scharfe Einschnitte von K. Decius bis zu Karl d. Gr. läuft. Episode macht hier in hohem Grade der Islam, welcher die Weltgeschichte durch den Zusammenstoß aufs neue zur Einheit zwingt. Seine Entstehungsgeschichte gehört zu den schönsten Teilen dieses schöne Werkes. Das neue Licht, welches Ranke über die Karolinger verbreitet hat, ist nur in bezug auf Lothars II. Ehestreit nicht verwendet. Dagegen fällt bei der Darstellung der ottonischen Dynastie auf, daß das Verfassungsgeschichtliche — bei Rom so wohl beachtet! — sehr zurücktritt. Hier waltet mehr die Weise, wie Ranke und Giesebrecht Geschichte auffassen, als die Nitzschs. Sonst ist überall die politische Geschichte nicht entleert von kirchengeschichtlichen, litterarischen und reizenden kulturgeschichtlichen Einzelheiten. Oft wunderbare Prägnanz: die Schlacht von Jssos rückt er mit der einen Wendung, „der Defensivflügel Alexanders wurde hart bedrängt" in die Reihe jener Treffen, wo von Leuktra bis Königgrätz der schwächere Angreifer die schiefe Schlachtordnung erwählt.

Maßvoll ist der Vortrag, ohne Tendenz und ohne Pathos, aber mit Treue und Wärme; gerade bei widrigen Charakteren das Streben nach gerechtem Verstehen (Julianus Apostata; Bonifatius der Urrömer). Quellenhaft redet auch die mittelalterliche Geschichte zu uns, wenn sie gleich die meisterhafte Reife der alten Geschichte nicht ganz erreicht. Ohne den wissenschaftlichen Wert dieses Werkes zu verkennen, bezeichnen wir es vor allem als eine große schriftstellerische, künstlerische Leistung. Mit Wehmut gewahrt man einmal eine düstere Ansicht vom Menschen: „Der die Menschen lange genug kannte, um ihnen zu mißtrauen." Darüber liest die Jugend hoffentlich arglos weg. Ueber die Illustrationen reden, würde eine eigene Abhandlung werden. Nur drei Bemerkungen: bei vielen Nachbildungen wäre der Maßstab erwünscht; die Laokoongruppe zeigt eine unwahrscheinliche Ergänzung; die trefflichen Bilderklärungen sollten nur auch ein Wort enthalten über die Zuverlässigkeit antiker Porträtbüsten. — S. 501 ist der Seitentitel verirrt; Bd. II, 38 fehlt ein Wort. Apollonius v. Tyana war nicht vielleicht Platoniker, sondern sicher deren Feind. L. Sch.

4. Länder und Völker.

— Im Morgenland. Reisebilder von Samuel Zurlinden. (Basel, C. F. Spittler.) 1887. VIII. 215 S. 1,60 M.

Ein sehr anziehendes und fesselndes Büchlein namentlich für solche, denen die größeren Reisebeschreibungen über Syrien und Palästina nicht zugänglich sind. Aber auch den mit dem Morgenlande aus größeren Werken einigermaßen Vertrauten wird es sehr willkommen sein, zumal ein großer Teil des Büchleins auf weniger bekannte und aufgesuchte Gebiete führt. Es sind lebensvolle, anschauliche Gemälde, die der Verfasser entwirft, Bilder aus dem Alltagsleben, die um so wertvoller und zutreffender sind, als derselbe das Morgenland nicht durch einen flüchtigen Besuch kennt, sondern daselbst seinen ständigen Aufenthalt hat. Man folgt ihm gern, wohin man auch geführt wird, ob nach Jerusalem oder Damaskus, ob die Reise durch Phönizien geht, oder ob man am Orontes oder auf dem Libanon weilt. Es ist ein feiner Beobachter, und sein frischer, fröhlicher Humor läßt ihn nirgends im Stich. Auch die eingeflochtenen, geschichtlichen Excurse z. B. über die muhamedanischen Sekten u. s. w. sind sehr ansprechend. P. S.

5. Biographisches.

— Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem litterarischen Nachlaß und ungedruckten Briefen der Dichterin. Von Hermann Hüffer. (Gotha, Friedrich Andr. Perthes.) 1887. 7 M.

Das vorliegende Buch ist die Frucht umfassender Studien, für welche der gesamte litterarische Nachlaß Annettens v. Droste, teilweise zum erstenmale, zu Rate gezogen wurde. Unterstützt von der Familie und den vertrautesten Freunden der Dich-

terin, konnte der Verfasser ihren Lebensweg in allen bedeutenden Wendungen verfolgen und zugleich von dem Entstehen und dem allmählichen Wachstum ihrer, zum Teil noch ungedruckten Werke deutliche Kenntnis geben. Das Buch mehr für den Litterarhistoriker, als für den Laien geschrieben, wird jenem eine willkommene Ergänzung zu den zahlreichen schon vorhandenen Biographien bieten. Wir möchten glauben, daß nunmehr die Litteratur über die doch wohl manchmal überschätzte Dichterin geschlossen werden kann. Wenn ihr Schwager Laßberg in einem Briefe an Pfeiffer urteilt: „Nette's Gedichte gefallen Ihnen also sehr wohl! Mir gefallen sie nicht! Originalität, Erfindung und dichterischen Schwung kann man ihnen zwar nicht absprechen; aber sie ermangeln der klassischen Reinheit der Sprache gar zu sehr!" — so ist damit ein Urteil ausgesprochen, das hart und herbe klingt, aber nichts weniger als unbegründbar ist.

T. v. D.

6. Heerwesen.

— Der deutsch-dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. 2. Bd. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) 1887.

Der zweite, im Juli 1887 erschienene Band des Werkes (vgl. Juniheft 1887 dieser Zeitschrift) bezieht sich hauptsächtich auf die Belagerung und Erstürmung der Düppeler Schanzen, und auf den Uebergang nach Alsen — zwei Ruhmesthaten der preußischen Armee, die nicht nur damals die Aufmerksamkeit der Welt auf das trotz langer Friedenszeit kriegstüchtig gebliebene Heer richteten, sondern die für immer als kriegerische Ereignisse von Bedeutung dastehen werden; vor allem war der Uebergang über den 500—700 Meter breiten Sund nach der Insel Alsen eine Leistung, die an Kühnheit und Sicherheit der Ausführung ihres gleichen in der Kriegsgeschichte sucht. Eine eingehende Würdigung finden nebenher die Vorgänge zur See, unter denen die Seeschlacht bei Helgoland und die Besitznahme der nordfriesischen Inseln den ersten Platz beanspruchen. Auch in diesem Bande ist die Erzählung der Ereignisse klar, ohne Weitschweifigkeit und überaus lebendig; die Kritik wird mit bewunderungswürdiger Objektivität und ohne verletzende Schärfe gegen Freund und Feind geübt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die zahlreichen, diesem Bande beigegebenen Anlagen, weil sich unter ihnen die von der Meisterhand des Generals von Moltke herrührenden Entwürfe für die in Aussicht genommenen, aber nicht zur Ausführung gelangten Landungen auf Fünen und Seeland finden. — Vielleicht noch mehr wie im ersten Bande tritt hier der Einfluß der Politik auf die kriegerischen Ereignisse hervor; der Verlauf der Londoner Konferenz, die Reibereien mit den Bundesexekutions-Truppen in Rendsburg und die Räumung der Stadt seitens der letzteren, die Zusammenkunft der verbündeten Herrscher in Karlsbad mit den hier entstandenen „Karlsbader Abmachungen", die schließlichen Friedensunterhandlungen und der Wiener Friede — alle diese politischen Verhältnisse sind bestimmt und ohne Vorurteil gezeichnet, und ihre Darstellung macht auch diesen Band des Generalstabswerkes zu einer wichtigen Quelle für die Kenntnis jener Zeit, die so viele Keime späterer Verwickelungen in ihrem Schoße barg. Groß angelegt und einheitlich durchgeführt, entspricht das ganze Werk in jeder Hinsicht den hohen Erwartungen, die an dasselbe gestellt werden durften. Mit berechtigtem Stolz auf die Jahre 1864, 1866 und 1870/71 schließt es mit den Worten: „In militärischer Beziehung kamen die Erfahrungen, welche in dem dänischen Kriege gemacht wurden, ebenso dem böhmischen, wie die in diesem gesammelten wieder dem französischen Kriege zu Gute. Bei genauem Zusehen erkennt man aber auch, daß schon in dem ersten Feldzuge, trotz der beengenden Verhältnisse, jener große Zug hervortritt und mehr und mehr sich Bahn bricht, welcher später zu so mächtiger Entfaltung gelangte und allen drei von König Wilhelm geführten Kriegen, ungeachtet ihrer Verschiedenheiten, doch ein gleichartiges Gepräge verleiht." —

Nach dem Durchlesen des Generalstabswerkes hat eine neue Arbeit des als Militärschriftsteller geschätzten und unsern Lesern wohl bekannten Herrn Major Scheibert über „Das Zusammenwirken der Armee und Marine" (Rathenow, M. Babenzien)" besonderes Interesse, weil in ihr gezeigt wird, wie Landheer und Flotte gemeinschaftlich Großes erreichen können — ein Zusammenwirken, das allerdings im deutsch-dänischen Kriege auf deutscher wie auf dänischer Seite den im Generalstabswerke hervorgehobenen „großen Zug" völlig vermissen läßt. Der vom Verf. behandelte Stoff ist außerordentlich dankbar, und die das Zusammenwirken von Landheer und Flotte schildernden Beispiele aus dem nordamerikanischen Sezessionskriege sind zweckmäßig und treffend gewählt; der Verf. beweist an ihnen mit überzeugender Schärfe, was Land- und Seemacht vereinigt und gut geleitet leisten können. Der Verf. bezeichnet seine Arbeit als „Studie"; wir würden sie lieber „Skizze" nennen, denn der Stoff ist so umfangreich und erfordert eine so bedeutende Vorkenntnis des ganzen Sezessionskrieges, die Zahl der sich auf die Belagerungen von Vicksburg und andere Unternehmungen beziehenden Beispiele ist so groß, daß die 64 Seiten der „Studie" zu einer eingehenden Behandlung nicht ausreichen. Die Arbeit wirkt deshalb durch die Kürze und Schärfe der Ausdrucksweise, sowie durch ihre übersichtliche Anordnung mehr anregend und hinweisend, wie erschöpfend, gibt aber in dieser Begrenzung Vortreffliches. Vielleicht findet der Verf. Zeit, die „Studie", namentlich die auf Vicksburg sich beziehenden Abschnitte, erweiternd auszuarbeiten; wir glauben bestimmt, daß es einem derartig vergrößerten Buche über „Das Zusammenwirken von Armee und Marine" an Lesern nicht fehlen würde. Die beigegebenen Karten sind genügend, der Druck ist gut; sollten aber in einer etwaigen zweiten Ausgabe nicht manche Fremdworte wie: starten, Lektüre, disponibel u. a. m. durch deutsche Worte ersetzt werden können? —

Auch kriegsgeschichtlichen Inhalts ist eine 1887 in Paris bezw. Brüssel anonym erschienene Broschüre: „La situation militaire de la Belgique

dans le cas d'une guerre franco-allemande. Opinion d'un Français. Par M." — also anonyme Zukunftsmusik, zuerst im Journal des Débats, dann als Broschüre kurz vor den im Juli in der belgischen Kammer stattgehabten Militärdebatten und wohl für die Abgeordneten berechnet, veröffentlicht. Die in der Broschüre besprochene Frage ist für Belgien eine brennende: was kann das Land thun, um seine Neutralität im Falle eines Krieges zwischen den Nachbarmächten sicher zu stellen? Der französische (?) Verf. gelangt im 1. und 2. Teile des Buches aus strategischen und politischen Gründen zu der Schlußfolgerung, daß weder Frankreich noch Deutschland von einer Verletzung der belgischen Neutralität Nutzen haben würden, daß vielmehr der Einmarsch in jenes Land für beide ein grober Fehler, une sottise sein würde. Andererseits gibt der Verf. zu, daß trotzdem, sei es infolge von Fehlern oder von Unglück, das Betreten belgischen Gebiets durch deutsche oder französische Heere nicht ausgeschlossen sei, und er erläutert deshalb im 3. Teile seiner Abhandlung, was belgischerseits noch in bezug auf die Befestigungen geschehen müsse, um einen Einmarsch des Feindes zu verhindern oder doch zu erschweren. Im Anschluß an die Ansichten des Generals Brialmont hält der Verf. eine Befestigung der Maaslinie und zwar durch Anlage nicht zu ausgedehnter Festungswerke bei Lüttich und Namür für notwendig; diese würden in Verbindung mit dem großen befestigten Lager von Antwerpen eine sichere Grundlage für die Verteidigung des Landes bilden. Soweit uns bekannt, sind die Befestigungen der Maaslinie übrigens schon beschlossene Sache, und soll General Brialmont mit ihrer Anlage beauftragt sein. Die wichtige Frage einer Neubildung des belgischen Heeres auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht, welches Prinzip allerdings Mitte Juli von der belgischen Kammer verworfen ist, streift der Verf. nur flüchtig; aber er führt den Belgiern in kurzen, jedoch sehr eindringlichen Worten vor Augen, wie wenig das belgische Heer mit seinem Loskauf- und Stellvertreterwesen geeignet sein wird, zur Wahrung der belgischen Neutralität mitzuwirken bezw. den Feind vom Betreten des Landes durch seine Zahl und Beschaffenheit abzuschrecken. Die Broschüre ist gut geschrieben und zur Orientierung geeignet, wenn sie auch nicht viel Neues bringt. Druck und Papier sind vortrefflich. —

Patriotisch geschrieben und eine Lücke in der biographischen Litteratur ausfüllend, wird das Buch: „König Albert von Sachsen und die sächsische Armee von O. Haeußler, (2. vermehrte Auflage. Leipzig, M. Ruhl 1886), gewiß überall, vor allem in Sachsen gern aufgenommen werden. Mit Geschick sind die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben König Alberts ausgewählt und gut zusammengestellt; die Mehrzahl derselben bezieht sich, was bei den hervorragenden soldatischen Eigenschaften des Königs selbstverständlich ist, auf seine Thätigkeit als Feldherr und Kriegsherr, aber auch manche Ereignisse aus anderem Gebiet sind in ausführlicher Weise geschildert worden, so die Besitznahme von Oels u. a. m. In bezug auf das Verhältnis König Alberts zum XII. Armeekorps bildet das Buch eine Art Ergänzung zu der früher erschienenen „Geschichte der sächsischen Armee von Schuster-Franke". Zum Schluß noch eine Frage an den Verfasser. Auf S. 101 finden wir den Satz: „Als echter Soldat liebt er (König Albert) den Tabak und raucht viel und stark, — ganz im Gegensatz zu Sr. Majestät dem Kaiser, welcher wenig oder gar nicht raucht." Ist es wirklich ein Kennzeichen des „echten Soldaten", viel und stark zu rauchen? Wir glauben das nicht und hoffen, daß die zahlreichen anderen Angaben des Buches richtiger und weniger angreifbar sind, wie diese. —

Die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" bringen als 87. Heft eine Abhandlung von Oldwig v. Uechtritz: „Das deutsche Offizierskorps und seine Bedeutung für Königtum und Gesellschaft. (Heilbronn, Gebrüder Henninger.) Von entschieden christlichem Standpunkte aus verfaßt, von wärmster Begeisterung für Königtum, Vaterland und Heer durchweht, in der glänzenden, hier auch von falschem Pathos freien Sprache geschrieben, die allen Arbeiten des Verf. eigen ist, gibt das Heft eine für jeden Leser verständliche, ausgezeichnete Darstellung der Bedeutung unseres Offizierskorps, kennzeichnet die Größe der Aufgabe, die den Offizieren des aktiven Standes, wie auch denen der Reserve, der Landwehr und den verabschiedeten Offizieren obliegen, und weist auf die Gefahren hin, die aus der materialistischen Denkweise der Zeit heraus dem Stande drohen. Wir wüßten keine Schrift dieser Art zu nennen, die den Offizier-Aspiranten der Linie oder der Reserve besser auf den von ihm erwählten Beruf vorbereiten könnte, wie die vorliegende, aber auch der ältere Offizier wird in ihr manche anregende und nützliche Hinweise finden. Das Heft verdient die allgemeinste Verbreitung. v. H.

7. Heilkunde.

— Die Krankenpflege in ihrer Begründung auf Gesundheitslehre mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Krankenpflege von Paul Sick. Mit 30 Holzschnitten. Zweite Auflage. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1887. 596 S. 8⁰. 5 M.

Dieses vortreffliche Werk des bekannten württembergischen Obermedizinalrats behandelt seinen Gegenstand mit vollem praktischen Verständnis und hat durch den binnen wenigen Jahren erfolgten Absatz der ersten Auflage die eigentümliche Bearbeitung des Stoffes gerechtfertigt. Das Buch ist nämlich nicht allein sachlich reichhaltig und sorgfältig ausgearbeitet, sondern es trägt auch insbesondere den Stempel einer von der sittlichen und religiösen Bedeutung ihres Gegenstandes erfüllten Persönlichkeit. Demgemäß ist die geschichtliche Betrachtung der Krankenpflege von christlichem Geiste durchweht. Der Verfasser sieht in den durch unsern Erlöser neu begründeten Lehren der barmherzigen Liebe den eigentlichen Markstein im Beginn der Krankenpflege, er behandelt mit hoher theologischer Einsicht und mit Gründlichkeit das Grenzgebiet geistlicher und leiblicher Fürsorge für die Pfleglinge, mit vielem Ernst die Anforderungen und Aufgaben,

welche an die Pflegenden zu stellen sind. — Die besten und erfahrensten Schriftsteller über Krankenpflege kommen im Sickschen Werke zu Worte; das Buch entspricht allen Anforderungen, welche durch bewährte neuere Forschungen der wissenschaftlichen ärztlichen Richtung berechtigt erscheinen. Ursprünglich aus Lehrvorträgen herausgebildet, welche Sick am Stuttgarter Diakonissenhause vor Frauen und Jungfrauen gehalten, empfiehlt sich dieses Werk insbesondere auch der christlichen Familie, welche für eigene und für weitere Zwecke darin eine ausgezeichnet faßliche und zuverlässige Anleitung zur Wartung von Leidenden jeder Art finden wird. Sch.

8. Kulturgeschichte.

Die auf vergleichender Sprachforschung beruhende Kulturgeschichte der arischen Urzeit gewinnt einen immer festeren Schritt und torkelt nicht mehr in unsicherem Schwanken ihren dunklen Weg dahin. Es kommt wohl noch einmal vor, daß ein Mann von starker Phantasie auf Grund einiger Scherben, Zähne oder Bohrsteine sämtliche Arier ursprünglich aus Skandinavien anstatt aus Asien stammen läßt und Dezennien sorgfältiger Forschung mit dem Ellbogen wegstößt; aber im ganzen darf man die Kultur-Linguistik bereits eine Wissenschaft nennen, sofern man nicht vollen Ausbau, sondern nur sichere Grundlage und feste Methode von einer solchen verlangt. Dafür gibt die Jenenser Habilitationsschrift vom Privatdozenten Dr. O. Schrader „Ueber den Gedanken einer Kulturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage" (Jena, Costenoble, 1887. 22 S.) eine glänzende Probe. Denselben Gelehrten hat Blümner sogar als V. Hehns würdigen Genossen gerühmt wegen seines großen Werkes „Sprachvergleichung und Urgeschichte", und das hieß so viel, als ihm Meisterrecht erteilen. Der Gebildete muß heutzutage neben seinen vielen anderen Kulturverpflichtungen auch eine Ahnung von der besprochenen Wissenschaft haben; er kann sich mehr als eine solche durch die Lektüre dieser Rede verschaffen. Zweierlei ist daran noch besonders löblich: die absichtliche äußerste Behutsamkeit auf dem trügerischen Sumpfboden der Wurzeldeutung und die Anmut der Beispiele, welche die wichtigsten sprachlichen Prozesse verständlich machen, so daß dem Leser selbst noch eine ästhetische Genugthuung bereitet wird. — Nur darin kann ich mit dem Verf. nicht übereinstimmen, daß er die Kunstausdrücke Optimismus und Pessimismus (im sprachlichen Sinne) vermeiden will, und daß er Apfel aus dem lateinischen malum Abellanum herleiten will. Angesichts zahlreicher uraltdeutscher Ortsnamen und desgleichen irischen, lettischen, russischen Stammwortes scheint Apfel gemeinsamer Urbesitz. Das aber sei dem Tacitus und Plinius gern geglaubt, daß unser deutscher Apfel ursprünglich nicht konkurrenzfähig auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung gewesen wäre.

Die Verwandtschaft der arischen Völker tritt im Verlauf der Jahrhunderte in ihrer gegenseitigen Beeinflussung immer aufs neue zutage. Was z. B. Deutschland dem gallischen Nachbarn zu danken hat, das weiß die Welt, und gerade Deutsche haben es dankbar verkündigt; jetzt aber hat Prof. Dr. Th. Süpfle den Versuch gemacht, diese Betrachtungsweise von der Rückseite her zu ergänzen: „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung." (Gotha, Thienemanns Hofbuchhandlung. 1886. XXII u. 359 S.) Eine große Bücherkenntnis und stupende Belesenheit in französischen Journalen und Revüen steht ihm dabei zu Gebote und daraus trägt er alles zusammen, was irgendwie deutschen Einfluß auf Frankreich anzeigen kann. Dieser erste Band geht von der germanischen Urzeit bis zu den sonderbaren Versuchen ihrer dichterischen Wiedererweckung durch Klopstock. Allein der Begriff Kultureinfluß wird vom Verf. viel zu weit gefaßt sowohl bei materiellen Verpflanzungen als bei litterarischen Fragen. Kann man es deutschen Einfluß nennen, wenn einzelne Techniker deutscher Geburt in Frankreich die Kunst üben, vielleicht in französischer Manier? Wenn deutsche Scholastiker (bei denen übrigens Hugo v. St. Viktor fehlt) lateinisch von französischen Kathedern reden? Und ebenso wenig beweist es für deutschen Einfluß, wenn deutsche Schriftsteller übersetzt werden. Oder haben Klopstocks zahlreiche Uebersetzungen zeugend auf Frankreich eingewirkt? Einfluß hieße Einwirkung, Aenderung des Französischen nach deutschem Muster, wie es z. B. für das Kriegswesen in einiger Hinsicht dargethan ward. Nur in selteneren Fällen wie bei den Schweizern Haller und Geßner hat der Verf. einen eigentlichen Einfluß nachgewiesen. Die Unfähigkeit Deutschlands, auf die reifere Kultur Frankreichs irgendwie einzuwirken, zeigt nichts deutlicher, als der Augenblick, wo das Elsaß, und 100 Jahre später Lothringen an Frankreich gekommen sind: dort ergibt sich ein totales Versagen. So hart es unseren Nationalstolz ankommen mag, es muß gegen den verdienten Verf. festgehalten werden, daß nur bei der fränkischen Invasion, bei der Reformation und etwa im Zeitalter des Kosmopolitismus eine Einwirkung von Osten nach Westen gegangen ist. Ganz anders wird natürlich die Sache für das 19. Jahrhundert sich stellen! — Für die Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts ist das Buch unentbehrlich; die Zusammenstellungen der Wörter deutschen Stammes im Französischen sind sehr willkommen. Gerade die allzu weite Fassung des Begriffes „Einfluß" wird als ein Symbol dafür bezeichnet werden dürfen, daß der Verf. mit deutscher Gesinnung an seine Aufgabe gegangen ist, und auch die Erwähnung Börnes an hervorragender Stelle darf uns über den ernsten sittlich-religiösen Geist des Werkes nicht irre machen. — Von Memoiren konnten auch Lukas Geizkoflers und Felix Platters gelegentlich benutzt werden; und Kampschultes Leben Calvins ist doch nicht ohne Vorsicht zu benutzen, d. h. immer an evangelischen Darstellungen zu prüfen.

Gerade die Zeit, welche den Glanzpunkt des eben genannten Werkes bildet, wird nach einer anderen Seite, der politischen, der Betrachtung unterzogen in „Deutschland vor hundert Jahren.

Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit von Dr. Woldemar Wenck, Professor an der Universität Leipzig" (das., Grunow, 1887. VIII u. 276 S. 5 M.). Es ist wesentlich eine Geschichte der Publizistik zur Zeit des Fürstenbundes, deren Bedeutung für das politische Reifen des deutschen Sinnes durch die hereinbrechende Katastrophe für die späteren Generationen ganz verschüttet worden ist. Daher konnte Prof. Wenck den Ausspruch des berühmten englischen Historikers Seeley gewissermaßen zum Motto machen: „if the French revolution had not almost exstinguished the very memory of that period" — so würden heute Schlözers Hochgestalt und Männer, die sich geringer um und gegen ihn gruppieren, anders dastehen: ein Schubart, J. Möser, K. F. v. Moser, v. Göchhausen, Weckhrlin, J. v. Müller, Dohm und Minister Hertzberg, als Propheten und Parteiväter in Deutschland. Denn die Zeit war so vaterlandslos nicht, wie ein einseitiges Studium der Litterärgeschichte uns einprägen will. Wir pflegen zu einseitig dessen zu gedenken, daß Schiller seine Erziehung der Menschen in eine bloße Erziehung des Menschen umgewandelt hat, oder anderseits des bekannten engherzigsten Partikularismus: aber wie viel ehrbare Mischformen zwischen Weltbürgertum und der Begeisterung für senatus populusque Bopfingensis gab es doch auch! Als durchschlagender Grundgedanke tritt hervor, wie monarchisch die politisch Denkenden in Deutschland fast ohne Ausnahme noch im Beginn der Revolution und wie einig sie in der Verwerfung eines persönlichen Despotismus waren. Soviel wir auch Biedermanns Deutschland im 18. Jahrhundert verdanken, so bringt das vorliegende Buch durch die Wiedererweckung des in den Journalen begrabenen Stoffes doch sehr viel Neues, und ein feines Urteil weiß ihn nutzbar zu machen. Ich hebe besonders den Nachweis der natürlichen Dreiteilung hervor, wonach neben fridericianischem und josefinischem, sowie neben dem mittelfürstlichen Deutschland (Bayern, Sachsen u. s. w.) auch noch ein solches gefühlt wurde, in dem die Reichsidee ganz lebendig war. — Memoiren sind nicht in gleichem Maße wie Journale benutzt worden, noch auch Reisebücher. Auch Mirabeaus großes Buch über die deutschen Staaten (abgesehen von der Monarchie Prussienne) war einer Abfindung wert. So auch Prof. Casseis Schrift über Friedrich Wilhelm II.; und was Körner über Ehren-Weishaupt gewußt hat, vermisse ich. S. 39 konnte als Beispiel Fuetters und Henzis Revolution namhaft gemacht werden, und K. F. v. Mosers Schicksal in Hessen und das Eintreten des Kaisers für ihn hätte an mehreren Stellen Platz finden können. — Die Lektüre des trefflichen Buches wird dadurch etwas erschwert, daß der Verf. seine Sätze inversiv bildet (Grundform: „Den Goliath schlug David"), was im Sprechstil wohl weniger unangenehm empfunden würde. S. 103 bietet dafür mehrere Beispiele. —

Wie stolz und groß steht durch Gottes Gnade das heutige Deutschland neben jenem zerrissenen, wovon Prof. Wenck erzählt, und doch fühlen auch wir noch offene Wunden an unserem Volkskörper — zu deren Heilung uns jede Möglichkeit fehlt. Von der schlimmsten berichtet Heft 3 der Russisch-Baltischen Blätter (Leipzig, Duncker & Humblot 1887, 140 S.) in sieben Aufsätzen. Aufsatz 1 zeigt, daß der baltische Partikularismus berechtigt ist, weil es sich da um den Schutz der Religion und der Kultur handle, die Peter der Große vertragsmäßig beschworen hat. Aufsatz 2: Der Fall Brandt, über den keine unserer Zeitungen mit gleicher Genauigkeit berichten konnte. Dem abgesetzten treuen Seelsorger gewährte Rußland täglich 15 Pf. pro Kopf der Familie — „aber überfriß dich nicht!" Hier auch die Erörterung des Gesetzes, wonach die griechischen Bischöfe über die Notwendigkeit der lutherischen Kirchenbauten zu befinden haben: gerade so sinnreich, wie wenn man Herrn Most das Personalreferat im preußischen Oberkirchenrat übertragen wollte. Auch der 4. Aufsatz — der 3. ist der Russifizierung der Schule gewidmet — schildert das Elend der sogenannten Rekonvertiten, die ihren Abfall vom Evangelium bereuend dem Himmelreich Gewalt anthun wollen (Matth. 11, 12) und in die lutherische Kirche zurückdrängen, wogegen der Staat mit erbarmungsloser Härte vorgeht. Dabei auch die Predigt eines Popen in Livland: Hört, meine Brüder, ich nenne die lutherischen Prediger Prediger, wiewohl sie uns Pfaffen nennen. Und einige Phrasen weiter sagt der tolerante Mann: „Die lutherischen Prediger sind Schwätzer, Betrüger und Gotteslästerer!" Gerade als hätte er den Cäsar Shakespeares studiert: „ja, Brutus ist ein ehrenwerter Mann!" Aufsatz 5 zeigt, wie ein Artilleriegeneral neue Ehegesetze gegen die Balten schmiedet, und Aufsatz 6, daß Esthen und Letten anfangen in sich zu gehen und die Russenfurcht bei ihnen an die Stelle jener gemachten Deutschenfurcht tritt. Aufsatz 7: wie man in Rußland unseren Kanzler ungeschickt kopiert und aus dem Deutschen ins Brutale übersetzt.

Seit dies Heft geschrieben ward, sind zwei Schrecknisse eingetreten, die der Verf. nur erst fürchtete: Die Deutschenausweisung und der mißglückte Versuch auf die deutsche Lehrsprache in Dorpat. Unser deutsches Reich ist nicht in der Lage, dem Fürsten Bismarck den excès de langage zu erlauben, mit dem er als preußischer Konfliktsminister 1865 die Balten schützte. — Das lehrreiche Buch ist entweder aus mehreren Artikeln zusammengesetzt oder von verschiedenen Händen geschrieben. Darauf deutet die Unbefangenheit mehrerer Wiederholungen, die in der Vorbemerkung mit „der Natur der vorliegenden Gegenstände" erklärt wird; wir dürfen daraus schließen, daß das Material desselben (nicht nur von 7) aus den „Provinzen" stammt, d. h. aus bester Quelle. L. Schädel.

9. Poesie.

— Ventidia. Eine Dichtung von Ludwig Anders. (Frankfurt a. O., B. Waldmann.)

Wer eine Stunde sich poetisch versenken will in die Betrachtung der untergehenden Welt Roms mit ihren Schandthaten und ihrem Hasse und in die Bewunderung des aufleuchtenden Christentums mit seiner Aufopferung und seiner Liebe, der nehme dies Buch zur Hand, das ihm ein schönes Bild

jener Zeit bietet. Die Darstellung ist geschickt und farbenreich, wenn auch nicht immer ganz angemessen. Auf den letzteren Punkt möchten wir die Aufmerksamkeit des Verfassers etwas eingehender lenken. Wie kann Rullo S. 2 „alter Knasterbart" genannt werden? S. 19 heißt es: „ihr Fall war Muttersorge nicht" für „sie kannte sie nicht". „Das ist nicht mein Fall" (französisch faire cas de q. ch.) ist doch nur eine Redensart der Unterhaltung. „Deine würdigen Züge machen recht trefflich Toilette!" sagt Nero S. 88. Auf der Seite vorher schimpft er mehr modern als klassisch seine Rechtsgelehrten „Spucknäpfe". Die Christen umringen S. 40 in den Katakomben starr und bleich „ihren Scheich". Wie kann man (S. 24) verlangen, daß Cyperwein „reiche Lösung werbe"? Oder was heißt (S. 86) die Hand gewohnt „den Weltenlauf zu kerben"? Zwar anschaulich, aber kaum noch poetisch ist (S. 31) das alte Weib geschildert, oder vielmehr „die letzten Spuren eines Weibes", das „gierig frißt" und „stöhnt und schmatzt". S. 23 dagegen drückt sich ein römischer Knabe dem Reim auf „liegt" zuliebe etwas zu dichterisch aus: „wo draußen fern die Via Appia schmiegt vor unserm Thor". Unklar bleibt, wie sich der Dichter S. 4 einen Schrei vorstellt, „der mit ohnmächt'gen Armen Rach und Erbarmen zugleich vom Himmel heischt". Vielleicht ähnlich wie den Laut, der S. 2 erzeugt wird, wo die Nacht „klanglos von wilden Flüchen hallt". Sehr seltsam benimmt sich S. 69 eine Eule: „— flatternd schwirrt aus ihrem Traum geschreckt durchs Zimmer eine Eule, stößt auf die Wand, zerstößt den Kopf, und fällt hinab —". Soll diese Eule dem gefangenen Ventidius Selbstmord predigen, oder weshalb rennt sie so mit dem Kopf durch die Wand?

Sehr zu loben ist der rasche Gang der Handlung, der stets bewirkt, daß der Leser mit Spannung der Erzählung folgt. Am Schlusse jedoch jagt des Dichters Pegasus mit etwas allzugroßer Hast dem Stalle zu: die eine letzte Seite enthält die ganze Lösung der Erzählung und entscheidet in summarischer Weise, allerdings mit Zuhilfenahme eines sich unglaublich rasch ausbreitenden Feuers, über das bis dahin verwickelte Schicksal sämtlicher Teilnehmenden. Sch.-K.

— Sedan, ein Heldenlied in drei Gesängen von Ernst v. Wildenbruch. 2. Aufl. (Frankfurt a. O., B. Waldmann.) 1886. 2 M., geb. 3 M.

Durchaus selbständige und edle Darstellung in hochpoetischer Sprache, wie sich von einem Dichter wie Wildenbruch nicht anders erwarten läßt. Das in Prosa geschriebene Vorwort soll zwei im 2. und 3. Gesange erzählte Episoden als geschichtlich verbürgt rechtfertigen. Der Verf. glaubt ihre Verwendung damit begründen zu können, daß sein Lied nicht nur für die Gegenwart und Zukunft, sondern auch für die Vergangenheit (?) gedichtet sei, „damit die großen Geister des Vaterlandes auferstehen im Herzen des Volkes, sich zu neuem Leben erwärmend an der heiligen Glut, die Begeisterung in der Brust ihrer Nachkommen entzündete". Zwar fühlt er selbst, daß er mit seinem Vorworte gegen den Grundsatz ankämpft, daß ein Gedicht für sich und durch sich sprechen muß, bedenkt aber nicht, daß er seinen Zweck gerade so gut hätte erreichen können und müssen auch ohne die prosaische Erklärung des Vorwortes. So schön und bedeutsam an und für sich die Tilsiter Episode ist, so scheint sie doch an ihrer Stelle S. 56 fgg. etwas gewaltsam eingefügt.

Was die Sprache betrifft, so stören gelegentliche Kürzungen. So ist S. 36 „wiehert" einsilbig zu lesen. S. 8 beginnt die Zeile mit den Worten: „'nen Kaiser gilt's zu fangen". Die Reihe der Ortsnamen auf S. 21 „Givonne, Haibes, Daigny und Lamoncelle" ist richtig weder deutsch noch französisch zu lesen. Allerdings ist es keine Kleinigkeit, so viele Namen in eine Zeile zu bringen. Dem nicht empfehlenswerten Reime zuliebe ist S. 46 „zückten" auf „blickten" gesetzt, obgleich die Augen nicht zückten, d. h. zucken machten, sondern selbst zuckten. Bei der naturgemäß nur geringen Anzahl der in dem Gedichte genannten Namen wirkt S. 38 der auch noch durch den Reim gebundene Familienname wenig poetisch:

„Hoch," schrie'n die Preußen, „hoch der Major Bauer!"
Die Losung war's für Schrecken, Tod und Trauer!

Ungewöhnlich ist die Ausdrucksweise S. 8 „von Linker bis zur Rechten". S. 25 kommt das Bürgersche „fasa" zu nicht gerade angenehmer Verwendung.

Als Erinnerung an die großen Tage von Sedan ist das Gedicht sowohl denen geschrieben, die als Zeugen der Zeit sich zurückerinnern können an das größte Ereignis aller Kriegsgeschichte, als auch denen, deren Patriotismus zu künftigen Heldenthaten entflammt werden soll. Sch.-K.

— Heinrich der Löwe. Schauspiel in 5 Akten von Martin Greif. (Stuttgart, Cotta.) 159 S. 8°.

— Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in 5 Akten von Martin Greif. (Stuttgart, Cotta.) 117 S. 8°.

Die dichterische Bedeutung Martin Greifs ist den Lesern dieser Zeitschrift unlängst dargethan worden. Wenn neben derartigen Essays kritikloser Enthusiasmus auf der einen und verbissene Feindschaft auf der anderen Seite ihre Stimmen erheben, so sind das eben die untrennbaren Begleiter jeder bedeutenderen Erscheinung und für das Endurteil sind sie durchaus notwendig.

Hat sich so das öffentliche Urteil über seine Lyrik noch nicht hinlänglich befestigt, so ist es kaum noch angeregt worden über seine dramatischen Leistungen. Zwar kann der Erfolg seines „Prinz Eugen" nicht gering gewesen sein, da die Illustrierte Zeitung die Hauptszene daraus in Abbildung brachte, aber da die Aufführungen auf München, Wien und Prag beschränkt blieben und kein „Zugstück" daraus wurde, so hat man sich natürlich auch nicht weiter damit befaßt. Nun ist der Dichter mit zwei neuen historischen Schauspielen auf den Plan getreten, auf welche wir die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchten.

Kritik kann man an einem Drama erst dann üben, wenn es aufgeführt ist, und so widerstehen wir gern der Versuchung, uns mit dem Dichter

über manche prinzipielle Anforderungen, die an das historische Drama zu stellen sind, auseinanderzusetzen und begnügen uns mit einer möglichst knappen Inhaltsangabe und wenigen Bemerkungen, welche auch von dem Erfolge der Aufführung nicht beeinflußt werden können.

Gleich vorweg sei bemerkt, daß die Handlung bei dem Stücke straff aufgebaut ist, ohne Längen, ohne Störungen des Zusammenhangs, in energischem Fortschritt, und daß ebenso auch im einzelnen genug Szenen vorhanden sind, besonders lyrischer Art, welche durch trefflichen Einklang von Inhalt und Szenerie eine große Bühnenwirkung versprechen.

„Heinrich der Löwe" behandelt Größe und Sturz des großen Widersachers Barbarossas und stellt wirksam an den Schluß die Belehnung Ottos von Wittelsbach mit Bayern. Der erste Akt gibt uns die Exposition. Wir befinden uns im Jahre 1181; alle Ereignisse, welche die Geschichte Heinrichs Barbarossa gegenüber bestimmten, sind — abweichend von der historischen Wahrheit — in dieses zusammengedrängt; freilich warum gerade in dieses, das Jahr nach der geschichtlichen Katastrophe, ist nicht ersichtlich. Heinrich ist aus dem Orient zurückgekehrt; auf seinem Hoftage hat er die Huldigung seines Vogtes Elbert von Wolfenbüttel vermißt. Derselbe hat nicht gewagt, vor sein Antlitz zu treten, weil er bei der fälschlich verbreiteten Nachricht von Heinrichs Tode vor Barbarossa in Goslar hatte schwören müssen, nach Heinrichs Tode niemand anders als dem Kaiser selbst zu huldigen, Heinrichs Söhne also zu übergehen. Hier liegt der erste Keim des Mißtrauens zwischen ihm und dem Kaiser. Gleichzeitig hat sein Oheim, der alte Welf, eigenmächtig das kaiserliche Heer in Italien verlassen und erscheint zum Erstaunen aller und unter der offen ausgesprochenen Mißbilligung Heinrichs im Harze. Seine Pläne sind noch unbekannt. Die eigentliche Handlung wird am Schluß des Aktes geschickt eingeleitet durch eine Botschaft Ottos von Wittelsbach, welche Heinrich zum Hoftage nach Bamberg entbietet, wo Barbarossa nach einem mißglückten Römerzuge das Reich von neuem aufbieten will. Nach kurzem innerem Kampfe sagt Heinrich sein Kommen zu. Der zweite Akt führt uns nach Bamberg, wo uns Barbarossa in seiner ganzen Herrlichkeit entgegentritt. Wir lernen Heinrichs Widersacher kennen, und ebenso Barbarossas unerschütterliche Huld und Freundschaft für ihn. Heinrich erscheint zuletzt von allen, als die Verhandlungen schon seines Fehlens wegen verschoben werden sollen. Nun beauftragt ihn der Kaiser, den neuen Zug nach Italien zu eröffnen. Heinrich sucht Ausflüchte und deutet seine Besorgnisse an. Der Kaiser vertagt die Verhandlung. Heinrichs Feinde setzen nun alles daran, die keimende Verstimmung zwischen beiden zum offenen Zwist zu bringen, und dazu scheint ihnen die Erwählung des kleinen Heinrich, Barbarossas ältesten Sohnes, zum römischen König der beste Weg. Aber während sich diese Wahl im Dome vollzieht, versöhnen sich Barbarossa und Heinrich im Sondergespräch. Barbarossa zerstreut in edelster und freimütigster Weise das erwachte Mißtrauen Heinrichs: er hatte jene Huldigung nur befohlen, um Heinrichs Erbe vor dem alten Welf zu schützen, dessen Auftreten nunmehr seine Beleuchtung erhält. Gerührt huldigt Heinrich nun von neuem, der Herzensbund ist von neuem geschlossen und soll auch äußerlich seinen Ausdruck erhalten durch die Verlobung des jungen Sohnes Heinrichs mit Agnes, der kleinen Tochter des Pfalzgrafen Conrad, Bruders des Kaisers — beide noch Kinder. Natürlich gelobt Heinrich nun auch Heeresfolge. Da erscheint Otto von Wittelsbach mit der frohen Kunde von der vollzogenen Königswahl. Betroffen schweigt Heinrich. Wir ahnen, daß er trotz aller edlen Freundschaft für Barbarossa den Traum vom welfischen Kaisertum doch nicht vergessen hat. Aber er hat auch ein formales Recht für sein Verhalten: man hatte ihn, den mächtigsten Fürsten, um seine Stimme nicht gefragt, die Wahl richtete also ihre Spitze gegen ihn selbst, und so erweist sich die Berechnung der Feinde des Löwen als richtig. Mit den Worten: „Doch meine Stimme geb ich nicht dazu", verläßt er unter großer Erregung der Anwesenden den Saal. Barbarossa aber blickt ihm ernst nach und sagt: „Wir haben diesen Mann zu groß gemacht".

So folgt auf die Aussöhnung nur um so größeres Mißtrauen, und dies begründet die im dritten Akte sich entwickelnde Entscheidung. Heinrich sitzt, mit dem Aufbruch nach Italien zögernd, auf der Harzburg, ist aber im Begriff, verabredetermaßen seinen Sohn Heinrich nach Stahleck an den Hof des Pfalzgrafen Conrad zu entsenden. Der alte reiche Welf hat vergeblich von ihm Vorschüsse zur Befriedigung seiner unsinnigen Genußsucht gefordert und ist ihm daher verfeindet; trübe Ahnungen gehen durch seine und seiner Gattin Seele, denn es sind auch Anzeichen vorhanden von einer Erkältung der Freundschaft des Kaisers. Mechthild verbindet unwillkürlich die Mißgunst des Kaisers mit der Feindschaft des Oheims, und so sind wir auf das nun folgende Moment der Entscheidung vorbereitet. Eben ist der junge Heinrich mit dem treuen Gunzelin fort, da erscheint Jordan von Blankenburg mit der Kunde, daß der alte Welf alle seine Güter dem Kaiser gegen eine feste Jahresrente vermacht habe. Da ist der Bruch vollzogen; in furchtbarer Empörung gegen diesen schnöden Betrug bricht Heinrich sogleich auf, um sich persönlich volle Klarheit zu verschaffen. Die nächste Szene versetzt uns an den üppigen Hof des alten Welf; der Vertrag mit dem Kaiser wird endgültig durch Pfalzgraf Conrad vollzogen, der geleistete Vorschuß verschwindet sogleich in den habgierigen Händen von Dirnen und Hofschranzen. Da tritt der Löwe mitten unter sie — vor die vollendete Thatsache. Schmerz und Haß kämpfen noch mit einander in seiner Brust, da erscheint Otto von Wittelsbach mit der Botschaft des Kaisers, welche die neue Bedrängnis in Italien verkündet und Heinrich zur Hilfe in der höchsten Not entbietet. Ein furchtbarer Seelenkampf entsteht, Heinrich ist entschlossen, die Heerfolge nun zu verweigern; aber den dringenden Bemühungen Ottos gelingt es, ihn wenigstens zu einer Zusammenkunft zu bewegen, welche der Kaiser in Partenkirchen vorgeschlagen hat, wohin er ihm entgegen-

kommen will. Diese Zusammenkunft, den Höhepunkt des Ganzen, führt uns die Schlußszene des dritten Aktes vor. Der Dichter hat es verstanden dem Kaiser trotz seiner Demütigung vor Heinrich seine ganze Größe zu bewahren. Der Erbschaftsvertrag war für ihn eine politische und durch das Verhalten Heinrichs begründete Notwendigkeit, und Heinrich begibt sich offen ins Unrecht, da er mit der ev. Aufhebung des Vertrages nicht zufrieden ist, sondern für seine Hilfe Goslar, ein Reichsgut, als Entschädigung verlangt. Damit treten wir in die absteigende Handlung ein. Der vierte Akt zeigt uns zunächst Friedrichs Niederlage bei Legnano, doch unmittelbar daran schließend die Aussicht auf Versöhnung durch den Papst Alexander. Dieselbe erfolgt, nachdem wir in Lüneburg Zeugen von den ersten getäuschten Hoffnungen Heinrichs gewesen sind. Bei Lüneburg fällt auch die Entscheidung im fünften Akte. Heinrich wird von seinen Vasallen verraten; mit dem geringen Anhange seiner Getreuesten lagert er auf der Lüneburger Heide. Eine Schreckensbotschaft folgt der andern, da kommt die Kunde von Lübecks und Lüneburgs Fall, und von der unmittelbaren Nähe des noch ferngeglaubten Barbarossa. Der Reichsherold erscheint und fordert Heinrich zur Unterwerfung auf. Nach langem innerem Kampfe übergibt er sein Schwert. Die Schlußszene stellt den Reichstag von Erfurt dar — ein glänzendes Bild des hoheitsvollen, doch im Herzen mildgesinnten Kaisers, wie er persönlich verzeiht und doch die Würde des Reichs in strengem Spruch zu wahren weiß. Von Heinrich aber scheiden wir nicht ohne Teilnahme. Er tritt uns, wenn auch nicht gewaltig, doch edel und groß entgegen; in die Schuld verstricken ihn im wesentlichen Mißverständnisse, welche freilich in egoistischem Ehrgeiz ihre Ursache haben; er fällt durch Verrat.

So hätte er leicht zu einer vollkommenen tragischen Persönlichkeit werden können. Eine kräftigere Entwickelung ehrgeiziger Pläne, sodann sein völliger Untergang hätte dazu genügt. Und das wäre vielleicht auch das Richtige gewesen, wenn ein so starker Widerspruch gegen die historische Wahrheit erlaubt wäre. Da nun die Geschichte dem entschieden widerspricht, so ist es wohl auch leicht erklärlich, warum Heinrich der Löwe noch nicht dramatisch behandelt ist, er endet für ein Schauspiel zu tragisch, und für eine Tragödie nicht tragisch genug; denn in beiden soll dem Helden ein festes Ziel vor die Seele treten: aber im Schauspiel soll er es nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten schließlich erreichen, im Trauerspiel soll er sich in Schuld verstricken und deshalb nahe am Ziele scheitern und untergehen. Möglich, daß sich hier eine im Stoff begründete Schwäche des Stückes geltend macht!

Von vornherein geeigneter für ein Schauspiel ist der Stoff des zweiten Dramas „Die Pfalz im Rhein“. Es schließt sich geschichtlich unmittelbar an das vorige an. Der junge Kaiser Heinrich tritt uns in seiner Herrschbegier entgegen, wie er in Worms die meisten Fürsten um sich versammelt hat, um den versuchten Verschwörungen mit den Welfen ein Ende zu machen. Er zeigt sich von vornherein, der Geschichte gemäß, leidenschaftlich, zu Gewaltthat und Grausamkeit geneigt, besonnenen Vorstellungen unzugänglich. Er hat Otto, den jüngeren Sohn Heinrichs des Löwen, in strenger Haft, nachdem ihn der ältere, Heinrich von Braunschweig, in Italien wegen versuchter Vergewaltigung verlassen hat. Mitten in den Verhandlungen erscheint der junge Heinrich von Braunschweig, ein herrlicher sonniger Jüngling, um im Auftrage seines Vaters den Kaiser freimütig um Lösung seines Bruders aus der Haft anzuflehen. Der Kaiser aber würdigt den kühnen Freimut nicht, sondern befiehlt die augenblickliche Verhaftung des Jünglings zu schwerer Bestrafung. Da wirft sich Agnes, Conrads des Pfalzgrafen Tochter, die ihm als Kind verlobte, aber bisher noch völlig unbekannte, in überwallender Empfindung von plötzlich entfachter Liebe und Mitleid an seine Brust, um ihn zu schützen. Dieser That und den Vorstellungen der Frauen und des Bischofs Burkhard, der sich für Heinrich verbürgt, gelingt es, die Gewaltthat für diesmal abzuwenden. Heinrich flieht, aber er ist durch das Erwachen reinster Liebe an Agnes gefesselt. Diese Liebe bildet nun den Mittelpunkt der folgenden Handlung. Ihr entgegen steht die Werbung des ehebrecherischen Königs von Frankreich um Agnes aus rein politischen Gründen, von der wir im Anfang des zweiten Aktes erfahren. Der Kaiser wünscht diese Verbindung, und Conrad sieht sie als ein hohes Glück an. Bischof Burkhard erklärt, daß die Kirche niemals darein willigen werde. Ehe jedoch Pfalzgraf Conrad die Nachricht von der Werbung und von seinem und des Kaisers Willen seiner Tochter überbracht hat, hat Agnes ihrer Mutter Irmengard in Stahleck ihre Liebe gestanden und in ihr nicht bloß die liebevolle Mutter, sondern auch eine Verbündete gefunden. Heinrich wird selbst von ihr aus seinem Zufluchtsorte, dem Kloster Lorch, nach Stahleck geladen, wo er als Pilger erscheint. Die nun folgende Darstellung des Paares im Genusse ihrer reinen edlen Liebe im dritten Akte ist dem Dichter ganz vortrefflich gelungen, wie er denn naturgemäß in den lyrischen Partien seine stärkste Seite hat. Mitten in das Liebesglück hinein tritt die von Bischof Burkhard selbst überbrachte Nachricht von der Werbung des französischen Königs. Nun muß schnell gehandelt werden; beide Verlobte erklären feierlich, nie von einander lassen zu wollen, und auf Grund dessen gibt ihnen Irmengard ihren mütterlichen Segen und veranlaßt sofort die Trauung durch den Bischof. Dieselbe ist noch nicht beendet, als der Pfalzgraf eintrifft. Sein Zorn über das Geschehene ist maßlos. Er läßt seine Tochter abführen nach der „Pfalz im Rhein“, einem im Rhein erbauten Schlosse mit finstern Gefängnissen. Heinrich weist er schließlich verächtlich davon, damit nicht die Ehre seiner Tochter befleckt erschiene. Der vierte Akt zeigt uns die Gefangene mit ihrer Freundin und Gespielin, deren Herz Heinrichs Begleiter Helmold gefunden hat. Beide stehen in stürmischer Gewitternacht vor ihrem Gefängnis, ihr Schicksal beklagend. Da naht ein Schiff: es bringt Heinrich und Helmold, welche unter großer Gefahr glücklich landen, um die Gefangenen zu

befreien. Kaum aber treffen sie die Anstalten dazu, als ein zweites Schiff naht. Vergebens kämpft es mit den Wellen — es scheitert. Da springt Heinrich ohne Besinnen in den Rhein und rettet — den Pfalzgrafen Conrad, der nun bewußtlos in den Turm des Gefängnisses seiner Tochter getragen wird. Auch Irmengard kommt an — sie war in Verzweiflung ihm nachgefahren, denn er wollte seine Tochter in jener Nacht dem Henker überantworten. Conrad kommt endlich zu sich unter den Qualen des Bewußtseins seiner Schuld. Er hört, wer ihn gerettet hat. Da schmilzt das Eis um sein Herz. Die Liebe des Vaters und die Dankbarkeit gegen seinen Retter an Leib und Seele brechen durch, er segnet seine Kinder und gelobt alles daran zu setzen, auch den Kaiser für sie zu gewinnen und die dauernde Versöhnung der beiden Geschlechter herbeizuführen. Von Freuden matt sinkt er in Schlummer und eine Traum-Vision zeigt ihm die künftige Verbindung mit dem Hause Wittelsbach durch Otto den Erlauchten, mit prophetischen Worten auf die künftige Größe Bayerns. Der fünfte Akt bringt die Versöhnung. Heinrich der Löwe wartet noch immer auf die Rückkehr seines Sohnes von der Bittfahrt zum Kaiser nach Worms. Er erscheint mild, friedebedürftig, nur noch voll Betrübnis über Unrecht und Gewaltthat, die sein Geschlecht vom jungen Kaiser erfährt; mit Liebe kehrt seine Erinnerung zu Barbarossa zurück, dessen Tod er sich wiederholt von einem Pilger erzählen läßt. Da kommt Helmold und verkündigt des Sohnes Ankunft mit geheimnisvoller Andeutung des Geschehenen. Ein Brief Conrads bereitet ihn auf das Unerwartete vor. Da wirft sich ihm Heinrich mit Agnes zu Füßen. Ihren Bitten gelingt es, den Herzog zu bewegen, mit ihnen vor dem Kaiser zu erscheinen. — Die letzte Szene zeigt uns Kaiser Heinrich noch einmal in seiner ganzen Schroffheit. Bischof Burkhard ist vor ihm in Goslar erschienen, um ihm das Geschehene selbst mitzuteilen: er wird ergriffen und soll auf Befehl des Kaisers geblendet werden. Da erscheint Conrad und enthüllt alles, was ihn betroffen hatte. Nun wird der Kaiser durch seine Erzählung so erschüttert, daß er — allerdings etwas zu plötzlich — gänzlich umgewandelt wird. Das Paar erscheint und erhält die Zusicherung der kaiserlichen Gnade, welche Heinrich zum Pfalzgrafen bei Rhein ernennt. Nun erscheint auch der Löwe, und die Versöhnung wird besiegelt durch Befreiung des jungen Otto aus seiner Haft. Ein letzter Segensspruch des Bischofs beschließt das Ganze.

Hier haben wir einen richtigen und befriedigenden Abschluß; ja diese Lösung erscheint uns unwillkürlich als der notwendige, im Zusammenhange des Ganzen begründete Abschluß **beider** Stücke. Beide Stücke, obwohl selbständig, bilden doch eine geistige Einheit; Heinrich der Löwe, obwohl äußerlich zurücktretend, ist doch der geistige Mittelpunkt auch des zweiten Stückes; in ihm ist das Welfengeschlecht personifiziert. Angesichts dessen könnte man vielleicht eine engere Verbindung beider Stücke zu einem organischen Ganzen in zwei Teilen wünschen. Doch hat der Dichter wohl praktischen Rücksichten Rechnung tragen müssen.

Doch sei dem, wie ihm wolle, dem Dichter gebührt Dank für seine fleißige Arbeit, welche das Gebiet des historischen Dramas entschieden bereichert hat. Möge ihm der Bühnenerfolg nicht fehlen! Für Norddeutschland allerdings ist dazu noch eins dringend nötig: daß der Dichter ernstlich daran gehe, die bayrischen Provinzialismen, welche mitunter vorkommen, zu tilgen, außerdem aber auch manche grammatische und syntaktische Härte zu verbessern, welche sich schon beim Lesen aufdrängt, beim Sprechen aber unleidlich klingen wird. Dies um so mehr, als die Sprache sonst ein durchweg edles Gepräge trägt! G. **Boetticher**.

10. Philosophie.

— Vereinzelt leben auch noch jetzt, wie im 18. Jahrhundert so zahlreich, Leute, die sich ihre Religion selbst anfertigen unter dem Namen einer philosophischen Weltanschauung, und sich außerhalb der geschichtlich gegebenen geoffenbarten Religion stellen. Es entgeht ihnen, daß dabei das wichtigste Moment der Religion: die vollkommene, objektive Gewißheit nicht zu gewinnen ist. Sie handeln unvernünftig, auch wenn sie die Bezeichnung „leichtsinniger Jüngling" nicht verdienen, die sich der Verfasser der „**Bestimmung des Menschen**" einmal witzig erteilt. Er heißt **Norbert Grabowsky** und sein Buch nennt er näher einen „Mahnruf zur Wiedererweckung idealen Strebens". Es ist in Berlin 1886 in Karl Dunckers Verlag erschienen, und auf 112 Seiten wird die Bestimmung des Menschen mitgeteilt. Das ist eigentlich kein unbescheidener Raum, denn der Verfasser will nichts Geringeres „als alle Gegensätze, welche in der Philosophie überhaupt auftreten, miteinander in Einklang bringen". Dazu hat er einen sehr praktischen Weg eingeschlagen, indem er von den allermeisten Gegensätzen gar nicht redet, sondern seine Ansichten einfach als höheres Drittes hinstellt. Die langgetrennten philosophischen Brüder haben nichts zu thun als alles zu glauben, was in dem Büchlein steht, dann ist die allgemeine Versöhnung da. Und es wäre ein Glück, wenn sich das so machen ließe! Denn die meisten Philosophen würden sich sogar noch verbessern; aber **anbeweisen** wird es ihnen Grabowsky nicht, dazu zeigt er zu wenig philosophische Anlage, so daß sein „Mahnruf" nur als eine Sammlung einiger guten Gedanken — christliche Reminiszenzen! — und sehr vieler unbewiesenen Behauptungen sich bezeichnen läßt. Die eigentliche Hauptsache ist eine Art Poetisierung von Kants Lehre, daß ewiges Leben sei, **weil** wir es aus praktischen Folgerungen des Diesseits gewinnen, und daß Gott ist. Aber sehr klar ist das unserem Philosophen doch nicht; denn später gibt er auch, wider Willen, eine pantheisierende Erklärung zum besten: Der höchste Begriff Gottes schließe auch den Menschen in sich, „weil Gott ohne den Menschen ja gar nicht gewußt wird." Es folgt in einer Reihe von Aphorismen ein im ganzen tugendhaftes System der Sittlichkeit. Origineller als dieses ist die Grabowskysche Psychologie, wonach Denken und Gefühl im Willen eins sind, der Wille aber die Liebe, und Liebe also die Wurzel unseres Seins ist: den Vorzug neu zu sein, worauf den Männern mit einem

eigenen System so viel anzukommen pflegt, hat dies freilich auch nicht. Im ganzen ist der Verf. Pessimist für diese, Optimist für jene Welt. Damit sind freilich von seinen Lehren und sonderbaren Meinungen nur die erheblichsten gegeben; es fahren aber auch recht drollige Einfälle dazwischen, z. B. daß die Erde ein lebendiger Organismus sei. Hat Grabowsky mit seinem Buch den Beweis geliefert für seinen Satz, „daß nicht jeder wirklicher Philosoph ist, der über Philosophie spricht," so ist es doch noch ein Glück, daß er sich nicht über Etymologie ausgelassen hat, von der wir S. 44 eine entsetzliche Probe lesen: „in der Vorsilbe „ver" liegt überhaupt meist der Begriff von etwas Unwürdigem"; S. 46 meint er dann freilich tiefsinnig, es könne scheinen, daß demnach auch die Vernunft zu den unwürdigen Dingen gehöre. Manchmal wenigstens zu den schwach ausgebildeten!

Produkt eines gereifteren geistigen Zustandes ist „Wesen und Wert des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesamtbewußtseins der Menschheit" von Dr. A. v. Ehl. Zweite Aufl. (Berlin, Allgem. Verlags-Agentur.) 1886. VI und 310 S. Der Form nach Briefe an eine Freundin, kämpfen diese Untersuchungen gegen Materialismus und Zufall an, für einen ästhetisierenden Idealismus und für eine sogenannte ethische Weltanschauung. Bei oft unfreundlicher Breite werden recht schwierige Materien auch wieder mit ein paar leichten Redensarten abgethan. Der Inhalt des Buches, das hier gewonnene Weltbild, ohnehin verschwommen genug, eignet sich zu einer Empfehlung nicht: man denke sich Leopold Schefers Laienbrevier in Prosa verknöchert — und zu einer Widerlegung nicht, die bei der Willkür des Verf. im Argumentieren, bei seinem Haltmachen auf halbem Wege ins Endlose führen würde. Nur ein jedermann geläufiges Beispiel, um seine gewiß nicht absichtlichen Verdrehungen zu verkörpern: „Luther zog das Gewissen von außen in den Menschen hinüber und gab diesem die Anwartschaft, seine Vermittelung vor Gott selbst zu übernehmen." „Dem Gewissen — die Vermittelung" — unter dessen Fluche er erlag: dies ist neu; und diese Verwechselung ist der Höhepunkt einer drei Seiten langen Entwickelungsgeschichte des Reformators, worin der Name Christus gar nicht und Glaube nur in der unverfänglichen Floskel „seines Glaubens leben" vorkommt. So leichthin geht es auch, wo uns versichert wird, der Begriff „böse" habe dem Gotischen u. s. w. unserer germanischen Urzeit gefehlt, während Got. ubil genau ihm entspricht in allen seinen Funktionen. Von der Burg der allerhöchsten Moral, über Wolkenhöhe zieht von Ehl aus, er verwirft so ordinäre Pflichten wie Gehorsam und Vertrauen gegen Gott, weil jener eine falsche Selbständigkeit des Menschen zur Voraussetzung, dieses den Wunderglauben zur Folge hätte — aber wie es so geht, schließlich bringt er kein anderes moralisches Ideal zu stande als die bürgerliche Korrektheit des äußeren Thuns, wie jenes, „daß polizeilich nichts gegen den P. P. vorliegt". Darin können wir aber „Wesen und Wert des Daseins" nicht finden. Ich habe an einem anderen Ort Grabowskys Werk zur Lektüre in Freigemeinden und dergl. empfohlen, mit diesem hier kann man Freimaurern vielleicht ein Vergnügen machen. Dazu paßt auch der sonore Stil und anderseits das hier und da Gruselige: „Bestien benagen sich mit schlotternden Zähnen." Schlotternde Zähne ist gut!

Haben wir mit der Charakterisierung beider obiger Schriften der sauren Pflicht genügt, einer argen Art Popularphilosophen wie Lessing sagt: positiv und abschreckend zu begegnen, so berichten wir jetzt von einem wichtigen Streit zweier bedeutender Philosophen, der es wert ist, auch Laien nicht ganz unbekannt zu bleiben, und zwar wegen der Weise der Diskussion nicht minder, als wegen ihres Gegenstandes. Als nämlich die große Ethik des Leipziger Professors Wundt, vielleicht des blühendsten unter den lebenden Philosophen, erschien, erhob der bekannte Philosoph Hugo Sommer in den „Preuß. Jahrbüchern" die Anklage, daß dies Moralsystem von einem darwinischen Grundgedanken geleitet werde, nur die Entwicklung des Ganzen, nicht die sittliche Anlage und Aufgabe des Individuums im Auge habe. Der Mensch erscheine nicht sowohl an Gott und Gewissen als an den Fortschritt, die Evolution gebunden und ihr verpflichtet. Diese Kritik war in einem Tone hoher Achtung vor dem Gegner, aber mit sachlicher Entschiedenheit geschrieben. Indem sie das Prinzip des Evolutionismus überall nachzuweisen suchte, hielt sie sich von Fehlgriffen nicht ganz frei. Dieselbe Zeitschrift brachte Wundts Entgegnung, etwas „hautain" in der Haltung, schroffe Zurückweisung des berufenen Evolutionismus, aber auch der Sommerschen Kritik. Hierauf erfolgte ebendort die Replik des Kritikers, worin er im ganzen an seinem Urteil festhielt, das sich in der That (s. u.) begründen läßt. Ist man von Kant her gewöhnt, Religion und Moral in enger Verflechtung zu denken — gar nicht zu reden von dem unzerreißbaren Zusammenhang von Glaube und Liebe im Christentum, dann muß es freilich seltsam berühren, wenn Prof. Wundt charakteristisch sagt: „Die Religion ist nichts anderes als die konkrete sinnliche Verkörperung der sittlichen Ideale." Das Christentum sollte wenigstens apart gestellt werden, wenn die Gattung „Religion" auch weiter nichts ist als das hier Gesagte.

Auf die Replik hin schrieb Prof. Wundt das Buch: „Zur Moral der litterarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift." (Leipzig, W. Engelmann, 1887. 77 S.) Hier wird statt der bisher in Frage stehenden Kritik der Moral vor allem eine Moral der Kritik gegeben. Dem entsetzten Publikum werden die Augen darüber geöffnet, daß Herr Sommer die Ethik vollkommen mißverstanden; daß er, über dies Mißverständnis aufgeklärt, mit Bosheit seine Pseudokritik aufrecht erhalten und also seinen litterarischen Namen verwirkt habe. In seiner Weise gibt Wundt seinem Kritiker den Vorwurf des Evolutionismus damit zurück, daß er behauptet, Herr Sommer habe in seinem eigenen ethischen Werk („Gewissen und moderne Kultur") der sozialen Frage in keiner Weise genügt: d. h. das Ganze zu wenig berücksichtigt, zu wenig Evolution betrieben. Sprach er dabei

goldene Worte über Recht und Grenzen der Kritik, so wird niemand bereitwilliger als sein stark verkannter Gegner damit übereinstimmen; die Anwendung so guter Regeln aber auf den besonderen Fall trifft meines Erachtens nicht zu. Denn ich halte daran fest — und daran werden auch die voraussichtlichen Aeußerungen solcher Blätter, die der größeren Autorität huldigen, mich nicht irre machen —, daß der Evolutionismus im Wundtschen System zwar weder organisatorischer Ausgangspunkt noch bewußtes Prinzip, wohl aber das ist, was man im vorigen Jahrhundert ein Maximum genannt hat. Daß es aber Herrn Sommer auf eine Kritik der Tendenz, selbst der unbewußten ankam, erkannte man schon in seiner ersten Aeußerung. Die Kritik hat die Pflicht, auch vor Approximationen zu warnen. — In einer Zeit, wo die Wissenschaft sich so selten entschließt, Gott und dem Gewissen einen Reiterdienst zu thun, kann es nur erhebend berühren, wenn ein Philosoph auch den Anfängen dessen schneidig entgegentritt, was dem Naturalismus unserer Zeit Vorschub leistet, und das hat Herr Hugo Sommer mannhaft gethan. — Vielleicht hat der große Zweikampf auch das Gute, daß Prof. Wundt künftig die Bücher des Herrn Sommer liest (zu S. 35), die, ob er gleich nicht Prof. ord. ist, es wirklich verdienen.

Prof. Dr. Schädel.

11. Unterhaltungslitteratur.

— Potpourri. Von Nataly von Eschstruth. (Dresden u. Leipzig, E. Pierson.) 1887. 360 S. 8⁰.

Ein Potpourri von Herzensgeschichten, deren jede ein Triumph der Liebe und ihrer Allgewalt ist; die gegebenen Schranken durchbrechend strebt sie dem Ziele zu, ob Glück es sei oder Verzweiflung. Die viel gelobte, noch mehr geschmähte Verfasserin führt eine Reihe zum Teil fesselnder Bilder an dem Leser vorüber. Sie ist eine geübte Erzählerin, ihre Gestalten sind lebendig, interessieren — die Konflikte sind wahrscheinlich. Elegant und leicht sind die Schilderungen des vornehmen Lebens, anziehend die der Natur. Verf. hat die schöne Gabe, sich in die verschiedenartigsten Zustände hinein zu denken und sie treffend wiederzugeben — und doch fehlt das wirklich Fesselnde, Packende; es entschwindet der Eindruck — man fühlt sich nicht angeregt, dem Gelesenen weiter nachzudenken; es ist das Erdachte, nicht wirkliches Leben, was uns entgegentritt und darum unsere wahre Teilnahme nicht in Anspruch nimmt. Es bleibt etwas Aeußerliches — eine elegante Unterhaltungslektüre.

—y.

— Dissonanzen. Zwei Novellen von C. Vollbrecht. (Weimar, Alfred Krüger.) 1887. 220 S. 8⁰. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Zu den ehrwürdigsten und rührendsten Erscheinungen des Lebens gehört ein altes Mädchen, das mit seinem Schicksal zufrieden ist, auf dessen Antlitz der Friede Gottes ruht. Jedes hat seine Geschichte erlebt und trägt sie als verborgenen Schatz im Innern, und nur dem Herzenskündiger ist es offenbar, wie viel Kämpfe und Schmerzen überwunden wurden, ehe dieser Friede in das Herz kam. C. Vollbrecht hat in ihren „Dissonanzen" die Geschichte zweier alten Jungfrauen mitgeteilt. Sie erzählt mit großer Wärme die an sich nicht besonderen Begebenheiten so anziehend, daß man mit Teilnahme dem Verlauf der wehmütigen Geschichten folgt und ihnen nachdenkt, denn es ist sehr viel Lebensweisheit in ihnen enthalten. Daß in beiden Novellen die Schuld an dem zerstörten Liebesglück auf den Mann fällt, hat keine tendenziöse Bedeutung, es lag so im vorhandenen Stoff. Jener oben erwähnte Ausdruck der Zufriedenheit hat aber auch die Voraussetzung eines vorwurfsfreien Gemütes. Ein sehr liebenswürdiger Humor tritt besonders in der zweiten Novelle hervor. Sie seien beide empfohlen.

—y.

12. Verschiedenes.

— An Gottes Hand. Erinnerungen aus einem Diakonissenleben von A. L. Mit Vorwort von S. Müllensiefen. (Basel, C. F. Spittler.) 1887. 187 S. 8⁰.

Der Titel ist treffend gewählt. Es sind eine Reihe von Erlebnissen und Erfahrungen, welche die ungenannte Verfasserin sich als Gottes Führungen wieder vergegenwärtigt, Blicke in Not und Hilfe, wie sie in ähnlicher Weise jeder haben kann, der mit lauterer Liebe dem Herrn in seinen Armen und Kranken dienen will. Eine Diakonissin ist es nämlich, welche in anmutiger und anspruchsloser Art die mancherlei verschlungenen Pfade ihres Lebens aufweist, um darzuthun, welchen Segen Gott auf den Dienst der Barmherzigkeit legt. Es berührt freilich eigentümlich, wie dieselbe bald einem Schwesternverbande angehört, bald in freier Stellung als Krankenpflegerin ihres Berufes wartet; man hat hier und da auch den Eindruck, daß sie nicht in nüchterner Erwägung aller Umstände gehandelt, und die Weise, Gottes Willen zu erforschen, ist nicht immer unbedenklich — aber das erste findet eine Erklärung in den Familienumständen der Verfasserin, und mit dem andern wird man ausgesöhnt durch das sich kundgebende unerschütterliche kindliche Vertrauen auf die Leitung Gottes in allen Dingen, daß man sich gern von Ort zu Ort, von einem Erlebnis zum andern führen läßt. Es ist das Büchlein, wie solches der Zweck ist, wohl geeignet, den hohen Wert des Diakonissenwerkes darzuthun, und Jungfrauen willig zu machen, in den Dienst der Liebe einzutreten.

P. S.



Erinnerungen aus dem Zollparlament.

1868/70.

Von

Ernst August Freiherr von Göler.

(Fortsetzung.)

Montag, den 27. April, war der Tag der feierlichen Eröffnung des Zollparlaments. Gegen 12 Uhr fuhr ich in Uniform zum Residenzschloß, in dessen Kapelle für die Evangelischen ein Gottesdienst vorausgehen sollte. Stufe nach Stufe, Treppe nach Treppe stieg man immer weiter hinan, und ich glaubte bald in der Höhe der Plattform des Straßburger Münsters mich befinden zu müssen, als ich mit anderen Herren endlich den Eingang zur Kapelle erreicht hatte. Wahrlich ein engbrüstiger oder gichtbrüchiger Fürst hätte sie nicht hier herauf gelegt, wo sie mit ihrer mächtigen Kuppel das Haupt des Schloßgebäudes darstellt und nicht eine irdische Krone, sondern das Christenkreuz als Symbol über die Behausung menschlicher Macht und Herrlichkeit erhebt. Wie alle Bauten des kunstverständigen Friedrich Wilhelm IV. trägt sie das Gepräge höchster Kunstwürde und tiefen religiösen Ernstes an sich. Für süddeutsche evangelische Augen hat diese bunte Pracht, der Grundriß in Gestalt des griechischen Kreuzes mit der schwindelnd hohen Kuppel, die auf den Zwickeln und sonst zahlreich angebrachten Gemälde von Propheten, Kirchenvätern und Fürsten etwas Ueberraschendes, etwas an das Katholische Mahnende; doch findet man sich gern hinein, wo es mit einem so feinen Geschmack wie hier ausgeführt ist. Von königlichen Kammerherren in reicher Uniform erhielt man die Plätze angewiesen. Da sah man den alten Papa Wrangel, schon etwas mühsam die schweren Kürassierstiefel und den Palasch schleppend, aber im Rückgrat aufrecht wie ein Ladestock und keck über die Versammlung blickend. Da sah man die berühmten Generale Moltke, Steinmetz und Vogel von Falkenstein, welche Mitglieder des Zollparlaments waren, der erstere schlicht und bescheiden im Auftreten mit der hohen Stirn des Denkers; der 63jährige Steinmetz, klein, breitschultrig, mit blühender Gesichtsfarbe und dichten aufwärtsstrebenden, schneeweißen Haaren wie ein Jüngling elastisch; hatte er doch kürzlich erst ein 19jähriges Mädchen sich als Ehefrau erobert. Vogel von Falkenstein war von ganz anderem Schlage, als die übrigen preußischen Offiziere; man hätte in ihm einen süddeutschen Offizier mit dem bezeichnenden süddeutschen Sich-gehen-lassen vermutet. Da erschienen alle die anderen Größen vom Hofe, vom Militär, vom Zivil, ein buntes Gemenge von Uniformen, Stern an Stern — doch wir sind in der Kirche! wir werden die Herren ja noch kennen lernen. Nur auf zwei Gestalten werfe ich noch einen kurzen Blick. Vor mir sitzt die

eleganteste und malerischste männliche Gestalt, der ich jemals begegnete, in Jägeruniform mit Lederhosen und Hirschfänger: es ist der leutselige Fürst Pleß; und neben mir der junge Mann in schwarzem Frack mit blondem Haar und schwärmerischen blauen Augen ist Dr. Blum, der Sohn des unglücklichen, in Wien füsilierten Freiheitshelden Robert Blum, ein idealistisch gerichteter Litterat, der von der ganzen Feier wunderbar erfaßt wurde. Jetzt erscheint der Hof. Voraus der ritterliche König mit der Königin, dann die Prinzen und Prinzessinnen. Von der Höhe der Galerie der Kuppel ertönt vom Chor gesungen der 84. Psalm. Es dringt zu den Herzen und steigt aus den Herzen zum Himmel empor, als die Worte gesungen werden: „Gott, unser Schild, schaue doch; siehe an das Reich deines Gesalbten“ u. s. f. Nach der reichen Liturgie sprach der Generalsuperintendent Hoffmann die Predigt über Ps. 106, 4: „Herr gedenke meiner nach der Gnade, die du deinem Volke verheißen hast; beweise uns deine Hilfe, daß wir sehen mögen die Wohlfahrt deiner Auserwählten und uns freuen, daß es deinem Volke wohl gehet, und uns rühmen mit deinem Erbteil.“ Was Hoffmann sagte, war groß und weit gedacht, aber ich habe nie jene Vermengung und Verwechslung von Israel mit Preußen oder mit Deutschland geliebt; so kam es, daß mir der Gesang lieber als die Predigt war. Es war ein wunderbares Zusammentreffen, daß bei dieser großen nationalen Feier in Berlin ein Schwabe die Festpredigt hielt; es zeugte von der inneren geistigen Einheit des deutschen Volkes vor seiner politischen Einigung.

Nach dem Schluß des Gottesdienstes und nachdem sich der Hof zurückgezogen hatte, wurden wir in den großen weißen Saal geleitet, wo unterdessen sich auch die katholischen Mitglieder eingefunden hatten. Es war eine bunte, glänzende Gesellschaft, besonders mußten uns Süddeutschen die vielen militärischen Uniformen auffallen, weil jeder Preuße den Königsrock jeder anderen Uniform vorzieht. Ich ließ mich dem Herzog von Ratibor, dem Herzog von Ujest und anderen Notabilitäten vorstellen, bis ein Zeichen des Zeremonienmeisters erfolgte. Nun öffnete sich die Pforte und herein schritten in langem Zuge, je zwei und zwei, die Mitglieder des Zollbundesrates, an ihrer Spitze zwei auffallende Gestalten, wie man sie sich nicht verschiedener vorstellen kann: zur Rechten des Bundeskanzlers Grafen Bismarck hünenhafte Erscheinung, breit, kräftig, mit martialischem Ausdrucke, in der weißen Uniform seines Kürassierregiments mit hohen Steigstiefeln, mächtigem Pallasch und glänzendem Helme; ihm zur Seite der bayrische Bevollmächtigte zum Zollbundesrate Freiherr Perger von Perglas, ebenfalls eine lange, aber hagere Gestalt, in altmodischem rotem Fracke, den Dreimaster unter dem Arme, mit schlechter, gekrümmter Haltung. Die Bundesratsmitglieder stellten sich zur Linken des Thrones auf und Bismarck verließ wieder den Saal, nachdem er seinem dünnen bayrischen Kollegen die Thronrede zur Aufbewahrung eingehändigt hatte, um dem König Meldung zu machen. Nun erschien dieser, gefolgt von den königlichen Prinzen, Generälen und Hofchargen und begrüßt von einem wirklich begeisterten Hoch; er grüßte in freundlicher Weise nach allen Seiten, erstieg mit festem Schritte die Thronstufen und erhielt die Thronrede von Bismarck eingehändigt, welche er stehend und das Haupt mit dem Helme bedeckt verlas. Diese Art der Verlesung einer Thronrede ist unvergleichlich günstiger, als die in Baden übliche, bei welcher der Fürst sitzt und außer der Thronrede auch noch den Helm mit dem großen Federbusch in der Hand zu halten und überdies die Blätter umzuwenden hat. Der König verlas die Rede mit bemerkbarem tiefem inneren Ergriffensein, aber trotzdem laut, kräftig und verständlich. Bismarck sah dabei bald zu seinem Monarchen auf, bald ließ er seine blitzenden, kalt funkelnden Augen über die Versammlung hingleiten, um den Eindruck der Worte auf die Zuhörer zu erkennen.

Der Wortlaut der Rede suchte in ihrem Hauptteile einen geschäftlichen ruhigen Ton zu wahren; erst in ihrem Schlusse wurde sie wärmer und griff in die nationalen Saiten mit einem so lauten Appell ein, daß er durch alle Herzen widerklang und auch

die Demokraten aus Schwaben und die bayrischen Legitimisten sich dem Eindruck nicht entziehen konnten. Es bekundete sich dies bei dem nicht enden wollenden Jubel, als Frhr. v. Perglas bei der Entfernung des Königs das Hoch ausbrachte. Mich erfaßte das Gewaltige des Augenblickes so mächtig, daß meine Augen feucht wurden. Das war ja wahrlich nicht eine Eröffnung von Zollverhandlungen durch eine Präsidialmacht, das war ein Staatsakt erster Größe, das war ein Wort des deutschen Schirmherrn an die Vertreter der deutschen Nation. Dieser Staatsakt konnte nicht rückgängig gemacht werden, er mußte mit der Zeit seine Frucht, „die geeinte Kraft des deutschen Volkes", bringen, wie die Worte in der Thronrede sagten. Aber mit Geduld, ohne Ueberstürzung mußten die Gemüter gewonnen werden.

Bereits um 2½ Uhr desselben Tages fand die erste Sitzung des Parlaments unter dem Vorsitz des Alterspräsidenten Freiherrn von Frankenberg-Ludwigsdorf statt. Der 83jährige Herr, welcher als Jüngling die Befreiungskriege gegen Napoleon I. mitgemacht hatte, war das Bild eines in treuer Pflichterfüllung gegen seinen König altgewordenen preußischen adeligen Beamten, dessen Lebenszweck „Dienen" heißt. Er schloß seine kurze Ansprache mit der Aufforderung, nach dem einen großen Ziele zu streben, „und dieses Ziel heißt: das einige Deutschland". Für einen hochkonservativen bejahrten preußischen Beamten wollten diese Worte damals viel heißen und wurden deshalb auch von den Nationalen mit Beifall begrüßt. Unter seinen vier Jugendsekretären befand sich der später als Führer der Sozialdemokraten bekannt — man möchte fast sagen „berühmt" — gewordene junge Drechsler Bebel aus Leipzig.

Nach der Sitzung machte ich einen Besuch bei Geh. Rat von Savigny, welcher mich aufs herzlichste als Karlsruher begrüßte, da er daselbst längere Zeit preußischer Gesandter war und viel mit meinen Eltern bei den gemeinschaftlichen Freunden, dem Minister Kläber und seiner Frau, zusammentraf. Savigny, der Typus eines feingeistigen Diplomaten, war der Sohn eines berühmten Rechtslehrers und einer Schwester von Klemens Brentano. Er wurde namentlich dadurch weiter bekannt, daß er am 14. Juni 1866 als preußischer bevollmächtigter Minister bei der Bundesversammlung in Frankfurt a. M. nach Annahme des österreichischen Mobilisierungsantrages im Auftrage seiner Regierung den Bundesvertrag für gebrochen und erloschen erklärte und die Sitzung verließ. Später leitete er in Berlin die Regierungskonferenzen für den norddeutschen Bund und war während des konstituierenden Reichstages Bundeskommissar. Er zählte zu den einflußreichen katholischen Kreisen, welche dem Bundeskanzler das Leben nicht versüßten, und gehörte zu denjenigen Staatsmännern, welche sich für die Leitung der deutschen Geschicke berufen fühlten. Damals hatte die Frage die Gemüter aufgeregt, ob ein päpstlicher Nuntius nach Berlin berufen werden sollte. Die evangelischen Kreise waren über Bismarck verstimmt, daß er diesen Gedanken nicht von vornherein zurückgewiesen habe; die Katholiken waren erbittert, daß er ihrem Wunsche nicht willfahrt hatte. — Als ich nach diesem Besuche mich im Palais des Prinzen Albrecht von Preußen einschrieb, traf ich daselbst mit dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst zusammen, dem ich bereits vorgestellt war und welcher als bayrischer Staatsminister damals viel von sich reden machte, indem er als antirömisch und national gesinnter Staatsmann mit großer Vorsicht allmählich die antipreußische, ultramontane Macht in München zu brechen suchte. In seiner schlichten Freundlichkeit forderte er mich auf, ihn nach den Linden zu begleiten, er erteilte mir manchen guten Rat und belehrte mich über manche Verhältnisse. Der Fürst machte den Eindruck eines sehr überlegten und vorsichtigen Staatsmannes, welcher für einen Politiker, der sich so große Ziele wie er vorgesteckt hatte, vielleicht zu vorsichtig auftrat und deshalb mehr durch seine Gründe als durch seine Person zu wirken vermochte. Auch sah man ihm, der auf einem so schwierigen Boden wie Bayern national und antiklerikal Bahn brechen wollte, die Hemmnisse, die ihm wie jedem Pionier entgegentraten, fast zu sehr an. Ich vermochte deshalb auch nicht die damals viel geäußerte Meinung zu teilen, daß er zum

Nachfolger Bismarcks geschaffen sei, so hoch ich seine diplomatische Begabung wie seinen persönlichen Charakter schätzte.

Die folgenden Tage brachten im Parlament die Präsidentenwahl, über welche schon eingehend innerhalb der einzelnen Fraktionen und zwischen denselben verhandelt worden war. Als erster Präsident ging Dr. Simson, wie nicht anders zu erwarten war, mit großer Mehrheit aus der Wahlurne hervor; selbst die süddeutsche Fraktion stellte ihm keinen Gegenkandidaten auf, sondern begnügte sich, weiße Zettel abzugeben. Simson war damals Präsident des norddeutschen Reichstages, in welcher Eigenschaft er sich vortrefflich bewährt hatte; schien er doch wie für den Präsidentenstuhl geboren. Schon vor 20 Jahren als 38jähriger Mann leitete er als Vorsitzender die Verhandlungen des Frankfurter, später die des Erfurter Parlaments. Ein klarer Kopf, eine reiche parlamentarische Erfahrung, Schlagfertigkeit und eine äußerst wohlthuende Redeweise verliehen ihm die zu seinem Amte erforderlichen Eigenschaften. Als Parteimann gehörte er der nationalliberalen Richtung an, und bei aller seiner Gerechtigkeitsliebe durften sich seine Fraktionsgenossen doch seiner Gunst ganz besonders erfreuen. Mit etwas weniger Stimmen wurde Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst zum ersten Vizepräsidenten gewählt, gegen welchen die süddeutsche Fraktion den bayrischen Freiherrn von Thüngen als Zählkandidaten aufgestellt hatte. Man wollte an diese Stelle einen Mann aus Süddeutschland und in erster Reihe aus dem mächtigsten süddeutschen Staate berufen, und so konnte die Wahl kaum auf eine andere Person als Hohenlohe fallen. Nicht so glatt verlief die Wahl des zweiten Vizepräsidenten. Verschiedene Namen schwirrten für diesen Posten in der Luft; wenn aber Bluntschli in seinen Denkwürdigkeiten (Bd. III, S. 188) erzählt, daß auch er „von verschiedenen Seiten in Vorschlag“ gekommen sei, so müssen dies doch sehr vereinzelte Freunde gewesen sein; ich hörte ihn niemals als Kandidaten nennen, und einen geborenen, erst kürzlich eingewanderten Schweizer zum Vorsitzenden des ersten deutschen Parlaments zu machen, wäre doch eine politische Ungeheuerlichkeit ohne ihresgleichen gewesen. In der süddeutschen Fraktion war Frhr. v. Neuroth aufgestellt; der liberale Kandidat war Herr v. Roggenbach, welcher sich einer äußerst großen Popularität erfreute, obwohl er sich nicht der nationalliberalen Partei angeschlossen hatte. Den preußischen Konservativen und Freikonservativen erschien es aber als ein zu großes Zugeständnis an Süddeutschland, zwei Süddeutsche in das Präsidium zu berufen, und als deshalb die letzteren ihren Fraktionsvorstand, den Herzog von Ujest, welcher Vizepräsident des norddeutschen Reichstages war, auf den Schild erhoben, da kam keine absolute Mehrheitswahl im ersten Wahlgange zustande, indem auf Roggenbach 138, auf Ujest 104, auf Neuroth 51 Stimmen fielen und außerdem sich noch mehrere Stimmen zersplitterten. Die Mitglieder der süddeutschen Fraktion gaben nun im zweiten Gange noch lieber einem preußischen Junker, als dem süddeutschen katholischen Roggenbach ihre Stimmen, in welchem sie einen seiner Kirche Abtrünnigen und außerdem mit Unrecht einen extrem gesinnten Liberalen erblickten. Er fiel hierdurch zu meinem Leidwesen, und es geschah das Eigentümliche, daß zwei Fürsten von Hohenlohe ins Präsidium gelangten. Der Herzog von Ratibor, ein vortrefflicher Karikaturzeichner, verherrlichte diese Doppelwahl durch eine köstliche Zeichnung, auf welcher „aus dem doppelt geöffneten Thor zwei Leoparden hervorsprangen“ (die Hohenlohe führen nämlich als Wappentier den Leoparden), von welchen der eine den Kopf seines Vetters Hohenlohe-Schillingsfürst, der andere den seines Vetters Hohenlohe-Ujest mit dem Monokel im Auge trug.

Auf den Nachmittag waren sämtliche Parlamentsmitglieder zu einem Galadiner im Schloß befohlen, zu welchem 600 Einladungen ergangen waren. Nur wenige, wie die extremen Demokraten Mohl u. Konf., leisteten dieser Einladung keine Folge. Die weiten hohen Säle, an deren offenen Verbindungsthüren hinab lange Grenadiere in der Uniform aus der Zeit Friedrichs des Großen unbeweglich Posten standen, während Pagen in koketter Uniform zu beiden Seiten von Thronsesseln und an ähnlichen Plätzen

aufgestellt waren, der Glanz, den der Hof in jeder Beziehung entfaltete, gewährten ein schönes Bild. Die Süddeutschen waren landsmannschaftsweise gruppiert und sollten durch ihren jeweiligen Gesandten den Majestäten vorgestellt werden. Der König, Bismarck hinter sich, schritt im Saale rechts, die Königin links herum, sie ließen sich alle Anwesenden vorstellen und sprachen mit einem jeden. Der König sah äußerst frisch, wohlwollend und zufrieden umher, seine Bewegungen waren ebenso frei und ungezwungen als majestätisch, und für seine 72 Jahre schritt er auffallend aufrecht und in Manneskraft einher. Unser Gesandter Frhr. v. Türkheim nannte ihm unsere Namen; als er den meinigen vernahm, gedachte er in huldreichster Weise meines lieben Vaters; ebenso später die Königin. Letztere glänzte in Edelsteinen und Federn, in gelber Seide und Samt. Als Herr v. Türkheim „die Badener" meldete, breitete sie wie uns begrüßend die Arme aus, indem sie ihrer Liebe zu unserem schönen Heimatlande die wärmsten Ausdrücke verlieh. Jedem einzelnen wußte sie Persönliches zu sagen. Herr v. St. litt damals an schmerzlichen Gichtbeulen und mußte weite Filzstiefel tragen. Trotzdem wollte er aber auf die einzigartige Feier nicht verzichten und hatte sich so aufgestellt, daß wir übrigen ihn oder wenigstens sein Untergestell deckten. Da fragte ihn die Königin zu unserer namenlosen Erheiterung in teilnehmendstem Tone, wie es mit seinem Fußleiden gehe. Wir Süddeutschen speisten im weißen Saal, wo auch der königliche Tisch war, und waren so gesetzt, daß ein Süddeutscher stets zwischen zwei preußischen höheren Beamten saß, welche gleichsam uns gegenüber die Honneurs zu machen hatten. Auf diese Art kam ich zwischen die beiden früheren Minister von Bernuth und Graf Lippe zu sitzen. Es wäre den beiden Herren wohl kaum gelungen, einen schwäbischen Demokraten für preußisches Wesen und preußische Politik zu gewinnen. Die ganze Feier machte mir den Eindruck, als ob zwei große Familien, zwischen welchen eine Verheiratung beabsichtigt wird, zum erstenmal zu einem großen Festessen zusammengebracht werden, wobei die einen sich sehr kühl zurückhalten, die anderen für die Verbindung schwärmen, und schließlich jeder mit der Meinung aufsteht, mit welcher er sich niedergesetzt hatte. Das Diner als solches war sehr einfach. Der König sprach kurze, kräftige und gute Worte, aber ohne politische Tragweite. Zur Unterhaltung der süddeutschen Gäste trugen die zwei Neger bei, welche im reichsten Kostüm dem König mit sentimentalem Ausdrucke die Speisen servierten, und ein dickwangiger graubräunlicher Japanese, welcher in sehr unzivilisierten Formen das Amt eines Mundschenks zu versehen hatte.

Wohl infolge des plötzlichen Witterungsumschlages von warmem Sonnenschein in Schnee und Eis fühlte ich mich den folgenden Tag erkältet und fieberig. Der Arzt kommandierte mich auf einige Tage ins Bett und ließ mir durch einen Krankenwärter Tag und Nacht warme Kataplasmen auflegen: ich hatte Diphtheritis. Predow, mein Krankenwärter, war ein Prachtexemplar von einem gutmütigen, leichtlebigen Berliner Kinde und unterhielt mich durch seine Erzählungen vortrefflich. Nach diesen zu schließen gehörte es zu einer der gröbsten Ungerechtigkeiten der Weltgeschichte, ihm nicht in erster Reihe den Sieg von Königgrätz zuzuschreiben, zu dem er durch seine Tapferkeit doch wahrlich beigetragen habe. Er war aber nicht nur ein tapferer Soldat und pünktlicher Krankenwärter, er rühmte sich auch, einer der ersten Elegants auf der Hasenhaide zu sein, und brachte mir die ersten Begriffe von dem dort herrschenden Komment bei. Als feiner Stutzer dort den Schwerenöter zu spielen, erschien ihm das Höchste. Dies machte sich bald in eigentümlicher Weise bemerklich. Ich glaube, daß ich einen Haufen Thaler ihm ungezählt zur Aufbewahrung hätte anvertrauen können; auch fehlte von meinen verschiedenen Sachen und Sächelchen nichts, die ihm, während ich im Fieber lag, zugänglich waren, — nur ein Gegenstand fehlte und der war ein feines Spazierstöckchen, welchem auch ein Predow nicht widerstehen konnte. — Während meiner Krankheit erhielt ich vielen lieben Besuch von Kollegen und anderen Bekannten. Zweier derselben sei hier namentlich gedacht. Graf Luxburg war Legationsrat bei der bayrischen Gesandt-

schaft in Berlin und gleichzeitig Abgeordneter zum Zollparlament. Er war ein entschiedener Anhänger Hohenlohes und seiner inneren und äußeren Politik und verstand es vortrefflich, durch sein natürliches Wohlwollen, durch sein freies offenes Wesen, durch seine gesellschaftlichen Gaben und weltmännische Gewandtheit zwischen den Preußen und uns Süddeutschen Brücken zu schlagen, worin er durch manches Fäßchen direkt aus dem Münchener Hofbräuhaus bezogenes Bockbier unterstützt wurde. Er lud alsdann zu einem Frühschoppen zu sich ein, und dieser zwanglose Verkehr in Verbindung mit dem vortrefflichen Stoff, für den auch die Preußen nicht gefühllos waren, half zur politischen Annäherung mehr als manche langatmige Rede im Parlament, mit welcher von liberaler Seite versucht wurde, die bockbeinigen Süddeutschen zu gewinnen. Als die Sonne im Mai warm in die Herzen schien, lud Graf Luxburg in Verbindung mit dem damaligen Legationsrat von Keudell, dem späteren Gesandten in Rom, zu einem solchen Frühschoppen in den Garten des Ministeriums des Aeußern einen weiten Kreis von Bundesratsmitgliedern und Abgeordneten ein, und sogar Graf Bismarck erschien. Ich hatte dabei das Glück, zwischen ihm und dem Präsidenten Simson zu sitzen, und konnte so den großen Mann näher beobachten. Es überraschte mich, einen solchen gewandten Diplomaten bei der leichteren Konversation, die hier geboten war, sich verhältnismäßig so schwerfällig, ja nahezu befangen bewegen zu sehen. Er erschien mir wie ein eisenbeschlagener Ritter, der sich federleicht in den Sattel schwingt, wenn die Schlachttrompete ruft, und der unter den seidenbebänderten bleichen Junkern sich enge fühlt. Trotzdem erzählte er uns mit urwüchsigem Humor und feinster Satire einige köstliche Erlebnisse und Anekdoten.

Der andere Herr, welcher mich in meiner Krankheit besuchte und welchen ich erwähnen wollte, war Graf Otto zu Solms-Laubach. Damals bereits 69 Jahre alt, repräsentierte er in seinem schlichten Auftreten in etwas altmodischer Kleidung vortrefflich jene ehrwürdige Klasse unseres Adels aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, welche streng und hart erzogen, ohne eigene Bedürfnisse, in strammer Pflichterfüllung und weiser Sparsamkeit den für den hohen Adel so schwierigen Uebergang aus der alten zur neuen Zeit gefunden hat. Ein Mann von Schrot und Korn, unerschütterlich auf seiner Bibel stehend, bewirtschaftete er selbst sieben große Güter bis ins kleinste hinein und fand noch Zeit, sich dem Staate zu weihen. Ich sah mit Ehrfurcht an ihm hinauf, als dem Vorbilde eines deutschen Adeligen.

Während meiner Krankheit hatte der württembergische Minister von Mittnacht im Parlament einen großen moralischen Sieg errungen. Der Abgeordnete Dr. Braun-Wiesbaden hatte nämlich in einer Generalrede über die württembergischen Wahlen die Regierung und sämtliche Abgeordnete dieses Landes in der gehässigsten Weise angegriffen und sich über sie lustig zu machen gesucht; er hatte damit sich das zweifelhafte Verdienst erworben, diejenigen Elemente, welche hier im Zollparlament sich erstmals begegneten, um allmählich sich zu nähern, Vorurteile und Verstimmungen abzuschleifen und so die nationale Einigung vorzubereiten, gegen einander zu reizen und zu verstimmen und damit wieder einmal bewiesen, wie gerade die Nationalliberalen durch ihr schroffes Wesen eine Annäherung des Südens an den Norden am meisten erschwerten. Herr v. Mittnacht antwortete mit großer Ruhe, mit Anpreisung der schwäbischen Zustände und mit Humor auf die Taktlosigkeiten des Angreifers. Diese kernige und doch gutmütige Art der Rede, in schwäbischem Dialekt gesprochen, packte die Zuhörer außerordentlich, so daß alle in den kleinen Schwaben verliebt waren. Die Konservativen verstanden es weit besser, süddeutsche Naturen zu gewinnen, indem sie berechtigte Eigentümlichkeiten gelten ließen und nicht zur Liebe durch grobe Prügel zwingen wollten. Man kann nicht anders sagen, als daß es für die Konservativen beruhigend wirkte, zwischen den in hoher Stimmlage aus dem Halse klingenden Reden der meisten Norddeutschen süddeutsche Brusttöne zu vernehmen. Eigentümlicherweise schwindet auch dieser Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschen mehr und mehr; wie auch im jetzigen

Reichstage trotz einzelner Ausnahmen die Dialekte weniger mehr hervortreten als damals.

Es wurde mir in jenen Tagen mitgeteilt, daß die Liberalen beabsichtigten, bei Prüfung der badischen Wahlen, welche, wie oben ausgeführt wurde, nicht nach ihrer Erwartung ausgefallen waren, die Wahlbeeinflussungen durch katholische und evangelische Geistliche und ähnliche Vorkommnisse zur Sprache zu bringen. Mir widerstrebte der Gedanke, daß in dieser Weise badische innere Streitigkeiten hier im Zollparlament breitgetreten werden sollten, und ich sprach deshalb mit Bluntschli, indem ich ihm aufs bestimmteste erklärte, daß, wenn von liberaler Seite wirklich in jener uns zu Ohren gekommenen Weise vorgegangen würde, ich auch mit voller Schärfe die Wahlbeeinflussungen der badischen Regierung dagegen vorführen würde, und legte ihm als Beleg dafür, daß ich wohl ausgestattet sei, einen zu seinen gunsten in seinem Wahlkreis von den badischen Oberamtmännern, als solchen, unterzeichneten, gedruckten Wahlaufruf vor. Er antwortete mir: „Nein! nein! das darf nicht sein. Ich sorge dafür, daß von liberaler Seite nichts geschieht.“ So kam es, daß die badischen Wahlen glatt, ohne daß nur ein Wort über sie gesprochen worden wäre, als gültig anerkannt worden sind.

Kaum bei einer anderen Gelegenheit bewiesen die Nationalliberalen ihren Mangel an staatsmännischem Takte und der Kunst, im gebotenen Augenblicke auch einmal schweigen zu können, in so peinlicher und unglücklicher Weise, als mit dem von Bluntschli angeregten, von ihnen unter dem Namen „Metz u. Gen.“ eingebrachten Antrage auf Erlaß einer Adresse. Nichts lag ja näher als die Gedanken, und für national gesinnte Männer auch der Wunsch, auf die Thronrede in einer Adresse der Welt zu bekunden, daß das deutsche Volk willens sei, in möglichster Bälde die Mainlinie schwinden zu machen und die nationale Einheit ganz und voll zu erstreben. Nichts lag aber auch näher als die Erkenntnis, daß für eine derartige Demonstration im edelsten Sinne des Wortes noch nicht der Augenblick gekommen sei, und daß die Verhandlung über eine solche Adresse, anstatt eine Einigkeit der Gesinnung zu erreichen und einen Uebergang vom Vertragsverhältnis zur nationalen Verfassung anzubahnen, das gerade Gegenteil erreichen würde. Eine Adresse kann ja in gewissen politischen Lagen von größter Bedeutung sein, namentlich dann, wenn es gilt klarzulegen, daß gegenüber großen nationalen Fragen nur in der Anhänglichkeit zum angestammten Fürstenhause alle Parteiunterschiede schwinden und die Volksvertretung wie ein Mann dasteht. In weit häufigeren Fällen schadet aber die Debatte über eine Adresse weit mehr, als sie nutzt, indem sie von vornherein die Gegensätze innerhalb der Volksvertretung in einer doktrinären Weise schärft und die einzelnen Abgeordneten zwingt, in einer zu frühen Stunde schon Parteistellung zu einzelnen Fragen zu nehmen, über welche man sich ohne eine derartige prinzipielle Vorausssprache praktisch wesentlich leichter verständigen würde. Ich weiß es aus meiner Erfahrung, wie Männer, welche gesonnen waren, ruhig und sachlich im Landtage zu wirken, auf diesem Wege in eine Oppositionsstellung hineingezwungen worden sind. Adreßberatungen sind aber eine Liebhaberei der Liberalen, welche gern alles nach einer theoretischen Schablone, anstatt nach den Anforderungen des Lebens ordnen. Die natürlichen Gegner jeder Adresse sind die Konservativen, indem sie überhaupt vieles Wortemachen nicht lieben, namentlich dann, wenn durch dasselbe der Volksvertretung ein übermäßiger Einfluß auf den Gang der großen Politik beigelegt werden soll. Wenn schon aus diesen allgemeinen Gründen die konservative Fraktion des Zollparlaments von vornherein gegen den liberalen Antrag eingenommen war, so nahm sie den schroffsten ablehnenden Standpunkt gegen denselben ein, einerseits weil sie das Inopportune des Augenblickes und der Verhältnisse erkannte, und weil sie widerwärtig sich davon berührt fühlte, dieselben Liberalen, welche dem Kanzler die Durchführung seiner nationalen Politik so sehr erschwert hatten, nun die Rolle derjenigen spielen zu sehen, ohne welche die nationale Entwickelung keinen Schritt vorwärts zu machen vermöchte. Die Konservativen brachten deshalb den Gegenantrag auf einfache Tagesordnung über

den liberalen Antrag ein. Ich selbst stand der konservativen Auffassung dieser Frage sehr nahe und unterschied mich von derselben nur darin, daß ich glaubte, nachdem einmal die große Taktlosigkeit mit Einbringung des Antrages einer Adresse begangen worden sei, daß es im Volk und im Auslande falsch, d. h. als ein Zeichen für eine antinationale Haltung der Mehrheit der deutschen Volksvertretung aufgefaßt werden könnte, wenn man einfach über denselben zur Tagesordnung überginge. Demgemäß wünschte ich, daß man in einer motivierten Tagesordnung dem nationalen Gedanken einen warmen Ausdruck verleihe, im übrigen aber den Antrag ablehne. Zu meiner Genugthuung traf ich in dieser Auffassung nicht nur mit der Mehrheit meiner Fraktionsgenossen, sondern auch mit der des Herrn v. Roggenbach zusammen. Auf meine Veranlassung wurde deshalb derselbe eingeladen, einer Sitzung unserer, der freikonservativen Partei beizuwohnen, und er ging auf diese von mir ihm überbrachte Einladung gern ein. So wurde in der Fraktionssitzung vom 4. Mai beschlossen, daß Roggenbach und unser Fraktionsvorstand, Herzog Ujest, den Antrag der motivierten Tagesordnung einbringen und daß wir übrigen ihn unterzeichnen sollten. Diesen Antrag unterzeichneten später noch als Mitantragsteller die national gesinnten Abgeordneten Völk und Feustel.*)

Am 7. Mai fand im Plenum die Verhandlung über den Antrag in der Ordnung statt, daß zuerst v. Bennigsen als Referent und Frhr. v. Thüngen als Korreferent über den Antrag Metz sprachen und sodann v. Blankenburg für und v. Bluntschli gegen den Antrag auf einfache Tagesordnung gehört wurden. Im Falle, daß letztere nicht angenommen worden wäre, würde erst die motivierte Tagesordnung behandelt worden sein. v. Bennigsen sprach, wie nicht anders zu erwarten war, meisterhaft, mit weiten Blicken, mit nationaler Wärme. Seine Aufgabe war auch keine schwierige, wenn man sich rein auf den idealen Standpunkt versetzte. Weit schwieriger war die Aufgabe des Freiherrn v. Thüngen, gegen den Erlaß einer Adresse zu reden. Nach den schwungvollen Ausführungen seines Vorredners erschien sein Auftreten etwas schwerfällig; er entledigte sich aber seiner Aufgabe in äußerst würdiger und edler Art. „Seien Sie überzeugt, daß wir, wenn der Integrität oder Ehre Deutschlands von irgend einer Seite her Gefahr drohen sollte, mit aller Kraft tapferer Volksstämme an Ihrer Seite stehen, an Ihrer Seite kämpfen, an Ihrer Seite bluten werden. Glauben Sie, daß das Nationalgefühl, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme bei uns ebenso lebhaft ausgeprägt ist, als bei Ihnen," rief er mit großer Begeisterung, als ob er das Jahr 1870 vor sich geschaut habe, in die Versammlung. Dann warnte er aber, Mißtrauen bei den Schwächeren, den Süddeutschen, zu säen, indem man gegen den Wortlaut der Verträge die Kompetenz des Zollparlaments zu erweitern strebe; nur im Wege des freien Vertrages sei eine weitere nationale Entwickelung mit der Zeit zu erreichen. — Herr v. Blankenburg, der altjährige Freund Bismarcks, verteidigte mit jener Frische, aber auch mit jener Selbständigkeit und Rücksichtslosigkeit, welche man bei den preußischen Konservativen gewohnt ist, den Antrag auf einfache Tagesordnung. „Darum fort an unsere Arbeit und weg mit allem Schwindel!" hieß der Schluß seiner Rede. Bluntschli war von diesen Worten bemerkbar leidenschaftlich erregt, als er das Wort zur Entgegnung ergriff, und ließ sich durch Zwischenrufe noch weiter in Affekt bringen, so daß seine Rede im allgemeinen keinen guten Eindruck machte. Er war

*) Der Wortlaut unseres Antrags war:
„Das Zollparlament wolle beschließen:
In Erwägung, daß die Neugestaltung des Zollvereins auf Grund des Vertrages vom 8. Juli v. J. durch die Berufung der Vertreter des deutschen Volkes zu gemeinsamer gesetzgeberischer Thätigkeit in Einer Versammlung das Unterpfand stetiger Fortentwickelung nationaler Institutionen gewährt und dem berechtigten Anspruche der Nation auf eine wirksame Einigung ihrer Staatskräfte eine befriedigende Erfüllung sichert,
In Erwägung ferner, daß ein einmütiges Zusammenwirken für die dem Zollparlamente obliegenden Aufgaben die Erreichung dieses Ziels am meisten zu fördern geeignet ist,
über den Antrag Metz und Gen. zur Tagesordnung überzugehen."

offenbar zu wenig gewohnt, auf nachdrücklichen und aussichtsvollen Widerstand zu stoßen. Bei der Abstimmung stimmten wir, da wir für eine motivierte Tagesordnung waren, gegen die einfache Tagesordnung mit „nein". Die einfache Tagesordnung wurde mit 186 gegen 150 Stimmen angenommen.

Wie stellte sich der Kanzler zu dieser Frage? Er konnte unmöglich die Mißstimmung wünschen, welche die Annahme einer Adresse bei den verbündeten, aber noch sehr empfindlichen Regierungen von Bayern und Württemberg veranlaßt haben würde, und er mußte dieselbe um so mehr scheuen, als die Annahme durch eine schwache Mehrheit nach keiner Richtung erfolgreich gewirkt haben würde. Er ließ deshalb unter der Hand seine Getreuen wissen, sie möchten für die Tagesordnung stimmen. Bluntschli war durch den erfahrenen Mißerfolg und durch den geringen Eindruck seiner Rede so herabgestimmt, daß er, von einer kurzen Anfrage abgesehen, welche er in bezug auf den österreichischen Zollvertrag stellte, überhaupt während der dreijährigen Dauer des Zollparlaments nicht mehr das Wort ergriff und sich auch später nicht mehr in den Reichstag wählen ließ. Er mochte fühlen, daß Berlin nicht der Boden sei, auf welchem er Rosen pflücken könnte. Er ließ deshalb auch den unpraktischen Plan fallen, den er im Beginn hegte und von welchem viel gesprochen wurde, einen Antrag einzubringen, nach welchem jedem süddeutschen Staate es freigegeben werden sollte, sich für ihn gut scheinende Fragen zu gemeinsamer gesetzgeberischer Arbeit mit dem Nordbunde zu vereinigen, wie die Südstaaten für Zollfragen im Zollbundesrat und im Zollparlament bereits vertreten waren. Dieser sein beabsichtigter Antrag kennzeichnet ihn als den Professor und seine Partei, welche den Antrag bereits gutgeheißen hatte, als durch und durch doktrinär. Mit derartigen allgemeinen staatsrechtlichen Bestimmungen, die sich in einem Lehrbuch über Staatsrecht vortrefflich ausnehmen, schmilzt man keine Staaten zusammen, sondern macht nur mißtrauisch. Der einzig richtige Weg hätte darin bestanden, in konkreten Fällen ohne viele allgemeine Redensarten in der Erweiterung der Kompetenz vorzugehen.

Wie ich dies damals verstand, soll durch ein Beispiel erwiesen werden, welches ich hier um so lieber anführe, als es für mich, den parlamentarischen Neuling, einen erfreulichen Erfolg einbrachte. Die Rinderpest, welche in Ungarn kaum jemals erlischt, wurde damals in manchen Gegenden Deutschlands infolge der mangelnden Fürsorge der österreichischen Regierung eingeschleppt und dadurch die deutsche Landwirtschaft schwer bedroht. Ich entwarf deshalb zu dem passenden Artikel des Zollvertrages mit Oesterreich, welcher uns zur Beratung vorlag, einen Antrag, welcher dahin ging, „das Präsidium des Zollbundesrates zu ersuchen, mit der K. K. österreichischen Regierung in Anschluß an die bevorstehenden gemeinschaftlichen Zolleinrichtungen in Verhandlung zu treten behufs Verständigung über gemeinsame Maßregeln, dazu geeignet, in den beiderseitigen Zollgebieten der Rinderpest vorzubeugen, bez. dieselbe zu unterdrücken". Als ich für diesen Antrag Unterschriften sammelte, bat mich der Kollege Dr. Friedenthal, in welchem sich der künftige Landwirtschaftsminister, wie es scheint, ahnungsvoll regte, ihm zu gestatten, den Antrag als Mitantragsteller zu unterzeichnen. Er begründete den Antrag zuerst mit wenigen Worten, worauf Moritz Mohl zu meinem Glück denselben als überflüssig und aus dem Grunde bekämpfte, weil wir nicht die Kompetenz besäßen, polizeiliche Maßregeln für die Zollvereinsstaaten zu beraten. Ich ergriff nach ihm das Wort, und es gelang mir zuerst durch einige Witze über Mohls Ausführungen die Lacher auf meine Seite zu bringen und sodann das Recht des Parlaments in dieser Angelegenheit zu begründen, worauf der Antrag mit überwiegender Mehrheit angenommen wurde.*) Da es mir außerdem gelang, bei der Beratung über das Tabaksteuer-Gesetz durch einen Antrag über volle Zollvergütung bei der Ausfuhr den badischen Tabaksfabrikanten einen

*) Dr. Friedenthal erhielt damals von den Schlesischen Landwirten aus Dank für diesen seinen Antrag einen wundervollen silbernen Pokal übersendet. So weit sind wir in Süddeutschland nicht.



sehr erheblichen Dienst zu leisten, so trat, wie mir in Briefen mitgeteilt wurde, in Karlsruhe eine gewaltige Umstimmung der Ansichten über meine Person zu meinen gunsten in den Kreisen der Nationalen und auch der Regierung ein. Ich antwortete damals, daß mich diese Umstimmung zwar freue, daß ich aber befürchte, sie würde von keiner großen Dauer sein. So kam es auch; zwar nicht durch meine Thätigkeit beim Zollparlament, aber auf dem Gebiete der inneren Politik durch meinen Widerstand gegen den Jollyschen Liberalismus der Tyrannei.

Prinz Albrecht von Preußen, der Bruder des Königs, welcher in der Uniform seines Dragonerregiments in der Fraktion der Konservativen als Abgeordneter den Sitzungen regelmäßig anwohnte, hatte meinen Antrag in betreff der Maßregeln gegen die Rinderpest mit unterzeichnet, was insofern auffiel, als er bisher weder im norddeutschen Reichstage noch im Zollparlament irgend welchen Antrag durch seine Namensunterschrift unterstützt hatte. Als weiteres Zeichen seiner gnädigen Zustimmung zu meinem Vorgehen lud er mich auf den folgenden Tag zu einem Diner ein, das in seinem schönen Palais in der Wilhelmstraße stattfand. Da er hier als Witwer lebte und als Reitergeneral keine Zeremonien liebte, bewegte man sich bei ihm durchaus frei; man legte die Hüte sofort ab, man unterhielt sich bei Tisch laut nach allen Seiten wie bei einem fröhlichen Jagdessen, man steckte nach Tisch sofort die Zigarre an; kurz und gut, es waren die angenehmsten Herrendiners, die ich in Berlin mitmachte, und deren waren es viele. Beim Prinzen Albrecht dem Vater sah ich auch Prinz Albrecht den Sohn, den jetzigen Regenten von Braunschweig. Hoch und schlank aufgeschossen stellte er in seiner Dragoneruniform den Urtypus eines deutschen Prinzen dar und zeichnete sich durch eine unbefangene Liebenswürdigkeit aus. In den kleinen Taschen seines kurzen Waffenrockes hatte er zwei Rokokodosen geborgen, die er als großer Raritätenfreund erst erstanden hatte und nun den anwesenden Herren vorzeigte.

Zwei Tage darauf war ich zum Diner beim Grafen Bismarck geladen. Er bewohnte damals noch nicht das jetzige kaiserliche Reichskanzleramt mit seinen weiten, prächtigen Räumen, sondern das preußische Ministerium des Aeußern, welches mehr als einfach sich darstellte. Man begegnete überall den Spuren der damaligen Sparsamkeit im preußischen Staatshaushalte und namentlich der Speisesaal erinnerte mehr an eine Restauration, als an das Hotel des ersten Ministers einer Großmacht. Es waren beiläufig 40 Herren geladen und der Graf machte wie ein schlichter Landedelmann in gewinnendster Form die Honneurs. Die Gräfin, welche in ihrer einfachen Erscheinung und mit dem geistreichen praktischen Gesichtsausdruck mich lebhaft an Frau v. M. erinnerte, bewegte sich als Hausfrau durchaus anspruchslos. Nirgends sah man den Versuch, mehr zu scheinen, als man war, sondern viel eher das Streben, sich eine ländliche Schlichtheit zu bewahren. Der Zufall wollte es, daß ich bei Tisch zwischen zwei Bekannte aus meiner Kindheit zu sitzen kam, von welchen ich bisher nichts mehr erfahren hatte; es waren dies Graf Uexküll, österreichischer Militärattaché in Berlin, mit welchem ich im Winter 1848/49 in Baden auf einer Schulbank gesessen hatte, und Herr v. Radowitz, jetziger Gesandter in Konstantinopel, der mich vor vielen Jahren auf einem Kinderball in Karlsruhe, auf dem er als Hanswurst erschien, stets geneckt und geärgert hatte. Nach Tisch trank man den Kaffee im Garten, wo die junge Gräfin, jetzige Gräfin Rantzau, mit ihren beiden Brüdern auf dem Rasen Krocket spielte. Unvergeßlich wird mir aber, namentlich beim Blick auf die heutigen politischen Zustände, ein Bild sein, das sich uns bald bot. Neben der Gräfin saß, nein — lag im Lehnsessel eine lange hagere Gestalt mit gekrümmtem Rücken, langem vorhängendem Halse, einem bleichen Gesicht mit rotem Bart und roten blöden Augen und jüdischem suffisantem Ausdrucke, während der Kanzler ihm eine Zigarre anbot, und dieser bevorzugte Jüngling hieß — Ludwig Bamberger. Tempora mutantur, et nos mutamur in illis!

Doch nicht allein das persönliche Verhältnis zwischen dem Reichskanzler und Herrn Ludwig Bamberger hat sich in den letzten zwanzig Jahren außerordentlich geändert;

wie Meinungen wechseln, wie einzelne Personen sowohl, als ganze Parteien in wichtigen öffentlichen Fragen in einem Jahrzehnt geradezu die Rollen tauschen können, zeigen die Verhandlungen des Zollparlaments auf seinem eigentlichen Arbeitsgebiet, zeigt ein Vergleich der Zollpolitik von damals und heute. Bevor wir in den Gegenstand selbst eindringen, sei aber des Mannes gedacht, welcher der Hauptträger der damaligen Steuerrichtung und die Seele des Zollparlaments war, des Präsidenten des Bundeskanzleramtes, des Wirkl. Geh. Rats Delbrück. Ich wurde diesem interessanten Manne durch Herrn v. Savigny vorgestellt. Dem kleinen Manne mit seinen feinen, geistreichen Gesichtszügen sah man an, daß der Aktenstaub und das viele Studieren in finanzpolitischen Tabellen dem Menschen nicht wohl bekommt. Welch' ein Unterschied zwischen Bismarck, dem Mann der kräftigen That, und diesem fleißigen, hochgelehrten Büreaumann! Während der Kanzler durch die großen Fragen der europäischen Politik vollständig in Anspruch genommen war, überließ er diesem Beamten, der ihm durch sein kolossales Wissen und seinen klaren Verstand imponierte, unbesorgt und beruhigt die Leitung der wichtigen Zollfragen, und dieser führte nun unter der verlockend und lustig wehenden Fahne des Freihandels, welchem alles, was damals politisch und wissenschaftlich gebildet sein wollte, huldigte, jene für unser volkswirtschaftliches und nationales Leben so verhängnisvolle freihändlerische Aera ein, und erst als ihre Früchte auf allen Gebieten unseres gewerblichen und industriellen Lebens sich nach etwa zwölf Jahren schmerzlich geltend machten, trat jener schutzzöllnerische Umschwung ein, welcher heute maßgebend ist. Nach und nach verwandelten sich die Freihändler erst in verschämte, dann in unverschämte Schutzzöllner und fielen nun über das bleiche abgeschaffte Männchen her, dem sie früher zugejubelt hatten. Das ist Politik. Es ist in der That interessant und lehrreich, die Namen nachzuschlagen, welche damals für den Freihandel und welche für einen Schutzzoll eintraten. Da beginnt z. B. der Abgeordnete v. Thadden seine Rede, nachdem er sich als Konservativer vorgestellt hat, mit den Worten: „Ich habe gesagt: konservativ und deshalb Freihändler; denn ich bin der Meinung, daß ein jeder Schutzzoll ein Eingriff ist in die natürlichen Preise und also in das Eigentumsrecht, und ich hasse um so aufrichtiger diese Rechtsverletzung, als ich der ackerbautreibenden Bevölkerung angehöre.“ Man liest diese Worte und staunt im Gedanken daran, daß heute die Konservativen als konservativ und als Agrarier ebenso entschieden für den Schutzzoll eintreten. Ebenso sprechen sich die Freikonservativen als Freihändler aus, und nur der große Eisenindustrielle Stumm beansprucht für das Eisen einen gewissen Schutz und bekundet sich damit als ein verschämter Schutzzöllner. Die Liberalen schwelgen geradezu in der welterlösenden Lehre eines kosmopolitischen Freihandels und erachten es als heilige Pflicht der Deutschen, praktisch vorzugehen. Nur die wenigen Querköpfe aus Süddeutschland unter Führung des viel verhöhnten Moritz Mohl treten entschieden für einen Schutz der deutschen Arbeit und der deutschen Produktion ein. Gegen den vorgelegten freihändlerischen Zolltarif meldeten sich nur Bayern und Württemberger zu Wort, nämlich Dr. Mohl, Feustel, Umpfinger, Dr. Krätzer, Bucher und Dr. Ammermüller.

Die neue Aera sollte durch drei große Vorlagen des Bundesrates eingeführt werden, welche unter sich im engsten Zusammenhange standen, indem durch Positionen der einen finanzielle Ausfälle der anderen ausgeglichen werden sollten. Es waren dies der Handels- und Zollvertrag mit Oesterreich, das Tabaksteuergesetz und der Gesetzentwurf in betreff der Abänderung des Vereinszolltarifs. Man berechnete die finanziellen Ausfälle, die Mindereinnahme, welche durch die Ermäßigung der Zollsätze im Verkehr mit Oesterreich vorgesehen war, auf etwa 1 237 000 Thaler, den Ausfall beim Zolltarif auf 275 000 Thaler, zusammen daher die Gesamtmindereinnahme auf 1 512 000 Thaler. Dieser namhafte Ausfall an Zolleinnahmen für die Staaten des Zollvereins, welche alle in hohem Grade geldbedürftig waren, sollten nach der Meinung der Regierungen ausgeglichen werden durch eine erhöhte Tabaksteuer bez. Tabakszoll und durch eine

neu in den Zolltarif aufgenommene Position, die dazu berufen war, eine tragikomische Rolle während zweier Jahre im deutschen Volksleben zu spielen, und nach welcher die Einfuhr von Mineralölen mit 14 Sgr. für den Zentner belastet werden sollte. Der Zollvertrag mit Oesterreich war mit überwiegender Mehrheit mit seiner Mindereinnahme von 1¼ Mill. Thalern angenommen worden; dagegen genehmigte das Parlament nur eine finanziell durchaus wirkungslose Erhöhung der Tabaksteuer und lehnte — was für die damalige Richtung bezeichnend erscheint — die vorgeschlagene Erhöhung des Tabakzolles von 4 auf 6 Thaler ab, um dem armen Manne seine Pfeife nicht zu verteuern. (Heutiger Zollsatz 85 M.)

Im Zolltarif wurden sämtliche Ermäßigungen gewährt, durch welche unsere Eisen- und Textilindustrie und unsere Landwirtschaft schwer bedroht wurden, dagegen entbrannte ein wunderbares chinesisches Kunstfeuerwerk von hochtrabenden Reden und Phrasen über den vorgeschlagenen Zoll auf Mineralöle. Die Liberalen, insbesondere unter Führung von Herrn Braun-Wiesbaden und des kleinen geistreichen Lasker, schilderten die vorgeschlagene Besteuerung des Petroleums geradezu als unsittliche, als eine „Besteuerung des Lichtes des Armen", als „eine Belastung der Arbeit" zum Vorteil der reichen Nichtsthuer. Herr Miquel erklärte das Petroleum als „das allerwichtigste Kulturmittel", welches man als solches nicht verteuern dürfe, und Herr Braun schloß seine Rede, in welcher er ausführte, daß seine Partei, so gern sie für den neuen Zolltarif stimmen würde, denselben verwerfen müßte, so lange sich diese Belastung des armen Mannes in demselben befände, mit folgender geschmackvoller Tirade: „Die Vorsehung hat wieder einmal" — durch die Entdeckung der Erdölquellen — „gesprochen, sie hat wieder laut und deutlich gerufen: ‚es werde Licht!' — lassen Sie dem deutschen Zollparlament, dem ersten deutschen Zollparlament, nicht den Vorwurf machen, daß es die Wege der Vorsehung durchkreuzt und gesprochen habe: ‚Es werde Finsternis!'" (Riesiger Beifall der Liberalen.) Dabei handelte es sich um eine Belastung von ½ Thaler, während der Preis des Zentners Petroleum damals in wenigen Monaten allein von 12 auf 6½ Thaler, mithin um das Elffache des damals beantragten Zolles gefallen war. Trotz der wiederholten Erklärung der Regierungen, daß ohne diesen Zoll der Tarif für sie unannehmbar wäre, wurde derselbe zweimal bei namentlicher Abstimmung verworfen, wobei nur die Konservativen und Freikonservativen mit „Ja" stimmten. Unter den Neinsagern befanden sich außer den Liberalen und den süddeutschen Demokraten (Mohl u. Konf.) auch einige Ultramontane anderer Parteien, z. B. außer Windthorst der damalige freikonservative Graf Hompesch. Es trat hier die künftige ultramontane Opposition embryoartig an den Tag. Graf Bismarck zog unmittelbar nach dieser Abstimmung die ganze Vorlage im Namen des Bundesrates zurück.

Hiermit würde die erste Session des Zollparlaments in nationaler und in zollpolitischer Hinsicht in hohem Grade resultatlos und entmutigend geschlossen haben, wenn nicht am 18. Mai in unerwarteter Weise eine Schwalbe durch den Parlamentssaal geflogen wäre, die dem deutschen Volke durch ihr Erscheinen das Nahen des Frühlings deutscher Einheit und deutscher Herrlichkeit verkündet hätte. Zu einer Position des Zolltarifs hatten die beiden hessischen Abgeordneten Bamberger und Metz einen Antrag eingebracht, nach welchem der Bundesrat aufgefordert wurde, „dahin zu wirken, daß den Beschwerden abgeholfen werde, zu welchen im Großherzogtum Hessen das Zusammentreffen der herabgesetzten Weinzölle mit dem bestehenden System der indirekten Steuern Anlaß gäbe". Da die Einzelstaaten berechtigt waren, indirekte Steuern von zollpflichtigen Gegenständen bis zu einer gewissen Höhe des Satzes zu erheben, konnte man darüber verschiedener Ansicht sein, ob das Zollparlament zur Behandlung dieser Frage kompetent sei. Durch das schroffe Auftreten der Württemberger Mohl und Probst, des ultramontanen Badensers Roßhirt und des Welfen Windthorst bekam die Frage eine politische, ja nationale Bedeutung weit über den Rahmen ihrer thatsächlichen Tragweite hinaus. Dazu kam, daß der Bundesratsbevollmächtigte für Hessen, Lega-

tionsrat **Hofmann**, der spätere Staatssekretär in Straßburg, ohne daß der Gegenstand im Bundesrat besprochen war, in sehr bestimmter Form den Antrag als außerhalb der Kompetenz des Zollparlaments liegend und in das Sonderrecht Hessens eingreifend bekämpfte. Da erhob sich der Löwe Bismarck, um zunächst in höflicher Form, aber in sehr festem Tone seinen hessischen Kollegen zurückzuweisen. Wort gab Wort, Rede Gegenrede, so daß man damals das erste und bis jetzt letzte Beispiel dafür hatte, wie zwei Bevollmächtigte des Bundesrates sich vor der Volksvertretung bekämpften. Hofmann trat für das Recht seiner kleinen Heimat mit großem Mute dem Kanzler gegenüber auf, welcher mit Freuden die Gelegenheit ergriff, dem damaligen hessischen Ministerium unangenehm zu werden. So sahen wir sterblichen Abgeordneten in der Tiefe des Saales dem Kampf der unsterblichen Götter auf der Bundesratstribüne mit Staunen und Entsetzen zu. Aber auch unter uns arme Plebejer schleuderte Zeus Bismarck seine Blitzstrahlen. Der Schwabe **Probst** hatte bona fide die große Ungeschicklichkeit begangen, nicht bloß gegen den Druck zu protestieren, welcher mit derartigen Anträgen auf Süddeutschland zu seinem Anschluß an den Nordbund ausgeübt werde, sondern auch mit Hinweis auf Frankreich die Befürchtung ausgesprochen, daß hiermit der Frieden gefährdet werde. Bismarck entgegnete: .... „Der Herr Vorredner hat uns gesagt, seine engeren Landsleute seien einig in dem Bestreben, sich jeder Erweiterung der Kompetenz des Zollparlaments zu widersetzen. Es ist von dieser Seite her gewiß nichts geschehen, was den Herrn Vorredner und seine Gesinnungsgenossen in diesem Bestreben irgendwie hätte irre machen oder hindern können. Führen Sie Ihr Programm durch, so lange es Ihr freier Wille ist; Sie werden von uns weder mit einer Ueberredung, noch mit einer Bitte, noch auch nur mit einem Wunsche aufgefordert werden, Ihr Programm aufzugeben. Es hängt das Aufgeben desselben lediglich an Ihrem freien Willen .... Selbst wenn Sie den Wunsch aussprächen, diese Ihre Selbständigkeit aufzugeben (Sie nennen es so, ich nicht — sich dem norddeutschen Bund zu nähern, will ich lieber sagen), so müßten Sie diesen Ihren Wunsch schon so motivieren, daß er auf beiden Seiten dieselbe günstige Beurteilung fände. Sie halten uns für viel empressierter, als wir sind." Indem er alsdann auf den Hinweis nach Frankreich zu sprechen kam, schloß er mit dem von einem wahrhaften Sturm des Beifalls aufgenommenen Worte: „**Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo.**" Die Palme trug aber an diesem hochwogenden Tage jedenfalls der bayrische Abgeordnete Dr. **Völk** davon, indem er seine bekannte, von wiederholten Beifallsrufen häufig unterbrochene Rede über das Thema hielt: „**Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland!**" In jener Sitzung gingen die Herzen auf, das deutsche Nationalgefühl schlug in flammenden Lohen zum Himmel und man empfand, daß die deutsche Einheit im Grunde schon vorhanden war und daß nur der elektrische Schlag noch fehlte, um die Masse in einen schön geformten Kristall zu gestalten.

Am 23. Mai schloß der König in gleicher Weise, wie die Eröffnung erfolgt war, im weißen Saale des Residenzschlosses die erste Session des Zollparlaments, indem er am Ende der Thronrede folgende Worte sprach: „Nicht minder darf ich hoffen, daß die Session des deutschen Zollparlaments, welche ich heute schließe, dazu gedient hat, das gegenseitige Vertrauen der deutschen Stämme und ihrer Regierungen zu kräftigen und manche Vorurteile zu zerstören oder doch zu mindern, die der einmütigen Bethätigung der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, welche das gleiche Erbteil aller deutschen Stämme ist, etwa im Wege gestanden haben; Sie werden alle die Ueberzeugung in die Heimat mitnehmen, daß in der Gesamtheit des deutschen Volkes ein brüderliches Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt, welches von der Form, die ihm zum Ausdruck dient, nicht abhängig ist und welches gewiß in stetigem Fortschreiten an Kraft zunehmen wird, wenn wir allseitig bestrebt bleiben, in den Vordergrund zu stellen, was uns eint, und zurücktreten zu lassen, was uns trennen könnte." Und als Antwort auf die oft gehörte Befürchtung, daß Preußen einen Druck auf Süddeutschland ausüben werde, sprach der

König weiter: „Nachdem Ich durch den übereinstimmenden und vertragsmäßig bekundeten Willen der dazu berechtigten gesetzgebenden Gewalten unseres deutschen Vaterlandes zu dieser hervorragenden Stellung in demselben berufen bin, betrachte Ich es als Ehrenpflicht, vor den zu diesem Parlamente erwählten Vertretern des deutschen Volkes zu bekunden, daß Ich die Mir übertragenen Rechte als ein heiliges, von der deutschen Nation und ihren Fürsten anvertrautes Gut in gewissenhafter Achtung der geschlossenen Verträge und der geschichtlichen Berechtigungen, auf welchen unser vaterländisches Gemeinwesen beruht, handhaben und verwerten werde. Nicht die Macht, welche Gott in Meine Hände gelegt hat, sondern die Rechte, über welche ich mit Meinen Bundesgenossen und den verfassungsmäßigen Vertretungen ihrer Unterthanen in freien Verträgen übereingekommen bin, werden Mir jetzt und in Zukunft zur Richtschnur Meiner Politik dienen ....“

(Schluß folgt.)



Der Kandidat aus Silesien.

Kulturbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Dr. **Karl Meinardus,** Prof.

Die alte oldenburgische Grafschaft war nach dem Grafen Anton Günther, welcher 1667 ohne Hinterlassung ebenbürtiger Nachkommenschaft zu seinen Vätern versammelt ward, durch Erbschaft an das in Dänemark regierende oldenburgische Haus gefallen und ist mit diesem Reiche bis 1773 vereinigt gewesen.

Der Tausch war für das Ländchen sehr verhängnisvoll. Zwar fehlte es in Kopenhagen nicht an guten Absichten. Die Könige machten von der seit 1660 ihnen übertragenen unbeschränkten Gewalt persönlich keinen argen Mißbrauch und hegten für die alte Heimat ihres Geschlechtes „eine wohlwollende Gesinnung und selbst eine gewisse Pietät". Auch ihre Regierungsorgane ließen es an einer regen Thätigkeit für das Landeswohl nicht ermangeln, welche, wenn auch manchmal zur Vielgeschäftigkeit neigend, doch zahlreiche Verbesserungen zuwege brachte.

Nichts desto weniger empfanden die Oldenburger nur zu sehr, daß die neue Regierung eine Fremdherrschaft sei.

Schon die weite Entfernung bei den elendesten Verkehrsmitteln hemmte die Verbindung mit der Hauptstadt und erschwerte aufs störendste die Raschheit und Thatkraft der Verwaltung. Nur in ganz vereinzelten Fällen entschloß sich dieser oder jener König, dem üppigen Leben seiner glanzvollen Residenz sich zu entziehen, um der abgelegenen kleinen Provinz seinen flüchtigen Besuch zu gönnen. Unter Vermittelung der „K. Teutschen Cantzley" zu Kopenhagen regierten sie das Land durch die Regierungscantzley in Oldenburg, welche in ein Regierungs-, Justiz- und Konsistorial-Kollegium zerfiel. An der Spitze des Ganzen stand als Statthalter des Königs ein „Oberlanddrost", auch wohl „Gouverneur" betitelt. Durchgehends waren dies sehr vornehme dänische oder holsteinische Adlige, die schwerlich einmal sympathischen Sinnes die exilartige Stellung antraten, daher sehr häufig wechselten. Da nun obendrein die Ziele ihrer früheren amtlichen Thätigkeit mitunter weit von denen der jetzigen entfernt waren, wie denn unter ihnen ein vormaliger General-Feldmarschall, ein Admiral, ja ein Oberstallmeister sich findet, — so konnte es nicht ausbleiben, daß trotz rühmlicher Ausnahmen die für das öffentliche Beste unentbehrliche Beständigkeit und Energie der Oberleitung in der Regel mangelhaft genug durch diese Herren vertreten war.

Somit lag die Verwaltung im einzelnen fast unbeschränkt in den Händen der ge-

nannten drei Kollegien. Wie nun zu jenen Zeiten die Beamtenschaft überall von starrem büreaukratischen Selbstgefühl sich leiten ließ, worin sie von der servilsten Gesinnung des Publikums in unglaublichem Maße bestärkt wurde, so sahen die dänisch-oldenburgischen Würdenträger durch ihre Unabhängigkeit nach oben hin sich in ihrer Herrschsucht um so viel mehr gefördert, und der Geist der in den Jahren 1660/65 eingeführten dänischen Verfassung, welche Schlosser „autokratischer, als die türkische“ nennt, kam in ihnen zur vollen Erscheinung, zumal da, wie sämtliche Statthalter, so auch die Beamten in der großen Mehrzahl Fremde waren.

Man kann sich vorstellen, welche Nachteile dem Ländchen aus so schweren Uebelständen erwachsen mußten, wenngleich dann und wann von seiten „des Hofes“ mildernd und bessernd eingegriffen wurde.

Außerordentliche Verwickelungen trug das Verhältnis des ausländischen Regiments zur Stadt Oldenburg im Schoße.

Diese damals etwa 4000 Einwohner zählende frühere Residenz hatte vor allem unter der Herrschaft der beiden letzten Grafen, Johanns XVI. und seines Sohnes Anton Günther, welche nahezu ein Jahrhundert lang aufs segensreichste regierten, glückliche Zeiten erlebt. Namentlich der Sohn (1603—1667) hatte durch seine kluge Politik den Krieg abzuwehren gewußt und dem Lande eine verhältnismäßig reiche materielle und geistige Blüte geschaffen; ja er hatte es möglich gemacht, um seine Hofhaltung einen nicht gewöhnlichen Glanz zu verbreiten.

Mit seinem Tode war alle diese Herrlichkeit verschwunden. Obendrein hatte eine Reihe schwerer Naturereignisse namentlich die Hauptstadt aufs verderblichste betroffen. Sie mußte daher den Nachgeborenen als ärmlich, tot und öde erscheinen, und die Erinnerung an die vergangene Blüte in den Bürgern der jetzigen Provinzialstadt das schmerzlichste Mißbehagen wecken. Kein Wunder, daß sich zwischen ihnen und den Vertretern der entlegenen Regierung ein leidliches Verhältnis Jahrzehnte lang nicht herausbilden wollte. Waren doch diese Fremdlinge ohne Mitgefühl für den drückenden Kummer und traten durch die Art ihrer Verwaltung in schroffen Gegensatz gegen die patriarchalische Leitung der alten Grafen. Während man vormals bei diesen stets auf warme Teilnahme rechnen durfte und aus ihrer Hand wertvolle Gaben und Rechte empfangen hatte, mußte man jetzt bald inne werden, daß die neuen Machthaber fern von solcher Gesinnung waren und eines der Privilegien nach dem anderen antasteten und außer Kraft setzten.

So ist es begreiflich, wie auch die „submisseste“ herkömmliche und angeborene Unterwürfigkeit nicht hinderte, daß der wachsende Mißmut hin und wieder zum Ausbruche kam und an den Stufen des Thrones in Beschwerden und Bittgesuchen sich Luft machte. Zum Glück fand man hier nicht immer taube Ohren. Nicht allein jenes Wohlwollen der Könige für ihr Stammland, sondern auch tiefer liegende Gründe sprachen mit: Dänemark ward durch mehrere abenteuerlustige Fürsten in die meisten der zahlreichen damaligen Kriege hineingezogen und mußte stets darauf bedacht sein, dem Anschlusse Oldenburgs an eine Gegenpartei vorzubeugen. Deshalb suchte man diese Provinz bei möglichst angenehmer Stimmung zu erhalten. Darin mochte dieselbe einen freilich nur geringen Ersatz finden für die schweren Schäden, welche die notgedrungene Beteiligung an allen den politischen Händeln mit sich brachte.

Die skizzierte allgemeine Lage machte sich in ganz besonderer Weise auf dem Gebiete des höheren Schulwesens bemerklich.

Seit den Reformationszeiten bestand in der Stadt Oldenburg eine lateinische Schule. Ihre Gründung und Erhaltung beruhte gleichermaßen auf der Fürsorge der Grafen wie der Stadt. Dem entsprechend lag die Verwaltung in den Händen des gräflichen Konsistoriums und des Stadtmagistrats. Deren beiderseitige Befugnisse gesetzlich zu begrenzen war nicht für nötig befunden worden: beide Behörden scheinen mit gleichem Eifer und im besten Einvernehmen ihrer Aufgabe obgelegen zu haben. Da

nun überdies die zwei letzten Grafen der Anstalt ihre stete Wohlgeneigtheit zuwandten, so konnte das dänische Regiment, soweit wir sehen, dieselbe in verhältnismäßig erfreulichem Zustande übernehmen.

Mit dem Wechsel der Herrschaft trat nun aber ein rascher Verfall ein. Die neue Regierung betrachtete überhaupt das Land vorzüglich als Einnahmequelle für die Bedürfnisse des dänischen Staates und Königs. Daher kam es ihr so wenig darauf an, den kläglich beschränkten Finanzen der Schule hilfreiche Hand zu leisten, daß sie vielmehr die von früher her stammenden Zuschüsse einfach strich, als Ersatzmittel aber die vorhandenen milden Stiftungen mit naiver Willkür, unbekümmert um deren ursprünglichen Zweck, auszubeuten keinen Anstand nahm. Es kam z. B. vor, daß einem Lehrer die gestrichene fürstliche Beihilfe auf den sogenannten Armen-Mägde-Fundus angewiesen wurde! Auch der sittlichen und wissenschaftlichen Pflege der Anstalt wurde in der Regel die erforderliche Sorgfalt keineswegs gewidmet.

Die städtische Behörde andrerseits beharrte aufs eifrigste bei ihren fürsorglichen Bemühungen, aber sie sah sich auf Schritt und Tritt durch die wachsende Verarmung und Verkümmerung gehemmt und in ihrem herkömmlichen Anrechte auf die Mitleitung seitens der Büreaukratie mehr und mehr bedroht.

Erst 27 Jahre nach Anton Günthers Tode (1694) entschloß sich, vermutlich im Hinblick auf die bedenklichen politischen Zustände, König Christian V., „der verschiedentlichen aller unterthänigsten Ansuchung" zu willfahren, und der Stadt wegen ihrer „Treue und Devotion" ihre „althergebrachten Privilegia, Gerechtigkeiten und löblichen Gewohnheiten zu confirmiren und zu bestätigen". Ja, zwei Jahre nachher that er noch ein übriges und „concedirte und verordnete an besonderer dieser Stadt zutragender Kön. Gnade" unter anderem, daß

„der Stadtmagistrat von dem K. Consistorio zu denen Schulsachen hinfüro jederzeit mit gezogen, und ohne dessen Consens darinnen nichts vorgenommen oder verhänget werden solle".

Durch diese Verordnung wurde die alte Praxis gesetzlich festgestellt. Der neue König Friedrich IV. bestätigte sie 1699. Die Stadt freute sich ihrer als eines höchst wertvollen Zugeständnisses.

Nur zu bald aber traten bei ihrer Ausführung im einzelnen äußerst bedenkliche Schwierigkeiten zu tage. Fehlte es ihr doch an jeglicher näherer Bestimmung über das Maß der einer jeden der beiden Behörden zugedachten Kompetenz und über die Form ihres Zusammenwirkens. Ja, bei den früheren patriarchalischen Zuständen konnte man dergleichen entbehren. Allein jetzt herrschte jene tief begründete gegenseitige Spannung! Ein heftiges Auseinanderplatzen der Widersacher war früher oder später unausbleiblich.

Schon war es wiederholt zu hitzigen Streitigkeiten gekommen, wobei bald die eine, bald die andere, bald auch beide Parteien den kürzeren zogen. Da gab ein an sich recht harmloser Vorgang den Anstoß zu einem erbitterten Kampfe, dessen Verlauf, wie er fast lückenlos in den Akten überliefert ist, unseres Erachtens auch weiteren Kreisen mitgeteilt zu werden verdient, da er ebenso lehrreich als amüsant ist.

In der Mitte des Aprils 1748 war der Kantor an der lateinischen Schule, Alberti, verstorben und auf dem ihm von Kön. Majestät „zur Verwesung allermildreichst geschonkenen Platze" beigesetzt worden. Er so wenig, wie sein Vorgänger hatte sich den eigentümlichen doppelseitigen Anforderungen, welche dieses Amt an seinen Inhaber stellte, völlig gewachsen gezeigt. Denn während beide den eigentlichen Schulunterricht in ihrer Klasse, der Quarta, zur Genüge zu besorgen wußten, war ihre musikalische Mangelhaftigkeit so groß, daß von „Figuralmusik" bei ihnen gar nicht die Rede sein konnte, bei der von ihnen geleiteten Vokalmusik aber „die Stadtmusikanten und schöne Orgel nicht ohne Disharmonie zu gebrauchen gewesen".

Nun waren freilich die Zeiten nicht mehr, wo man wie im Jahrhundert der Reformation meinte, „ohne die musica sei und bleibe doch in allen Schulen nur ein lauter

barbaries", und wo man ein gleiches Gewicht auf die musikalische Mitwirkung auch beim Gottesdienste und bei den Leichenbegängnissen legte. Allein einen Verfall wie den dermaligen weiter einreißen zu lassen, war man doch auch jetzt nicht gesonnen. Es äußerten sich dafür verschiedene Gründe. Die sieben Vertreter der Bürgerschaft beim Magistrat, die „Elterleute", wünschten eine bessere „musikalische Information, weil mancher unbemittelte, der Musik gelernt habe, in der Fremde sein zeitlich fortun dadurch befördern könne". Andere hoben hervor, daß der Kantor nicht bloß die Jugend, sondern auch „die meisten Küster und Sänger" im Lande musikalisch zu bilden und zu prüfen habe, und daneben die ganze Direktion der Musik „in der Kirche und sonst" auf ihn ankomme. Von beträchtlichem Einfluß war sicherlich auch der Umstand, daß der derzeitige Oberlanddrost, Exzellenz von Ahlefeld, ein Musikfreund und so großer Musikkenner war, daß ihm anheimgestellt werden konnte, bei bevorstehender Kantorprüfung „ein und die andere Cantate" zum Vortrage auszuwählen.

Jedenfalls war der Wunsch allgemein, diesmal einen möglichst musikalischen Kantor zu bekommen, so klar man nach den wiederholten Erfahrungen voraussehen konnte, es werde überhaupt, namentlich auch bei den elenden Gehaltsverhältnissen, nur mit Mühe eine für jene beiden Aufgaben gleich geeignete Persönlichkeit ausfindig zu machen sein. Um so erwünschter mußte es dem Konsistorium erscheinen, als ihm von glaubwürdiger Seite ein geprüfter Kandidat der Theologie Henrich Hartwig Flor in der damals zerbstischen Stadt Jever empfohlen wurde, der guten Schulunterricht erteile, die Musik aber, besonders die Vokalmusik, „fast ausnehmend geübt habe, so daß er schon als Schüler bey allen musiquen nicht ohne Vergnügen aller Zuhörer sowohl wegen seiner Fertigkeit, alß auch wegen seiner Stimme und manieren gehöret worden"; in Lüneburg als „praefectus chori" thätig gewesen sei; auch ziemlich das Klavier verstehe, so viel von einem rechtschaffenen Cantore erforderlich und nützlich; ja selbst zum Predigen werde er „zu einiger assistence gebraucht werden können".

Die Behörde war von vornherein für Flor gewonnen, und es verlautete überall in der Stadt, die Herren hätten geäußert, Flor solle Kantor werden. Allein gewitzigt durch frühere Erlebnisse hielten sie es doch für ratsam, dem Magistrat, der ja „in corpore ein Votum in Schulsachen habe", die Frage vorzulegen, ob auch er auf diesen Kandidaten reflektiere? und ihn aufzufordern, er möge, wenn er etwa sonst „ein capables Subject" wisse, dieses anzeigen, damit man dem Könige zwei Bewerber zur Auswahl vorschlagen könne.

Die Antwort lautete: man habe nichts dagegen, daß Flor vorläufig seine Probe ablege. Als zweites Subject biete sich durch seinen Schwager, den Pastor Greverus in Osternburg, einem Vororte Oldenburgs, Johann Christian Hoppe „in Silesien" an. Ebenfalls geprüfter Kandidat habe er schon während seiner Studien durch Unterrichten sich durchhelfen müssen, und sei „zu des Publici Bestem ein beständiger Sclave der Information gewesen". Auch in der Musik wolle er es auf eine Probe sogar im Orgelspiele ankommen lassen. „Weil nun notorie in unseren niedersächsischen Gegenden Leute, die bey denen studiis der music fähig, überaus rar," in Silesien aber dieses Talent „gemeiniglich jedem angeboren sei", — so habe man auf das Gesuch des P. Greverus erwidert, daß, „wenn sein Schwager auf eigene Kosten sich allhier fordersamst und wenigstens innerhalb 4 Wochen" einfinden und die Probe ablegen werde, „derselbe als das zweite Wahl-Subjectum admittiret werden könne".

Beide Vorschläge wurden von der königlichen Behörde einstimmig gebilligt; Flor wurde also in der Schule und Kirche geprüft, indem Rektor Herbart (der Großvater des Philosophen) ihm die Probelektionen aufgab, Organist Lanau aber „einige schwere Stücke und Cantaten, welche der Candidat theilweise ex tempore absang", begleitete. Hoppes Ankunft solle abgewartet werden, ehe man sich schlüssig mache.

Alles schien in die besten Wege geleitet zu sein, — niemand ahnte Böses.

Schon nahten sich die dem Silesier gesetzten vier Wochen ihrem Ende. Da ver-

breitete sich die Nachricht, der neue **König Friedrich V.** (1746—1766), derselbe, den jeder Deutsche als warmen Freund und Gönner unserer Nationallitteratur kennt, beabsichtige einen **Besuch** in Oldenburg zu machen. Natürlicherweise war hier alle Welt über eine so seltene Aussicht freudigst erregt und auf einen feierlichen Empfang bedacht.

So auch der Organist Lanau. In der sicheren Voraussetzung, daß die Majestät auch am Gottesdienste teilnehmen werde, hielt er es für seine Pflicht, sich auf einige bei dieser Gelegenheit aufzuführende „Glückwünsch und Arien" vorzubereiten, und machte sich alsbald fleißig an die Arbeit. Bald war er damit fast bis zur „Perfection" gediehen, als ihm schwerer und schwerer der Gedanke an ein Hindernis aufs Herz fiel, welches die Ausführung seines Vorhabens „in etwas unvermögend machen wolle". Wer solle die Soli singen, da das Kantorat noch immer unbesetzt sei und auch schwerlich früh genug werde besetzt werden? Denn der auswärtige Konkurrent lasse noch vergebens auf sich warten und werde vermutlich gar nicht mehr kommen. Für alle Fälle hatte der bedrängte Mann sich privatim an den Kandidaten Flor gewandt, der ja in der Probe hinlängliche Geschicklichkeit zum Singen gezeigt habe, und diesen inständig gebeten, ihm beizustehen. Flor hatte sich auch bereit erklärt und sogar die Aussicht eröffnet, er werde auf Wunsch seinen Bruder, Kantor an der Schule zu Jever, der ein tüchtiger Diskantist sei, mitbringen. Immer aber blieb es Lanau zweifelhaft, ob man dem Kandidaten Flor selbst, der nur erst auf Hoffnung Kantor sei, das offizielle Auftreten oberlich gestatten werde.

Lanau wartete bis aufs äußerste: nur ein Tag fehlte mehr an der vierwöchentlichen Frist, und der Silesier war noch nicht da! So sah er sich genötigt, am 29. Mai das Konsistorium unter Schilderung seiner sorgenvollen Lage anzuflehen, selbiges wolle eine Verfügung treffen, welche ihn in den Stand setze, sein „schuldiges Vorhaben zu bewerkstelligen". Das beste Auskunftsmittel scheine Flors sofortige Anstellung zu sein.

So gern dieses Kollegium bereit gewesen wäre, dem Supplikanten zu willfahren, so konnte es doch nicht umhin, für jetzt davon abzusehen. Gerade an demselben Tage hatte nämlich die städtische Behörde angezeigt, der Kandidat Hoppe sei auf der Reise begriffen. Darauf glaubte die andere doch Rücksicht nehmen zu sollen: sie mochte Bedenken tragen, gegenüber der von Serenissimus der Stadt zugedachten Gnadenerweisung deren Vertreter vor den Kopf zu stoßen. Sie wies daher Lanau ab und beschloß, die Ankunft des Reisenden zu erwarten, ehe zur Kantorwahl geschritten werde. Einem anderen, als dem angestellten Kantor, das Singen in der Kirche ausnahmsweise zu gestatten, das scheint den Herren nicht einmal in den Sinn gekommen zu sein, selbst nicht im Angesicht des königlichen Besuches.

Es verstrichen fernere 14 Tage, ohne daß Hoppe erschien. Lanau flehte abermals und noch weit herzbrechender, denn Majestät müsse in allernächster Zeit eintreffen. Die Konsistorialen wurden ärgerlich und erklärten den Stadthäuptern: sie trügen Bedenken, den Kantordienst noch länger unbesetzt zu lassen, und da Hoppe so lange über die Zeit ausgeblieben, bei der Ankunft Sr. Majestät aber für Vokalmusik, „folglich für einen Cantor" Sorge zu tragen sei, so bleibe doch nichts übrig, als Flor allein vorzuschlagen. Der Magistrat möge „fordersamst und zwar noch diesen Morgen" dessentwegen sein Votum einreichen.

Dasselbe erfolgte umgehend in sehr erregtem Tone. Nachstehendes sind die Hauptstellen:

. . . „Wir haben hierdurch vorläuffig aufs solemneste zu bezeugen unermangeln sollen, wie wir mit dem grösten Vergnügen uns jederzeit bestreben, diejenige Einhelligkeit, die in dergleichen Fällen bis daher zwischen dem Hochpreißlichen Consistorium und dem Magistrat so heilsamlich bestanden, unverrückt zu erhalten, insonderheit dem jeverischen Candidaten auch unsere Stimmen zu ertheilen, wenngleich keine andern Bewegungsgründe, als bloß die gegen ein H. Obergericht tragende Hochachtung dazu vorhanden waren. Weil aber

1) Ihre Kön. Majestät den nun sattsam zuverlässigen Nachrichten zufolge am instehenden Sontage erst nach der Predigt eintreffen und schon vor dem folgenden Sontage wieder von hier gehen werden, folglich keine Vocal-Musik stattfinden und somit der Grund zur Beschleunigung der Wahl wegfallen dürffte;

2) H. Consistorium selbst von uns gefordert, uns umb ein zweites Subject zu bemühen;

3) dies sofort von uns geschehen und von H. Conf. einhellig approbiret, sodaß

4) sicheren Nachrichten nach dies Subject bereits am 30. May sich auf die Reise begeben und vielleicht heute zu erwarten ist; ein so kurtzer Verzug,

5) weil Kranckheit und andere Zufälle auf einem Wege von beynahe 100 Meilen sich äusern können, ihm nicht zur Last gelegt werden darff;

So selbsten stellen wir zu H. Consistorii höchsterleuchteten näheren Erwegung:
ob dero eigene und des Stadtmagistrates öffentliche Fides nicht auswärtig sehr leiden, und ein frembder sich darauf jemahlen hinwieder anhero auf dem Wege begeben würde, wenn man bey so bewandten Umständen Leute, die auf vorgängigen einhelligen Gerichtlichen Schlüßen gebauet und denenselben zu Folge einen weiten kostbaren Weg angetreten und sogar stündlich erwartet werden, bey der Ueberkunst zurückweisen und nicht einst hören solte.

Wir unseres Ortes vermögen hieran um so weniger theilzunehmen, da doch laut einer früheren Kön. Verordnung für vacante Lehrerstellen jedesmal zwei bis drei Candidaten, und nur, falls nicht mehrere sich finden, ein einziger dem Könige vorzuschlagen geboten ist, — jetzt also, wo zwei vorhanden sind, der eine derselben nicht unberücksichtiget bleiben darf.

Ueber dies alles erbitten wir uns eines H. Conf. näheres Gutachten und versichern, daß falls sothane Bedencklichkeiten solten gehoben werden können, wir der Wahl des Cand. Flor gar nicht entgegen seyn, sondern sodann der K. Verordnung gemäß unseren Consens gerne ertheilen werden, bis dahin aber unsere Verordnungs-kündige Rechte, und den darin buchstäblich erforderten Consens per expressum vorbehalten. Die wir in allerprofondester Submission ersterben als ..."

Dieses Votum versetzte die Regierungsbehörde in lebhafte Bewegung. Zunächst regte sich die Entrüstung über dessen „gantz unanständige und inadäquate Schreibart", welche einen nachdrücklichen Verweis verdiene. Im Wiederholungsfalle müßten oberliche Zwangsmaßregeln angewandt, und die Verfasser angehalten werden, die ungehörigen „Floscula in cancellaria zu deliren". Die energischen Mitglieder erklärten, jetzt müsse ohne weiteres zu Flors Anstellung geschritten werden, namentlich auch in der Erwägung, daß, wenn schon keine Kirchenmusik, so doch ein Konzert vom Könige gefordert werden könnte, zu welchem ein so guter Sänger, wie Flor, hier nicht zu finden sei. Trotz der allgemeinen Mißstimmung aber war dennoch die Mehrheit durch den Inhalt jenes Votums stutzig gemacht und schwankte, ob man nachgeben wolle oder nicht.

Noch war man zu keinem endgültigen Beschlusse gediehen, da trat plötzlich eine allseitige Ueberraschung ein, durch welche die Sachlage wesentlich verändert wurde.

Am 15. Juni langte die sichere Nachricht an, Königliche Majestät werde gar nicht kommen!

Damit fiel freilich der dringendste Anlaß zur Eile fort, und so konnte das Konsistorium nicht wohl anders, als sich für ferneren Aufschub entscheiden. Es beschloß also am 19. Juni, noch eine Woche der Ankunft Hoppes entgegen zu sehen, dann aber unter allen Umständen Flors Anstellung zu betreiben.

Die Woche verstrich. Der 26. Juni kam ins Land, nicht aber der Zankapfel aus Silesien!

Statt seiner ging an diesem Tage der königlichen Behörde eine Vorstellung der städtischen zu, welche endlich etwas nähere Nachricht über ihn brachte: Es sei ein Brief aus Leipzig eingetroffen mit der Meldung, der Kandidat sei „bereits am 20. Juni"

dort angelangt und werde nach zweitägiger Rast seine Reise fortsetzen. Merkwürdigerweise stammte dieses Schreiben nicht aus der Feder des Beteiligten selbst, sondern der Sohn eines oldenburgischen Ratsverwandten, welcher in Leipzig studierte, hatte in dessen Auftrag seinem Vater nebenbei die Mitteilung gemacht.

So wenig angemessen und schicklich diese Methode war, so ließ sich der Magistrat doch nicht im mindesten durch sie anfechten. Seine „Vorstellung" meinte, „Hoppe habe nunmehr durch einen Freund geziemend (!) Nachricht von sich gegeben. Da man von Leipzig bis hierher in fünf Tagen gelangen könne, so werde er zweifelsohne am 27., also morgen, hier erscheinen. Somit könne bis zum nächsten Sitzungstage des Konsistoriums Probe und Wahl absolviert sein. „Und da weder Kirche noch Schule bey allem Verzug bis jetzt gelitten und in acht Tagen nicht leiden werden, so würde es nicht verantwortlich seyn, wenn man den von zwei Collegiis einstimmig beruffenen Candidaten ungehört excludirte." Nach dem Wortlaute des Privilegiums sei doch selbstredend klar, daß vor einem Beschluß in Schulsachen beide Kollegien notwendig einig sein und ihren Konsens geben müssen. „So leben wir," damit schloß man, „der Zuversicht, H. Consistorium werde sothanem Privilegio vermittelst einiger widrigen nicht buchstäblichen Erklärung die Kraft nicht benehmen, sondern der bisherigen sehr guten Harmonie Gnädigst Raum geben; — die wir unß im widrigen Falle den allerunterth. wahrhafften Bericht und votum an K. Majestät Selbst hierdurch per expressum reserviren und in allerprofondester . . ."

Durch dieses schroffe Auftreten des Magistrats fühlte die Oberbehörde die Schranken ihrer Geduld durchbrochen. Und da sie jetzt, wo der königliche Besuch nicht erfolgt und wohl auch nicht ferner zu erwarten war, die Hände freier zu haben meinen mochte, so faßte sie ohne Verzug den energischen Beschluß: es sollen, wie es auch sonst damals üblich, zwei Deputirte vom Stadtmagistrat vorgefordert und denselben dessen letzte „Vorstellung" retenta copia in originali zurück gegeben, auch die darin befindliche ungeziemende Schreibart verwiesen, „anbey denenselben kundt gethan werden, daß dem Resoluto vom 19. Jun. gemäß nunmehro der Candidat Flor zum Cantore hieselbst gewehlet sey, und davon an Seine Kön. Majestät behueff dero Allergnädigster Confirmation sodersamst referiret werden solle".

Also geschah es. Damit aber war offener Kriegszustand eingetreten.

Der vom Konsistorium am 28. Juni dem Könige erstattete Bericht zeigte an, für das erledigte Kantorat habe sich nur ein einziges Subjekt gemeldet und ein so gutes Examen bestanden, daß dadurch vielleicht andere von der Bewerbung abgeschreckt seien. Freilich habe der Stadtmagistrat, dem auch ein Votum in Schulsachen zustehe, die Entscheidung durch die Angabe, er wisse noch einen zweiten Kandidaten, aufgehalten; dieser aber sei trotz der zu dessen Sistierung gewährten wochenlangen Frist nicht erschienen, und so könne die Klasse nicht länger ohne Lehrer gelassen werden. Daher ersuche man um Flors Allerh. „Confirmirung". —

Der Kanzleirat von der Loo, regierender Bürgermeister und Wortführer des Magistrats, ein Mann, der mit unermüdlichem, leidenschaftlichem Eifer die Rechte der Stadt verfocht und sich gelobt hatte, so lange er lebe, keines der noch vorhandenen Privilegien verloren gehen zu lassen, weshalb er denn vorzugsweise der lateinischen Schule seine Thätigkeit widmete, — erfuhr, der angedrohte Bericht liege bereits unterschrieben in der Expedition. Zugleich wurde ihm gemeldet, Hoppe werde ganz sicher mit der nächsten Post ankommen. So hielt er es denn für die „äußerste Nothwendigkeit, in Zeiten vorzubauen und ebenfalls mit einer nachdrücklichen Vorstellung nach Hofe zu eilen". Er zauderte keinen Augenblick eine solche abzufassen, ließ sie ins reine schreiben und bei allen Mitgliedern zirkulieren und hätte sie, so ausführlich sie war, schon am 29. Juni mit sämtlichen Unterschriften versehen nach Kopenhagen abschicken können, entschloß sich jedoch im letzten Augenblicke, sie lieber noch bis zum nächsten Posttage zurück zu halten.

Die Post erschien, aber immer und immer noch ohne den ersehnten Passagier! Die Vorstellung ging demnach ab.

„Ungeachtet unserer Verdienste um das allgemeine Beste, — so ungefähr läßt sich hier der erbitterte Groll vernehmen, — hat das Kön. Obergericht es von Zeit zu Zeit dahin zu bringen gewußt, daß unsere Privilegia um ein großes gemindert, und wir nach unverschuldet gänzlich verlohrnen Ansehen außer Kräfften gerathen, hiesiger Stadt und E. Kön. Majestät Selbst, wie wir gern wollten, einige erhebliche Dienste zu leisten. — Von allen wohlerworbenen Privilegiis ist annoch bis jetzt ungekränckt übrig geblieben das in Schulsachen“.. Obwohl nun „nach der Lehre der Publicisten und der H. Höfe selbst die Erklärung aller unmittelbaren Landesherrlichen Verordnungen ein Reservatum des Landesfürsten ist;“ obwohl in streitigen Fällen zwischen Ober- und Niedergerichten die Entscheidung lediglich dem Landesherrn zusteht; obwohl niemand in seiner eigenen Sache Richter sein, mithin auch die Obergerichte „bey aller billigen Superiorität in propriis causis ihnen selbst kein vermeintes Recht verschaffen, noch auf irgend einige Art und Weise über und wieder den dürren Buchstaben derer Landesh. Spezial-Verordnungen verfahren können;“ — so meinet die jetzige K. Regierungs-Cantzeley unangesehen alles dessen „potestiviret zu seyn, alle und jede uns noch übrige wenige K. Privilegia der jedesmahligen K. Obergerichts-Convenience gemäß zu erklären; — und so wird uns jetzt in Wahrheit von unseren Privilegiis nichts gelassen, als was K. Reg.-Cantzeley nach dero eigenen Erklährungen wider den Buchstaben gut findet.“

Zum Belege für diese Klagen wird nun der bisherige Verlauf der Kantorats-Angelegenheit bis zu dem Momente dargestellt, wo das Konsistorium dem Magistrat seine letzte Vorstellung zurückgegeben hatte. Durch Anstreichung einiger Stellen derselben hatte es zu verstehen gegeben, woran es am meisten Anstoß genommen habe. Diese Stellen nimmt von der Loo durch und sucht sie zu rechtfertigen: 1) Daß sich der Magistrat ein „Collegium“ nenne, sei übel vermerkt worden, und doch werde ihm in einer königlichen Verordnung der gleiche Titel beigelegt; 2) die vom Magistrat gerühmte bisherige gute „Harmonie“ scheinen die Herren sich gar zur Unehre und Schande zu rechnen, und doch stehen „Weltkündigermaßen in großen und blühenden Reichen Fürsten, Grafen, Ritter und Herren mit Kauff- und Handelsleuten in einer Societät, darin die Harmonie zwischen ihnen der Hauptgrund der öffentlichen Wohlfahrt, und die Stimme des geringsten der Stimme des allerobersten in dahin gehörigen Fällen gleich; im übrigen aber der Unterscheid des Standes ungeschmälert sei;“ — 3) der „Consens“ des Magistrats beruhe auf dessen Verdiensten um die Schule, die durch königliche Verordnung anerkannt seien: daher „wisse der Magistrat nicht, ob er unrichtig urtheile, daß die Kön. Behörde nicht befugt sey, dero sonst billig anzuerkennende Obergerichtsbarkeit in Schulsachen zum Grunde zu nehmen, der städtischen ein bloßes votum consultativum et deliberativum beyzulegen und aller obigen Gründe unerachtet wider deren Consens mit der Cantorwahl einseitig zu verfahren;“ — 4) daß das Kgl. Obergericht das städtische Schulprivilegium „auf widrige und nicht buchstäbliche Weise erkläre, sei stadtkündig“; gebe es doch fälschlich vor, daß, wenn ihm nicht als der Oberbehörde das Recht zustünde, ungeachtet des Privilegiums wider den Magistrat zu entscheiden, dieser, wenn er wie gewöhnlich zahlreicher an Stimmen sei, allemal das entscheidende Votum haben würde; vielmehr komme es hier auf Stimmenmehrheit gar nicht an, sondern nur darauf, ob der Magistrat konsentiere; thue er, wie im vorliegenden Falle, dieses nicht, so hänge alles von der königlichen Entscheidung ab. So werde allen Schwierigkeiten abgeholfen, und der „Königlich erforderte Consens des städtischen Collegiums der sonst offenbaren willkürlichen Verachtung des K. Obergerichtes nicht bloß gestellet.“

„Findet jedoch,“ so schließt die Eingabe, „auch dieses Verfahren des K. Consistorii E. K. Majestät Allerh. Beyfall, so sind wir auch darin uns allerdemüthigst zu unterwerffen so schuldig, als willig und wahrhafftig bereit.“ Wo nicht, so erbitten wir uns,

zumal da unser Kandidat „ohnfehlbar“ dieser Tage anlangen wird, Allerh. Dero Befehle und Verfügungen und, damit wir uns stets zu verteidigen im stande seien, die Mitteilungen der etwaigen Konsistorialberichte. —

Wieder und wieder sah sich noch tagelang die „ohnfehlbare“ Erwartung getäuscht. Endlich war der Ausbleiber da!

Am 9. Juli geschah es, — mehr als zehn Wochen nach der ersten ihm zugefertigten Benachrichtigung, fast sechs Wochen nach seiner Ankunft in Leipzig, — daß der Kandidat aus Silesien sich beim städtischen Kollegium als anwesend meldete. Und womit entschuldigte er seine unerhörte Verspätung? Lediglich mit der Weite und Anstrengung der Reise und mit dem Wunsche einiger Verwandten, welche aus Besorgnis, ihn nimmer wieder zu sehen, ihn unterwegs aufgehalten, besonders auch ihn gebeten hätten, ihnen eine Predigt zu hören zu geben! Er hatte seiner Supplik einige gute Zeugnisse über seine theologischen und musikalischen Leistungen angelegt, — keines, welches seine pädagogische Uebung und Geschicklichkeit darthat.

Nichts desto weniger beeilte sich der Magistrat seinethalben beim Konsistorium vorstellig zu werden: da nunmehr auf „öffentlichen rechtmäßigen Beruf Hoppe Vatterland, Vatter und Mutter und alle die Seinigen verlassen,“ auf eigene Kosten hierher gereist und mit guten Zeugnissen angelangt sei, auch seinen Verzug, der doch nicht mit der Versäumung eines gerichtlichen Termins verglichen werden dürfe, entschuldigt habe, so habe das Rathskollegium zu des H. Konsistoriums Erwägung zu stellen sich gemüssigt gesehen, ob nicht auch schon um des öffentlichen Glaubens willen der Kandidat wenigstens zur Probe in Kirche und Schule zuzulassen sei, — „wodurch dann den erwachsenen Differentien abzuhelffen seyn möchte.“

Eine Antwort erfolgte für jetzt nicht, denn das Konsistorium hatte beschlossen, diese Vorstellung ruhen zu lassen, „biß auf die Relation der Behörde nach Hofe ein Allergnädigstes Rescript“ werde eingelaufen sein.

So hatte man denn wieder zu warten. Der Juli war fast abgelaufen, als die Ungeduld den Magistrat antrieb, sich am 29. brieflich an den Geheimen Rat und Oberstaatssekretär von Schulin in Kopenhagen zu wenden mit der Bitte, derselbe wolle, nachdem sich Kandidat Hoppe nun bereits an die drei Wochen in Oldenburg aufgehalten, die städtische Supplik vom 30. Juni bei Serenissimus empfehlen.

Es sollte noch lange währen, ehe diese erledigt wurde. Zwar kehrte sie schon gegen die Mitte des Augusts nach Oldenburg zurück, aber nur für das Konsistorium, dem sie zum Berichte zugesandt wurde. Sie entfachte natürlich die hier herrschende Aufgebrachtheit zum lodernden Zorne.

Namentlich in ihrer Behauptung betreffs der „Einschränkung und beliebigen Erklärung königlicher Verordnungen“ fand der alsbald abgefaßte Konsistorial-Bericht eine „unglimpfliche Anfechtung der Amtsehre“. „Wir müssen bitten,“ so schrieb man, „daß den Supplicanten der Beweiß, und daß wir mehr, als einer Regierung gegen den Magistrat einer Municipal-Stadt gebühren kann, uns arrogiret hätten, rechtsbehörig injungiret, oder in dessen Entstehung uns nachdrückliche Genugthuung verschaffet werden möge.“ Die der K. Regierungs-Kanzlei, welche der Magistrat geflissentlich nur Obergericht nennt, oberlich erteilten Befugnisse haben wir allein zur strikten Ausführung Königlicher Befehle angewandt, und die jenseits erhobene Beschuldigung kann und wird nur auf dem Umstande beruhen, daß wir „einige neu hervorgesuchte oder zu weit zu extendiren gewillet gewesene Stadt-Privilegien“ einzuschränken E. Kön. Maj. angerathen haben, was dann auch E. K. M. „immediate haben für nöthig befunden . . .“ „Sonst ist es dem hiesigen Magistrat seit einigen Jahren zur Gewohnheit geworden, sich denen an ihn ergangenen Rescriptis quovis modo zu widersetzen, der unlaugbar schuldigen Subordination gegen die Kön. Regierung sich in vielen Stücken zu entziehen und Statum in Statu formiren zu wollen . . . Wir müssen zur nöthigen Aufrechterhaltung unserer Autorität, da monitoria und correctiones nichts mehr verfangen wollen, uns entweder

E. K. M. Anweisung oder die Erlaubniß ausbitten, jedesmahlige contravention mit einer dem Befinden nach zu determinirenden Geldbuße ahnden und solche zum besten des hiesigen Zuchthauses vom Magistrat executive beytreiben zu dürffen."

Hinsichtlich des fraglichen Spezialfalles hob der Bericht vor allem hervor, die Jugend dürfe nicht länger unter dem Verzuge leiden; — Hoppe habe sich gar nicht ordentlich beim Konsistorium beworben; — er werde in der Probe voraussichtlich dem Flor es nicht gleich thun; — die Zurückgebung der städtischen Vorstellung sei nicht geschehen, als ob man den Magistrat verachten wolle, sondern „weil er sich dem K. Consistorium recht affectirt arroganter Weise durchgehends parificiren", ja die Königl. Konzession dahin „extendiren wollen, daß er wohl gar über selbiges die Superiorität so weit habe", daß bei dem dissensus des Magistrats das Konsistorium überhaupt nichts vornehmen könne, während die Konzession doch nur bedeute, daß jener in dergleichen Fällen mit zugezogen, und seine Stimme als eine einzige, — als votum curiatum — den einzelnen Stimmen der Konsistorialmitglieder hinzu gezählt und dann mit Majorität beschlossen werde, wie es denn auch im gegenwärtigen Falle geschehen sei.

„Wir übergehen," so lautet der Ausgang des Aktenstückes, „das gantz nicht quadrirende Gleichniß vom Ritter und Kauffmann in einer commerce-societaet und verstellen zu E. K. M. Allerh. Ermessen, welchergestalt die unruhigen Supplicanten wegen der uns angeschuldigten Vergehungen zu bestraffen und in die Grenzen der ihnen unerträglichen Subordination anzuweisen seyn möchten; wobey wir wegen ihres Schluß-petiti (Mitteilung der etwaigen Konsistorialberichte betr.) noch bemercken, daß solches auff die ihnen so angenehmen Weitläufftigkeiten und einen immer währenden Schrifftwechsel offenbahr abziele", und dessen Bewilligung der Folgen halber bedenklich und uns nachteilig sein dürfte, „weil wir ohnehin vom Magistrat durch allerhand nichts bedeutende Vorstellungen nur gar zu offt beunruhigt und an Ausrichtung unserer Amtsgeschäffte zu E. K. M. Diensten verhindert werden". —

Diese nachdrucksvolle Erklärung ging am 16. August nach Kopenhagen ab. Und so standen denn die beiden Kämpfer vor dem entscheidenden Richterstuhle. Es läßt sich ohne Zweifel mit gutem Grunde annehmen, daß beide des Spruches mit lebhafter Spannung geharrt haben; insbesondere aber der Magistrat, welcher doch seit dem 26. Juni kein Wort über den Stand der Sache selbst vernommen hatte. Allein abermals galt es, sich zu gedulden, denn eine Woche verstrich nach der anderen, ehe man sein Schicksal erfuhr.

Erst am 27. September erflossen die beiden provozierten königlichen Reskripte und langten am 3. Oktober an!

Dem Konsistorium wurde folgendes eröffnet:

„Uns ist geziemend vorgetragen worden, was so wohl ihr, als der dortige Magistrat wegen des letzten Concurrentz zu den Schul-Sachen an Uns allerunterth. gelangen lassen. Nun ist Uns zwar die Art und Weise, womit der Magistrat seine wider euch dieses passus halber geführte Beschwerde allerunterth. vorgebracht hat, gantz mißfällig, und Wir verweisen dem Magistrat seine gebrauchte und dem Euch schuldigen Egard zuwider laufende Schreibart und Ausdrückungen mittelst des hiebey folgenden Rescripti."

„Was aber das diesmahl angebrachte speciale Gravamen selbst betrifft, so finden wir den Magistrat gantz begründet zu seyn. Denn da das dem Mag. in Schul-Sachen ertheilte Privilegium ausdrücklich dahin lautet: daß der Mag. zu denen Schul-Sachen nicht allein mitgezogen, sondern auch daß NB. ohne dessen Consens darin nichts vorgenommen noch verhänget werden solle" — so legen diese deutlichen Worte dem Mag. ein weit mehreres, als ein votum deliberativum bey, und würde, wenn das gantze Magistrats-Collegium nur ein votum gleich einem Membro Consistorii haben sollte, das gantze Privilegium auf nichts hinaus laufen. Und muß daher das Privilegium allerdings dahin verstanden werden:

daß dem Consistorio und dem Stadtmagistrate jedem ein votum curiatum, welches in beyden Collegiis durch die Mehrheit der Stimmen herauszubringen ist, zustehe, in casu dissensus aber Unsere Allerhöchste Decision allerunterthänigst erbeten werden müsse.

Es ist daher Unser gnädiger Wille, daß, da der Mag. nicht darin gewilliget, daß allein der Candidat Flor zur Wahl eines Cantoris an dortiger Schule auf die Wahl gestellet werde, auch noch der von demselben vorgeschlagene Candidat Hoppe zu Ablegung einer Probe admittiret und nebst jenem zur Wahl kommen solle."

„Ihr habet den Inhalt dieser Unserer Resolution dem Mag. bekannt zu machen und dahin zu sehen, daß mit Ablegung der Probe abseiten des Kandid. Hoppe und mit Anstellung der Wahl baldigst verfahren und Unsere Allerhöchste Approbation darüber allerunterth. eingeholet werde."

„Uebrigens habet ihr das hiebey angeschlossene Rescript, worin Wir dem Mag. seine ungebührliche Schreibart verweisen, demselben ... zu insinuiren."

Gegeben auf Schloß Jägersburg d. 27. Sept. 1748.

Friederich R. v. Schulin.

— Das „angeschlossene" Reskript an den Magistrat hatte nachstehenden Wortlaut:

„Nachdem Uns dasjenige, so ihr wegen der euch mit Unserem Consistorium Allergn. verliehenen Concurrentz in Schul-Sachen Uns allerunterth. vorgestellet, geziemend vorgetragen, so rescribiren Wir heute an besagtes Consistorium, welchergestalt es hierunter gehalten werden, und was selbiges euch hierauf von Unsertwegen zur Resolution bekant machen soll. Wann ihr euch aber in Anbringung eurer Beschwehrde einer sehr hefftigen und dem Unserem Consistorio gebührenden égard zuwiderlauffenden Schreib-Art, wodurch auch zugleich die Uns schuldige ... Ehrfurcht aus der Acht gelassen worden, bedienet und Unser Consist. zugleich mit schwehren, aber unbescheinigten Beschuldigungen ... beleget habet, so können Wir nicht umhin, euch darüber Unser Allergerechtestes Missfallen zu erkennen zu geben, um so mehr, als dieses nicht das erste Mahl ist, daß ihr eure Beschwehrden in so bitteren und stachlichten terminis vorgebracht habt. Wir können ein solches Betragen niemanden Unserer Bedienten, welche vorzüglich vor anderen Unterthanen bey aller Gelegenheit die gebührende Subordination gegen ihre Vorgesetzte, und die allertiefffte Devotion gegen uns zu beobachten geflissen seyn solten, zu Gnaden halten, und euch als einem gantzen Collegio solte um so mehr eure Pflicht und Schuldigkeit erinnerlich seyn. Wir wollen euch daher bey Vermeidung ernstlicher Ahndung gewarnet haben, euch künfftig eines bescheidenen und respectueusen Vortrages ... zu bedienen, bey den Sachen selbst zu bleiben, selbige mit gehörigen Beweiß und ohne andere zur Sache nichts dienende neben-Umstände und harte Ausdrückungen allerunterth. vorzutragen, auch euch sonst in eurer Amtsführung eurer Unserer Regierungs-Cantzelley und dem Consistorio schuldigen Subordination zu erinnern, damit desfals über euch keine wiederholte Beschwerde geführet und Wir solches zu ahnden nicht genötiget werden. Wornach ....." —

Die Regierungsbeamten mochten Grund genug zu haben meinen, über diese beiden Reskripte ungehalten zu sein. Der von ihnen bestimmt verbetene Titel „Collegium" war der gegnerischen Behörde dennoch wiederholt darin beigelegt. Der bloße schriftliche Verweis konnte ihrem Dringen auf strenge Maßregeln schwerlich genügen. Der Kandidat, den sie unbedingt abgewiesen hatten, ward dessen ungeachtet zur Probe zugelassen. Am empfindlichsten mußten sie sich aber durch die dem städtischen Schulprivilegium gegebene authentische Auslegung betroffen fühlen, denn der ihnen so widrige „Consens" war ganz im Sinne der Widersacher aufgefaßt.

Wahrscheinlich unter dem Einflusse solcher Mißgestimmtheit geschah es, daß sie dem Magistrat die anbefohlene Bekanntmachung der ihnen selbst zugegangenen Königl.

Resolution acht Tage lang vorenthielten, während sie ihm das tadelnde Reskript umgehend nach dem Empfange zugehen ließen. Die Folge davon war, daß die Stadtvertretung von den für sie so günstigen königl. Anordnungen Kunde bekam und sich ihres Sieges freuen konnte erst, nachdem sie eine Woche lang unter dem Drucke des Verweises gestanden hatte.

Um so schwerer fühlte sie sich durch denselben belastet und hielt es für nötig, sobald wie möglich alles zur Beschwichtigung des königl. Unwillens aufzubieten. Daher ließ sie schon am 8. Oktober eine Supplik abgehen, welche diesem Zwecke zu dienen bestimmt war. Ausgehend von dem Ausdruck der Zuversicht, daß ihnen die königl. Anordnungen seitens des Konsistoriums „nächstens" werden mitgeteilt werden, erschöpft sich das Schriftstück in den de- und wehmütigsten Entschuldigungen und Bitten um Vergebung.

Ueber den Erfolg dieser Supplik ergeben die Akten weiteres nicht. Wohl aber ersehen wir aus denselben, daß erst zwei Tage nach deren Abgange in der Konsistorialsitzung zweien dazu vorgeladenen Mitgliedern des Rates die Anordnungen der anderen königl. Resolution vom 27. September mitgeteilt und zugleich angekündigt wurde, daß ihr zufolge der Kandidat Hoppe künftigen Sonntag Nachmittag nach der Predigt in der Kirche zur Probe „den Choral singen", Montag Nachmittag um 2 Uhr die Probe in der lateinischen Schule lesen und außerdem hier „eine oder die andere Arie absingen" solle.

Damit beginnt der letzte Akt unseres Schauspiels. Man sollte denken, durch die bisherige Handlung seien für das Schlußtableau die Wege dermaßen geebnet worden, daß nun alles ungehemmt und glatt hätte zu Ende gehen können. In Wirklichkeit jedoch werden wir auf neue Aufenthalte und Ueberraschungen stoßen. Merkwürdigerweise führt uns das Stück am Ausgange auf das musikalische Gebiet zurück, auf welchem auch der Eingang gespielt hatte.

Die Proben hatten in der festgesetzten Zeit und Form stattgefunden. Bei dergleichen Schulakten pflegten einige oder auch alle Mitglieder der Oberbehörde zugegen zu sein. Aber auch der Stadtmagistrat betrachtete sich infolge seines Patronats-Verhältnisses als voll berechtigt, sich dabei zu beteiligen. Freilich bestand seine Majorität aus „ungelehrten" Leuten von manchmal recht untergeordneter Bildung und äußerst beschränktem Gesichtskreise. Dennoch hatte er ja über alle möglichen „Schulsachen" zu urteilen und zu beschließen, also oft selbst über rein gelehrte Fragen. Die Ratsverwandten hatten auch Selbstgefühl genug, um sich regelmäßig den Prüfenden zuzugesellen, manchmal „in corpore"; sogar die Clausurarbeiten, selbst die lateinischen ließ keiner an sich vorüber gehen. Bei der Abstimmung sodann pflegte sich niemand des Votierens zu enthalten; ja manche Mitglieder bestanden dabei den wirklich urteilsfähigen gegenüber auf ihrer eigenen Ansicht. Was Wunder, daß die überlegene Bildung der Konsistorialen nicht selten mit Achselzucken auf die Urteile des Magistrats herabsah.

Bei Hoppes Probe nun waren fünf königliche und sechs städtische Beamte anwesend, unter den letzteren der „sehr musikkundige" Bürgermeister von der Loo.

Um die Entscheidung zwischen diesem zweiten Bewerber und dem früher schon geprüften Flor herbeizuführen, hätte, so sollte man meinen, zunächst der Rektor Herbart einen Bericht abstatten müssen, zumal da dies unparteiische Urteil eines dritten bei der Rivalität der beiden Schulpatrone doppelt wertvoll gewesen wäre. Ein solcher liegt aber weder bei den Akten, noch wird darauf irgend wie Bezug genommen. Also kam alles lediglich auf die beiden erhitzten Gegner an.

Der Magistrat war der erste, der das Wort zu nehmen hatte. Sein Bericht („loco Voti") an das Konsistorium vom 18. Oktober bespricht am ausführlichsten die musikalischen Leistungen der beiden Kandidaten, womit er auch beginnt: „Da 1) der Baß bekanntlich der Grund der gantzen Music ist, die Bassisten auch in allen musicalischen Chören ordentlicherweise das Directorium führen, mithin bey der Wahl eines Cantoris, so offt es thunlich, auf den Baß hauptsächlich reflectiret wird; — demnechst

.. Hoppe sich als guten Bassisten erwiesen, und Merckmahle gegeben, daß dessen Stimme in wenig Jahren recht durchdringend seyn dürffte, folglich er zuförderst darin für der in hiesiger großen Lamberti-Kirche fast schwachen Tenor-Stimme des .. Flor u. E. den Vorzug hat; zudem 2) in ansehung der Fähigkeit und Fertigkeit Hoppe unter anderem besonders darin eine besondere Probe abgeleget, daß, ungeachtet der Director der Instrumental-Music, Organist Lanau, aus uns unbekandten Ursachen mit dem s. g. Accompagnement derer Instrumente, gleich solches alle Zuhörer und vornemlich Music-Verständige sattsam wahrnehmen können, dergestalt vorgeeilet, daß die Aussprechung der Worte des Textus mit gleicher Geschwindigkeit dem besten Sänger unmöglich fallen müssen, dennoch Hoppe sich diesen, sonderlich bey Ablegung einer öffentlichen Probe allerdings ungewöhnlichen Umstand gar nicht irre machen lassen, sondern mit denen Instrumenten dennoch eine beständige unsträffliche Harmonie bis ans Ende gehalten, — folglich da Flor gar nicht übereilet, sondern wie es das Recht und die Billigkeit auch in der Music erfordert, vermittelst der Instrumental-Music gehörig secundiret und von derselben Directore notorie selbst für der öffentlichen Probe ungleich besser vorbereitet worden; — daher u. E. Hoppe auch quoad hunc Passum eine vorzügliche Probe abgeleget hat; — diese anbey 3) sonderlich für dem Cand. Flor in der Latinität und der syntaxi, ingleichen in einer recht reinen und netten deutschen Erklärung des lat. Textus erwiesen; — auch 4) in der Theologie und Catechisation und denen Bieblischen Beweisen eine sattsame Gründlichkeit gezeiget; — So selbsten vermögen wir nach unserem besten Wissen und Gewissen keinen Umbgang zu nehmen: ihm, dem Cand. Hoppe, bey sothaner vorzüglicher Probe, auch denen überaus guten Zeugnissen ... unsere Stimme zu ertheilen; sind auch der Meinung, daß dessen bey einem zweiffelhaften Erfolge dennoch einer bloßen Probe wegen getrost angetretene sehr weite und kostbare Reise hiebey eine mit vorzügliche Christ-billige Attention verdiene. — Nicht zweiflende, ein H. Consistorium werde darin mit uns einig seyn, oder auch, nachdem unser votum curiatum in Schul-Sachen ... sattsam festgestellet, in casu dissensus sowohl dieses, als dero eigenes Gut-achten conjunctim zu Allerh. K. Entscheidung allergehorsamst verstellen ..." —

Die Mitglieder der Kön. Oberbehörde, welche der Probelektion beigewohnt hatten, urteilten ganz anders, wie dieser Bericht. Namentlich in den musikalischen Leistungen erkannten sie dem Kandidaten Flor unbedingt den Preis zu. Von dem getadelten Verfahren des Organisten Lanau, welchem man Hoppes Mängel schuld gebe, erklärten sie nichts bemerkt zu haben. Das Kollegium schloß sich ihrem Urteil an, hielt es aber, offenbar Sicherheits halber, für ratsam, vor dessen Feststellung Lanau vorzuladen. Er erschien in der nächsten Sitzung am 23. Oktober; man las ihm die schweren Beschuldigungen vor; er geriet in die höchste Aufregung und erbat sich einen schriftlichen Auszug aus des Magistrats Votum, um sich schriftlich zu verantworten. Dies wurde ihm gewährt, worauf er denn am 30. Oktober seine allerunterth. Vorstellung und Bitte einreichte.

Feierlich beteuerte er, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, den .. Hoppe irre zu machen, sondern er habe „nach demselbigen Tempo gespielt, wie es der Kapellmeister Telemann componiret, — auch sonst alles nach demselbigen Gusto gemacht, wie es bei Flor geschehen; wie er denn auch beiden Probanden dieselbigen Stücke gegeben und zwar aus demselbigen Ton". Daß aber hauptsächlich „das rechte Hauptstück", die Cantate vor der Rede in der Schule, „so schlecht und elendig im Tact verrücket worden", rühre von der dem Hoppe mangelnden Fertigkeit in der Musik her, sei also ausschließlich diesem zuzuschreiben, und Supplicant erbiete sich, auf H. oberl. Befehl „ihm deutlich vor Augen zu legen, worin er gefehlet". Daß Flor besser vorbereitet worden, sei ein offenbar irriges Vorgeben. Beide haben die Musik in der Kirche einen Tag vorher, — das Hauptstück für die Schule habe Hoppe sogar einen Tag länger in Händen gehabt. Zudem habe Flor die Arie nach der Rede ex tempore gesungen, dagegen habe

Hoppe „rund ausgesagt“, daß er dazu nicht im Stande sei. Nach dieser wahrheitsgetreuen Darlegung hoffe Supplicant, „um Schutz und Satisfaction“ flehen zu dürfen.

Zur Bekräftigung fügte er zwei Erklärungen an Eides statt bei: 1) Flor habe in der Singkunst vollkommen bestanden; seine Stimme sei freilich kein starker Baß, aber ein „deutlicher, angenehmer und zierlicher ordinairer Tenor“ von der nötigen Höhe. Auch zur Information der Jugend im Singen sowohl der Choral- als der Figural-Musik sei er vollkommen geschickt. 2) Hoppe dagegen sei in der Singkunst nicht völlig bestanden; seine Stimme sei „etwas undeutlich und ohne Anmuth“, habe auch schwerlich die erforderliche Höhe. Da er die Noten kenne, werde er der Jugend wohl einen leichten Choral, aber die Figuralmusik „nicht völlig“ beizubringen vermögen, „welches doch von einem rechtschaffenen Cantore nothwendig erfordert werde“.

Durch diese sachverständige Aussage in seiner Ueberzeugung bestärkt, übrigens von vornherein an der Haltlosigkeit des vom Magistrat abgegebenen musikalischen Urteils sicherlich nicht im mindesten zweifelnd, expedierte denn nun das Konsistorium am 8. November sein Votum an Serenissimus, worin es ohne viele Umschweife für Flor stimmte. Selbst im Unterrichte sei dieser „etwas deutlicher, freundlicher und geduldiger“ gewesen, als sein Gegner; in der Musik aber, dem „eigentlichen Officium eines Cantoris“, habe er denselben „weit übertroffen“. Das Votum des Stadtmagistrats, welches ja von K. Majestät diesem „gleichmäßig conccdiret sei“, unterließ man nicht anzulegen, versicherte aber, man selbst sei, wie die ebenfalls beigefügten Erklärungen Lanaus, gegenteiliger Ueberzeugung, und verstellte schließlich dem Allerh. Gutfinden „in allerschuldigster Gelassenheit“ die Sache zur Entscheidung.

Eine ähnliche Gelassenheit ist auch in dem städtischen Votum nicht zu verkennen. Man spürt hierin die heilsame Wirkung der beiden königlichen Reskripte und könnte daraus zu folgern geneigt sein, daß die Gemüter sich jetzt abgekühlt hätten. Allein der weitere Verlauf zeigt, daß die Stadthäupter einer solchen Sinnesänderung noch sehr fern standen.

Die spießbürgerliche Gesellschaft des Städtchens hatte natürlich den ganzen Kantorstreit mit lebhaftester Teilnahme begleitet. Dessen letzte Wendung zumal war recht danach angethan, vom Klatsche verarbeitet zu werden. Wenn niemand anders, so wird Organist Lanau Sorge getragen haben, seine Erlebnisse in den Mund der Leute zu bringen, und dabei mag er mit der Reputation des Magistrats nicht allzu säuberlich umgesprungen sein.

Bürgermeister von der Loo hörte von dem Gerede und fühlte sich sofort wieder zu desto leidenschaftlicherem Grimme entflammt, je mehr er sich durch den kürzlich errungenen Triumph über seinen Widerpart gehoben fühlte. Unverzüglich erließ er an die Ratsmitglieder ein Rundschreiben, worin er das neueste Verfahren des Obergerichts als „öffentliche Prostitution des städtischen Collegiums“ brandmarkte; zweifelsohne werde man nun die „Schmähungen“ des Lanau, ohne sie dem Magistrat vorher vorzulegen, zu dessen ärgster Verunglimpfung „als Beilage zum obergerichtlichen Votum für einen ordentlichen Beweis wider diesen gebrauchen“, und das dürfe er sich „nach der jüngsten favorablen Resolution“ des Königs nun und nimmermehr bieten lassen. Es bleibe daher nichts anderes zu thun übrig, als sich höchsten Orts über das Konsistorium zu beschweren.

Die Ratsverwandten traten ihrem beredten Wortführer einstimmig bei, acceptierten auch die von ihm abgefaßte umfangreiche Beschwerdeschrift, welche an den Herrn von Schulin adressiert und am 25. Oktober abgeschickt wurde. Und als kurz nachher näheres über das neueste Vorgehen des Konsistoriums ruchbar wurde, ließen sie dieser ersten Schrift eine zweite noch ausführlichere am 5. November folgen.

Sie erklärten es in denselben zunächst schon für unerträglich, daß einem Manne wie Lanau ein so wichtiges Urteil eingeräumt sei: denn bei aller seiner Orgelfertigkeit sei er selbst doch „der schlechteste Sänger, der unter allen Musikverständigen je gehört

sein möge"; obendrein sei sein Zeugnis wertlos, da er es ja in eigener Sache abgegeben habe. Wäre das aber auch nicht der Fall, so sei jedenfalls mit Recht anzunehmen, daß zwei Allerh. dazu bestellte ansehnliche Kollegien, welche stets über alle an der lateinischen Schule vorkommenden Probelektionen der Lehrer bis zum Rektor hinauf abzuurteilen haben, in einem so einfachen Falle, wie dem vorliegenden, einer dritten Autorität füglich entraten können. Gebe doch in den Opern bei der Schätzung eines Sängers der bloße Beifall des Parterre den Ausschlag. Die hiesigen „armseligen Kirchen-Musiquen aber und die schlechten Melodeyen des Oldenburger Gesangbuchs, als welche insonderheit der allergröste Theil der Bürger- und Bauern-Kinder bloß aus der Uebung in denen Kirchen-Versammlungen oder in denen Land-Schulen erlernen, seien nie von der Beschaffenheit erachtet worden, daß sie eines großen Sängers bedürfftig." „Notorie" sei denn ja auch „in denen Vorzeiten", wie z. B. bei Kantor Alberti, vom K. Konsistorium selbst bei den Kantorproben das Hauptgewicht auf die Geschicklichkeit im wissenschaftlichen Unterrichte gelegt worden.

Wenn man nun aber auch von allem Gesagten absehe, so könne der Stadtmagistrat sich niemals gefallen lassen, daß das ihm Allerh. verliehene und aufs neue bestätigte Privilegium in Schulsachen in so empfindlicher Weise außer Acht gesetzt werde. Er müsse auf sein völlig selbständiges Votum neben dem des Konsistoriums bestehen. Wenn es aber irgendwie „critisiret, carpiret oder widerlegt werde", ja, wenn man es gar der Beurteilung eines Außenstehenden gegen alles Herkommen unterbreite, während man das Votum des Kön. Kollegiums der Stadtbehörde unerachtet wiederholten Bittens nicht mitteile, so hebe ein solches Verfahren die Gleichheit der den beiden Kollegien verliehenen Rechte auf, und das Votum des Magistrats könne ein wirklich freies nicht genannt werden. Wie weit dadurch der Ehrfurcht gegen J. K. M. Befehle entsprochen werde, unterwinde man sich nicht zu beurteilen. —

Augenscheinlich zeugen die beiden Beschwerdeschriften von einer überaus zuversichtlichen, kräftigen Haltung. Dennoch ist ihnen anzumerken, daß der Glaube ihrer Urheber an ihren Erfolg erschüttert war. Vielleicht fühlten sie, daß die in ihrem Votum für Hoppes musikalische Befähigung angeführten Gründe recht sehr auf Schrauben standen. Schon der an Rabulisterei und Advokatenkniffe mehr als billig erinnernde Vortrag der beiden Schriften, die Gesuchtheit mancher Motivierung, vor allem der auffallende Widerspruch, in welchen diese neueste Auslassung mit der anfangs so nachdrücklichen Betonung der musikalischen Bedeutsamkeit eines Kantors tritt, verraten, daß die Absender ihrer eigenen Sache nicht ganz mehr trauten. Zweifellos dargethan aber wird diese ihre Unsicherheit dadurch, daß sie in der einen, wie in der anderen Beschwerdeschrift mehr als einmal aufs unumwundenste beteuern, sie werden „den von Gott und der Königlichen Majestät bestimmten Cantor gänzlich unparteilich in tieffster Unterwerfung an- und aufnehmen", — ja an einer Stelle rückhaltlos erklären: sie seien nicht gesonnen, durch diese Schriften ihr für Hoppe abgegebenes Votum „noch weiter zu behaupten".

Dieser unglückselige unfreiwillige Anstifter so vieler Verwirrungen hatte sich inzwischen während all' der Zeit in Osternburg aufgehalten, wo er als Gast seines Schwagers lebte. Wie sehnsüchtig mochten beide der Entscheidung harren! wie mußte von Woche zu Woche ihre nur zu gerechtfertigte Ungeduld wachsen! Ausschließlich das Zureden der städtischen Vertreter kann es gewesen sein, was den Fremdling hier so lange zurückhielt. Je länger, je deutlicher mußte er aber inne werden, daß den Herren viel mehr an ihrem Privilegium und an ihrer eigenen Ehre gelegen sei, als an seiner Beförderung. So lange indessen deren auf die „Königliche Faveur" gestützte Zuversichtlichkeit währte, mochte er seine Hoffnung auf Anstellung verantworten. Allein auf die Dauer konnte es ihm nicht verborgen bleiben, daß seine Schutzpatrone ins Schwanken gerieten. Was anderes war jetzt für ihn zu thun, als dem fruchtlosen Warten ein Ende zu machen?

Nachdem Hoppe noch eine volle Woche nach dem Abgange des letzten Konsistorialberichtes nach Hofe die Sache hatte anstehen lassen, richtete er am 15. November ein Schreiben an den Magistrat, worin er nicht ohne einen Anflug von bitterer Ironie sein Vorhaben anzeigte.

Er unterlasse nicht zu melden, daß er vor wenigen Tagen aus seinem Vaterlande einen „Beruf ins Predigt-Amt" erhalten und in Folge „sorgfältigster Beobachtung der Umstände, wonach er der Hoffnung, Cantor zu werden, nicht werde wirklich theilhaftig werden können", nach zwanzigwöchentlichem Aufenthalte in hiesigen Landen „seine Retour ehestens anzutreten sich im Nahmen Gottes entschlossen habe". Er danke für das Wohlwollen und die „patriotische" nachdrückliche Unterstützung seines so dringenden Wunsches, „den Scepter des Dänischen Allergnäd. Monarchen Zeitlebens verehren zu können".

Und trotz dem und alle dem reiste der Mann doch noch nicht ab! Es wird ihm natürlich wohl dringend daran gelegen gewesen sein, nicht unverrichteter Sache von der weiten, teuren Reise zu „Vatter und Mutter" zurückzukehren, ungeachtet der Aussicht auf die Pfarre. Aber dadurch allein hätte er sich schwerlich bestimmen lassen, wenn ihm nicht immer noch von seiten des Magistrats zugeredet wäre, zu bleiben. Und so blieb er denn nicht weniger als weitere volle vier Wochen!

Endlich — es war am 14. Dezember — zog er heimwärts; die lieben Anverwandten werden wohl noch häufig Gelegenheit gehabt haben, ihn zu sehen und seinen Predigten zu lauschen. Von irgend einer, auch der geringsten Schadloshaltung für aufgewandte Zeit und Kosten zu reden, scheint nicht einmal ihm selbst eingefallen zu sein; in den Akten wenigstens findet sich davon keine Spur. Ob er aber von seiner Fahrt nach dem Kantorat zu Oldenburg und von den dortigen Zuständen und Erlebnissen sehr vorteilhaft geredet hat, — ob überhaupt die „öffentliche Fides" des Oldenburger Magistrats, auf welche er so hohen Wert legte, sehr günstig bei diesen Vorgängen gefahren ist, das mag man billig bezweifeln.

Wie schwer es dieser Behörde gefallen sein muß, auf die Hoffnung, ihr Kandidat möge dennoch am Ende den Sieg gewinnen, zu verzichten, wird durch nichts klarer ins Licht gestellt, als durch ihr Verhalten jetzt in allerletzter Stunde, wo sie selbst kaum noch ernstlich zu hoffen wagte, das Opfer ihres Ehrgeizes aber dennoch mit Aussichten hinzuhalten sich nicht versagen konnte. Erst als die Abreise des Silesiers alles weitere Zaudern platterdings unmöglich machte, bequemte sie sich ohne Zweifel schweren Herzens, in einem dritten Schreiben an Exc. von Schulin davon Anzeige zu machen und wegen der Besetzung des Kantorats und hinsichtlich der eingereichten Beschwerdeschriften „alles zu Sr. Excellence gnädigem Befehle zu stellen".

Ehe dieses Schreiben seinen Adressaten erreichte, war die Entscheidung bereits gefallen.

Der Kandidat H. H. Flor war zum Kantor an der lateinischen Schule in Oldenburg ernannt.

Merkwürdigerweise liegt das Anstellungsdekret des Königs den sonst so vollständigen Akten nicht an; wohl aber die Bestallung des neuen Kantors, welche datiert ist: Christiansburg den 9. Dezember 1748. In Oldenburg eingegangen ist sie erst am 21. Januar 1749. Sie findet sich nicht in der Konsistorial-, sondern in der Magistrats-Registratur. Sollte vielleicht in ihrer Zufertigung an diese Instanz eine indirekte Antwort auf jene drei Zuschriften an den Oberstaatssekretär liegen und deren Zumutungen also stillschweigend dadurch zurückgewiesen werden? Eine direkte Antwort ist uns wenigstens nicht überliefert.

Gleichviel! nach mehr als neunmonatlicher Vakanz hatten die Quartaner endlich einen Klassenlehrer wieder.

Kantor Flor hat lange Jahre sein Amt bekleidet, ohne daß er irgend im Guten oder Schlimmen sich hervorgethan hätte. Seine musikalische Wirksamkeit namentlich

hat den steigenden Verfall der Musikpflege in Schule und Kirche nicht aufhalten können; das Zeitalter wurde immer nüchterner und hausbackener, und der Name Kantor erschien den Zeitgenossen von Flors Greisenalter wie eine Ruine aus alten Zeiten; nach ihm hat an dieser Schule keiner mehr diesen Titel geführt. Aber auch der Mann selbst war zur Ruine geworden, und man erseufzte seinen Abgang jahrelang vergebens. Zur Pensionierung reichten die Mittel nicht. Man mußte ihn daher bis an sein Ende mitschleppen, nachdem man seine Arbeit aufs äußerste beschränkt hatte. Eine allerseits als höchst notwendig erkannte Schulreform wurde durch seine Unverwüstlichkeit über ein Jahrzehnt verzögert. Er bildete das letzte Band, durch welches die Anstalt an die überlebten Zustände sich gefesselt sah. Erst am 8. Dezember 1795 schlug seine letzte Stunde, und sofort flutete die neue Zeit durch alle Fugen in das alte Gebäude ein. —

Ueberblicken wir schließlich den Verlauf unserer Erzählung, so will sich uns der Eindruck ergeben, das Ganze sei lediglich „viel Lärm um nichts“ gewesen. Denn in der That, viel Zorn ist ohne Ergebnis verraucht, eine Masse Tinte ist unnütz im Sande verronnen. Nichts desto weniger hat es den geschilderten Vorgängen auch nicht an förderlichen Ergebnissen gefehlt. Vor allem haben sie zu der authentischen Auslegung des Privilegiums geführt, welche freilich auch so noch Schwierigkeiten genug bestehen ließ, aber doch in Verbindung mit der von der Zentralleitung entwickelten größeren Energie den Grund dazu legte, daß der schroffe Gegensatz zwischen der königlichen und der städtischen Behörde sich zusehends milderte. Namentlich nach dem Abgange des Heißsporns von der Loo, der noch manchmal den alten Kampfton anschlug, lernte der Magistrat mehr und mehr sich zu bescheiden, wozu er allerdings um so dringender sich aufgefordert fühlen mußte, als das dänische Regiment von Friedrichs V. Zeiten an im großen und ganzen den deutschen Unterthanen mehr Rücksicht bewies.

Seit dem Uebergange Oldenburgs an das noch regierende Holstein-Gottorpsche Haus (1773), welches bald seine Residenz in die alte gräfliche Hauptstadt verlegte, trat auch der bis dahin so selbständige Einfluß des fürstlichen Beamtentums allmählich zurück und ging auf das „Kabinet“ über; — bis dann die neueren Zeiten es zu einem sachgemäß geordneten, gedeihlichen Zusammenwirken der leitenden Faktoren auf die Dauer gebracht haben.

Als einen der Ueberleiter zu solchen Wandlungen innerhalb des bezüglichen kleinen Kreises kann man den Kandidaten aus Silesien bezeichnen.

Für uns jetzt Lebende scheinen seine Oldenburger Fahrten bestens danach angethan zu sein, ein besonders helles Schlaglicht in die Kluft zu werfen, durch welche die damaligen Zeiten von der Gegenwart geschieden sind.



Nimrod.

Von

Lic. **Meinhold.**

„Kusch war der Vater des Nimrod, dieser fing an, ein Gewaltiger auf Erden zu werden. Er war ein großer Jäger vor dem Herrn, daher kommt die Redensart, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn wie Nimrod; und der Anfang seines Königreiches war Babel, Ereck, Akkad und Kalneh im Lande Sinear. Von dieser Gegend zog er gen Assur und baute Niniveh und Rechoboth-Ir und Kelach und Resen, zwischen Niniveh und Kelach, dies ist die große Stadt" (1. Mos. 10, 8—12).

Das ist alles, was uns die heilige Schrift von Nimrod erzählt. Nur einmal noch wird sein Name genannt. Der Prophet Micha bezeichnet das Land Babel als Nimrods Land, wahrscheinlich in Rückerinnerung an obige Stelle.

Die Sage weiß mehr. Da die Juden in dem Namen Nimrod ein Wort enthalten glaubten, welches „widerspenstig, abtrünnig sein" hieß, so ward Nimrod für den eigentlichen Urheber des Abfalls von Gott gehalten.

Der babylonische Turm sollte das lautredendste Denkmal der Emanzipation des Menschengeschlechts, des Abfalls von Gott werden. Die Erzählung von diesem Turmbau bringt uns das elfte Kapitel der Genesis. Sie versetzt uns in jenes erwähnte Gebiet. Und so ward Nimrod zum Verführer des Menschengeschlechts. Daher heißt er noch bei den Arabern der Spötter, d. h. aller Spötter Urbild und man ward gewohnt, in ihm die erste nachflutliche Verkörperung des tyrannischen Prinzips zu finden, welches die eigene Kraft zum Gott machte. Alle Gottlosen aber, sagt die Schrift, sind Thoren, „die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott" (Ps. 14). Ein Sternbild der Hebräer hatte den Namen „der Thor". Da nach einer, allerdings ziemlich späten Nachricht die Perser das Andenken des Nimrod dadurch zu erhalten suchten, daß sie eine Sterngruppe nach ihm bezeichneten, versteht man unter diesem Thoren vielfach den Nimrod. Es soll die Sterngruppe des Orion von den Orientalen also benannt worden sein.

Während nun die Sage und die sich auf Sage stützenden Vermutungen uns vollständig unbefriedigt lassen müssen, erwarten wir mit Recht etwas anderes von der in unserem Jahrhundert entdeckten und besonders durch die Arbeit deutscher Forscher entzifferten Litteratur der Babylonier und Assyrer; Ninive ward ausgegraben und mit ihm drei Paläste. In einem derselben, in dem Palast des Assurbanipals, des griechischen Sardanapal, fand sich eine großartige Sammlung von beschriebenen Thontafeln.

Es war eine assyrische Bibliothek. Der drittletzte König Assyriens, Assurbanipal, hatte, vielleicht im Vorgefühl des seinem Reiche nahenden Sturzes, die Litteratur seines ganzen großen Reiches gesammelt, er hatte auch eine Abschrift des in Babel beliebten Nimrodepos anfertigen lassen. Ein Engländer, George Smith, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Forscher auf dieses große Nationalepos der Babylonier, in welchem auch der babylonische Sintflutbericht enthalten war. Er versuchte eine Inhaltsangabe und kurze Charakteristik der 12 zum Nimrodepos gehörigen Tafeln. Wir sind jetzt im stande, den Inhalt und Gedankengang des Epos ziemlich genau zu erkennen. Er ist folgender:

In einer Stadt Babyloniens, Erech, residiert ein Königspaar Dummuz und Ischtar. Als Dummuz gestorben ist, vermag die Königin ihre Stadt nicht unabhängig zu erhalten. Eine 3 Jahre andauernde Belagerung, wahrscheinlich von dem Elamiten Humbaba vollführt, zwingt sie zur Unterwerfung. Aber es sollte nicht lange so bleiben. Zu jener Zeit lebte in Erech ein Held, so lesen wir auf der zweiten Tafel, den die Gottheit zum Befreier der Stadt ersehen hatte. Einstmals träumt der Held einen beängstigenden Traum. Die Sterne des Himmels fallen auf seinen Rücken und ein schreckliches Wesen, einem Löwen vergleichbar, steht drohend vor ihm. Die Weisen der Stadt und Gegend vermögen nicht eine Deutung dieses beunruhigenden Traumes zu geben. Niemand unternimmt es, ob auch der Held den Deuter zu adeln, zu ehren, mit Juwelen und Gold zu überschütten, in Versammlungen ihm eine gewichtige Stimme zu verleihen und seiner Frauen Zahl zu vermehren verspricht. So ergreift Schwermut seine Seele. Zu jener Zeit lebt aber ein mit wunderbarer Weisheit ausgestattetes Wesen, Eabâni, welches die babylonischen Bildnisse und Siegel als einen Satyr darstellen mit Ochsenfüßen, einem Ochsenschwanze und einem Paar Hörnern versehen. Eine Höhle war seine Wohnung, die Tiere des Waldes seine Genossen. Des Sonnengottes Schamaschs Stimme ergeht an dieses wunderbare Wesen, daß es sich entschließe zu Izdubar, so las man zuerst den Namen des Helden, nach Erech zu gehen. Samchat solle seine Frau, Izdubar sein Freund und Gönner werden. Er werde hoher Ehren teilhaftig werden durch seinen Freund Izdubar, welcher zwar noch nicht als König, aber doch schon als reicher und hervorragender Held erscheint.

Der Held Izdubar erfährt nun, wahrscheinlich durch göttliche Mitteilung, von dem tief eindringenden Wissen des Eabâni und sucht ihn nach Erech zu bringen. Das aber ist schwer. Denn Eabâni, wenn auch zum gewaltigen Krieger geboren und bestimmt, scheut doch der Menschen Gesellschaft. „Mit den Gazellen aß er Speise bei Nacht, zu den Tieren des Feldes gesellte er sich am Tage, mit dem Gewürm der Wasser ergötzte sich sein Herz." Izdubars Bote Sâidn, d. h. der Jäger, vermag nichts über ihn. Voll erschreckenden Zorns zieht sich der Belauschte mit seinen Tieren in seine Behausung zurück. Den Zutritt derselben macht er unzugänglich. Besser gelingt dem Boten des Izdubar ein zweiter Versuch. Er führt die Jungfrauen Samchat und Charimtu mit sich. Diesen gelingt es, den Eabâni zu umgarnen, daß er seines Wildes vergißt und den Entschluß faßt, nach Erech zu ziehen.

Nachdem Samchat ihn bezaubert, fährt das Gedicht fort: Und Eabâni nahte alsdann Charimtu und lauschte und ward aufmerksam, er wandte sich um und setzte sich Charimtu zu Füßen. Charimtu neigte nieder ihr Antlitz und Charimtu sprach, es horchten seine Ohren, und sagte zu ihm, zu Eabâni: Berühmt Eabâni gleich einem Gott bist du; warum gesellst du dich dem Gewürm in der Wüste? Ich wünsche deine Gesellschaft für die Mitte von Erech Suburi, für den Tempel von Illitardusi, dem Sitze Anus und Ischtars, die Wohnung Izdubars des mächtigen Riesen, welcher auch wie ein Stier über die Fürsten hervorragt."

Eabâni will nun an Samchats Seite seine Tage in Erech zubringen. Zunächst aber will er die Kraft des Izdubar erproben an einem wilden Tiere, wohl einem Löwen, welchen er mitbringt. Zu der Zeit ward in Erech ein Fest gefeiert. Da stürmt

plötzlich der Löwe herein. Nimrod tötet ihn ohne Waffe. Er erwürgt ihn, darauf wird Eabâni sein Freund. Diese Heldenthat des Nimrod ersehen wir aus verschiedenen bildlichen Darstellungen. Denn die Thontafeln sind hier — wie öfter — verletzt. Auch erfahren wir nichts von der Traumdeutung des Eabâni. Denn die folgende Tafel gibt uns schon den Bericht von dem Zug der beiden Freunde gegen Humbaba, den elamitischen Tyrannen, dessen Joch schwer auf Erech lastet. Nimrod fordert zu dieser That den Eabâni auf. Sie ziehen aus, nachdem der Götter Schutz erfleht worden. Ein Zedern- und Pinienwald umgibt die Behausung des Tyrannen. Eine Mauer mit einem Eingangsthor sichert seinen Palast. Humbaba hört, wie das Thor sich öffnet, und erwartet die Eindringlinge mit einer scharfen Waffe. Die Freunde ziehen durch den Wald und bewundern seine Schönheit. Sie bereden sich über die Art, wie sie den Tyrannen bekämpfen wollen. Endlich kommt es zum Kampf. Humbaba wird getötet, das Land ist frei, Izdubar wird allgemein zum Herrscher ausgerufen.

Er wird anerkannt von den umliegenden Fürsten und scheint der erste Gründer eines dauernden Reiches zu sein. Die Helden feiern die siegreiche That der Freunde in einem fröhlichen Gelage, aber zu früh. Ein schweres Unwetter zieht über dem Haupte Izdubars zusammen. Denn Ischtar, die Königin-Witwe, begehrt des Helden Liebe. Sie verspricht dem Helden Tage der Ehre und Macht, des Reichtums und Segens, falls er ihr Gemahl werde. Izdubar weiß, daß der Göttin (denn Ischtar ist im Grunde die Göttin der Liebe) Liebe nur Fluch bedeutet. Darum weist er sie ab. „Den prächtigen Aar liebtest du und schlugst ihn und zerbrachst seine Schwingen, er stand da im Wald und klagte: meine Schwinge, meine Schwinge. Einen Löwen liebtest du, gewaltig an Kraft, und brachst ihm die Zähne aus, sieben auf einmal. Du liebtest ein Roß, glorreich im Kampf, es trank einen Zug, da war es mit Fieber vergiftet. Zweimal sieben Stunden ohne Aufhören war es mit Fieber gequält und vor Durst starb es.“ Auch den Menschen hat sie ein Gleiches gethan: Einen Fürsten, der sich ihrer Liebe ergab, verwandelte sie zum Leoparden, daß seine eigenen Getreuen ihn wegscheuchten, seine eigenen Hunde ihn zerfleischten. Ihres Vaters Verwalter, der jeden Wunsch der Göttin vom Auge absah, verwandelte sie in ein Felsstück, weil er ihr vergiftetes Mahl nicht einnehmen wollte. Ein verständiger Mann werde dies sich zur Warnung gereichen lassen. Diese Worte sind der Grund seiner Leiden. Ischtars Liebe schlägt in Haß um. Sie sucht Rache, da Izdubar ihre Schönheit verschmäht hat. Anu und Anatu, ihre himmlischen Eltern, vernehmen die Klage der verletzten Schönheit und treten ihr zur Seite. Anu läßt auf Anregung des schmollenden Kindes einen mächtigen Stier erstehen, der gegen Izdubar anstürmt. Wohl umringt eine große Schar von Helden das Untier. Der Tod desselben gereicht aber doch nur dem Freundespaar zum Ruhme. Eabâni ergreift den Stier an Kopf und Schwanz und Izdubar tötet ihn, eine That, die uns auch in bildlicher Darstellung erhalten ist. Die erzürnte Ischtar tritt auf die Mauer der Stadt und verflucht den gewaltigen Helden. Eabâni beantwortet diesen ohnmächtigen Fluch durch eine höhnische That. Er wirft ein Glied des getöteten göttlichen Stiers der Göttin zu. Ein fröhliches Gelage schließt sich auch dieser That an und die Männer preisen des Izdubar Tüchtigkeit. Aber ein Traum kündet dem Eabâni nahendes Unheil an. Denn die Göttin Ischtar sucht, da die Oberwelt gegen Izdubar ohnmächtig erscheint, die Kräfte der Unterwelt zu entfesseln. Keine warnende Stimme vermag, sie von diesem Vorsatz zurückzuhalten. Vielmehr macht sie sich auf „nach dem Hause, dessen Eingang ohne Ausgang, nach der Straße, deren Bahn sich nimmer zurückwendet, nach dem Hause, welches betretend man sich sehnet nach Licht, dem Ort da Staub ihre Nahrung, Licht nimmer geschaut wird und man in Finsternis wohnt.“ Dem Wächter befiehlt sie, die Thore zu öffnen. Wächter der Wasser öffne das Thor: So du nicht wirst öffnen das Thor, daß ich eintreten kann, so zerschlage ich die Thüre, zersplittere die Pforten, zerschlage die Angeln, zersprenge die Thüren, erwecke die Toten, die Verschlinger der Lebenden. Auf Befehl der Herrin des Hades, Nin-Ki-Gal, führt

sie der Wächter durch die sieben Thore der Unterwelt, sie wird behandelt wie die Toten, die nichts in die Welt gebracht, also auch nichts aus ihr heraustragen können. Sie muß alles, was sie hat, an den Thoren der Unterwelt zurücklassen: denn also thut die Göttin der Unterwelt ihren Besuchern, sagt der Wächter. Sie beginnt unvorsichtigerweise mit Nin-Ki-Gal Streit. Dafür wird sie bitter bestraft. Ihr wird das Los der Gatten, welche ihre Frauen verlassen, der Frauen, die ihre Männer verachtet, zu teil; aber nicht auf ewig. Denn sie ist die Göttin der Liebe und die Welt kann die Liebe nicht entbehren. Es droht die Welt zu zerfallen, da das Band der Liebe und des Lebens ihr entzogen. So erhält Ninkigal vom himmlischen Gott Ea den Befehl, Ischtar zu entlassen. Es geschieht, wenn auch unter schrecklichem Fluche. An den Thoren erhält die Göttin das Ihrige zurück. Die Krankheit, welche in der Unterwelt ihre Strafe war, wird von ihr genommen und sie wird der Welt zurückgegeben. Mit einer Klage um ihren früheren Gemahl Dummuz (Adonis), welcher in der Unterwelt zurückbleibt, schließt diese Tafel die vergeblichen Racheversuche der Ischtar.

Doch nun bricht das Verhängnis über den Helden herein. Anu vermochte nichts, Ischtars eigener Versuch gereichte ihr selbst zum Schaden. Anatu, die Mutter der Ischtar, schlägt den Helden mit Aussatz. Er sterbe in seinen Gliedern, also klagt er. Dazu kommt aber der tiefe Schmerz um den Tod seines Freundes Eabâni, der, von einem giftigen Insekte gestochen, sterben muß. In dieser schweren Bedrängnis faßt der Held den Entschluß, seinen Ahn Chasis-Adra aufzusuchen; derselbe weilt im Lande der Seligen. Eine große Wüste durchwandert er und gelangt schließlich in eine wunderbare Gegend, deren Eingang von einem riesigen Skorpionenpaar bewacht wird. Ihre Füße ruhen im Hades und ihr Haupt reicht bis zum Himmel. Aber der Wille des Helden ist stärker als seine Furcht. Er bringt sein Anliegen vor. Mitleidig gibt der männliche Skorpionenmensch dem gottgeschlagenen Helden den Weg an, der ihn zunächst durch eine große Wüste westlich vom Euphrat und dann durch einen Park der schönsten mit Edelsteinen geschmückten Pinien führt. Als er den Wassern des Lebens sich naht, schließen zwei Frauen, Sabitu und Siduri die Thore des Eingangs. Izdubar erzwingt sich den Eintritt mit Gewalt. Der mitleidige Fährmann Urchamsi bringt ihn über die Wasser, welche das Land der Irdischen und Himmlischen trennen, nachdem der Held sich einen schweren Spieß hat fertigen müssen. Am Gestade der Seligen steht Chasis-Adra, beunruhigt darüber, daß Urchamsi noch immer zögere zu kommen. Endlich treffen sie ein und Izdubar bringt sein Anliegen vor Chasis-Adra, erhält aber eine abweisende, dunkle Antwort: „Plünderung und Tod sind bei einander, des Todes Antlitz hat man noch niemals geschaut. Der Mann oder Knecht, wenn er sich nahet dem Tode, so ergreift der Geist der großen Götter seine Hand. Die Göttin Mamitu, die Lenkerin ihres Geschicks, trägt ihnen zu ihr Geschick, sie hat Tod und Leben bestimmt, des Todes Tag bleibt unbekannt.“ Aber nicht zufrieden mit dieser Abfertiguug fragt der Held, wie denn Chasis-Adra diesem Tode entgangen; der babylonische Flutbericht ist die Antwort darauf: Ich will dir erzählen die Geschichte meiner Rettung. Die Stadt Surippak war schon sehr alt, als die Götter zur Anrichtung der Flut ihr Herz antrieb. Alle Götter hätten es gewollt, besonders aber der streitbare Gott Bel. Ea aber, der Gott unergründlicher Weisheit, welcher mit ihnen im Rate saß, der Stadtgott von Surippak habe ihm den Beschluß der Götter mitgeteilt. Die Götter wollten allen Samen des Lebens vertilgen. Er aber (Chasis-Adra) solle ein Schiff bauen, genau nach den vom Gott angegebenen Maßen und in dasselbe hinein ziehen lassen Samen des Lebens von jeglicher Art. Denn weil sich die ganze Menschheit gegen Ea aufgelehnt, müsse er furchtbar richten die Erde droben und drunten. Nach dem Bau des Schiffes solle er die Thür für die auf göttlichen Befehl heranziehenden Tiere auflassen, bis ihm ein Wort Eas die Schließung gebiete. Getreide und Habe, Knechte und Mägde, die Vornehmsten des Volkes solle er in die Arche bringen. Diesem göttlichen Befehl gemäß habe er das Schiff gebaut, in Kammern und Zellen geteilt, alle Fugen mit Erdpech

ausgegossen, Menschen und Tiere, Hab und Gut in das Schiff überführt. „Als nun die Sonne die bestimmte Zeit heranbrachte, da sprach eine Stimme: Am Abend werden die Himmel Verderben regnen; tritt in das Schiff und schließ die Thür hinter dir zu. Mit Bangen erwartete ich den Sonnenuntergang." .... Er habe, dem göttlichen Befehl gehorchend, die Arche geschlossen und dieselbe samt der Ladung dem Steuermann Buzurkurgal übergeben. Da erhebt sich schwarzes Gewölk, der Wettergott Rammân läßt seine Donner krachen. Nebo und Sarru treten auf. Die Thronträger Anus schreiten über Berg und Thal. Die Götter der Tiefe und der Pestgott lassen ihre zerstörenden Mächte los. Die Kanäle treten über und des Sturmgottes Schwall steigt bis zum Himmel empor. Dichteste Finsternis deckt das Land. „Da sah kein Bruder seinen Bruder, kein Mensch kümmerte sich um den andern. Ja, im Himmel fürchten sich die Götter und flüchten bis zu dem obersten Himmel Anus gleich Hunden sich an den Gittern dieses Himmels niederkauernd. Unter ihnen schrie Ischtar wie eine Gebärerin: So ist denn alles zu Schlamm geworden, wie ich es vorausgesagt. Ich habe dies Unheil vorher verkündigt. Soll ich aber meine Menschen gebären, daß sie wie Fischbrut das Meer füllen? Da weinten die Götter mit ihr, auf einem Ort zusammensitzend preßten sie die Lippen zusammen und klagten über die Götter der Tiefe." Nach 6 bangen Tagen und 7 Nächten habe die Herrschaft der Flut aufgehört, das Meer begonnen sich zu beruhigen. „Ich durchfuhr das Meer laut klagend, daß alle Menschen in Schlamm verwandelt worden, wie Baumstämme trieben die Leichen umher. Ich öffnete eine Luke und Tageslicht fiel auf mein Antlitz. Da zuckte ich zusammen und setzte mich weinend nieder. Ueber mein Angesicht flossen meine Thränen. Ich fuhr über die Landstriche, jetzt ein furchtbares Meer. Da tauchte Land 12 Maß hoch empor. Nach dem Lande Nisir steuerte das Schiff. Der Berg des Landes Nisir hielt das Schiff fest und ließ es nicht mehr fort." 6 Tage lang habe er daselbst gewartet. „Als aber der 7. Tag kam, nahm ich eine Taube und ließ sie fliegen. Die Taube flog hin und her, aber ein Ruheplatz war nicht da, so kehrte sie wieder heim. So nahm ich eine Schwalbe und ließ sie fliegen. Die Schwalbe flog hin und her, aber ein Ruheplatz war nicht da, so kehrte sie wieder heim. So nahm ich einen Raben heraus und ließ ihn fliegen. Der Rabe flog fort und als er die Abnahme des Wassers sah, fraß er, ließ sich hier und dort nieder und kehrte nicht wieder heim. Da ließ ich alles nach den 4 Winden heraus. Ein Opfer brachte ich dar. Ich erbaute einen Altar auf dem Gipfel des Berges. Je 7 Gefäße stellte ich auf und breitete unter sie Kalmus und Zedernholz. Die Götter sogen ein den wohlriechenden Duft. Wie Fliegen sammelten sich die Götter um den Opfernden. Als Ischtar herankam, hob sie empor den großen Bogen (?), welchen Anu, ihr Vater, ihr geschenkt hatte, und sprach: Nimmer will ich dieser Tage vergessen. Alle Götter mögen zum Altar kommen. Bêl aber soll nicht kommen. Als aber Bêl kam und das Schiff sah, staunte er, sein Herz füllte sich mit Zorn gegen die Götter. Keine Seele soll entrinnen, kein Mensch am Leben bleiben, ruft er .... Da that Ea seinen Mund auf und sprach: O du heldenmütiger Fürst der Götter, warum hast du unüberlegt die Flut angerichtet? Den Sünder laß büßen die Sünde, den Frevler seinen Frevel. Aber der Gerechte werde nicht vernichtet. Erbarme dich, daß er am Leben bleibe. Anstatt daß du wieder eine Flut machst, mögen Löwen und Hyänen kommen, die Menschen zu verringern; möge Hungersnot oder Pest kommen, das Land zu entvölkern." Da kam Bêl zur Vernunft, stieg in das Innere des Schiffes, ergriff meine Hand, hob mich und mein Weib empor und legte ihre Hand in die meine. Darauf wandte er sich zu uns, trat zwischen uns und segnete uns also: Bisher war Chasis-Adra ein Mensch, nun aber sei er und sein Weib zu den Göttern erhoben. Wohnen soll Chasis-Adra in der Ferne, an der Mündung der Ströme." Da nahmen sie mich und ließen mich nieder an der Mündung der Ströme. —

Aber bei dieser Erzählung bleibt Chasis-Adra nicht stehen, er erbarmt sich über

den aussätzigen Helden. Der Bootsmann Urchamsi muß ihn untertauchen in die Wasser der Schönheit, daß die Haut wieder gesund werde und volles Haar auf des Helden Schulter herabwalle. Er trägt große Steine zusammen und fertigt einen Bericht von den ihm erwiesenen Wohlthaten an. Darauf kehrt er mit Urchamsi nach Erech zurück, um nunmehr eine ergreifende Totenklage um seinen Freund Eabâni anzustimmen. „An dem edlen Gelage hast du nicht teil. Zu der Versammlung berufen sie dich nicht. Den Bogen hebst du nicht vom Boden auf. Was vom Bogen getroffen, entgeht dir... Dein Weib, das du liebest, küssest du nicht, dein Weib, das du hassest, schlägst du nicht. Dein Kind, das du liebest, küssest du nicht; dein Kind, das du hassest, schlägest du nicht. Die Macht der Erde hat dich umfangen. O Finsternis, Finsternis, o Mutter Ninazu, o Finsternis."

Er klagt um seinen Freund, dessen Geist der Ort der abgeschiedenen Bösen zurückwies, der auch von der Stätte der gestorbenen Helden abgefertigt wurde. Die Erde nimmt ihn schließlich in Empfang. Zuletzt legt man Fürbitte für die Seele des Eabâni bei den Göttern ein. Auf des Gottes Merodach Befehl steigt sie empor aus der Erde, um in den Gefilden der Seligen fortan zu wohnen. So lebt er gleich einem Fürsten, auf einem Ruhebett lehnend und klares Wasser trinkend. Ihn, der in der Schlacht erschlagen ist, siehst du und sehe ich. Sein Vater und seine Mutter halten sein Haupt und sein Weib weint über ihm. Seine Freunde stehen auf dem Boden, du siehst und ich sehe. Seine Beute am Boden bleibt unbedeckt; die Beute wird nicht beachtet, du siehst und ich sehe. Die besiegten Gefangenen kommen hinterher, die Speise, die im Zelte niedergelegt ist, wird gegessen.

Hiermit schließt das an poetischen Gedanken und Schilderungen, an kultur- und religionsgeschichtlichen Aufschlüssen so reiche babylonische Nationalepos. Der Hauptheld, dessen Name zuerst — allerdings fälschlich — Izdubar gelesen wurde, ist mit Recht sofort für den biblischen Nimrod gehalten worden. Denn die ganze babylonische Litteratur kennt nur diesen einen Nationalhelden, von dem auch die Schrift berichtet. Er erscheint als erster, der aus Babylonien heraus den Schritt von dem Herrn einer Stadt zum Herrn eines Reiches macht, das gleiche Gebiet, welches nach Gen. X. zu seinem Reich gebracht wird, gehört hier dem Reiche des Helden an. Die Löwenjagd war ein ebenso gefährliches wie beliebtes und ruhmvolles Unternehmen der mesopotamischen Könige. Wer einen Löwen ohne Waffe erwürgt, muß in der That ein gewaltiger Jäger genannt werden. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der in drei Zeichen uns vorliegende Name des Helden namru-uddu, d. h. der Lichtglänzende, zu lesen und in dem Namen schon eine Anspielung auf die eigentliche Bedeutung des Nimrodepos zu sehen ist. Nimrod ist die Sonne, sofern sie für die Erde und ihre Bewohner von Einfluß ist. In seinen zwölf Tafeln schildert das Epos den Lauf der Sonne durch die zwölf Monate. Im Frühling bringt sie Blumen und Blüten, Nimrod und Ischtar, die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, herrschen zusammen in Erech. Aber die brennenden Strahlen der Sonne vernichten das Leben auf der Erde, Ischtar weilt in der Unterwelt. Doch der Held tötet den Löwen, das Symbol der verzehrenden Sonnenglut, d. h. die Sonne mildert ihre Strahlen, sie wird schwächer und schwächer. Nimrod wird krank, nachdem Ischtar den Gefilden der Unterwelt entstiegen. Immer unwirksamer werden die Strahlen der Wintersonne, bis diese getaucht in die Fluten des fernen Ozeans zu neuem Leben erwacht, neues Leben erweckend. In diesen großen Gedankenzusammenhang sind die Thaten eines babylonischen Helden hineingewoben, dem eben gerade jene in der Genesis berichteten Thaten zuzuschreiben sind. Denn nicht alles, was hier berichtet wird, so besonders der Zug gegen Humbaba, ist für reine Poesie zu halten. Ebenso scheint auch in der Ischtar die Gattin eines babylonschen Fürsten mit der Göttin zusammengeflossen zu sein. Das Epos wurde bald bei dem Volke beliebt, schon vor 2000 vor Christi Geburt finden wir Abbildungen, die dem Stoffe desselben entnommen sind, und auch die Beziehungen des

Tierkreises sind hervortretenden Personen oder Gegenständen je einer dieser 12 Tafeln entnommen. So sind ja die Namen Stier, Zwillinge, Löwe, Jungfrau, Skorpion, Wassermann mit Leichtigkeit nachzuweisen. Wie diese Bezeichnungen, so ist aber auch das Epos selbst zu den anderen Völkern gekommen. Herakles z. B. ist nichts weiter, als Nimrod im griechischen Gewande.

Was aber dem Stücke Geschichtliches zu Grunde liegt, beschränkt sich im ganzen auf das, was uns die heilige Schrift mitteilt in der Stelle von „Nimrod dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn."



Die kirchliche Frage auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1526.

Von

Wilhelm Altmann.

Soviel auch bisher schon über die Geschichte des Reformationszeitalters geschrieben worden ist, immer bietet es noch dankbare und lösenswerte Aufgaben in Fülle, freilich Aufgaben, denen nur Forscher ersten Ranges gewachsen sein können und die auch dadurch sehr erschwert werden, daß das überaus reichhaltige, namentlich in den städtischen Archiven zerstreute Material noch immer nicht durch umfassende Publikationen zugänglich gemacht worden ist. Schon lange ist daher der Wunsch laut geworden, daß doch endlich eine Sammlung wenigstens der so unendlich wichtigen Reichstagsakten jener Glanzperiode in der Geschichte des deutschen Volkes veranstaltet werden sollte, etwa in derselben Weise, wie das Material für die Reichstage am Ausgange des 14. und im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts gesammelt worden ist. Diesem Wunsche folgend hat nun Ende des vorigen Jahres die historische Kommission der Münchener Akademie, die in den letzten drei Dezennien das Meiste für die Erforschung der deutschen Geschichte gethan und sich dadurch den Dank aller Gebildeten verdient hat, die Herausgabe der Reichstagsakten zunächst aus der Zeit Kaiser Karls V. beschlossen und mit den Vorarbeiten dafür einen Gelehrten betraut, der sich besonders durch eine „Geschichte des Gotha-Torgauischen Bündnisses der Evangelischen" als ein Kenner jener Zeit erwiesen und außerdem jahrelange Studien in zahlreichen Archiven behufs einer Geschichte des bisher noch sehr wenig durchforschten Reichstages im Jahre 1526 gemacht hatte. Das jetzt vorliegende, sehr umfangreiche Werk*), auf welchem die im folgenden gegebene kurze Darstellung durchaus beruht, rechtfertigt vollkommen die auf den Verfasser gefallene Wahl zur Herausgabe jener wichtigen Sammlung; es ist kein Werk, von welchem nur die Fachmänner Kenntnis nehmen werden, vielmehr ein solches, das die Beachtung aller Gebildeten, besonders soweit sie evangelischen Glaubens sind, im vollsten Maße verdient. Für die Ausbreitung des Protestantismus ist nämlich der Speierer Reichstag vom Jahre 1526 von höchster Bedeutung gewesen. Wenn auf ihm auch nicht die geschichtliche Grundlage für die Bildung der deutschen Landeskirchen, wie man seit Ranke

*) Der Reichstag zu Speier 1526 im Zusammenhang der politischen und kirchlichen Entwickelung Deutschlands im Reformationszeitalter. Von Walter Friedensburg. (Historische Untersuchungen, herausgegeben von J. Jastrow, Heft 5.) Berlin 1887. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. XIV, 602 S.

gewöhnlich angenommen hat, geschaffen worden ist, so ist er doch für die kirchliche Entwickelung des deutschen Volkes dadurch maßgebend geworden, „daß er eine Entscheidung nicht getroffen, sondern sich gezwungen gesehen hat, eine solche nochmals zu vertagen, was unter den obwaltenden Umständen nichts anderes hieß, als den sich bekämpfenden auseinandertreibenden Kräften endgültig das Feld überlassen“. Der Reichstag von Speier im Jahre 1526 kann daher recht wohl als der Ausgangspunkt der kirchlichen Spaltung betrachtet werden, welche wohl niemals beigelegt werden wird.

* * *

Wäre Kaiser Karl V. nicht aufs tiefste in die spanischen und italienischen Angelegenheiten verstrickt gewesen, hätte er nicht bald nach dem Reichstag zu Worms (1521) infolge seines Krieges mit König Franz I. von Frankreich Deutschland auf längere Zeit verlassen müssen, so hätte die evangelische Lehre sich unzweifelhaft nicht so schnell über das ganze deutsche Land verbreiten können; denn Karl V. würde schon dafür gesorgt haben, daß das in seiner Gegenwart, auf sein Betreiben erlassene Wormser Edikt, welches den kühnen Mönch in die Reichsacht erklärt und seine Anhänger mit den schärfsten Strafen bedroht hatte, auch wirklich zur Ausführung gekommen wäre. Kam somit die Abwesenheit Karls den Fortschritten der Reformation sehr zu statten, so mußte anderseits gerade der Umstand, daß sie so schnell und unwiderstehlich sich verbreitete, den Eifer der gegnerischen Kräfte entfachen.

Mochte auch das damalige Weltkaisertum eine ganz andere Grundlage haben, als das Kaisertum der Salier und Hohenstaufen, an den Ideen und Traditionen, welche diese verfolgt hatten, hielt es doch fest, erblickte noch immer in der Einheit der christlich-occidentalen Welt seine ideale Grundlage; infolgedessen war es ganz unmöglich, daß es sich mit der evangelischen Bewegung befreunden konnte. Hatte doch diese die Zerstörung der abendländischen Völkergemeinschaft, welche auf der katholischen Konfession, auf der Verbindung mit Rom beruhte, im Auge, in der Absicht, die einzelnen Nationen in kirchlicher Beziehung selbständig zu machen. Freilich war, als Luther auftrat, das Kaisertum schon lange nicht mehr die tonangebende Macht in Deutschland. Es war von den Territorialgewalten überflügelt worden, welche im Laufe der Zeit die meisten kirchlichen Rechte, Besitzungen und Einkünfte an sich gerissen hatten und sich in ihrem ganzen Thun und Treiben nicht durch das Wohl der Gesamtheit des Reiches, sondern nur durch ihre Sonderinteressen leiten ließen. Unter diesen Umständen war der Fall so gut wie ausgeschlossen, daß die neuen Lehren von allen diesen zahlreichen Territorialgewalten angenommen und vertreten wurden. So wollten manche aus Rücksicht auf den Kaiser, dessen fromme und unbedingt kirchliche Gesinnung bekannt war, andere, insbesondere die geistlichen Fürsten, wegen ihrer Beziehungen zum Papste von dem Luthertum nichts wissen; einigen schien wieder der volkstümliche und nationale Charakter, den die neue Lehre an sich trug, nicht im Einklange mit den Partikularinteressen der deutschen Fürstentümer zu stehen.

Freilich hatten die Reichsstände, d. h. eben die territorialen Obrigkeiten, in dem Nürnberger Reichsabschiede vom 6. März 1523 das Wormser Edikt nicht einmal erwähnt, dagegen die Predigt des Evangeliums empfohlen und unter Betonung der kirchlichen Mißstände ein freies allgemeines Konzil gefordert; allein damit hatten sie sich in ihrer Gesamtheit noch lange nicht dem Luthertume zugewandt, zumal auch viele durch die Unternehmung Sickingens, der als einer der eifrigsten Anhänger Luthers galt, gegen den Kurfürsten von Trier stutzig wurden und zu der freilich falschen Ansicht kamen, daß die lutherische Bewegung das Rittertum in seinem Kampfe gegen das Fürstentum unterstütze.

In dem ebenfalls zu Nürnberg im folgenden Jahre (18. April 1514) zustande gekommenen Reichsabschiede wurde schon wieder die Gültigkeit des Wormser Ediktes

und die Verpflichtung, dasselbe zu beobachten, anerkannt, wenn auch durch den Zusatz, man werde dem Edikte „soweit möglich" nachkommen, fast geradezu von der Ausführung Abstand genommen wurde. Zugleich beraumte man eine allgemeine Versammlung deutscher Nation auf Martini nach Speier an, um zu prüfen, „was in Luthers und seiner Anhänger Schriften und Lehren Gutes oder Böses enthalten sei, und danach festzustellen, wie es bis auf ein allgemeines Konzil in Deutschland mit den kirchlichen Bräuchen und den sonstigen von den Neuerern angestrebten Handlungen gehalten werden sollte".

Wenn etwas dem Ende 1523 zur Tiara gelangten Mediceer Klemens VII., der im Gegensatz zu seinem milden Vorgänger Adrian VI. ein entschiedener Gegner der lutherischen Bewegung war, unangenehm dünkte, so war es dieser Beschluß. Sogleich ließ er durch seinen Legaten Campeggi die hauptsächlichsten Anhänger der kirchlichen Reaktion, die bayrischen Herzöge und eine Anzahl süddeutscher Bischöfe, zu einem Tage in Regensburg vereinigen, auf dem diese dem päpstlichen Wunsche gemäß sich verpflichteten, an dem alten Glauben mit aller Entschiedenheit festzuhalten und für die Durchführung des Wormser Ediktes Sorge zu tragen. Damit nicht zufrieden, erwirkte der schlaue Papst noch vom Kaiser, dem freilich diese Maßregel sogar von dem durchweg mit Altgläubigen besetzten Reichsregiment sehr verübelt wurde, das direkte Verbot, daß die Stände auf dem in Aussicht genommenen Tage über Glaubensneuerungen nicht einmal verhandeln, geschweige denn solche einführen sollten.

Infolgedessen kam jener Tag überhaupt nicht zustande; trotzdem aber und trotz aller sonstigen Gegenbemühungen nahm die evangelische Bewegung ihren Fortgang. Gerade um diese Zeit wandte sich ihr der junge feurige Landgraf Philipp von Hessen zu, der bald neben dem Kurfürsten von Sachsen ihr bester Hort und Schirm werden sollte, sowie auch ein großer Teil der Reichsstädte; in diesen konnte natürlich wegen der dichteren Bevölkerung das Luthertum weit mehr Wurzel fassen, als auf dem platten Lande. Sie wagten es sogar, offen gegen den Nürnberger Reichsabschied von 1524 zu protestieren, weil darin auf das Wormser Edikt zurückgegriffen sei. Auf einem Tage zu Ulm, der im Dezember 1524 stattfand, erklärten sie rund heraus, daß sie jenes Edikt verwerfen müßten, weil sie sonst in Konflikte mit ihren Unterthanen geraten würden, „welche auf das brünstigste nach dem Worte Gottes verlangten und entschlossen seien, ihr Leben für dasselbe einzusetzen". Allerdings betonten sie dabei angelegentlichst, daß es ihnen um Luthers Lehre nicht zu thun sei, in Wahrheit aber identifizierten sie diese doch schon mit dem Evangelium.

Schon hatte das Luthertum selbst in den Gebieten von streng altgläubigen Ständen Boden gewonnen, da wurde das morsche deutsche Reich in seinen Grundvesten vollends erschüttert durch den sogen. Bauernkrieg, jene schreckliche Revolution, durch welche die niederen Volksklassen die Bedrückungen der Herrscher geistlichen und weltlichen Standes abzuschütteln versuchten. Wenn auch keine Rede davon sein kann, daß diese schon lange vorher gefürchtete revolutionäre Bewegung durch Luthers Auftreten und Wirken veranlaßt worden ist, so wird doch zugegeben werden müssen, daß die neue Lehre, welche dem im Zwange des katholischen Autoritätsglaubens eingeschnürten kirchlichen Leben die christliche Freiheit bringen wollte, von jenen ungebildeten Schichten der Bevölkerung als ein Evangelium der sozialen Freiheit und Gleichheit aufgefaßt wurde. So in den Strudel der Bewegung mit hineingezogen, hatte Luthers Lehre auch unter den Mißerfolgen des Bauernaufstandes zu leiden, doch war sie bereits zu volkstümlich geworden, als daß sie durch jenes äußere Ereignis hätte erheblich gefährdet werden können.

Der Bauernkrieg hatte aber auch das Gute, daß durch ihn die ganze Größe der Uebelstände, unter denen das deutsche Volk zu leiden hatte, an den Tag gebracht wurde. Infolgedessen stand zu erwarten, daß auch die am alten Glauben festhaltenden Stände die Beseitigung jener Mißstände, insbesondere der kirchlichen, ins Auge fassen würden. So war eine friedliche Lösung der schwebenden kirchlichen Frage immerhin noch möglich,

zumal auch die Anhänger der neuen Lehre noch gar nicht an einen Austritt aus der abendländischen Kirchengemeinschaft dachten.

Das beste Mittel zur Beilegung der kirchlichen Mißstände wäre nach Ansicht der Evangelischen ein allgemeines Konzil gewesen, doch dieses scheiterte an der Abneigung der römischen Kurie. Infolgedessen konnte die deutsche Nation sich mit der Glaubensfrage, welche bereits in alle Verhältnisse hineingezogen war, nur auf einem Reichstage beschäftigen. Ein solcher trat bereits zu Michaelis 1525 in Augsburg zusammen, mußte aber, da er äußerst schwach besucht war, auf den 1. Mai des folgenden Jahres und zwar nach Speier verlegt werden.

Längere Zeit schien es, als ob auch dieser Reichstag gar nicht zusammentreten würde. Das Zustandekommen desselben galt erst für gesichert, als in den ersten Tagen des Juni die Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz eintrafen, nachdem der Bruder und Stellvertreter des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, bereits am 18. Mai, also auch nicht zur rechten Zeit, nach Speier gelangt war. Freilich waren bei der feierlichen Eröffnung des Reichstages, welche am 25. Juni stattfand, nicht allzu viele Stände anwesend: außer den schon genannten zwei kaiserliche Kommissare, der Bischof von Trident und der Markgraf Kasimir von Brandenburg-Anspach, eine Botschaft des Kurfürsten Hermann von Köln, welcher selbst erst am 17. Juli anlangte, sowie ein Gesandter König Ludwigs von Ungarn, des böhmischen Kurfürsten, außerdem eine Anzahl von Bischöfen und weltlichen Fürsten, sowie nur sehr wenige Vertreter der Städte.

Wenn auch die meisten Stände erst später eingetroffen sind, so würden wir doch, da die meisten Fürsten sich den Luxus eines sehr großen Gefolges gestatteten, die Zahl der Fremden schon bei der Eröffnung des Tages auf einige Tausende veranschlagen und daraus den Schluß ziehen dürfen, welche finanziellen Vorteile, ganz abgesehen von der Ehre, eine Stadt davon hatte, wenn in ihren Mauern ein Reichstag abgehalten wurde. Freilich war es für den Magistrat keine kleine Aufgabe, die ganze Schar der Reichstagsbesucher unterzubringen und sie vor Uebervorteilungen zu schützen, selbst wenn er, wie hier in Speier, feste Taxen aufstellte, nach denen sowohl die Herbergswirte wie auch die Bürger, welche Fremde privatim zu sich ins Quartier nahmen, die Preise anzusetzen hatten.

Wie gewöhnlich, so gelangte auch diesmal bei der Eröffnung des Reichstages eine kaiserliche Botschaft zur Verlesung, an welche die Beratungen der Stände anzuknüpfen hatten. Sie stimmte im wesentlichen mit der Proposition überein, welche für den im Jahre 1525 im Sande verlaufenen Augsburger Reichstag bestimmt gewesen war. Gleich der erste Artikel betraf die kirchliche Frage. Die Stände sollten beraten, „auf welchem Wege der christliche Glaube und die althergebrachten guten christlichen Bräuche und Einrichtungen der allgemeinen Kirche bis zu einem freien Konzil von allen Reichsgliedern einmütig gehandhabt, die Widersetzlichen aber bestraft und im Notfall unter Anwendung von Gewalt zum Gehorsam gebracht würden, damit dergestalt das kaiserliche Edikt von Worms und die Beschlüsse, welche die Stände in dieser Materie fassen würden, zur Anerkennung und Ausführung gelangen würden“. Außerdem sollte der Reichstag über Vorkehrungen zur Verhütung neuer Aufstände, die Abwehr der Türken, die Mittel zur Erhaltung des Reichsregiments und Reichskammergerichts sich schlüssig machen.

Für den Fall, daß die Stände von einer Aufrechterhaltung des Alten nichts mehr wissen wollten und in betreff der kirchlichen Frage selbständig vorzugehen versuchen würden, war eine zweite Instruktion aufgesetzt worden, von der freilich nur im äußersten Notfalle Gebrauch gemacht werden sollte. Dieselbe enthielt nämlich die strikte Weisung, bis auf des Kaisers Rückkehr nach Deutschland oder den Zusammentritt eines Konzils unbedingt an dem Wormser Edikt festzuhalten, das ja auch in dem letzten Nürnberger Reichsabschiede wieder bestätigt worden sei. Eine solche Sprache würde Kaiser Karl V. gegen die deutschen Stände wohl kaum zu führen gewagt haben, wenn er nicht gerade

kurz vorher seinen Gegner Franz I. gefangen genommen und zu einem demütigenden Frieden gezwungen, sowie noch im besten Einvernehmen mit dem Papste und England gestanden hätte. So schien die allgemeine Weltlage, welche sich freilich bald ändern sollte, dem Luthertum nicht günstig zu sein.

Die (erste) kaiserliche Proposition wurde im allgemeinen beifällig aufgenommen. Nachdem der Reichstag sich geeinigt hatte, die Beratungen über ihre einzelnen Artikel in derselben Reihenfolge vorzunehmen, entstand eine längere Debatte darüber, ob nach Kurien verhandelt oder ob zum Behufe einer Vorberatung aus Vertretern aller Kurien ein gemeinsamer Ausschuß konstituiert werden sollte. Endlich wurde das gar nicht so üble Ausschußprojekt infolge des Widerstandes der Kurfürsten, welche darin eine Minderung ihrer Prärogative zu sehen glaubten, fallen gelassen, und getrennt fingen die einzelnen Kurien über den ersten Artikel der kaiserlichen Botschaft zu beratschlagen an. Dabei zerlegten denselben sowohl die Kurfürsten als auch die Mitglieder der fürstlichen Kurie in fünf Punkte: Verbot des Kaisers, in Glaubenssachen Neuerungen vorzunehmen; Erhaltung der wohlhergebrachten kirchlichen Einrichtungen; Abstellung der Mißbräuche; Verhalten gegen die Uebertreter der als wohlhergebracht erkannten kirchlichen Bräuche und Ausführung des Wormser Ediktes.

Die Kurfürsten suchten in dem Gutachten, das sie verfaßten, eine vermittelnde Stellung einzunehmen: so sehr sie auch bemüht waren, den Weisungen des Kaisers nachzukommen, so hatten sie doch das Bestreben, dieselben möglichst milde auszulegen, sowie den Interessen und Bedürfnissen der Nation gerecht zu werden. Damit war auch die Fürstenkurie ganz einverstanden: sie wünschte nur noch, daß in betreff der Ausführung des Wormser Ediktes eine bestimmte Vereinbarung getroffen werde, stand aber auf Zureden der Kurfürsten, welche gerade diesen Punkt möglichst dehnbar fassen wollten, davon ab.

Trotzdem daß im Namen beider Kurien das kurfürstliche Gutachten den Städten mitgeteilt worden war, kam es doch zu keiner ausführlichen Beratung darüber, denn auf Drängen der reformfeindlichen Altgläubigen, die besonders in der Fürstenkurie sich wegen ihrer großen Anzahl Geltung zu verschaffen wußten, wurde die Beratung über die Glaubenssache abgebrochen und zu dem zweiten Artikel der kaiserlichen Proposition, der Maßregeln zur Verhütung neuer Aufstände verlangte, übergegangen. Derselbe wurde gleichfalls und zwar in drei Punkte zerlegt; man einigte sich, 1. die Glaubensspaltungen als Ursache der Empörungen, 2. anderweitige Ursachen derselben und 3. das Verhalten, welches bei künftigen Aufständen zu beobachten sei, ins Auge zu fassen.

Mit großem Eifer gingen namentlich die Kurfürsten an die Beratung, und es verdient die größte Beachtung, daß sie in ihrem Gutachten wieder auf die Punkte zurückkommen, welche nach dem Wunsche der Altgläubigen gar nicht zur Sprache gebracht werden sollten. „Es war eben nicht anders: ohne Auseinandersetzung mit dem Wormser Edikt und ohne Vornahme der Mißbräuche im Kirchenwesen kam man keinen Schritt vorwärts." Offen erklärte der Pfalzgraf bei Rhein, daß das Wormser Edikt womöglich gar nicht erwähnt werden sollte, daß man aber, falls dies mit Rücksicht auf den Kaiser geboten erscheine, doch genau festsetzen möchte, inwieweit es aufrecht zu erhalten sei; vor allem müßte die Einigkeit unter den Ständen erhalten bleiben; sie dürfe unter der Rücksichtnahme auf die Wünsche des Kaisers nicht leiden. Aehnlich dachten auch die anderen Kurfürsten, obwohl sie treue Anhänger Karls V. waren. Unter diesen Umständen war es, so sehr auch die Reformfeinde dieses versuchten, nicht mehr möglich, an dem Standpunkte der kaiserlichen Proposition festzuhalten, zumal auch auf die Reichsstädte Rücksicht genommen werden mußte, die auf die Beseitigung des Wormser Ediktes schon lange hinarbeiteten und eben jetzt (am 30. Juni) mit Bezugnahme auf die Undurchführbarkeit desselben in einem Gutachten die Aufhebung desselben und die Beratung über die kirchlichen Mißbräuche verlangten.

Zwar antworteten die Kurfürsten und Fürsten den Städten ausweichend, doch

fühlten sie sich veranlaßt, ihr Augenmerk wieder der Glaubensfrage zuzuwenden. Dazu trug nicht wenig der Umstand bei, daß Anfang Juli der Besuch des Reichstages sich sehr steigerte; jetzt traf auch endlich ein kursächsischer Gesandter ein, welcher denn auch die lutherische Sache nach Kräften vertrat. Vor allem ist aber die reformfreundliche Tendenz, welche sich jetzt auf dem Reichstage Bahn brach, auf den Umschwung in der allgemeinen Weltlage zurückzuführen. Franz I. von Frankreich begann Ende Juni aufs neue den Krieg gegen seinen Rivalen Karl V.; zur Bekämpfung des letzteren bildete sich die Liga von Cognac, an der sich auch der Papst beteiligte. Da es für Karl V., dem auch unter diesen Umständen unmöglich an der Aufrechterhaltung der päpstlichen Kirche gelegen sein konnte, geradezu unmöglich war, nach Deutschland zurückzukehren und sich hier an dem Werke der inneren Reform, insbesondere des Kirchenwesens zu beteiligen, so blieb den Ständen nichts anderes übrig, als die Reformen auf eigene Hand vorzunehmen. Ihr Bestreben mußte es sein, da auch die Türken wieder im Anzuge waren, „unter sich den Frieden zu erhalten, um nicht noch Oel ins Feuer zu gießen und nicht den Bürgerkrieg oder die Revolution den übrigen Leiden und Gefahren des Abendlandes hinzuzufügen".

So wurde denn in der Sitzung der Fürstenkurie vom 5. Juli trotz des Widerstandes der Geistlichen ein Ausschuß von acht Personen gewählt, „der die Mißbräuche, welche in allen Ständen, nämlich bei den Geistlichen, den Weltlichen und den Reichsständen im Schwange seien, beratschlagen und gemeiner Versammlung seine Vorschläge zu ihrer Beseitigung unterbreiten, insbesondere aber auch gute Gebräuche und Mißbräuche in der Kirche sondern sollte". Dieser Ausschuß trat dann in verhältnismäßig kurzer Zeit mit einem ausführlichen Gutachten hervor, über welches leider kein Gesamtausschuß, sondern jede Kurie einzeln beriet.

Da trat ein Zwischenfall ein, der den Anschein hatte, als ob er den Anhängern Luthers auf dem Reichstage verhängnisvoll werden sollte. In den ersten Tagen des Juli traf daselbst einer der entschiedensten Gegner der neuen Lehre, Dr. Johann Fabri, als gemeinsamer Vertreter der Bischöfe von Konstanz und Basel ein und überbrachte eine umfangreiche und schwerwiegende Schrift der eidgenössischen Tagsatzung, in welcher sich diese aufs heftigste über das Vorgehen der evangelischen Prädikanten Straßburgs, insbesondere Kapitos, beschwerte. Diese Angelegenheit kam dem Erzherzog Ferdinand, der von den Neuerungen auch nichts wissen wollte, so recht gelegen: er ließ nicht bloß jene Anklageschrift bald im Reichstage verlesen, sondern sprach auch die Absicht aus, sie dem Kaiser mitzuteilen. Dank der Hetzereien Fabris wurden selbst Stände, die halb und halb für das Luthertum schon gewonnen waren, bewogen, den Städten ihr Mißfallen über das Vorgehen Straßburgs auszusprechen.

Da war es denn für die evangelischen Stände von höchster Bedeutung, daß endlich am 12. Juli Landgraf Philipp von Hessen auf dem Reichstag sich einfand, ein Fürst, „der die Sache des Evangeliums seinen Standesinteressen weit vorangehen ließ, die Bedeutung der Städte aber für die Erhaltung und Förderung der neuen Lehre längst erkannte und auf den engsten Zusammenschluß mit ihnen das größte Gewicht legte". Er ließ auch durch seinen Hofprediger Adam Krafft von Fulda in seiner Herberge*) jeden Tag öffentlich die neue Lehre unter großem Zulauf namentlich des gemeinen Mannes verkündigen und trug auch kein Bedenken, sich vor aller Augen von den hergebrachten Satzungen der Kirche zum Entsetzen der Altgläubigen zu emanzipieren. So ließ er noch am Abende seiner Ankunft, die an einem Donnerstage erfolgt war, vor seiner Herberge einen Ochsen schlachten, von dem er dann mit seinem ganzen Gefolge am Freitage und Sonnabend „unverborgen" speiste.

Acht Tage nach Philipp von Hessen (am 20. Juli) kam auch Kurfürst Johann

*) Daß ihm eine Kirche eingeräumt wurde, konnte er ebenso wenig wie später Kurfürst Johann von Sachsen durchsetzen.

von Sachsen, der Beschirmer und Landesherr Luthers, mit einem Gefolge von 400 Reisigen in Speier an. Wie sein Glaubensgenosse Philipp kehrte er sich nicht mehr an die äußerlichen religiösen Zeremonien, namentlich die Fastenverbote, und ließ auch durch seine beiden Hofprediger, Georg Spalatin und Johann Agricola, welche schon auf dem ganzen Wege gepredigt hatten, in Speier evangelischen Gottesdienst halten. Zum erstenmale begegnet uns auf einem deutschen Reichstage der neue lutherische Kultus. Das Aergernis, das die Altgläubigen daran nahmen, wurde von Tag zu Tag größer; nachdem gütliche Vorstellungen bei den beiden evangelischen Fürsten vergeblich gewesen waren, wünschten jene, daß ein feierliches Verbot gegen die neue Lehre erlassen würde; doch unterblieb dieses Verbot, als jene beiden mächtigen Fürsten einmütiglich dem kaiserlichen Kommissar erklärten: sie würden im übrigen sich als gehorsame Fürsten beweisen, aber von der evangelischen Predigt und dem Fleischessen könnten sie nicht lassen.

Dieses mannhafte Festhalten selbst an Aeußerlichkeiten verfehlte nicht, den Mut der lutherisch gesinnten Stände zu kräftigen, wenngleich es den Konflikt mit den Altgläubigen verstärken mußte. Diese suchten auch jede Gelegenheit, die sich ihnen bot, um die Evangelischen lächerlich zu machen, zu benutzen; so verdeutschten sie den Sinnspruch, den jene auf ihren rechten Aermel hatten sticken lassen „verbum domini manet in eternum“ (das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit) spottenderweise mit: „das Wort Gottes bleibt im Aermel“, mußten sich freilich dafür gefallen lassen, daß die Evangelischen mit Beziehung auf die katholischen Bischöfe die Anfangsbuchstaben jenes Spruches (V. D. M. J. E.) mit: „vivus diabolus manet in episcopis“ (der leibhaftige Teufel sitzt in den Bischöfen) interpretierten.

Während dieser Reibereien, welche schon vor der Ankunft Philipps und Johanns stattfanden, nahmen die Verhandlungen des Reichstages nur sehr langsam ihren Fortgang. Auf der Tagesordnung standen die Beschwerden der Nation, insbesondere die kirchlichen Mißbräuche. Zwar berieten die kurfürstlichen Räte darüber, zwar hielt der fürstliche Achterausschuß zahlreiche Sitzungen, zwar war der Eifer der Städte kein geringer, doch die Herren selbst unternahmen mehrtägige Jagdausflüge und erfreuten sich an den Festlichkeiten, welche Erzherzog Ferdinand auf die Nachricht, daß ihm eine Tochter geboren sei, veranstaltete. Man hatte offenbar kein Interesse, daß die Aufgaben, welche die kaiserliche Proposition dem Reichstage gestellt hatte, rasch erledigt wurden; seitdem darüber Gewißheit herrschte, daß an eine einfache Wiederaufnahme des Wormser Ediktes nicht mehr zu denken sei, scheinen die Altgläubigen das Bestreben gehabt zu haben, lieber auf den Abschluß der Verhandlungen ganz zu verzichten, als in einen für die Evangelischen vorteilhaften Reichsabschied zu willigen. Diese wiederum wünschten natürlich, daß in der Glaubenssache erst nach längerer Beratung ein definitiver Beschluß gefaßt würde, weil sie hofften, auf diese Weise noch manche zu sich herüberzuziehen.

Die Verhandlungen kamen erst wieder in Fluß, als die Städte am 14. Juli eine Eingabe einreichten, in welcher sie die ihnen noch immer vorenthaltene Stimme und Session im Reichsrat forderten, auf die Undurchführbarkeit des Wormser Ediktes hinwiesen und den Vorschlag machten, da die von ihnen angestrebten Maßregeln im Widerspruche zu dem Wortlaute der kaiserlichen Proposition ständen und die beiden ersten Kurien sich nicht einfach über dieselbe hinwegsetzen würden, vor einer definitiven Beschlußfassung den Kaiser um Abänderung seiner Weisungen zu ersuchen; auf ein Entgegenkommen desselben dürfe man, meinten die Städte, wohl rechnen, da derselbe ja im Kampfe mit dem Papste läge und sich in äußerst schwieriger Lage befinde.

Daß diese Vorschläge bei den beiden Kurien keinen besonderen Beifall fanden, war ganz natürlich; dieselben hofften ja, auch ohne den Kaiser eine Einigung zu stande zu bringen, wenn sie auf der einen Seite das Prinzip der Unantastbarkeit der von Rom sanktionierten Bräuche fallen ließen und anderseits ohne Vorurteil die Neuerungen und Forderungen der Anhänger Luthers prüften. Den Städten vollen Anteil an den

Reichshandlungen zu gewähren, waren die beiden ersten Kurien durchaus nicht geneigt; wie schon auf dem letzten Nürnberger Reichstag wollten sie ihnen jetzt, um ihrer Unzufriedenheit und etwaigem Aufruhr vorzubeugen und zu verhindern, daß die Städte gegen das, was unter ihrer Anteilnahme beschlossen sei, protestierten, eine Stimme in der Fürstenkurie und Anteil an den allgemeinen Ausschüssen wieder zugestehen. Allein damit waren die Städte, die sich ihrer großen Macht und ihrer finanziellen Kräfte bewußt waren, durchaus nicht zufrieden gestellt: es erschien ihnen vorteilhafter, ihr Protestationsrecht gegen mißfällige Beschlüsse zu behalten, als dafür einen Sitz in der Fürstenkurie, wo sie ja doch immer überstimmt worden wären, zu gewinnen. Ja nicht einmal eine Vertretung in einem Gesamtausschusse wollte man ihnen zugestehen, Kurfürst Richard von Trier erklärte sogar, die Städte seien nicht Glieder, sondern Unterthanen des Reiches und hätten daher gar keinen Anspruch auf Anteil an den Verhandlungen der Reichsversammlungen.

Dennoch wurden die Fürsten durch die Verhältnisse gezwungen, in die Bildung eines Gesamtausschusses, in welchem auch die Städte Sitz und Stimme hatten, zu willigen. Da nämlich tagtäglich schreckliche Nachrichten von dem Vorrücken der Türken eintrafen, wies der ungarische Gesandte mit allem Nachdruck darauf hin, daß, wenn überhaupt eine Reichshilfe noch rechtzeitig kommen sollte, kein Augenblick mehr zu verlieren sei. Infolgedessen beschlossen sowohl die Kurfürsten als die Fürstenkurie, die anderen Beratungen fallen zu lassen und sich über die Türkenhilfe schlüssig zu machen. Da nun auf Grund früherer Beschlüsse den Ungarn Hilfe gesandt werden mußte, so drangen die evangelischen Stände darauf, daß zur Feststellung des Näheren und Einzelnen ein Gesamtausschuß gebildet würde. Dem Kurfürstenkollegium blieb schließlich nichts anderes übrig, als darein zu willigen; freilich betonte es, damit nur seinen vermeintlichen Vorrechten kein Abbruch geschehe, mit aller Entschiedenheit, daß der Ausschuß nur zum Zwecke der Vorbereitung geschaffen würde, daß die definitiven Beschlüsse allein im Plenum gefaßt werden könnten. Auch die Städte wurden aufgefordert, in diesen Ausschuß ihre Vertreter zu schicken, dagegen wurde in betreff ihrer Stimme und Session im Plenum ihnen kein Zugeständnis gemacht. Immerhin war die Bildung des Ausschusses für sie ein Gewinn: ihrer Isolierung im Reichstage war damit ein Ende gemacht und ihnen die Möglichkeit eröffnet, bei der Beratung der Reichsangelegenheiten ein Wort mitzusprechen.

Auf die Zusammensetzung des Ausschusses, in den die Kurfürsten 6, die Fürsten 13, die Städte 2 Vertreter senden sollten, kam natürlich sehr viel an. Zwar saßen einige sehr verbitterte Altgläubige, z. B. Johann Fabri, darinnen, doch war die Mehrheit entschlossen, eine Abstellung der kirchlichen Mißbräuche vorzunehmen; ihr erschienen auch die Anhänger Luthers nicht mehr als Ketzer, sondern bei aller Verschiedenheit doch noch als Christen. Eine Verständigung mit ihnen wurde nicht bloß als denkbar, sondern sogar als erstrebenswert angesehen. Noch schien die Kluft zwischen den Lutherischen und den Altgläubigen überbrückbar. Wäre der große Ausschuß zu ungestörter Wirksamkeit gelangt, so wäre sicherlich eine Vermittelung zustande gekommen, so hätte das deutsche Volk selbständig über seine kirchliche Zukunft entschieden. Allein es kam anders: die Politik Karls V., an den nun einmal Deutschland durch die unglückselige Kaiserwahl vom Jahre 1519 gebunden war, verfolgte andere Gesichtspunkte und verhinderte infolgedessen das Friedenswerk.

Da die Wahlen in den Ausschuß deutlich erkennen ließen, daß die Reichstagsmehrheit im Prinzip für Duldung der neuen Lehre sei und zu einer förmlichen Erneuerung des Wormser Ediktes nicht die Hand bieten werde, trat Erzherzog Ferdinand mit der kaiserlichen Nebeninstruktion hervor, welche, wie erwähnt, von den Ständen den Verzicht auf eigene Reformen in der kirchlichen Frage und die Aufrechterhaltung des Ediktes forderte. Zunächst ließ er sie den Kurfürsten mitteilen, die nicht wenig davon überrascht waren und den Wunsch äußerten, daß auch die übrigen Stände davon Kenntnis

bekommen sollten. Diesem Verlangen kam auch der Erzherzog sofort nach: gleich in die erste Ausschußsitzung, welche am 2. August stattfand, entsandte er Kommissare, welche jene Instruktion verlasen und noch die Weisung hinzufügten, der Ausschuß möge von der Beratung über die Reformen Abstand nehmen und sich, ohne Zeit zu verlieren, den anderen Materien zuwenden. Als die Ausschußmitglieder von ihrer auch nicht geringen Ueberraschung sich erholt hatten, forderten sie, daß dem Plenum von dieser neuen kaiserlichen Proposition Mitteilung gemacht würde. Dies geschah schon am folgenden Tage und hatte einen wahren Sturm des Unwillens unter den Reichsständen zur Folge: den meisten erschien der Zweck des Reichstages, der doch gerade darin bestanden hätte, daß man, wenn auch nicht vom Glauben so doch von den kirchlichen Mißständen handeln sollte, für vereitelt; offen murrte man darüber, daß die Nation aufs neue um die Erreichung eines Einverständnisses in der Glaubenssache betrogen würde.

Als sich die erste Entrüstung gelegt hatte, wurde (am 4. August) die zweite kaiserliche Instruktion in allen Kurien vorgenommen. Da zeigte es sich bald, daß man über ihre Tragweite sehr verschieden urteilte: nicht bloß die einzelnen Kurfürsten faßten sie verschieden auf, sondern natürlich vor allem die Mitglieder der fürstlichen Kurie, in der ja so viele Geistliche saßen. Endlich machten die Kurfürsten — von denen Köln, Pfalz und Sachsen ursprünglich verlangten, daß der Ausschuß erst das kaiserliche Anbringen eingehend berate, während die anderen es ohne weiteres gehorsam annehmen wollten — einen Vorschlag, mit welchem sich auch die Fürstenkurie einverstanden erklärte. Dieser Vorschlag ging dahin, den kaiserlichen Kommissaren mitzuteilen, daß der Ausschuß vorläufig noch nicht die Glaubenssache, sondern zunächst die Türkenhilfe vornehmen würde, daß er aber, wenn er zu jener komme, der kaiserlichen Mahnung eingedenk sein und sich jeder Stand in diesen Dingen so erzeigen werde, wie er es gegen Gott, den Kaiser und das Reich werde verantworten können.

„So erscheint hier zuerst die merkwürdige Formel, welche dem Speierer Reichstag vor allem seine entscheidende Bedeutung für die Nation geben sollte." Sie stellt sich als ein Kompromiß der Kurfürsten, als ein Produkt der Verlegenheit, in der sie sich befanden, dar.

Daß aber der Reichstag seine Beratungen über die Schäden der Kirche nicht fallen gelassen hat, daß er nicht, wie Erzherzog Ferdinand wünschte, ohne einen Beschluß in der wichtigsten Angelegenheit auseinander gegangen ist, das ist das alleinige Verdienst der Städteboten. Diese reichten nicht nur, gleichsam aus Trotz gegen das kaiserliche Verbot, eine Beschwerdeschrift wider die Geistlichkeit ein, sondern auch eine Entgegnung auf die zweite kaiserliche Proposition und zwar schon am 4. August. In derselben erklärten sie: dem Wunsche des Kaisers, daß das Wormser Edikt bis auf ein allgemeines Konzil aufrecht erhalten werden solle, nachzukommen, sei wegen der Verhältnisse im Reiche geradezu unmöglich; wenn der Kaiser von diesen genauere Kenntnis hätte, oder anwesend wäre, so würde er selbst dies einsehen. Außerdem stamme die kaiserliche Nebeninstruktion noch aus einer Zeit, in welcher Kaiser und Papst noch einig gewesen; jetzt, wo sie feindlich einander gegenüber ständen, sei das Zustandekommen eines Konzils so gut wie ausgeschlossen. Unter diesen Umständen wäre es notwendig, daß eine Gesandtschaft an den Kaiser, für die sie bereits früher plädiert hätten, abgeordnet würde; diese solle ihm die deutschen Verhältnisse wahrheitsgetreu schildern und ihn bitten, ohne Verzug ein Provinzialkonzil, eine Versammlung deutscher Nation zu berufen, um hier endgültige Beschlüsse über die streitigen Punkte, insbesondere die kirchlichen Zeremonien und die Mißbräuche des Klerus, zu fassen. Sollte der Kaiser darauf nicht eingehen, so sollte es Aufgabe der Gesandtschaft sein, ihn wenigstens dazu zu bestimmen, daß er bis auf ein künftiges Generalkonzil das Wormser Edikt suspendiere; ohne die Aufhebung desselben könnte die Ruhe in Deutschland kaum aufrecht erhalten werden, würde es auch den Ständen unmöglich sein, die von dem Kaiser geforderten Leistungen zu bewilligen.

Dieser Vorschlag der Städte, welche damit auf eine augenblickliche Entscheidung der Reformfrage verzichteten, fand den ungeteilten Beifall selbst der Altgläubigen strengster Observanz: man einigte sich bald, den Ausschuß mit der Abfassung der Instruktion für die Gesandtschaft an den Kaiser zu betrauen, sowie Vorschläge aus seiner Mitte darüber anzunehmen, welche Stellung man bis zur Rückkehr jener Gesandtschaft zur Glaubensfrage einnehmen sollte. Dem Ausschusse schien es in der Sitzung vom 7. August am besten, jene kurfürstliche Formel einfach zu adoptieren: er bestimmte also, daß in allen Dingen, welche den Glauben und die kirchlichen Gebräuche beträfen, sich jeder Reichsstand so verhalten möge, wie er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten sich getraue.

In derselben Sitzung wurde auch im Ausschusse eine Verständigung über die gesamten Aufgaben, welche dem Reichstage noch verblieben, auf Grund eines kurtrierischen Vorschlages erzielt. Als aber die Instruktion, welche den Gesandten an den Kaiser mitgegeben werden sollte, vor das Plenum kam, entspann sich darüber eine sehr eingehende längere Beratung, da weder die Evangelischen noch die Altgläubigen mit ihrer Fassung zufrieden waren. Beinahe schien es, als könnte keine Einigung erzielt werden, da legte sich Erzherzog Ferdinand ins Mittel, indem er am 17. August auf möglichst rasche Beendigung der Reichshandlung drang, weil er wegen der großen Gefahr, in die seine Erblande infolge des Anrückens der Türken geraten seien, unmöglich länger als noch 8 Tage in Speier verweilen könnte.

Da sein Verlangen als durchaus begründet anerkannt wurde, ging der Reichstag mit einer geradezu erstaunlichen Schnelligkeit daran, die ihm obliegenden Aufgaben zu erfüllen. Zunächst wurde eine Einigung über jene Gesandtschaftsinstruktion erzielt: die Altgläubigen, welche sich ursprünglich gegen jede Modifikation des Wormser Ediktes erklärt hatten, ließen es zu, daß der Kaiser um Suspension der Strafbestimmungen desselben ersucht werden sollte, die Evangelischen anderseits verzichteten darauf, eine völlige Außerkraftsetzung des Ediktes zu fordern. Auch über die Personenfrage und die Kosten der Gesandtschaft, welche auf 10 500 Gulden*) veranschlagt wurden, kam man im großen und ganzen ohne längere Debatten hinweg.

Das war auch der Fall mit den übrigen Materien, auf welche hier nicht eingegangen werden soll, da sie im Vergleich zur Glaubensfrage von nur untergeordnetem Interesse sind.

Bis zum 24. August zogen sich die eigentlichen Verhandlungen hin, deren Schluß verschiedene Fürsten, darunter der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Köln, nicht einmal abwarteten. Die Redigierung des Reichsabschiedes, zu der die Städte „wegen der Beschleunigung der Sache“ gar nicht erst hinzugezogen wurden, verzögerte sich noch bis zum 26. August, worauf dann am folgenden Tage seine Annahme im Plenum ohne weiteres erfolgte. „Die verschiedenen Materien, über die er sich verbreitete, finden sich in ihm nach der Reihenfolge geordnet, welche die kaiserliche Proposition aufwies. Es ist also zunächst — und zwar in den vier ersten Kapiteln — von der Glaubenssache die Rede, d. h. von dem Beschluß einer Reichsgesandtschaft an den Kaiser und den Gründen dieses Beschlusses; § 4 enthält dann die wichtige Klausel, wie es mittlerweile, bis zum Konzil oder der Nationalversammlung, ein jeder Stand mit dem Wormser Edikt halten solle. Daran schließen sich in den Abschnitten 5—11

*) Diese große Summe kam bei folgender Rechnung heraus. Die Gesandtschaft sollte aus einem Prälaten und einem Grafen nebst zwei Räten bestehen. Jeder der letzteren sollte je 6 Pferde und einen Esel, der Prälat und der Graf aber je 14 Pferde und 2 Esel erhalten; dazu kamen noch 4 Dolmetscher mit je 1 Pferde: im ganzen 50 Tiere, welche pro Stück und Monat auf je 20 Gulden rheinisch veranschlagt wurden. Für Unkosten rc. sollte der Prälat und Graf monatlich je 170, die beiden Räte 80 Gulden erhalten, pro Monat also zusammen 500 Gulden, wozu noch 1000 Gulden für die Tiere kamen. Da die Zeitdauer der Gesandtschaft auf 7 Monate berechnet wurde, so wurden die Kosten also auf 7 mal 1500 = 10500 Gulden veranschlagt.

die Bestimmungen, welche es mit der Erhaltung des inneren Friedens und der Verhinderung oder Bekämpfung künftiger Empörungen zu thun haben; ihnen folgen die Festsetzungen, welche die Türkensache*) berühren, in den §§ 12—15; sodann wird, in 16—25, der vierte Hauptartikel der Proposition abgehandelt, der sich mit den beiden hohen Reichsbehörden, dem Regiment und Kammergericht (ihrer Erhaltung, Verlegung, Visitation) beschäftigt. Daran schließen sich endlich verschiedene einzelne Bestimmungen."

Das Ergebnis der Verhandlungen fand natürlich eine sehr verschiedene Aufnahme. Während fanatische Altgläubige, wie Johann Fabri, meinten, das Verderben, mit dem die katholischen Gebräuche bedroht worden wären, sei durch den Reichsabschied abgewandt, hielten die Evangelischen denselben für einen großen Gewinn, wenn auch nicht für einen Sieg; denn noch immer war das Wormser Edikt, das auf ihnen wie ein Alp lastete, nicht aufgehoben.

Daß ihnen durch jene im § 4 des Abschiedes enthaltene Formel das Recht gegeben worden sei, sich von der kirchlichen Gemeinschaft des Abendlandes loszusagen, ist nicht richtig: denn nichts lief so sehr den Intentionen des Reichstages zuwider, der nur, um die kirchliche Einheit Deutschlands zu retten, es versuchen wollte, den Kaiser umzustimmen, für die Berufung einer deutschen Nationalversammlung zu gewinnen. Auf eine konkrete Festsetzung in bezug auf die kirchliche Frage hatte der Reichstag verzichtet; er hatte nur die bereits eingetretenen Veränderungen, z. B. im Kultus, anerkannt und zwar nur bis zu der Zeit, in welcher eine Antwort des Kaisers erfolgte. Jene Klausel ist also nur eine Anerkennung des status quo, ein Waffenstillstand. Daß derselbe schwer durchführbar war, kam daher, daß auf der einen Seite den Evangelischen weitere Neuerungen verboten waren, die Katholischen dagegen freie Hand behielten, in ihren Gebieten das Wormser Edikt durchzuführen. Als es sich später herausstellte, daß gar keine Aussicht dafür vorhanden war, daß an Stelle dieses ungleichen und ungerechten Provisoriums definitive Festsetzungen treten würden, war es daher ganz natürlich, daß die evangelischen Territorialobrigkeiten jene Formel des § 4 dahin auslegten, daß jeder Reichsstand alles, was ihm sein Gewissen gestatte, vornehmen dürfe, und infolgedessen die Bildung von Landeskirchen in die Hand nahmen.

„Damit war zugleich die Spaltung der Nation in kirchlicher Hinsicht gegeben. Mittelbar geht also diese Spaltung auf den Speierer Reichsabschied zurück, aber auch eben nur mittelbar. Nicht der Speierer Abschied hat bereits den Sieg des Territorialismus entschieden, noch den Satz sanktioniert: Cujus regio, eius religio, sondern in Speier haben ganz im Gegenteil die Reichsglieder nochmals den Versuch gemacht, die kirchliche Einheit unter sich zu bewahren. Daß dies mißlungen ist, lag zumeist nicht an ihnen; wenn es gestattet ist, für eine weltgeschichtliche Entwickelung, die ja stets das Produkt mannigfaltiger, unzähliger Faktoren ist, einen einzelnen vorzugsweise verantwortlich zu machen, so werden wir die Schuld an der kirchlichen Spaltung unserer Nation — wie dies gerade die Geschichte des Speierer Reichstages zeigt — in erster Linie dem Kaiser Karl V. und dem Hause Habsburg aufbürden müssen; den Interessen der habsburgischen Weltmonarchie ist die kirchliche Einheit der deutschen Nation zum Opfer gebracht worden."

*) Da von der Türkenhilfe verschiedene Male die Rede gewesen ist, so sei hier nur kurz erwähnt, daß beschlossen wurde, bevor man die (freilich recht dürftige) Reichshilfe abgehen ließe, eine Gesandtschaft nach Ungarn zur Untersuchung der dortigen Verhältnisse abzusenden. Ehe sich diese aber auf den Weg machte, war am 29. August König Ludwig von Ungarn in der entscheidenden Schlacht von Mohacz besiegt und getötet worden. Die Ereignisse hatten also die Beschlüsse des Reichstags überholt.



Deutsche in Mexiko.

In seinen „Briefen aus Amerika“ (Berlin 1884) macht der Staatssekretär a. D. Herzog aufmerksam, daß nächst Chili und der argentinischen Republik, namentlich in Mexiko deutsche Intelligenz und Arbeitskraft sich sehr zweckmäßig verwerten lassen, weil die dortige Regierung den deutschen Unternehmungen sich sehr geneigt zeigt. Es ist nun von allgemeinem Interesse aus den an einen unserer Mitarbeiter gerichteten Briefen eines Berliner Kaufmanns, welcher im Anfang dieses Jahres nach Mexiko gereist ist, zu erfahren, wie die kommerziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieses interessanten Landes beschaffen sind, und nach welcher Richtung hin die dortige Regierung die reichen Hilfsquellen desselben zu verwerten strebt.

Ehe wir indes auf die wichtigen Mitteilungen übergehen, welche der Berliner Geschäftsmann aus eigener Anschauung gibt, wollen wir zunächst einen Brief vom Professor de Vera, Direktor einer Ackerbauschule in Mexiko, hier folgen lassen, welcher in deutscher Uebersetzung wie folgt lautet:

Mexiko den 8. Februar 1887.

„Ich habe durch meinen Freund, Herrn P—, erfahren, daß Sie die Ideen teilen, welche wir in Mexiko verfolgen. Es handelt sich darum, die Entwickelung der Industrie in Mexiko zu fördern, unter Benutzung der großen Hilfsmittel, welche Sie in Deutschland durch den Ueberfluß an Kapital und Arbeitskraft haben. Nichts kann produktiver sein, als ein solches Unternehmen in Mexiko, zumal jetzt, wo die Entwertung des Silbers in Europa allen Einfuhrartikeln einen weit höheren Wert gegeben hat, wodurch natürlich die Produktion im Lande außerordentlich begünstigt wird; auch würde das Agio, welches beim Wechseln täglich bezahlt werden muß, den Reinertrag bedeutend vermehren. Uebrigens ist nichts leichter in Mexiko, als die Fabrikation aller Arten von Waren. Es wird Ihnen bekannt sein, daß dieses Land von der Natur mit allen möglichen Erzeugnissen ausgestattet ist. Die Hölzer, die Metalle, Textil- und Färbepflanzen, Blumen jeder Art, kurz man findet hier die Pflanzen der ganzen Erde vereinigt. Dabei verschiedene Arten, welche nur hier vorkommen. Die Arbeiter sind sehr anstellig und der Tagelohn außerordentlich niedrig, es fehlt also nichts als gute Maschinen und ein intelligenter Direktor, um alle Sorten von Waren zu fabrizieren, welche man jetzt in großen Quantitäten aus Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika einführt. Es wäre also leicht, unter günstigen Bedingungen hier Fabriken zu errichten: Z. B. die Pariser Drahtstifte werden für 30 Sous das Pfund, oder 2 Frank das

Kilo verkauft, und wir haben hier enorme Massen von Eisen; es gibt ganze Gebirge von Magneteisenstein mit 90 Prozent Eisengehalt. Heute haben die eingeführten Waren ganz außerordentliche Kosten zu tragen, denn sie zahlen: Kommission am Produktionsorte, bei der Einschiffung und beim Ausladen; dazu Eisenbahntransport bis zum Hafen der Einschiffung, Seefracht, Fracht vom Ausschiffungshafen bis zum Bestimmungsorte, Feuer- und Seeversicherung, Verpackung und Fracht für diese, Agio und Eingangszoll. Alle diese Kosten erhöhen den Einkaufspreis der Waren um das Doppelte und Dreifache. — Denken Sie sich diese Kosten zum Reingewinn bei der Fabrikation hinzu, und Sie werden eine Idee der großen Vorteile einer Fabrikation im Inlande bekommen, und dieses gilt für jede Art von Waren, deren Verbrauch in Mexiko außerordentlich groß ist, und zwar fast ohne Ausnahme. Außer Sevres-Porzellan und böhmischem Kristallglas kann hier alles gut gemacht werden, ja es könnten viele Artikel, z. B. Möbel, nach Europa ausgeführt werden, anstatt der rohen feinen Hölzer; ebenso könnte das Holz überhaupt erst bearbeitet werden, um Transport und Tagelohn zu sparen.

Wir haben wohlriechende Hölzer, wir haben, wie Ihnen bekannt, die Zeder, die Eiche, die Pallisander, den Mahagoni, das Ebenholz und mehrere in Europa unbekannte Holzarten, deren Eigenschaften sehr selten sind. Es gibt hier ein weißes Holz, welches dem Elfenbein gleicht, und ein anderes, welches so hart ist, daß die Werkzeuge, Aexte 2c. darauf stumpf werden. Wir haben Gummi- und Harzarten von allen Sorten.

Die Vereinigten Staaten importieren für Tausende von Piastern Firnisse, und eine große französische Fabrik, das Haus Lohené, führt sehr große Quantitäten von Lack ein, wofür sie sehr hohe Preise erzielt. Porzellan und Glas werden hier, aus Mangel an Kenntnissen, sehr unvollkommen fabriziert, obgleich sämtliche Materialien dazu im Ueberfluß vorhanden und leicht zu haben sind.

Es gibt auch schon Fabriken, welche nur verbessert werden dürfen durch Einführung von Maschinen und intelligenten Vorarbeitern, sowie namentlich durch gute Direktoren. Zu diesen gehören Eisen- und Metallgießereien, Woll-, Baumwoll- und Seidenspinnereien, Möbel-, Glas-, Porzellan-, Messing- und Bronzefabriken.

Wir besitzen keine einzige Flachsspinnerei im Lande, trotzdem daß große Quantitäten von Flachs, Hanf u. s. w. gebaut werden. Für die Papierfabrikation haben wir Stoffe, welche in Europa unbekannt sind. Unsere Fabriken machen viel, nur müßte man sie verbessern. Die Fabrikation von Möbeln, Wagen, Werkzeugen u. s. w. wäre äußerst vorteilhaft, wegen des Ueberflusses an hierzu geeigneten Holzarten. Wir haben ausgezeichnete Weinberge, aber wir können keinen Wein machen. Wir haben ganze Fluren wohlriechender Blumen, deren Extrahierung für viele eine Quelle des Reichtums werden könnte. Unsere in Europa unbekannten Früchte würden, gut konserviert, ein beträchtliches Exportgeschäft geben. Wir haben Kräuter aller Art, welche, trocken oder eingekocht, exportiert werden könnten. Wir liefern eine große Menge roher Häute nach England, welche hier gegerbt ein industrieller Reichtum wären. Wir verkaufen eine Masse Horn, Haare u. s. w., woraus man hier Knöpfe und sonstige Pariser Artikel anfertigen könnte."

Diesem Auszuge aus dem Briefe des Professor de Vera fügen wir eine Mitteilung des Staatssekretär a. D. Herzog aus einem Briefe bei, welchen derselbe im März 1882 aus Colima über die mexikanischen Verhältnisse schreibt:

„Mexiko hat einen großen Reichtum an Naturprodukten, sowohl an edlen Metallen als an wertvollen Bodenerzeugnissen. Die Schätze, welche der Boden birgt und welche die Sonne reift, sind jedoch bisher nur unvollkommen gehoben und verwertet worden. Der Handel des Landes ist relativ beschränkt und die Gewerbthätigkeit mit wenigen

Ausnahmen noch in den ersten Anfängen. Die allgemeinen Gründe dieser Erscheinung sind bekannt. Die spanische Herrschaft hat durch drei Jahrhunderte mit der ihr eigenen Härte das Land ausgebeutet und mit der ihr eigenen Kurzsichtigkeit seine Entwickelung gehemmt. — Das Land durfte keine Produkte ziehen, welche denen des Mutterlandes Konkurrenz machen konnten; es durfte, was es hervorbrachte, nur durch Vermittelung spanischer Schiffe ausführen und keine anderen Waren verbrauchen, als die, welche aus Spanien ihm zugebracht wurden. Alle Macht und alle Aemter waren in spanischen Händen. Das Volk wurde geflissentlich in Roheit und Unwissenheit erhalten. Durch den Aufstand in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wurde zwar die Unabhängigkeit von Spanien errungen, das Land aber wurde durch eine Reihe von inneren Kämpfen und Kriegen fast ununterbrochen erschüttert, so daß es nicht zur Ruhe und Sammlung gelangen konnte, welche die friedliche bürgerliche Arbeit bedarf. Die Episode des Kaisers Maximilian, welcher dem Lande Friede und Wohlfahrt bringen wollte, war zu kurz und seine Herrschaft war zu wenig befestigt, als daß sie über Versuche hinausgekommen wäre."

Nach diesem geschichtlichen Ueberblick geht Herzog speziell auf den Handel über, worüber er folgendes sagt:

„Der Einfuhrhandel liegt, was charakteristisch ist, vorwiegend in den Händen von Ausländern. Er leidet, abgesehen von den erwähnten natürlichen Hemmnissen (Mangel an Flüssen, Straßen und Transportmitteln) noch insbesondere unter dem Sinken des Silberwertes und unter unzweckmäßigen staatlichen Einrichtungen — z. B. der Höhe der Eingangszölle, welche mehr als die Hälfte der Einnahmen der Bundesregierung ausmachen. Eine amtliche Statistik, welche die Einfuhr für das Jahr 1873—1874 nach dem Faktur- und Platzwert angibt, stellt daneben auch den Betrag der erhobenen Eingangszölle, und es ergibt sich daraus, daß sie im Durchschnitt von dem ersteren mehr als 57 Prozent, von dem letzteren mehr als 30 Prozent betragen. Für manche Waren sind sie völlig und nahezu prohibitiv, so für Tafelglas, für welches der Zoll 500 Prozent des Wertes ausmacht, und für fertige Kleider, welche mit einem Wertzoll von 132 Prozent belegt sind."

Höchst interessant ist die Mitteilung, welche Herzog über die bevorzugte Stellung der deutschen Kaufleute in Mexiko macht. Er sagt:

„Unter den Ausländern, welche den auswärtigen Handel betreiben, nehmen die Deutschen eine hervorragende Stellung ein. In allen größeren Städten sind sie durch eine oder mehrere Firmen vertreten, in der Mehrzahl altbegründete Faktoreien des hanseatischen Handels, deren Mutterhäuser in Hamburg und Bremen ihren Sitz haben. Ihre Gesamtzahl wird im Lande auf 120—130 veranschlagt und repräsentirt ein sehr ansehnliches Kapital. In der Regel betreiben sie den Engroshandel für Import und Export, in den Städten des Innern verbunden mit Detailgeschäften für fremde Waren aller Art; daneben aber auch Bank- und Kommissionsgeschäfte, Fabrikation von Garn und Geweben, Bergbau und landwirtschaftliche Unternehmungen. Es ist erfreulich, überall bestätigt zu hören und zu sehen, daß der wohlgebildete deutsche Kaufmann hochangesehen ist, häufig sogar an der Spitze des geschäftlichen und geselligen Lebens steht. Er verdankt diese Stellung einer anerkannten Solidität und Betriebsamkeit im Verein mit einer traditionellen klugen Geschäftspraxis, die es versteht, sich dem Charakter und den Gewohnheiten der Bevölkerung anzupassen, indem sie die Sprache des Landes sich aneignet und seine Umgangsformen annimmt. Es mag daher kommen, wie es zugleich ein Beweis des Vertrauens ist, daß Heiraten deutscher Kaufleute mit den Töchtern des Landes zahlreich sind. Durch diese Praxis und die Koulanz in der Kreditgewährung hat der deutsche Kaufmann einen entschiedenen Vorsprung vor den Handeltreibenden anderer Nationen."

Diese Mitteilungen harmonieren durchaus mit den Beobachtungen, welche der oben genannte Berliner Kaufmann, Herr P., in Mexiko gemacht hat und welche sich dahin

zusammenfassen lassen, daß namentlich auf dem Gebiete der Industrie für deutsche Ingenieure und Handwerker ein sehr günstiges Terrain vorliegt, insofern es gelingt, in Verbindung mit Kapitalisten eine „Industrielle deutsch-mexikanische Gesellschaft“ zu begründen, welche in Berlin ihren Sitz haben müßte. — Aus den Briefen des Herrn P. ist noch folgendes bemerkenswert:

Mexiko, im Februar 1887.

„Die mexikanische Regierung läßt es sich sehr angelegen sein, fremde, besonders „deutsche Industrie“ hier heimisch zu machen, und es liegt eine Reihe von Projekten vor, die sich mit verhältnismäßig geringem Kapital hier leicht ausführbar machen lassen. — Ich habe das Glück, hier mit einem Manne bekannt und befreundet zu sein, welcher einen außerordentlichen Einfluß besitzt und mit welchem auch Du in Verbindung treten sollst, weil er Dir mit allem zur Hand gehen wird, was Du zu Deinen Erhebungen und Studien brauchst. Es ist dieses der Professor der Mathematik an der hiesigen landwirtschaftlichen Schule, Francisco de P. Vera. Im Interesse der Anlage eines industriellen Etablissements werde ich in diesen Tagen mit Vera zusammen eine Audienz beim Präsidenten der Republik, General Diaz, haben. — Es liegt hierbei die Idee zu Grunde: Produkte des Landes mit Hilfe deutscher Werkmeister und Arbeiter industriell zu verwerten, und hierzu eignet sich in erster Linie die Maguey-Pflanze, eine Aloe-Art, aus welcher das Nationalgetränk „Pulka“ gemacht wird, deren Fasern zur Papierfabrikation und zur Anfertigung von Geweben zu verwenden sind. Die Primamaterie ist in großem Ueberfluß vorhanden und es wird hier nur eine schlechte Sorte Papier fabriziert, während alles bessere Papier aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika bezogen wird und zwar in sehr großen Quantitäten. Sobald hier Fabriken für bisher importierte Artikel entstehen, haben sie sofort das ganze Land zu Konsumenten, da in diesem Falle die bestehenden Schutzzölle eine Einfuhr unmöglich machen. — Was von der Papierfabrikation gilt, gilt auch von fast allen anderen Industriezweigen; namentlich ist es wichtig, daß die Fabrikation landwirtschaftlicher Geräte nach hier verlegt wird. Das Holz der Encino, einer Art Steineiche, ist außerordentlich geeignet dafür; Eisen ist im Ueberfluß vorhanden. Es wird sich in den meisten Fällen nur darum handeln, einige tüchtige Werkmeister und Arbeiter nach hier zu senden, und ferner die nötigen Maschinen zu importieren und aufzustellen. Letztere sollen freie Einfuhr haben; Arbeiter sollen als Kolonisten betrachtet werden, d. h. Rabatt auf die Ueberfahrt und Grundeigentum erhalten, ferner sollen diese, wie die Fabriken, für bestimmte Zeit von Abgaben befreit sein u. s. w.

Bemerken will ich hierbei, daß Arbeitskraft hier durch die Regierung aus den Waisenhäusern geliefert wird, und daß der indische Arbeiter — wenn auch langsam, so doch sehr anstellig ist. —

Dieser Tage wurde ich dem zukünftigen Gouverneur vom Staate Jalisco vorgestellt, welcher mir sagte, daß die Hauptstadt Guadalajara nach dem pneumatischen System drainiert werden soll. Für diese Arbeit wird ein tüchtiger Ingenieur gesucht, es handelt sich zunächst nur um Kostenanschläge. Du siehst, die Vorbedingungen sind vorhanden, um sich und dem deutschen Vaterlande zu nützen, und ich werde keine Mühe sparen. —“

Durch die vorstehenden Mittheilungen dürften sich dem deutschen Arbeitsmarkte sehr wichtige Perspektiven eröffnen, welche offenbar nützlicher erscheinen, als die zur Zeit noch sehr problematischen Spekulationen in der Richtung nach Afrika hin. Mexiko ist bereits ein altes Kulturland, in welchem freilich erst in neuester Zeit sich eine Regierung gebildet hat, zu deren Bestand man Vertrauen gewinnen kann, und in welcher sich das ehrliche Bestreben kund gibt, die produktiven Kräfte des Landes mit Hilfe europäischer und zwar speziell deutscher Intelligenz und Arbeitskraft zu fördern. Ueber diesen Punkt gibt der folgende Brief des Herrn P. nähere Auskunft:

Mexiko, den 26. März 1887.

.... Geben wir die Zügel heute aus der Hand, so dürften bald andere das reife Feld abernten. — Möchten doch die deutschen Kapitalisten, welche sonst geneigt sind, sich auf derartige Unternehmungen einzulassen, diesen Mahnruf nicht unbeachtet lassen, weil eben Mexiko bei uns, so zu sagen, im schwarzen Register steht. — Wenn an dem Vorurteil gegen Mexiko früher viel Wahres gewesen ist, so hat sich das alles gründlich geändert. Um dieses voll zu begreifen, muß man selbst sehen, welche staunenswerten Anstrengungen die Regierung macht, um das Land wissenschaftlich und wirtschaftlich zu heben, und wenn ich die Erzählungen der Leute höre, die das Land vor 15 Jahren — eine kleine Spanne Zeit — gesehen haben, so muß ich erstaunen über die Resultate, welche bereits erzielt worden sind und die ich mit meinen an preußische Verhältnisse gewöhnten Augen „bewundert" habe. Alles dieses gibt mir den Beweis dafür, daß die Regierung danach strebt, das Land in jeder Beziehung zu heben, und deshalb für jeden Vorschlag, der dem Lande eine nützliche Industrie zuführen will, nicht nur ein offenes Ohr hat, sondern auch alles thut, um die Ausführung desselben zu unterstützen. — Die Zeit ist eben gekommen, wo das Land für derartige Unternehmungen reif ist. Der Mexikaner gibt dem Deutschen mit willigen Händen, was sich der Amerikaner, Franzose und Engländer mit Kapitalgewalt nehmen muß; mit anderen Worten: Wir Deutsche sind den Mexikanern mehr sympathisch, als jede andere Nation; es ist also jeder Grund vorhanden, daß auch das deutsche Kapital behufs eingehender Prüfung näher treten sollte und die einschlägigen Gedanken nicht einfach von der Hand weisen, weil das Land eben „Mexiko" ist und von früher her in schlechtem Renommee steht! —

Nach dieser Abschweifung will ich noch einige Punkte berühren, welche die bisherigen Angaben über die für hier rentabeln Industriezweige zu ergänzen geeignet sind.

Aus Frankreich wird hier ein Gewebe (meistens schwarz) aus Merinowolle eingeführt (Fabrikation in Lyon), was in Gestalt von Kleidern und Tüchern von jeder weiblichen Person getragen wird, wenn sie es nur irgend erschwingen kann; ich spreche in erster Linie von der indianischen Bevölkerung. Diese Stoffe zahlen ungefähr 200 Prozent Steuer, hierzu kommt noch die nicht billige Fracht nach Vera-Cruz und die wo möglich noch teurere von Vera-Cruz nach Mexiko und nach dem Innern. Wie groß der Verbrauch dieses Gewebes ist, kannst Du daraus entnehmen, daß dem Steuerfiskus aus diesem Artikel jährlich 6 Millionen Pesos (etwa 19 Millionen Mark) zufließen. Man braucht kein Rechenmeister zu sein, um einzusehen, welche Dividende eine Fabrik dieses Artikels in Mexiko, mit bedeutenden Privilegien der Regierung versehen, abwerfen müßte. Die Wolle könnte aus Australien bezogen werden; aber auch das wäre nicht nötig, denn das Merinoschaf ist vor längerer Zeit importiert worden. Die Schäfereien werden sich auf die Zucht dieser Rasse werfen, sobald der Bedarf an geeigneter Wolle eintritt; also wenn das Fabrikgebäude steht, ist auch die Wolle vorhanden. Das zur Fabrik geeignete Terrain mit zugehöriger Wasserkraft ist in der Umgebung der Hauptstadt Mexiko um ein Billiges zu haben.

Mit der Gründung derartiger Etablissements müßte ferner die Fundierung eines deutschen Bankinstituts — Filiale einer Berliner Bank — Hand in Hand gehen; ein hier tiefgefühltes Bedürfnis. — Aber auch in dieser Sache wird von anderer Seite unausgesetzt gearbeitet, und es heißt hierbei fast noch mehr, nicht die richtige Zeit verstreichen zu lassen. —

Im weiteren muß man das Land in bezug auf seinen fabelhaften Mineralreichtum ins Auge fassen. — Es fehlt z. B. hier ein Geschäft, welches alles führt, was in den Minen gebraucht wird, um den Mineur vollständig mit Anzügen, Werkzeugen, Maschinen, Instrumenten, Möbeln u. s. w., kurz mit allem auszustatten, was ein Londoner Outfitting-Store z. B. für Auswanderer führt, und dafür das in den Minen gewonnene Metall in Zahlung nimmt. Der Mineur, der meistens kein Geld hat, muß sich gegen-

wärtig alles in 8 bis 10 Geschäften zusammensuchen, findet manches gar nicht und muß alle Maschinen nach Katalogen kaufen, ohne sie auf ihre Leistungsfähigkeit prüfen zu können. Ein derartiger Outfitting-Store für Minen würde sofort sämtliche Minenarbeiter zu Kunden haben, insofern er es sich angelegen sein läßt, sämtliche Artikel zu führen, wie sie in Minen gebraucht werden. Da nun dieses beregte Institut gegen Verpfändung der Minen die Ausrüstung borgt und Metall dafür in Zahlung nimmt, so ist der Verkauf des Metalles und der Gewinn davon der zweite Teil des Geschäfts, welches in ganz kurzer Zeit eine enorme Ausdehnung erfahren müßte." —.

Es mögen diese Mitteilungen genügen, um die Aufmerksamkeit der deutschen Geschäftswelt auf Mexiko hinzulenken. —t.



Der Bruder.

Roman

von

P. Friedheim.

Zweiter Teil.

5.

Eine Strecke weit hatte Johanna auf der Gräfin Mahnung den Wahnsinnigen verfolgt, aber so sehr sie sich auch anstrengte, es war unmöglich ihn einzuholen. Verwundert blickten ihm die Leute nach, wie er mit vorgestreckten Armen dahin rannte und eine Straße nach der andern im Fluge passierte. Auch als das Rauschen des Stromes ganz in der Nähe hörbar ward, gönnte er sich noch keine Ruhe, es trieb ihn fort, gleichviel ob er des rechten Weges verfehlte.

An der mit Weinranken bewachsenen Mauerbrüstung, welche einen prachtvollen Garten von der Rheinseite her begrenzte, lehnten zwei junge Mädchen und schauten hinab auf das bunte, belebte Bild zu ihren Füßen. Die grünen Wasserwogen rollten dicht unter ihnen, nur ein schmaler Pfad trennte den hohen Sitz, den sie einnahmen, vom Ufer. Weiter hinauf zog sich die Allee mit den Spaziergängern, deren Getümmel die beiden mit Interesse verfolgten.

„Sieh' den Mann dort, Lulu, scheint es nicht, als ob er geradenwegs ins Wasser hinein rase," sagte die eine, deren süßes Kindergesicht sich aufmerksam Leonhard zuwandte.

Die Augen ihrer Gefährtin folgten der Richtung der ausgestreckten Hand, sie beugte den Kopf mit den rötlichen Flechten weit vor. „Ja wahrhaftig, er scheint mir auf dem Weg, sich das Leben zu nehmen," versetzte sie ziemlich gleichmütig.

Die Kleine stieß einen leisen Schrei aus. „O Lulu, glaubst du das wirklich? — Sieh' nur, jetzt kommt er ganz in unsere Nähe, o bitte, bitte, rufe ihn doch, vielleicht weiß er selbst nicht, was er thun will."

Sie war leichenblaß geworden, ihr zarter Körper zitterte. Lulu umschlang sie mit ihren kräftigen Armen. „Kleines Närrchen, dich gleich so zu ängstigen, wenn ich einmal einen Scherz mache," beruhigte sie gutmütig. „Der junge Herr wird's eilig haben, das ist die ganze Geschichte."

„Nein, o nein, er sieht so verschieden aus von anderen Menschen, er stürzt sich gewiß ins Unglück und wir haben es dann mit angesehen," jammerte die Kleine. „Bitte, bitte, rufe ihn doch, sonst muß ich es thun."

Ihre flehenden, dunkelblauen Augen standen voll Thränen, krampfhaft umklammerte sie Lulus Arm.

„Du bist nicht gescheit, Ellen, wie kann ich einen wildfremden jungen Mann anrufen. Ich würde mich schön lächerlich machen,“ schalt diese. „Es ist nichts mit ihm, ich versichere dich.“

Aber Ellen wollte sich nicht beruhigen lassen. Sie preßte die Hand aufs Herz und bebte so heftig, daß es Lulu ganz bange wurde. Gerade jetzt hatte Leonhard den schmalen Pfad, der sich an der Mauer entlang zog, erreicht. Er blieb einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen.

„Der Weg wird dort sehr schmal, mein Herr, wenn Sie so eilig sind, laufen Sie Gefahr, in das Wasser zu stürzen,“ rief Lulu, um Ellen zu beruhigen, von oben herunter.

Er schaute empor, mit der Schulter an die Mauer gelehnt. Lulu begegnete den dunkeln Augen und erschrak vor dem Ausdruck derselben. „Ich glaube, der Mann ist wahnsinnig, Ellen,“ sagte sie leise.

„Wahnsinnig, — o wie schrecklich!“ Ellen beugte ihr thränenüberströmtes Gesichtchen zwischen den grünen Weinranken zu ihm hinab. Ihre feine Gestalt in dem weißen Sommerkleid schien über dem armen Leonhard empor zu schweben. Sprachlos schaute er minutenlang zu ihr in die Höhe, dann wichen die Schatten von seinem Gesicht, während helles Entzücken sich über seine Züge ausbreitete.

„Johanna,“ rief er, „Johanna, du hast recht. Die Engel kommen und bringen mich in den Himmel, — Johanna, Johanna!“

Der Klang seiner Stimme war herzerschütternd. Halb bewußtlos glitt Ellen von der Mauer herunter, auf deren Brüstung sie sich gesetzt, um besser sehen zu können. Krampfhaft schluchzend ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, während Lulu sie mit den zärtlichsten Worten zu beruhigen suchte. Doch nicht lange gab sich das junge Mädchen ihrem Gefühl hin.

„O sieh nach ihm, rufe Leute, daß sie ihm helfen,“ flehte sie, sich hastig aus Lulus Umschlingung losmachend und sich aufs neue der Mauer nähernd.

Die Freundin versuchte sie zurückzuhalten. „Du regst dich zu sehr auf, Ellen,“ sagte sie besorgt.

„O nein, nein, — bitte, sieh' nach ihm, bitte, thu' es mir zuliebe,“ flehte die Kleine dringender.

Jedoch als Lulu sich anschickte, der Bitte Folge zu leisten, war Leonhard bereits verschwunden.

„Nun ist er gewiß ins Wasser gefallen,“ rief Ellen mit einem Schrei, der Lulu ins Herz schnitt.

„Nein, gewiß nicht, beruhige dich doch nur,“ sagte sie, eifrig die Allee hinabspähend. „Wenn ich nicht irre, sehe ich ihn dort drüben am Arm eines älteren Herrn gehen. Ja, er ist es, ganz gewiß,“ bekräftigte sie, „komm, du kannst es selbst sehen und dich überzeugen, daß er in Sicherheit ist. Seine Angehörigen werden ihn gefunden haben und nach Hause bringen.“

Ellen folgte den beiden sich entfernenden Gestalten mit den Augen, dann schluchzte sie nur noch heftiger. „O, Lulu, du weißt nicht, was es heißt wahnsinnig sein.“

„Weißt du es vielleicht, du mit deinem unschuldigen Engelsgesichtchen?“ liebkoste diese, den Kopf der Freundin an ihre Schulter legend.

„O, gewiß weiß ich es, wehklagte Ellen. „Ich habe selbst einen einzigen, lieben Bruder — —“

Sie konnte vor Erregung nicht weiter sprechen.

„Was ist's mit diesem Bruder?“ fragte Lulu teilnehmend.

Ellens Stimmchen sank zum Flüstern. „Er ist wahnsinnig, Lulu, gerade wie der junge Mann, den wir soeben gesehen haben.“ Sie strich die goldenen Locken aus der

Stirn. „Er kann es ja nicht selbst sein, denn wie sollte er hier in die Stadt kommen und so allein," fuhr sie fort, „aber etwas an ihm erinnert mich so an den armen Leonhard, wie ich ihn als Kind gekannt habe." Sie weinte aufs neue, als müsse ihr das Herz brechen.

„Weine doch nicht so, Ellen," bat Lulu. „Es gibt leider so viel geisteskranke Menschen; aber denke nur, wenn du über jeden, der dir begegnet, so trauern wolltest, du hättest keinen einzigen frohen Augenblick mehr auf der Welt. Komm, sei heiter, dein Bruder ist am Ende gar nicht so unglücklich; ich habe oft gehört, daß dergleichen Leute glücklicher und zufriedener sind, wie man ahnt. Hast du ihn kürzlich gesehen?" fragte sie, als Ellen nicht antwortete.

„Ach, Lulu, du kannst es nicht verstehen, daß ich so traurig bin," klagte diese. „Die Mama will nicht, daß ich dir davon erzähle, und doch drückt es mir fast das Herz ab, und wenn ich über alles nachdenke, ist mir's, als müsse ich weinen und immer wieder weinen, mein ganzes Leben lang, und dann sei es noch nicht genug."

Lulu küßte das liebe Gesichtchen, sie sah ganz bewegt aus. „Allein um deinen Bruder?" forschte sie.

„Ach nein, nein! Aber Mama hat es verboten, — sie sagt, ich solle nicht mehr daran denken, was früher gewesen sei. Wenn ich sie lieb hätte, dann müßte ich es längst vergessen haben. Doch sage mir, Lulu, ist es wirklich unrecht, wenn ich mir immer wieder etwas vorstelle, wie sehr ich mich auch mühe, es nicht zu thun? Ich habe seit einiger Zeit jeden Abend gebetet, daß die Erinnerung schwinden möchte," flüsterte sie, „aber auch das macht es nur noch schlimmer."

Lulu küßte sie wiederholt. „Ich denke, es kann kein Unrecht sein, Ellen, sonst müßte es sicherlich nach dem Gebet verschwinden."

Ellens schimmernde Augen hafteten mit einem Ausdruck der Erleichterung auf ihr, aber gleich darauf schüttelte sie traurig das Köpfchen. „Ich sagte es einmal der Mama, daß ich sein Bild immer vor mir sähe, wie er mich zuletzt angeschaut mit den großen, ernsten Augen und wie er mich an sich gedrückt und mich seine liebe, kleine Ellen genannt hat," sprach sie mehr zu sich selber.

„Wer, dein Bruder?" fragte Lulu neugierig.

„O nein, — mein Vater ist es," rang es sich aus des Kindes Herzen. „Mein Vater, Lulu." Sie faltete unwillkürlich die Hände. „Mama würde sehr zornig sein," rief sie erbittert.

„Ich werde es ihr ja nicht sagen, daß ich es weiß," beruhigte Lulu. „Es thut dir gut, dich auszusprechen, und ich gelobe dir, daß ich es selbst meinem Mütterchen nicht erzählen will, wenn es dir unlieb ist. Hast du deinen Vater sehr lieb gehabt?"

Ellen sah sich ängstlich um. „Sehr, sehr lieb," sagte sie plötzlich, und ein warmer Schein flog über ihr Gesicht. „Ich kann ihn nicht vergessen, gewiß, ich kann nicht."

„Und warum solltest du ihn vergessen?" forschte Lulu. „Auch derer, die gestorben sind, dürfen wir in Liebe gedenken."

„Gestorben! — Ach, wenn es das wäre," rief das Kind erregt. „Nein, er lebt mit meinem Bruder in der Heimat und ich darf ihn nie wiedersehen."

„Nicht wiedersehen, warum nicht?"

„Das weiß ich nicht. Mama ist immer böse, wenn sie von ihm spricht," sagte Ellen unschuldig.

„Dann sind sie gewiß von einander geschieden," meinte die weltgewandtere Lulu.

Ellen starrte sie an, ohne sie zu verstehen. — Für Lulu gewann indes das Gespräch immer mehr Reiz und Interesse, sie konnte nicht müde werden, zu forschen und zu fragen. —

Die Bürgermeisterin Lorenz hatte bereits am ersten Tage, als sie an der Tafel des Fremdenpensionats, in welchem sich auch Lulu mit ihrer Mutter aufhielt, erschien, allgemeine Neugierde erregt. Ihre kalte, noch immer stolze Schönheit, ihr zurück-

haltendes Wesen, sowie einige unvorsichtige Aeußerungen der Wirtin mußten zu allerlei Vermutungen über sie Veranlassung gegeben haben, welche Lulu nicht entgangen waren. Die Dame zog sie indes wenig an, nur das schöne junge Mädchen gewann von Anfang an ihr Herz, und sie hatte alles gethan, was in ihrer Macht stand, Ellens Freundschaft zu erlangen. Das war freilich eine leichte Sache; schwerer schien es, die Bürgermeisterin zu bewegen, ihrer Tochter die nötige Freiheit zu lassen. Doch schließlich konnte sie dem Kinde die kleine Freude nicht versagen, besonders da sich Lulus Umgang mit ihr lediglich auf den Garten beschränkte.

„Wollen wir noch einmal eine kleine Promenade unternehmen?“ fragte Lulu, nachdem sie mit großer Teilnahme das, was sie von Ellens Lebensgeschichte noch nicht wußte, angehört und ihr wieder und wieder versichert hatte, daß sie alles ganz für sich behalten werde.

Die Kleine schüttelte das Köpfchen. „Lieber nicht; ich weiß, Mama würde sehr böse, wenn sie es erführe.“

„Aber sie hat es in der vorigen Woche auch nicht erfahren,“ warf Lulu ein, „und es wäre doch zu interessant, wenn du den Freund aus der Kinderzeit wirklich hier wiederfändest. Komm nur mit, wir müssen wirklich noch einmal auf die Studentensuche.“

Ellen sah aus, als ob sie große Lust dazu habe. „Mama hat sich in ihr Zimmer eingeschlossen, sie wird mich am Ende nicht vermissen,“ meinte sie unschlüssig.

„Ganz gewiß nicht,“ bestätigte Lulu, „hat sie doch neulich auch nichts gemerkt und gar nicht nach dir gefragt.“

„Aber ich weiß gar nicht, ob Theodor Werner wirklich Student geworden ist,“ sagte Ellen kleinlaut. „Und wenn auch, so kann er doch in einer anderen Stadt die Universität besuchen.“

„Kann, kann, ja das kann alles,“ lachte Lulu ungeduldig. „Aber er kann auch hier sein, und warum sollten wir nicht einmal etwas erleben, was sonst nur in den Büchern steht. Die Welt ist so langweilig, wenn man nichts Besonderes unternimmt.“

Sie wollte Ellen mit sich fortziehen, aber diese hielt sie noch zurück. „Mama könnte einmal nach mir fragen,“ versuchte sie mit einer letzten Anstrengung.

„Dummes Zeug, sei doch nicht so übertrieben ängstlich. Du hast nach all' den Thränen und Gemütsbewegungen eine Abwechselung sehr nötig. Schnell nur! Wenn es heraus kommt, nehme ich alles auf mich. Unsere Hüte haben wir hier,“ fuhr sie in einem Tone, der keinen Widerspruch mehr duldete, fort, „und mit einem Paar Handschuhe will ich dich schon versorgen.“

Sie eilten zusammen dem Hause zu, aus Lulus Zimmer die Handschuhe herbeizuholen. An der offenen Thür, die in den Garten führte, hatten sie eine unerwartete Begegnung. Ein hoher, fremder Herr in der Uniform der Seeoffiziere stand dort und blickte ihnen, eben im Begriff herauszutreten, entgegen.

„Lulu, mein teures Herzenskind,“ rief er, und zwei große Thränen fielen aus seinen Augen und rollten über sein gebräuntes Antlitz.

Die Angeredete stieß einen lauten Freudenschrei aus, Ellen sah, daß Röte und Blässe auf ihren Wangen wechselten, dann stürzte sie sich lachend und weinend zugleich dem Fremden in die ausgebreiteten Arme. „Vater, mein Vater!“ jubelte sie.

Er küßte sie wiederholt, er nannte sie mit den süßesten Liebesnamen und konnte nicht aufhören, sie zu betrachten. Ellen war wie erstarrt stehen geblieben, wie gebannt ruhten ihre Augen auf der Szene vor ihr.

„Wann bist du gekommen, Väterchen? — Wie du uns überrascht hast und welch' ein köstlicher, einziger Vater du bist,“ plauderte die glückliche Lulu, alles andere um sich her vergessend.

Ellen raffte sich aus ihrer Betäubung empor. Eben wollte sie sich unbemerkt zurückziehen, als Lulus Mutter herzu trat und freundlich die Hand auf ihre Schulter

legte. „Liebe Ellen, mein Mann ist unerwartet zurück gekommen," sagte sie. „Wir hatten noch nicht auf seine Rückkehr hoffen dürfen."

Auch ihr sanftes, etwas kränkliches Gesicht strahlte vor Glück und Freude, ihre Augen hatten einen feuchten Schimmer. Ellens Herz zog sich krampfhaft zusammen, die Thränen waren ihr nahe.

„Ich freue mich so sehr für Lulu und Sie," stammelte sie tief erglühend.

Die Dame streichelte ihr Haar. „Ja, es ist eine unaussprechliche Freude."

Einen dankbaren Blick warf sie auf Mann und Tochter, dann wandte sie sich dem fremden Mädchen wieder zu. Es mußte etwas in dem ausdrucksvollen, rührenden Gesicht desselben liegen, was ihr mütterliches Herz tief bewegte, denn plötzlich schlang sie die Arme um Ellens Hals und küßte sie innig. „Gott segne Sie, mein liebes Kind," sprach sie herzlich.

Als Ellen gleich darauf in ihr Zimmer kam, warf sie sich ungestüm vor ihrem Bett auf die Knie und die Thränen strömten aufs neue, reichlicher noch wie zuvor.

6.

„Was fällt dir ein, Kind, dich so anzustellen?"

Die Frage, welche ihre Mutter in dem gewöhnlichen ruhigen Ton an sie richtete, brachte Ellen zur Besinnung. Schon eine Weile stand die Bürgermeisterin hinter ihrer Tochter, ohne daß diese sie bemerkt hatte. Es war ein rührendes Bild, welches sich ihr darbot, ein Anblick, der eine weniger kalte Natur wie die ihrige sicherlich zum Mitleid hätte bewegen müssen. Aufgelöst vor Schmerz kniete dort das junge Mädchen, dessen liebliches Wesen so gar nicht für das Leid der Erde geschaffen zu sein schien. Jedoch diese Frau empfand kein Mitleid, sie konnte keins empfinden. In all den Jahren, welche sie mit Ellen fern von der Heimat, meist im fremden Lande zugebracht, hatte sie sich wenig verändert. Das blasse Marmorgesicht mit den schönen, regelmäßigen Zügen war noch dasselbe, nur sah es aus, als ob jener warme Hauch, der es früher zuweilen verschönte, auf immer daraus verschwunden sei. Die stolzen, grauen Augen hefteten sich forschend auf des Kindes vom Weinen geschwollenes Gesichtchen, welches, von goldenen Locken umflutet, sich gehorsam zu der Mutter empor hob.

„Steh' auf," gebot sie, die kleine, kalte Hand ergreifend.

Sie führte ihr Kind ins Nebenzimmer. „Setze dich dorthin," sagte sie, auf einen Sessel neben dem Sofa deutend, „und dann trockne zuerst deine Thränen. Du weißt, ich kann sie nicht leiden."

Ellen bezwang sich, so gut es gehen wollte; aber plötzlich sank ihr Kopf zurück auf die Lehne des Sofas, sie schluchzte laut und schmerzlich. Die Bürgermeisterin ließ sie gewähren, ging einige Male durch das Zimmer, ordnete etwas auf ihrem Schreibtisch und trat dann an das Fenster. Ihre Augen schweiften suchend in die Ferne, aber der Ausdruck ihres steinernen Gesichtes veränderte sich nicht. Nach einer Weile wandte sie sich um. „Bist du jetzt fertig?" fragte sie ruhig.

„Ach, Mama, verzeih'! Aber ich kann nicht aufhören zu weinen, ich muß immer wieder anfangen," schluchzte das erregte Mädchen.

„Du bist eben noch ganz ein Kind, welches in die Kinderstube gehört," antwortete sie kalt. „Wann wirst du endlich begreifen, daß ein solches Benehmen unziemlich für dich ist? Willst du mir durchaus nur Kummer bereiten?" Sie wußte, sie hatte damit den zartesten Punkt in Ellens Herzen getroffen.

„Mama, liebe Mama, ich will dir wirklich keinen Kummer machen," rief sie fast leidenschaftlich. „Ich will versuchen, ruhig zu sein, gewiß ich will!" Sie trocknete die

Thränen und saß eine Weile still da, jeden schluchzenden Laut unterdrückend. Die Bürgermeisterin nahm den Platz neben ihr ein.

„Jetzt sage, was eigentlich dein Geschrei zu bedeuten hat?" fragte sie in strengem Ton. „Aber mach's kurz und sprich die reine Wahrheit." Das junge Mädchen war sehr blaß geworden, ihre Lippen zitterten. „Nun?" fragte die Bürgermeisterin noch einmal.

In des Kindes Gesicht spiegelte sich ein Kampf, erst auf die wiederholte Aufforderung ihrer Mutter stammelte sie. „Lulus Vater war heimgekommen, Mama, und das — — das — —" sie konnte nicht weiter.

Die Bürgermeisterin lachte. „Also das!" Es war ein schneidender Ton, in dem sie sprach, des Kindes Herz bebte davon. „Nun, das — — das — —", nahm sie den Faden wieder auf, „was hattest du damit zu thun, Ellen?"

„Ach, Mama, ich kann nicht vergessen, daß ich auch einen Vater habe, der mich lieb hatte," bebte es von ihren Lippen. Der höhnende Blick ihrer Mutter verschloß ihr den Mund.

„Weiter, weiter," drängte die Bürgermeisterin. „Du kannst nicht vergessen, daß du einen Vater hast, der dich lieb hatte." Sie hatte des Kindes Arm ergriffen und schüttelte ihn. „Sag' die Wahrheit, Ellen, würdest du mich verlassen und zu deinem Vater gehen?"

Unter der harten Berührung zuckte Ellen zusammen, aber der Ausdruck ihres Gesichtes gewann an Festigkeit. „Nein, Mama, ich wollte dich nicht verlassen," beteuerte sie. „Ich kann nur nicht aufhören, an den Vater zu denken, und auch der arme Leonhard liegt mir fortwährend im Sinn." Ellens Stimme wurde inniger. Plötzlich schlang sie ihre Arme um den Hals der Mutter. „Laß uns endlich nach Hause gehen," bat sie mit flehender Stimme.

Mit einer heftigen Bewegung stieß die Bürgermeisterin sie von sich; ihre schönen Züge verzerrten sich. „Undankbares Kind," rief sie zornig, „bist du nicht zu Hause, — bist du nicht bei deiner Mutter, der kein Opfer für dich zu groß ist? Habe ich denn alles für dich gethan, alles für dich dahin gegeben, nur damit du meine Liebe mit Füßen trittst? Ha, ha, nach dem Vater," höhnte sie, „nach dem Vater, der dich lieb hat und sich nie um dich bekümmert. Laß dein Herz nicht brechen, wenn ich dir sage, daß du ihm total gleichgültig bist, daß deine Tochterrechte an ihn ihm eine Last sind, welche er längst von sich geworfen hat."

Sie zitterte vor Leidenschaft, rote Flecken brannten auf ihren Wangen. Sie warf sich auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Ellen stand ratlos neben ihr. So hatte sie die Mutter noch nie gesehen. Ihr junges, liebevolles Herz brach fast vor Leid und Weh. „Vergib mir," flehte sie, neben der Bürgermeisterin niederknieend, „ich wußte ja nicht —"

„Du wußtest nicht, daß du keinen Vater hast?" fiel die Mutter ihr schnell ins Wort. „Dann öffne jetzt deine Ohren, jetzt. — Hörst du, du hast keinen Vater." Sie betonte jedes einzelne Wort, als müsse sie es auf ewig hineinsenken in des Kindes blutende Seele. „Du hast keinen Vater! Reiße den Gedanken an ihn aus deinem Herzen. Du hast keinen Vater," wiederholte sie. —

Wie oft nach diesem entsetzlichen Abend hörte Ellen diesen Ausruf, wenn sie schmerzlich weinend in ihrem Bette lag, oder über quälenden Gedanken einschlief. Aber daneben konnte sie, trotz allen Ringens, eine leise Stimme nicht zum Schweigen bringen, die sich ebenso unvergänglich ihrem Kindesherzen eingeprägt hatte, mit den Worten: „Du bist deines Vaters teures Kind, kleine Ellen, du wirst ihn nicht vergessen, wenn er fern von dir ist." — Von nun an sprach Ellen nie mehr von ihrem Vater. Sie konnte nicht ahnen, wie nah ihr derselbe gerade jetzt sei und daß auch sein Herz heiß nach dem Anblick des geliebten Kindes verlangte. Sie ahnte auch nicht, welch einen Gang die Mutter antrat, als sie ihr eines Morgens mitteilte, daß sie eine kleine Reise

machen und Ellen für einen Tag allein lassen müsse. Im Gasthofe eines rheinischen Badeortes hatten die Gatten eine Zusammenkunft verabredet, nach beinahe sieben Jahren wollten sie sich hier zum erstenmal wiedersehen.

Mit lautem Getöse setzte sich das Schiff in Bewegung, auf dem die Bürgermeisterin ihrem Ziel entgegen fuhr, und dessen Abfahrt Ellen betrübten Blickes zusah. Wunderbar heller Sonnenglanz breitete sich über die Erde, tausend Blumen blühten im feuchten Ufergras, in den Lüften herrschte Freude und Wonne. Mußte es allein im Menschenherzen so dunkel sein? — — Die Bürgermeisterin stand auf dem Verdeck. Als das Schiff anhielt und die Passagiere die Landungsbrücke betraten, stand ihr Mann vor ihr, dieselbe hohe, ungebeugte Gestalt von ehemals, nur das Haar war weiß, die Züge gealtert. Sie nahm den Arm, den er ihr bot, — wie sollte sie anders? — Zusammen gingen sie zum Gasthaus, in das für sie bereitete Zimmer. Ein Frühstück stand fertig, für alles schien Sorge getragen zu sein. Mit gleichmütiger Miene ließ sie sich Hut und Mantel abnehmen und setzte sich auf das Sofa, dann schien sie zur Besinnung zu kommen. Ein Lachen, grell und schneidend, drang durch das Gemach.

„Spielen wir Komödie, Herr Bürgermeister Lorenz?“ sagte sie höhnisch. „Sie haben Ihre Rolle als sorgender Ehemann gut gelernt, aber wie stehts um die meinige?“

„Beatrix, willst du so anfangen?“ sagte er traurig. O, wenn sie nur nicht lachen wollte, in dieser herben, herausfordernden Weise, das drohte auch sein Blut zum kochen zu bringen.

„Anfangen und wahrscheinlich auch enden,“ entgegnete sie. „Ich bin deinem Wunsche gefolgt; aber was ein Wiedersehen zwischen uns nützen soll, war und ist mir unklar.“

„Beatrix! Wir stehen hier beide vor Gottes Angesicht, frage dich, ob es nicht möglich ist, daß es nützen könnte. Wollen wir uns nicht beide demütigen, mit dem Begehren, ein anderes, besseres Leben anzufangen?“

Sie lachte wieder. „Hast du so gute Vorsätze? Schade nur, daß sie meist von so kurzer Dauer waren, daß sie nicht einmal einen Tag vorhielten.“

Der Bürgermeister unterdrückte die aufsteigende Heftigkeit. „Gott hat mich in den Jahren des Alleinseins viel gelehrt; ich weiß, daß ich nicht immer so war, wie ich hätte sein sollen,“ antwortete er.

In maßlosem Erstaunen blickte sie ihn an. Seine Züge trugen das Gepräge tiefen Ernstes. Es war, als wolle eine bessere Stimme auch in ihrem Herzen Eingang finden. Jedoch nur einen Augenblick, im nächsten brauste sie heftig auf: „Du redest, als ob du dich wirklich bekehrt hättest; aber meinst du, weil du jetzt so fromm erscheinst, könnte ich auf einmal all jene Szenen vergessen, wo deine unbändige Leidenschaft mich unglücklich gemacht hat?“

In tiefer Demut antwortete er: „Ich gebe das zu, Beatrix, und ich möchte dich bitten, daß du mir verzeihst.“

„Wahrhaftig! — — Das war ein schweres Wort für dich, ein Wort, welches ich eigentlich anerkennen sollte,“ rief sie triumphierend. „Aber komm, mach' deine Reue vollständig, kniee hier vor mir nieder, sag' mir, daß du gern all meinen Wünschen nachkommen und wieder gut machen willst, was du an mir gesündigt hast.“

Eine Weile war es ganz still im Zimmer.

„Willst du, daß ich deine Reue als echte Münze nehmen soll, so thue, was ich dich heiße,“ sagte sie noch einmal.

Er stand unbeweglich.

„Ha, ha, da haben wirs,“ höhnte sie. „Ich wette, so demütig bist du noch nicht geworden, und doch steht in der Bibel, daß Gott allein den Demütigen Gnade verleiht.“

„Lästre nicht, Beatrix!“ rief der Bürgermeister. „Du treibst es zu weit. Sieh', ich kam mit einem Herzen voll Verlangen nach Versöhnung, nach Ausgleichung der großen Schuld, die wir beide in unserm ehelichen Leben auf uns geladen haben; aber meine Hoffnung wankt; ich sehe, dein Sinn ist unverändert.“

„Weil ich mich wie immer meinem Herrn und Gebieter fügen soll," antwortete sie aufgebracht. „Thätest du, was ich verlangte, wir wären wenigstens einen Schritt weiter."

Er schüttelte den Kopf. „Ich verlange nichts von dir, als eine freundlichere Gesinnung. Selbst deine Forderung, wäre sie gerecht, würde ich mich nicht sträuben zu erfüllen; aber vor dir zu knieen, nur um deinem Eigenwillen zu schmeicheln, das kann ich nicht, das werde ich nie thun."

Seine Ruhe verwirrte sie doch. Sie fühlte das, so gern sie auch ihre Augen dagegen verschließen wollte. Aber gerade das machte sie um so leidenschaftlicher. „Ich wollte ja nur prüfen, wie weit dein guter Wille reicht," sagte sie, ihn mit eisiger Kälte anblickend. „Du hast die Prüfung schlecht bestanden. Auf dein Haupt fällt die Verantwortung, wenn wir abermals im Zorn auseinandergehen."

„Halt' ein, Beatrix, Gott weiß es, daß ich zum Frieden bereit bin, daß ich auch jetzt noch das schwerste Opfer bringen würde; aber nur, um deine Laune zu befriedigen, vor dir niederknieen — das wäre eine Entwürdigung. Besinne dich," fuhr er bittend fort, „denke an das Kind, das uns gemeinsam gehört, das wir beide lieb haben; um seinetwillen flehe ich dich an, laß uns eine Vereinigung versuchen."

„Das Kind?" fiel sie ihm ingrimmig ins Wort. „Was hat das Kind hier zu thun? Es gehört zur Mutter und hat mit dir nichts zu schaffen."

Die Röte des Zornes stieg in sein Gesicht. „Ich bin sein Vater," sagte er heftig. „Mein Herz spricht für mein Kind; ich sehne mich danach, es wieder zu sehen, und meine Ansprüche sind so gerecht wie die deinigen. Soll ich dich an den Augenblick erinnern, als ich es zum erstenmal in deine Arme legte?" Seine Stimme war weicher geworden.

„Du würdest also wirklich Ansprüche an das Kind erheben, wenn wir gerichtlich geschieden würden?" fragte sie.

„Ich lasse mich nicht gerichtlich scheiden," war die Antwort. „Vor Gott und auch vor der Welt bleibst du mein Weib, bis der Tod uns trennt."

„Wenn ich mich nun deinen christlichen Ansichten darin füge, unter der Bedingung, fern von dir leben zu dürfen und nicht wieder zu dir zurückkehren zu brauchen, was dann?" sagte sie langsam.

„Auch dann mache ich Ansprüche an das Kind geltend." Des Bürgermeisters Lippen zitterten, sein Gesicht war bleich geworden.

Die Frau schien ungerührt. „Also der Herr Bürgermeister macht Ansprüche an sein Kind," sagte sie ironisch. „An ein Kind," fuhr sie fort, auf jede Silbe Nachdruck legend, „welches sich seiner gar nicht mehr erinnert, welches nichts weiß von seinem überzärtlichen Vater."

„So hast du dein Wort nicht gehalten und mir unsere Tochter entfremdet," fiel er ihr traurig ins Wort.

Sie schien den Einwurf nicht zu beachten. „Ein Kind," sprach sie weiter, „dessen zarte Gesundheit auf die beste mütterliche Pflege angewiesen ist, das nie, auch nur einen Tag, von derselben getrennt gewesen ist. Das Kind will er derselben entwinden und unglücklich machen. Es soll seine Mutter verlassen und bei dem unbekannten, fremden Vater leben; alles aus reiner, überfließender, väterlicher Liebe. Bedenken Sie auch, was Sie thun, Herr Bürgermeister?"

„Beatrix, mache mich nicht wahnsinnig!" rief der Bürgermeister erschüttert.

Sie zögerte mit der Antwort; nur das schreckliche Lachen klang wieder durch das Gemach. „Will der Herr Bürgermeister seinen Willen durchsetzen, so gehe er ans Gericht," zischte sie dann.

„Weib, du bist eine Teufelin!" Seine Selbstbeherrschung verließ ihn für einen Augenblick, zornig stampfte er mit dem Fuß auf den Boden.

„Ist das der christliche, demütige Mann, der alles mit Liebe zudecken wollte?"

zischte sie wieder, ihn mit höhnendem Blick betrachtend. „Siehst du nun, wie viel ich auf deine Sinnesänderung bauen konnte.“

Er ließ ermattet die Arme sinken. „Herr Gott, hilf du mir!“ Es war ein Seufzer aus der Tiefe seines Herzens. Eine Weile trat er ans Fenster; als er sich wieder umwandte, begegnete er demselben herausfordernden, trotzigen Blick. Seine letzte Hoffnung sank; er fühlte, es war besser, sie schieden.

„Noch einmal, Beatrix, gibt es keinen Weg, der uns vereinigen könnte, wenn nicht um unsert-, dann um unseres Kindes willen?“ fragte er mit gebrochener Stimme.

Die Antwort kam schnell und hart. „Keinen. Du weißt es so gut wie ich, daß wir nicht zusammen passen, daß es besser ist, wir bleiben einander fern. Ich hasse dich, das fühle ich mehr denn je in dieser Stunde. Willst du dein Kind so unglücklich machen, wie mich, wohlan denn, versuche deine Macht. Doch das sage ich dir noch einmal, freiwillig gebe ich es nicht her, — das Gericht mag entscheiden.“

„Ist das dein letztes Wort, Beatrix?“

„Mein letztes,“ antwortete sie trotzig.

So schieden die Gatten von einander.

7.

„Johanna, Johanna!“

Der Bürgermeister beugte sich über das Bett seines Sohnes und lauschte. „Schon wieder diesen Namen. Armer Knabe, sein Geist ist mehr denn je umdunkelt,“ murmelte er in sich hinein.

„Johanna, Johanna, ich komme!“ rief Leonhard, sich aufrichtend und mit wirrem Blick um sich schauend. „Sie versprach mir eine Lilie, Vater,“ fuhr er, diesen erkennend, ruhiger fort, „aber ich kann den Garten, wo sie blühen, nicht finden.“ Sein Gesicht verzog sich schmerzlich.

„Du mußt ruhen, mein Sohn, die Nacht ist schon angebrochen,“ sagte der Bürgermeister, liebevoll die Kissen zurecht legend. „Komm, trinke ein Glas Wasser und dann versuche zu schlafen.“

„Vater!“

Wieder beugte sich der Bürgermeister über ihn. „Ich bin bei dir, Leonhard.“

„Kennst du die Großmutter mit den kalten Füßen, Vater? Sie steckte lauter Feuerflammen auf meinen Kopf. Hu, hu, wie das brannte!“

„Aber jetzt ist's kühl hier, Leonhard, sieh', ich kühle deine Stirne.“ Mit fast mütterlicher Zärtlichkeit legte der Bürgermeister ein in kaltes Wasser getauchtes Tuch auf die Stirn des jungen Mannes.

Eine Weile blieb derselbe ruhig. „Johanna, Johanna!“ rief er wieder. Seine Stimme ward leise und geheimnisvoll. „Still, still, daß der Vater nicht aufwacht, er ist müde,“ fuhr er in flüsterndem Tone fort.

Dann ward es still im Zimmer. Der Bürgermeister, der unbeweglich am Bett seines Sohnes saß, dachte, derselbe sei eingeschlafen. Er hatte sich an dergleichen Träume gewöhnt, aber so unruhig wie heute schienen sie ihm in langer Zeit nicht gewesen zu sein. Mit Recht brachte er das mit einer stattgehabten Aufregung in Zusammenhang. Leonhard war ihm in der Universitätsstadt, welche sie in der vorigen Woche auf einen Tag besucht hatten, plötzlich abhanden gekommen, erst nach längerem fruchtlosem Suchen hatte er ihn am Ufer des Rheines in sehr erregtem Zustand wieder gefunden. Die Ursache desselben zu ergründen bemühte sich der Bürgermeister umsonst; unmöglich war es, Klarheit in die verwirrten Ausrufe zu bringen oder irgend eine Spur zu entdecken, die ihn auf den rechten Weg hätte leiten können. Zu sehr mit seinen

eigenen trüben Gedanken beschäftigt, gab er es bald auf, in der Annahme, daß Leonhard sich übermüdet habe und dadurch sein Hirn kränker sei wie gewöhnlich. Todesmatt brachte er ihn von dem Ausflug heim, und in demselben Hotel, wo er die Bürgermeisterin empfangen, lag Leonhard während der Unterredung der beiden Gatten unter Aufsicht eines Pflegers auf dem Schmerzenslager, das er schon seit mehreren Tagen nicht zu verlassen im stande gewesen war.

„Mein Sohn, mein armer Leonhard, meine Liebe und meine Sorge gehört jetzt dir allein!" rief der Bürgermeister, als er von dem Wiedersehen mit seiner Gemahlin an das Bett seines Sohnes zurückkehrte. Jetzt zeigte die Uhr längst Mitternacht, doch an die eigene Ruhe schien der Bürgermeister nicht zu denken. Die düstere Szene von vorhin schwebte vor seinem Geistesauge, kein Lichtblick wollte die schwarzen Schleier durchbrechen, die seine Seele verhüllten.

„Heiland, Heiland, Heiland!" rief Leonhard mit lauter Stimme.

Der Bürgermeister stutzte. „Heiland!" wiederholte er leise.

„Ich hab's, ich hab's, Vater," sagte Leonhard, sich abermals aufrichtend. „Heiland! — das ist's, das allein kann helfen. Sag' du es auch, Vater, dann wollen wir beide schlafen."

Er schloß die Augen, sein Antlitz sah sehr friedevoll aus. Der Bürgermeister war wunderbar ergriffen. Unwillkürlich kniete er an dem Bette nieder, das düstere Feuer in den Augen schien gemildert, die Starrheit des Schmerzes gebrochen. Er griff mit der Hand an sein Herz. „Heiland, — Heiland! Sollte er auch mir helfen können, auch mir!" murmelte er vor sich hin. Der grauende Morgen fand ihn noch in derselben Stellung. Endlich erhob er sich, und einen langen, innigen Blick auf den sanft Schlafenden werfend, verließ er geräuschlos das Zimmer. Heute wollte er, wenn der Zustand des Kranken es erlaubte, in die Heimat zurückkehren.

„Sollen wir nicht endlich Ellen wiedersehen?" fragte dieser, als er blaß und müde neben seinem Vater beim Frühstück saß.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. „Wir müssen warten, mein Sohn," sagte er trübe. —

Johanna Werner ahnte nicht, daß an dem Nachmittag, als sie sich noch immer der Hoffnung hingab, ihren Freund, den sie vergeblich mehrere Tage zurück erwartet hatte, zu finden, dieser bereits viele Meilen weit von ihr entfernt war.

„Haben Sie in allen Gasthäusern Nachfrage gehalten?" fragte die Gräfin, als ihre Gesellschafterin erhitzt und ermüdet bei ihr eintrat.

„In allen, Frau Gräfin, aber in keinem war ein Herr, der meiner Beschreibung entsprach, zu Gast gewesen, in keinem der Fremdenbücher stand sein Name verzeichnet."

Die alte Dame machte ein unzufriedenes Gesicht. „Sie hätten ihn damals gleich festhalten sollen," murrte sie. „Sie sind einmal unverbesserlich langsam, Johanna."

Diese antwortete nicht. Ruhig ging sie, ihren Mantel abzulegen, und trat gleich darauf, mit einer Handarbeit und einem Buche versehen, wieder in das Zimmer ihrer Gebieterin.

„Spielen Sie lieber etwas Klavier, das Lesen ermüdet mich," befahl diese.

Johanna gehorchte. Sie war keine Heldin in der Musik, aber ihr Vortrag war angenehm, ihre Stimme eine seelenvolle.

„Könnte Ihr Freund nicht irgendwo in der Nachbarschaft sein?" rief die Gräfin plötzlich, das Spiel unterbrechend.

„Ich habe auch schon daran gedacht, vielleicht da oder dort." Johanna nannte einige kleinere Orte.

„Richtig, das läßt sich eigentlich denken. Ich begreife nicht, daß wir nicht eher darauf gekommen sind. Flink, nehmen Sie Papier und Feder und fragen Sie in den betreffenden Gasthäusern an. Der junge Mensch interessiert mich ungeheuer."

Johanna erfüllte diesen Auftrag gern; sie sehnte sich nach Leonhard, dessen Er-

scheinen alle alten Erinnerungen an die Heimat in ihr wachgerufen. Aufs neue mußte sie fühlen, daß feste Bande sie mit derselben verknüpften, Bande, die weder Zeit noch Trennung jemals zu lösen vermochten.

„Mein Bruder wird sich sicherlich auch Mühe geben, die Adresse zu erfahren," sagte sie, als die Briefe zur Post besorgt waren.

„So gehen Sie noch einmal zu ihm hin und sagen Sie ihm, daß er weder Mühe noch Kosten scheut," gebot die Dame aufgeregt. „Der arme Leonhard war zu nett, ich muß ihn wiedersehen. Wie heißt doch die Stelle in Scheffels ‚Ekkehard', die über gelinden Blödsinn handelt?" unterbrach sie sich. „Dort im Schrank steht das Buch, nehmen Sie es und lesen's mir vor, ehe Sie gehen."

Johanna that, wie ihr geheißen. Glücklicherweise fand sie bald die betreffende Stelle. „Gelinder Blödsinn," las sie, „ist dann und wann eine neidenswerte Mitgift fürs Leben, was andere schwarz schauen, scheint ihm blau und grün, zickzackig ist sein Pfad; aber von den Schlangen, die im Gras lauern, merkt er nichts, und über den Abgrund, in den der weise Mann regelrecht hineinstürzt, stolpert er hinüber, sonder Ahnung der Gefahr."

„Das ist's" lachte die Gräfin, „gerade so erschien mir Ihr Freund, unschuldig und unschädlich. Obwohl er meinen Pain-Expeller verachtete, hat er doch mein ganzes Herz gestohlen. Gehen Sie jetzt schnell, Johanna, sonst ist Ihr Bruder ausgegangen," setzte sie hinzu.

Johanna wußte, daß um diese Tageszeit der Gang zu ihrem Bruder ein vergeblicher sein würde; aber da Widerspruch unmöglich war, so setzte sie gehorsam ihren Hut wieder auf.

„Au, au, der dumme Rheumatismus! Reiben Sie mir eben noch den Arm ein, ehe Sie fortgehen," rief ihre Gebieterin, als Johanna im Begriff war, die Zimmerthür hinter sich zu schließen."

Sie kehrte augenblicklich zurück.

„Nicht so kraftlos, — flink, tüchtig, — noch mehr, — nicht zu viel, — stärker reiben, — ein wenig schneller — " klang's in raschem Tempo, während die geduldige Pflegerin den Arm der ungeduldigen Patientin bearbeitete. „Aber nun machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie warten immer so lang und könnten schon halbwegs sein. — Johanna!" rief sie, als das Mädchen bereits den Hausflur erreicht hatte, mit lauter Stimme, sagen Sie doch eben noch der Köchin, wir wollten heute abend Kalbskotelett essen, anstatt des Schinkens, der mich so unerträglich durstig macht, und dann bestellen Sie, bitte, den Thee etwas früher wie gewöhnlich."

Mit einem leisen Seufzer schaute die Gesellschafterin auf die Uhr.

„Adieu, Frau Gräfin, bis nachher," grüßte sie wieder.

„Johanna!"

Noch einmal mußte sie umkehren.

„Laden Sie doch Ihren Bruder auf morgen abend zum Essen ein, und den kleinen sanften Timotheus Erlen soll er mitbringen. Dem wird es gut thun, einmal etwas Ordentliches in den Magen zu bekommen."

Endlich, endlich war Johanna draußen. Sie hatte den Thee auf sechs Uhr bestellt, also blieb ihr nur eine gute halbe Stunde. Aber das Glück schien ihr diesmal nicht ganz abhold; sie hatte erst einige Schritte zurückgelegt, als Theodor, Arm in Arm mit seinem Freunde Tauler, ihr entgegen kam. Ihre Bitte, sich nach Leonhards Adresse zu erkundigen, wurde von beiden mit großer Begeisterung aufgenommen.

„Wir werden ihn schon ausfindig machen, den interessanten Jüngling," rief der Schwarze fröhlich, „müßten wir auch den ganzen Rhein herauf fahren und in jedem Wirtshaus vorsprechen. Wie heißt Ihr werter Freund, Fräulein Werner?" wandte er sich höflich an diese.

„Er ist der Sohn des Bürgermeisters Lorenz aus Herrenberg," antwortete diese.

„Aus Herrenberg? — Dort haben wir ja beide Beziehungen," rief er. „Vielleicht wird meinem Vormund die betreffende Familie nicht unbekannt sein. Dein köstlicher Brief von heute morgen war doch auch daher, Todder?" fragte er seinen Freund mit leiser Stimme.

Johanna hatte das, was er zu Theodor sagte, völlig überhört; aber es entging ihr nicht, daß sich in ihres Bruders Zügen eine große Verlegenheit malte.

„Herrn von Taulers Vormund ist uns nicht ganz fremd, Johanna," sagte dieser jetzt, der Schwester fragendem Blick begegnend. „Es ist Herr Doktor Sprenger, derselbe, der unseren Vater behandelte. Erinnerst du dich seiner?"

Das Blut strömte ihr ins Gesicht, sie konnte es nicht verhindern. Hatte Theodor auf anderem Wege von der Werbung des Doktors gehört, welche sie selbst ihm verschwiegen hatte? Seine Verlegenheit schien darauf hinzudeuten.

„So hattest du durch deinen Freund zuweilen Nachrichten aus der Heimat?" fragte sie, und mit leisem Vorwurf setzte sie hinzu: „ohne mir davon mitzuteilen?"

Er schien noch befangener.

„Hast du Gutes von dort gehört?" fragte sie jetzt geradezu.

„Nicht oft, nicht viel, nichts Bemerkenswertes," sagte er mit leichtem Stammeln, welches sie sonst nicht an ihm kannte.

Sie begriff ihn gar nicht; da sie aber alles mit der Werbung des Doktors in Verbindung brachte, nahm sie sich vor, ihre Fragen auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. —

Als Theodor an diesem Abend auf sein Zimmer zurückkehrte, sah er, ganz gegen seine Gewohnheit, ernst und sorgenvoll aus. „Wie gut, daß sie Taulers Frage überhört zu haben scheint, sie würde es mir nie vergeben, wenn sie darum wüßte," murmelte er, ein Gefach seines Schreibtisches öffnend und einen Brief hervornehmend, welchem mehrere Geldscheine entfielen. Er stützte den Kopf in die Hand und starrte lange darauf hin, dann entfaltete er das Papier. „Johanna Werner, zur Erziehung ihres Bruders Theodor" stand da mit zierlich blau und rot gemalten Buchstaben. Theodor drehte dasselbe mechanisch hin und her. „Unerklärlich genug ist's, aber warum ich eine solche Güte, die ich so gut brauchen konnte, abweisen sollte, das wäre mir noch unerklärlicher. Der gütige Geber hat gewiß, als Johanna damals so plötzlich nach England abreiste, gedacht, die Sendung wäre an mich am sichersten." Theodor versuchte die unangenehmen Gefühle, die ihn befallen hatten, abzuschütteln, aber es wollte ihm nicht gelingen.

„Die Adresse ist an mich, die Bestimmung des Inhaltes für mich," sagte er wieder vor sich hin. „Ich sehe nicht ein, wozu ich mir Skrupel machen soll." Er drehte das Papier wieder um. „Vielleicht schickt es jemand von großem Ueberfluß, vielleicht aber auch — — —" Er stockte. „Wenn nur nicht ihr Name da stände und wenn ich nur nicht so genau wüßte, daß sie lieber darbt, als etwas in dieser Weise für mich anzunehmen, dann wäre alles gut, aber so, — es ist zu dumm."

Aergerlich schob er das Geld von sich und saß eine Weile sinnend da, dann öffnete er aufs neue das Gefach. „Eins, zwei, drei, vier, fünf" zählte er, ebenso viele gemalte Papierstreifen aus einer Brieftasche nehmend, „jedes Jahr einen. Dies hier ist der sechste. Jedenfalls ist es ein guter, treuer Freund, den Johanna in der Heimat hat, wenn ich ihn auch nicht kenne. Er fuhr sich mit der Hand energisch durch die Locken.

„Was ist am Ende dabei, wenn man seine Schwester vor Thorheiten bewahrt," sagte er laut. „Ich bin fest überzeugt, sie hätte nichts davon sehen wollen und alles wieder zurück geschickt, aus purem Hochmut. Ich möchte wohl wissen, was aus der ersten Sendung geworden; ich hörte nie wieder etwas davon und hatte natürlich keinen Mut zu fragen." — Theodor versuchte zu pfeifen. „Ein bischen Leichtsinn schadet nichts," beruhigte er sich, „und in allen Dingen muß man die Weisheit der alten Tante auch nicht um Rat fragen, sonst ist man lakiert. Nötig hatte ich das Geld doch wirklich,

trotz Johannas guter Versorgung, da es so viele Dinge im Studentenleben gibt, von denen sie keinen Verstand hat."

Sein Gewissen schien ihm wieder ein peinliches Gefühl zu verursachen, denn plötzlich riß er so heftig seinen Rock herunter, als könne er damit eine schwere Last von sich werfen, dann öffnete er das Fenster.

„Unerträglich heiß ist's in dieser engen Bude," murmelte er. „Die fatalen Rechnungen scheint sie bezahlt zu haben," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „wenigstens hat sie nichts davon erwähnt. Schade, daß der Schwarze das Geld gesehen hat, sonst hätte ich wirklich einmal vernünftig sein und etwas mehr als die allernötigsten Schulden tilgen können; jetzt kann ich unmöglich an einigen Revanchen vorbei kommen. Was ist das Geld doch für eine fatale Sache."

Theodor schloß mit einem tiefen Seufzer das Fenster. „Es ist doch besser, ich verbrenne sie. Was man nicht weiß, macht einen nicht heiß, und Johanna braucht es nie zu erfahren; scheints doch auch ganz im Sinn des Gebers, daß alles so still wie möglich bleibt. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, — so ihr lieben Freunde," sagte Theodor, als er der Reihe nach die Papiere, welche Lambert Hiller mit so vieler Mühe gemalt hatte, an seiner Kerze ansteckte. Schwarze Asche flog über seinen Schreibtisch und färbte ihm die Hände, mit denen er sich wiederholt über die Stirne strich, dunkle Flecken zurücklassend.

Er ward dieselben erst gewahr, als er am andern Morgen, nach unruhigem Schlummer, sich erhob und in den Spiegel blickte. Erschrocken fuhr er zurück, — vielleicht erinnerten sie ihn an andere Flecken, welche anderswo hafteten, um edleres noch, als ein frisches jugendliches Antlitz zu verdunkeln und zu verunzieren.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Leben Friedrich Overbecks.

Briefe an Eltern und Geschwister,

eingeleitet und herausgegeben von

Prof. Dr. P. Hasse in Kiel.

(Fortsetzung.)

An den Vater.

Wien d. 5. Februar 1808.[1])

— — — Natürlich kann man sich mit solchen Gegenständen nicht immer beschäftigen (mit Hiob u. a.); wo sollte alsdann was für den Magen herkommen. Das wäre nur eine Arbeit für Augenblicke, wo mau im Stande wäre, etwas auf eigene Faust zu unternehmen. — — —

Der heutige Tag, der mir schon durch die Freude Ihres Briefes zum Festtag geworden ist, ist es noch außerdem durch einen Genuß, den ich heute Morgens gehabt habe. Den alten großen Haydn habe ich kennen gelernt, ich war bey ihm, habe ihn gesehen, mit ihm gesprochen, habe die Hand gedrückt, mit der er die Schöpfung geschrieben hat. Welch ein herrlicher Mann! zwar schon wieder ein Kind, aber wie leutselig, bey seiner Größe wie liebenswürdig! Wolff und ich haben die Auszeichnung genossen, vorgelassen zu werden, ein Glück, das jetzt fast keinem mehr wird. Bey unserm Eintritt stand der alte Mann mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an der Thüre, hatte seinen dreieckigen Hut aufgesetzt, um uns zu salutiren. Dann wankte er von einer alten Aufwärterin unterstützt zum Sessel hin. Wir rühmten sein gutes Aussehen, worüber er kindliche Freude hatte, und was er damit lohnte, daß er in unserm Beysein zu der Frau sagte: Die beyden jungen Herrn darfst Du schon a Bissel da lassen aber — indem er sich zu uns wandte — werd Ihne schon gehe heiße. — Wolff hatte ganz kürzlich seine Schöpfung hier aufführen hören, und indem er rühmte, wie gut es ausgefallen sey, machte er dem alten Manne ein neues Vergnügen. — Nachdem er uns nun noch erzählt hatte, mit schwacher Stimme, daß er noch vor wenigen Tagen vor Freuden geweint habe beim Singen des Liedes: „Gott erhalte unsern Kaiser" — brachen wir auf, noch eher er uns hieß; er reichte Jedem eine Hand (ich hatte das Glück, die Rechte zu bekommen) und sagte: Behüte Sie Gott! Behaltet mich lieb, lieben Kinder! Dann gingen wir, voll von dem großen, liebenswürdigen Manne.[2]) — — —

[1]) Der Hauptteil dieses Briefes ist durch eine Indiskretion vom Domherrn Meyer

in seinen 1816 erschienenen: Darstellungen aus Norddeutschland rc. veröffentlicht und danach von Howitt-Binder I S. 64 ff. wiederholt worden. Ich gebe daher hier nur einige Auslassungen. — [2]) Haydn starb am 31. Mai 1809.

An den Vater.

Wien den 27. April 1808.[1])

— — — Von den hiesigen Professoren möchte ich mich keinem anvertrauen, und (im Vertrauen gesagt) am wenigsten dem großen — Manieristen — Füger. Ich sehe täglich auf der Academie die deutlichsten Beweise, wohin seine Richtung führt — auf Manier. Also auf dessen Urtheil möcht' ich schon deßwegen nicht bauen, nicht zu rechnen, daß er meistens unter den jungen Leuten gar keinen Unterschied zu machen weiß und oft die Leute entsetzlich lange bey Nebensachen aufhält, so daß die besten Jahre vergehen, bis einer nur versuchen darf, einmal selbst eine Figur zu machen. Ebenso wenig aber möcht ich irgend einem andern Professor mich anvertrauen, keiner ist von Vorurtheil frey. Wächter ist ein außerordentlich großer Mann, aber er hat eine so übertriebene Bescheidenheit, daß garnichts aus ihm heraus zu bringen ist, so viel weiß ich aber, daß er für Wien gar nicht sehr eingenommen ist, weswegen er denn auch selbst binnen 14 Tagen uns verlassen wird. — — —

[1]) Auch dieser Brief zum Teil bei Meyer und Howitt-Binder I. 70.

An die Mutter.

Wien May 1808.[1])

— — — Er[2]) traf mich an der Staffeley mit Palette und Pinsel an einem Bilde: Die Auferweckung des Lazarus malend[3]) —

[1]) Das Datum ist unausgefüllt geblieben. — [2]) Ein Lübecker. — [3]) Im Besitz der Frau Senatorin Overbeck in Lübeck.

An dieselbe.

Wien den 25. Juni 1808.

— — — Dann werde ich zunächst jetzt über ein großes Bild mich machen, das 5 Schuh hoch und 7 Schuh 8 Zoll breit wird. Ich habe mir zum Gegenstand aus der Bibel den Einzug Christi in Jerusalem erwählt. Der Himmel gebe seinen Segen, daß ich es glücklich und würdig darstelle. Außerdem habe ich aber jetzt einen Auftrag bekommen, kleine Zeichnungen zu machen aus der Bibel von der hiesigen Normalschule, die in Kupfer gestochen werden sollen von einem sehr geschickten Kupferstecher Richter, um auf dem Lande und überhaupt in der geringeren Volksklasse in den östreichischen Staaten die Begriffe über Religion ein wenig aufzuklären. Es wird daher eine Suite von vielleicht 50 oder gar 100 Blättern werden, denn es soll nach und nach die ganze Bibel bearbeitet werden, also ein äußerst angenehmer Auftrag für mich. — — — Was aber das Angenehmste ist, ist das, daß ich ganz ungebunden bin und es mir ganz frey steht, ob ich will 4 oder 5 Zeichnungen oder 20 in einem Jahre machen. So kann ich also späterhin in Rom das fortsetzen und von Zeit zu Zeit ein Packet mit Zeichnungen herschicken. Der Anfang wäre denn also mit dem Verdienen gemacht oder vielmehr

die Einleitung dazu. Das erste soll die Geburt Christi werden; dann werden die andern merkwürdigsten Begebenheiten folgen und die übrigen unwichtigeren Vorfälle wird man bis zuletzt lassen.[1]) — — —

Auch habe ich angefangen zu radiren und bereits die erste Platte vollendet; ich habe dazu die Heilung des Kranken durch Petrus und Johannes aus der Apostelgeschichte gewählt, wie Petrus spricht: Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber habe, will ich dir geben: im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandle. Das Radiren ist eine herrliche Sache zum eigentlichen Brotverdienst und dabey doch angenehmer für den Historienmaler, als das Portraitmalen. — — — Mit Schrecken habe ich in Vaters Briefe gelesen, daß die Tobias-Skizze im Wohnzimmer aufgehängt ist. Wie kann man mir aber die Schande anthun, das erste, was ich geschmiert habe, als ich noch nicht den Namen der Farben kannte, die ich gebrauchte, das im Zimmer aufzuhängen, wo so viele Leute hinkommen? ich muß geschwind machen, daß ich bald etwas schicken kann, das dies verdrängt. — — —

[1]) Die Sache zerschlug sich.

An den Vater.

Wien am 30sten July 1808.

— — — es ist mir seit der Zeit ein Licht aufgegangen in der Kunst, und das vorzüglich durch mein engeres Freundschaftsbündniß mit meinem Herzensfreunde Pforr. Wir haben beyde durch unsere Unterredungen ganz andere Ansichten über die Kunst bekommen, von denen ich Ihnen in meinen Briefen einige mitgeteilt habe. Von der wichtigsten Entdeckung aber oder, wie soll ich es nennen, von unserm neuen System wissen Sie eigentlich noch nichts. Ich hätte gar große Lust, Ihnen etwas davon mitzutheilen, wenn ich nicht befürchtete, Sie wieder mit einem so langen Briefe zu belästigen. Wollen sehen, was sich auf diesem Blättchen noch alles davon sagen läßt. — Es betrifft den Character der Farben. Es kam uns gar zu abgeschmackt vor, wenn wir hörten, wie die Künstler die Farben ihrer Gewänder und Bekleidungen, der Haare rc. blos nach der geringeren oder größern Harmonie ordneten, da kamen wir denn auf die Idee, wie wenn wir bey unsern Sachen davon (von der Harmonie) ganz absähen und vielmehr trachteten, die Farben nach dem Charakter der Figuren zu wählen; oder wir nicht dadurch sollten unsern Bildern einen Vorzug mehr und vielleicht gar der Nachwelt einen Schlüssel zu unsern Bildern geben können, das war die erste Idee und die ward dann immer mehr überdacht und durch tägliche Unterredungen auf Spaziergängen ausgebildet. Die nächsten academischen Ferien wurden dazu benutzt, dieses systematisch zu ordnen. Wir zeichneten also 3 weibliche Figuren, eine mit blondem, eine mit braunem, eine mit schwarzem Haar. Zu diesen machten wir papierne Kleider, so wie man so papierne Puppen für Kinder kauft, die man aus- und ankleiden kann, dreyerley, Rock, Wämschen und Mantel (nach dem Costüm aus dem etrurischen Vasenwerk) und diese nun von allen Farben, roth, gelb, grün, blau, violett, schwarz, weiß rc. nun kleideten wir unsere Puppen an und untersuchten, was die Zusammenstellung der Farben für einen verschiedenen Character ausdrücke und für einen verschiedenen Eindruck mache; da fanden wir denn zum Beyspiel, daß schwarzes Haar mit weißem Unterkleid und feuerrothem Mantel Stolz ausdrücke, braunes Haar mit grün und violett unschuldige Putzliebe, blondes Haar mit grau und carmosinroth weibliche Sanftmuth und Liebenswürdigkeit oder vielmehr die wahre Weiblichkeit ausdrücke, dann wieder blondes Haar mit einem saftig dunkelrothen Gewande den Character von einer Heiligen gäbe, schwarzes Haar mit weißem Unterkleid und lichtgelbem Mantel Reichthum bezeichne und so fort. Das ward denn nun immer wieder untersucht und weiter

ausgedehnt, erst auf den Putz; da schien es uns zum Beyspiel, als wenn ein Armband oben am Arm unter der Schulter sich etwa für eine Römerin oder eine Juno passe, eine Armkette hingegen unten an der Hand gar niedlich und zierlich lasse. Späterhin haben wir jetzt besonders den Character der Haare und der dazu gehörigen oder passenden Gesichtsbildung untersucht. Daß zum blonden Haare zum Beyspiel ein blaues Auge und ein etwas trüber Blick, ein etwas sanft geschwollener Mund gehöre und daß es sich nur für das sanfte Weib, für das eigentliche, liebenswürdige Weib, wie es seyn soll, passe, daß zum braunen Haar ein heiteres offenes Auge, eine fröhliche auch naive Miene, ein etwas scharfer, ein reiner bestimmter Mund gehöre, sowie zum schwarzen Haar ein stolzer Blick, ein mockanter Zug am Munde und ein etwas aufgeworfener Mund gehöre und so fort. — — —

Bey dem letzten kleinen Bildchen, die Auferweckung des Lazarus, habe ich gesucht, es [1]) anzuwenden und ich glaube, daß zu dem allgemeinen Beyfall, den es bis jetzt gefunden hat, dieses wol nicht wenig mag mitgewirkt haben. An meinem großen Bilde habe ich jetzt angefangen und dazu den Einzug in Jerusalem erwählt, nicht wahr, ein herrlicher Gegenstand? Christus, die 12 Apostel und das jauchzende Volk!!! Aber Schwierigkeiten an allen Enden! Ein Modell habe ich jetzt endlich bekommen. Auch habe ich eine kleine Künstlerversammlung gestiftet, von der ich mir vielen Nutzen verspreche. Wir kommen wöchentlich wenigstens einmal unser 8 junge Künstler zusammen, da legt denn bald der Eine bald der Andere etwas vor zur allgemeinen Beurtheilung; auch geben wir uns unter einander Compositionen auf, und da wir von ganz verschiedenen Fächern sind, Historien-, Conversations-, Bataillen-, Portrait- und Thiermaler, so ist das sehr lehrreich. Das jetzige ist: Jacob wirbt um Rahel. — — —

[1]) Das Geheimnis, diese neue Entdeckung der jungen Künstler.

An den Vater. [1])

Wien d. 3. August 1808.

— — — Nein, bester Vater, lassen Sie mich immerhin hier; nicht weil mich etwa das Malen hier fesselte, ach ganz und gar nicht, denn was ich bis jetzt davon weiß, habe ich noch lediglich aus mir selbst und aus der Natur geschöpft, kein Mensch hat mir je davon etwas gesagt und verlange auch nicht viel davon zu hören, weil ich sehe, daß ich auf diesem [Wege?] schnellere Fortschritte mache, als, ich kann wohl sagen, alle Andern, also der Wunsch hier pinseln zu lernen hält mich durchaus nicht, sondern weil ich nun einmal hier bin, denn, wie gesagt, Natur hat man überall, also ist es im Grunde vor der Hand eins, in welcher großen Stadt man lebt. Und nun gar ein Schüler von David oder einem Andern zu werden, das will mir garnicht in den Kopf, da muß man ja par force das nachmachen, was man machen sieht, und daß nicht David so gut wie die Andern auch seine Manier und viel Manier angenommen habe, das lasse ich mir nicht absprechen. Man sagt, er male Alles nach der Natur — ja — aber nach was für Natur? nach Gliedermännern, die man ja in allen seinen Figuren erblickt, an seiner Römerin auf dem Belisair meint man ja wirklich zu sehen, wie der Gliedermann in den Knieen zusammengesunken sey. Und was nicht im Basreliefstyl oder im Styl der hetrurischen Vasen componirt ist, das taugt bei den Franzosen nichts. Ist das nicht die ärgste Manier, die man sich denken kann? Sieht man denn das in der Natur so? Aber zu einer Schule muß man sich bekennen, sagen Sie, nun wohl, das will ich auch und habe die meinige bereits erwählt: die Natur ist meine Schule. Die Natur ist meine Academie, die einem zu jeder Minute unentgeltlich offen steht, sie ertheilt Unterricht in allen Fächern, im Zeichnen, im Malen, im Componiren, Gruppiren, in Schattirung; sie bildet Historienmaler, Landschaftsmaler, Thiermaler 2c. und was

das Beste ist, man ist, wenn man ihr nur pünktlich folgt, vor jeder Manier gesichert. Fürchten Sie deßwegen nicht, daß ich ein Niederländer werde; die haben nur die gemeine und gewöhnlich die ausgesucht gemeine Natur gemacht; auch weiß ich wohl, daß wenn man z. B. einen Gegenstand aus der Bibel malt, man nicht aus den Aposteln oder überhaupt aus den Figuren ungrische Grenadiere, die wir hier auf dem Modelltische sehen, mit geschnürten Leibern, daß der Hüftmuskel ganz verschwindet, und mit von den Stiefeln zerdrückten Füßen, machen dürfe, dafür sind aber die Antiken da; wenn man die von Zeit zu Zeit ansieht und studirt, damit man schöne Natur kennen lernt, so glaube ich, daß man keiner weitern Schule bedürfe. Aber auch nur zwischendurch die Antiken studiren und immer mit der Natur vergleichen, damit man nicht lauter Apolls oder Herculesse oder lauter Weiber wie die mediceische Venus gestaltet mache, und nicht etwa, wenn man französische Grenadiere zeichnen soll, diese mit griechischen Nasen und mit Hosen, die nach antiker Art das Nackte durchscheinen lassen, macht, wie man diesen Gräuel hier in den Kunsthandlungen öffentlich ausgehängt sieht. — — —

[1]) Derselbe hatte ihn aufgefordert, nach Paris überzusiedeln.

An den Vater.

Wien d. 21. September 1808.

— — — Seit meiner Rückkehr[1]) habe ich nun meine unvollendeten Sachen erst alle vollendet, und werde nun an mein großes Bild mit ungetheiltem Eifer gehen, doch werde ich zugleich noch ein andres Bild anfangen, auch von nicht unbeträchtlicher Größe: Die Jünger von Emmaus. Bestimmt kann ich Ihnen die Größe nicht angeben, weil ich die Leinwand erst morgen bekomme, doch ungefähr wird es drei Schuh breit und verhältnißmäßig hoch, ein Querbild. Fängst du nicht zu viel auf einmal an? werden Sie sagen, nicht wahr, Vater? allein ich halte dafür, daß es besser ist, nicht beständig an einem zu hocken, weil man sonst stumpf darüber wird. Auf beyde Bilder freue ich mich nun ungemein, es sind beydes ein Paar vortreffliche Gegenstände, was sagen Sie zu der Wahl? — Das letztere ist eigentlich eine Aufgabe von unsrer kleinen Künstlergesellschaft — innerhalb zwei Monaten ein Nachtstück im Zimmer zu malen, ist die Verabredung. — — —

[1]) Von einem Ausfluge.

An den Bruder.

Wien den 22. Septbr. 1808.

— — — Noch ein Paar Worte ins Ohr, mein lieber Christel. Der Hochzeitstag der Eltern rückt heran; — ich habe mein Portrait gemalt und zwar so: sitzend an der Staffeley vor einer noch leeren Leinwand in nachdenkender Stellung mit der Bibel in der Hand, im Hintergrunde sieht man mein Zimmer sammt dem grünen Ofen, vor mir liegt ein Reisfeder — und dies Alles habe ich gesucht so viel wie nur möglich nach der Natur zu malen. Glaubst Du nun wohl, daß es den Eltern angenehm wäre und ich die Unkosten machen dürfte, es Euch zu schicken? Ich dachte als Arbeit von mir, als mein eigenes Portrait (die Aehnlichkeit soll mir gut gelungen seyn, nicht allein am Kopfe, sondern auch im Ganzen, denn ich habe mich in meiner täglichen Kleidung gemalt und keine Flicken und Flecken vergessen) in dieser Rücksicht glaubte ich für die Mutter vielleicht nichts Interessanteres schicken zu können. Schreib mir doch mit nächster Post darüber, mein Lieber — — — — —

An die Mutter.

Wien den 9. November 1808.

— — — Es war meine Absicht, beste Mutter, Ihnen zu dem heutigen Tage etwas von meiner Arbeit zu schicken, und der Gedanke, daß ich Ihnen dadurch vielleicht Freude machen würde, hatte mir schon manchen frohen Augenblick verursacht. Nun aber ist mir etwas ganz Unvorhergesehenes dazwischen gekommen, daß es durchaus unmöglich ist, es Ihnen zu schicken und ich bin darüber nicht wenig verdrießlich. Es ist ein kleines Gemälde, nemlich mein eigenes Portrait, und da muß ich Unglückskind vergessen, beym Uebermalen Firniß zu den Farben zu nehmen, so daß es nicht trocknen will. Nun steht es schon wenigstens 4 Wochen beym Ofen, aber noch diesen Augenblick ist es nicht trocken, was ist also zu machen! Sie müssen sich schon gedulden und heute mit einem bloßen Briefe fürlieb nehmen und dabey denken, daß die Wünsche für Ihr Wohl, die ihn begleiten, gewiß von Herzen kommen.

An die Mutter.

Wien am 14. Januar 1809.

Versprochener Maßen, geliebteste Mutter, send ich Ihnen hier die Rechnung vom letzten Vierteljahre, ob auch gebilligtermaßen weiß ich zwar nicht, allein ich hoffe, daß Sie mir werden die Unordnung im vergangenen Jahre verzeihen, wenn Sie sehen werden, daß es mir Ernst sey, mich in diesem Puncte zu bessern. Seit Michaelis habe ich denn auch wirklich jetzt angefangen, Tag für Tag Abends meine Ausgaben bey Kreuzer und Pfennig aufzuschreiben, und ich verspreche Ihnen nochmals, daß ich von diesem Wege nun nicht mehr abweichen werde. Was die Ordnung in meinen übrigen Geschäften anbelangt, so kann ich Ihnen deswegen mit gutem Gewissen und offenem Auge sagen, daß ich mich seit länger als einem Vierteljahre durchaus verändert und verbessert habe. Auf meinem Arbeitstische sehen Sie jetzt nie mehr so ein malerisches Quodlibet, alles ist an seinem gehörigen Orte. Wenn ich an der Staffeley sitze und male, so liegt nur meine (Ihnen wohl bekannte) Uhr und allenfalls ein Stück Brod (Groschenlaib genannt), um den ewig unruhigen Magen von Zeit zu Zeit zu schwichtigen, damit er nicht dem Geiste in seinen Wirkungen hinderlich sey, neben mir. Auf einem Stuhle zwischen der Staffeley und dem Tische steht mein Malkasten, und auf dem andern sitze ich selber in Höchst eigener Person vor der Staffeley, wie ein König und gebiete meinen unterthänigsten Dienern, den Pinseln, höchstwunderseltsame Werke zu vollbringen, welche Befehle sie oft mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ausführen, denn da entstehen oft an einem Tage ganze Palläste, ja ganze Städte, Flecken und Dörfer, da werden ganze Waldungen in einer halben Stunde angepflanzt und wo vorher glatter Grund war, sieht man in wenigen Stunden die lieblichsten Weinberge, die einen See umkränzen, und hinter ihnen steigen Felsen bis zu den Wolken hinan. Doch glauben Sie nicht etwa, daß die Kräfte meiner Diener sich nur auf die leblose Natur erstrecken, o wie wenig kennen Sie meine zauberischen Fähigkeiten. Welcher Monarch kann sich rühmen wie ich, daß er durch die Hände seiner Diener lebendige Wesen aus dem nichts hervorrufen kann. Bald gebiet ich ihnen, mir eine Jungfrau hold und schön und zart zu bilden, bald einen strengen Weltweisen, mit dem ich mich über den Bau der Welten, das Wesen der Gottheit besprechen könne; bald gelüstet's mich, mich selber als Vater zu sehen und schnell müssen meine Diener mir holdselige Kinder schaffen mit goldenen Löckchen, blauen Augen. Dann wieder freut mich's, mich unter den verschiedenen Ständen der Bürger herumzutreiben, ihr Leben und Streben, ihr Ringen und Jagen mit anzusehen, wie jeder nur für sich selbst bedacht ist, jeder nur

seinem Ziele nachjagt, während er die strengste Miene der Uneigennützigkeit annimmt und wie alles so in einander greift; schnell schaffen meine Diener mir eine ganze Welt von den verschiedensten Characteren, kurz, wonach nur immer mein Herz gelüstet, das müssen sie mit Blitzesschnelle mir liefern. Da werden Sie denn wohl leicht begreifen, liebe Mutter, daß ich mit keinem Könige auf Erden tauschen möchte, nur eins wünschte ich von einem dieser mächtigen Herren allenfalls kaufen zu können, nemlich etwas mehr Respect und Autorität bey meinen Dienern, die nicht selten die Dreistigkeit haben, auf die impertinenteste Weise meiner zu spotten und mich zu höhnen; ja ich könnte Ihnen Fälle nennen, wo sie es gewagt haben, ganz und gar meinen Befehlen nicht Gehör geben zu wollen, worüber ich mich dann, wie Sie leichtlich denken können, nicht wenig alterire. Aber wart! ich will es schon noch dahin bringen, daß ich euch in ewige diamantene Fesseln schlage, ihr Unverschämten! und dann lass' einen auftreten, der sich mit mir messen kann.

An den Vater.

Wien am 13. Januar 1809.

Es war meine Absicht nach der langen Pause Ihnen heute einen recht langen Brief zu schreiben, allein es ist mir unversehens die Zeit so kurz geworden, daß ich mich sehr kurz fassen muß, obgleich ich eine Sache auf dem Herzen habe, über die ich gerne ausführlich mit Ihnen gesprochen hätte. Also ohne Vorrede. Die Sache ist diese: Die Bitte nemlich, mir baldmöglichst auf folgende Puncte zu antworten. Ob Sie, troß der vielen Unkosten, die ich Ihnen schon gemacht habe, und troß der jetzigen theuren Zeiten noch im Stande sind, mich nach Italien reisen zu lassen, und zweytens, wann Sie glauben, daß eine solche Reise anzutreten sey, im Fall, daß sie möglich wäre. Was meine Projecte und Wünsche wegen der Reise nach Rom mit meinen Freunden Pforr und Egger[1]) anbetrifft, daß wir nemlich sie zusammen, zu Fuße und aus einer Casse zu machen wünschen und zwar im Frühjahr 1810, so glaube ich, daß ich Ihnen darüber schon in einem früheren Briefe das ausführliche mitgetheilt habe. Nun ist aber wieder ein neuer Umstand dazwischen gekommen, daß nemlich Pforrs Vormünder (oder nicht eigentlich die Vormünder, sondern die Herrn, die zu seiner Unterstützung zusammengetreten sind) wünschen, daß er früher und zwar bald, und das vorzüglich wegen seiner Gesundheit, dann aber auch in Rücksicht der Kunst nach Italien gehen möge; Sie aber wissen, daß er mir alles ist und daß unser Zusammenbleiben für uns Beyde von großer Wichtigkeit ist; drum wünscht ich so sehr Ihre Absichten in Rücksicht meiner zu wissen, um mit Pforr deshalb verabreden zu können. Seyn Sie also doch so gütig, bester Vater, sobald es Ihre Geschäfte erlauben, mir darüber zu schreiben, ob und wann. Was meine Arbeiten anbelangt, so ist es freylich wahr, daß ich jetzt ein Bild, den Einzug nemlich, in der Arbeit habe, das ich vor der Hand wohl noch nicht so bald zu beendigen hoffen darf, allein das möchte allenfalls schon einrichten lassen. Indessen wenn ich ganz nach meinem Wunsche das einrichten könnte, so würde diese Reise nach Rom noch immer auf das Frühjahr 1810 verschoben und erst der Einzug hier ganz vollendet. Vielleicht werden auch Pforrs Vormünder nicht so dringend seyn; also wenn jeder etwas nachläßt, so könnte doch unser Lieblingsplan wohl noch ausgeführt werden. Allein ich unterwerfe mich darin ganz Ihren besseren Einsichten. — — —

[1]) Howitt-Binder I, S. 58. Egger, ein Kupferstecher.

An die Mutter.[1])

Am 2. März 1809.

— — — Wenn Sie diese Zeilen lesen, so werden Sie wahrscheinlich schon meine Arbeit angesehen haben? Werden Sie mit mir zufrieden seyn? Diese Fragen und tausend der Art gehen mir jetzt im Kopfe herum und werden mir wahrscheinlich nicht eher Ruhe lassen, als bis ich einen Brief von Ihnen bekommen haben werde. Beschleunigen Sie Ihre Antwort also ja, liebste Mutter. — — — Nun so leb' denn wohl, mein lieber Lazarus, mein Erstgeborner! Der Himmel weiß, wann ich dich einmal wiedersehen werde. Ich leugne es nicht, daß ich nicht ganz kalt und gleichgültig von Dir Abschied nehmen kann, Du hast mir manche herrliche Stunde, manchen seligen Augenblick gewährt, da das Herz noch voll und warm von Dir war, bis Du vollendet dastandst. Und selbst nachher hat mir die Erinnerung an diese Stunden manchen frohen Augenblick gemacht. Nun! Du gehst hin zu Leuten, die Dich auch hoffentlich nicht ganz gleichgültig empfangen werden, und aus meinem Herzen wirst Du nie ganz verdrängt werden.

[1]) Mit der Uebersendung seines „Lazarus". Vater Overbeck schrieb am 9. Nov. 1809 an Tischbein: „Sie haben ein großes Lob über meinen Fritz ausgesprochen, werthester Herr Director! indem Sie nicht glauben wollten, daß der Lazarus von ihm sei, sondern ihn für eine Copie von einem italienischen Original hielten. Das ist er nun nicht, sondern wirklich aus dem Geiste und Pinsel meines Fritz, und zwar im September 1808 entsprungen. — — —"

An den Vater.

Wien d. 15. März 1809.

— — — Herzlichen Dank, sowie auch für den früher empfangenen Brief, in dem Sie mir die Erfüllung meines Lieblingswunsches zusichern, Italien früher oder später wirklich sehen zu können! Italien! O wie kann ich Ihnen dafür je danken, bester Vater! — Daß Sie die Reise dahin vor der Hand noch nicht rathen würden, erwartete ich wohl, es war auch im Grunde nur provisorisch, daß ich darum anfragte, denn mit Pforrs Abreise hat es sich auch wieder zerschlagen. — — —

An den Bruder.

Wien d. 23. Aprill 1809.

— — — wisse, daß ich den Himmel auf Erden gefunden habe, wisse, daß Dein Bruder in überschwänglicher Seligkeit schwelgt und daß er Alles gefunden hat, was er träumend und wach sich vom Schicksal erfleht. Aber erst laß ihn einen Mann werden, einen Mann, der in jeder Rücksicht dieses Glückes werth ist, und ist er das, ist er sich bewußt, daß er stets mit allem Eifer nur dahin gestrebt hat, daß er alle niedrigen Begierden muthig bekämpft und allen abstumpfenden Genüssen standhaft entsagt hat, daß er rein vor Gott und den Menschen, an Leib und Seele, des Reinen werth ist, dann wird, ich bin es fest überzeugt, ihm auch jener Lohn zu Theil werden. Aber ach! wird er das immer können, wird er nie in einer schwachen Stunde sich vergessen, werden ihm immer diese Vorsätze, dies Bild des schönsten Lohnes immer deutlich genug vor Augen seyn? Getrost, getrost! Der, der in dem Schwachen mächtig ist, wird mich stärken, er wird mein Schild und meine Waffe seyn. — — — Ich habe mir kürzlich eine *καινὴ διαθήκη* gekauft, denk nur um einen Gulden, macht ungefähr 6 Schillinge.

Es macht mir unendliche Freude, diese ehrwürdigen Grundpfeiler unsrer wahren Glückseligkeit im Original kennen zu lernen. Und mit dem Lesen gehts besser, als ich geglaubt habe, manches lese ich wie Deutsch, habe auch schon etwas schriftlich übersetzt aus dem Johannes (den Anfang), meinem Lieblingsevangelisten, und mir doppelt lieb, seitdem ich weiß, daß die Originalität desselben so gut wie bewiesen sei. Vielleicht lerne ich noch in meinen alten Tagen Hebräisch, um auch das alte Testament verstehen zu können. Denk nur, das alte und neue Testament und den Homer in der Ursprache lesen zu können, welch ein Genuß und Vortheil für einen Maler!

An die Mutter.

Wien den 24. May 1809.

— — — Vor allen Dingen wissen Sie, daß ich lebe, gesund bin, mich durch alle Schrecknisse dieser Tage[1]) glücklich durchgeschlagen habe, ohne daß mir auch nur ein Haar gewaltsam gekrümmt worden wäre, und ohne das mindeste eingebüßt zu haben. — — — Sie werden nun wohl, liebe Mutter, eine detaillirte Beschreibung aller der Ereignisse, die ich hier erlebt habe, verlangen, eine umständliche Darstellung der Belagerung und des Bombardements der Stadt, Uebergabe derselben, des Einrückens der französischen Armee ꝛc., allein ich ersuche Sie, damit sich noch ein wenig zu gedulden, weil ich wirklich noch nicht gesammelt genug bin, um alles Vorgegangene gehörig im Zusammenhange zu denken; denn diese Vorfälle haben einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich für diesen Augenblick ganz aus meiner Carriere herausgerissen bin. Meine Arbeiten erfordern eine so ganz andere Stimmung, als die, in der ich mich jetzt befinde, daß es mir bisher unmöglich war, etwas Bedeutendes, Nachdenken Erforderndes vorzunehmen; ich bin jetzt ein rechter Tagedieb; heute habe ich zuerst wieder ein wenig gemalt, aber eine unbedeutende Nebenarbeit; an meinen Einzug kann ich noch gar nicht denken, und an dem ist denn auch in den ganzen 14 Tagen oder drei Wochen (ich bin ganz irre in der Zeit) so gut wie nichts gethan. — — —

[1]) Besetzung von Wien 13. Mai. Schlacht bei Aspern 21., 22. Mai.

An den Vater.

Wien den 5. Junius 1809.

— — — Sie können sich wohl vorstellen, daß, wenn man den einen Augenblick einen Marsch, den andern eine Trompete, den dritten eine Trommel hört und dazu das Lärmen und Fahren auf der Gasse den ganzen Tag kein Ende nimmt, man unmöglich Bilder aus der Christuswelt festhalten könne. Daß das alles aber nicht dazu beytragen kann, mir meinen Aufenthalt hier angenehm zu machen, und daß ich mich jetzt nur um so mehr sehnen müsse, je eher je lieber meine Reise nach Italien antreten zu können, werden Sie auch leicht begreifen. Ja ich gestehe es Ihnen gerne, bester Vater, daß mir jetzt in manchen Augenblicken Wien recht unerträglich wird, und daß, — — — mich mein Leichtsinn schon manchmal vielleicht verleitet haben würde, Ihnen einen Geniestreich zu spielen und davonzugehen; — indessen wenn es nun bald wieder Ruhe gibt, so will ich mit Freuden noch dies Jahr hier aushalten, um einen sichern Grund zu legen in meiner Kunst, will zu dem Ende noch fleißig Anatomie und dergl. Wissenschaften durchgehen, will mein großes Bild, soweit es möglich ist, hier noch malen, so kann ich alsdann mit gutem Gewissen von hier fortgehen. — — —

An den Vater.

Wien den 3. August 1809.

— — — Ich male jetzt an meinem Einzug seit 14 Tagen — und Gott sey Dank — die Christuswelt eröffnet sich mir wieder mehr und mehr.

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt.
Auf! bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!

Der Friede ist zwar noch nicht bestätigt, aber Ruhe ist hergestellt. Mein Bild rückt schneller vor, als ich dachte — der Hintergrund ist gemalt, jetzt baue ich Jerusalem. — — —

An die Mutter.

Wien am 21. October 1809.

— — — Um mich her ist nun Gott sey Dank Friede! und in mir ist Ruhe, Gottlob auch Ruhe, und wodurch erlange ich diese Seligkeit? ich will es frey bekennen, durch meinen Umgang (wenn ich so sagen darf) mit Gott. Warum können nicht alle Menschen so seyn, die Erde würde einem Jeden ein Himmel seyn, wie sie mir es ist. Ja, liebe Mutter, ich fühle es, daß auf diesem Wege Seelenfriede zu finden ist, und daß nichts Andres in der Welt dies gewähren kann; ich lebe ganz in der Christuswelt, täglich glaub ich, indem ich die Bibel lese, aus seinem Munde die heilsamen Lehren zu hören, ich sehe ihn wandeln und schöpfe aus diesem heilsamen Gesichte namenlose Ruhe, ich bilde mir in der Fantasie immer mehr diese Gestalten aus, und suche sie dann auf der Leinwand wiederzugeben, wie sie mir leben. An meinem Einzug male ich jetzt am Mittelgrund, an dem Volk das mit Hosiannarufen den Oelberg herab dem Messias nachzieht. Da suche ich dann alle Caractere aus der Bibel selbst zu schöpfen, so sind zum Beyspiel kürzlich entstanden: Martha und Maria, die Schwestern des Lazarus, der Auferweckte selber, Simon der Aussätzige von Bethanien, hernach weiter in der Entfernung drey von den frommen Weibern, die Jesu aus Galilaea nachfolgten und ihm Handreichung thaten, Johanna das Weib Chusa, des Pflegers Herodis, Salome und Susanna — ferner befindet sich unter dem Volk der reiche Jüngling, der Vater mit dem geheilten mondsüchtigen Sohne, der geheilte Blinde &c., diese sind aber noch nicht gemalt. Doch das sind nun Alles im Grunde noch Nebenfiguren (obgleich ich sie, denn das ist mein Grundsatz, mit gleicher Sorgfalt ausführe), nun denken Sie sich, wenn ich erst an die Hauptfiguren komme, die von so beträchtlicher Größe sind, (die größten sind dritthalb Schuh hoch) was läßt sich da machen? Ein Christus! Eine Maria! Ein Johannes, Petrus und Jacobus! und alle die andern Apostel! — — —

An den Vater.

Wien am 10. November 1809.

— — — Es naht indessen nun die Zeit heran, wo man, wenn ich anders hoffen darf, im kommenden Frühlinge Italiens lieblichen Boden zu betreten, sich rüsten muß und über das Wann? und Wie? mit einander Rücksprache halten. Das Wann?, glaube ich, würde Ihnen wohl ziemlich eynerley sein, und ich dürfte das wohl mit meinen Arbeiten und andern Umständen einrichten? also dann nur noch das Wie? — — —

An die Mutter.

Wien am 1. Januar 1810.

— — — Das kommende Frühjahr wird mich nun wieder um anderthalb hundert Meilen weiter von Ihnen entfernen, aber es ist mir nicht, als ob mich die Reise entfernte von Ihnen, ich glaube Ihnen näher zu kommen. Bin ich einmal aus Wien, so ist die erste Hälfte der Trennung vorüber und man kann doch schon wieder aufs Wiedersehen denken, man ist doch wenigstens über den Berg. Und dann die Nähe der See, die mich unmittelbar mit Ihnen verbindet. Doch wie, wenn Rom noch nicht der weiteste Punct wäre? Was würden Sie dazu sagen? Wenn ich aus Italien noch einen Abstecher machte, als Pilger zum heiligen Grabe nach Palästina wallfahren würde? NB. Das Wiedersehen sollte darum um nichts aufgeschoben werden. Das sieht nun freylich beym ersten Anblick einer Grille, einem wunderlichen Einfall sehr ähnlich, doch sehen Sie die Sache näher an. Sie werden mir hoffentlich so viel männliche Gesetztheit zutrauen, um es nicht für bloße Reiselust, bloße Lust zum Abenteuren zu halten! denken Sie sich einen Fach-Maler der Bibel, was kann da wichtiger seyn als das Land selbst zu sehen, in dem Christus gelebt und gewandelt hat, diese heilige Luft einzuathmen und in dieser gelobten Gegend Eindrücke für sein ganzes Leben sich zu holen. Denken Sie sich z. B., daß ich in Italien meine Studien vollendet hätte, und hätte mir so viel erworben, daß ich so etwas unternehmen könnte, warum nicht? ein halbes Jahr zu so einer Reise verwendet, wäre gewiß nicht verlorene Zeit. Doch Eile hat es damit ja bis jetzt noch nicht und bis dahin läßt sichs noch beschlafen. — — — Doch wie Gott will! Eins wünsche ich, daß ich mit meinem großen Bilde noch recht weit kommen, etwa mit allen Nebenfiguren fertig werden könnte! ich bin recht fleißig daran, allein Sie können denken, daß ein Bild von 200 Figuren nicht in einigen Wochen gemalt ist. Jetzt komme ich bald an Ihre Portraits, das sollen mir rechte Festtage werden. — — —

An den Vater.

Wien am 13. Januar 1810.

— — — Das Resultat also meines Aufenthaltes in Wien ist, daß ich den rechten Weg gefunden habe, daß ich ihn klar vor mir sehe, daß ich ihn mit Gottes Hülfe allein gehen kann und daß ich den ernstlichen Willen habe, ihn wirklich zu gehen, — das ist die Rechenschaft, die ich Ihnen abzulegen habe, — und nun richten Sie. Dazu kann ich sagen, das, was ich habe, habe ich von mir selbst und durch mich selbst, ich kann sagen, daß ich die Malerey von Neuem erfunden habe. Und der Segen des Himmels hat meine Schritte begleitet, er hat mir 5 Freunde [1]) geschenkt, über die ich die ganze übrige Welt (Sie und die Lieben in Lübeck ausgenommen) beynahe vergessen könnte. — — —

[1]) Siehe Howitt-Binder I, S. 77 ff.

An den Bruder.

Wien d. 17. Februar 1810.

— — An meinem Einzug ..... bin ich nun grade so weit, daß ich die sämmtlichen Portraits meiner Familie anzufangen im Begriffe stehe — Gretchen wird die erste seyn, dann Betty, Lotte, Vater, Mutter, dazwischen alsdann ganz andre Figuren, dann Hans und das Deinige, mein lieber Christel! wird das letzte sein. Ich freue

mich unendlich darauf, zwar darf ich die Züge nicht durchaus portrait machen, doch werde ich suchen, den Character eines jeden aufzufassen und ihn in diese Zeit zu übertragen. Du, mein lieber, wirst als Levit erscheinen, beschäftigt einer Gruppe Volkes von den Wundern Jesu zu erzählen, Hans als ein Sänger vom Tempel, mit einem musicalischen Instrumente, um den Liebhaber der Musik dadurch auszudrücken, Vater als ein ehrbarer Rathsherr von Joppe, die da am Meere liegt, der mit seiner Familie auf das Fest gekommen ist. Die zwey Figuren, die zwischen eingeschaltet sind, haben auch eine besondere Bedeutung, es sind zwey Mädchen[1]), die Pforr und ich haben zu der Zeit, da ich meinen Lazarus malte, in der Fantasie ausgemalt, ich habe sie zu meiner Familie gesetzt, weil sie gewissermaßen in meinem Herzen einen ähnlichen Platz behaupten. Mich selbst habe ich in der Mitte meiner Freunde unter dem nachfolgenden Volke unter die Zöllner und Sünder versetzt. Der ganze Plan des Bildes ist ungefähr dieser. Jesus kommt auf dem Esel reitend vom Oelberge gezogen, Johannes führt den Esel und hat seine Mutter, die zwischen ihm und ihrem andern Sohne Jacobus geht, am Arme. Die übrigen zehn Apostel folgen unmittelbar Jesu nach. Hinter diesen sieht man eine Menge Volks am Berg herabziehen, die mit Palmenzweigen jubeln und Hosiannah rufen. Vorn links steht unter einem Feigenbaume am Wege Maria, die Mutter Jesu, die den kommenden erwartet und mit einer Aeußerung der Freude die Hand nach ihm ausstreckt, sie ist umgeben von den Geschwistern Christi. Auf der andern Seite des Weges, also zwischen Christus und den Aposteln durch, sieht man eine Menge Volks, die ihn unter verschiedenen Aeußerungen vorüber ziehen sehen, unter diesen ist unsre Familie. Im Mittelgrunde sieht man einen Theil von Jerusalem liegen, aus dessen Thore Volk herausströmt und Jesu mit Palmzweigen entgegen geht. Pharisäer sind beschäftigt, das Volk zurückzuhalten und den Auflauf zu hemmen. In der Mitte des Bildes stehen drey große Dattelpalmen, die die Höhe des Bildes haben, Jünglinge sind beschäftigt, Zweige abzubrechen. Mäntel sind auf den Weg gebreitet, vor Jesu her ist ebenfalls Volk, das Hosiannah ruft. Das übrige mag sich Deine Fantasie hinzudenken. — — —

[1]) Maria und Sulamith, s. Howitt-Binder I, S. 197.

An den Vater.

Wien am 19. April 1810.

— — Begleiten werden mich auf der Reise, vor allen meine καινὴ διαθήκη, dann der alte Vater Homer und der Horaz im Original. In Uebersetzung etwa der Virgil und Ovid und Voßens Luise. Doch nur die beyden ersten werde ich beständig bey mir, das eine in der rechten, das andre in der linken Tasche führen, und in mancher schönen Stunde recht beherzigen. Ferner werde ich immer ein wohlgespicktes Portefeuille zur Hand haben, um alles Interessante sogleich abconterfeyen zu können — und was ja nicht fehlen darf — ein Rosenkranz, alle etwaigen bösen Geister beschwören zu können. — — —

An den Vater.

Wien am 1. May 1810.

— — — Für die Bemerkungen aber und nützlichen Winke, die Sie mir über die Benutzung meiner hier verlebten Studienjahre geben, dank ich Ihnen von Herzen. Wenn Sie mir gleich diesmal etwas bittre Arzeney reichen, so bin ich doch von ihrer Heilsamkeit überzeugt. Ich sehe ein, daß sich wohl manchmal etwas Stolz und Eitelkeit in mein Herz eingeschlichen haben mag, und fühle, wie wichtig es ist, daß die Seele

vor allen Dingen rein und zu jeder Zeit in Demuth Gott ergeben sey, dessen ich mich denn auch von Tage zu Tage befleißigen will. Doch glaube ich, daß Gott bisher den schädlichen Einfluß auf meine Kunst gnädig abgewendet habe, im Correcten will ich mich besonders nun auch bemühen ja nicht zurückzubleiben. Von den alten Meistern aber habe ich von jeher soviel zu lernen gesucht, als ich konnte, wenn auch nicht grade durch Copieren, doch durch genaues Betrachten, Vergleichen und Untersuchen. Aus Leonardo da Vinci's Lehrbuch habe ich schon vor einigen Jahren vieles mir abgeschrieben. Auch vor dem Copieren werde ich mich in Zukunft nicht mehr so hartnäckig weigern. Sie erklären sich aber leicht, woher der Widerwillen bey mir kam. Die despotische Schuldisziplin, die ohne Rücksicht der verschiedenen Neigungen und Anlagen vorgeschriebene Methode zu studiren, mußte das im Anfang nach sich ziehen! O daß sie mir Geniesucht zutrauen, nur das schmerzt mich! Womit habe ich Ihre Achtung verscherzt! Doch ich sehe ein, ohne Ursache können Sie diesen Verdacht nicht gegen mich gefaßt haben! Aber ich versichere Sie, daß, wenn sich je bey mir so was eingeschlichen hat, ich es mit Stumpf und Stiel auszurotten gesonnen bin. Nicht, daß ichs schon ergriffen hätte, die beste Tugend bleibt noch schwach, und das will ich mir täglich wiederholen. Und so sehen Sie dann, bester Vater, dem Vergangenen ein wenig durch die Finger, glauben Sie mir, daß ich täglich an meiner Vervollkommnung sowohl als Künstler als auch vorzüglich als Mensch arbeiten werde, um mir Ihre Achtung zu erwerben, die allein Ihre Liebe zu mir befestigen kann, und so Ihre gänzliche Zufriedenheit zu erlangen. — — — Nun aber ein Paar Worte über unsre Verbindung [1]), die Sie, geliebtester Vater, leider aus einem ganz unrechten Gesichtspunkte ansehen. Der Zweck unsres Zusammentretens ist, uns auf einem, heutzutage so unbetretnen, Wege gegenseitig mit Rath und That und Hab und Gut und Blut einander brüderlich beyzustehen, und so ein sicheres Bollwerk uns aufzurichten gegen die Stürme des Schicksals, denen ein Einzelner, wie Wächter davon das traurigste Beyspiel ist, der nun als Märtyrer für die gute Sache fällt, nicht würde widerstehen können. Dieser unser Weg aber soll uns zu der alten einfältigen Kunst zurückführen, deren Licht wohl heutzutage nicht im Mittag glänzt, sondern durchaus erloschen und durch Wächter und einige sehr Wenige außer ihm zwar von Neuem wieder angezündet ist, aber nur noch allzusehr dämmert und das eben darum, weil diese Einzelnen gegen die ungeheure Masse nicht aufkommen konnten und durch Neid und Verfolgung so unterdrückt wurden, daß es ihnen sogar ganz an Gelegenheit fehlte, Ihre Kunst an den Tag zu legen. Wo sehen Sie aber um's Himmels willen das helle Mittagslicht in der Kunst? Macht etwa das die Aufklärung in derselben aus, daß in allen Journalen und Zeitschriften über Kunst raisonnirt und in allen Gesellschaften davon gesprochen wird? O, wann hat man mehr über Tugend und Moral geschrieben und geplaudert als jetzt, und wann ist wohl demungeachtet weniger wahrhafte, anspruchslose, einfältige Tugend gefunden worden? Oder finden Sie etwa bey den verrufenen, großen Männern das, was man von der Kunst verlangen kann, bey David, Gerard, Querin, West, Camoccini, Tischbein u. A.? Spuren von Genialität und Originalität, die man bei Tischbein u. A. und vielleicht besonders bey Flaxmann unverkennbar findet, können die hinreichen, um ein Kunstwerk zu bilden? O, lieber Vater, ich glaube, es fragt sich noch sehr, wann mehr Ursache war, eine Verbindung zu schließen, jetzt oder damals zu Florenz unter den unmittelberen Nachfolgern eines Rafael, M. Angelo, L. da Vinci u. A., da galts wohl keine Kunst mehr zu schaffen! Freylich läßt sich nicht läugnen, daß man damals in einem gewissen Sinne eine beschränkte Ansicht von der Kunst hatte, aber dafür war man tief, unergründlich tief, wo man heutzutage auf der Oberfläche schwimmt. Doch genug davon, um nicht wieder absprechend und anmaßend bey Ihnen zu erscheinen. — — — Und nun, geliebtester Vater, versagen Sie uns Ihren Segen zu unsrer Reise nicht. — — —

[1]) Der St. Lukasorden.

(Fortsetzung folgt.)



Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Oktober.

9. Crispi in Friedrichsruhe.

Politik.

Hinsichtlich der gesetzgeberischen Arbeiten im Reiche steht nach Mitteilung der Offiziösen nunmehr so ziemlich fest, daß der Schwerpunkt der nächsten Reichstagssession in das Jahr 1888 fallen wird. Bezüglich der beiden wichtigsten Gesetzentwürfe, der Unfall- und Invalidenversicherung und der Revision des Genossenschaftsgesetzes, kann es nach dem Stande der Vorarbeiten schon jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie erst geraume Zeit nach Neujahr den Reichstag beschäftigen werden. Die Erstreckung der Unfallversicherung auf die bisher nicht in dieselbe einbezogenen Arbeiter aller Art will aber die Lücke ausfüllen, welche bisher in der berufsgenossenschaftlichen Organisation der Arbeiter noch besteht, und soll diese so zum Träger der alle Arbeiter umfassenden Invaliden- und Altersversorgung geeignet machen.

Die erste Vorlage, welche so weit gefördert ist, daß sie den im Laufe des nächsten Monats zusammentretenden Reichstag sofort beschäftigen kann, ist der Reichshaushalt. Derselbe wird freilich kein sehr erfreuliches Bild bieten. Das Defizit von 1886/87 im Betrage von 22 Millionen ist zu decken, und die Zuckersteuer erreicht, da das neue Gesetz in den nächsten Etatsjahren kaum schon Wirkungen äußert, die denkbar niedrigste etatsmäßige Höhe. Beide Momente bedingen einen Ausgleich durch erhöhte Matrikularumlagen, während die Einnahmen aus der Branntweinsteuer den Bundesstaaten zufließen. Dazu kommt ein Mehrbedarf für Pensionen und Reliktengelder, sowie für die Zinsen der Reichsschuld. Wenn man dies alles in Rechnung stellt, so ergibt sich ein so starker Mehrbedarf an Matrikularumlagen, daß an irgend einen Nachlaß bestehender Steuern zunächst schwerlich gedacht werden kann.

Ist aber dies noch „Zukunftsmusik", so haben wir uns im Grunde nicht mit ihr, sondern mit der Vergangenheit des abgelaufenen Monats zu befassen. Und da sind mehrere Ereignisse zu verzeichnen, welche nicht unwesentliche Rückschlüsse auf die politische Stimmung im deutschen Reiche gestatten. Wir meinen nicht die

Reichstagsersatzwahl im Kreise Sagan-Sprottau, die als vereinzeltes Ereignis kaum großes Gewicht in Anspruch nehmen kann, mögen immerhin einige Quadratkilometer Zeitungspapier mit Betrachtungen über ihr Ergebnis bedruckt sein, wohl aber die Wahlen in Sachsen und Baden, bei denen eine hinreichende Zahl von Einzelfällen vorhanden ist, um Durchschnittsschlüsse zu gestatten.

Das Ergebnis der Landtagsersatzwahlen im Königreich Sachsen ist den „Ordnungsparteien" fast überall günstig gewesen. Konservative und Nationalliberale sind durchweg gewählt, Fortschrittler und Sozialdemokraten dagegen fast mit gleicher Sicherheit durchgefallen. So erwünscht die letztere Thatsache erscheint, die ja unzweifelhaft dem „Kartell" und seinem rechten Gebrauch zu danken ist, so sehr wird es anderseits berechtigt sein, den offiziösen und freikonservativen Blättern entgegenzutreten, welche sofort mit dem Vorschlag unrechten Gebrauchs, nämlich mit mittelparteilichen Plänen wieder bei der Hand sind. Wir halten das Kartell nur gerade so lange für möglich und ersprießlich, als es ein rein äußerliches ad hoc geschlossenes Bündnis bleibt. Sobald man wirkliche Einigunsversuche unter den Parteien macht, wird man nur das Gegenteil, den Zerfall, erreichen. Denn politisch, wirtschaftlich, kirchlich angesehen, gibt es eben keine Brücken, die eine grundsätzliche Einigung über den Gegensatz zwischen Konservativen und Liberalen herbeiführen könnten.

In Baden sind die Wahlen so ausgefallen, daß die Nationalliberalen die besten Geschäfte gemacht und Ultramontanen wie Demokraten eine Reihe von Sitzen abgenommen haben. Den beiden letzteren ist die Züchtigung zu gönnen, da sie mit der ausgesprochen reichsfeindlichen Richtung zusammenhängt, welche diese Parteien bisher eingehalten haben. Vom Standpunkte des konservativen Partei-Interesses dagegen ist das nunmehr wieder unbestreitbare Uebergewicht der Nationalliberalen keine günstige Wendung, weil nach den schon früher gemachten Erfahrungen die kaum gemilderte Anmaßung der Nationalliberalen nun bald wieder weit über ihre Leistungen und Machtmittel hinaus Ansprüche erheben wird.

Die Utramontanen in Baden sind, wie gesagt, auch geschlagen worden, d. h. auf politischem Gebiet. Auf dem rein kirchlichen Felde arbeiten sie dagegen hier wie überall mit Bienenfleiß weiter, und um so erfolgreicher namentlich in Preußen, als ihnen gerade der „Kulturfriede" alle Taschen mit Geld gefüllt hat. Die klügeren Parteiglieder treiben infolge dessen auch augenblicklich dem Staat gegenüber Sammetpfötchenpolitik, d. h. sie stellen sich selbst als Freunde des Staates und ihre Kirche als die harmloseste aller Schwesterkirchen unter den verschiedenen Konfessionen hin. Ein klassisches Aktenstück in dieser Richtung ist der Hirtenbrief, den der neue Bischof Dr. Kopp in Breslau bei Antritt seiner Stellung erlassen hat, einem Ereignis, das von jüdischen und evangelisch-konservativen Blättern mit einer Ausführlichkeit und Wichtigkeit behandelt worden ist, als ob es sich nicht um Gegner, sondern um Freunde handelte. Besonders die Offiziösen sind nicht müde geworden die Wendung des Bischofs zu citieren: „Laßt uns doch alles vermeiden, was andere mit Recht verletzen oder mit Grund empfindlich berühren könnte. Wir wollen dabei wetteifern mit ihnen in der Ausübung aller Bürgertugenden, und nicht zurückbleiben, wo es gilt, unseren Anteil zum Wohle des Gemeinwesens und des Vaterlandes beizutragen. Wir wollen in gemeinsamer Arbeit die Säulen aufrecht erhalten, welche das Christentum in unserem Vaterlande noch tragen und stützen. Wer wollte die Gefahren verkennen, welche von allen Seiten gegen dasselbe heraufziehen?" — Gewiß! Diese Worte machen dem, der sie geschrieben hat, alle Ehre. Und er selbst hat schon durch die That bewiesen, daß er von den Gesinnungen wirklich erfüllt ist, die er hier seinen Diözesanen ans Herz legt. Aber ebenso beweist er auch, daß er ein deutscher Bischof im evangelischen Lande ist, und Ansichten vertritt, die in Rom und im Vatikan einfach unmöglich sind. So lange dort der Syllabus nicht aufgehoben wird ex cathedra, so lange (und noch länger) gibt es kein Markten mit der Kurie und keinen Frieden, ob man auch „Friede" ruft.

Wenn darum jetzt, wie gesagt, von preußisch-offiziöser Seite die Friedensliebe der „Katholiken“, um sie von den „Intransigenten“ abzusprengen, gar nicht warm genug gepriesen und gerühmt werden kann, so halten wir das für eine ebenso mißliche Verkennung des Grundsätzlichen, als wenn von konservativer Seite Versuche gemacht werden, die „konservativen“ Katholiken auf die politische Rechte herüberzuziehen. Was man erreichen wird, sind Bundesgenossen, die im besten Falle in Nebenfragen einige Hilfe leisten, in entscheidender Stunde aber stets zum Feinde überlaufen werden.

Will aber bisweilen die Kirche mit Unrecht sich in das politische Leben drängen, so liegt eine andere Thatsache aus dem verflossenen Monat vor, welche einen unberechtigten Ausschluß der Kirche aus dem öffentlichen Leben uns bloßlegt: wir meinen die Fertigstellung des Berichtes über die zur Klärung der Sonntagsfrage angestellte „Enquete“. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen. Nur betonen möchten wir, daß der Bericht ein Gesamtbild der thatsächlichen Verhältnisse bringt, welches von um so größerem Wert ist, als über die Verbreitung der Sonntagsarbeit, ihren Umfang und ihre Gründe vielfach Unsicherheit herrschte und amtliches Material fehlte; und daß der Inhalt uns in jeder Hinsicht für die Möglichkeit dessen zu sprechen scheint, was längst bei den zivilisiertesten und reichsten Nationen der Erde, bei Engländern und Amerikanern, nicht nur möglich, sondern Thatsache ist, also im Grunde gar nicht erst lange bewiesen zu werden braucht, daß nämlich die industrielle, die kleingewerbliche, die landwirtschaftliche Arbeit ohne allen Schaden für den privaten und für den Nationalwohlstand am Sonntag teils völlig eingestellt, teils stark beschränkt werden kann. Wenn liberale und offiziöse Federn wetteifern, aus dem Bericht die Unmöglichkeit einer Reform zu beweisen, so sind wir im Gegenteil durch das sachliche Studium des Berichtes zu der sehr entschiedenen Ansicht gelangt, daß nicht so sehr die äußeren Hindernisse der besseren Sonntagsfeier entgegenstehen, als vielmehr die materialistische Gesinnung unserer Zeit, die ein Recht zu haben glaubt, über sittliche, religiöse und soziale Forderungen sich mit einem Hinweis auf die Großartigkeit des modernen Verkehrs schnellfertig hinweg zu setzen, und der bedauerliche Umstand, daß diese Gesinnung höher hinaufreicht in der Beamtenhierarchie, als uns erwünscht und dem Volkswohl ersprießlich sein kann. Nach wie vor werden wir an der Ansicht festhalten, daß die gesetzliche Regelung der Sonntagsarbeit ein so wesentliches Glied der Arbeiterschutzgesetzgebung bildet, daß dieselbe ohne dieses Moment ihre beste Wirkung verlieren würde.

Die Sache ist aber um so wichtiger, als hier die berechtigte Forderung der Sozialdemokraten verhältnismäßig leicht zu erfüllen ist, was doch nicht von allen Forderungen derselben gesagt werden kann. Ein eben wieder in St. Gallen in der Schweiz gehaltener Parteitag hat zwar kein Programm gebracht, sondern nur eins versprochen, aber nach allen Vorgängen der Vergangenheit ist von demselben, wenn es erst fertig ist, kaum etwas anderes, als unerfüllbare Wünsche zu erwarten. Immerhin ist schon das „hervorgetretene Bedürfnis“ nach einem neuen Programm ein beachtenswerter Umstand, beachtenswert, wennschon dies nur etwas Taktisches ist, wie die Ablehnung aller Wahlbündnisse. Nicht einmal bei den Stichwahlen sollen diese in Zukunft den Sozialisten mehr gestattet sein. Wenn dieses Programm durchgeführt wird, werden die „Freisinnigen“ empfindliche Verluste erleiden. Eine ganze Anzahl bisher künstlich behaupteter Sitze, so z. B. der in Berlin II, dürfte ihnen verloren gehen. Vermutlich hängt der Beschluß des St. Gallener Tages mit der allerdings großartigen „Undankbarkeit“ zusammen, deren sich die Freisinnigen gegen die Sozialdemokraten schuldig gemacht haben. Sie ließen sich von jenen ganz flott wählen, stimmten aber ihrerseits vielfach für nationalliberale Kandidaten, die mit Sozialdemokraten zur engeren Wahl gekommen waren. Das soll ihnen nun vergolten werden.

* * *

Zur **Weltlage** ist das wichtigste Ereignis der Besuch des italienischen Ministers Crispi beim deutschen Reichskanzler in Friedrichsruhe, und zwar die Abstattung dieses Besuches, nachdem kurz zuvor ein solcher des Kaisers von Rußland in Stettin, wenn nicht abgelehnt, doch mindestens nicht erbeten worden war. Und der Besuch ist um so bemerkenswerter, als Crispi lange Jahre hindurch der parlamentarische Führer der italienischen Radikalen war, welche stets mehr den Gedanken der Annäherung Italiens an Frankreich vertreten und das deutschfreundliche Ministerium Robilant bitter genug bekämpft haben. Der Besuch hat offenbar nicht nur den Zweck gehabt, eine Aussprache der beiden Minister und ihre „Verschwörung für den Frieden" herbeizuführen, sondern auch eine Demonstration nach Paris und Petersburg hin zu sein, ein augenscheinlich geführter Beweis, daß das Friedensbündnis von Mitteleuropa in vollem Einvernehmen feststeht. Freilich läßt auch die Umwandlung des Herrn Crispi aus einem Saulus in einen Paulus die Vermutung berechtigt erscheinen, daß die Versprechungen, welche man Italien für den Fall eines siegreichen Krieges gemacht hat, sehr bedeutende sein müssen. An sich wird ohnehin Herr Crispi als Demokrat und als „alter Verschwörer" — wessen er sich in Turin gerühmt hat — keinem deutschen Konservativen sympathisch sein. Aber als beglaubigter Vertreter einer auswärtigen Macht, mit der uns gemeinsame Interessen verbinden, muß natürlich das Objektive an seinem Besuche mit Zustimmung begrüßt und darf seine „Konduite" in der Vergangenheit nicht zu genau geprüft werden.

Wenn nicht lange nach dem Besuch des italienischen Ministers Crispi aufs neue Gerüchte auftauchten, auch der Zar wolle nun Berlin besuchen, so mußten dieselben gleich stark unwahrscheinlich erscheinen. Denn der Umstand, daß die Zusammenkunft in Friedrichsruhe ihre Spitze gegen Rußland gerichtet hat, kann in Petersburg so wenig erfreuend gewirkt haben, als die dauernde Weigerung Deutschlands, Rußland in Bulgarien ernsthaft zu unterstützen; und eben darum muß auch die stets sich wiederholende und anscheinend nicht unbegründete Meldung registriert werden, daß Rußland bedeutende Truppenmengen an die deutsch-österreichische Grenze zwar langsam, aber doch stetig heranschiebt.

Nicht unwesentlich ist ferner zur Gesamtlage, daß England dem mitteleuropäischen Dreibund, augenblicklich wenigstens, sehr freundlich gesonnen ist. Die englische Presse begrüßt die Reise Crispis nach Friedrichsruhe durchweg als eine Bürgschaft der Festigkeit der deutsch-österreichisch-italienischen Allianz und damit des europäischen Friedens. Dagegen kann es wenig verschlagen, wenn die Pariser Presse sich wenig erfreut zeigt und die italienischen Gemüter mit dem Argwohn zu verbittern sucht, es seien den Nationalstolz verletzende Gebietsabtretungen an den Papst festgestellt worden. Solche Unwahrheiten haben kurze Beine.

* * *

Was **Frankreich** betrifft, so hat sich unser Verhältnis zu seiner Regierung recht erheblich gebessert. Der „Grenzfall" bei Zabern, der anfangs eine Herausforderung zu sein schien, hat sich dadurch, daß Deutschland der Witwe des erschossenen Brignon eine bedeutende Entschädigung freigebig gezahlt hat, zum Beweise umgestaltet, daß Deutschland keine Händel sucht, sondern da, wo es im Unrecht ist, jede Sühne bereitwillig und nach Billigkeit leistet. Nicht unwesentlich hat aber auch zur Beruhigung der Gemüter beigetragen, daß ein ungeheurer Skandal die Aufmerksamkeit der Pariser völlig in Anspruch genommen hat, ein Skandal, der an sich ohne politische Bedeutung, doch deshalb so viel Staub aufwirbelt, weil seine Träger in den höchsten Ehrenstellen der Republik zu finden sind und — weil derselbe dem General Boulanger 30 Tage Arrest eingebracht hat. Politisch ist die Sache im Grunde erst in letzter Stunde geworden, seit Rouvier gegen die Dringlichkeit der sofortigen Beratung derselben in der neu zusammengetretenen Kammer protestierte, die Mehrheit derselben aber dennoch eine bezügliche Erörterung beschloß. Freilich entsprang dieser Beschluß mehr aus äußerlicher

Veranlassung und wird voraussichtlich nicht dauernd maßgebend für die Majoritätsgestaltung in der französischen Deputiertenkammer sein. Die ganze Lage läßt vielmehr den Schluß zu, daß Rouvier alle Aussicht auf eine entscheidende Mehrheit in der Kammer hat, sein Kabinett demnach für die nächste Zeit nicht gefährdet ist. Nach wie vor ist man der Ansicht, daß eine beträchtliche Anzahl von Deputierten aus den Reihen der Rechten das Ministerium im entscheidenden Augenblicke unterstützen und für sein Fortbestehen wie für den eigenen Deputiertensessel, den eine Auflösung gefährden könnte, ihre Stimme in die Wagschale legen werden.

Ueber die Neutralisierung des Suezkanals ist zwischen der französischen und der englischen Regierung jetzt endlich ein Einvernehmen erzielt worden, welches von Flourens unterzeichnet und den Mächten mitgeteilt worden ist. Die Neutralisation ist eine vollkommene und wird durch die Signatarmächte des Londoner Vertrages garantiert. Der Kanal darf von keiner Macht, auch nicht von der Türkei, blockiert werden. — Damit wäre denn die lange schwebende Frage endgültig entschieden. Alle Mächte können mit der Lösung derselben zufrieden sein, auch England, welches dank seiner letzten ägyptischen Expedition den Kanal in der That noch immer beherrscht und auch in Zukunft beherrschen wird.

* * *

In **Irland** hat die verkehrte Welt jetzt vollständig Platz genommen. Nicht die Aufrührer stehen vor dem Gericht der gesetzlichen Gewalten, sondern sie sprechen als Geschworene ihrerseits Recht. Und sie haben in Mitchelstown, d. h. an dem Orte, wo die schlimmsten Ruhestörungen stattfanden und drei Personen getötet waren, ihr Verdikt dahin abgegeben, daß fünf Polizisten, welche auf die Menge schossen, und ihr Chef des Totschlages, mit Vorbedacht begangen, schuldig seien. Es liegt auf der Hand, daß eine Regierung, die sich dergleichen gefallen läßt, auch bei ihren Freunden an Gunst und Ansehen einbüßen muß. Wohl wird fort und fort gedroht, man wolle nun endlich Ernst machen. Aber bisher ist nichts davon zu spüren gewesen. Mord, Brand und Auflehnung dauern ungehindert fort. Und das Blatt der Aufständischen, „United Ireland“, schreibt mit beißendem Hohn: „Die Zwangsleute haben ihre große Kanone abgeschossen, welche der Nationalliga den Garaus machen sollte. Statt dessen steht ihr Opfer heiter lächelnd da. Die Kanone ist ihnen unter den Händen geplatzt. Was wollen sie jetzt thun? Mögen auch Versammlungen durch Militär und Polizei aufgelöst werden — abgehalten werden sie doch!“

Ist aber in Irland der Bürgerkrieg schon zum offenen Ausbruch gekommen, so fehlt auch in England, und speziell in London, sehr wenig daran, daß blutige Zusammenstöße zwischen Pöbel und Polizei oder wenigstens Plünderung von Läden stattfinden. Unter der Losung „Arbeit oder Brot“ finden täglich Versammlungen der Unbeschäftigten statt und darauf folgende Umzüge. Die Urteile über den Grund derselben gehen freilich weit auseinander. Die einen erklären, die Umzügler seien gar keine Arbeiter, sondern Strolche, die anderen leugnen wenigstens, daß ein sozialer Notstand vorliege. Indessen ist auf diese Versicherungen nicht allzu viel zu geben, da nirgends die öffentliche Meinung so sehr im Sinne der Kapitalisten beeinflußt wird, als gerade in England. Und die Thatsache, daß der Sozialismus immer größere Fortschritte macht, steht mindestens nicht im Widerspruch mit den Behauptungen der Pessimisten.

Eine geradezu entsetzliche Sprache führt angesichts dieses Elends der alte Parteifanatiker Gladstone, der in wahrhaft teuflischer Weise gegen die Regierung hetzt, und neuerdings sogar mit den Jesuiten paktirt zu haben scheint. Glücklicherweise erregt sein Vorgehen aber doch auch bei den Liberalen Abscheu. Und so sind denn zu den Konservativen, die von jeher Gegner der Verselbständigung Irlands waren, die liberalen Unionisten hinzugekommen; der hervorragendste Träger dieser Bewegung, Herr Chamberlain, hat in Ulster, dem protestantischen Teile Irlands, wahre Triumphe

gefeiert. Ob und wie weit diese Unionisten geneigt sein werden, das Ministerium Salisbury auch in anderen Fragen zu stützen, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls hat die Agitation das Verdienst, energisch auf das größte Bedenken hingewiesen zu haben, das der Home-Rule-Bewegung entgegensteht, auf die Gewißheit nämlich, daß die irischen Protestanten sich auf jede Art der Vergewaltigung würden gefaßt halten müssen, sobald einmal die jetzt revolutionären Katholiken das Heft in die Hand bekommen.

* * *

Eine **marokkanische** Frage hat sich plötzlich erhoben, insofern der dortige Sultan schwer erkrankt, sein Nachfolger aber erst 19 Jahre alt ist, und — Spanien und Italien seit lange mit gierigen Blicken auf das zum Teil sehr schöne Land hinschauen und etwa durch den Tod des Sultans entstehende Unruhen zu eigenem Vorteil ausnutzen möchten. Italien hat zuerst zwei Kriegsschiffe abgeschickt, Spanien hat größere Truppenteile mobil gemacht und nach dem Süden befördert, und schließlich sind Engländer und Franzosen dem Beispiel der beiden gefolgt. Was werden wird, läßt sich absolut nicht vorhersehen. Jedenfalls beruht die Sicherheit Marokkos, wie diejenige der Türkei, vor allem auf der Uneinigkeit und dem Haß seiner Feinde und Neider.

* * *

In **Oesterreich** hat man jetzt keine Zeit, sich um die hohe Politik zu kümmern, man ist mit den Verhältnissen im eigenen Lande vollauf beschäftigt. Wohl bringen die Zeitungen sehr sympathisch gehaltene Artikel über die Reisen und Reden Crispis, wohl bemüht man sich, das durch jüdischen Schacher gestörte Verhältnis mit Serbien wieder herzustellen, und hier und da fällt auch wohl ein kleiner Hieb für Rußland ab, aber das Herz ist nicht dabei. Das Herz weilt augenblicklich in der Kaiserstadt und schlägt unruhig vor Erwartung, wie wohl die Antwort des Ministeriums auf die jüngste Interpellation der Tschechen ausfallen werde. Es handelt sich noch immer um den bekannten Mittelschulerlaß des Ministers von Gautsch, dessen Durchführung den Tschechen unerträglich erscheint und der sie sich daher nach besten Kräften widersetzen. Bis heute (27. Oktober) ist die Entscheidung noch nicht gefallen, sie muß aber in den nächsten Tagen bestimmt erfolgen. Gleichwohl läßt sich das Resultat der Verhandlungen schon mit ziemlicher Sicherheit vorausbestimmen: Es wird eben auch hier ein wenig gehandelt werden; Herr von Gautsch wird von seinen Forderungen etwas nachlassen und einige Konzessionen machen müssen, die Tschechen werden dieselben dankbar, wenn auch scheinbar sehr unzufrieden, annehmen und den übrigen Teil des Mittelschulerlasses en bloc anerkennen. Dann werden beide Teile zufrieden sein, um sich bei der nächsten Gelegenheit aufs neue in die Haare zu geraten.

* * *

Bulgarien hat im verflossenen Monat zwei Ereignisse von Wichtigkeit zu verzeichnen gehabt, nämlich die Wahlen zur großen Sobranje und zum Gemeinderat. Beide sind überwiegend im Sinne der Regierung ausgefallen, und wenn diese Thatsache auch nicht dazu beitragen kann, die verwickelten Verhältnisse, die an der Tagesordnung stehen, zu lösen — dieselben haben ihren Ursprung bekanntlich außerhalb des Landes —, so hat das bulgarische Volk doch wieder einmal gezeigt, daß es in seiner Mehrheit noch immer treu zur Regierung steht und von dem ernsten Wunsche beseelt ist, auf legalem Wege der schwierigen Verhältnisse Herr zu werden. Rußland hat sich natürlich beeilt, seine alte Taktik zu befolgen und die Sobranje nebst allem, was sie später einmal beschließen könnte, für ungültig zu erklären; nach dieser Kraftleistung aber hüllte es sich plötzlich

in tiefes Schweigen, ja es wurden sogar verschiedene offiziöse Zeitungsstimmen laut, welche in ziemlich offensichtlicher Weise die Aufmerksamkeit Europas von Bulgarien abzulenken suchten. Aber gewitzigt durch frühere Erfahrungen, merkte man die Absicht und verfolgt die Entwickelung der Balkanzustände nur mit um so größerer Wachsamkeit. Es ist übrigens nicht unmöglich, daß Rußland in diesem Falle doch einmal ausnahmsweise die Wahrheit gesprochen hätte. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß ein kleiner Umschwung zu gunsten Bulgariens in der letzten Zeit eingetreten ist, und es wäre daher sehr denkbar, daß Rußland wirklich zum Rückzuge bliese. Diese kleine Besserung der Lage hat, wie allgemein angenommen wird, die Friedrichsruher Zusammenkunft bewirkt, aus welcher die Pforte den Mut geschöpft hat, den immer erneuten Vorstellungen und Forderungen Rußlands gegenüber sich ablehnend zu verhalten und ihnen jenen passiven Widerstand entgegenzusetzen, in dem die Orientalen vermöge ihrer trägen Natur und ihrer fatalistischen Anschauungen Meister sind. Durch diese neueste Pfortenpolitik ist dem Fürsten Ferdinand seine Stellung wesentlich erleichtert. Er hat nun die Aufgabe, die nationalen Parteiungen im Lande zu einen und die Liebe und Begeisterung der Bulgaren für seinen Vorgänger auf sich zu übertragen. Ob er derselben gewachsen ist, wird sich später herausstellen; die neuesten Nachrichten aus Bulgarien, die von Verschwörungen gegen seine Person und von mancherlei Unruhen im Lande zu melden wissen, machen es ratsam, die Erwartungen auf ihn nicht allzu hoch zu spannen.

* * *

Das demokratische Ministerium in **Norwegen** drohte jüngst infolge ernstlicher Reibungen auseinander zu gehen, doch ist es dem König gelungen, dasselbe noch einmal bis auf weiteres zusammen zu pflastern. Die drei radikalsten Mitglieder desselben hatten schon ihren Abschied angeboten, ließen sich aber doch noch erbitten, und es bleibt daher bis zur nächstjährigen Neuwahl beim Alten. Ein rein gemäßigt demokratisches Ministerium wäre eine gefährliche Herausforderung der extremen Linken, ein rein radikales und antiunionistisches wäre eine Beleidigung Schwedens gewesen. So bleibt es dem bisherigen Ministerium Sverdrup überlassen, unter dem Spott seiner ursprünglichen Freunde auch ferner ein kümmerliches Dasein zu fristen, bis hoffentlich die Neuwahl zum Storthing beweist, daß das Land der erlebten Enttäuschungen müde geworden.

* * *

Das **dänische** Folkething hat durch seinen jüngsten Beschluß einen eklatanten Beweis dafür gegeben, daß der von der Opposition behaupteten Neigung, nun endlich, nachdem Berg aus seiner einflußreichen Führerstellung entfernt worden, sich mit dem Ministerium Estrup zu verständigen, nicht zu trauen war. Trotz des Zwiespalts innerhalb der Partei hat die Opposition das provisorische Finanzgesetz für das laufende Jahr einfach verworfen. Es ist dies unter allen unversöhnlichen Schritten, welche die Demokratie Dänemarks seit 15 Jahren unternommen, wohl der unversöhnlichste.

Als Hauptmotiv wurde wieder das Militärbudget geltend gemacht, und es war vergebens, daß der Kriegsminister die Festungsbauten als völlig gefahrlos, ja als ein Mittel, um sich die Achtung Europas zu bewahren, hinstellte. Die Regierung, die zunächst den Reichstag bis zum 5. Dezember vertagt hat, wird auch diesmal nicht vor einer abermaligen Auflösung des Folkethings zurückschrecken und dürfte durch eine Neuwahl nur gewinnen. Die Leichtfertigkeit, mit welcher die Partei das Land nun schon wieder in die Gefahren eines Wahlkampfes stürzt, ist eine fast beispiellose. Sie hat ihre Sache auf nichts gestellt. Mag über den inneren Zwist das Volk moralisch zu Grunde gehen — ihr ist es nur um eins zu thun: im Eigensinn sich gleich zu bleiben, so lange Estrup als Hort des Königtums am Ruder ist.

Es kann dieser halsstarrigen Demokratie kein treffenderes Zeugnis ausgestellt werden als das, welches ihr nach der letzten Spaltung von einem ihrer Hauptorgane gegeben worden ist. Dasselbe lautet so: Eine Partei, welche den Anspruch erhebt, durch ihr numerisches Uebergewicht parlamentarisch zu regieren, und doch alljährlich ein paarmal auseinander fällt, ist das miserabelste Ding von der Welt. Sie stempelt sich selber als unreif und untauglich. Wer nicht sich selber und sein eigen Haus zu regieren vermag, der hat vernünftigerweise keinen Anspruch darauf, Land und Reich zu regieren."

Wirtschaftspolitik.

Die jüngsten Vorgänge an der Börse, der Zusammenbruch der Leipziger Diskontogesellschaft und die diesem vorangegangenen Zusammenbrüche von Goldstein-Pincus in Berlin und von Schwahn in Frankfurt a. M. haben die Aufmerksamkeit wieder hingelenkt auf die Verhältnisse und Beziehungen der Börse und der Börsenagenturen zum Publikum, die zwar an sich bekannt sind, die aber in ihrer Tragweite insbesondere von seiten der Staatsleitung und von seiten der konservativen Partei und Presse nicht entfernt erfaßt und gewürdigt werden. Daß die „Depot"-Beziehungen zwischen den Börsenfirmen und den breiteren Kapitalistenkreisen so ungeheuer sind, daß dadurch vielleicht die Hälfte des nationalen Gesamtvermögens auf Schrauben gestellt wird, hält man in jenen Kreisen einfach für unmöglich; und immer noch meint man, daß derartige Fälle, wie die bezeichneten, Ausnahmen darstellen und zurückzuführen seien auf Veruntreuungen und Vertrauensmißbrauch einzelner. Dies ist aber ein unheilvoller Irrtum. Thatsächlich geht es bei mindestens neunundneunzig Prozent der Börsenkommissionsgeschäfte zu, wie bei denen, die zum Krach gekommen sind, und in Wirklichkeit ist weder im Auslande noch in Deutschland jemals ein Börsensturz ohne die schlimmsten Nebenumstände bekannt geworden. Dies müßte schon hinführen zu der Erkenntnis, daß in diesen Kreisen die Verhältnisse und der Geschäftsbetrieb überhaupt die Quelle jener Vorgänge sind. Wenn man nun aber erwägt, daß heutzutage fast das kleinste Städtchen nicht mehr ohne stehenden Börsenagenten ist; daß die das Land durchziehenden Getreide- und Viehhändler ꝛc. mit der Börse in engster Beziehung stehen und für gewisse Börsentitel, insbesondere solche, welche Neugründungen mit ungeheurem Agio betreffen, als Agenten von besonderer Nachdrücklichkeit wirken; daß außerdem die sogenannten Kreditgenossenschaften meist auch als Börsenagenturen betrachtet werden müssen: dann kann man sich nicht mehr vor der Einsicht verschließen, daß auf dieser Seite ein ebenso gewichtiges Moment der sozialen Frage liegt, als auf dem der Lohn- und Arbeiterschutz- und der wirtschaftlichen Verbrauchs- und Lohnverhältnisse, und daß es als eine außerordentlich wichtige Aufgabe der konservativen Presse betrachtet werden sollte, diese Verhältnisse zu durchforschen, zu beleuchten und zu bekämpfen.

Schon die Einwirkung der Agiotage auf die völlig außerhalb der Spekulation stehenden Vermögen ist von großer Tragweite. Selbst auf die Hypothekenverhältnisse und -Sicherheiten muß ein Börsenkrach schwer einwirken, wo durch die Hypothekenbanken aufs tiefste in diese Verhältnisse eingegriffen ist. Jede Kursbewegung verändert die Verhältnisse auch der gesichert scheinenden Vermögenswerte. Allein die Eigentumsbegriffe geraten in die schwerste und folgenreichste Verwirrung, wovon die letzte Zeit auch mehrere drastische Beispiele darbot. So erhöhte z. B. die Dresdener Bank ihr Aktienkapital um 12 Millionen Mark Nennwert. Diese neuen Aktien wurden zum Kurs von 114½ Prozent an ein Bankierkonsortium überlassen; und dieses mutet nun den Aktionären, also dem Eigentümer jener Bank zu, diese Aktien zu 120 zu kaufen, wofür es übrigens nur den sechsten Teil des Aktienkapitals zurückstellt! Ist hier nicht

alles Eigentumsrecht auf den Kopf gestellt? Wie kommen die Eigentümer der Bank dazu, sich von ganz fremden Finanziers vorschreiben zu lassen, bis zu welcher Höhe sie sich an einer Kapitalerweiterung ihres Unternehmens beteiligen wollen? Das ist ein thatsächlicher Kommentar zur manchesterlichen „Lehre" von der Unantastbarkeit des „Eigentums", wogegen die Steuer von $5^1/_2$ Prozent, welche dabei jenen Eigentümern zu gunsten fremder Börsenjobber auferlegt wird, fast zurücktritt, obgleich sie ebenfalls sehr interessant ist zur Beleuchtung der Behauptungen, wonach die Börse eine kräftige Besteuerung nicht vertragen könne.

Es ist freilich zu fürchten, daß der beabsichtigte Antrag auf Einführung einer Emissionssteuer erst dann zur Veröffentlichung gelangen wird, wenn es wenigstens für diesmal zu spät ist. In intimeren Börsenkreisen ist man auf derartige Vorgänge, wie die oben gedachten, bereits in weit größerem Umfange gefaßt; aber wie wenig diese Eingeweihten darauf Rücksicht nehmen, beweisen die massenhaften Neugründungen und Kapitalerhöhungen. Man sucht nur noch für sich selbst ins Trockene zu bringen, was sich erlangen läßt. In New-York hat es trotz der Hilfe, welche der Börse in einem bisher unerhörten Umfange durch das Schatzamt der Vereinigten Staaten zufloß, an weiteren kritischen Zwischenfällen, die schon einen panikartigen Charakter annahmen, nicht gefehlt. Dabei sind die Folgen der zusammengebrochenen Kaffeeschwänzen in New-York und Chikago, der Weizenschwänze in San Franzisko und derjenigen in Chikago noch keineswegs überwunden. Besonders der Weizenkrach von San Franzisko scheint in seinen Nachwirkungen sich an der ganzen pacifischen Küste ausgedehnt zu haben, hauptsächlich auch dadurch, daß mehrere Banken dabei beteiligt waren, wodurch die Mitleidenschaft über weitere Kreise Verbreitung fand. In New-York, dem Zentralsitz der Eisenbahnspekulation, meinte man zwar, daß die Leiter der Agiotage, welche unverkennbar fest saßen, sich mit Hilfe der englischen, niederländischen und Berliner Finanziers durch ihre Schwierigkeiten hindurchgewunden hätten; allein es zeigte sich bald, daß dies wenigstens zum Teil eine Täuschung sei. Der Bankrott von Ives, Sailor & Co. mit einer Verlustziffer, welche 10 Millionen Dollars übersteigen dürfte, wurde von der New-Yorker Börse mit Vergnügen begrüßt, weil man hoffte, dadurch einen schweren Dränger los zu sein. Allein der Konkurrent jener bei der Baltimore-Ohio-Bahn konnte sich seiner spekulativen Verbindlichkeiten auch mit englischer Hilfe nicht entledigen, und die Verhältnisse der gedachten Bahn waren es hauptsächlich, welche mit Beginn des Herbstes eine weitgehende Erschütterung hervorzurufen drohten. Ueberhaupt wurden Anfang Oktober fast zwanzig amerikanische Bahnen notleidend, d. h. sie zahlten keine Zinsen. Aber ebenso wie in Deutschland die zunehmenden Börsenverkrachungen keinen Einfluß übten, ebenso fährt man dort mit Gründungen aller Art ohne Rücksicht fort. Fast täglich wird in das Kursblatt der New-Yorker Börse eine neue Gründung oder Emission eingetragen; Eisenbahnen spielen dabei die Hauptrolle. Allein viele neue amerikanische Emissionen kommen gar nicht nach New-York, da es im Lande noch nicht weniger als siebenunddreißig größere Börsen gibt. Die Umschläge an diesen Börsen nähern sich einer Milliarde; und ein Bild von der ungeheuerlichen Umherschleuderung des Besitzes durch die Börsen erhält man aus dem letzten Jahresbericht des New-Yorker Clearing-House vom 1. Oktober, wonach im abgeschlossenen Jahre die durch dasselbe vollzogenen Besitzübertragungen sich auf nicht weniger als 36 442 475 110 Doll., also auf das dreißigfache der französischen Kriegsentschädigung von 1871 betrug, wobei 5 146 315 000 Doll., also das fünffache jener Entschädigung, als unerledigt in das neue Jahr übertragen wurden.

Dadurch wird freilich eine ungeheure Expansion des Industrialismus begünstigt. Die Stahlwerke der Vereinigten Staaten lieferten in den ersten neun Monaten des laufenden Jahres 1 500 000 Tonnen Stahl, und zu Ende des Jahres werden sie 2 000 000 Tonnen geliefert haben, womit sie an die Spitze sämtlicher Länder, welche Stahl produzieren, getreten sind. Aber die Industriearbeiter dort befinden sich ebenso

wenig wohl als anderwärts; und in den alten Industrieländern bringt die Steigerung der Konkurrenz die Bevölkerung mehr und mehr zur Verzweiflung, und hat nun sogar schon den Vorschein internationaler Konflikte geworfen.

In Ostende ist es zwischen einheimischen und englischen Fischern zu gewaltsamen Zusammenstößen und Einschreiten der bewaffneten Macht gekommen, weil die Engländer ihre Fische zu weit billigeren Preisen ans Land brachten, als es den mit schlechten Hilfsmitteln ausgerüsteten einheimischen Fischern möglich war. Aber in England selbst gährt es in hohem Grade. Selbst die Frage des irischen Homerule, so revolutionär sie auch zugespitzt erscheint, vermag nicht mehr die Beschwichtigung für die englischen Gegensätzlichkeiten, die sie eine Weile ausübte, zu leisten. In London finden jede Woche, wenn nicht täglich, Aufzüge beschäftigungsloser Arbeiter statt, und es scheint, daß dieselben sehr beunruhigend wirken. In den Fabrik- insbesondere in den Kohlendistrikten sind aber die Erwerbsverhältnisse so gedrückt, daß auch dort die Gährung allgemein ist. Eine kleine Verbesserung der Verschiffungsverhältnisse für Eisen hat sofort diejenigen für Kohle verschlechtert und diese letztere Verschiffung wird immer fragwürdiger, seitdem Massen der aus den englischen Kolonien kommenden Erzeugnisse zur Wiederausfuhr gelangen. Die englische Handelsflotte ist freilich immer noch die stärkste und es zeigt sich keine Spur einer Gefahr, daß sie in zweite Linie gedrängt werden könnte. Aber auch bei ihr kommt eigentlich nur noch der Kapitalbesitz, nicht mehr der Volksbesitz in Betracht. Bei der Bemannung vermindert sich das englische Element alljährlich, es wird, trotz der Klage darüber, immer mehr durch fremde Elemente, insbesondere ostasiatische verdrängt; und man hört das alte Manchesterlob, die Chinesen brauchten weniger und arbeiteten mehr, wieder mit doppelter Lebhaftigkeit singen. Aber wohin soll es mit der Produktion kommen, wenn unausgesetzt die Bedürfnislosigkeit als ein wirtschaftliches Moment gepriesen und praktiziert wird? Die Industriellen suchen ebenfalls jetzt, sogar mit Verleugnung der Konkurrenzgrundsätze, auf denen der gesamte Industrialismus fußt, durch Kartelle eine gewisse Solidarität zu bekunden und durch diese Kartelle Preissteigerung herbeizuführen. Allein wenn man dadurch Erhöhung des industriellen Ertrages herbeiführen will, so wird zu befürchten sein, daß damit so lange nur Schläge ins Wasser geführt werden, so lange man nicht die Solidarität auf Seite des Konsums sucht. Auf der einen Seite Versuche zur Erhöhung der Verkaufspreise, auf der anderen fortwährende Herabsetzung der Kaufkraft — das reimt sich so wenig zusammen, daß man damit höchstens Scheinerfolge erlangen kann und daß die sogenannte Ueberproduktion einerseits und die nackte Not anderseits vermöge ihrer Doppellast den sozialen Zusammenhang zerreißen muß. Ist es nicht eine Ungerechtigkeit, wenn selbst in einem so gesegneten Jahre wie dem gegenwärtigen und bei Getreidepreisen, bei denen die Landwirte zu Grunde gehen müssen, in den Städten Tausende von Kindern hungrig die Schule besuchen, und daß man einen allgemeinen Bettel eröffnet, um ihnen einen Teller Suppe zu geben!

Daß freilich die Erkenntnis vom engsten Zusammenhang, der engsten Solidarität zwischen Produktion und Konsumtion auch in konservativen und landwirtschaftlichen Kreisen fehlt, das ist die Schuld, die auch sie an der sozialen Zuspitzung der Verhältnisse tragen. Auch bei ihnen macht sich der Egoismus mannigfach breit, und uns hat man unsere unbefangene Stellung in der Währungsfrage ebenso wie in der Brotkonsumfrage geradezu als Liberalismus zum Vorwurf gemacht. Aber keinem Liberalen wird es einfallen, die Notwendigkeit einer Reform des Bank- und Geldwesens im Sinne der Beseitigung der freien Ausprägung*) und der Abschaffung einerseits des Banknotenprivilegiums und anderseits des Goldkaufszwanges der Reichsbank und überhaupt einer

*) Merkwürdigerweise liest man auch in Ausführungen konservativer Schriftsteller, vor der Münzreform habe in Deutschland die freie Silberausprägung bestanden. Wie man dies behaupten kann, ist uns unfaßbar. Vor der Münzreform bestand in Deutschland das unbedingte Münzregal.

Reorganisation dieser Bank zum Vorteil der Produktion anstatt der Spekulation zu verlangen. Ebenso wenig wird es einem Liberalen einfallen, die gesetzliche Regelung zwischen Roggen- und Brotpreis zu fordern. Aber keinen Konservativen sollte eine solche Forderung verletzen, denn sie richtet sich gegen die Bewucherung der Lebensnotdurft und stellt die Gerechtigkeit an die Stelle der Konkurrenz auf diesem wichtigen Gebiete. Es ist unzulässig, daß man ein Kilogramm Brot oder gar nur 1900 Gramm mit 50 Pfennigen bezahlen muß, wenn ein Kilogramm Roggen 13 Pfennige, also fast nur den vierten Teil kostet. Es ist auch nicht nötig, daß die Metzger sich jetzt binnen 10—15 Jahren, wie wir an zahlreichen Beispielen sehen, mit einer halben Million zurückziehen; das ist nicht nötig und ebenso wenig Zweck des wirtschaftlichen Zusammenhanges, als daß durch die Einrichtung des modernen Bankwesens das Nationalvermögen nach allen Seiten hin in das Garn des Schachers eingefangen wird. Alles hat im Leben seine Grenze. Daß die einzelnen sich diese Grenze ziehen werden, ist nicht zu erwarten; jedenfalls ist es bis jetzt nicht geschehen; und in wirtschaftlicher Hinsicht gehört es allerdings zu den Aufgaben des Staates, diese Grenze zu ziehen. So lange wie unter dem Manchestertum wirtschaftlich alles dem Belieben überlassen ist, wird auch derjenige, der das Verderbliche einer Richtung, in der er selbst steht, erkannt hat, dieser Richtung folgen müssen, um sich nicht von vornherein schlagen zu lassen. Erst die gesetzliche Regelung kann ihm Deckung und gleiches Licht und Schatten gewähren. Klagen doch die Gewerbtreibenden, welche alle Freiheiten hinsichtlich der Ausbeutung genießen, selbst am meisten, daß sie schlechter bestehen, als in der Zeit gesetzlicher Einschränkung — einfach deshalb, weil sie bis zu einem gewissen Punkte nur Werkzeuge der Ausbeutung, die längst in ganz andere Hände gespielt ist, sind.

Daß übrigens nach dieser Richtung hin nach und nach wirklich konservative Anschauungen wieder mehr durchdringen, dafür gibt es viele Symptome. Neuerdings erklärten sich in der Zunftsache sogar Handelskammern, sodann Gemeindevertretungen in Süddeutschland, die bisher ganz im demokratisch-manchesterlichen Fahrwasser gesegelt waren, für den Befähigungsnachweis, wenn auch nur für den teilweisen. Aber damit ist jedenfalls das manchesterliche „Prinzip“ durchlöchert. Nicht minder hat die Umfrage wegen der Sonntagsfeier, welche doch offenbar nicht zur Schädigung des Manchestertums führen sollte, bewiesen, daß die Forderung der allgemeinen Wiederherstellung der Sonntagsfeier und Beseitigung der Sonntagsarbeit nicht als Vereinzelung dasteht, sondern immer entschiedener und allgemeiner erhoben wird. Dazu tragen freilich erstaunliche Erscheinungen nicht wenig bei. In großen Städten Deutschlands werden von den städtischen Behörden die jüdischen Feiertage offiziell gefeiert und die Märkte an diesen Feiertagen aufgehoben oder verlegt, und wo dies nicht geschieht, wie es die jüdischen Händler verlangen, da drohen sie den „Markt zu ruinieren“, wie dies in Marktstädten an der Mosel sich ereignet hat. Allerdings hat sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß doch auch die Herrschaft der „Kalchesmacher“ eine Grenze hat; aber es wäre vor fünfundzwanzig Jahren weder das Verlangen, Märkte der Händler wegen zu verlegen, noch diese Verlegung selbst möglich gewesen, noch auch der Unfug der Sonntagsarbeit, wie er heutzutage betrieben wird.

Praktisch freilich haben die Arbeitsverhältnisse sich nach den Berichten der Fabrikinspektoren, die jetzt vorliegen, noch verschlimmert. Während in Wien festgestellt wurde, daß mehr als drei Prozent der Kinder hungrig in die Schulen kommen — was in anderen großen Städten kaum günstiger sein dürfte —, hat sich in den deutschen Industriebezirken die Zahl der in den Fabriken beschäftigten Kinder vermehrt. Desgleichen haben sich die Verhältnisse der Frauenarbeit verschlechtert. Fälle, wo dieselbe geradezu auf die Prostitution gegründet wird, sind jetzt sogar vor Gericht festgestellt worden, ohne die Sühne, die hier geboten ist, finden zu können. Manche industrielle Gebiete, die hauptsächlich auf Frauenarbeit angewiesen sind und bei denen die Ausbeutung schon sehr hochgradig ist, haben außerdem, da sie hauptsächlich den Export pflegten, bedenk-

liche Rückschläge erlitten, z. B. das Berliner Konfektionsgeschäft, das, selbst in Konkurrenz mit dem Pariser erwachsen, jetzt in den Vereinigten Staaten sich selbst bedroht sieht und dort durch das Anwachsen der gleichen Produktion verdrängt ist. Dabei zeigt die enorme Entwickelung der amerikanischen Textilindustrie seit zehn Jahren, daß eine erfolgreiche Rückeroberung des dortigen Absatzgebietes nicht zu erwarten ist. Es liegt auf der Hand, daß derartige Rückgänge die Verhältnisse eines ohnehin schon schwer herabgesetzten Arbeitsgebietes, auf dem nun die überschüssigen Kräfte sich häufen, fast zur Verzweiflung treiben müssen. Auch die Steigerung der Frauen- und Kinderarbeit in den übrigen Textilgebieten hängt eng damit zusammen. Man sucht die bestrittenen Exportgebiete sozusagen krampfhaft festzuhalten und durch Unterbietung jeden Konkurrenten zu übertreffen, was nur möglich ist durch Verwendung billigster Arbeitskräfte, die leider durch Frauen und Kinder dargeboten sind. Ein Beispiel, wie dasjenige der Frau Gräfin Donnersmarck, welche die in den gräflichen Gruben beschäftigten Arbeiterinnen entließ und sie auf häuslichen Dienst verwies, ist zwar sehr rühmlich; allein es ist ein Tropfen auf einen heißen Stein, den nur die Gesetzgebung selbst abkühlen kann.

Inzwischen ist man über das Schicksal des Arbeiterschutzgesetzes noch völlig im Unklaren. Gegenüber den Beschlüssen des Wiener hygienischen Kongresses und des vom österreichischen Kronprinzen Rudolf selbst bei Eröffnung des Kongresses ausgesprochenen, freilich etwas manchesterlich ausgedrückten Grundsatzes, „das kostbarste Kapital der Staaten und der Gesellschaft“, hatte die „Nordd. Allg. Ztg.“ nur einige Verlegenheitsredensarten; aber man kann vielleicht annehmen, daß die Sache etwas besser steht, als unmittelbar nach den Beschlüssen des Reichstages. Auch hinsichtlich der Absichten wegen Erhöhung der Kornzölle ist man noch sehr in Unsicherheit. Zunächst scheint nur soviel gewiß zu sein, daß thatsächlich eine Erhöhung stattfinden wird. Dagegen ist weder über Umfang noch Schärfe der Maßregel etwas Sicheres bekannt. Für die Erhöhung haben sich sämtliche landwirtschaftliche Körperschaften, die zur Aeußerung gelangten, ausgesprochen, auch der landwirtschaftliche Zentralverein für Bayern, wie denn die süddeutschen Landwirte mehr und mehr mit den norddeutschen Hand in Hand zu gehen beginnen, was sich auch in der Spiritusfrage gezeigt hat.

Für sich freilich ist die Spiritusfrage, auch nachdem nun das Gesetz in Wirksamkeit getreten ist, noch weit von der Klärung entfernt. Das Projekt der „Spiritusbank“ scheint immer noch nicht ganz aufgegeben zu sein. Daß wir eine Lösung der durch das Steuergesetz geschaffenen Schwierigkeiten auf dem Wege einer solchen Gründung für die allerbedenklichste halten müssen, haben wir schon früher ausgeführt, und sicher sprechen die oben erwähnten neuesten Vorgänge auf dem Bankgebiete ein gewichtiges Wort für unsere Anschauung. Es müssen sich gegen diese Schwierigkeiten auch noch andere Wege finden lassen. Besser als jene Spiritusbank mit ihren spekulativen Unberechenbarkeiten, mit ihren seltsamen Verpflichtungen für die Industrie und mit ihrer kurzen Verbindlichkeit für die Bank selbst, ist ohne Zweifel das Monopol, das sich anscheinend in der Schweiz ganz gut einführt und das man in Frankreich eher haben dürfte, als man jetzt noch voraussetzt. Die finanzielle Lage wird bald genug dahin führen.

Diese finanzielle Lage erscheint in der That fast überall, wohin wir blicken, trostlos. Die im Oktober veröffentlichten Staatshaushaltsabschlüsse führten dies wieder einmal klar vor Augen. Und das Schlimmste ist, daß nirgend Aussicht zur Beseitigung der Defizite merklich ist — immer nur wieder neue Anleihen; so ist es in Ungarn, Oesterreich, Rumänien, Italien, Frankreich, Griechenland und außerhalb Europas mit Ausnahme der Vereinigten Staaten nicht minder. Der russische Finanzminister scheint es allerdings versuchen zu wollen, an Stelle einer „inneren Anleihe“ neue Steuern zu setzen — er hat dafür seine guten Gründe. Im Ausland borgt man nichts mehr und bei den Zöllen ist man so hoch, daß sich ihr Ertrag nicht mehr steigern läßt; für eine

„innere Anleihe" ist ebenfalls kein Erfolg zu erwarten. Aber woher soll der Bauer Steuern nehmen, wenn er für sein Getreide keinen Käufer findet oder wenn es ihm der Wucherer schon auf dem Felde abgepfändet hat?

Kirche.

Nicht nur in Deutschland, auch in England ist der Kampf entbrannt zwischen dem alten Bibelglauben und einer „neuen Theologie". Unter den englischen und amerikanischen Dissentern, und hier wieder namentlich bei den Kongregationalisten werden schon seit längerer Zeit manche Lehren abweichend vorgetragen, die Lehre vom Sündenfall, von der Versöhnung, der Inspiration und dem ewigen Leben. Ebenso wie unsere „neue Theologie" behauptet auch jene englische, daß sie die allein schriftgemäße Lehre habe, und die offenbaren Abweichungen von der Schrift werden mit Hilfe des modernen Denkens und der modernen Kritik verdeckt. Da hat nun der berühmte Spurgeon zuerst den Kampf aufgenommen, indem er in den August- und Septembernummern seiner Zeitschrift „Schwert und Kelle" die Differenzpunkte hervorgehoben hat. Die Angegriffenen sind nun zum Teil über die offene Sprache sehr entrüstet, zum Teil aber nahmen sie den hingeworfenen Fehdehandschuh freudig auf; es sei gut, daß man „die radikale Meinungsverschiedenheit" nicht länger vertusche. Merkwürdige Aehnlichkeit zeigt sich nun auch bei diesen neuen Theologen mit der Ritschlschen Theologie im Ausdruck. Die orthodoxe Lehre von der Versöhnung z. B. wird als „unsittlich" gebrandmarkt und für den Kern des Christentums „das rechte Fühlen und Handeln" ausgegeben. Es scheint hier in der That eine ähnliche Nationalisierung der christlichen Erfahrung vorzuliegen, wie wir sie in den Konsequenzen der Theologie Ritschls bei uns jetzt beobachten können.

Die Richtungen, welche die theologische Wissenschaft einschlägt, der Geist, von dem sie beherrscht wird, ist weitaus der wichtigste Faktor bei der Berechnung der Zukunft, der wir mit den Angelegenheiten der Kirche entgegen gehen. Außer aller Berechnung steht dabei freilich das Wehen des Gottesgeistes, der da wohnt, wo er will. Und in gewissem Sinne ist die Theologie immer nur der Niederschlag der Erfahrungen, welche die Kirche durch die Kraft des hl. Geistes gemacht hat. Nach den kräftigen Einwirkungen von oben in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts kam eine Theologie auf, welche — wenn auch in verschiedenen Schulen auseinandergehend — doch überall die Eindrücke der transcendenten Welt in ihrer Lehrweise voll und ganz zum Ausdruck brachte. Mit der Verflachung des inneren Lebens in der Kirche, das sich mehr auf die Organisation geworfen hat, ist auch eine Theologie aufgekommen, die in der Beschreibung ihrer inneren Erfahrung vor allem den Mystizismus abzuwehren sucht. Anders wird es nur werden nicht durch biblische und wissenschaftliche Beweise, sondern durch den Beweis des Geistes und der Kraft, vor dem das armselige innere Leben, das man jetzt „Verkehr des Christen mit Gott" u. s. w. nennt, und worin man Luthers Spuren zu folgen meint, in seinem wahren Wert erscheint.

Aus unserer deutschen evangelischen Kirche sind für den vergangenen Monat die preußischen Provinzialsynoden als kirchliche Ereignisse hervorzuheben. Allein erst über die sächsische und pommersche liegen uns Berichte vor, die brandenburgische ist in diesen Tagen zusammengetreten und die ost- und westpreußische werden erst im November folgen, am Schlusse des Monats die schlesische und im Dezember erst die von Posen. Wir schieben deshalb die Betrachtung des Verlaufs der beiden ersteren noch einen Monat hinaus.

Von anderen größeren kirchlichen Versammlungen sind zu nennen erstlich die allgemeine lutherische Konferenz, die am 12. Oktober in Hamburg zum fünften Male versammelt war. Außer einem mehr dogmatischen Thema über Glaube und Werke in

bezug auf die besonderen Aufgaben der lutherischen Kirche in unserer Zeit", behandelt durch Sup. Diekmann, hatte in erster Linie die Seele und das Haupt der hier versammelten Kirche, D. Luthard aus Leipzig, „Die Stellung und Aufgabe der evang.-luth. Kirche gegenüber dem Vordringen der römischen Kirche in der Gegenwart" zu behandeln. Treffend wurde in dem Vortrag hervorgehoben, daß wir es in diesem Kampfe nicht nur mit unseren katholischen Volksgenossen zu thun hätten, sondern mit einem unser katholisches Volk vergiftenden fremden Geist, der nicht Eintracht sondern Zwietracht wolle, der nicht wolle, daß im kirchlichen Leben unseres Volkes ein deutscher, sondern ein romanischer Geist herrsche. Trotzdem wolle er keinen Kriegsruf ausstoßen, sondern einen Mahnruf. Nicht in der Gesetzgebung, nicht in den Staatseinrichtungen sei der Hebel für das gesunkene kirchliche Leben zu suchen, sondern in der Kirche selbst, die sich in ihren Gliedern zu verjüngen und zu beleben habe, um den ihr aufgedrungenen Kampf auf dem Gebiete der Seelsorge, des allgemeinen Priestertums und der christlichen Liebesthätigkeit mit Erfolg zu führen. — Die allgemeine lutherische Konferenz steht nach gewissen Seiten als die bedeutendste kirchliche Versammlung da, — und doch treten die Schwächen der ganzen Position deutlich hervor. Seitdem sie in Nürnberg zu der Kirchenverfassungsfrage Stellung genommen hat, erscheint sie uns wie auf einem Isolierstuhl in unsererer ganzen Zeit. Die starke Betonung der ausgebildeten Theorie des staatlichen Kirchenregimentes mußte für jene theologische Richtung außerordentlich hemmend sein in einer Zeit, wo rings umher das Bewußtsein erwacht, daß das, was man mit Theorien aller Art gestützt hatte, doch immer eben nur ein „Notdach" bliebe. Hervorzuheben ist, daß auf diesen lutherischen Konferenzen das akademisch-theologische Element immer eine starke und hervorragende Vertretung gehabt hat, und daß gerade hier das wissenschaftliche und praktische Interesse in schöner Harmonie auftrat; allein auffallend ist, daß die akademischen Vertreter sich kaum noch aus der Jugend ergänzen. Die Größen sterben ab, und niemand tritt an ihre Stelle. Der Gegensatz zwischen Konfession und Union, um den sich (nach manchen Vertretern jenes Luthertums der reinen Landeskirchen) die Axe der Kirchengeschichte bewegen sollte, ist doch eben nur einer neben anderen, indes rächt sich jede Einseitigkeit, besonders im kirchlichen Leben.

Die Stellung gegen Rom bewegt noch immer weite evangelische Kreise. Dahin gehört der Prozeß Thümmel, der von dem Reichsgericht zur nochmaligen Verhandlung vor das Gericht nach Kassel gewiesen ist, ohne daß damit die Annahme berechtigt wäre, daß der Angeklagte in Kassel freigesprochen würde. Wir wünschten sehr, daß diese Sache möglichst bald aus der Welt geschafft wird. Noch während der erste Prozeß schwebte, hat Pastor Thümmel auf einer Versammlung des Evangel. Arbeitervereins in Weimar Aeußerungen über die römische Kirche gethan, die nicht aus dem Geiste geboren sind. Eine ihm im ganzen befreundete Zeitung, das „Rheinisch-Westfälische Tageblatt", gibt ihm deshalb den Rat: „Wir möchten den Pastor Thümmel bitten, vom Schauplatz zurück zu treten, den Groll, der ihn überwältigt und zu Thorheiten verführt, verfliegen zu lassen, und dann wieder auf dem Kampfplatz zu erscheinen, gewappnet mit all' seinen volkstümlichen Eigenschaften, aber ruhiger, besonnener. Sonst vernichtet er sich selbst, indem er gleichzeitig die evangelische Sache auf's schwerste schädigt." — Wir können diese Bitte nur aus tiefstem Herzensgrunde wiederholen und zugleich den Wunsch aussprechen, daß die Zeit des „Verfliegens" recht lange, sehr lange dauern möchte.

Auch der Evangelische Bund scheint sich zu einem ähnlichen Sorgenkind für unsere Kirche entwickeln zu wollen. Wir enthalten uns unseres eigenen Urteils und geben einem schweizerischen reformierten Blatte in dieser Sache das Wort. Der „Kirchenfreund", von den Herren Professoren Riggenbach, v. Orelli rc. herausgegeben, sagt: „Der Evangelische Bund sucht seinen Kampf mit der römischen Kirche namentlich durch Speisung der Tagespresse mit polemischen Artikeln zu führen. Hierzu dient eine wöchentlich einmal erscheinende „Kirchliche Korrespondenz", welche den Redaktionen solcher

Blätter, die es wünschen, unentgeltlich zugestellt wird. Wie zu Anfang erklärt wurde, ist damit die protestantisch-kirchliche Presse um ein Institut bereichert worden, das sonst nur der katholischen eigen war. Ob dies ein Fortschritt ist? Wenn diese Blätter in objektiver Weise Material zur Orientierung böten, so ließe man es sich gefallen und wäre in manchem Falle dankbar dafür. Aber schon recht subjektiv präparierte, mit Schlagwörtern und Ausrufszeichen gewürzte Sensationsartikel soll die protestantische Presse nachdrucken? Erzieht man sie damit zu selbständigem, unbestechlichem Urteil oder zur Abhängigkeit von der Parteilosung? Aber auch die Tendenz, welcher diese Blätter dienen, können wir nicht gutheißen. Ob es dienlich ist für die Tagespresse, aus allen Jahrhunderten hervorzusuchen, was zur Unehre des Katholizismus gesagt werden kann (Hexenprozesse u. s. w.), mag dahingestellt bleiben. Entschieden mißbilligen müssen wir aber die Tendenz, auch das, was die Katholiken Gutes und dem sittlich-religiösen Wohl des Volkes Dienliches verfechten, zu bemängeln und zu verdächtigen, weil sie es verteidigen. Wir haben früher davon berichtet, wie eine vom Zentrum ausgegangene Initiative, welche die künftigen Theologen vom Militärdienst befreien wollte, an einer protestantisch-kirchlichen Agitation zu Fall kam. Die Blätter des Evangelischen Bundes preisen diese in ihrem Wert sehr zweifelhafte Bewegung als eine eminente That des protestantischen Geistes, welcher im Gegensatz zum römischen seine Vaterlandsliebe dabei gezeigt habe. Patriotisch ist's nun ja allerdings, wenn die angehenden Theologen die Pickelhaube tragen wollen; patriotisch ist's auch, wenn es, wie uns versichert wird, preußische Pastoren gibt, die zugleich Landwehroffiziere sind; ob's aber der Kirche frommt, wenn ihre Organe zwei Herren dienen? Und ob's nicht ebenso viel Vaterlandsliebe und mehr christliche Erkenntnis bewiese, wenn die künftigen Prediger des Evangeliums sich für die Krankenpflege im Kriege zur Verfügung stellten? Einen bedauerlichen Kontrast zu jener Monstrepetition der Studierenden, die nicht um ihr Waffenjahr gebracht werden wollten, bildet die Erscheinung, daß dieselbe vaterlandsliebende Jugend es verschmähte, sich zum Samariterdienst zu stellen. Man hatte hierfür vor Jahresfrist an die besser gestellten und gebildeteren Klassen, vorab an die akademische Jugend sich gewandt in der Hoffnung, so am ehesten ein taugliches Korps von freiwilligen Krankenpflegern zu erhalten, allein in der Hauptsache sah man sich bitter getäuscht. Die Zahl derer, welche sich zur Ausbildung für diesen Dienst anschickten, war wider Erwarten verschwindend klein. Nur 250 Männer und Jünglinge fanden sich, welche in die Genossenschaft eingestellt werden konnten, und unter diesen nur etwa 30 Studenten! — Noch weniger begreifen wir die ablehnende und selbstgerechte Haltung, welche die besagte Korrespondenz (Nr. 26) den Protestanten in bezug auf die von den Katholiken im Reichstag verfochtene Sonntagsruhe vormacht. Da verteidigt sie den Reichskanzler, der „gegen die englisch-puritanische Sonntagsfeier sprach", während Bismarck vielmehr soweit ging, die eminente volkswirtschaftliche Wohlthat der Sonntagsruhe zu leugnen und Englands Größe von rein äußerlichen Faktoren abzuleiten. Dagegen den Herren Windthorst und Konsorten wird entgegengehalten, ihre pathetischen Reden stehen mit der laxen Sonntagspraxis der katholischen Länder in grellem Widerspruch ꝛc. Nun ist ja ganz richtig, daß die Sonntagsheiligung in katholischen Ländern sehr viel zu wünschen übrig läßt. Nur freuen wir uns um so mehr, wenn die deutschen Katholiken zur gesetzlichen Sonntagsruhe mithelfen, während der Evangelische Bund sie auch hierbei von sich stößt. Nun ist aber die Darstellung, als ob die Katholiken nur aus politischen Gründen, den Sozialdemokraten zu lieb und dem Reichskanzler zu leid, für den Sonntag ins Feld gerückt wären, eine entschieden ungerechte. Die katholische Kirche nimmt von Haus aus ein positives Interesse an der Sonntagsfeier schon deshalb, weil sie wünscht, daß ihre Angehörigen die Kirche besuchen. Lehrreich sind in dieser Hinsicht die Akten der offiziellen Sonntagsenquete, aus welchen hervorgeht, daß es mancherorts nur die katholischen Arbeiter sind, welche sich den Sonntagmorgen von Arbeit frei halten, während die protestantischen auf den Gottesdienst kein Gewicht legen.

Hier, wenn irgendwo, ist also ein gemeinsames Interesse beider Konfessionen zu wahren. Ebenso versteht sich, daß nur durch Zusammenwirken beider etwas Ersprießliches erzielt werden kann. Was soll nun das beständige Verdächtigen und Hetzen von seiten der Evangelischen Bundesblätter? Sind sich die Freunde, welche zur Gründung dieses Institutes aufgerufen haben, wohl der damit verbundenen Verantwortlichkeit bewußt? Oder lesen sie diese Blätter gar nicht? Fast sollte man es meinen, denn Freude können sie daran schwerlich haben."

Die zweite kirchliche Versammlung, die wir oben erwähnten, ist der Deutsche Kirchengesangstag in Berlin am 12. Oktober. Es war das sechste Mal, daß der deutsch-evangelische Kirchengesangsverein sich versammelte und es ist diesmal besonders glänzend ausgefallen, was bei der Fülle von hochgestellten Personen einerseits und von musikalischen Personen anderseits, die Berlin zu stellen im stande ist, von vornherein zu erwarten war. Sehr gehoben wurden die Verhandlungen aber auch durch den Hauptgegenstand, nämlich die vom Hofprediger Helbing in Karlsruhe beantwortete Frage: „Auf welchem Wege kann ein einheitlicher deutsch-evangelischer Gemeindegesang hergestellt werden?" Es handelte sich also kurz gesagt um die erste Anregung zu einer größeren Uebereinstimmung in den Liedermelodien. Der Referent stellte fest, daß nicht eine einzige Choralmelodie in allen 46 deutschen Landeskirchen übereinstimmend gesungen wird. Mit den Texten hat man schon Fortschritte gemacht, es sollen nun auch die Melodien angefaßt und zu größerer Einheitlichkeit geführt werden. Ein sehr löbliches Unternehmen.

Weniger Harmonisches aus Berlin kommt immer wieder in den Klagen über die Kirchennot in die Oeffentlichkeit. Und wie wenig auf die geordneten Organe, die Berliner Stadtsynode und den Magistrat, zu rechnen ist, dafür ereignen sich stets neue Beispiele. In der Stadtverordnetenversammlung hat kürzlich der Sozialdemokrat Mitau den Standpunkt seiner Partei folgendermaßen zum Ausdruck gebracht: „Wir sind durchaus nicht der Meinung, daß ein kirchlicher Notstand in Berlin vorhanden ist. Wir kennen das wirkliche Volk mindestens ebenso genau wie der Ausschuß. In einer Klasse der Bevölkerung mag das Bedürfnis, neue Kirchen in Berlin zu errichten, ja vorhanden sein ... Wir sehen Notstand auf anderen Gebieten, vor allem den wirtschaftlichen Notstand der breiten Massen." — Nun das ist offen geredet und sozialdemokratisch gedacht. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Abgeordnete Dr. Langerhans, stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher und Mitglied der Kreissynode Berlin-Cöln-Stadt, auf einer Versammlung der fortschrittlichen Vereine der Potsdamer Vorstadt sich ganz ähnlich ausspricht: Die neueste Forderung der Bürgerpartei sei, die Stadt solle Kirchen bauen. In dieser Hinsicht sei er aber mit den Sozialdemokraten einer Meinung, die Stadt habe dazu keine Verpflichtung. Wer mit seiner Religiosität prangen will, mag auch das Geld dazu geben. Ein solcher Beschluß würde uns aller unserer Schmuckplätze berauben, denn nicht die Stadt, sondern die Kirchenbehörde würde die Wahl der Plätze bestimmen. — Höchst trostlos klingt, was über den Stand der einzelnen Neubauten berichtet wird. In einer Parochie ist das Projekt bisher „am weitesten gediehen", in einer anderen kann kein Platz gefunden werden, in einer dritten ist der Magistrat um einen Platz gebeten, der Antrag ist einem Ausschuß „zur Vorberatung überwiesen", wieder in einer anderen ist der gleiche Antrag abgelehnt, und in einer fünften „sind noch keine einleitenden Schritte gethan". Da ist es eine wahre Erfrischung, daß der mit der Stadtmission in Verbindung stehende Kapellenverein 25 732 Mark gesammelt, Grund und Boden gekauft hat und in der Zionsgemeinde bauen will. Diese von dem Verein gebauten Kirchen werden nur Predigtkirchen sein, keine Pfarrkirchen, und direkt von der Stadtmission besetzt werden, so daß sie also niemals den ungläubigen Kirchenorganen in die Scheren geraten. Sie werden also eine gleiche Stellung einnehmen wie die Ansgarkapelle in Hamburg, an der früher der Ge-

neralsuperintendent Baur und bis vor kurzem Rink gestanden hat, den der HErr aus reicher und reich gesegneter Arbeit im verflossenen Monat heimgerufen hat.

In Spanien geht es mit der Evangelisierung tüchtig vorwärts. Der erste Zögling des von Fliedener errichteten evangelischen Gymnasiums, Frederico Larranago, hat jetzt den akademischen Grad eines Lizentiaten an der Landesuniversität (als erster Protestant, der dieser Würde teilhaftig wird) erlangt. — In Ungarn ist ein Jude namens Joseph Grenzer Christ und mit mehreren Wochen Gefängnis bestraft worden, weil er eine vom Staate nicht anerkannte Religion verkündige. Nette Gegend, dieses Ungarn! Es hatte sich nämlich um den ehemaligen Gotteslästerer nach seiner Bekehrung eine kleine Gemeinde von Juden gebildet, die Jesus von Nazareth als ihren Messias anerkennen und sich auch an die Taufe und das Abendmahl der protestantischen Kirche anschließen. Allein sie werden wohl, nach Art der Gemeinde in Kischinew, im übrigen auf national-jüdisch-gesetzlichem Boden stehen. Und darum gelten sie bei „Magyar" für eine vom Staat nicht anerkannte Religionsgenossenschaft. Magyar liebt bekanntlich sehr die Juden. — Auf die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen, in bezug auf welche ein Freund unsere Aeußerungen im letzten Bericht entschieden getadelt hat, gedenken wir im nächsten Bericht zurückzukommen.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Zur landwirtschaftlichen Frage der Gegenwart. Von A. Buchenberger, Ministerialrat im großh. badischen Ministerium des Innern. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1887. 170 S. 8°. 3 M.

— Schutzzoll oder Freihandel. Von Henry George, Verfasser von „Fortschritt und Armut“ und „Soziale Probleme“. Deutsch von F. Stöpel. (Berlin, Elwin Staude.) 1887. 300 S. 8°.

— Gesammelte Aufsätze über sozialpolitische und verwandte Themata. Von Freih. C. von Vogelsang. I. Band. (Augsburg, Litterarisches Institut von Dr. Max Huttler.) 1886.

Die Verfasser der drei angezeigten Schriften behandeln ihre Aufgabe aus drei sehr verschiedenen Stand- und Gesichtspunkten: Der erste vom Standpunkte des praktischen Staatsbeamten, der vor allem darum besorgt ist, beim Blick in die Zukunft die leitenden Fäden, welche die behandelten Angelegenheiten mit der Gegenwart und Vergangenheit verbinden, nicht aus der Hand zu verlieren; der zweite vom Standpunkte des Schriftsteller gewordenen Arbeiters, welcher das Bestehende wie das zu Erstrebende lediglich nach seiner idealen Berechtigung beurteilt; der dritte endlich vom Standpunkte eines römisch-katholischen Vorkämpfers, der mit gleich radikaler Rücksichtslosigkeit alles verwirft, was sich nicht der Macht der römischen Kirche unterstellen läßt. Die erste der drei Schriften ist, genau betrachtet, eine Frucht der konservativen Bestrebungen in Baden zur Rettung der Landwirtschaft vor dem ihr drohenden Niedergang. Dieselben hatten den Erfolg, daß die großh. Regierung mit Rücksicht auf das lebhafte Echo, welches die Forderungen der Konservativen in der ländlichen Bevölkerung fanden, im Jahre 1883 eine Erhebung über die Lage in einer Anzahl ländlicher Gemeinden veranstattete. Das Ergebnis dieser Erhebung war, obgleich dieselbe nach Anschauung der Konservativen manches zu wünschen übrig ließ, doch ein derartiges, daß die Forderungen der Konservativen als im ganzen und großen berechtigt anerkannt werden mußten, wenn man sich auch mit der Redensart zu trösten den Anschein gab, daß das gewonnene Bild von der Lage der Landwirtschaft keineswegs so dunkel sei, wie „die Träger der pessimistischen Anschauungen“ erwartet hätten. Ein Beweis der ernsten Beachtung, welche die Ergebnisse der Erhebung auch in Regierungskreisen fanden, ist vorliegende Schrift, deren Verfasser im großh. badischen Ministerium des Innern als Referent für landwirtschaftliche Angelegenheiten thätig ist. Dieselbe zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste die Ergebnisse der Erhebung behandelt, und erstmals im Schmollerschen Jahrbuch erschien; der zweite schildert den Wucher in den Landgemeinden und wurde zuerst in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik veröffentlicht. Der Verfasser beherrscht nicht nur vollkommen den unmittelbar vorliegenden Stoff, er weiß denselben auch durch zahlreiche Beispiele aus den bezüglichen Verhältnissen anderer deutscher und außerdeutscher Länder nach den verschiedensten Richtungen zu beleuchten. Seine Darstellung vereinigt wissenschaftliche Objektivität mit dem für einen Ministerialbeamten erklärlichen Streben, nach keiner Seite anzustoßen. Infolgedessen erscheint die Schrift als mehr aus dem Kopfe, wie aus dem Herzen geschrieben. Indessen kann doch nur ein warmes Interesse für den Gegenstand einen Autor veranlassen, sich in die inneren Verhältnisse wie in die äußeren Beziehungen desselben in dem Maß hineinzuarbeiten, wie der Verf. unstreitig gethan haben muß, um eine Arbeit wie vorliegende zu liefern. Dieselbe behandelt allerdings zunächst nur die badischen landwirtschaftlichen Verhältnisse, ist aber ohne Zweifel ein sehr wertvoller Beitrag zur Beurteilung der „landwirtschaftlichen Frage“ überhaupt. — In sehr verschiedener Weise behandelt der Verf. von „Schutzzoll und Freihandel“ seinen Gegenstand, der sich zum Schlusse ebenfalls als landwirtschaftliche Frage entwickelt. Während Buchenberger auf Grund vorsichtig angestellter Erhebungen und unter Berücksichtigung aller denkbaren mitwirkenden Umstände sich vorsichtig gleichsam weiter tastet, stürmt Henry George von den Begriffen einfachster Naturzustände, z. B. den Zu-

ständen auf der Robinsoninsel ausgehend mittels rücksichtslosester Schlußfolgerung vorwärts, niederreißend, was ihm im Wege steht, und an dessen Stelle ein ganz neues, seinen eigenen Anschauungen entsprechendes Gedankenbild wirtschaftlicher Zustände setzend. Hierbei kommt ihm zu statten, daß er Amerikaner, ursprünglich Schriftsetzer und in letzter Instanz „selfmade" sozialwirtschaftlicher Schriftsteller ist. Als Amerikaner von vornherein eines tieferen Verständnisses für geschichtliche Entwickelung und nationale Eigenart ermangelnd, vermag er eben durchaus nicht die Schwierigkeiten zu würdigen, welche die vorhandenen nationalen Sonderbedürfnisse der Verallgemeinerung irgend eines wirtschaftlichen Systems entgegensetzen, und kann daher mit voller Unbefangenheit sich mit der Verkündigung seines Systems an die Menschheit wenden, dessen Verwirklichung doch nur die Sache geschichtlich gewordener Staatswesen ist. In seiner Eigenschaft als Schriftsetzer fehlt ihm das Unterscheidungsvermögen für die verschiedenen technischen und künstlerischen Obliegenheiten in unserem industriellen Leben. Ihm sind alle gesellschaftlichen Leistungen unterschiedslose „Arbeit". Mit dieser Arbeit, als mit einem stets gleichwertigen und gleichwirksamen Faktor operiert er für seine Schlußfolgerungen. Ueberhaupt beschäftigt er sich stets nur mit den allgemeinen und allgemeinsten Begriffen der Dinge, nie mit der besonderen Natur und den eigentümlichen unter einander stattfindenden Beziehungen derselben. Daß es unter solchen Voraussetzungen nicht schwer sein kann, ein formell folgerichtiges System der Weltwirtschaft aufzustellen, liegt auf der Hand. Das haben schon viele vor Henry George gethan, ohne daß ein einziges sich der Verwirklichung fähig erwiesen hätte. Seiner Eigenschaft als Autodidakt verdankt er schließlich das Feuer der Ueberzeugung, mit welchem er seine Lehre vorträgt und den Leser fortreißt, die Ursprünglichkeit seiner Anschauungen, die er in vielleicht einseitig gewählte aber stets packende Bilder einzukleiden weiß. Da ist nichts von des Gedankens Bläſſe, die den Schriften systematisch gebildeter Fachgelehrten so gern anhängt; da ist alles Leben, alles Geistesfrische. Und vor allem spricht aus seiner Schrift bei aller Einseitigkeit ein warmes Herz für Wohl und Wehe seiner Mitbrüder, ein unbestechlicher Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, ein, wie bereits Stöcker gesagt hat, im tiefsten Grunde christlicher Sinn, und nimmt unwiderstehlich das Herz des Lesers, dem solche Eigenschaften sympathisch sind, für den Verfasser ein. Es ist nicht der Widerspruchsgeist, der aus Georges Schriften zu uns spricht, sondern der Eifer für das von ihm als gut erkannte. Seine Sprache ist glanzvoll, und in vortrefflicher Uebersetzung gegeben. Wir können die Schrift in kurzen Worten nicht besser bezeichnen, als indem wir sagen, daß sie dem Leser vielleicht wenig positive Belehrung, dagegen aber eine fesselnde, hinreißende Lektüre und in reichster Fülle, wir wollen hoffen, fruchtbare Anregung bieten wird. — Die „gesammelten Aufsätze" des Freiherrn von Vogelsang bringen uns 144 Artikel aus Zeitungen, namentlich dem Wiener „Vaterland" und sonstigen periodischen Schriften von meistenteils theoretisch, vorzugsweise polemisch sozialpolitischem Inhalt. Insofern er dabei den entschiedenen christlich-sozialen Standpunkt einnimmt, hat er unsere Sympathie auf seiner Seite. Auch daß er in seinem Kampfe gegen die wirtschaftlichen Mißbräuche mit einiger Vorliebe von den gröberen Waffengattungen Gebrauch macht, wollen wir als eine Geschmackssache nicht tadeln. Jedenfalls ist seine Anschauungs- und Darstellungsweise allezeit eigenartig, geistvoll und packend. Die Mannigfaltigkeit der Stoffe, die er behandelt, und die Gewandtheit, mit der er auch den wiederkehrenden Fragen stets neue Seiten abzugewinnen weiß, lassen hierbei den Leser übersehen, daß alles, was der Verfasser sagt, sich schließlich um die eine Grundidee bewegt, daß alle Uebel in unserem wirtschaftlichen Leben im letzten Grunde daher rühren, daß der römisch-katholischen Kirche die äußere Macht abhanden gekommen ist, um die Menschheit in ihrem Geiste zu beglücken. Die Reformation, der Protestantismus und Preußen — das sind nach des Verfassers Meinung die Uebel, in denen alle unheilvollen Erscheinungen unserer Zeit ihren Ursprung haben. So ist ihm z. B. der heutige Nihilismus in Rußland weiter nichts als die reife Frucht des Calvinismus, welchen Peter der Große mit den Schweizern, Schotten, Holländern und Franzosen, die er zu sich berief, nach Rußland verpflanzte! Nicht minder schreckliche Erscheinungen in ganz katholischen Ländern, wie das Briganten- und Banditentum in Italien, das Räuberunwesen in Spanien, das Jakobinertum in der französischen Revolution läßt er unerwähnt und somit unerklärt! Der deutsche Arbeiter ist nach seiner Darstellung Sozialdemokrat, weil man ihm — zwischen den Zeilen zu lesen: durch die Reformation — die Religion genommen hat; warum im gut katholischen Belgien der Arbeiter dieselbe Stellung einnimmt, bleibt unberührt und unerwähnt. Es ist diese Darstellungsart ein Vorteil der Artikellitteratur, sofern jemand einen Vorteil darin finden und benutzen will, eine Sache stets nur von der einen Seite und nie von der andern beleuchten zu müssen. In Benutzung dieses Vorteils darf der Verf. sich auch erlauben, von der „tiefen Verderbnis" zu sprechen, „welche durch den offenen Ausbruch der Pest des Borussismus über Europa gekommen" sei! Dem Leser mag das genügen. Uns scheint, daß zu einer christlichen Gesinnung vor allen Dingen Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe gehört. Der hl. Geist heißt der Geist der Wahrheit. Wo Wahrheitsliebe fehlt, da können wir auch kein echtes Christentum und keine echte christliche Sozialpolitik zu suchen haben. F. R.

— Der Wucher auf dem Lande. Berichte und Gutachten, veröffentlicht vom Verein für Sozialpolitik. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1887. 354 S. 8⁰. 7,60 M.

Der Inhalt der vorliegenden Broschüre, welche aus den gesammelten Gutachten aus allen Teilen des Reiches besteht, ist bereits vielfachen Preßerörterungen unterzogen worden, so daß wir auf das Spezielle nicht einzugehen brauchen, sondern wiederholen, was in der Vorrede gesagt wird, nämlich, daß über das mehr oder minder häufige

Vorkommen des Wuchers auf dem Lande in seinen verschiedenen Formen es nicht möglich gewesen ist, positive statistische Daten zu ermitteln, und daß die Berichte sich vielfach gleichen, da die Praktiken des Wuchers ziemlich dieselben sind. Die vom Verein für Sozialpolitik bewirkte Zusammenstellung der Berichte, wie sie die Broschüre enthält, hat insofern erhöhtes Interesse, da der Leser seine Kenntnisse über den wichtigen Gegenstand ergänzen kann, aber nicht allein über diesen, sondern auch vielfach über die landwirtschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder bezw. Reichsteile im allgemeinen. Denn die meisten der Berichte äußern sich darüber in der eingehendsten Weise, wie dies für Baden, Hessen, das preußische Saargebiet, die Umgegend von Trier ꝛc. der Fall ist. Andere Berichte leiden dagegen freilich an sehr großer Kürze. Braunschweig macht seine Berichte beispielsweise in zwei Sätzen ab. Auch die westpreußischen Zustände sind keineswegs so erschöpfend behandelt, wie dies mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes wohl wünschenswert gewesen wäre. Sehr erfreulich dagegen ist die eingehende Behandlung der Frage für Ostpreußen und besonders für Posen. Dankenswert erscheint uns ferner, daß ein großer Teil der Berichte sich über die Kreditverhältnisse und das Vorhandensein von Kreditinstituten in den entsprechenden Gegenden ausspricht. Was den Wucher selbst anbelangt, so bekunden die Berichte in seltener Uebereinstimmung die Thatsache, daß derselbe zumeist von unseren jüdischen Mitbürgern mit einer Findigkeit und Anwendung von Finessen aller Art, wie Verklausulierung von Schuldscheinen, absichtliche Undeutlichkeit der Handschriften in denselben, lügenhafte Vorspiegelungen ꝛc. ausgeübt wird, die einer besseren Sache würdig wäre. Unzählige Beispiele belegen diese Wahrnehmung, welche sich nicht allein auf den Geldwucher, sondern auch auf den Vieh- und Waren- wie Grundstückswucher beziehen. M. Sch.

2. Kirche.

— Von der Liebe. Ein Zeugnis für lebendiges Christentum von Wilhelm Baur, Doktor der Theologie, Generalsuperintendent der Rheinprovinz. 3. Auflage. (Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1887. 326 S.

Dreißig Jahre sind es nun, seitdem wir die erste Auflage (damals sechs Reden, während es jetzt neun je in zwei Abteilungen zerfallende Reden sind) in Händen hatten (1858), damals als junger Student Begeisterung für das herrliche Liebesleben Christi aus der Schrift ziehend. Man kann ja so schön hier Liebe vom Lieben lernen, fern aller Vielgeschäftigkeit bleibend. Immer ist es uns als die edelste Frucht des inzwischen aus dem unbekannten und doch bekannten Dorfpfarrer im Großh. Hessen-Darmstadt zum Hofprediger, dann zum Generalsuperintendenten gewordenen Verfassers erschienen, so viel Geistvolles derselbe auch geredet und geschrieben hat. Wir empfehlen das Buch, das jetzt auch ein festliches Gewand schönster Art angezogen hat, den Lesern dieser Blätter ganz besonders. Der Glaube, der hier zu Werken der Liebe weist, ist der, der die Welt überwindet. F. in B.

— Das Dogma von Christi Person und Werk entwickelt aus Christi Selbstzeugnis und den Zeugnissen der Apostel. Von Wolfgang Friedrich Geß. (Basel, C. Detloff.) 1887.

Der vorliegende Band bildet den dritten, abschließenden Teil von des Verf. „Christi Person und Werk nach Christi Selbstzeugnissen und den Zeugnissen der Apostel", dessen erster Teil 1870, dessen zweiter 1878/79 erschienen ist. Das Buch besitzt die Vorzüge der Arbeiten von Geß in hohem Maße, warme und edle Sprache, klare und faßliche, auch dem gebildeten Laien verständliche und doch auf gründlichster wissenschaftlicher Arbeit beruhende Darstellung, vor allem jene demütige Beugung unter das Wort der Schrift, welche mit freier Aneignung und freudiger Bezeugung der Geheimnisse des Glaubens als der Quelle des Friedens und der Seligkeit so eng verschwistert ist. So wirkt das Werk, wie es der Verf. gewollt hat, zugleich anregend und erbauend. — Die Grundzüge seiner Christologie hat G. schon in früheren Arbeiten niedergelegt, in der vorliegenden systematischen Darstellung treten ihre Vorzüge wie ihre Schwierigkeiten in das hellste Licht. Wenn der Verf. mit allem Ernst die wahre Menschheit des Erlösers betont und anderseits den Glaubenssatz, daß der Mensch Jesus der Sohn Gottes war, in seiner ganzen, vollen Tragweite gelten läßt, so wird jeder bibelgläubige Leser gern zugestehen, daß damit die Frage richtig gestellt ist; wenn der Verf. dann weiter den Begriff der Entäußerung zur Vermittelung der Gegensätze in der Person Christi einführt, so werden ihm auch darin viele gern folgen; wenn aber weiter mit diesem Begriff in dem Maße Ernst gemacht wird, daß das Schema der ganzen dogmatischen Entwickelung, welche bei dem Heiland eine geschaffene Seele voraussetzt, die Schriftwahrheit verfehlt haben soll, und dagegen die zweite Person der Gottheit mit der Seele Jesu identisch gesetzt wird, so wird manchem bange werden, ob eine solche Konstruktion sich mit dem christlichen Gottesbegriffe vereinigen lasse. Diese Bedenken sucht der Verf. einerseits durch eine eigenartige, an die älteren Väter des Orients anklingende Trinitätslehre wie durch den Hinweis zu entkräften, daß die christliche Dogmatik nicht aus philosophischen Voraussetzungen, sondern eben aus der Versenkung in Christi Person erkennen müsse, wer Gott und was dem göttlichen Wesen gemäß sei. Wie wahr und fruchtbar dieser letzte Satz ist, leuchtet ein. So fordert das Werk zu der ernstesten Versenkung und Prüfung auf. Was im Anschluß an diese Fragen über das Wesen der spekulativen Theologie gesagt wird, ist uns aus der Seele gesprochen. — Sollen wir noch Einzelheiten hervorheben, so möchten wir vor allem auf das im Eingang gegebene Charakterbild Jesu verweisen. Wir halten dasselbe für ein Meisterwerk, das in seltener Weise die Einzigartigkeit dieser Person dem modernen Leser klar zu machen geeignet ist. In gleicher Weise vortrefflich ist die Darstellung der Versöhnungslehre. — So sei denn das Werk allen Theologen zu eindringendem Studium, den gebildeten, nach christlicher Erkenntnis

strebenden Laien zu fruchtbarer Belehrung und Gründung warm und dringend empfohlen.

A. H.

Auf dogmatischem Gebiet bringen wir ferner das Werk eines unserer geistvollsten und gemütstiefsten Theologen zur Anzeige: „Das Selbstbewußtsein Jesu von Rudolf Friedrich Grau, Doktor und Professor der Theologie." (Nördlingen, C. H. Beck.) 1887. XIV u. 393 S. 7 M. — Das, was der Verfasser Selbstbewußtsein nennt, würde vielleicht deutlicher „Selbstzeugnis Jesu", „Lehre Jesu von Sich Selbst" genannt. Den Versuchen der Kritik, ein Christentum ohne Christus, eine christliche Lehre ohne sicheren objektiven Unterbau zu geben, tritt der Verf. mit der Frage an Christus selbst entgegen: was machst du aus dir selbst? Wir hätten gewünscht, daß er neben den älteren Kritikern Strauß, Bauer und den neueren Keim sich auch mit den Hypothesen eines Holtzmann, Weiß, Weizsäcker 2c. beschäftigt hätte, damit das Werk so eine von gläubigem Geist gegebene allumfassende kritische Bearbeitung der heutigen Hyperkritik werde, die die Theologen und gebildeten Laien beraten könne. Wohl hört man manchmal aussprechen: der heutige Theologe braucht sich überhaupt um die negative Kritik und ihre vergänglichen Hypothesen nicht zu kümmern. Aber mit Recht hat unser verehrter Lehrer Delitzsch neulich in Leipzig gesagt: den Schutz der Unwissenheit darf der Theologe in solchen Dingen doch nicht beanspruchen. Was soll er denn thun, wenn ihm Gemeindeglieder mit kritischen Einwendungen kommen! — Aus welchen Quellen entnimmt nun Grau dieses Selbstbewußtsein Jesu? Damit beschäftigt sich das erste Kapitel. Es hält sich an das allgemein als echt Zugestandene in der guten Hoffnung, mit diesen fünf Broten und zween Fischen allen Bedürfnissen zu genügen. Daß er dabei das vierte Evangelium, dessen Echtheit heutzutage doch auch im kritischen Lager nicht mehr absolut negiert wird, ganz beiseite läßt, halten wir nicht für richtig. Beweist doch schon die Ueberschrift des Kap. 7 „Das Lamm Gottes", daß man ohne das Johannes-Evangelium nicht durchkommt. In einem schönen Kapitel behandelt Grau „das Gewissen Jesu". Es ist so treffend, wenn er zeigt, wie das ganze jüdische Gesetz auf Sündenerkenntnis als höchste Potenz sittlicher Entwickelung hinarbeite und wie man doch bei Jesu keine Spur von Sündenbewußtsein bemerke. Absolute Sündlosigkeit ist das innerste Zentrum seiner Aussprache. Auf die über das Menschliche hinausgehende Natur Jesu weist denn auch die Rede Jesu in Gleichnissen hin. Er erweist sich hier als Herr der Natur und die Natur als Weissagung von seinem Reiche. Aber läßt sich dies Selbstbewußtsein Jesu nicht aus den Weissagungen des alten Testaments verstehen? Die folgenden Kapitel in Graus Werk beschäftigen sich damit. Hier erkennt man den Schüler Hofmanns in Erlangen. Nicht die einzelnen Weissagungssprüche — nein, das Ganze der Weissagung ist ihm die Vorstufe, auf welcher Jesus selbst als Bringer der endlichen Erlösung, Jehovah selbst als Arzt, Erlöser und Hirte steht. Gegenüber seiner Selbstbezeichnung als Weltrichter bleibt nur möglich, ihn als den im Sohnesverhältnis, in Wesensgleichheit mit dem Vater Stehenden zu fassen, oder aber für den größten aller Schwärmer zu erklären. Das mag freilich für einen Theologen wie Bender, welcher gleich dem Rabbiner Geiger von Jesus erklärt, er habe gar keine neue Idee gebracht, dem alle Wirkungen, die von dem Erlöser ausgehen, nur Märchen sind, ein Kleines sein. Für uns ist schon die ganze Person Jesu, wie sie sich in den unleugbar echten Stücken der Evangelien spiegelt, eine solche, daß uns ein Rätsel bleibt, wie sie sich in den Gedanken der Menschen gebildet haben sollte, wenn sie nicht wirklich existierte. Da hilft auch die Hypothese Harnacks nichts (Dogmengesch. I, 72), daß sie als Ausprägung christlicher Entzückung, als Produktion ekstatischer Personen zu erklären sei. Wir sind gegenwärtig in dem Stadium, in welchem auch innerhalb der Theologie in darwinistischer Weise alles aus der natürlichen Entwickelung mit Verwerfung aller Wunder erklärt werden soll. Wir sind aber gewiß, daß die Kirche, die selbst auf Wunder steht, als Ende dieses Prozesses wieder zu dem Bekenntnis kommen wird, welches sie wahrlich nicht aus dem Hellenentum aufgesaugt hat, sondern welches das A und O der göttlichen Offenbarung in Heilsgeschichte und Lehre ist: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr." Das ist und bleibt, wie Luther sagt, der Christen Kunst, die rechte christliche Hauptlehre und Verstand.

Aus diesem Zentrum mehr nach der Peripherie führt uns das Buch: „Die göttliche Vorsehung und das Selbstleben der Welt von Dr. Wilh. Schmidt, Pfarrer in Cürtow." (Berlin, Wiegandt u. Grieben.) 1887. 230 S. 3,50 M. — eine anziehende wissenschaftliche Arbeit, die wieder beweist, daß die heutige Grundfrage der Theologie auf allen Gebieten lautet: Sind Wunder möglich? oder wie der Verf. es S. 4 etwas weiter konstruiert: „Gibt es einerseits große, eherne, ewige Gesetze, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden, und anderseits einen lebendigen Gott, der seine Hand im Spiele hat und alles lenkt nach seinem Willen." Warum der Verf. sich zuerst mit dem Begriffe der „göttlichen Vorsehung und der (altprotestantischen) Kirchenlehre" beschäftigt, ehe er „die Fürsehung und die hl. Schrift" behandelt, ist uns unklar. Auch hätten wir in letzterem Abschnitte eine genaue Darlegung der Lehre der ganzen Schrift von der Fürsehung gewünscht (denn so, als Fürsehung, d. h. Fürsorge für die Welt, und nicht als „Vorhersehen" ist der Ausdruck, den die heil. Schrift von Gott selbst nicht hat, zu fixieren). Die lange Auseinandersetzung über das Werfen des Looses bei der Königswahl Sauls, bei der wir übrigens „die doppelte Relation" auf sich beruhen lassen können (was würde der Herr Verf. sagen, wenn wir als doppelte Relation berichteten: die Einheit und das Kaisertum Deutschlands beruhte auf Initiative des Volkes und wurde vom gewünschten Kaiser übel aufgenommen (1848), nach einer anderen Relation gingen sie aus der Initiative der Fürsten hervor und fanden bei dem gewünschten Kaiser beste Aufnahme (1871)?), hätte

kurz mit Sprüchw. 16, 33 sich erledigen lassen. Die Worte S. 84: „Eine Unreinheit irgendwo rc. — — die ohne mein Zuthun geworden, wäre eine Naturbestimmtheit, aber keine Sünde" — verneinen die Erbsünde; gewiß nicht die Absicht des Verfassers. Sie müssen korrekter gefaßt werden aus dem Begriffe der „Menschheit", der überhaupt bei der Fürsehung nicht so beiseite gesetzt werden kann. In dem 3. Abschnitte „Fürsehung und das fromme Bewußtsein" werden Anstöße, welche das letztere in der Geschichte findet (Erdbeben von Lissabon, Kindermord in Bethlehem) besprochen, um ihre Verträglichkeit mit der göttlichen Fürsehung zu erweisen. Es ist die alte Hiobsfrage. Bei ihrer Beantwortung muß die Sünde in den Vordergrund geschoben werden. Auch das Hervortretenlassen der Schäden bei Völkern wie bei Individuen ist oft die Absicht Gottes bei solchen Ereignissen. Heutzutage wird man, nebenbei gesagt, christlichkonservativerseits wohl kaum dem Minister Pombal ein so günstiges Urteil zuerkennen, wie der Verf. thut. Das letzte Kapitel: „Fürsehung und Naturwissenschaft" ist das schwächste. Die Citate in ihrer Verarbeitung geben kein anschauliches Bild von der Thatsache, daß die darwinistische Entwickelungstheorie, von ihren falschen Anhängen gereinigt, geeignet ist, zu einer energischen Bejahung des Fürsehungsglaubens zu führen. Auch die Behandlung des Wunderbegriffes ist ungenügend. Warum hat der Verf. nicht die bloß äußerlich angehängten Bemerkungen eines Schleiermacher (Wunder = das Natürliche einer höheren Ordnung) und Beyschlag (Wunder = Naturordnung höherer Art) zum Mittelpunkt seiner Entwickelung gemacht, um so aus dem Wirrnis praeter, supra, contra naturam zu dem Ergebnis zu gelangen: in den Wundern treten die Gesetze der himmlischen Natur an die Stelle der irdischen Naturgesetze, gleichsam der kleine Zeiger des Zifferblattes der göttlichen Schöpfung anstatt des großen. Wir hoffen, daß durch dieses Buch eine Frage, welche sehr der erneuten Bearbeitung bedarf, in Fluß gebracht ist.

Die Wiederbringungslehre und die Seelenvernichtungstheorie gegenüber dem Schriftzeugnis von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Vortrag gehalten von Franz Splittgerber, Pastor zu Mützenow. (Greifswald, Julius Abel.) 1887. 40 S. — ist endlich der Titel einer kleinen eschatologischen Arbeit. So felsenfest die Kirche selbst stets die Ewigkeit der Höllenstrafen bekannt hat: so hat es doch fast keine Zeit gegeben, in welcher nicht einzelne Christen barmherziger sein wollten als Gott unser Heiland selbst und das „der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit" zu mildern suchten. Als eine esoterische Lehre findet sich die Wiederbringungslehre schon bei Origines. Schließlich werden alle Geister im Himmel und auf Erden, ja selbst die Dämonen geläutert vom Logos-Christus zur Gottheit zurückgebracht werden. Aber er will doch dem gemeinen Mann nur mitgeteilt wissen, daß der Sünder bestraft wird. In dem Vortrage des auf eschatologischem Gebiete rühmlichst bekannten, nun heimgegangenen Verfassers ist die Lehre der Kirche als der Schrift gemäß und entsprechend verteidigt der modernen Theologie gegenüber, welche auch hier gern die Ecken des Dogmas abzuschleifen sucht.

B. F.

— Geschichte des vatikanischen Konzils. Von Friedrich. Drei Bände. (Bonn, P. Neußer.) I. Bd. 1877. XLI und 840 S.; II. Bd. 1883. XXXV und 458 S.; III. Bd. 1887. XVI und 1258 S. 58 Mark.

Mit dem vatikanischen Konzil, insbesondere mit der Unfehlbarkeitserklärung vom 18. Juli 1870, darf die römisch-katholische Welt eine neue Zeitepoche beginnen. Schon die fast unzählbare Schar von Artikeln, Flugblättern, Broschüren und Werken, welche vor, während und nach dem Konzil erschienen und in der Friedbergschen „Sammlung der Aktenstücke" nur teilweise verzeichnet sind, weisen auf die große Bedeutung der Kirchenversammlung hin. Die Hoffnungen, welche vor 1870 die sogenannten liberalen Katholiken auf das Konzil setzten, haben sich nicht erfüllt. Die römische Kirche konnte auf die von diesen begehrten Reformen nicht eingehen, sondern mußte das unter anderen schon in Pseudo-Isidor dem Papsttume vorgezeichnete Programm konsequent durchführen und dem Gebäude der papalen Monarchie in der Unfehlbarkeitserklärung die Krone aufsetzen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die katholische Kirche durch die Proklamierung des blanken Absolutismus vorläufig eine Festigkeit und eine Macht erlangt zu haben scheint, welche jeden, der an die düsteren Prophezeiungen vieler guter Katholiken vor und während des Konzils zurückdenkt, mit größtem Erstaunen erfüllen muß. Friedrich beschließt sein großes Geschichtswerk zwar mit der Versicherung, daß Gott bereits über dieses Konzil gerichtet habe durch die Zerstörung des Kirchenstaates, allein es wird wohl keinem Widerspruche begegnen, wenn dem gegenüber behauptet wird, daß der des Kirchenstaats beraubte Bischof von Rom heute eine viel universalere Macht erlangt hat, als sie selbst die größten Päpste des Mittelalters mutatis mutandis gehabt haben. Die Opposition, die sich 1870/71 und in den folgenden Jahren in der Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien, Türkei, Oesterreich und vor allem in Deutschland gegen die Beschlüsse des vatikanischen Konzils erhob, hat es trotz mancher hoffnungsreichen Anläufe zu lebensfähigen Kirchenbildungen nicht gebracht, so daß selbst die heute stumm geworden sind, welche 1870 den bevorstehenden Untergang der römisch-katholischen Kirche und das Entstehen einer deutschen Nationalkirche so zuversichtlich ankündigten. Kaiser, Könige, Fürsten und große Volksversammlungen in vielen Ländern huldigen heute ehrfurchtsvoll dem unfehlbaren Papste in Rom. Trotz dieser Machtstellung und allen äußeren Glanzes aber ist der Kern und das Wesen der römischen Kirche doch von einem unheilbaren Siechtum ergriffen. Sie ist einem rotbackigen Apfel gleich, in welchem ein Wurm kräftig nagt. Dieser Wurm und dieses Siechtum bestehen nicht bloß in den antichristlichen Dogmen des letzten Konzils, sondern auch in vielen unbiblischen Lehren und Einrichtungen früherer Jahrhunderte. Dem Evangelium entnimmt die römische Kirche zur Beein-

flussung der Volksmassen eine nicht unbedeutende Kraft, aber diese wird durch den immer mehr überwuchernden Irr- und Aberglauben, weltlichen Herrschaftssinn und Mißbräuche aller Art unterbunden und lahmgelegt, sodaß, wenn Gott eine wahrhaft christliche Volkserneuerung herbeiführt, auch dieses stolze Ilion, weil eine menschliche Einrichtung und daher den Gesetzen des geschichtlich Gewordenen unterworfen, dahinsinken wird. Wir werden das freilich nicht erleben. Dem Münchener Historiker Joh. Friedrich muß man es Dank wissen, daß er die Arbeit von 17 Jahren daran gesetzt hat, um uns auf 2658 Seiten eines sorgfältig gearbeiteten und auch äußerlich schön ausgestatteten Werkes auf den schadhaften Kern und das unevangelische Wesen der römisch-katholischen Kirche in all ihren Einzelheiten zu führen. Die in den beiden ersten Bänden erzählte Vorgeschichte des Vatikanischen Konzils ist dem Verfasser unter der Hand zu einer eingehenden Geschichte der katholischen Kirche dieses Jahrhunderts angewachsen, die den Leser nicht bloß mit den leitenden Persönlichkeiten auf den Bischofsstühlen, Kathedern und in den Redaktionsstuben aller katholischen Länder, sondern auch mit allen Vorgängen auf kirchlich-wissenschaftlichem, kirchenpolitischem, sozialem, liturgischem, journalistischem Gebiete an der Hand eines reichen Quellenmaterials bekannt macht. Der dritte Band in zwei Hälften erzählt die Geschichte des Konzils, über dessen einzelne, auch geheim gehaltene Verhandlungen Friedrich als Theologe des Kardinals Hohenlohe und infolge seiner Verbindung mit mehreren Minoritätsbischöfen genau unterrichtet ist, daher er auch die vielfach einseitigen und unrichtigen Darstellungen römisch-katholischer Schriftsteller ergänzen und korrigieren kann. Das Bild, welches vom Papste Pius IX., den Kardinälen, Bischöfen und Theologen, sowohl für Infallibilität als gegen dieselbe kämpfenden, entworfen wird, ist kein schmeichelhaftes, zeigt uns vielmehr einen Abgrund von Halbheit, Unwahrhaftigkeit, Treulosigkeit, Verstellung und Haß, so daß Friedrich im Vorworte zum letzten Bande sich glücklich preist, die „traurige Arbeit vollendet“ zu haben. Freilich wird die römisch-katholische Kirche selbst die bitteren Wahrheiten dieses Buches nicht beherzigen, sondern dasselbe zu lesen verbieten und zu vernichten suchen, wie von jener Seite auch die antivatikanische Schrift des Grafen Clemens von Westfalen im vorigen Jahre und die des Pariser Weihbischofs Maret vor 16 Jahren, von anderen zu schweigen, aufgekauft und eingestampft wurde. Das Friedrichsche Werk beweist nämlich dem nachdenkenden Leser nicht bloß, daß auf dem vatikanischen Konzil das Walten des hl. Geistes nicht zu entdecken war, sondern nötigt dazu, die Ungültigkeit der dogmatischen Erklärungen (infolge mangelnder theologischer und historischer Kenntnisse und fehlender Diskussionsfreiheit sowie einseitiger Zusammensetzung der Mitglieder) auch von dem tridentinischen wie allen früheren Kirchenversammlungen, auf denen es nur allzu menschlich zuging, auszusagen. Die römische Kirche kann das nicht zugeben. Daher wird sie das Werk ignorieren, wenn sie es nicht unterdrücken kann. Der tiefe, unvereinbare Gegensatz zwischen ihr und jedem evangelisch oder biblisch gläubigen Christen beruht auf dem „Kirchenbegriffe“. Wer diese römische Auffassung von der Kirche als einer „perfecta societas, ausgerüstet von Gott mit der gesetzgeberischen und strafenden Gewalt“ teilt, muß alle weiteren römischen Lehren vom Primat, Unfehlbarkeit, Inquisition, Ablaß ꝛc. als einfache Konsequenzen mit in den Kauf nehmen. Und das ist nun die andere „traurige“ Seite des Buches, daß wir eine große Anzahl sonst trefflicher und unterrichteter katholischer Bischöfe und Gelehrten von diesem verkehrten Kirchenbegriffe aus die Sisyphusarbeit der Opposition gegen die Konsequenzen des als „göttliche Institution“ gläubig angenommenen papalen Systems verrichten sehen. Eine große Reihe von Schriften dieser sowohl wie der Freunde der Papstunfehlbarkeit werden analysiert. Ueberall begegnen wir dem gekennzeichneten circulus vitiosus, der ungeprüften Annahme unberechtigter Voraussetzungen, und überall dem Pochen auf die Tradition, so daß Friedrich am Schlusse seines Werkes ausruft: „Unzählige Male sprach man von Tradition, aber beinahe kein Mensch wußte und weiß heute noch eigentlich, was Tradition ist.“ (Nur der Hallenser Theologe Beyschlag versteht es, aus diesem Fragezeichen in seiner 1883 bei Strien erschienenen „Denk- und Schutzschrift an das evangelische Deutschland“ S. 52—54 ein der protestantischen Kirche fehlendes „hochberechtigtes Prinzip und den Keim eines großen Fortschrittes der Kirchengeschichte“ zu machen.) Mit Hilfe des sorgfältig ausgearbeiteten Personen- und Sachregisters am Schlusse jedes der drei Bände wird es dem Leser leicht, die Grundlosigkeit jeder Art von Begeisterung für das Traditionsprinzip (das als Widerspruch zu der Unverbesserlichkeit der uns durch Christus gewordenen letzten und höchsten Offenbarung erscheint), das Episkopalsystem, Primat u. s. w. selber zu prüfen. J. R.

3. Geschichte.

— Ueber der „Geschichte der neuesten Zeit“ von Prof. Konstantin Bulle (2. umgearb. Aufl. Leipzig, Veit u. Ko. 1887. Bd. I u. II, 276 u. 403 S.) hat sich ein seltener Streit erhoben. Der Verleger hat nämlich den letzten (vierten, auch bereits erschienenen) Band ohne Wissen des Verf. durchkorrigiert, die Anschauungen gemäßigt und aus dem deutschfreisinnigen Idiom ins nationalliberale übersetzt. In der „Nation“, dem Organ seiner Partei, führte darauf Bulle den Streit um sein gutes Recht und ließ den Verleger die ganze geistige Ueberlegenheit eines anerkannten Autors fühlen. Nun hat zwar Lessing den Fall gesetzt, daß der Schauspieler den Dichter sanft verbessere, aber über derartige Korrektorpflichten des Verlegers hat er nichts vorgesehen. Vielleicht wird der Verleger von sich aus etwa einwenden, daß er bei dem größten von ihm gestrichenen Passus der guten Meinung gewesen sei, es habe sich ein für die „Frankfurter Zeitung“ bestimmter Leitartikel in das Manuskript verirrt; denn was da vom konservativen Ansturm und vom Heroenkultus (Bismarck!) pomphaft gesagt ist, scheint einer ganz anderen Stilart anzugehören, als der historischen; so verraten auch die sonstigen

korrigierten Stellen nur den heftig erregten Parteimann. Was wunder, daß einem kritisch veranlagten Verleger da Echtheitsbedenken aufstiegen und er eine Pflicht der Textwiederherstellung empfinden mußte. Uebrigens hat Prof. Bulle die Fälschungen seines Verlegers nur bis in den 6. Bogen des 4. Bandes vom Schlusse aufwärts festgestellt; sie berühren also die beiden obigen Bände nicht. Aber man ist nun einmal unruhig geworden und glaubt auch beim Lesen dieser schon auf einem unkorrigierten Vulkane zu wandeln: ein Bild, dessen Kühnheit wir wohl fühlen, aber damit zu rechtfertigen bitten, daß Prof. Bulle den auch von ihm angewendeten „Alp der Reaktion" einmal zu einem „Meltau der Reaktion" verdestilliert hat.

Ich gestehe, es sind in beiden Bänden nicht wenige Stellen, die der Verleger immer hätte bessern sollen; freilich auch andere, die ganz so aussehen, als habe er sie thatsächlich verbessert. Daraus ergeben sich Gegensätze, die man nicht besser erkennen kann, als wenn man, Prof. Bulles Beispiel in der „Nation" folgend, seine Meinungen und die des Verlegers direkt gegeneinander hält. Ich denke mir das verdienstlicher als eine inhaltliche Kritik bei einem so oft durchgepflügten Gebiete. Es ist nur voraus zu sagen, daß eine im ganzen sachkundige und angenehme Darstellung in Bd. II mit 1863 schließt. Die auswärtige Geschichte, die auch Japan umfaßt, nicht aber die nordamerikanische Union, gibt zu Ausstellungen wenig Anlaß. Aber auf dem Gebiet der inneren deutschen Politik platzen Verf. und Verleger hart aufeinander. Der Verf. hat sein ganzes Buch auf den roten Faden — das Goethe-Eckermannsche Bild ist hier vielleicht verzeihlich — gezogen, daß das 19. Jahrhundert den Völkern Verfassungen habe bringen müssen, und welcher Art er meine, sagt er beim „Vereinigten Landtage" ganz deutlich. Der Verleger aber hat dagegen durch die Erinnerung vorgekehrt, daß Friedrich Wilhelm III. der Volksrepräsentation nur eine beratende Stimme zugebilligt habe (Bd. I, S. 34); derselbe findet auch anderen Orts das so beliebte bloße Suspensivveto für die Zentralgewalt nicht ausreichend. Der Verleger spöttelt auch über den „konstitutionellen Katechismus" und meint nicht, daß man fremde Verfassungen auf preußische Zustände inokulieren könne wie die Kuhblattern. Der Verfasser findet in einem hartnäckigen Revolutionstrieb ein Zeichen sittlicher Kraft, die einem Leo und Stahl gemangelt habe; aber der Verleger spricht mit Detestation vom Verschwörertum, und über einen steuerverweigernden Präsidenten, den die Regierung prompt absetzt, läßt er schadenfroh noch dazu seinen ganzen Hohn aus. Der Verf. gesteht am Schlusse, daß seine Leute die Partei über das Vaterland stellten (II, 402), der Verleger ordnet (im Beginne) die Freiheit der Einheit unter. Aehnliche Zwistigkeiten beider begegnen auch auf dem Gebiet der religiösen Fragen. Der Verf. meint, der Liberalismus habe in der Kirche ein gutes Recht zu wahren und nur Heuchler u. dgl. hätten sich unter Mühler wohl gefühlt — der Leser fürchtet schon der Beschreibung jener Orthodoxen zu begegnen, die der berühmte Hofmann in der „Erde und ihre Bewohner" geleistet hat: „die Orthodoxen glauben an drei Götter" — aber nach dem besser unterrichteten Verleger fehlt „dem kirchlichen Liberalismus das eigentlich religiöse Moment vollständig", und über den Rationalismus spricht er vernichtend ab und stellt die kirchliche Lauheit der Liberalen an den Pranger, was um so stärker wirkt, da der Historiker in Bremen diese Erfahrungen selber am schönsten hätte machen können. So spricht auch der Verf. von dem „geistigen Schwung", der die Juden in allen nicht polnischen Ländern auszeichne, aber der Verleger nennt H. Heine einen „charakterlosen Cyniker", und angeekelt von dem Kult, den Fanny Lewald mit ihren Glaubensgenossen in den Westermannschen Monatsheften treibt, kämpft er gegen Börne mit denselben Waffen wie Treitschke. Trotz dieser Reinigung mancher prinzipiellen Anschauungen ist dem Herrn Verleger immer noch einiges entgangen: über König Friedrich Wilhelm IV. kann er sich bei Ranke (in der Biographie und dem Briefwechsel mit Bunsen) besseres Material holen, damit er den großen Charakter einigermaßen bei Bulle hineinkorrigieren könne, und mit dem Wahn, als ob die Regierungen mit ihrer Strenge die Geheimbünde erst geschaffen, die kirchliche Regeneration den Unglauben erst geboren, den Materialismus gefüttert habe, muß er auch aufräumen. Mehrere statistische Fehler (über Holland, Galizien, Irland). I, 125 ist übersehen, daß die Bahnbauten die Preisdifferenzen der einzelnen Provinzen ausgeglichen haben. Jülich-Cleve-Berg sind altpreußische Lande genannt. Zweimal ist Westen und Osten verwechselt. Erfreulich ist es, daß der Verf. den Ultramontanismus für unbesiegbar hält durch bloße liberale Redensarten des Aufkläricht.

So klar Prof. Bulle in seinen Hauptüberzeugungen ist — national, preußisch, liberal mit Entschiedenheit gegen die Radikalen, trotz seiner Abneigung gegen strenges Kirchentum doch kein leerer Lichtfreund —, so zeigt deren Anwendung im einzelnen Fall jene merkwürdigen Widersprüche, die uns die beiden Seelen des Verf. und Verlegers komplett auszustatten ermöglichten. Der falsche Ausgangspunkt der historischen Betrachtung, daß fremde Verfassungsmuster Deutschland Heil geben könnten, und daß das Ringen um Konstitution die besten Lebensadern der Nation erfüllt habe, wird ganz eigentlich, völlig, gänzlich und für immer abgethan und vernichtet für jeden, der lesen kann, durch Leopold von Ranke „Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs" im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Alfred Dove. (Leipzig, Duncker und Humblot. 1887. XIX u. 623 S.) Das unerschöpflich tiefe Werk, das unvergleichlich gehaltreichste des Meisters, besteht aus zwei Hauptteilen: historisch-politische Abhandlungen aus der Zeit von 1832—36 und für diese Zeit, und aus dem Briefwechsel Bunsens mit seinem Könige. Der letztere ist längst bekannt und hoffentlich in den Händen aller politischen Konservativen; wollte man es versuchen, man müßte sehr viel darüber sagen, um etwas zu sagen; ich habe ihn in einem früheren Aufsatz das größte historisch-politische Lernbuch der Zukunft genannt. Hier sieht

man den König im Kampf gegen die konstitutionelle Schablone oder — das Deutsche ist hier wirklich besser — die konstitutionelle Hohlform mit ihrem Kerngesetz, daß die Minister aus der Majorität zu nehmen seien. Aber diesen Kampf hat Ranke selbst schon Jahrzehnte früher geführt, indem er Entstehung und Abwelken der französischen Verfassungen von 1814—1830 kritisch verfolgte. Während die Julirevolution verhältnismäßig wenig berührt wird, genügt die genaue Prüfung der früheren Konstitutionen, um zu warnen vor der Massensouveränität, beruhe sie nun auf wirklichen Volks- oder bloßen Wähler- und Vertreter-Majoritäten. Rankes Lehre wendet sich durchaus gegen die „konstitutions- und majoritätsanbetenden Schöpse" (Worte König Friedrich Wilhelms IV.). Hier einige Mitteilungen aus dem über Frankreich Gegebenen. Die Bourbonen hat nicht Europa in Paris wieder eingesetzt, sondern die Macht französischer Verhältnisse. Die charte Ludwigs des 18. von 1814, wiewohl aus königlicher Souveränität entflossen, wendete sich eher demokratisch gegen die aristokratische des Senates. Damit war aber ein Gegensatz bestellt zwischen dem Legitimitätsprinzip und dem demokratischen einer Deputiertenkammer mit großen Vorrechten. „Der restaurierte Staat lebte aus zwei verschiedenen Prinzipien." Die Hunderttage haben dann insofern eine große Verlegenheit des Königs. Der Zurückgekehrte stand freier da. Die Notwendigkeit, gegen die Revolution schärfer aufzutreten, war eben durch die Hunderttage bewiesen. Allein als die Reaktion übergroße Verhältnisse annahm und jene Greuel, die 1300 Hugenotten das Leben kosteten, in der Kammer Beifall fanden, da entschloß sich der König zur Auflösung einer Kammer, welche die triviale Meinung ultraroyalistisch nennt. Ranke zeigt, wie wenig sie dies war, daß in ihr die Ansprüche des alten Parlaments, der egoistischen Oligarchie auflebten. Genauer wird so nur der Anfang der Restauration beschrieben, und doch welche Fülle von Lehren auch für Deutschland! Diese besonders, daß der Thron der wahre Indifferenzpunkt der Einzelinteressen ist. Geistreiche Betrachtungen, ganz mit französischem Stilus geschrieben, enthält eine Musterung der durch die Julirevolution erzeugten Flugschriftenlitteratur Frankreichs, die alle Richtungen beachtet. Das Feinste ist vielleicht über Lamennais' paroles d'un croyant, welche Gregor XIV. „ein Büchlein klein an Umfang, aber ungeheuer an Bosheit" genannt hatte, in welchem fanatisch die Bruderschaft des Radikalismus mit dem Klerikalismus verteidigt wird. Ranke: „Lamennais satanisiziert das Fürstentum"; „es ist ein Koran der empörten Fabriken", und daß es der Triumph der Revolution über den willigen Klerikalismus sei. Unendlich liebenswürdig und geistreich — freilich nicht für Halbgebildete — ist jenes „Gespräch", in dem Ranke seine tiefste politische Ueberzeugung niederlegte. Seinen Inhalt aus anderen Aufsätzen dieses Bandes charakteristisch zu ergänzen, sei des Raumes halber hier erlaubt. Er will das Recht einer „aus eigenem Recht lebenden Staatsexistenz", die preußische Staatsidee verteidigen. Man mute uns nicht zu, die Formen, die Mittel (= Konstitution) blindlings zu verehren: „für euren künstlichen Staat fehlt nichts weiter, als daß ihr uns auch künstliche Menschen macht." Jeder Staat ist ein Individuum, mit besonderem Geist und Leben. Weg mit den dürren Erfindungen der Franzosen und ihren mechanischen Formen! So wenig wie es eine allgemeine Sprache gibt, gibt es eine allgemeine Staatsform; und aus einer bloßen Aesthetik entsteht nie ein Kunstgebilde. S. 150 ahnt er, daß die Ueberhebungen einer Kammer die militärische Kraft Preußens antasten könne. Das Böseste, weil das Aberwitzigste, erscheint ihm die Volkssouveränität. — Sehr übel kommen in einigen Abhandlungen zur deutschen Geschichte die süddeutschen konstitutionellen Staaten weg: mit dem Giftlohn solcher Verfassungen wollten die Rheinbundsfürsten unreife Völkerschaften versöhnen mit ihrer fürstlichen Existenz. Preußen bot seinem Volke längst durch die Steinsche Aera alle wünschenswerte Freiheit, und im Zollverein schuf es die voll gewürdigte Grundlage künftiger politischer Einheit Deutschlands. Den Irrwahn bekämpft Ranke immer wieder — leider selbst von Historikern ungehört (Bulle!) —, als ob eine Aufgabe und dieselbe, der Kampf um Konstitution, dem damaligen Europa gestellt gewesen sei. Es sei nicht wahr, daß sich überall das politische Leben um die Frage: „Parlament und König" drehen müsse. Selbst in Frankreichs Parlament habe man nicht um Freiheit, sondern in Wahrheit um Interessen gerungen. Rankes Wunsch war der, zu versöhnen, indem er belehrte, zu versöhnen auch durch ein moderates Programm für deutsche Einheit. Er läßt sich den deutschen Bund so schlecht nicht machen. Auch die preußische Handelspolitik behandelt er: noch immer sind davon manche Angaben und Betrachtungen wertvoll. Er steht freilich zum Freihandel — aber mit dem Bedinge der Gegenseitigkeit, und damit ist seine Ausbeutung durch Herrn Bamberger unmöglich gemacht. — Das Merkwürdigste für weitere Kreise mögen die angehängten politischen Denkschriften, bestimmt für den König 1848—51, sein. Ich enthalte mich des Eingehens darauf; überall fand man in politischen Zeitungen Auszüge daraus, einen sehr zutreffenden im „Reichsboten" um den 13. Juli. Und gerade diese Denkschriften wären auch einer widersprechenden Kritik zum Teil nicht unzugänglich, sie haben nicht die geschlossene Einheit des übrigen Buches, sie schwanken etwas mit den Verhältnissen. L. Sch.

4. Länder und Völker.

— Mit ungemeinem Interesse haben wir ein neues Werk aus der Feder Schweinfurths gelesen: „Mon excursion à travers l'île de Sardaigne 1858". (Lausanne.) Diese so spät, nach fast dreißigjährigem Schlafe auferstandenen und ausgegrabenen Tagebuchblätter, ursprünglich deutsch geschrieben, verdanken wir der Feder der Md. Barlay, welche sie ins Französische übersetzte. Es braucht nur gesagt zu werden, daß Georg Schweinfurth der Verfasser ist, und jedermann wird wissen, daß er es mit einer geistreichen Leistung des gelehrten Verfassers zu thun hat. Wenn auch der Stoff des Tagebuchs hauptsächlich

botanischem Interesse gewidmet ist, so bleibt doch genug an hübschen und geistvollen Bemerkungen übrig, welche für jedermann anziehend sind. Schweinfurth brach am 11. März 1858 von Heidelberg als Student auf und schon am 25. April, nach einer Reise von nur 44 Tagen, — es gab damals noch keinen Gotthardt-Tunnel — schreibt er: „à cinq heures et demie nous étions à Bâle; à six heures, j'en repartais pour Heidelberg par l'express. J'y arrivai avec un franc en poche! juste de quoi payer mon fiacre; grande joie de mes amis, réception des plus cordiales de leur part et grand étonnement, puis-je ajouter, car avec mon costume de bohème, mon chapeau noir à la niçoise et ma figure broncée, j'avais l'air d'un vrai banoit."

„Braucht Deutschland eine Kolonial-Armee?" Von Eugen Friese, Hauptmann a. D. (Dresden, Friese u. v. Puttkamer.) betitelt sich eine Broschüre, die recht zeitgemäß ist, und mit deren Tendenz sich jeder vollkommen einverstanden erklären muß, dem die deutsche Kolonisation am Herzen liegt. Eigentümlich berührt nur, daß der Verfasser so viel auf das Urteil des Herrn Küntzel zu geben scheint, „des bekannten und verdienten Afrika-Reisenden", wie ihn Herr Friese nennt. Heute beliebt sich jeder Afrika-Reisender zu nennen, der irgend einmal in den dunkeln Kontinent seine Nase hineingesteckt hat. Wir konstatieren hiermit, daß Herr Küntzel nur in Lamu war und daß er mithin nicht im stande ist, ein auf eigene Erfahrung gegründetes Urteil über afrikanische Verhältnisse abzugeben. Hätte Herr Friese Hübbe-Schleidens „Ethiopien", oder dessen „Deutsche Kolonisation" durchstudiert, sich überhaupt um die afrikanische Litteratur etwas besser gekümmert, und wäre es auch nur die der beiden letzten Jahre, so hätte er leicht noch bessere Stützen für seine Ansichten ins Treffen führen können. — Zu Anmerkung 2, S. 23 bemerken wir übrigens, daß der Sultan von Sansibar nicht von den Bevollmächtigten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft den ganzen Küstenstrich in der Breite von 5 geogr. Meilen 2c. sich hat zusprechen lassen, sondern daß dies geschah in der Breite von nur 10 englischen Seemeilen durch die zum Abschluß gebrachten Verhandlungen zwischen Deutschland und Großbritannien.

Kongoland. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen. 2. Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wirtschaftsgebiet nebst einer Liste der Faktoreien bis zum Jahre 1887 von Dr. Pechuel-Lösche. (Jena, Hermann Costenoble.) 1887. Ein umfangreiches Werk von über 500 Seiten, das über den neuesten Stand des Kongo-Unternehmens wohl alles Wissenswerte enthält und eine Fülle schätzbaren statistischen Materials dem sich dafür Interessierenden bietet. Der erste Teil bringt das aktenmäßige Material über die bekannten unerquicklichen Differenzen, die Pechuel-Lösche mit Stanley hatte. Der Leser bekommt einen vollkommenen Einblick in die Meinungsverschiedenheiten, die damals herrschten, sowie in die Bildung und Entstehung des Kongostaates. Wir hoffen, daß nunmehr die Streitigkeiten zwischen den beiden Herren ihren Abschluß hiermit gefunden haben. Der zweite nicht amtliche Teil beginnt mit Darstellung der Handelsverhältnisse von Unterguinea und der Loango-Küste. Was den Handel anbetrifft, so ersehen wir aus der Schilderung, daß derselbe den meteorologischen Verhältnissen entspricht, d. h. der „große Handel" in die Zeit von Mai bis September, der „kleine Handel" in die von Dezember und Januar fällt. Der ganze Handel wird durch Tausch betrieben. Wir erhalten des weiteren Aufklärung über Bodenbeschaffenheit, die Vegetation des Landes; Pechuel-Lösche unterscheidet Waldland, Grasland oder Steppe und das Savannenland. Dieser Abschnitt und der folgende „Die Kongoforschung und die Kongofrage" sind ursprünglich als zwei Vorträge ausgearbeitet worden. Die Schlußbetrachtungen über das innere Kongoland beschäftigen sich mit den Aussichten, welche das Land bietet, und wir stimmen Dr. Pechuel-Lösche vollkommen bei, wenn er sagt, daß auch hinsichtlich des Kongolandes das meiste Gebiet noch zu entdecken und zu erforschen sei. „Die spärlichen Linien, welche gewissenhaft entworfene Karten aufweisen, erfordern größtenteils noch Bestätigung und Berichtigung. Nicht anders verhält es sich mit den Schilderungen der Natur des Gebietes. Weniges ist erst entdeckt, noch weniger erforscht." Ein Verzeichnis der Faktoreien längs des Kongoflusses, der Kongoküste, der Loangoküste, des Kuileflusses, des Lukmmeflusses und des Tschilvango beschließt das interessante Buch.

Gerhard Rohlfs.

5. Biographisches.

— Die Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin. Lateinisch und deutsch mit geschichtlichen Erläuterungen herausgegeben von Joh. Jos. Ign. von Döllinger und Fr. Heinrich Reusch. (Bonn, P. Neußer.) 1887. VI u. 352 S. 6 M.

Der Jesuitenorden hat wiederholt die Heiligsprechung des am 27. September 1621 gestorbenen Kardinals Bellarmin betrieben, vor allem 1627 und in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, konnte sie aber wegen verschiedener „dunkler Punkte" nicht erreichen, über welche die bis zum Jahre 1613 reichende „Selbstbiographie" näheren Aufschluß gibt. Vergebens hatten Fuligatti (1624), Daniel Bartoli (1677), Nik. Frizon (1708) durch „Lobschriften" denjenigen der Ehren der Altäre teilhaftig zu machen sich bemüht, der die Kanonisation seines Ordensstifters Ignatius von Loyola durchgesetzt hatte. Da zogen die Jesuiten die in einem römischen Archive verborgene eigene Lebensdarstellung des Kardinals ans Licht, hintertrieben aber dadurch zu ihrem Entsetzen die Seligsprechung, so daß die „Selbstbiographie" unterdrückt wurde. Nur die Züricher Stadtbibliothek rettete u. a. ein Exemplar, das 1762 zu Ferrara erschienen war. Durch obige Ausgabe ist das unbekannte Buch jedermann zugänglich geworden. Fordert schon dieses den lebhaften Dank heraus, so noch mehr die Darstellung der „Verhandlungen über die Seligsprechung Bellarmins" (S. 5—24), der Kanonisation des Ignatius von Loyola (S. 314—345) und vor allem die aus gedruckten und ungedruckten

Quellen geschöpften Mitteilungen über die von den bisherigen Biographen stiefmütterlich behandelte schriftstellerische und kirchenpolitische Thätigkeit des Kardinals (S. 73—314). Der Theologe oder Historiker, welcher in die Streitfragen und Verhältnisse der Zeit von 1570 bis 1621 einen richtigen Einblick gewinnen will, darf die „geschichtlichen Erläuterungen“ dieses Buches nicht unbeachtet lassen. Bellarmin ist der Hauptpolemiker gegen die Magdeburger Centuriatoren und die Reformatoren überhaupt. Seine (scheinbar zuweilen liberalisirende, aber auf Umwegen dasselbe Ziel wie Thomas von Aquin verfolgende) Fassung des Begriffs der Kirche und des Verhältnisses von Staat und Kirche ist Ordensdoktrin geworden und auf dem vatikanischen Konzil dogmatisiert. In seiner fruchtbaren Schriftstellerei ist er das Muster eines modernen „Hetzkaplans“, der die unbequemen Personen, deren Gründe nicht zu widerlegen sind, mit Heftigkeit angreift und zu gleicher Zeit unter verschiedenen Namen Schriften erscheinen läßt, welche Bellarmin verteidigen. Von größtem Interesse ist Bellarmins Mitwirkung bei den Ketzertötungen in Rom, an der Verfolgung der Hugenotten in Frankreich und der Bekämpfung des englischen Königs. Was Professor Joh. Huber 1870 in seiner bei R. Oldenbourg in München erschienenen Schrift: „Das Papsttum und der Staat“ als Schuld der römischen Kirche resp. der Jesuiten an der Bartholomäusnacht und Pulververschwörung nachgewiesen hat, findet durch die Belege des Werkes von Döllinger und Reusch seine Bekräftigung. Die kirchenpolitischen weltherrschaftlichen Maximen der römischen Kirche treten hier so stark wie nirgendwo hervor; sie sind trotz allem Zeitenwechsel heute dieselben wie zur Zeit Bellarmins.

J. R.

6. Bildende Kunst.

— Altes und Neues. 15 Originalzeichnungen von Ludwig Richter. In Lichtdruck ausgeführt. (Leipzig, Alfons Dürr.) 1887. Fol. 10 Mark.

Wer jemals Originalzeichnungen von Ludwig Richter gesehen und sie mit den Holzschnitt-Reproduktionen selbst der besten Holzschneider wie Gaber und Bürkner verglichen hat, der wird sich des Bedauerns nicht haben erwehren können, daß diese vervielfältigende Kunst dem Meister so wenig gerecht werden konnte. Bei einem Künstler von so durchgebildeter Eigenart bringt jede Nachahmung seiner Werke durch andere Hand etwas Fremdes, seiner Individualität nicht Entsprechendes hinein; aber auch davon abgesehen, der Holzschnitt vernichtet die unendliche Mannigfaltigkeit der Schattierung, der Linienführung und des Ausdrucks. Um so dankenswerter ist es, daß wenigstens von einigen Blättern Ludwig Richters in der hier angezeigten Ausgabe Lichtdruck-Reproduktionen gegeben werden, die jede Linie, jeden Pinselzug des Originals getreu wiedergeben und darum gewiß allen Verehrern des deutschen Hausfreundes sehr willkommen sein werden. Gerade hier läßt es sich recht deutlich wahrnehmen, daß bei Richter nichts Manier, alles Resultat poesievoller Naturbetrachtung ist. Wir empfehlen das Werk angelegentlichst für den Weihnachtstisch.

Th. M.

7. Litteraturgeschichte.

— Klassische Dichter und Dichtungen von Gerhard Gietmann, S. J. Erster Teil. Das Problem des menschlichen Lebens in dichterischer Lösung. Zweite Hälfte: Parsival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen. (Freiburg im Breisgau, Herder.) 1887. 802 S. 8 M., geb. 10 M.

Vorliegender Band ist die zweite Hälfte des ersten Teiles eines weit angelegten Werkes. Die erste Hälfte enthält: Die göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri und geht mit der zweiten zusammen unter dem oben angeführten Titel. Dieser erste Teil enthält bereits über 1200 Seiten. Hervorgegangen ist das ganze Werk aus der großen katholischen Verlagshandlung, deren Tendenz darin besteht, einesteils eine Verherrlichung der katholischen Glaubenswelt auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu liefern, katholische Laien einzuführen in das Verständnis klassischen Lebens, anderenteils Polemik, offen und versteckt, zu treiben gegen alles, was irgend als Ausfluß der „sogenannten Reformation“ erscheint. Auf selbständigen wissenschaftlichen Wert kann die genannte Arbeit nur mit Ueberhebung Anspruch machen, neu ist eben nur die Beleuchtung des Zusammengestellten von spezifisch katholischem Standpunkte. Parsival soll in „knapper Uebersicht“ (es geschieht auf 190 Seiten) zur Anschauung gebracht werden, teils „durch kürzere oder längere ästhetische Bemerkungen die richtige Wertschätzung des poetischen Wertes“ vermittelt und „einigermaßen selbst jenen genügt werden, welchen weder der mittelhochdeutsche Text, noch die Uebersetzungen zur Hand sind“. Die Ausführungen des Ganges der einzelnen Dichtungen sind geschickt und übersichtlich gegeben. Wenn auch dabei anerkannt werden kann, daß der Verfasser seine Ansichten im ganzen maßvoll und in würdiger Sprache, selbst da, wo er polemisiert, vorbringt, so überrascht an verschiedenen Stellen eine wirklich naive Auffassung der Dinge. So z. B., wenn Herr Gietmann der Welt in seiner Gutherzigkeit noch einige Dante gegönnt hätte. S. 196 heißt es: „Freilich ist die Darstellung der christlichen Geheimnisse in künstlerischer Form wegen ihrer Erhabenheit so schwierig, daß sich nicht häufig ein mit den erforderlichen Eigenschaften in vorzüglichem Grade ausgerüsteter Künstler finden wird. Aber bei der erhabenen, ganz poetischen Weltanschauung des Mittelalters hätte doch öfter ein Dante mit jener Erde und Himmel umspannenden Weite des Blickes — erstehen müssen.“ Der zweite Teil des Faust wird S. 312 folgendermaßen gerichtet: „Im 2. Teile leiden die Einheiten von Ort, Zeit und Handlung völlig Schiffbruch: mit ihnen geht denn auch der dramatische Charakter des Stückes zu Grunde!“ Sonst wird dem Faust S. 484 folgendes klassische Zeugnis ausgestellt: „Der Faust ist durchaus nicht arm an echter Poesie, ja vermöchte, bei besserer Grundrichtung, wohl manche sonst gefeierte Werke der Litteratur aufzuwiegen.“ Was sind das wohl für Werke? — Die Gralsage weist S. 192 überall in das Gebiet der übersinnlichen Schönheit hinaus. „Es weht uns ein Geist wie aus einer

höheren Welt an, ein Hauch des Göttlichen, der uns etwas von dem Glücke ahnen läßt, welches die damaligen Völker im ruhigen Besitze einer so beseligenden Wahrheit, wie die vom heiligen Sakrament des Altars, genossen."

Die Anordnung der ganzen Arbeit läßt viel zu wünschen übrig. Nachdem die zwei erstgenannten Hauptdichtungen durchgenommen sind, erscheint unter der Ueberschrift: Gesamtbild des Menschenlebens im Spiegel klassischer Dichtungen ein Vor- und Rückblick, sodann Prometheus und dann erst das Buch Job. Die auf dem Umschlage genannten „verwandten Dichtungen", Theophiluslegende und Calderons wunderbarer Zauberer, stehen unter der Aufschrift: „Die Mächte der Finsternis". Dazwischen befinden sich die Abhandlungen: „Unruhiger Thatendrang und Politik" und „Durst nach Wahrheit, Genuß und Schönheit" eingeschoben. Wir sehen, der Verfasser ist groß in Einteilungen und noch größer in Titeln. In dem Rückblicke S. 447 wird Faust, der auf ca. 200 Seiten behandelt ist, zum Schlusse noch einmal „knapp zusammengefaßt, ergänzt und erweitert" und dabei heißt es: „Somit wollen wir uns das Ganze der Tragödie noch einmal unter der siebenfachen Rücksicht vergegenwärtigen." Das letzte Kapitel enthält unter: „Wahre und falsche Geistesfreiheit" fast ausschließlich S. 747—64 Polemik über Dante, gehört also doch wohl zur ersten Hälfte des ersten Teiles.

Für katholische Leser mag das Buch recht Beherzigenswertes enthalten und sie mögen sich daran freuen, daß nach S. 741 Dante Paradies V 76 fg. die Unfehlbarkeit deutlich genug ausgesprochen hat, Andersgläubige werden S. 758 an den „älteren Ketzern, Spiritualen oder Fraticellen oder Hoftheologen Ludwigs von Bayern" Anstoß nehmen oder daran, daß Dantes echt katholische Weltanschauung „gegenüber dem Protestantismus und dem Unglauben unserer Zeit" zur Darstellung kommt. Viel Neues wird, wer den Stoff nur einigermaßen kennt, aus dem Werke nicht entnehmen. Insofern ist es also der „sogenannten Reformation" und ihren Anhängern vollständig ungefährlich. Sch.-K.

8. Poesie.

— Gedichte von August Schwartzkopff. Erster Teil: Von den ewigen Höhen und Gründen. (Geistliche Gedichte.) (Leipzig, Georg Böhme.) 1887. XIV u. 398 S. 3,50 M.

Der heimgegangene Sänger, der jetzt, wie wir hoffen, im höheren Chore seine Harfe zu Gottes Ehre stimmt, ist den dankbaren Lesern der „Allg. kons. Monatsschrift" und des „Volksblattes f. Stadt u. Land" gar wohl bekannt. Im Augustheft 1886 hat der Sohn des Vaters Bild mit Treue gezeichnet und, indem er seinen Wert zusammenfassend darstellte, den besten Kommentar auch für diese Dichtungen gegeben. Schwartzkopff gehört in die große Reihe christlicher Dichter, die seit Ephräm dem Syrer, seit anderthalb Jahrtausenden die unverfälschte christliche Lehre im Liede predigen. Die Erbauungskraft sprechen wir auch den Gesängen des Angelus Silesius nicht ab, aber sie können nur von Starken im Glauben ganz ohne Schaden gebraucht werden; bei Schwartzkopff ruht jede Zeile auf dem Felsengrund treuen kirchlichen Glaubens. Ja der Dichter berührt gern die äußersten Spitzen und Konsequenzen des Dogmas, so daß das Christkind mit der Kindeshand den Erdenkreis umspannt oder „Und bei der Pein der Hölle — Blieb selbst dein Vater stumm". Allein Pastor Schwartzkopff war der Letzte, zu wähnen, daß die Glaubenstreue allein den Poeten mache. Er hat mit einem echten Dichtergemüt die Welt über sich und um sich betrachtet und alle Vorgänge im dichterischen Prozeß in das Gold reiner Poesie umzuwandeln vermocht. Seine Fähigkeit, sich in allerlei Versmaßen zu bewegen, diente ihm, jede Stimmung in die ihr entsprechende Form zu gießen. Wie jubelreich tönt das Ostersiegeslied: „Triumph, Triumph! Es siegt der Held!" Und wie schwermütig zagend dagegen: „Du kannst säumen, Herz, in Träumen, deren sich die Thorheit freut?" Selten verführt den Dichter seine Stärke in der Versifikation, mit einem gewöhnlichen Reim vorlieb zu nehmen. Im ganzen möchte man ihn doch eher einen Sänger als einen Dichter nennen: das Hymnische überwiegt; das Schaffende des Poeten (ποιεῖν), das Umformen des Geschauten in höhere Lagen der Anschauung tritt doch gegen die formellen Bethätigungen des Dichters zurück; manchmal retten nur Antithese und Hyperbel und kühne Personifikationen das Gedicht als solches. So steht unser Dichter, wenn man ihn rubrizieren will, in der edelen Klasse P. Gerhards, Flemings, Günthers und jener Zeitgenossen: Empfindung und Rhetorik im besten Sinne des Wortes. Dasselbe Talent, wie bei jenen, mit der ersten Zeile in die Sache hineinzuführen, daher diese oft zur Ueberschrift werden kann; auch dasselbe Verweilen und sich Verlieren in breitere, gleichsam konzentrische Ausführung. Aber manche Dichtungen Schwartzkopffs beweisen auch, daß unser geistlicher Liederstil nicht bei P. Gerhard stehen geblieben ist, sie zeigen Klopstocks und Goethes Tiefe und Uhlandsche Feinheit, d. h. sie kommen Geroksche Dichtungen gleich. Echte Poesie sind vor allem diejenigen Lieder, welche den Uebergang zur weltlichen Dichtung machen, die Bergmannslieder, „aus dem Cypressenkranz", die Abendlieder, Michaelis u. s. w. Diese geben uns die größten Hoffnungen für den künftigen Band weltlicher Dichtungen. Die reine, tiefe Empfindung der Passionslieder ist ergreifend. Die stärksten Register ziehen dagegen die Lieder von Gericht und Ewigkeit. Häufig offenbart sich im Dichter der originale christliche Denker: Notwendigkeit des Leidens („Unser Weg geht zu den Sternen"); wie unsere kleine Erde Schauplatz der Menschwerdung sein konnte („Es rauscht im Tannenwalde"). Mit besonderer Geschicklichkeit sind klassische Strophen Luthers, Herbergers u. a. zum Refrain eigener gemacht: man staunt, wie viel der Poet im Poeten zu finden weiß! — Den letzten Feilenstrich hat der Verewigte bei manchen Gedichten nicht mehr thun können, so gesteht die Vorrede, und manchmal stört einen wohl ein oft gehörter Klang, ein achtloses Uebergreifen des Gedankens in weitere Zeilen, aus dem ruhigen Genießen auf; aber, alles in

allem, wird in künftigen Jahrhunderten hinter Geroks und Spittas mit Jul. Sturms auch Schwartzkopffs Name genannt werden, dessen ganzes Leben Gesang war, und dessen letzte Strophe hienieden noch eine christliche Grabweihe war: „Weihe, Herr, mit Lebensöle — Auch den Leib in stiller Gruft, — Bis mit ihm vereint die Seele — Steigt empor, wenn Jesus ruft." L. Sch.

9. Unterhaltungslitteratur.

— Fremde Schuld. Roman von P. Letnew. Nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt. (München, Otto Heinrichs.) 1886. 308 S. 8⁰.

— Eine Million von Graf E. A. Saliaß. Aus dem Russischen übersetzt von E. von Glehn. (Berlin, Richard Wilhelmi.) 1887. 282 S. 8⁰.

— Russische Bauern. Von Graf Leo Tolstoy. Deutsch von Ernst von Glehn. (Leipzig, Karl Reißner.) 1887. 126 S. 8⁰.

Seit Rußland aufgehört hat, unser Freund zu sein, gewinnt es unser Interesse in weit höherem Grade, als vorher. Dies zeigt sich unter anderem auch darin, daß russische Romane in leidlicher Uebersetzung einen guten Markt bei uns finden; sie sind sogar Mode geworden und machen den französischen eine gefährliche Konkurrenz. Kein Wunder: sie sind im ganzen anständiger und doch eine sehr bequeme Lektüre, in der von Pflicht, Schuld, Gewissen und ähnlichen lästigen Plagegeistern des täglichen Lebens nicht die Rede ist.

Der zuerst genannte Roman hat freilich den Titel „Fremde Schuld". Aber man würde sehr irren, wenn man hier ein ethisches Problem vermuten wollte. Fremde Leute waren „schuld" daran, daß Anjuta ihren Habarow erst auf Seite 257 glücklich machen kann. Die bösen Leute und sehr dunkle verwickelte Umstände, die zu durchschauen mir nicht gelungen ist, haben Fräulein Anjuta die Leiche eines fremden Kindes in die Arme gelegt und das Mädchen gezwungen: erstens die Leiche in einen Sumpf zu versenken, zweitens dem Herrn Habarow vorzulügen, das Kind sei ihr eigenes gewesen, und drittens diese Lüge erst dann zu widerrufen, als es dem Verfasser an der Zeit schien, mit seinem Roman zu einem gewissen Abschluß zu kommen. Doch fürchte man ja nicht, daß daraus Anlaß zu moralischen Seitenhieben genommen werde. Zwar an Nervenreizen fehlt es in dem Buche nicht; aber es beobachtet überall eine salongemäße Zurückhaltung und zeigt uns von seinen Menschen nur das, was nach unseren Begriffen zur Außenseite gehört. Sollte es wirklich wahr sein, daß der gebildete Russe die zehn Gebote nicht mehr kennt? Es wird vielfach behauptet, und die den Eindruck der photographisch getreuen Schilderung machende Erzählung Letnews scheint es zu bestätigen.

„Eine Million" ist eine Art historischen Romans, dessen Held Potemkin ist. Soviel ich beurteilen kann, ist auch hier das Kolorit der Zeit trefflich wiedergegeben; die Charakterzeichnung ist jedenfalls recht interessant, meist humoristisch, oft possenhaft. Im ganzen eine verhältnismäßig harmlose, lustige Unterhaltungslektüre, bei der das Juchten-Parfüm nicht allzu aufdringlich erscheint. Als Eisenbahnlektüre läßt man sich das Buch gern gefallen.

Dagegen möchte ich dringend empfehlen, das kleine, vortrefflich übersetzte Buch von Tolstoy zur Familienlektüre anzuschaffen. Die Vorzüge der Schriften des Grafen Tolstoy werden unseren Lesern wohl bekannt sein. In den „Russischen Bauern" schildert er ohne idealisierende Uebertreibungen, mit jener „Echtheit", welche der moderne Leser nun einmal verlangt, naive Bauern, ihre Frömmigkeit, ihre Leidenschaften, ihre täglichen Mühen und Sorgen. Doch dies ist nicht oberster Zweck seiner Dichtungen, wie es die Aesthetik des Naturalismus verlangt, sondern Mittel zum Zweck. Er begreift den Glauben, den Gehorsam gegen Gott als höchste Lebensaufgabe und unentbehrlichsten Lebensinhalt: also löst sich ihm auch jedes Problem in menschlichen Schicksalen erst durch den Glauben. Das ist ja nun wohl das unterscheidende Merkmal der christlichen Poesie. Aber wie weit sind viele unserer christlichen Schriftsteller von der Kunst eines Tolstoy entfernt! Wie oft muß bei ihnen die Rhetorik eine folgerichtige psychologische Entwickelung, die aufdringliche Moral ein lebensvolles Geschehen und Werden ersetzen! Darum sei es mir gestattet, nochmals dieses Buch für die Winterabende zu empfehlen. Es enthält vier Erzählungen, die je an einem Abend vorgelesen werden können und Jung und Alt erfreuen werden. (Der Preis ist uns leider nicht mitgeteilt worden.) Th. M.

— Um ein Grafenschloß. Roman von A. v. d. Elbe. (Berlin, Otto Janke.) 1887. 270 S. 8⁰. 2 M.

Es ist immer eine Freude, einen neuen Roman der unseren Lesern wohlbekannten Verfasserin zu erhalten. Man ist von vornherein gewiß, eine schöne Bereicherung des Gemütes, des Verstandes und des Willens zum Guten von ihr zu empfangen, ohne Ueberschwänglichkeiten und Ueberspanntheiten mit in den Kauf nehmen zu müssen. Man darf hoffen, daß nach Ueberwindung der Aera Marlitt die sorgfältige nnd überaus mannigfaltige Charakterschilderung, die umfassende Welt- und Menschenkenntnis unserer Verfasserin mehr zur Anerkennung kommt. Auch ihr oben genannter Roman ist sehr lesenswert. Es fehlt in demselben nicht an spannenden Intrigen, an Liebe, Verbrechen, verkannter Tugend und all' den übrigen notwendigen Uebeln einer interessierenden Schilderung aus dem Menschenleben. Aber das alles überwuchert nicht. Die Hauptsache bleibt die Entwickelung der Charaktere zu der ihnen natürlichen Gestaltung; eine gesunde sittliche Idee waltet ihres erlösenden Amtes. Und doch fehlt dem Buche etwas. So viel ich an der Technik desselben zu bewundern habe, so geschickt der sehr schwierige Stoff nach allen Regeln der Kunst bearbeitet ist: der Wendepunkt der Erzählung ist doch in hohem Grade unwahrscheinlich herbeigeführt. Die kranke Besitzerin des Grafenschlosses siecht dahin unter dem quälenden Bewußtsein einer Schuld, die eigentlich nur eine kindliche Unbesonnenheit ist. Dies ist schon eine den denkenden Leser bedrückende Unklarheit; da aber dieser thatsächliche Mangel durch die gut motivierte schmerzliche Reue

Konstanzens, also durch ein der Kritik sich entziehendes subjektives Empfinden einigermaßen ausgeglichen wird, so hätte die sittliche und religiöse Befreiung der Kranken tiefer und wahrer begründet werden müssen. Die Verfasserin geht nicht so weit, daß sie Konstanze zu den trostlos vagen, rationalistischen Ideen Klaras bekehrt werden läßt; aber selbst der Grad von Einfluß, den diese Ideen auf die in ganz konkreten religiösen Anschauungen lebende Konstanze ausüben, ist unwahrscheinlich, und alle Beteuerungen der Erzählerin, daß die Sache sich so verhalte, ersetzen den psychologisch folgerichtigen Nachweis nicht. Wir sind weit entfernt, diesen Mangel bis in das eigene Glaubensbekenntnis der Verfasserin hinein zu verfolgen. Dazu hat kein Leser und kein Kritiker ein Recht, zumal einem Autor gegenüber, der sich durchaus frei hält von aller Tendenz. Aber wir möchten doch in solchen Konflikten, welche in den tiefsten Geheimnissen des Glaubenslebens sich ausspinnen und ebenda also auch gelöst sein wollen, nicht den Schleier des Taschenspielers die Lösung verhüllen sehen — am wenigsten in einem Roman von A. v. d. Elbe. An hundert Stellen finden sich deutliche Anzeichen dafür, daß die Verfasserin diesen Fehler selbst erkannt hat. Es sollte uns darum sehr leid thun, wenn sie künftig ähnliche Probleme vermeiden würde. Als anerkannte Meisterin in der lebensfrischen, naturwahren und doch den Boden des Ideals nie verlassenden Schilderung der Menschen und ihres Lebens sollte es ihr nicht schwer werden, auch den Christen, den der Glaube frei macht, so zu schildern, wie er seinem Ideal nach ist.

Th. M.

10. Verschiedenes.

— Luxustheater und Volksbühne. Von Hans Herrig. (Berlin, Friedrich Luckhardt.) 1887. 94 S. 8°. 2 M. Hierzu drei Pläne.

Der bekannte Dichter wendet sich mit seiner jüngsten Broschüre an das deutsche Volk in seiner Gesamtheit mit einem wohl durchdachten Vorschlage zur Reform des Theaters, welches im gegenwärtigen Zustande seinen hohen ethischen Beruf, als wirkliche Stätte der Bildung zu gelten, schon lange nicht mehr erfüllt. Er stellt den Begriff des Volkes im Gegensatz zur „Gesellschaft“ hin. Die bloße Gesamtheit, die arithmetische Zusammenzählung aller macht noch nicht das Volk aus; auf diesem Wege kommt man nur zu einem Neben- und Uebereinander verschiedener Gesellschaftskreise, die einander vollkommen fremd sind. Die Definition des Begriffes Volk gibt Wagner klar in dem Satz, daß dasselbe den Inbegriff aller derjenigen bedeute, die eine gemeinschaftliche Not empfinden. Diese Not in künstlerischer Hinsicht zu stillen, ist die Aufgabe des wahren Künstlers und Volksdramatikers; aber seit Shakespeare hat es neben Schiller keinen Dichter gegeben, der in seinen Dramen das Verlangen trug, daß das Volk ihn hören und verstehen könne. Das Reformbestreben ist nicht neu; aber niemals war es bisher möglich, ihm einen wirklichen Bestand zu leihen, und der Geist des französischen Theaters beherrschte (und beherrscht noch) die deutsche Bühne so gewaltig, daß selbst Schiller sich dazu hergab, französische Lustspiele für die deutsche Bühne zu übersetzen. Der unhaltbare Zustand derselben resultiert aus der ihr von Anfang an gestellten Aufgabe, Unvereinbares zu vereinbaren. Denn auf der einen Seite kam der Genius und stellte die höchsten Anforderungen, von der anderen das „Publikum“, welches unterhalten sein wollte, aber wohlgemerkt auf der Grundlage des Kompromisses zwischen Rohheit und Bildungsphilisterei. Nach diesen Betrachtungen, in welchen auf das antike Drama und die Dramatik der Engländer und Franzosen interessante Lichter geworfen sind, kommt der Verfasser zu dem eigentlichen Vorschlage, das bisherige Luxustheater, welches stets in Gefahr sei, in Ausartung zu fallen, ohne den geringsten nützlichen Einfluß zu besitzen, in ein Volkstheater zu verwandeln, oder vielmehr neben dem ersteren einen Weg zu suchen, welcher zur Befriedigung der vorhandenen Volksnot führt, und gibt seinen Ideen die breite Grundlage der historisch-religiösen Festspiele (Oberammergauer Passionsspiel, Rothenburger Festspiel), der alten Shakespeareschen Bühne und des Wormser Lutherspiels. Der Fortfall des Kulissenwesens ist es besonders, dessen vorteilhafte Wirkungen Herrig im Auge hat. Wenn die Phantasie des Dichters wie des Zuschauers von dem Kulissenwesen allzu sehr beeinträchtigt wird, so geschieht dasselbe mit der Phantasie des Schauspielers, und besonders das Fallen des Vorhanges wirkt bei Dramen, wo von Einschnitten in der Handlung nicht die Rede ist, geradezu unkünstlerisch. Während der Dichter alles auf den Zusammenhang angelegt hat, wird alles durch die Dekorationen und den Vorhang auseinander gerissen. Im Verein mit Baumeister March und Fritz Schön hat der Verfasser daher das Projekt für einen Bühnenbau nach seiner Idee angefertigt, dessen Zeichnungen der Broschüre angefügt sind, und ruft nun die im Volke schlummernde Theaterlust wach behufs Mitwirkung an der Lösung der Aufgabe, das Schauspiel zu einem Volksschauspiel umzuwandeln und zu diesem Zwecke Bühnengenossenschaften zu bilden. Indem dann der Künstler sich am Volksschauspiel beteiligte, würde er wahrhaft ins Volk zurücktreten und seine Sonderstellung würde beseitigt. Im Volke aber würden Anstand und Sprache vervollkommnet und der Dichter könnte, erlöst vom Alltage, überall die Erziehung zur Kunst in die Hand nehmen. Die große soziale Gefahr, welche in der Beschäftigungslosigkeit der Phantasie läge, wäre alsdann mit einem Schlage beseitigt.

Diese Vorschläge sind zum mindesten sehr interessant und der Ueberlegung wert, weshalb wir die Broschüre allgemeiner Beachtung empfehlen.

M. Sch.

Briefkasten der Redaktion.

W. P. in Schwerin. Ihr wiederholter Wunsch, die Abteilung „Unterhaltungslitteratur“ in unserem kritischen Berichte reichlicher bedacht zu sehen, wird erfüllt werden, da nun, der Sitte deutscher Verleger entsprechend, mit dem Herannahen der Weihnachtszeit auch der das ganze Jahr hindurch angesammelte Schatz der erzählenden Prosa-Werke auf einmal zur Veröffentlichung gelangt. Wenn Sie aber zugleich den Wunsch äußern, daß über den Inhalt der besprochenen Romane recht ausführlich berichtet werden möchte, so bedenken Sie wohl nicht, daß damit den Verfassern schlecht gedient wäre. Die Erfahrung lehrt, daß nur wenige zum Kaufen oder auch nur zum Lesen einer Erzählung geneigt sind, wenn ihnen deren Inhalt durch einen ausführlichen Bericht genauer bekannt geworden ist. Wir würden uns aber nicht nur eines leider noch erlaubten Nachdrucks schuldig machen, wenn wir einem Novellisten den von ihm erfundenen Stoff nacherzählen wollten, wir würden auch der Oberflächlichkeit in der Kenntnis der zeitgenössischen Litteratur Vorschub leisten. Und dazu wollen Sie uns doch gewiß auch nicht ermuntern. Verzichten Sie also lieber mit uns auf solchen entwendeten Reiz in dem betreffenden Abschnitt unserer Monatsschrift. Wir wollen dagegen gern im ersten Teile unserer Hefte den Original-Erzählungen, Biographieen und Reisebeschreibungen einen breiten Raum gönnen. Dabei werden auch Ihre Damen besser ihre Rechnung finden. Im übrigen möchten wir Ihnen noch zu bedenken geben, daß unsere Zeitschrift nicht ausschließlich für die „Familie“ berechnet ist. Auch in den Kreisen der christlichen und konservativen Gelehrten wird sie viel gelesen, und da freut man sich, wenigstens ein Organ zu besitzen, das auf allen Gebieten die evangelische Wahrheit als Maß und Richtschnur geltend machen möchte, ohne sich um den gelehrten Kleinkram zu kümmern. Gewiß, man wird bei unserer menschlichen Unvollkommenheit hier vielfach den Willen für die That nehmen müssen; aber gönnen Sie doch diesen Lesern auch ihre Freude und machen Sie es, wie Sie es bei Ihrer Zeitung täglich thun müssen: überschlagen Sie, was Sie nicht interessiert, und denken Sie dabei, daß hundert andere gerade das mit Vergnügen lesen und in unserer Monatsschrift mit Eifer aufsuchen, was Ihnen in den Wind geredet zu sein scheint.

C. Bl. in Monte Alverne, Brasilien. — Sie ärgern sich in Ihrem Urwalde über den dummen Stenographen, der in einer Schriftprobe Meyers Konversationslexikon seine Gedanken über die „natürliche Entstehung des Menschen“ zum besten gibt, und wünschen ihn in unserer Monatsschrift abgefertigt zu sehen. Wenn wir aber alles Darwinistische und Materialistische im „großen Meyer“ widerlegen oder ihm nur widersprechen wollten, so müßten wir ein Buch schreiben. Höchst bedauerlich ist es, daß solch unreifes Gerede in einem so populären Werke geboten werden kann, darin haben Sie sehr recht. Aber wir müssen uns doch in erster Linie selbst anklagen. Dreißig Jahre sind es her, daß im „Volksblatt für Stadt und Land“ die Pflicht der christlichen Schriftsteller und Verleger, ein christliches Konversationslexikon zu schaffen, klar und unwiderleglich nachgewiesen wurde. Dieser Pflicht wird nun durch die Herausgabe der „Deutschen Encyklopädie“ genügt. Aber die Gleichgültigkeit des christlichen „Publikums“ gegen dieses Unternehmen wie gegen die christliche Presse überhaupt ist unüberwindlich. Es läßt sich Dinge, wie sie Ihr Bierbank-Philosoph mit seiner schnell fertigen Feder bietet, ohne Achselzucken gefallen. In der „Gartenlaube“ z. B. ist dergleichen fast jede Woche zu finden, und doch gibt es noch evangelische Pfarrhäuser, wo man dies Blatt ebenso wenig entbehren mag, wie „den Meyer“; und wenn wir Ihrem Wunsch gemäß, die Bitte aussprechen wollten, es möchte jeder unserer Leser, der im glücklichen Besitze dieses Werkes ist, die stenographische Schriftprobe desselben herausreißen, etwa um sie dem Verleger demonstrativ zurückzuschicken, so würden wir kaum auf großen Erfolg rechnen dürfen. — Herzlichen Dank für Ihr Wohlwollen gegen unsere Zeitschrift!

A. v. H. in Schzell. Auch wir sind von der Unschädlichkeit des Hypnotisierens durch die Ausführungen des Herrn Dr. Haehnle nicht überzeugt worden. Da aber der Verfasser uns als ein christlich denkender Mann bekannt ist und unzweifelhaft auch den Anspruch erheben darf, nur von gleich sachverständigen Gegnern in der A. k. M. angegriffen zu werden, so legen wir Ihre Entgegnung einstweilen beiseite, wie wir auch unsere eigenen laienhaften Bedenken nicht zur Aussprache bringen mochten. Wir hoffen, daß Sie uns darum nicht gleich selbst der sittlichen Laxheit oder spiritistischer Neigungen beschuldigen, wo wir vielleicht nur weniger ängstlich sind.



Erinnerungen aus dem Zollparlament.

1868/70.

Von

Ernst August Freiherr von Göler.

(Schluß.)

Das politische Gefühl eines Volkes und einzelner Parteien ist ein gar schwankendes, unsicheres Ding. Von augenblicklichen Erfolgen wird es zu überspanntesten Erwartungen und mit Ungeduld für die Erreichung der angestrebten Ziele erfüllt, und verzögert sich sodann durch unvorausgesehene Hemmungen der Siegeslauf, so sinkt die Temperatur der Zuversicht unter Null herab. Aber gerade die innere Festigkeit kennzeichnet den wirklichen Staatsmann. Auch in der Politik gilt das Wort: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde.“ Man vergleiche das ungebeugte Vorwärtsstreben von Männern wie Stein, Bismarck u. a. mit dem Hangen und Bangen in schwebender Pein der Masse unserer Politiker oder gar unserer Börsenmänner, deren patriotischer Mut und deren opferwillige Ausdauer schon bei einem falschen Gerüchte um 10—20 Prozent sinkt!

Eine derartige Depression in den nationalen Hoffnungen hatte sich im Winter von 1868 auf 69 und noch mehr im Frühjahre des letzteren Jahres der deutschen Gemüter bemächtigt. Weil nicht im ersten Ansturme aus dem Zollparlamente ein Vollparlament herausgewachsen war, begann man in wunderbarem Kleinmute die Flügel hängen zu lassen und klagte über die Zerrissenheit Deutschlands in einem Grade, der durchaus ungerechtfertigt war. Der norddeutsche Bund hatte sich im Volksbewußtsein befestigt und durch die militärische Organisation gekräftigt; das Hirngespinnst eines Südbundes, das die deutsche Einigung am meisten gestört haben würde, war gründlich zerronnen, und jeder der süddeutschen Staaten begann sich in seiner Selbständigkeit unbehaglich zu fühlen. Was damals aber mit Recht einen patriotischen Geist aufregen und in Harnisch bringen konnte, das war das namenlos kleinliche Verhalten gerade derjenigen Partei in Preußen, welche vorgab, die Trägerin des nationalen Gedankens zu sein. Die Nationalliberalen hatten mit einem erstaunlich schlechten Gedächtnisse das Jahr 1866 bereits vergessen und begannen Bismarck von neuem als den bestgehaßten Mann zu verfolgen und mit ihren parlamentarischen Freiheitsbestrebungen seine Einheitspläne zu durchkreuzen. Ihm, der mit vollen Segeln durch ein weites und gut organisiertes Konsularwesen in Verbindung mit einer rasch wachsenden Flotte das deutsche National-

bewußtsein zu Haus und über den Meeren zu heben sich bestrebte, verweigerte das Haus Lasker u. Komp. den Kredit, indem es in kleinlichen Reibereien im preußischen Abgeordnetenhause wie im norddeutschen Reichstage sämtliche Steuerprojekte verwarf, ohne Gegenvorschläge zu machen. So arbeitete die nationalliberale Partei damals den Gegnern der deutschen Einigung in Hannover und Süddeutschland auf die thörichtste Weise in die Hände, und die zahlreichen Neider und Feinde, die Bismarck besaß, vor allem Windthorst, wußten gar klug in die Flamme zu blasen.

Unter diesen Verhältnissen herrschte bei Wiederzusammentritt des Zollparlaments zu seiner zweiten Session am 3. Juni 1869 die katzenjämmerlichste Stimmung. Diese Stimmung fand ihren Ausdruck und ward noch mehr gedrückt, als die Eröffnung der Verhandlungen dieses Mal weder durch den König noch durch den Kanzler, sondern durch Delbrück in einer rein geschäftlichen Ansprache erfolgte, in welcher außer dem Entwurfe einer Zollgesetzgebung, einer Vorlage in betreff der Zuckerbesteuerung und zwei Handelsverträgen, die Wiedervorlage des im vorigen Herbst gescheiterten Zolltarifs in unveränderter Gestalt, also mit dem Zoll auf Mineralöle, in Aussicht gestellt wurde. Der Kanzler Graf Bismarck zeigte sich zum großen Aerger der liberalen Presse überhaupt während der Dauer der Verhandlungen nur ein einziges Mal im Zollparlamente. Er wurde deshalb in den Zeitungen als ein pflichtvergessener Junker geschildert und, als er endlich in der letzten Sitzung am 21. Juni erschien, von dem Abg. Lasker in einer ironischen Redewendung über die wichtigen Geschäfte, welche ihn von den Verhandlungen bisher wohl abgehalten hätten, angezapft. Bismarck blieb die Antwort nicht schuldig; er verwies seinen Vorredner wegen seiner wenig zarten Anfrage an seinen — Bismarcks — Arzt. Der „große kleine Lasker", wie man ihn zu nennen pflegte, war ein merkwürdiges und interessantes Männchen, das für mich stets einen besonderen Reiz besaß. Voll doktrinärer, idealistischer Gedanken und von einer jüdischen Schlag- und Zungenfertigkeit, erhielt er seine Waffen — soweit sie wenigstens nach außen erkennbar waren — stets blank. Soviel sich seine Gegner bemühten, so konnten sie auch in der Gründerzeit niemals einen Makel auf seinen Namen werfen, indem sein Idealismus ihn von allem Niedrigen abstieß. Aber ein schönes Männlein war er deshalb doch nicht. Wenn die kleine zierliche Figur mit dem großen Kopfe, mit schwarzem Haupthaar und Backenbarte, mit den funkelnden Augen, dem großen Munde und der mächtigen gebogenen Nase auf der Rednerbühne stand, über welche nur Kopf und Hals hervorschauten, und alsdann sein Kopf mit merkwürdiger Raschheit sich bald nach rechts, bald nach links wandte, während seine Worte mit Anstoßen der Zunge an die weißen Zähne mitrailleusenartig herausgeschleudert wurden, — da bot er das sprechendste Bild eines — man verzeihe mir den Ausdruck! — eines naseweisen Judenkommis hinter dem Ladentisch. Seine rhetorische Stärke bestand nämlich in einem geschickten Ausnutzen der Schwächen der Gegner und in der logischsten Konsequenz seiner Entwickelungen, deren Schluß man zustimmen mußte, wenn man den Grundgedanken zugab. Zweierlei begriff ich nicht im Verhalten seiner politischen Freunde zu ihm: erstens, daß sie einem solch' doktrinären Kopfe, der sich stets in Superlativbehauptungen überstürzte, so lange auf seinen unpraktischen Pfaden folgen konnten, und zweitens, daß sie, als sie spät ihre eigene Thorheit in diesem Punkte erkannt hatten, ihn, ihren bisher vergötterten und wirklich edlen Führer, so schmählich haben fallen lassen. Kleinlaut und weltschmerzvoll trug er in den letzten Jahren seines parlamentarischen Lebens als eine gestürzte Größe dieses Verhalten seiner früheren Freunde.

Die Wahl des Präsidiums verlief in ähnlicher Weise wie im vorhergehenden Jahre und mit gleichem Erfolge; dagegen trat bei der Wahl der Schriftführer, welche früher und in allen späteren Fällen ohne jeglichen Kampf vor sich ging, ein eigentümlicher Fall ein. Graf Luxburg, welcher bei der ersten Session als nationalgesinnter Bayer Schriftführer gewesen, war zum Regierungspräsidenten von Unterfranken ernannt worden, wodurch sein Mandat erloschen war und er sich von neuem zum Abgeordneten

wählen lassen mußte. Hierbei unterlag er aber zum großen Jubel der Partikularisten gegen den Freiherrn Ludwig von Zu-Rhein, den Sohn des Reichsrats, welcher bereits Abgeordneter im Zollparlament war. Die Partikularisten nahmen nun im Parlament als selbstverständlich an, daß der Neuerwählte seinem Vorgänger auch im Schriftführeramte folgen werde, und posaunten ihn, ohne das Resultat der Wahl abzuwarten, in allen Zeitungen, namentlich in seinem Wahlkreise, als Schriftführer aus. Zu ihrer großen Ueberraschung erhielt ihr Kandidat aber nur 44 Stimmen und war ich mit 149 Stimmen erwählt worden. Dieser an und für sich unerhebliche Vorgang erweiterte die Kluft zwischen den partikularistischen Süddeutschen und mir bis zum schroffsten Gegensatze, so daß auch das Organ der badischen Ultramontanen, der „Badische Beobachter", von jetzt an noch mehr Gift als im vorigen Jahre gegen mich spie, was sie aber nicht abhielt, in späteren Reichstagswahlen mir als dem kleineren Uebel gegen den liberalen Kandidaten ihre Stimmen zu erteilen. Mir war die Berufung ins Schriftführeramt trotz der vielen Arbeit, die es mit sich brachte, willkommen, weil es mich tiefer in das innere Räderwerk einer so großen parlamentarischen Versammlung hineinblicken ließ. Auch in der letzten Session des Zollparlaments, im Frühjahr 1870, versah ich dieses Amt.

Damals kamen die national gesinnten süddeutschen Abgeordneten häufig abends in einem Bierlokale zur Besprechung gemeinsamer Fragen zusammen, wobei Männer wie v. Stauffenberg, Bamberger u. a. die Hauptrolle spielten. Ich selbst besuchte zwar diese Zusammenkünfte regelmäßig, fühlte mich aber als einziger Nichtliberaler nie recht behaglich in dieser Gesellschaft. Man hatte ihr den Namen „die Mainbrücke" gegeben. Den Tag nach dieser Namensverleihung gab der Kanzler seinen ersten parlamentarischen Abend in der bekannten Weise: mit viel Bier, einem reichen Büffett und perlendem Sekt. Bei der Begrüßung fragte ich ihn scherzend, ob er schon etwas von der neuen Fraktion erfahren habe, die sich unter dem vielversprechenden Namen „Mainbrücke" am vorhergehenden Abend konstituiert habe; ich hoffe, daß sie schon durch diesen schönen Aushängeschild sich seines Beifalls erfreuen dürfe. Er antwortete, wir Süddeutschen sollten nur anfangen, diese Brücke zu bauen, er würde sich an ihrem nördlichen Ende mit dem Hut in der Hand aufstellen, um uns aufs höflichste zu begrüßen. Ich erwiderte, daß wir Badener bereit seien, je früher, desto lieber herüber zu marschieren, worauf er rasch bemerkte: „Das hilft nichts! Sie müssen alle kommen!" In diesem Scherze kennzeichnet sich die damalige Lage in wenigen Worten. Der Kanzler war seit einem Jahre sehr gealtert und sah trotz seiner Körperfülle in hohem Grade nervös angegriffen aus.

Infolge eines schweren Trauerfalles in meiner Familie lebte ich während dieser Session zurückgezogener und stiller, und hatte mich unter anderem gar nicht bei Hof gemeldet; dagegen wurde ich vielfach zu kleinen Diners eingeladen. So erinnere ich mich eines kleinen parlamentarischen Diners bei dem Grafen Münster, zu welchem eine interessante Zusammenstellung von bekannten Namen erschien. Schon der Hauswirt selbst zählte zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der politischen Welt. Erblandmarschall des ehemaligen Königsreichs Hannover, hatte er vor 1866 als Mitglied der dortigen ersten Kammer dem preußenfeindlichen Minister Borries scharfe Opposition gemacht. Nach dem Kriege fand er sich rasch in die neuen Verhältnisse und hatte, da er früher hannoverscher Gesandter in Petersburg gewesen, durch diplomatische Gewandtheit und durch seinen Namen sich in Berlin eine Stellung zu schaffen verstanden. In seiner äußeren Erscheinung stellte er die alte Vereinigung von Hannover und England merkwürdig dar; man wußte nicht, ob man ihn für einen großen blonden Niedersachsen oder für einen echten Sohn Albions nehmen sollte. Wie er später als deutscher Botschafter in London und in Paris wichtige Stellungen einnahm und noch einnimmt, so sahen damals viele in ihm Bismarcks Nachfolger im Kanzleramt, und er selbst mochte nicht an die Unmöglichkeit glauben, den Kanzler, der damals von allen Seiten scharf

angefochten wurde und welchem niemand ein 25jähriges Ministerjubiläum geweissagt hätte, würdig zu ersetzen. Unter seinen damaligen Gästen war weitaus der bedeutendste sein Landsmann Windthorst, der, obwohl einer anderen politischen Richtung angehörend, sich vortrefflich zu Münster zu stellen verstand. Das kleine Männchen im blauen Frack mit Goldknöpfen, dem breiten kahlen Kopfe und dem Gesichte von Kautschuk wußte überhaupt in seinen gewinnenden Formen und der Leichtigkeit seiner Konversation mit den Männern der verschiedensten Richtungen angenehm und anregend zu verkehren. Neben diesem ultramontanen und welfischen Führer saß Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher als bayrischer Staatsminister einige Wochen vorher sein Zirkularschreiben an die Mächte gerichtet hatte, in welchem er dieselben einlud, gegen das bevorstehende ökumenische Konzil, namentlich gegen die vorgeschlagene Lehre der Unfehlbarkeit des Papstes Stellung zu nehmen, ein Schritt, welcher vielleicht mehr Beachtung gefunden haben würde, wenn er nicht von dem kleinen Bayern ausgegangen wäre. Der liebenswürdige Herzog von Ratibor, von welchem bereits weiter oben die Rede war, nahm den ersten Rang bei diesem Essen ein, ohne im geringsten in seiner schlichten Freundlichkeit zu drücken. Hierzu gesellte sich ferner Herr v. Roggenbach, der feine, gewinnende Kavalier, der sich wesentlich von den Nationalliberalen zurückgezogen hatte und häufig den Sitzungen meiner freikonservativen Fraktion beiwohnte. Auch er wußte mit Münster und Windthorst das allzu schroffe Verhalten des Kanzlers allen Parteien gegenüber zu tadeln, und auch in ihm wollten manche einen künftigen Kanzler erkennen. Eine ganz andere Gestalt in diesem interessanten Kreise war Graf Eberhard von Stolberg-Wernigerode, der aus den Feldzügen von 1864 und 66 her rühmlichst bekannte Johanniter. Ritterlich und hocharistokratisch in seinem ganzen Auftreten, stellte er einen modernen adligen Kreuzritter im edelsten Sinne des Wortes dar. Wie seine ganze Familie, vor allem sein verstorbener, von Friedrich Wilhelm IV. hochgeschätzter Vater, war er nicht nur in streng kirchlichen, sondern in tief religiösen Lebensanschauungen eingewurzelt. Mit den hohen Ansprüchen, welche er an sich als ein Glied der hochadligen Familie und noch mehr als Christen stellte, verband er die opfermutigste Hingabe an das Königshaus und an den preußischen Staat. Alle persönlichen Interessen, namentlich auch die kleinen Rücksichten auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, welche bei unserem süddeutschen Adel leider vielfach eine große Rolle spielen, weichen bei ihm vor seinem Pflichtgefühl gegen Kirche und Staat, als ein Nichts zurück. So ersetzte er durch Treue, was ihm vielleicht an hervorragenden geistigen Gaben mangelte, und wurde in seinem kurzen Leben vielen Tausenden in Kriegs- und Friedenszeiten durch Pflege und Trost an Kranken- und Sterbelagern im Felde, durch selbstverleugnende Fürsorge in ruhigen Zeiten zum Segen. Wahrlich, wenn alle Adligen so ihre soziale Aufgabe erfassen würden, so würde der Stand unangefochtener dastehen. Freilich muß man, um gerecht zu sein, auch anerkennen, daß der Boden für eine gedeihliche Wirksamkeit des Adels nur in größeren Verhältnissen, in größeren Staaten zu finden ist, wo Büreaukratie und Aristokratie in einem nicht zu engen Raum aufeinanderstoßen und jede Platz hat, in ihrer Weise zum Vorteil des Ganzen ohne Eifersüchteleien sich zu entfalten. — Das waren die Herren, welche damals an dem gastlichen Tische des Grafen zu Münster sich zusammenfanden, und man wird zugeben müssen, daß man nicht leicht eine interessantere kleine Gesellschaft hätte zusammenbringen können.

Die Verhandlungen im Parlament hatten dadurch gegen das Vorjahr einen erheblich anderen Charakter angenommen, daß nicht nur die Plätze der süddeutschen Fraktion auffallend schwach besetzt waren, sondern auch die Führer derselben viel seltener das Wort ergriffen, indem sie es beruhigt den Liberalen überlassen konnten, die Opposition gegen Bismarck zu führen. Ja sie scheuten sich förmlich, durch ihr eigenes Eingreifen diese beiden einander wieder näher zu bringen. Dr. Mohl ergriff während dieser Session genau einhalbmal so oft das Wort als im Jahre 1868. Und noch in einem anderen Punkte hatten die Partikularisten und die Liberalen die Rollen getauscht.

Während 1868 die ersteren ängstlich darüber wachten, daß das Zollparlament seine Kompetenz nicht überschritt und jede politische Diskussion vermieden werde, suchten diesmal die Liberalen den Ausdruck jeden nationalen Gedankens zu verhindern. Ein weiterer Umschwung bestand darin, daß, während 1868 die preußischen Konservativen den süddeutschen Partikularisten, insbesondere den bayrischen Legitimisten, mit großem Wohlwollen entgegengekommen waren, sie dieses Jahr dieselben vollständig im Stiche ließen, indem sie, je mehr die Liberalen die nationale Haut abgestreift hatten, den Kanzler in seiner großen deutschen Politik unterstützten.

Mir war dieses künstliche Unterdrücken nationaler Gedanken aus Rücksicht auf die häuslichen Händel der preußischen Liberalen mit Bismarck im höchsten Grade zuwider, und ich hatte mir vorgenommen, mir durch die Liberalen kein Vorhangschloß an den Mund hängen zu lassen. Als nun der Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Japan beraten werden sollte, wollte ich meiner Freude darüber Ausdruck verleihen, daß in dieser Vorlage nicht mehr von preußischen, bayrischen, badischen u. s. f., sondern von deutschen Konsuln die Rede sei, und daran einige nationale Betrachtungen knüpfen. In der betreffenden Sitzung war ich aber so unklug, dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst diese meine Absicht gesprächsweise mitzuteilen, und dieser bat mich nun aufs eindringlichste, dies nicht zu thun, weil die bayrischen Partikularisten daraus Kapital gegen ihn, als den bayrischen Minister des Aeußern schlagen könnten, indem Bayern eifersüchtig gerade über der Wahrung seines Gesandtschaftsrechts wachte. Ich mußte mich dem hervorragenden Staatsmanne fügen; ich that es aber ungern. Bald bot sich eine andere Gelegenheit, etwas nationale Politik zu treiben.

Der Feldzugsplan der Liberalen bestand in seinem Hauptgedanken darin, daß sie dem Kanzler Bismarck, der zur Durchführung seiner großen nationalen Gedanken vor allem Geld bedurfte, keinen Groschen zu geben entschlossen waren, ohne auf der anderen Seite Zugeständnisse für die Erreichung ihrer liberalen Ziele, z. B. Errichtung eines verantwortlichen Bundesministeriums, Abschaffung des Herrenhauses u. dgl. zu erhalten. Durch diesen parlamentarischen Schacher entstand eine wunderbare Verquickung aller Fragen, und zwar nicht nur derjenigen unter sich, welche dem Zollparlament zur Entscheidung vorlagen, sondern auch dieser mit denjenigen, welche im norddeutschen Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause spielten. Alle diese preußischen Händel zwischen Bismarck und Lasker und Genossen griffen aufs tiefste und entscheidend in die Beratungen des Zollparlaments ein, wodurch die süddeutschen Abgeordneten in eine recht unerquickliche Lage versetzt wurden. Wohl wären die süddeutschen Liberalen vor allem dazu berufen gewesen, gegen dieses Gebahren ihrer norddeutschen Gesinnungsgenossen Protest einzulegen; sie ließen sich aber durch den kleinen Lasker und den großen Bennigsen zu sehr einschüchtern und in die Ecke drängen. Wie verquickt die Verhältnisse lagen, zeigt folgendes Beispiel. Weil Bismarck die Forderung eines verantwortlichen Bundesministeriums für Norddeutschland im norddeutschen Reichstage entschieden verweigerte, bewilligten die Liberalen weder im preußischen Abgeordnetenhause noch im Reichstage die Vorlagen über eine Branntweinsteuer, Börsensteuer und wie alle jene Steuerprojekte hießen und erteilten insbesondere dem Kanzler nicht den Kredit, durch eine Anleihe die norddeutsche Flotte soweit zu verstärken, daß sie im stande gewesen wäre, die deutschen Konsulate in überseeischen Ländern mit Nachdruck zu unterstützen. Da nun durch die Bewilligung der Zuckersteuervorlage diesem bösen Kanzler etwas mehr Mittel zugeflossen sein würden, fesselten die Liberalen das Schicksal dieser Vorlage durch die Bestimmung über den Einführungstermin an den Zolltarif. Letzteren hätten sie wegen seines Freihandelsprinzips gern bewilligt, aber auch nur nach Verwerfung des in ihm enthaltenen Zolles auf Petroleum. Dieser ganze liberale Rattenkönig von künstlich zusammengefügten Fragen mußte uns Süddeutsche um so mehr anekeln, als einerseits sämtliche deutsche Staaten sich in Finanznöten befanden, und als andererseits die Flotte und das Konsularwesen die Lieblinge aller Patrioten, namentlich in

Süddeutschland waren. Berichteten doch alle Briefe unserer Landsleute in überseeischen Ländern, wie der deutsche Name an Achtung gewonnen habe, seitdem sich Schiffe mit der schwarz-weiß-roten Flagge gezeigt hatten. Da die nationalliberalen Abgeordneten aus Süddeutschland, z. B. ein Bluntschli, Metz, Völk u. a., deren Aufgabe es vor allem gewesen wäre, die patriotische Fahne in dieser Lage wehen zu lassen, ihren preußischen Gesinnungsgenossen nicht entgegentraten, so machte ich meinem Aerger über dieses kleinliche Gebahren am 16. Juni in einer Rede für den Zoll auf Mineralöle Luft. Ich führte hierbei unter anderem folgendes aus: „Ich erinnere Sie an den Jubel, der durch ganz Deutschland ging, als es hieß, daß ein Zollparlament zusammentreten werde. Ich erinnere Sie an die großen Erwartungen, die das deutsche Volk an diese Volksvertretung knüpfte. Diese Erwartungen sind auf ein Minimum herabgeschraubt; das deutsche Volk fühlt sich enttäuscht .... Ich bin überzeugt, wenn die süddeutschen Abgeordneten bei ihrer Heimkehr sagen könnten: wir haben für Einführung eines Zolles auf Petroleum, wir haben für eine erhöhte Zuckersteuer u. s. w. gestimmt; wir haben es aber gethan, damit die Mittel für eine allgemeine deutsche Konsularvertretung zusammenkommen, damit Süddeutschland auch seinen Teil zur deutschen Flotte beitrage, damit das Zustandekommen einer allgemeinen deutschen Festungskommission garantiert würde — wir würden mit Freude zu Hause begrüßt werden .... Wir Süddeutschen genießen jetzt schon den Schutz durch die norddeutsche Flotte; wir sind bis jetzt nicht in der Lage, unser Scherflein dazu beizutragen, wir wollen aber unseren Dank dadurch abstatten, daß wir der Regierung des norddeutschen Bundes die Erhebung dieser Einnahme nicht erschweren." Wütend sind die Liberalen wegen dieser meiner Rede über mich hergefallen, und namentlich ihr Führer Lasker protestierte lebhaft dagegen, daß in dieser Weise Politik in den Zolltarif hineingetragen würde. Ich hatte aber die Freude, daß die Mehrzahl der liberalen Abgeordneten aus Baden, welche im vorhergehenden Jahre gegen den Zoll auf Mineralöle gestimmt hatten, daraufhin bei der namentlichen Abstimmung für denselben ihre Stimme abgaben, und die nationale Presse des Südens, die mich im übrigen als einen pietistischen Junker verschrie, floß in Lob für mich über, weil ich der einzige Abgeordnete gewesen sei, der endlich einmal den patriotischen Gefühlen und Wünschen in dieser Session einen lebendigen Ausdruck verliehen habe. Der Zoll fiel aber, und dadurch war auch das Schicksal des ganzen Tarifs abermals entschieden.

Mein Auftreten für den Petroleumzoll und meine nationalen Ausführungen hatten für mich eine Folge: sie trugen mir zwei Diners ein. Gleich nach meiner Rede kamen mehrere Mitglieder der konservativen Fraktion, welcher ich damals noch etwas ferner stand, auf mich zu und sprachen mir ihre Freude und ihre Anerkennung aus; Herr von Treskow fügte aber zu den Worten sofort die That, indem er mich zum Diner auf den folgenden Sonntag auf sein etwa zwei Stunden von Berlin gelegenes Schloß Friedrichsfelde einlud, und den folgenden Tag erhielt ich vom Herrn Finanzminister v. d. Heydt eine Einladung zum Diner auf den Samstag. Letzterer bewohnte damals die Villa am Lützowufer, in welcher sich jetzt die chinesische Gesandtschaft befindet; während sie aber jetzt von allen Seiten von Straßen umgeben ist, stand sie damals einsam in der Mitte eines großen Gartens am westlichen Ende des bewohnten Berlins, so daß man von der Terrasse über Aecker und Weiden weit hinaus sehen konnte. Zur Fahrt nach Friedrichsfelde holte mich Graf Keyserling ab. Es regnete in Strömen, und wir saßen in der geschlossenen Equipage, als ein leichter offener Wagen, von vier wundervollen Rappen gezogen, an uns vorbeijagte. Es war Prinz Albrecht, welcher ebenfalls zum Diner nach Friedrichsfelde fuhr. Leider gestattete der strömende Regen nicht, den schönen Schloßpark meines gütigen Wirtes, des Herrn von Treskow, einzusehen.

In jenen Tagen verkehrte ich auch wegen der konservativen Preßverhältnisse in Süddeutschland, namentlich auch für Frankfurt a. M., häufig mit dem Geheimrat

Wagener, welcher neben Blankenburg damals der bedeutendste und einflußreichste Führer der Konservativen war, wenn auch die Zeit des Stahlschen Konservatismus, als dessen letzter und ausgesprochenster Träger Wagener angesehen werden mußte, ihrem Ende entgegeneilte. Durch die liberale Politik des Ministeriums Schwerin war er 1848 veranlaßt worden, aus dem Staatsdienste auszutreten, und hatte hierauf die „Neue Preußische Zeitung", bekannter unter dem Namen die „Kreuzzeitung", als Hauptorgan der Konservativen gegründet und teils als Chefredakteur, teils als Parteiführer geleitet. In Anerkennung seiner großen Verdienste um die konservative Sache, die er sich namentlich auf der Rednerbühne des Abgeordnetenhauses erwarb, hatte ihm seine Partei das schöne Rittergut Dummerwitz geschenkt. Als ich ihn kennen lernte, war er mit dem alten Konservatismus der Stahlschen Schule bereits etwas verknöchert und verledert und richtete teils seine Politik nach der Apokalypse ein, teils legte er diese nach seiner Politik aus. So führte er mir in einer äußerst fein durchdachten Darstellung der Zeitströmung aus, daß die Nationalliberalen nichts anderes seien als die Frösche, welche in Kapitel 16 der Offenbarung genannt werden.*) Auf der Rednerbühne trat er mit der Sicherheit und Ruhe eines erfahrenen, altbewährten Parteiführers auf, der sich durch die Gegner niemals imponieren ließ und stets größere politische Gesichtspunkte ins Feld zu führen verstand. Er war aber aus einem so spröden preußischen Metall gegossen, daß er sich nimmermehr in einen modernen Deutschkonservativen hätte umschmelzen lassen.

Bei der Beratung des Zuckersteuergesetzes sprach er sich mit großer Bestimmtheit gegen die von Lasker und Genossen versuchte Verkuppelung zweier Gesetze im Prinzip und für den konkreten Fall aus. Die Liberalen hatten nämlich beantragt, daß das Gesetz über die Zuckersteuer gleichzeitig mit dem Gesetz über die Abänderung des Zolltarifs in Kraft träte, so daß, wenn die Regierungen den Tarif ohne den Zoll auf Mineralöle nicht angenommen haben würden, sie auch keine Mehreinnahme aus dem Zucker bezogen hätten. Der Antrag erhielt aber nicht die Mehrheit, und so war der Strick entzwei gehauen, der die Regierung nach diesem liberalen Rezept fesseln sollte. Bei den sachlichen Beratungen über die Zuckersteuer that sich vor allen der Zuckerfabrikant Sombart hervor, welcher an der Spitze der verschiedensten großen Kapitalunternehmungen stand und auch in landwirtschaftlichen Fragen als Autorität galt. Ich selbst hatte im Interesse der süddeutschen Zuckerfabriken den Antrag gestellt und begründet, das Gesetz anstatt schon nach zwei Monaten erst am 1. September des folgenden Jahres in Kraft treten zu lassen; der Antrag fiel aber, von der Rechten unterstützt, von der Linken verworfen.

Nachdem das Zuckersteuergesetz am 21. Juni angenommen worden war, erfolgte bereis am folgenden Tag der Schluß der Session und zwar, um die gedrückte Stimmung in den nationalen Kreisen der Abgeordneten wie des ganzen Volkes zu heben, in feierlichster Weise im weißen Saale durch den König. In der Thronrede sprach er seine Anerkennung über die rasche Erledigung der wichtigen Vorlagen und über die erfreuliche Einstimmigkeit aus, mit welcher die meisten Gesetzentwürfe angenommen worden waren, und schloß alsdann mit folgenden Worten: „Die Revision des Vereins-Zolltarifs ist zu Meinem Bedauern nicht zum Abschluß gelangt. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß die Verschiedenheit der Meinungen über die finanziellen Aufgaben des Vereins, welche diesen Abschluß verhindert hat, mit der Zeit ihre Ausgleichung finden werde, und Ich entlasse Sie, geehrte Herren, mit dem Wunsche und der Zuversicht,

*) Off. 16, 13. 14 heißt es: „Und ich sahe aus dem Munde des Drachen und aus dem Munde des Tieres und aus dem Munde des falschen Propheten drei unreine Geister gehen, gleich Fröschen, und sind Geister von Teufeln, die thun Zeichen, und gehen aus zu den Königen auf Erden und auf dem ganzen Kreis der Welt, sie zu versammeln in dem Streit des großen Tages Gottes, des Allmächtigen."

daß auch in diesem Jahre Ihre Vereinigung dazu beigetragen habe, das Band zu befestigen, welches die gemeinsamen Institutionen um alle deutschen Länder knüpfen."

Einige Tage darauf, einem warmen Mittwoch mitten in der Heuernte, erstattete ich zum erstenmal Bericht als Zollparlamentsabgeordneter vor mehr als 800 Männern, welche auf dem freien geschmückten Kirchplatze des Dorfes Friedrichsthal bei Karlsruhe sich eingefunden hatten. Sie waren zum Teil weither gekommen, denn damals war das Volk durch Kandidatenreden und Berichterstattungen noch nicht verwöhnt, wie es heute ist. Meine Rede gipfelte in dem Gedanken, daß man die bisherigen Leistungen des Zollparlaments nicht gering schätzen dürfe, habe es doch in zwei Sessionen zuwege gebracht, was der alte Zollverein nicht in zehn Jahren zu stande gebracht haben würde, und auch seine nationale Aufgabe werde es noch lösen, wenn die Stunde dafür gekommen sein würde.

* * *

Am 8. April des großen, weltumgestaltenden Jahres 1870 wurde die dritte und letzte Session des Zollparlaments eröffnet. Diese Session kennzeichnet sich dadurch, daß der Bundesrat unter Führung Delbrücks vollständig den Forderungen der liberalen Partei nachgab und der freihändlerische Zolltarif ohne Ausgleich in Finanzzöllen beschlossen und von den Regierungen angenommen wurde. In nationaler Hinsicht war eine gewisse Ernüchterung eingetreten, nicht in dem Sinne, als ob man das Ziel der vollen Einigung Deutschlands aufgegeben hätte; aber zwei Ereignisse hatten den unzweifelhaften Nachweis geliefert, daß dieses Ziel nicht wie im Spielen und nach der Vorschrift der Zeitungsredakteure zu erreichen sei, und daß keinenfalls jetzt der Augenblick zu gewaltsamer Erpressung dieser höchsten Wünsche vorliege. In Bayern war der deutsch gesinnte Minister Hohenlohe gestürzt, und Baden hatte vom Kanzler Bismarck am 24. Februar einen Korb in bester Form erhalten. Während die badische Regierung schon wiederholt im diplomatischen Wege die Frage des Eintritts in den norddeutschen Bund angeregt hatte, ohne etwas zu erreichen, wurde im Februar auf Anregung badischer Liberaler im Reichstage von Lasker und Genossen ein förmlicher Antrag eingebracht, der Badens Aufnahme in den Bund bezweckte. Der Bundeskanzler konnte und durfte in seiner Antwort nicht alle Gründe bloßlegen, welche für ihn als den leitenden Staatsmann beim Blick auf die Verhältnisse im jungen Bunde, im übrigen Deutschland, in Europa maßgebend waren; aber was er mit großer Offenheit sagte, ging dahin, daß der norddeutsche Bund sich nicht in bequemer Selbstsucht abschließe, daß das Ziel seiner Politik die Einigung des gesamten Deutschlands bleibe, daß deshalb der Gedanke des Südbundes gänzlich aufgegeben sei, daß ihm aber das nationale Baden außerhalb des norddeutschen Bundes wertvoller sei, als innerhalb desselben. Er schwieg dagegen über die Erklärungen, welche die Regierungen in München und Stuttgart über diese Frage abgegeben hatten.

Die Verhandlungen des Zollparlaments waren wieder durch eine geschäftliche Rede Delbrücks eröffnet worden. Der Kanzler zeigte sich während der ganzen Session kein einziges Mal im Parlament und überließ seinem Kollegen Delbrück nur allzu sehr die Führung der für die nationale Wohlfahrt hochwichtigen volkswirtschaftlichen Angelegenheiten. Das Präsidium wurde wie in den früheren Jahren gebildet, wobei der bayrische Exminister Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst die Erklärung der Annahme seiner Wiederwahl zum ersten Vizepräsidenten mit Worten begleitete, die mit stürmischem Beifall aufgenommen wurden. Er sagte nämlich u. a.: „Ich kann mit Recht stolz sein, in dieser ganzen Legislaturperiode des Zollparlaments das Wohlwollen dieser hohen Versammlung nicht verloren zu haben, einer Versammlung, die, wenn auch ihre Befugnisse beschränkt sind, doch dadurch hohe Bedeutung gewonnen hat und dieselbe behalten wird, daß in ihr die Vertreter der deutschen Nation zur Beratung gemeinsamer Interessen vereinigt sind; wenn jüngst ein Mitglied dieses Hauses bei seinem Ausscheiden dem

Zollparlament den Vorwurf gemacht hat, es beruhe auf Täuschung und es schmücke sich mit dem erborgten Nimbus des deutschen Parlaments, so antworte ich darauf: In dieser Thatsache der gemeinsamen Arbeit deutscher Abgeordneter liegt keine Täuschung, sie ist ein Gewinn, an dem wir festhalten wollen, sie ist der feste Grund, auf dem die Anker unserer nationalen Hoffnung ruhen." Diese Worte bildeten die einzige Höhe nationaler Begeisterung in dieser Session.

Neben den Handelsverträgen mit Mexiko und Hawai war unter den Vorlagen die unvergleichlich wichtigste, die auch das ganze Interesse des Parlaments in Anspruch nahm, der Gesetzentwurf über Abänderung des Vereins-Zolltarifs. Im wesentlichen enthielt er die gleichen Bestimmungen wie die Vorlagen der beiden vorhergehenden Jahre; er unterschied sich aber dadurch von jenen, daß die Regierungen nunmehr auf die Forderung eines Eingangszolles auf Mineralöle zur finanziellen Ausgleichung der vielen Ausfälle, welche die Herabsetzung der meisten Zollsätze für die Bundeskasse zur Folge hatte, vollständig verzichteten und dagegen nur eine geringe Erhöhung des Zolles auf Kaffee vorschlugen, als eines Gegenstandes, „welcher zwar auch dem allgemeinen Verbrauch angehört, welcher aber bis zum 1. Juli 1853 einem höheren Zoll unterlegen hat", als er nunmehr beantragt wurde. Auch in anderen Positionen war den freihändlerischen Wünschen, die in den zwei früheren Jahren im Parlament ausgesprochen waren, Rücksicht getragen, so daß von vornherein erwartet werden konnte, die verbündeten Regierungen würden auch den höchst unvolkstümlichen Kaffeezoll innerhalb der Zollbefreiung von Gegenständen, welche im Volksleben eine viel kleinere Rolle spielen, aufzugeben sich bewegen lassen. Die Lawine war einmal im Rollen, Regierungen und Parteien mit Ausnahme des Abg. Mohl und Genossen schwärmten für Freihandel und konnten dessen Segnungen kaum erwarten — wie sollte man sich unter solchen Verhältnissen nicht verständigen? Der finanzielle Standpunkt wurde gänzlich preisgegeben und den Einzelstaaten überlassen, angesichts der wachsenden Anforderungen an die Staatskassen sich durch Erhöhung der direkten Steuern zu helfen, so gut es ging. Abgesehen von anderen Zollbefreiungen, welche in bedeutendem Umfange eintraten, wurden insbesondere auch die Zölle von Roheisen und Eisenfabrikaten, rohem Kaffee und Reis, Waren der Baumwollen- und Leinenindustrie bedeutend ermäßigt, so daß die wichtigsten deutschen Industriezweige vollständig schutzlos der fremden, vielfach unter weit günstigeren Verhältnissen arbeitenden Konkurrenz auf Gnade und Ungnade hingeopfert wurden. Nur 65 Abgeordnete stimmten gegen diesen Tarif, und es ist heute interessant, dieses kleine, damals viel geschmähte Häuflein an sich vorbeimarschieren zu lassen. Da waren in erster Reihe sämtliche Schwaben unter Moritz Mohl; ferner die bayrische ultramontane Aristokratie, darunter Frankenstein; die badischen Ultramontanen; die Welfen Windthorst, Ewald u. a.; der Sozialdemokrat Hasenclever; und von sämtlichen heutigen Konservativen findet sich nur der Name Ackermann, während der gesamte preußische Großgrundbesitz mit Bamberger u. Komp. für den Freihandel begeistert war.

Ich selbst hatte in der dunklen Empfindung, daß man sich auf einer abschüssigen Ebene bewege, und in der Ueberzeugung, daß die Schwaben besser als ihr Ruf und jedenfalls praktische Männer seien, den Sitzungssaal unmittelbar vor der Abstimmung verlassen. Um gegen den Strom zu schwimmen und gegen meine Fraktionsgenossen zu stimmen, war ich volkswirtschaftlich nicht genug gesattelt.

Meine Achtung vor dem schwäbischen Volksstamme in seiner soliden Tüchtigkeit und seinem biblisch-evangelischen Geiste war überhaupt damals infolge meines wiederholten Aufenthaltes in Bad Boll sehr gestiegen, und ich freute mich, dieser meiner Liebe zum Schwabenlande bei einer festlichen Gelegenheit Ausdruck geben zu können. Am 2. Mai hatten sich die national Gesinnten aller Fraktionen zu einem glänzenden Bankett vereinigt, bei welchem viel über deutsche Einheit geredet und mancher Tropfen zu ihrer Förderung getrunken wurde. Selbstverständlich war kein einziger Württem-

berger anwesend. Da erhob ich mich vom Sitze, um ein Hoch auszubringen auf den urgermanischen schwäbischen Volksstamm, indem ich an die Nachbarschaft der beiden Kaiserberge Hohenstaufen und Hohenzollern und an die Abstammung des preußischen Königshauses aus dem alten schwäbischen Süden erinnerte. Meine Worte, die aus dem Herzen kamen, drangen auch zu den Herzen und riefen eine hohe Begeisterung hervor, und die Erwartung, welcher ich damals Ausdruck verliehen, ist heute erfüllt, indem der schwäbische Volksstamm gegenwärtig zu den deutsch gesinntesten Stämmen zählt. Bei einem Diner im königlichen Schlosse, zu welchem ich am folgenden Tage befohlen war, erlebte ich den Dank für meine patriotischen Worte.

Am 7. Mai wurde die dritte und überhaupt die letzte Session des Zollparlaments geschlossen, denn als das deutsche Volk wieder zu wählen hatte, da wählte es Vertreter nicht in den norddeutschen Reichstag und nicht in das Zollparlament, sondern in den deutschen Reichstag. Auch der Klügste ahnte damals diese wunderbare Wendung nicht, denn „die Dinge kommen immer anders, als die klügsten Leute vorhersehen", sagte einmal ein welterfahrener Mann. Durch sein körperliches Leiden war der Kanzler von den Verhandlungen dieser letzten Session fern gehalten, und mit ihm fehlte denselben der warme nationale Geist, der jederzeit seinen Worten entströmte. Dies empfand man auch bei der Thronrede, mit welcher der König in feierlicher Weise das Parlament verabschiedete. Der Feder Delbrücks entstammend, fehlte ihr jede Lebenswärme. Nur ganz leise klang der nationale Ton in den Schlußworten an: „So entlasse ich Sie, geehrte Herren, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß auch die künftigen Verhandlungen des Zollparlaments unserem gemeinsamen Vaterlande zum Segen gereichen werden."

* * *

Nach dem Bruderkriege von 1866 lag Deutschland in zwei Stücke zerrissen, innerlich und äußerlich uneins da. Im Norden bildete sich in der Anlehnung an das mächtig gewordene Preußen ein kräftiger Bund, aber nicht ohne innere Feinde. Der Süden, sich selbst überlassen und unter sich gespalten, war ratlos, welche Pfade er einzuschlagen habe. Zweierlei Verträge waren es in dieser Lage, welche an Stelle eines staatsrechtlichen und verfassungsmäßigen Bundes die süddeutschen Glieder an den mächtigeren norddeutschen Rumpf unseres Vaterlandes knüpfen sollten. Dies waren die kündbaren Verträge über den Zollverein und die Schutz- und Trutzbündnisse.

So wenig befriedigt die Patrioten auf den Gang des Zollparlaments blickten, weil sie in ihrem Eifer eine raschere Umwandlung desselben in ein Vollparlament erhofft hatten, so muß man heute bei einem Rückblick auf die Verhandlungen des Zollparlaments und ihre Ergebnisse erklären, daß jene erste Gruppe von Verträgen zwischen Nord- und Süddeutschland, die Zollvereinsverträge, sich vollständig bewährt haben. Sie haben sich bewährt vor allem in der raschen Erledigung der Aufgaben, welche dem Zollparlament auf seinem beschränkten Gebiet gestellt waren, indem — wenn man von der durch die Professorenwelt eingeführten freihändlerischen Zeitströmung absieht — die schwierigsten und wichtigsten Fragen mit Berücksichtigung der Verhältnisse im Norden und Süden in kurzer Zeit beraten und entschieden worden sind. Sie haben sich aber auch in nationaler Richtung reichlich bewährt. Mit viel Mißtrauen und noch mit wenig verhehltem Grolle über die Ereignisse von 1866 waren die meisten süddeutschen Abgeordneten das erste Mal in die preußische Metropole gegangen, und um gerecht zu sein, muß ich hinzufügen, daß auch die norddeutschen Abgeordneten im ersten Jahre des Zollparlaments ihre partikularistischen Kollegen mit manchem ungerechten Vorurteil beobachteten und behandelten. Diese Kluft war durch das plumpe unpolitische Vorgehen der Liberalen bei dem Antrage auf Erlaß einer Adresse wesentlich erweitert worden; aber trotzdem hatte das dreimalige Zusammentreten zu gemeinsamer Arbeit genügt, manche Vorurteile schwinden zu machen und gegenseitig einer milderen Beurteilung

Platz zu verschaffen. Ja mehr als dies. Ohne daß es einen faßbaren Ausdruck gefunden hätte, war im Innern das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit doch wunderbar erstarkt. Die extremsten Partikularisten glaubten im Frühjahr 1870 nicht mehr an die Möglichkeit einer Lösung der Zollvereinigung, und niemand konnte daran zweifeln, daß bei einer etwaigen Erneuerung dieser Verträge nach ihrem Ablauf im Jahre 1877 die Kompetenz des Zollparlaments ganz wesentlich erweitert worden wäre. Ohne äußeren Schmuck, kahl und arm wie ein Baum zur Winterzeit stand die einzige Volksvertretung des gesamten Vaterlandes da, und dennoch regte sich in allen Herzen ein Ahnen, daß, wenn ein Frühlingswehen durch seine Zweige hauchen würde, er lebensfrische Blätter und herrliche Blüten zu treiben vermöchte. Hatte man auch noch nicht die staatsrechtliche und politische Lösung der großen nationalen Frage gefunden, man wußte, daß man sich gegenseitig nötig habe und daß man untrennbar zusammengehöre.

Würden sich die Schutz- und Trutzbündnisse erforderlichen Falles ebenso bewähren? Man bangte vor der Beantwortung dieser Frage und verhielt sich bei ihr um so kleinmütiger, als für die praktische Ausführung und Anwendung dieser Bündnisse weniger das Volk, dem man mehr nationalen Sinn zutraute, als die Dynastien zu entscheiden hatten, welchen man — vom badischen Fürstenhause abgesehen — im Blick auf die Rheinbundszeiten und infolge der Erfahrungen von 1866 wenig Verständnis für die nationalen Bestrebungen zutraute. Wie man damals diese Frage auffaßte, beweist ein Aufsatz, den Professor Treitschke noch im Jahre 1869 in den „Preußischen Jahrbüchern" erscheinen ließ. In demselben heißt es u. a.: „Nach allem bleibt uns .... die gegründete Hoffnung, daß der Süden beim Ausbruche eines Krieges seine Pflicht gegen Deutschland zunächst erfüllen wird. Doch niemand vermag zu sagen, ob diese Vertragstreue die Probe halten wird, sobald das Glück den Waffen des Bundes nicht hold ist .... Die unentschiedene Frage der süddeutschen Verhältnisse ist der letzte Grund des Mißtrauens, das den Verkehr des Weltteils lähmt." Der geistreiche Verfasser dieser Worte und mit ihm zahlreiche Politiker im Norden und Süden urteilten so pessimistisch, weil sie den Groll gegen Preußen, der in süddeutschen Herzen über die Ereignisse von 1866 noch kochte, mit Mangel an deutschem Patriotismus verwechselten; sie verstanden insbesondere nicht das Wesen der süddeutschen Demokraten, welche in scharfem Gegensatze zu norddeutschen Fortschrittlern von einem idealen Patriotismus nach der Weise des deutschen Parlaments von 1848 beseelt sind. Alle diese bangen Fragen sollten rascher und herrlicher beantwortet werden, als eine Seele beim Schlusse der letzten Session des Zollparlaments ahnen konnte. Die freche Kriegserklärung Frankreichs enthüllte das wahre Angesicht des deutschen Volkes, das im Süden so gut wie im Norden über den Schimpf erglühte, der dem mächtigsten deutschen Fürsten, dem König von Preußen in Ems angethan worden war; es zeigte das Angesicht des deutschen Volkes leuchtend in heller Begeisterung für das große Vaterland, und niemand fragte dabei nach den papiernen Verträgen. In dem ruhmvollen Siegeslaufe, bei welchem auch die Schwabenstreiche gar lustig schwirrten, wurde jener gordische Knoten unlösbarer staatsrechtlicher Fragen über die Einigung des gesamten Deutschlands mit scharfem Hiebe durchhauen, und die Politiker lernten verstehen, daß man ein großes Vaterland nicht durch Reden und Tintenkleckse, sondern durch Thaten und Heldenblut sich erringe. Bayern, Württemberger und Badener waren nur von einem Streben hingerissen, die Scharte von 1866 an der Seite ihrer norddeutschen Brüder im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind auszuwetzen, und was drei Jahre gemeinschaftlicher Beratungen im Zollparlament nicht zu leisten im stande waren, das hat ein blutiger Siegeskranz zuwege gebracht: die Einheit des von allen Söhnen gleich geliebten Vaterlandes.

Für mich war es eine eigentümliche Fügung, daß ich auf Veranlassung des Grafen Eberhard von Stolberg-Wernigerode gerade vier Wochen vor der Kriegserklärung in den Johanniterorden aufgenommen worden war. So schüttelte ich den Staub des

Zollparlaments von mir und zog auch unter den Klängen der Wacht am Rhein über den deutschen Strom. Den furchtbaren Ernst des Krieges lernte ich in der Schlacht von Wörth und an den blutgetränkten Ufern des Sauerbachs erstmals kennen, und hörte den Männerkampf ausklingen in dem Kanonendonner des dreitägigen Ringens bei Belfort. Wir wußten nicht, daß dieser Kanonendonner gleichsam die Salve abgab zu dem ersten Hurrah, welches Badens Großherzog auf den Kaiser Wilhelm gleichzeitig in Versailles ausbrachte. Als aber die Nachricht von der Kaiserproklamation zu uns drang, da perlten Thränen des Lobes und des Dankes auf manchem Antlitz, über welches des Lebens Schicksale schon tiefere Furchen als über das meinige gezogen hatten.

In unserer schnelllebigen Zeit hat man sich gar rasch an das hohe Gut der nationalen Einheit als an eine selbstverständliche Sache gewöhnt. Gut und ersprießlich mag es deshalb erscheinen, an jene Zeiten zu mahnen, in welchen die Patrioten in schweren Sorgen und in heißem Streben nach diesem höchsten aller irdischen Güter rangen. Das Gedächtnis an diese Jahre bei mir und anderen zu erfrischen, bezwecken diese „Erinnerungen aus dem Zollparlament“.



Palermo.

Noch ruht, wie aus dem Reich der Sarazenen,
Ein Hauch auf dir, Palermo, und die Düfte
Des Morgenlandes schwellen süß die Lüfte,
So weit sich deines Golfes Ufer dehnen.

Hier fassen wir das alte, ewige Sehnen,
Am Palmenstrand die Hohenstaufengrüfte;
Und magisch zieht's uns in die blauen Klüfte
Des Pilgerbergs, an den sich Villen lehnen.

Laßt uns in ihre Blütengärten treten,
Erquickung suchen in Limonenhainen
Und schattige Rast an kühlen Marmorbronnen.

Da träumt vom Paradies uns des Propheten,
So wie er's im Koran verhieß den Seinen,
Voll Glanz und Duft und nie geahnter Wonnen.

Sizilien! Palermo! Welch lockende Laute für das Ohr des am winterlichen Herdfeuer rastenden Hyperboräers; welch glänzende Bilder zaubern sie vor sein geistiges Auge! Denn wem erschiene es nicht von poetisch geheimnisvollem Zauber umflossen, das klassische Eiland, das im Altertum die Geschicke von Athen, Rom und Karthago beeinflußte, das, im Mittelalter eine Stätte ritterlicher Romantik, die Wiege der italienischen Nationalpoesie wurde, das noch in neuerer und neuester Zeit so manches welterschütternde Ereignis sah? Wer hätte sich nicht seit seiner Kindheit Tagen nach ihm gesehnt? Und wem es dann ein gütiges Geschick vergönnt, sie auch leiblichen Auges zu schauen, die alte Trinakria, mit ihren Wundern allen, ihren dunkeln, sonnendurchglühten Gebirgszügen und blauen Meeresweiten, ihren Rosenhügeln und Palmenhainen, ihren marmornen Göttertempeln, goldglänzenden Domen und zerfallenden Feudalschlössern, der wird, wenn er trunkenen Blickes von einem ihrer zahlreichen Vorgebirge niederschaut auf die in aller Glut südlicher Farbentöne leuchtenden Gaue, seine kühnsten Erwartungen nicht nur erfüllt, nein weit, weit übertroffen sehen. Welche Pflanzenfülle, welche Farbenpracht allüberall! Afrika wollte einst an Europa einen Liebesgruß senden; es wählte seinen schönsten und duftendsten Blumenstrauß, ihn der ärmeren Schwester zuzuwerfen. Allein der Wurf war zu kurz bemessen — der Strauß fiel auf halbem Wege ins

Meer. So entstand Sizilien, das schimmernde Blüteneiland, der leuchtende, duftende Gruß der Tropen.

Wir betreten nun Palermo, die Hauptstadt der Insel, wo sich deren Schönheiten alle wie in einem Brennpunkte sammeln. Keine Stadt des italischen Festlandes, weder Venedig noch Genua, ja selbst das vielbewunderte Neapel nicht, vermag sich an Herrlichkeit der Lage nur entfernt mit Siziliens Hauptstadt zu messen. Ihr Panorama ist weit erhabener, wirkungsvoller abgeschlossen als das der sich in übermäßiger Weite verlierenden, jedes malerischen Hintergrundes entbehrenden Lazzaronistadt. Wohl gleicht Neapels üppige Kampagna einem Garten, hier aber tritt uns eine Vegetationsfülle entgegen, für welche alle Vergleiche fehlen, eine Fülle, wie sie auf europäischem Boden wohl einzig dasteht. Schon die Araber hatten ein verständnisvolles Auge für den charakteristischen Reiz dieses dufterfüllten, wie in den Goldglanz des Paradieses getauchten Thales; sie waren es, die ihm zuerst jenen Namen gaben, in dem sein ganzer Zauber so voll und freudig austönt: Conca d'oro — Goldmuschel. Den herrlichsten Kontrast zu seiner farbenreichen Anmut bildet die majestätische Bergesmauer, welche, abwechselungsreich in ihren Umrissen und in ihrem Kulminationspunkte, dem Monte Cuccio, über tausend Meter hoch, schroff ansteigend dieses Eden im Halbkreise umschließt, als wolle sie es vor den feindlichen Berührungen der Außenwelt, vor jedem rauhen Luftzuge bewahren. Nur zwölf Kilometer von einander entfernt senken sich die beiden äußersten Enden dieser Gebirgskette, durch tiefe Thalsenkungen anscheinend gänzlich vom Hauptstock losgelöst, als steile Vorgebirge in die klaren Meeresfluten. So bewachen sie, nordwestlich der Monte Pellegrino, südlich der Monte Catalfano, den Eingang in den schön geschwungenen Golf, an dessen Strande, einen Teil der Thalmulde ausfüllend, die Stadt Palermo sich behaglich lagert mit ihren turmreichen Kirchen, ihren düsteren Palästen und ihrem Knäuel von engen finsteren Gassen; sie würde ein kaum zu entwirrendes Chaos bilden, teilte sie nicht ein breites, symmetrisch angelegtes Straßenkreuz, gebildet durch den ladenreichen Corso und die aristokratische Via Maqueda, in vier fast gleich große Regionen. Diese treffen genau im Mittelpunkte der Stadt und des Verkehrs auf einem kleinen, Quattro Cantoni (vier Ecken) genannten Platze in vier unter einander ganz gleichartigen Monumentalbauten zusammen. Die originelle Anlage stammt aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts und zeigt in ihrem architektonischen Ausbau, ihrer Ueberladung mit Säulen verschiedenster Ordnung, mit Brunnen, Statuen und Wappen bereits die Ueberschwänglichkeit des beginnenden Barockstils. Steht man hier, vom lärmendsten Getriebe umwogt, im Mittelpunkte des Kreuzes, so genießt man nach allen vier Seiten, die langen schnurgeraden, bis zu den Stadtthoren führenden Straßen entlang, fesselnde Ausblicke; mitten im Herzen der Stadt grüßt uns das tiefblaue Meer und der ernst, beinahe drohend herniederschauende Bergeskranz. Geht man alsdann den Corso aufwärts, dem nach Monreale führenden Thore zu, so zeigt sich nach kurzem Gang zur Rechten der majestätische Dom, davor ein zopfiges Standbild der heiligen Rosalia, und wenig Schritte weiter im Hintergrunde eines geräumigen freien Platzes der fast sämtliche Bauepochen im buntesten Gemisch zeigende Palazzo Reale, der nur in seinem kastellartigen Mittelbau das stolze Palatium der alten Normannenkönige noch erkennen läßt. Im Innern birgt er das einzig dastehende Kleinod normannisch-byzantinischer Kunst, die Capella Palatina.

Schreiten wir anderseits von den Quattro Cantoni den Corso abwärts, so stoßen wir am Ende desselben auf die Porta felice, einen höchst merkwürdigen, gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts — die Tradition behauptet nach einem Entwurfe Bramantes — errichteten Thorbau. Den Namen empfing er von Felice Orsini, einer als Urenkelin der beiden berühmten Renaissance-Päpste Julius' II. und Pauls III., sowie als Gattin des in Palermo residierenden spanischen Vizekönigs Marcantonio Colonna ihrer Zeit hochgefeierten Dame. Eigentlich sind es nur zwei mächtige, reichverzierte Pfeiler, welche das Thor bilden. Die Bedachung fehlt, wie bei den meisten Thoren Palermos,

damit beim Rosalienfeste der hochgetürmte Wagen der Heiligen ungehindert einziehen kann. Hinaustretend sehen wir uns am Meeresstrande. Links geht's zum Hafen, wo reger Verkehr herrscht, verbunden mit Schmutz, rohem Lärm und zudringlicher Bettelei, rechts aber breitet sich eine elegante Promenade aus, die Marina, neuerdings Foro Italico genannt. Das ist Palermos Stolz und Glanzpunkt; kaum möchte noch eine Stadt der Welt eine ähnliche Anlage aufzuweisen haben. Auf breiten Fliesen wandelnd hat hier der Spaziergänger zur einen Seite das unermeßliche Meer, das ja von ewig neuem Reiz ist, mag es nun in ungetrübter Bläue wie ein glatter Spiegel daliegen, mag es leise bewegt, grünlich und am Horizont tiefschwarz, wie in verhaltenem Grimm unruhig zischen und sieden, oder, von wilder Windsbraut gepeitscht, die ungeheuren Wogen zornvoll gegen das Ufer jagen, daß der weiße Gischt über die hohen Steindämme bis zu dem Wandelnden emporspritzt. In letzterem Falle sucht dieser lieber die andere Seite der schönen Promenade auf, wo sich dieselbe an blumengeschmückten Terrassen und stattlichen Palästen entlang zieht. Hier beschattet eine Doppelreihe prächtiger Korallenbäume (Erythrina corallodendron) den breiten Fahrweg, auf welchem glänzende Karossen voll geputzter Damen, begleitet von eleganten Reitern, dahinjagen. Den Hauptreiz der Marina aber bildet der Vollblick auf den wunderbar geformten, wildzerklüfteten Monte Pellegrino, den Pilgerberg der heiligen Rosalia. Kühn, schroff und gigantisch entsteigt dieses „schönste aller Vorgebirge der Welt", wie es Goethe etwas kühn apodiktisch nennt, den seinen Fuß umbrandenden Fluten; seine gewaltigen, aller Vegetation entkleideten Felsmassen leuchten im zauberhaftesten Farbenspiel, bald rötlich, bald grünlich, zuzeiten auch golddurchglüht, während tiefblaue Schatten in den Schluchten lagern. Wie einsam und kühl, wie märchenhaft still muß es da drinnen sein!

Einen anmutigen Kontrast zum wilden Pilgerberg bilden an der entgegengesetzten Seite des Golfes die sanfteren Formen des Cap Zaffarano und die hügelvolle Ebene, in der sich die Bagheria, Palermos vornehmste Sommerfrische, bettet. Dahinter schimmern in lichter und immer lichterer Ferne hohe Gebirgsreihen, abenteuerlich geformt und tagsüber meist in blauen Duft gehüllt, aber, vom Strahl der Abendsonne getroffen, in zartrosigem Lichte erglühend. Und wenn dann das sinkende Tagesgestirn den westlichen Himmel in ein Glutmeer verwandelt, wenn die Hitze des Tages mit des Tages Lärm erlischt und die laue Nacht des Südens niedersinkt auf Palermos Golf, dann entzünden sich die hohen Gaskandelaber der Marina und leuchten einem fröhlich bewegten, harmlos ungebundenen Nachtleben. Da schwärmen Tausende von Müßigen beim lockenden Klange der Musik umher, tausend andere lehnen an den Steinbrüstungen des Quais oder lagern unterhalb derselben auf den am Strande poetisch verstreuten Felsblöcken. O sinnberückender Zauber der sizilianischen Nacht! Langsam und leise gleiten die Wellen, in phosphorischem Glanze schwimmend, an das Ufer, Magnolien und Jasmin senden betäubende Düfte aus den Gärten der Stadtseite, farbige Lampen leuchten durch das mondlose Dunkel und zarte Lautenklänge zittern durch die laue, unbewegte Luft.

Doch noch ist es Tag, goldener, lichtstrahlender Tag, noch dazu Sonntag; aus dem nahen Stadtparke der Flora schallt uns rauschende Militärmusik entgegen. Das ist so ziemlich das einzige charakteristische Merkmal des Feiertags für das glückselige Volk Palermos, welchem „Werktage", Tage der Arbeit in unserem Sinne beinahe unbekannt sind. Die Flora oder Villa Giulia, so genannt nach der schönen Gattin eines galanten Vizekönigs, ist als Parkanlage bereits über ein Jahrhundert alt; sie zeigt daher den steifen, streng abgezirkelten Geschmack ihrer Entstehungszeit. Dennoch bietet sie ein köstliches Ziel für Spaziergänge und Erholungsstunden. Hier zeigen sich in üppigster Fülle fast alle Pflanzen, welche dieser glückliche Himmelsstrich zeitigt. Agrumen aller Art, reich mit goldschimmernden Früchten behangen, begrenzen die den Garten durchschneidenden Alleen; auf den Rabatten gedeihen seltene Zierpflanzen; schlängelnde Pfade verlieren sich in Hecken von Lorbeer und Myrten oder blühendem Oleander. Hier entfalten breitstaudige Bananen den Schirm ihrer kühlen grünen Blätter über leuchtenden

Marmorstatuen, dort erhebt in traulicher Nachbarschaft mit hechtblauen, stachligen Agaven und seltenen Kaktusarten die Dattelpalme ihre schlanke, mit gewichtigen Fruchtbündeln beschwerte Krone, spendet der Johannisbrotbaum erquickenden Schatten, gibt der Pfefferbaum, die Trauerweide der Tropen, sein zartes, niederhängendes Gezweige dem Spiel der Lüfte preis. Selbst Sagopalmen, Blüte und Frucht gewährend, Zuckerrohr und Bambus, Pisang und Papyrus gedeihen unter der heißen Sonne Palermos. Noch exotischer, üppiger und berauschender gestaltet sich die Vegetation im anstoßenden botanischen Garten, dessen köstlicher Pflanzen- und Blütenflor uns mitten in die Palmenwälder von Ceylon oder die Rosengärten von Damaskus versetzt. Hier wird es für das Auge niemals Winter. Immergrün aller Art umgibt uns; jeder Monat läßt andere Bäume, andere Sträucher knospen, grünen und blühen. Alle Beete prangen im buntesten, duftendsten Schmucke, manche gleichen wahren Rosen- und Anemonenhügeln, andere schimmern im Farbenreichtum fremdartiger Gewächse, deren Namen das nordische Ohr nie gehört hat, und auf dem Teiche entfaltet das wundersame Kind des Amazonenstroms, die Victoria Regia, selbst zur Winterszeit ihre zarten, glänzenden Blätter. Doch aus der einsamen Tropenwelt des Orto botanico ruft es uns zurück zur heiteren, menschenwimmelnden Flora. Aber wir meiden diesmal ihre belebten Promenadenwege, meiden vor allem ihren Mittelpunkt, die große, von vier großen Musikpavillons umgebene Fontäne, wo sich bei Konzerten der dichteste Menschenstrom staut — nur die Aristokratie, wenigstens die weibliche verläßt ihre Equipagen nicht, sondern lauscht, draußen vor dem Gitter haltend, vornehm in die Polster geschmiegt, der Musik — und ersteigen eine im Winkel des Gartens befindliche Terrasse, die uns, auf die Marina hinabschauend, das herrliche Küstenpanorama behaglicher genießen läßt, als dort unten im Gewoge der Promenierenden. Hier lassen sich viele Stunden im seligsten dolce far niente verträumen, der sizilischen Herbstsonne den Rücken bietend und hinausschauend auf das blitzende tyrrhenische Meer. Da schweift der Gedanke wohl hinüber zu seinen jenseitigen Küsten, über die Alpen, zur fernen nordischen Heimat, wo wir uns um diese Zeit wohl schon fröstelnd in die Wintermäntel hüllten und dem trauten Ofen nicht nahe genug kommen konnten. Wie anders hier, im Angesichte des Monte Pellegrino. Hier gibt es ja auch einen Winter, aber er tritt nicht so unliebenswürdig auf wie bei uns, als griesgrämiger, unfroher Greis, nein, er gleicht einem freundlich lächelnden Knaben mit Blumen in beiden Händchen und Kränzen auf dem lockigen Scheitel. Freilich — etwas launisch ist er. Oft kann er ein recht mürrisches, ja bitterböses Gesicht machen und schwere Wolken auf seiner sonst so klaren Stirne zeigen; aber wie ja beim Kinde Lachen und Weinen so nahe bei einander liegen, so lächelt auch er uns wohl schon in der nächsten Sekunde hold und heiter an, und gern vergessen sich seine kleinen Launen und Unarten im wärmenden Sonnenschein eines solchen Lächelns.

Diesem seinem milden und angenehmen Klima verdankt Palermo, eine der wärmsten aller bekannten europäischen Winterstationen, (mittlere Temperatur der drei Wintermonate 11,7° C. gegen 8,9° in Nizza, 7,8° in Pisa) seinen täglich wachsenden Ruf als klimatischer Kurort und den damit Schritt haltenden Zufluß fremder Wintergäste, unter welchen es zu keiner Zeit an berühmten Namen mangelt. Hier haben Mitglieder des russischen Kaiserhauses wiederholt überwintert, hat der Schöpfer des deutschen Musikdramas im vorletzten Winter seines Lebens seinen Schwanengesang vollendet. Er wohnte, bevor ihm die Villa eines kunstsinnigen einheimischen Edelmannes ein ruhigeres und ungestörteres Asyl eröffnete, in dem zwar kleinen, aber mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten und von tropischer Vegetation umgebenen Hotel des Palmes.

Uebrigens wird auch der Gesunde gern längere Zeit in dieser prächtigen Stadt weilen, die den mannigfaltigsten Interessen Anregung gewährt. Als Universitätsstadt besitzt Palermo gute Bibliotheken und reiche Kunstschätze. Im Nationalmuseum zumal sind kostbare Sachen aufgespeichert, unter anderen der berühmte Widder von Syrakus und die interessanten, die Anfänge griechischer Plastik — teilweise in sehr ergötzlicher

Art — zeigenden Metopen von Selinunt. Natürlich gibt es hier auch eine Reihe von Theatern, in diesen aber fast ausschließlich und in ewiger Wiederholung seichten italienischen Opernkram. Doch, wenn das Ohr hier auch fasten muß, dem Auge sind dafür stündlich die auserlesensten Genüsse bereitet; jeder noch so kurze Spaziergang bringt ihm ja Unterhaltung und Belehrung. Das hiesige Straßenleben bietet zwar kein so buntbewegtes, großstädtisch lärmendes Bild, wie dasjenige Neapels, zeigt aber noch mehr nationalen Charakter und Verschiedenheit der Elemente. Neben dem beliebten städtischen Kommunikationsmittel unserer Tage, der Pferdebahn, rasseln, von federgeschmückten Maultieren gezogen, die gelben, buntbemalten „Corricoli“, primitive, zweiräderige Fuhrwerke von originellem Aussehen, jagen glänzende Kutschen mit phantastischen Wappen am Schlage pfeilschnell dahin. Auf den hohen und schmalen Trottoirs aber tummelt sich eine bunte Menschenmenge. Da schreitet der geschniegelte Elegant neben dem sonnenverbrannten, barbeinigen Obstverkäufer, die modische, in grellfarbige Seide gekleidete, geschminkte und gepuderte „Gentildonna“ hinter dem schmutzigen, von Lumpen umflatterten Fischweib, der schlanke, graublau uniformierte Offizier, seinen kühnen Schnurrbart wirbelnd, an der Seite des knochigen, wetterfesten Matrosen mit gestreiftem Hemd und phrygischer Mütze. Im ganzen empfängt man von dem hiesigen Volke keinen hervorragend angenehmen Eindruck; es erscheint weder körperlich schön, noch liebenswürdig. Die heiße südliche Sonne zeitigt allerlei böse Leidenschaften, unter welchen Heimtücke, Unredlichkeit, Grausamkeit und Rachsucht voranstehen. Es ist, als ob alle die verschiedenen fremden Nationen, welche das begehrenswerte Eiland der Reihe nach beherrscht haben, nur ihre schlimmen Eigenschaften im Blute ihrer Nachkommen zurückgelassen hätten. Die Mißstände des verflossenen Bourbonenregiments waren nun vollends nicht dazu angethan, veredelnd auf das Volk zu wirken.

Die Sizilianer sind in weit höherem Maße als die Italiener des Festlandes ein aus den mannigfaltigsten Elementen zusammengesetztes Mischvolk. Noch heute stehen drei Typen fast unmittelbar neben einander, ja sie finden ihre Repräsentanten oft in ein und derselben Familie. Betrachten wir z. B. jene drei Knaben, die sich dort vor der Thüre eines verwahrlosten Hauses — vielleicht das Vaterhaus aller drei — mit einem grunzenden schwarzen Ferkel, dem gewöhnlichen Spielgenossen der sizilianischen Proletarierjugend, vergnügen. Der älteste von ihnen, der, ernst und träumerisch dreinschauend, dem Spiele mehr Zuschauer als Teilnehmer scheint — zeigen uns die feinen Linien seines Profils nicht den edlen Schnitt des untergegangenen Hellenentums? Der braune Strolch hingegen, der das Schweinchen kreischend neckt und zerrt — wer vermöchte in seiner gelblichen Haut, dem dichten schwarzkrausen Wollenhaar, den verschmitzt funkelnden Augen und dem aufgeworfenen Munde, der zwei Reihen blendend weißer Zähne sehen läßt, das maurische Blut zu verkennen? Und wiederum der kleine pausbäckige Schelm im kurzen Hemdchen, der wie schützend die Aermchen um den borstigen Nacken des grunzenden Kameraden schlingt — seinen rosigen Wangen, lichtblauen Augen und flachsfarbenen Ringellocken könnten wir ebenso gut an den Gestaden des baltischen Meeres begegnen, von welchen zweifellos einer seiner Vorfahren dereinst ausgezogen ist.

So ist es von hohem Reiz, in den Straßen Palermos den Spuren seiner wechselvollen Vergangenheit nachzugehen und im Typus sowohl des Volkes wie der Bauten Geschichte zu lesen. Hinsichtlich der letzteren möchte es freilich auf den ersten Blick scheinen, als ob da nicht viel Ausbeute zu erhoffen wäre. Die architektonische Physiognomie des heutigen Palermo trägt vornehmlich das Gepräge des Barockstils; sie führt uns also eine wenig interessante Epoche der Stadthistorie vor: die Zeit der spanisch-habsburgischen Herrschaft unter den Vizekönigen (1516—1700). Ein Gang durch die Hauptstraßen bietet nicht gerade viel des Erfreulichen. Die spanischen Luxusfassaden der Kirchen und Paläste zeigen größtenteils den allerschwülstigsten Geschmack. Gewaltige Portale durchbrechen das Erdgeschoß und eröffnen den Blick in grandiose, trotz ihrer bizarren Ausschmückung und ihrer jetzigen Verkommenheit imponierende

Säulenhöfe. Darüber aber baut sich meistens eine überladene Dekoration auf, ein ungeheurer Apparat von Nischen, Konsolen und gezierten Statuen, von Verkröpfungen, gewundenen Säulchen und widerlich geschnörkelten Ornamenten, hinter deren Schwulst sich Armut und Ausschweifung der Phantasie zugleich verbergen. In dieser Weise geht es durch lange Straßen fort, und bald sieht sich das Auge durch den monotonen Anblick gelangweilt und angewidert. Dan schweift es wohl, nach anregenden Eindrücken verlangend, voll Neugier in die dunklen Seitengäßchen, die es erst nur mit scheuem, nicht ungerechtfertigtem Verdacht gestreift hat. Aber da scheint es anders auszusehen — also mutig vorwärts, hinein in das dunkle Labyrinth! Wahrlich, keiner, der seinem nordischen Widerwillen gegen Unrat und üble Gerüche dieses kleine Opfer zu bringen vermochte, wird es zu bereuen haben. Fast überall zeigen sich hier in versteckten, von der modernen Zerstörungswut unbeachtet gebliebenen Winkeln noch ornamentierte Thür- und Fensterumrahmungen, vermauerte Bogen und prächtige Gesimse, originelle Treppen und zierliche Erker, köstliche Ueberreste aus der Zeit der Frührenaissance und Gotik, ja hin und wieder sogar Beispiele jenes anmutigen Mischstils, welchen vor acht Jahrhunderten die Verschmelzung abend- und morgenländischer Elemente auf sizilischem Boden ins Leben gerufen. Diese aber bilden das Ziel; vergebens sehen wir uns nach Bauten aus noch früherer Zeit um. Außer den kürzlich aufgedeckten Fundamenten eines phönikischen Hauses und den dürftigen, im Vergleich zu anderen wenig interessanten Katakomben erinnert hier nichts mehr an das alte Panormos, welches doch, von Phönikern gegründet, schon frühzeitig ein wichtiger Handels- und Hafenplatz, ja im ersten punischen Kriege Arsenal und Hauptstation der Flotte Karthagos war. Spätere Jahrhunderte brachten die Stadt hintereinander unter römische, ostgotische, byzantinische Herrschaft, bis sich im Jahre 831 n. Chr. die Sarazenen, Sizilien erobernd, in ihren Besitz setzten. Unter ihnen gelangte Palermo oder, wie es jetzt arabisch hieß, Bulirma zu hoher Blüte. Fast zwei und ein halbes Jahrhundert leuchtete der Halbmond über der alten Stadt — selbst dieser lange Zeitraum hat nicht die geringsten Spuren hinterlassen. Die normannische Eroberung im Jahre 1072 brachte der prächtigen Sarazenenstadt mit allen ihren schimmernden Moscheen und feenhaften Palästen der Emire, ihren üppigen Läden und goldstrotzenden Bazaren vollständige Zerstörung. Trotzdem sind wir durch den uns erhaltenen, unschätzbaren Bericht des reisenden Kaufmanns Mohammed Ibn Haukul aus Bagdad vom Jahre 972 ziemlich genau über das sarazenische Palermo unterrichtet, wie es, gerade ein Jahrhundert vor seiner Vernichtung, unter dem Emirat der Hassaniden, seinen höchsten Glanz entfaltete. Das farbenreiche Bild, das uns dieser Bericht entrollt, stimmt mit dem heutigen nicht einmal mehr in topographischer Hinsicht. Denn damals drang das Meer viel weiter in das Innere der Stadt ein und bildete in ihrer Mitte zwei geräumige Bassins, westlich für den Handelshafen, östlich für das Arsenal. Im Westen der Stadt aber breiteten sich, mit dem Meer durch Kanäle verbunden, große Teiche aus, in welchen die Papyrusstande, durch die Sarazenen gepflanzt und gepflegt, auf das Ueppigste gedieh. Auf der weit ins Meer vorspringenden Landzunge zwischen beiden Hafenbecken lag die eigentliche Stadt. Noch heute erkennt man ihre Grenzen durch eine Reihe alter in die Häuser verbauter Warttürme. Dieser Stadtkern hieß der Kasr; er bildete die wichtigste der fünf Regionen, in welche die Sarazenenstadt geteilt war. In ihm wohnten, durch starke Mauern mit mächtigen Verteidigungstürmen und sorgfältig bewachten Thoren geschützt, die Kaufmannschaft und die städtische Aristokratie. Oestlich vom Kasr lag, durch einen Meeresarm von ihr getrennt, die Kálesa, die Residenz des Emirs, aus welcher aller Geschäftsverkehr verbannt war. Statt dessen fanden sich hier die Regierungsbauten, die großen Bäder und am Meeresstrande das berühmte Arsenal. Kasr und Kálesa standen also in einem ähnlichen Verhältnisse zu einander, wie heutigen Tages in London City und Westend. Das eigentliche Volksquartier aber lag nordöstlich, jenseits des Handelshafens, es hieß die Sakalibah oder die Region der Slawonier, war von be-

trächtlichem Umfang, nach allen Seiten offen und Wohnsitz der Seeleute und fremden Handlungsbeflissenen. Kleinhandel und Gewerbe hatten wiederum ihren Sitz in der sogenannten neuen Region, dem Stadtteil der Bazare und der öffentlichen Märkte; die Region der Moscheen schließlich enthielt nicht allein zahlreiche Stätten mohammedanischer Gottesverehrung, sondern ebenfalls Läden und Werkstätten. Besondere, streng abgeschlossene Quartiere waren den Soldaten und den Andersgläubigen eingeräumt. Südwärts zogen sich am Ufer des Flüßchens Oreto weitläufige Vorstädte hin und ein Kranz von frischen Gärten und schimmernden Lustschlössern umgab die ganze Stadt, deren Größe beträchtlich gewesen sein muß. Ibn Haukul spricht z. B. von 500 Moscheen — nur Cordova besaß damals mehr — und an anderer Stelle von allein 150 Metzgerläden. Aus diesen Angaben läßt sich schließen, daß die damalige Einwohnerzahl Palermos der heutigen (eine viertel Million) nicht nachgestanden, ja sie vielleicht beträchtlich übertroffen habe. Ueber diese zahlreiche Bevölkerung weiß freilich unser alter Berichterstatter wenig Gutes zu sagen; er meint, der unmäßige Genuß von rohen Zwiebeln habe sie träge und stumpfsinnig gemacht.

Nur hundert Jahre später — welch' anderes Bild! Ein starkes, lichthaariges Volk war gekommen, weit, weit her „von der Sonne rötlichem Untergang" und hatte, nachdem es sich schon den blühendsten Küstenstrich Frankreichs erkämpft, das reiche England unterjocht, sein siegreiches Schwert zur Ehre Gottes und zur eigenen gegen die Ungläubigen wüten lassen. Verzweifelt waren Afrikas braune Söhne übers Meer, zu den Küsten der alten Heimat geflüchtet; ihre zurückgelassenen Schätze fielen in die Hände der frohlockenden Sieger, und auf den Trümmern morgenländischer Kultur triumphierte das Kreuz, das Zeichen des dreieinigen Gottes, erhob sich in Kürze der prachtstrahlende Thron der normannischen Eroberer.

Diese weitgreifende politische Wandlung scheint sich im Aeußeren der nun wieder christlichen, wenige Dezennien später zur königlichen Residenz erhobenen Stadt doch nicht so scharf ausgeprägt zu haben, wie man wohl annehmen möchte. Palermo verlor mit dem Halbmond keineswegs seinen morgenländischen Charakter, der den rauhen, unverwöhnten Kriegern des Nordens so gewaltig imponierte. Die Normannen tauschten ihre primitive Kultur gern um die vollentwickelte, sinnenfreudige des Orients, welche sie auf dem erkämpften Boden vorfanden; orientalische Pracht und orientalischer Lebensgenuß blieben nach wie vor auf Sizilien heimisch; sarazenische Baumeister bauten die Paläste der normannischen Großen, glutäugige Sarazeninnen schmückten ihren Hofstaat. Der Luxus lernt sich bekanntlich leicht und schnell. „Palermo," so schreibt der im zwölften Jahrhundert hier weilende Muselmann Ibn Dzobair aus Valencia, „vereinigt zwei große Vorzüge: Gemächlichkeit und Glanz. Die prächtige und anmutige Stadt entfaltet sich in verführerischer Gestalt auf einem landschaftlichen Gebiete, das einen einzigen Garten bildet; sie ist wesentlich im Stile Cordovas erbaut." An anderer Stelle spricht er von den zahlreichen Villen und Lustgärten, welche die Stadt umgeben „wie eine reiche Halskette den Nacken eines schönen Mädchens", ferner vom glänzenden königlichen Hofstaate, den er aus „heimlichen Muselmanen" zusammengesetzt bezeichnet, und von den Frauen Palermos, die er „schön, üppig und ganz sarazenisch gekleidet" nennt. Zwei andere, fast gleichzeitige Reisende, der spanische Jude Benjamin von Tudéla und der Franzose Hugo Falcando berichten uns gleichfalls über die glänzende Königsstadt zur Zeit der letzten Normannenfürsten; auch sie können kaum Worte genug finden, die Pracht der königlichen Paläste und den bestrickenden Reiz der benachbarten Lustschlösser mit ihren Gärten und Fischteichen zu schildern, Anlagen, wie sie die Genußsucht der damaligen Periode in großer Anzahl schuf.

Ein sehr anschauliches Beispiel eines solchen normannischen Lustschlosses nach arabischem Vorbild ist uns in der außerhalb der Porta nuova gelegenen Zisa erhalten geblieben. Sie verdankt dem zweiten Könige der Normannendynastie, dem despotischen, zügellosen Wilhelm I., Dasein und Namen (El-Aziz = Glorie). Eine alte Sage leitet

den Namen Zisa allerdings von einer schönen unglücklichen Emirstochter ab und setzt damit voraus, daß hier bereits zur Sarazenenzeit ein Bau gestanden. Die Zisa stellt sich im Aeußern als ein würfelförmiges, fensterarmes, schmuckloses Kastell dar, in ihrem Innern aber entfaltete sich ehemals alle dem Sinnengenusse nur erwünschte Pracht. Noch schauen wir in guter Erhaltung im Erdgeschoß eine wundervolle Halle mit Resten eines prächtigen Stalaktitengewölbes, schönen Marmorsäulen und interessanten Mosaiken, welche seltsamerweise Erinnerungen an die Herkunft des mit seinen Neigungen so ganz im Orient wurzelnden königlichen Bauherrn, Motive aus der skandinavischen Heldensage zu enthalten scheinen (vergl. Gregorovius: Siciliana). Die Rückwand durchbricht ein fließender Brunnen, der einst sein Wasser mittelst eines offenen Marmorkanals kühlungspendend durch die Halle in einen nahen Fischteich leitete. Jetzt füttert hier die Tochter des Kastellans ihre Tauben, und schmutzige Kinder spielen auf dem zerbröckelnden Steinboden, den einst bunte Teppiche schmückten, auf welchen langbärtige, ernstblickende Männer mit orientalisch gekreuzten Beinen kauerten, Sorbett schlürfend und dem silberhellen Fontänengeriesel, wie dem Mandolinenspiel schöner verschleierter Mädchen lauschend. An einzelnen Stellen der Halle sieht man noch jetzt alte arabische Inschriften, welche den prunkvollen, devoten und doch poetischen Hofton jener Zeit erkennen lassen. So heißt es z. B.: „Hier schaust du den schönsten Besitz des glänzendsten Reiches der Welt, schaust Meere und sie beherrschendes Gebirg mit narzissengefärbten Gipfeln, schaust auf prächtigem Hochsitz den mächtigsten König seines Jahrhunderts, denn ihm kommt es zu, seine Tage in Herrlichkeit und Freude zu verbringen.“ Die Aussicht, welche die alte Inschrift rühmt, ist heute noch ebenso köstlich, wie vor siebenhundert Jahren; besteigen wir also zu ihrem Genusse das platte Dach des Schlößchens. Eine andere, aber weit jüngere Inschrift, diesmal nicht in arabischer, sondern in spanischer Sprache, übernimmt es, uns schon an der Thüre zum Aufstieg würdig vorzubereiten. Sie nimmt den Mund gewaltig voll und möchte uns gern auf dem Wege streng logischer Schlußfolgerung überzeugen, daß es die schönste Aussicht des Erdkreises sei, der wir hier entgegen treten:

„Del orbe Europa es honor —
De Europa Italia verjel —
Sicilia compendio del —
Y esta vista la mejor!“

In der That wird der Blick vom Dache der Zisa wohl von wenig europäischen Städtebildern übertroffen.

Ein anderes normannisch-sarazenisches Lustschloß, die Cuba, wo Boccaccio eine seiner Novellen — die sechste des fünften Tages im Decamerone — spielen läßt, zeigt den oben beschriebenen ähnliche, doch weniger gut erhaltene Motive.

Aber nicht allein bei normannischen Profanbauten, selbst bei den Gotteshäusern dieser Epoche stoßen wir auf morgenländischen Einfluß. In dieser Beziehung ist vor allem die Kirche St. Giovanni degli Eremiti merkwürdig, die mit ihren arabischen Bogen — bekanntlich kennt die orientalische Baukunst den Spitzbogen lange vor Geburt der nordischen Gotik, die ihn allerdings zuerst vom bloßen Dekorationsmotiv zur konstruktiven Notwendigkeit erhoben hat — und ihren fünf nackten, blauweißen Kuppeln die Gedanken eher zum Propheten als zum Heiland zieht. Dahingegen trägt der umfangreichste Bau der Normannenzeit, die grandiose, fünffach getürmte Kathedrale, ein größtenteils abendländisches, wenn auch immerhin äußerst fremdartiges und phantastisches Gepräge. Ihr Bauherr war aber auch nicht sizilischem Boden entstammt, sondern kam vom stammverwandten englischen Normannenhofe; es war Walter of the Mill, einst Hofkaplan König Heinrichs II. von England, dann, durch dessen Tochter Johanna, Gemahlin König Wilhelms II., nach Sizilien gekommen, Rat und Vertrauter dieses Fürsten und (1169—85) Erzbischof von Palermo. Obwohl durch eine zwar stattliche,

hier aber wie die Faust aufs Auge passende Kuppel, welche ein ungeschickter Umbau zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf ihr langgestrecktes Dach gesetzt hat, in ihrer einheitlichen Wirkung stark beeinträchtigt, gewährt das Aeußere der Kathedrale dennoch einen wundersam fesselnden Anblick. Ungeschmälert bleibt namentlich die Freude an den reizvollen Details der Dekoration, die sich am üppigsten und originellsten an der Chorseite entfaltet. Leider erscheint das Innere infolge des erwähnten stilwidrigen Umbaues ganz verunstaltet; wäre es dies aber auch in zehnfach höherem Maße, wir würden es trotzdem nur mit ehrfurchtsvollen, andächtigen Gefühlen betreten. Denn in ihm wacht, ernsten Angesichtes, die Weltgeschichte an der Gruft der glänzendsten Fürsten des Mittelalters, unter welchen zwei, dem leuchtendsten aller deutschen Heldengeschlechter entstammend, neben dem sizilischen Königsdiadem den kaiserlichen Hermelin, die Krone Karls des Großen getragen haben. Beklommenen Herzens nahen wir den Königsgräbern, mächtigen dunkelroten Porphyrsärgen von ernstem, feierlichem Ansehen. In ihnen schlummern, neben einigen minder hervorragenden Gliedern des königlichen Hauses, Roger II. († 1154), der erste und gewaltigste König der Dynastie Hauteville, ferner seine Tochter, die Kaiserin Constanze († 1198), „die letzte aus dem Königsgeschlechte der Normannen“, wie der Epitaph wehmutsvoll klagt, und ihr früh dahingeraffter Gemahl Kaiser Heinrich VI. († 1197), schließlich der Sohn des kaiserlichen Paares, der kraftvollste und umfassendste Geist des Mittelalters, Friedrich II. († 1250), deutscher Kaiser und König von Jerusalem und Sizilien — letzteres nicht zu seinem noch des deutschen Reiches Heile. Es war kein glücklicher Gedanke des sonst so staatsklugen Rotbart gewesen, seinen Sohn und Nachfolger mit der reichen normannischen Erbtochter zu vermählen und sein Geschlecht aus dem Nebenduft und dem Waldesrauschen der friedlichen schwäbischen Heimat auf den trugvollen, von Parteien durchwühlten Boden der fernen Südinsel zu verpflanzen. Nun ruhen sein Sohn und sein Enkel statt bei den kaiserlichen Ahnen zu Bamberg oder Speier in der heißen Fremde, die ihnen kein Glück gebracht, und der Enkelsenkel mußte auf Neapels Richtplatze sein junges, blühendes Leben der ererbten Krone zum Opfer bringen — der letzte König von Sizilien aus germanischem Blute, der letzte Sproß des glorreichen Kaiserstammes der Staufen!

Was uns die Kathedrale hinsichtlich ihres modernisierten Innern vorenthielt, das ersetzt uns im reichsten Maße das nie übertroffene Juwel frühmittelalterlicher Baukunst, die unvergleichliche Capella Palatina. Sie war einst die Palastkapelle des königlichen Hauses und bildet noch heute den Kern des alten Herrscherschlosses, welches dem Deutschen wie dem Romanen gleich ehrwürdig erscheint. Denn innerhalb dieser Mauern erwachte zuerst die nationale Dichtkunst Italiens, erwachte sie durch denselben kaiserlichen Sänger, welchen wir, wenn er auch — leider! — italienisch dachte und dichtete, mit Stolz den Unsern nennen. Wie oft mag er — der Freigeist — sinnend den schimmernden Mosaikboden der Palatina, der Schöpfung seines Großvaters, beschritten, wie oft sich an ihrer Herrlichkeit berauscht haben! Denn wie ein Sinnenrausch kommt es noch heute beim Anblick all dieses Glanzes, dieser funkelnden Pracht über uns; wie ein goldener Märchentraum, der sich nur träumen, nicht schildern läßt. Hier sind wir, obgleich die Kirche die lateinische Grundform einer dreischiffigen Säulenbasilika zeigt, wieder mitten im Morgenlande. Eine reiche Stalaktitendecke schimmert ob unserem Haupte, antike Marmorsäulen tragen leicht zugespitzte Hufeisenbogen, ein glänzender Schmuck von edlen Steinen und farbigen Mosaiken überspinnt alle Wände — alles von geheimnisvollem Dämmerlicht umflossen. Denn nur sparsam dringt der Tag durch die kleinen Oeffnungen der byzantinisch konstruierten Kuppel, welche sich über der Vierung erhebt. Desto magischer ist die Wirkung, wenn plötzlich ein Sonnenstrahl das Dunkel teilt, hier die asketische, byzantinisch starre Mosaikgestalt eines alten Heiligen auf goldenem Grunde aufleuchten läßt, dort ein zauberisches Farbenspiel auf dem mit seltenem Gestein ausgelegten Fußboden weckt. Eine Messe in der Capella Palatina, wenn vom

kerzenerhellten Altar feierliche Gesänge tönen und der Goldglanz der Wände gedämpft durch die in blauen Ringen emporziehenden, betäubend duftenden Weihrauchwolken bricht, ist ein Genuß eigener, unbeschreiblicher Art. Wohl lernt man da die überwältigende Wirkung verstehen, welche der katholische Kultus mit seinem Farben- und Sinnenzauber auf romantisch veranlagte Gemüter ausübt.

Um nun aber den großartigsten aller Normannendome, das vollentwickeltste Beispiel des normannisch-sizilianischen Kirchenstils kennen zu lernen, müssen wir das Weichbild Palermos auf einige Stunden verlassen und das 7 Kilometer entfernte, 350 Meter höher gelegene Bergstädtchen Monreale aufsuchen. Rasche Pferde bringen uns in kaum einer Stunde auf aussichtsreicher, in sanften Windungen ansteigender Fahrstraße zur Höhe des „Königsberges“, auf dem der dritte Normannenkönig Wilhelm II. „der Gute“ in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts neben einer von ihm gegründeten Benediktinerabtei die prunkvolle Kathedrale erbaute „zur Ehre Gottes und zur Erlösung der Seele seines Vaters“, König Wilhelms I. „des Bösen“, der hier seinerseits ein Jagdschloß und Schatzhaus besessen hatte. Wenn man sich erinnert, in wessen Händen damals die Geschichtschreibung lag, so wird man leicht begreifen, wie die beiden Wilhelme, die übrigens beide im Dome von Monreale begraben liegen, zu ihren so verschiedenen Beinamen gekommen sind.

Im Aeußern stellt sich die jetzt turmlose Kirche ziemlich einfach und schmucklos dar, das Innere aber blendet fast noch mehr als die Capella Palatina durch die hier vom hellsten Tageslichte umflossene Pracht seiner Marmorsäulen und Mosaiken. Glanz und Schmuck, wohin wir schauen: der zauberhafte Eindruck der Palatina freilich bleibt unerreicht.

Welch' unverhoffte Ueberraschung aber harrt unser im anstoßenden Kreuzgange! Er ist sicher der schönste seiner Art auf Erden. Jede der gekuppelten Säulchen, welche die schmalen mosaicierten Spitzbogen tragen, zeigt in reizvollster Abwechselung anders figurierte Kapitäle, anders geformte Vasen, andere Ornamente. Man kann sich nicht satt daran sehen.

Nicht das Geringste aber, was das altersgraue Städtchen zu bieten hat, ist die wunderbare Aussicht auf die zu unseren Füßen ruhende Conca d'oro, die herrliche Goldmuschel mit ihrer schimmernden Perle, dem stolzen, vielgetürmten Palermo. Welch' köstliche Schau; welch' frischgrünes, duftendes, stundenweit wogendes Meer von Maulbeer- und Olivenwäldern, Mandel- und Zitronenhainen, von Feigen- und Mispelbäumen, Karuben, Pinien und Cypressen, das sich sanft abwärts senkt bis an die indigoblaue See, die den Horizont in weitem Bogen umspannt!

Lassen wir nun, Palermos Thore einmal im Rücken, unseren Blick weiter über diese unvergleichliche Gegend schweifen.

„Komm aus der Stadt, komm aus der Stadt Palerm,
Der Frühling hat für dich geschmückt die Ville,
Komm aus der Säle Prunk, der Straßen Lärm,
Aus dem Getümmel in des Haines Stille!“ (Rückert.)

Aber — wo da anfangen, wo aufhören! Ein seltener Reichtum entzückend gelegener Landhäuser schmückt die Conca d'oro, die Sommersitze der alten, leider teilweise sehr heruntergekommenen palermitanischen Aristokraten. Der architektonische Wert dieser Villen ist meist unter Null, im Schatten ihrer Gärten aber öffnet sich uns ein Elysium nach dem anderen. Wer zierliche Anlagen, Statuen, Tempel, Wasserkünste und dergleichen liebt, der besuche die Villa Serradifalco oder das königliche Lustschloß La Favorita, wer aber einen bequemen Ausflug in die Tropen unternehmen will, der lasse sich in den herrlichen Park der Villa Tasca geleiten, dort werden ihm afrikanische Sonne und afrikanische Vegetation in ein Feenland versetzen. Freunde großer vielerschließender

Panoramen werden nicht versäumen, die hochgelegene Wallfahrtskirche Sta. Maria di Gesù aufzusuchen, von wo aus das Gesamtbild Palermos mit dem Monte Pellegrino im Hintergrunde sich am malerischsten darstellt, vor allem aber die Höhe des soeben genannten Berges ersteigen. Eine gut gebaute, gepflasterte Straße, auf der sich zwar nicht fahren, aber bequem reiten läßt, führt auf Dämmen und Galerien in einsamer Gebirgsschlucht bergan; schon nach kaum anderthalbstündigem Gang oder Ritt sehen wir uns vor dem in den Fels gesprengten Grottenkirchlein Santa Rosalia. Wir treten ein, um der erlauchten Dame unsere Aufwartung zu machen. Wie und wo sie empfängt, mag man in Goethes italienischer Reise nachlesen; wie seiner Zeit der große Dichter von ihr entzückt war, so macht die friedlich schlummernde, zarte und lichte Marmorgestalt, in ein reiches Goldgewand gekleidet und von magischem Lichte umflossen, noch heute auf jeden Beschauer einen weihevollen, erhebenden Eindruck — etwas Seltenes bei einem Kunstwerke aus der Epoche des Verfalls.

Die heilige Rosalia war ein tugendhaftes normannisches Edelfräulein, nahe Verwandte König Wilhelms des Bösen, dessen üppigen Hof sie floh, um in abgeschiedener Gebirgswildnis einzig und allein dem Heile ihrer Seele zu leben. Die Zufluchtsstätte ihrer letzten Jahre — sie starb angeblich 1166 — und der Schauplatz ihrer strengsten Bußübungen soll die hochgelegene kleine Felsengrotte gewesen sein, die heute ihrem Kultus geweiht ist. Uebrigens wußte man Jahrhunderte lang wenig von dieser Heiligen, an welche das Volk Palermos, so lange es ihm gut ging, nicht weiter dachte, bis im Jahre 1624 eine fürchterliche Seuche Stadt und Land in schrecklichster Weise verheerte. Täglich wuchs das Elend, umsonst blieb die Fürbitte bei allen Heiligen. Da fiel einer alten Frau (!), die im Spital krank danieder lag, die halb vergessene Rosalia ein und sie beschloß, dieser reinen Jungfrau fortan ihre von allen anderen Himmelsgrößen verschmähten Gebete zu widmen. Und — o Wunder! — sie genas, ja nicht allein das, die Heilige erschien ihr selbst im Traum und zeigte ihr den Ort, wo ihre Gebeine schlummerten, verkündend, daß, wenn diese in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen würden, sie der Pest ein Ziel setzen wolle. Man grub an dem bezeichneten Platze nach und fand wirklich — o neues Wunder! — die heiligen Knochen. Skeptiker wollen freilich behaupten, es seien die kurz vorher durch Priester an der betreffenden Stelle vergrabenen Ueberreste einer alten Ziege gewesen. Man brachte den köstlichen Fund im Triumphe nach Palermo und die Pest — verschwand nicht. Angeblich hatten sich an der Echtheit der Reliquien Zweifel erhoben. Erst als diese verstummten — Böswillige sagen, als die Krankheit sich erschöpft hatte — ließ Rosalia die verheißene Gnade walten, sie war und blieb fortan die Schutzpatronin der dankbaren Stadt, unabsehbare Scharen frommer Wallfahrer besuchen alljährlich am zweiten Pfingsttage ihr Grottenheiligtum, und ihre Gedächtnisfeier im Juli gestaltet sich jedesmal zu einem Volksfeste großartigsten Stils.

Jedoch die Zeit treibt vorwärts. Santa Rosalia muß es uns verzeihen, wenn wir nicht allein zu ihrer Verehrung, sondern vornehmlich zum Genusse der berühmten Aussicht auf Land und Meer heraufgeklommen sind. Die begehrte öffnet sich schon unfern der Grotte, wo sich auf freiem Bergesvorsprunge die — neuerdings durch einen Blitzstrahl geköpfte — Kolossalstatue der Heiligen in die Lüfte hebt, erschließt sich aber erst in ihrer vollen Ausdehnung und Großartigkeit von dem noch beträchtlich höher gelegenen, nur auf rauhen mühevollen Pfaden erreichbaren Telegraphen. Wer hier, von des Berges höchstem, steinigen Gipfel, fast 600 Meter über dem Meere, nur einmal hinausgeblickt hat in die blaue, lichtflimmernde Weite, den wird das Geschaute als köstliche und erhebende Erinnerung auf seinem ganzen ferneren Lebenswege treu begleiten.

Eines der lohnendsten Ausflugsziele in Palermos fernerer Umgebung bilden die an den südöstlichen Abhängen des Monte Catalfano befindlichen Ueberreste der alten phönikischen Stadt Solunto. Man benutzt die Eisenbahn bis zur 16 Kilometer entfernten Station Santa Flavia und steigt von dort in einer kleinen halben Stunde

sanft aufwärts, an Felsenhängen vorbei, wo die stachelreiche Aloë üppig wuchert und die Opuntie, die indische Feige, im Herbst ihre grellroten, weichlich schmeckenden Früchte dem Wanderer zur Erquickung darbietet, zu der erst in unserem Jahrhundert wieder aufgefundenen antiken Stadt empor. Von der Höhe, auf der sich einst der Tempel des Göttervaters in stolzer Schöne über alle anderen Bauten erhob, genießt man einen unbeschreiblich erhabenen Blick auf den herrlichen, von sonnenverbrannten Gebirgszügen umsäumten Golf von Termini, den einsameren und ernsteren Nachbar des palermitanischen Meerbusens, dessen gleichzeitigen Anblick uns der vorliegende Monte Catalfano neidisch entzieht. Letzteren vollends zu ersteigen erscheint in anbetracht der beschwerlichen, unbelebten Pfade wenig ratsam, dahingegen mag man auf dem Rückwege nach Palermo der byzarren, durch Goethes drastische Schilderung bekannten Villa Palagonia in der Bagheria einen Besuch abstatten. Das Städtchen Bagheria, die bevorzugteste Villeggiatur des sizilianischen Adels, hat leider neuerdings durch die Entdeckung einer dort seit Jahren fest organisierten, ihr scheußliches Handwerk mit äußerster Frechheit und Verschlagenheit treibenden Diebs- und Mörderbande eine gar traurige Berühmtheit erlangt. Hier stoßen wir endlich doch einmal auf den schwarzen Punkt in unserem sonst so heiteren und lichten Bilde. Die auf Sizilien herrschende Unsicherheit ist, mag auch von seiten der Eingeborenen dem Fremden gegenüber noch so energisch das Gegenteil beteuert werden, noch immer eine sehr große, noch immer breitet die Maffia, jener schreckensvolle, Ruhe und Besitz aller Begüterten gefährdende Geheimbund, ihren dunkeln Schatten über das paradiesische Land. Das Gesetz läßt neuerdings seine ganze Strenge walten, ein sensationeller Räuberprozeß löst den andern ab, alle Zuchthäuser sind überfüllt, selbst das Richtschwert feiert nicht — alles umsonst, so lange es nicht gelingt, Raub und Mord im Volksbewußtsein als das was sie sind, fluch- und todeswürdige Verbrechen, zu brandmarken.

Doch nicht mit diesem Blick in ihre Nachtseite möge uns Palermo „la felice“ entlassen. Schreiten wir nur erst wieder die Marina entlang, der klangdurchwogten Flora zu, wandeln wir aufs neue, Sonnenschein und süße Düfte einatmend, unter ihren Palmen und Cypressen einher, so sind bald alle trüben Bilder zerstoben und vergessen. Wir sehen dann nicht mehr die Schlange in diesem Paradiese, nur noch dieses selbst in all seiner Pracht, seinem Reiz, seiner märchenhaften, poesievollen Schönheit.

Karl Konrad.



Torpedos.

Von

Reinhold Werner.

In den letzten sechzig Jahren hat der menschliche Erfindungsgeist Wunderbares geschaffen und auf den verschiedensten Gebieten des Lebens erstaunliche Wandelungen hervorgebracht. Viele dieser Erfindungen sind dem friedlichen Streben der Menschheit nach Fortschritt und Vervollkommnung zu gute gekommen, haben wesentlich dazu beigetragen, die Völker der Erde einander zu nähern, zu befreunden, ihren Wohlstand zu heben und sie einer höheren Bildungsstufe entgegenzuführen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat man deshalb alle Ursache, sie freudig zu begrüßen; allein leider beschränken sie sich nicht darauf, die Menschen in ihren friedlichen Beschäftigungen zu unterstützen und ihr irdisches Glück und Wohlbefinden zu fördern, sondern ein großer Teil ist vielmehr darauf gerichtet, letztere zu zerstören und Mittel zu schaffen, um Friedenswerke wie Menschenleben in möglichst großer Zahl und auf schnellste Weise zu vernichten. Ja bei näherer Betrachtung der in den letzten Jahrzehnten aufgetauchten Kriegsmittel zum Angriffe wie zur Verteidigung gewinnt es sogar den Anschein, als habe der Geist der Menschen darin mehr geleistet, als auf dem Felde friedlichen Wettbewerbes, und jedenfalls herrscht nirgends eine fieberhaftere Hast, das bereits Vorhandene zu verbessern, zu vervollkommnen, zu überbieten und die zerstörenden Wirkungen noch zu erhöhen, als nach dieser Richtung.

Dieses verderbliche Streben, dem sich leider ein einzelner Staat nicht entziehen kann, wenn er sich nicht wehrlos machen will, namentlich wenn er wie Deutschland von mächtigen Feinden umgeben ist, verschlingt Unsummen von Geld, aber die den Landheeren daraus erwachsenen Kosten sind immerhin noch geringfügig im Vergleich zu denen zu nennen, welche die Marinen in den letzten 40 Jahren bei den verschiedenen Wandelungen beansprucht haben, die sie durchmachen mußten, um den neuen Schutz- und Trutzwaffen entsprechend sich auf der Höhe der Zeit zu halten und kriegstüchtig zu bleiben.

Für 20 Millionen Mark läßt sich ein neues Gewehr für eine Armee von 500 000 Mann herstellen, aber für denselben Preis können nur zwei Panzerschiffe gebaut werden, wie sie die Kriegführung der Neuzeit verlangt, und sieht man sich die Flotten der Seemächte an, so haben sie ungezählte Millionen gekostet und damit einen gewaltigen Teil der friedlichen Errungenschaften wieder vernichtet.

Seit 1850 haben die Marinen zwei solche kostspielige Wandlungen erfahren, den

Uebergang von Segelschiffen zu Schraubendampfern und vom ungeschützten Holzbau zum gepanzerten Eisenbau. Der letztere hat sich, wenigstens für Hochseeschiffe, seit dem Jahre 1856 vollzogen, ist aber bisher noch nicht zu einem Abschlusse gelangt. Jedes Jahr hat in den Schiffen wie in ihrer Bewaffnung immer neue Formen, eine immer teurer als die andere gebracht und augenblicklich steht man vor der Frage, ob doch nicht alles, oder fast alles, was in dieser Beziehung geschaffen, vergebens erfunden und mit kaum glaublichen Summen aufgewogen ist, und ob nicht der Torpedo in seiner neuesten Gestalt eine abermalige gänzliche Umwandelung der Seekriegführung und ihrer Streitmittel zur Folge haben wird.

Als in den dreißiger Jahren der Dampf sich zuerst Eingang in die Schiffahrt verschaffte, wurde er zwar auch in die Marinen eingeführt, spielte jedoch bis auf weiteres keine große Rolle. Damals gab es nur Raddampfer, deren teilweise über Wasser liegende und leicht verletzliche Maschinen ein Nahgefecht zu gefährlich machten und die Dampfer als eigentliche Schlachtschiffe ausschlossen. Die Erfindung der Schraube änderte dies. Sie machte die Schiffe nicht nur unabhängig vom Winde, sondern lag auch mit den gesamten Maschinenteilen gegen feindliche Geschosse ziemlich gesichert unter der Wasserlinie und dies gab den Ausschlag für ihre allgemeine Anwendung in den Kriegsflotten.

Kaum war dies jedoch geschehen, als die bisherige Kriegführung zur See sich plötzlich änderte und einen abermaligen Umbau der Marinen nach sich zog. Die Paixhandschen Bombenkanonen, mit denen die Russen während des Krimkrieges in erschreckend kurzer Zeit die türkische Flotte im Hafen von Sinope zerstörten und die auch auf den Schiffen der verbündeten Engländer und Franzosen furchtbare Verheerungen anrichteten, forderten notwendig einen Schutz gegen so mörderische Geschosse. Er fand sich im Eisenpanzer und anfänglich genügte ein solcher von 12 Zentimeter-Platten vollständig, aber die neue Errungenschaft war nur von kurzer Dauer.

Die Erfindung der gezogenen Geschütze sowie die stete Vergrößerung ihrer Kaliber und Durchschlagkraft zwang zu entsprechender Verstärkung des Panzers und in dem jetzt dreißig Jahre währenden Kampfe zwischen letzterem und der Kanone gelangte man auf beiden Seiten zu Abmessungen, die man noch wenige Jahre zuvor für gänzlich unmöglich gehalten hätte. Dort wurden Platten bis zu 70 und 80 Zentimeter Dicke verwendet und vor kurzem hat Krupp für die italienische Flotte Geschütze hergestellt, welche bei 40 Zentimeter Kaliber 121 000 Kilogr. wiegen, 14 Meter lang sind, bei 380 Kilogr. Pulverladung ein Geschoß von 1050 Kilogr. bis zu 12 Kilometer Entfernung schleudern und deren Granaten auf 1000 Meter Entfernung, wenn sie unter einem günstigen Winkel auftreffen, noch einen Panzer von 94 Centimeter Stärke durchschlagen.

Um derartige außerordentlich Gewichte zu tragen, mußten natürlich auch die Formen der Schiffe geändert werden. Sie haben deshalb ihren früheren Charakter als Schiffe so ziemlich verloren und sind unförmliche schwimmende Kriegsmaschinen ohne Masten geworden.

Wie bereits bemerkt, ist jedoch ihr Kriegswert augenblicklich wieder sehr in Frage gestellt, und wenn auch erst eine Seeschlacht endgültig darüber entscheiden kann, wird bereits ernstlich erwogen, ob man mit dem kostbaren Bau solcher Panzerriesen noch weiter fortfahren soll, da ihnen in dem Torpedo ein Feind von so furchtbarer Gewalt erstanden ist, daß ein einziger Treffer auch das schwerste Schiff vernichten und in wenigen Minuten mit seiner gesamten Besatzung in die Tiefe versenken kann. Angesichts dieser Thatsachen haben allerdings die Bedenken eine Berechtigung, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß sich 50—100 Torpedos schleudernde Fahrzeuge für den Preis eines großen Panzerschiffes und in einem Zehntel der Zeit bauen lassen.

In der deutschen Marine scheint man sich in dieser Frage und angesichts unserer Verhältnisse, die uns zunächst auf die Verteidigung unserer Küsten gegen eine feindliche

Landung verweisen, nach meiner Ansicht mit Recht, dahin schlüssig geworden zu sein, daß keine großen Panzerschiffe mehr gebaut werden.

Unbedingt wird aber der Torpedo bis auf weiteres im Seekriege eine hervorragende, wahrscheinlich auch entscheidende Rolle spielen, und da bei der Neuheit dieser unheimlichen Waffe, sowie wegen des Geheimnisses, mit dem man sie bis vor nicht langer Zeit zu umgeben bestrebt war, obwohl sie sich in den Händen aller Seemächte, sogar Chinas befand, selbst in militärischen Kreisen nur wenig Verläßliches über sie bekannt war, dürfte eine kurze allgemein verständliche Darstellung ihrer Entwickelungsgeschichte, ihrer Verwendung und ihres Kriegswertes manchem Leser willkommen sein.

Die Anwendung unterseeischer Sprengkörper reicht bis in das 16. Jahrhundert zurück und es scheint, daß man von den ersten derselben im Jahre 1585 in den Niederlanden Gebrauch machte. Bei der Belagerung von Antwerpen durch die Spanier erfand ein in holländischen Diensten stehender Italiener, namens Gambelli, eine solche „Höllenmaschine“, wie sie genannt wurde und ihren Namen mit Recht verdiente. Er ließ auf dem Boden eines Schiffes ein Magazin mit sehr dicken Wänden mauern, dasselbe mit 3500 Kilogr. Pulver sowie mit Bomben füllen und setzte ein Uhrwerk in die Ladung, um letztere in einem gegebenen Augenblicke entzünden zu können. Dies Schiff wurde nachts mit dem Strome gegen eine von den Spaniern über die Schelde geschlagene Brücke entsandt, welche stark befestigt war und den Holländern die Lebensmittelversorgung von der Wasserseite abschnitt. Die Wirkung war eine über alle Maßen furchtbare. Die Spanier hielten das Fahrzeug für einen Brander, bestiegen es in großer Zahl, um das die Brücke bedrohende Feuer zu löschen und wurden mit ihm in die Luft gesprengt. 800 Tote, über 1000 Verwundete und die Zerstörung von 200 Fuß der Brücke sollen der Erfolg der unheilvollen Verwüstung gewesen sein.

1693 vernichteten die Engländer auf ähnliche Weise einen großen Teil der von ihnen belagerten Stadt St. Malo und 1770 die Russen bei Tschesme Stadt und Flotte der Türken. Die letzte solcher Höllenmaschinen wurde in neuester Zeit während des amerikanischen Bürgerkrieges versucht, schlug aber fehl. 1864 entsandten die Nordstaaten gegen das südstaatliche Festungswerk Fisher ein solches, mit nicht weniger als 4000 Zentner Pulver geladenes Schiff. Sie brachten es bis 800 Meter hinan, aber die Sprengung verursachte keinerlei Schaden.

Auch in kleinerem Maße kamen im Laufe der Zeit solche auf dem Wasser treibende Sprengkörper vielfach zur Verwendung, ohne jedoch bemerkenswerte Wirkungen zu erzielen. Bei einiger Wachsamkeit seitens der Feinde ließen sie sich verhältnismäßig leicht beseitigen oder verfehlten durch die Unsicherheit der Steuerung ihr Ziel. So hatte im amerikanischen Bürgerkriege kein einziger der Hunderte, welche man abließ, Erfolg, während dagegen 1867 im Brasilien-Paraguay-Kriege das Panzerschiff „Rio de Janeiro“ auf diese Weise zerstört wurde.

Solche zweifelhafte Wirkungen ließen schon früh darauf sinnen, die unterseeische Kriegführung zu vervollkommnen, und der Amerikaner Bushnell erfand während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges 1775 ein Taucherboot, um mit dessen Hilfe Sprengkörper an dem Boden vor Anker liegender feindlicher Schiffe zu befestigen. Es gelang ihm auch, sich damit längere Zeit unter Wasser zu halten und zu steuern, jedoch scheiterte der Zweck an der Langsamkeit der Bewegung, welche nur durch ein bis zwei Menschen hervorgebracht werden konnte.

Die Sache ruhte längere Zeit; dann nahm sie Fulton, der bekannte Erfinder des Dampfschiffes 1797 wieder auf und zwar mit besserem Erfolg. Er baute gleichfalls ein Taucherboot, blieb volle vier Stunden damit unter Wasser, befestigte Sprengkörper unter verschiedenen dazu hergegebenen Schiffen und vernichtete die letzteren. Er gab jenen unterirdischen Waffen auch zuerst den Namen „Torpedos“, den er von dem Schlage des auf spanisch so genannten Zitteraales ableitete. Er bot seine Erfindung verschiedenen Nationen an, ohne indessen Unterstützung zu finden. Napoleon I. nannte

ihn einfach einen Charlatan und England wies ihn ab, weil es wahrscheinlich für die Gefährdung seiner Seeherrschaft fürchtete.

Wiederum geriet die Angelegenheit längere Zeit in Vergessenheit, um zum drittenmal und zwar ebenfalls durch einen Amerikaner an das Tageslicht gezogen zu werden, diesmal aber in wesentlicher Verbesserung. Der Erfinder des Revolvers, Colt, nahm sie 1844 in die Hand; es gelang ihm, einen Torpedo auf elektrischem Wege zu entzünden und dadurch auf eine Seemeile Entfernung ein in Bewegung befindliches Schiff in die Luft zu sprengen. Dies Ergebnis erregte überall gewaltiges Aufsehen, aber merkwürdigerweise wurde trotzdem damals die Sache nicht weiter verfolgt und es vergingen nochmals 13 Jahre, ehe man darauf zurückkam, dann aber, um sie nicht wieder fallen zu lassen und sie Schritt für Schritt weiter auszubilden.

Während des Krimkrieges besetzten die Russen die umliegenden Gewässer von Kronstadt mit Torpedos, um einen Angriff der verbündeten Flotten gegen die Festung abzuwehren. Dies waren hohle, birnenförmige Gefäße von Schmiedeeisen, die mit der Spitze nach unten gekehrt, verankert und durch ihren Auftrieb in einer bestimmten Tiefe (ungefähr 3 Meter) schwimmend erhalten wurden, um von dem Boden ansegelnder Schiffe berührt zu werden.

Die Füllung bestand aus 56 Kilogr. Pulver, das auf folgende Weise zur Entzündung gelangte.

Im oberen breiten Boden des Gefäßes waren mehrere Durchbohrungen angebracht, in welche man etwa 18—20 Zentimeter hohe cylindrische Bleikappen schraubte, in denen sich ebenso gestaltete und mit Schwefelsäure gefüllte Glasröhren befanden. Unterhalb der letzteren im Torpedo lagerte, von der Pulverladung umgeben, eine Mischung von chlorsaurem Kali und Zucker. Sobald nun der Boden eines Schiffes an eine der vorstehenden Bleikappen stieß, entstand auf chemischem Wege eine Flamme, welche die Sprengung herbeiführte.

Zwar wurden nur zwei englische Kriegsschiffe auf diese Weise geringfügig geschädigt, allein die moralische Wirkung der neuen Waffe war doch eine so große, daß wohl hauptsächlich dadurch die Verbündeten von einem Angriffe auf Kronstadt abgehalten wurden.

Zur Sicherung der Bedienung schraubte man zwar über die Bleikappen noch starke Messinghülsen, die man erst beim Versenken abnahm, immerhin blieb aber das Umgehen mit den Torpedos eine höchst gefährliche Sache und eine Menge der dabei beschäftigten Mannschaften büßten ihr Leben ein.

Während des österreichisch-französischen Krieges 1859 wurde der Hafen von Venedig ebenfalls durch solche Sprengkörper geschützt, jedoch waren diese durch den Baron Ebner bereits in der Weise bedeutend vervollkommnet, daß man sie auf elektrischem Wege entzündete. Man nannte sie Beobachtungsminen, weil sie nach Belieben des Beobachters gesprengt werden konnten. Waren die bisher üblichen Torpedos einmal gelegt, so sperrten sie das Hafenwasser sowohl für Feind als Freund, die Beobachtungsminen dagegen konnten von den eigenen Schiffen beim Ein- und Auslaufen ohne Gefahr berührt werden und waren nur dem Feinde verderblich. Eine sinnreiche Anwendung der camera obscura auf dem Beobachterposten am Lande, zu dem die elektrischen Leitungen führten, spiegelte dort die genaue Lage der Torpedos auf einem Plane im verjüngten Maßstabe, sowie auch alle Bewegungen der Schiffe im Hafen wider, so daß Stromschluß und Sprengung in dem Augenblicke geschehen konnten, wenn der betreffende Feind sich über einer Beobachtungsmine befand. Auch hier erfolgte kein Angriff und die Torpedos traten nicht in Thätigkeit.

Wenige Jahre darauf begannen sie jedoch im amerikanischen Bürgerkriege eine ganz wesentliche Rolle zu spielen, zogen infolge dessen die Aufmerksamkeit aller Seestaaten auf sich und von diesem Zeitpunkte an wurden sie allgemein in die Flotten eingeführt. Die Südstaaten bildeten eine eigene Torpedobehörde, an deren Spitze der als Hydrograph und Physiker berühmte Leutnant Maury trat, welcher die Sprengkörper in be-

deutender Weise verbesserte. Nicht weniger als 7 gepanzerte, 11 hölzerne und einige 20 Transportschiffe wurden durch sie vernichtet, sowie eine ganze Reihe anderer Fahrzeuge schwer beschädigt, Erfolge, die allerdings dazu angethan waren, die furchtbaren Wirkungen der Waffe klar erkennen zu lassen.

Trotz aller Verbesserungen ließ die elektrische Zündung jedoch noch immer viel zu wünschen übrig, war nicht zuverlässig und man wendete deshalb fast allgemein noch die mechanische Sprengung in ähnlicher Weise an, wie die Russen sie bewerkstelligt hatten. Dagegen that man in anderer Beziehung einen bedeutenden Schritt vorwärts.

Wenn man die unsicheren und fast wirkungslosen Treibtorpedos ausnimmt, dienten die übrigen bis dahin nur als Verteidigungsmittel; jetzt begann man sie aber auch als Angriffswaffe zu verwenden und zwar ging dies von nordstaatlicher Seite aus. Man befestigte kleine Torpedos an langen beweglichen Stangen, die an der Spitze niedriger Dampfbarkassen angebracht waren und machte damit Nachtangriffe. Den berühmtesten der letzteren führte der nordstaatliche Marineleutnant Cushing auf den südstaatlichen Panzer Albemarle aus. Die Dampfbarkasse wurde dabei zwar in den Grund geschossen und von den 13 Mann ihrer Besatzung blieben nur Cushing selbst und einer der Matrosen am Leben, aber die Zerstörung des Albemarle war dafür auch vollständig und der glänzende Erfolg führte zur allseitigen Annahme dieser Angriffsweise in den übrigen Marinen.

Im deutsch-französischen Kriege schützten wir unsere Häfen und Strommündungen ebenfalls durch mechanische und elektrische Torpedos und sie haben wohl wesentlich bei dem damaligen schwachen Stande unserer Flotte dazu beigetragen, daß die Franzosen von einem Angriffe auf unsere Küsten Abstand nahmen.

Die noch immer bestehende große Gefährlichkeit bei der Bedienung, die auch uns 1870 gegen 60 Leute kostete, veranlaßte indessen die Seemächte und namentlich unsere Admiralität, auf alle mögliche Sorgfalt auf Erzielung größerer Sicherheit der Torpedos Bedacht zu nehmen, und diese Bestrebungen wurden auch von solchen Erfolgen begleitet, daß die **Seeminen**, wie die verankerten und stillliegenden unterseeischen Sprengkörper jetzt im Gegensatz zu den durch eine innewohnende oder Menschenkraft bewegten **Torpedos** genannt werden, nunmehr als vollkommen kriegsbrauchbar bezeichnet werden können und jede Gefahr für die eigene Bedienung ausschließen.

Es werden nämlich jetzt **alle** Seeminen nur auf elektrischem Wege entzündet und zwar meistens auf folgende Art. In der Mine befindet sich ein Zinkkohlenelement und über demselben ein Glasgefäß mit einer stark erregenden (Bunsenschen) Flüssigkeit. Von dem Elemente laufen zwei elektrische Drähte aus, von denen der eine ohne Unterbrechung, der andere durch einen in der Sprengladung selbst befindlichen Platinazünder nach außen führt. So lange nun die Drähte getrennt bleiben, ist keinerlei Gefahr vorhanden. Das Glas kann zerbrechen, die Flüssigkeit auf das Element fließen — eine Entzündung ist unmöglich und tritt erst ein, wenn durch Vereinigung der Drähte der Stromschluß bewirkt wird. Während des Hantierens mit den Minen und bis dieselben gelegt sind, bleiben die Drähte deshalb getrennt und man verbindet sie erst, wenn jene verankert sind. Im übrigen sind sie ähnlich eingerichtet, wie die ersten russischen. Aus ihrem breiten oberen Boden ragen Puffer hervor; stößt ein Schiff gegen einen derselben, so zerbricht das Glasgefäß, die chemische Mischung erzeugt den elektrischen Strom, macht den Platinzünder glühend und die Mine wird gesprengt.

Mit diesen Stoßminen, deren Drähte in ihrer Nähe auf dem Meeres- oder Flußboden lagern, werden die Hauptsperren der Fahrwasser gebildet. Da sie jedoch ebenso wie die früheren für Feind und Freund gleich unnahbar sind, werden die Lücken, durch welche die eigenen Schiffe aus- und einfahren sollen, mit Beobachtungsminen belegt, deren elektrische Leitungen an Land geführt sind, wo man von der Zündstation den Stromschluß in dem Augenblicke bewirkt, wenn sich das feindliche Schiff über einer derselben befindet.

Zur Bestimmung dieses Zeitpunktes dient bei uns in Deutschland eine besondere Anwendung des Siemens'schen Entfernungsmessers, dessen Gebrauch auf der Aehnlichkeit von Dreiecken beruht. Am Lande befindet sich eine Standlinie mit einem Beobachter an jedem ihrer Endpunkte, welche letztere je ein drehbares Fernrohr tragen. Damit schneiden dann die Beobachter das ankommende Schiff ein. Auf der Zündstation befindet sich außerdem noch ein Meßtisch mit einem Lineal, das sich gleichzeitig und parallel mit dem Fernrohr über jenem dreht. Ein zweites Glaslineal gleitet ganz nahe über dem ersten auf dem Meßtische und steht auf elektrischem Wege mit dem Fernrohre auf dem andern Endpunkte der Standlinie so in Verbindung, daß es sich mit ihm ebenfalls gleichzeitig und parallel dreht.

Beide Beobachter können sich außerdem telegraphisch verständigen, und wenn sie ihre Fernrohre dann auf das kommende Schiff gerichtet haben, so bezeichnen die Schnittpunkte der beiden Lineale den jeweiligen Ort des Feindes auf dem Meßtische, auf dem die Lage der Minen beim Versenken derselben eingeschnitten und bemerkbar gemacht ist. Deckt sich dann jener Ort mit einem der Merkzeichen, so befindet sich das Schiff über einer Mine und diese kann durch Stromschluß sofort gesprengt werden.

Immerhin würden aber diese Minen bei Nacht, Nebel, Pulverdampf und Schwingen ersterer um ihre Ankerkette unvollkommen und in ihrer Wirkung unsicher bleiben, wenn man nicht diese Uebelstände durch eine ebenso einfache wie sinnreiche Erfindung, die sogenannten Stromschließer, zu beseitigen gewußt hätte. Es sind dies kleine, meistens kegelförmige Körper von Holz oder Metall, die mit der Mine durch einen elektrischen Draht verbunden, nahe unter der Oberfläche schwimmen. Die elektrische Verbindung in den nach dem Lande führenden Drähten der Beobachtungsmine ist jedoch unterbrochen und erst, wenn ein Schiff an einen der kleinen Schwimmkörper anstößt, erfolgt der Stromschluß, der dann, je nach der Einschaltung, ein Läutewerk oder eine Zündbatterie in Thätigkeit setzt. Ersteres zeigt dem Beobachter an, über welcher Mine sich der Feind befindet und er kann jene sofort sprengen. Ist jedoch die Zündstation eingeschaltet, so erfolgt bei Berührung des Stromschließers die Sprengung von selbst und auf diese Weise können bei Nacht und Nebel oder sonstiger Unsichtigkeit die Beobachtungsminen für jedes feindliche Schiff ungangbar gemacht werden.

In früheren Zeiten diente Pulver als Ladung der Minen; jetzt jedoch ist man allgemein zu einem anderen Stoffe, der nassen Schießbaumwolle, übergegangen. Sie hat bei gleicher Menge eine viermal größere Sprengkraft als jenes, deshalb eine bedeutend größere Wirkung und bietet auch viel höhere Sicherheit für die Bedienung. Sie ist völlig ungefährlich; zündet man sie an, so brennt sie langsam ab und wird weder durch Schlag, noch Stoß, noch Reibung, sondern nur durch außergewöhnlich heftige Zündmittel zur Sprengung gebracht. Als solche verwendet man trockene Schießbaumwolle, der alles Wasser entzogen ist, während die nasse davon noch 20 Prozent enthält, und die schon bei 150 Grad Wärme zum Sprengen gelangt. Sie wird, in einer Sprengbüchse verpackt, erst kurz vor dem Versenken der Mine eingesetzt und man entzündet sie auf elektrischem Wege durch eine Knallquecksilberpatrone. Die gewöhnliche, als ausreichend betrachtete Ladung der Seeminen beträgt 30 Kilogr. und letztere werden in den Minensperren in schachbrettförmigen Treffen ausgelegt, wobei die einzelnen Körper so weit auseinander liegen, daß eine Sprengung des einen die übrigen nicht in Mitleidenschaft zieht, während sie andererseits doch sich so nahe sind, daß ein Schiff nicht durch die Sperre dringen kann, ohne einen derselben zu berühren. Bestimmte Truppenteile, von denen in Deutschland der eine in Kiel, der zweite in Wilhelmshafen liegt, sind in der Handhabung der Minen so ausgebildet, daß die Sperren in wenigen Stunden gelegt sein können.

Nachdem man auf diese Weise die Seeminen so vervollkommnet hatte, daß sie als Verteidigungsmittel völlig kriegsbrauchbar waren und kaum noch etwas zu wünschen

übrig ließen, lag es auf der Hand, daß sich das Streben der Seemächte darauf richtete, sie auch als ebenso wirksame Angriffswaffe zu verwenden.

Die oben erwähnte Zerstörung des südstaatlichen Panzerschiffes „Albemarle“ führte zur allgemeinen Anwendung von Stangentorpedos sowohl auf größeren Schiffen, wie auch auf besonders dazu bestimmten kleineren Dampfbooten. Ebenso wurden Schlepptorpedos erfunden, welche die Schiffe an langen Tauen seitwärts schleppend mit sich führten, und die vermittels einer besonderen Vorrichtung an den Schlepptauen im Augenblicke des Vorbeifahrens feindlicher Fahrzeuge zum Tauchen unter dieselben und Emporschnellen unter deren Boden gebracht werden konnten, um durch den Stoß gegen denselben die Sprengung zu bewerkstelligen. Beide Arten bewährten sich jedoch nicht und man hat sie so ziemlich wieder fallen lassen. Bei ersteren ist auf großen Schiffen entweder ein Gefecht in nächster Nähe, fast Bord an Bord, notwendig und kleinere müssen für Erreichung ihres Zweckes außerordentlich günstige und selten eintretende Bedingungen, namentlich sträfliche Unachtsamkeit des Feindes, vorfinden, wenngleich im letzten russisch-türkischen Kriege ein türkischer Donau-Monitor durch einen russischen Torpedoangriff nachts zerstört wurde. Bei den Schlepptorpedos dagegen war die Erfassung des rechten Augenblickes zu unsicher oder die Tauwerkeinrichtung versagte und sie zeigten sich dadurch zu unzuverlässig.

Es sind außer diesen noch eine ganze Reihe ähnlicher Modelle aufgetaucht, aber alle Torpedos, in welche die Bewegungskraft von außen hineingetragen wird, leiden an solchen Mängeln und man wäre deshalb auf diesem Wege nicht weit gekommen, wenn nicht der in österreichischen Diensten gestandene englische Ingenieur Whitehead einen Torpedo erfunden hätte, der durch die ihm innewohnende Kraft selbstthätig sich unter Wasser in bestimmter Richtung fortbewegt und auf weitere Entfernung gegen den Feind entsandt werden konnte. Nach vieljährigen Versuchen ist derselbe seit einiger Zeit, und nicht am wenigsten durch unausgesetzte Bemühungen der deutschen Admiralität so weit vervollkommnet, daß er trotz noch immer anhaftender Mängel, die sich auch schwer beseitigen lassen werden, als kriegsbrauchbar gelten kann. Er ist von allen Seemächten angenommen und wird aller Voraussetzung nach in den demnächstigen Seekriegen eine hervorragende Rolle spielen.

Nach seiner äußeren Erscheinung stellt der Whitehead-Torpedo einen nach beiden Enden kegelförmig zulaufenden Cylinder dar, der aus Stahl oder Bronze gefertigt, eine Länge von 4,50 Meter bei einem größten Durchmesser von 0,36 Meter hat und 250 Kilogr. wiegt. Er besteht aus drei Hauptteilen: aus dem Kopfe zur Aufnahme der Sprengladung, ferner aus einer Abteilung, in der sich die sehr sinnreiche und längere Zeit als größtes Geheimnis gehütete Vorrichtung befindet, mittels derer man die Tiefe bestimmt, in welcher der Torpedo laufen soll, und aus dem hinteren Raum, der die Maschine mit der zu ihrem Treiben nötigen gepreßten Luft enthält. Aus dem hinteren Ende treten zwei durch die Maschine bewegte und parallel nebeneinander liegende Schiffsschrauben hervor, sowie an Rahmen sitzende senkrechte und wagerechte Steuerruder. Wie bei allen unterseeischen Sprengkörpern besteht auch hier die Ladung aus nasser Schießbaumwolle, in welche kurz vor dem Gebrauche eine Sprengbüchse mit trockener Schießwolle eingeführt wird. Da jedoch eine elektrische Zündung der letzteren nicht gut angebracht ist, geschieht dieselbe auf mechanischem Wege.

Der äußerste Teil des Kopfes, Pistole genannt, ist mit einem beweglichen Hebelwerk ausgestattet, das die Puffer bei den Seeminen vertritt, und hat innen eine Röhre, in der, ähnlich wie beim Zündnadelgewehr, ein Nadelbolzen enthalten ist. Das äußere Ende dieses Bolzens ist in einen beweglichen Rahmen geschraubt, der gegen eine Spirale von starker Federkraft drückt. Sie strebt, mit dem Rahmen auch zugleich den Nadelbolzen nach innen zu drücken und wird selbst durch den hinter eine Nase fassenden Rahmen eng zusammengepreßt gehalten. Stößt nun das Hebelwerk der Pistole gegen

ein Schiff, so wird die Nase ausgehoben, die Spiralfeder schnellt die Nadel nach innen in eine Knallquecksilber-Patrone der Sprengbüchse und die Zündung erfolgt.

Damit dies aber nicht zur Unzeit geschehen kann, dient ein Sicherheitsbolzen, der ein zu frühes Ausheben der Nase verhindert. Eine besondere Vorrichtung in der zweiten Abteilung zieht diesen Bolzen erst zurück, nachdem der Torpedo sich bereits eine Strecke weit vom Schiffe entfernt hat, kann ihn jedoch ebenso wieder vorschieben, wenn der erstere eine bestimmte Entfernung abgelaufen hat, ohne ein Ziel zu treffen, und man z. B. dem vorbeugen will, daß solche fehlgegangene Torpedos vielleicht eigenen Schiffen gefährlich werden.

Um die Entfernung zu regeln, welche ein Torpedo laufen soll, ehe er gesprengt wird, oder sinkt, oder aufschwimmt, dient eine mit den Schraubenwellen in Verbindung stehende mechanische Vorrichtung. Hinten und oben auf dem Torpedo befinden sich ein großes und ein kleines, von den Umgängen der Schraubenwelle gedrehtes Zahnrad. Jede Umdrehung der Welle rückt das kleine Rad um einen Zahn weiter und dieses wirkt in einem bestimmten Verhältnisse auf das größere, dessen umgehende Zähne stets durch eine Sperrfeder festgehalten werden.

Vor den Rädern liegt ein in einer Nute laufender Knopf, den eine daran befestigte Feder gegen das hintere Ende der Nute zu drücken sucht, während gleichzeitig der Knopf durch ein Gestänge mit dem Ventil zusammenhängt, welches die zusammengepreßte Luft der Maschine zuführt. Dies Ventil ist offen, so lange der Knopf im vorderen Teile der Nute ruht, und mit Hilfe eines Hebels wird die Feder so zusammengepreßt, daß der Knopf die letztere Stellung einnimmt.

Nun weiß man, daß der Torpedo bei so und so viel Umdrehungen der Schrauben eine bestimmte Entfernung zurücklegt. Entspricht letztere bei dreißig Schraubenumdrehungen und einer des kleinen Rades z. B. 50 Metern und soll ein Torpedo 500 Meter weit laufen, so muß eine Vorkehrung getroffen werden, daß sich das Luftzuströmungsventil nach zehn Umdrehungen des kleinen Rades schließt. Dies geschieht mit Hilfe des großen Rades, und zwar durch einen auf dessen Fläche befestigten Stift.

Bei einer abgelaufenen Entfernung von 500 Metern und zehnmaliger Umdrehung des kleinen Rades sei das große Rad um zehn Zähne vorgerückt. Dann stellt man es vor dem Ablassen des Torpedo so, daß der erwähnte Stift um zehn Zähne oberhalb des Hebels steht, der die Feder in der Nute zusammendrückt, und der Stift wird zur gewünschten Zeit den Hebel ausrücken. Die Feder schnellt den Knopf in der Nute nach hinten, das Gestänge schließt das Zuströmungsventil und die Maschine steht still.

Außerdem trägt die Achse des großen Rades einen kleinen Metallarm, der durch eine Stange mit dem Sicherheitsbolzen verbunden ist und sich so stellen läßt, daß er nach einer bestimmten Umdrehungszahl der Schrauben den Bolzen auszieht und dadurch den Torpedo gebrauchsfähig macht.

Durch eine zweite Stange steht aber der Sicherheitsbolzen noch mit einem anderen Hebel im Zusammenhange, der im vorderen Teile des Torpedo angebracht ist, und gleichzeitig mit dem Luftausströmungsventil. Soll nun die Sprengfähigkeit des Torpedo nach vollendetem Lauf aufhören, so löst sich infolge einer mechanischen Vorrichtung die Stange, welche den Sicherheitsbolzen herausgezogen, von diesem; durch das Schließen des Ventils wird der Hebel in Thätigkeit gesetzt und dieser schiebt den Bolzen wieder in seine frühere Stellung zurück.

Soll der Torpedo nach vollendetem Lauf aufschwimmen, um ihn wieder fischen zu können, so bedarf dies keiner weiteren Vorrichtung. Die verbrauchte Luft macht ihn leichter und er schwimmt von selbst auf.

Eine der sinnreichsten, den Aneroid-Barometern ähnliche Einrichtung regelt jedoch die Tiefe, in welcher der Torpedo laufen soll. Die zweite Abteilung des letzteren ist von der ersten und dritten durch dünne Metallwände und einen kleinen Zwischenraum geschieden. Eine Reihe feiner Bohrungen gestattet dem umgebenden Wasser gegen

diese Scheidewände zu treten und je nach der Tiefe mit verschiedenem Druck auf sie zu wirken, während innerhalb der zweiten Abteilung und an deren Hinterwand eine Spiralfeder befestigt ist, die durch ein Gestänge mit dem wagerechten Steuerruder in Verbindung steht. Durch Drehen eines Rades, auf der die zu wählende Tiefe vermerkt ist, gibt man der Spirale die dieser Tiefe entsprechende Spannung. So lange dann der Torpedo in dieser Schicht läuft, halten sich Feder- und Wasserdruck das Gleichgewicht und das wagerechte Ruder bewegt sich nicht. Aendert sich jedoch die Tiefe, so wirkt der verschiedene Wasserdruck entsprechend auf die Wände und preßt oder lockert die Spirale; das mit ihr verbundene Gestänge dreht das Ruder auf- oder abwärts und dieses zwingt den Torpedo, wieder in die vorgeschriebene Bahn einzulenken. Ein noch in der zweiten Abteilung befindliches Pendel, das beim Sinken des Torpedo nach vorn, beim Steigen nach hinten schwingt, dient dem gleichen Zwecke, indem seine Bewegungen neben der Spirale gleichfalls für das wagerechte Ruder verwertet werden.

Soll der Torpedo nach seiner Ablaufzeit sinken, so wird dies durch ein Ventil in der zweiten Abteilung vermittelt. Dasselbe hängt mit dem Zuströmungsventil zusammen und läßt sich so regeln, daß es sich öffnet, sobald sich jenes schließt. Es läßt dann Wasser in den Torpedo strömen und dieser sinkt.

Soll letzterer endlich nach der Ablaufzeit weder sinken noch aufschwimmen, sondern gesprengt werden, so wird das für Wiedervorschieben des Sicherheitsbolzens bestimmte Gestänge mit der Feder des Pendelbolzens verbunden und bewirkt dann die Zündung zum gewünschten Zeitpunkte.

Die treibende zusammengepreßte Luft wird mit einer starken Luftpumpe in die dritte Abteilung getrieben und hat einen Druck von 60—70 Atmosphären. Die in demselben Raume aufgestellte Maschine ist eine dreicylindrige Schiffsmaschine und die von ihr getriebenen beiden Schrauben gehen gegeneinander, um nicht durch einseitige Drehung die Bahn des Torpedo, die ohnehin schon immer eine flachere oder gebogenere Kurve bildet, noch mehr zu beeinflussen. Die ganze Maschine wiegt nur 18 Kilogr.

Die Geschwindigkeit der Torpedos richtet sich nach der zu durchlaufenden Entfernung und demgemäß nach dem Verbrauche der zusammengepreßten Luft. Gewöhnlich stellt man die Entfernung auf 700 Meter, und dann genügt der Vorrat, um ersteren mit 8—9 Meter in der Sekunde zu treiben, während bei nur 200 Meter Laufzeit z. B. sich die Geschwindigkeit auf 10—11 Meter erhöhen läßt.

Man hat die Torpedos auf verschiedene Weise abgelassen, sie aus kanonenähnlichen Gestellen von Deck oder der Batterie der Schiffe aus mit zusammengepreßter Luft über Bord geschossen, sie durch Unterwasserröhren ausgestoßen oder auf kleinen Fahrzeugen sie aus krinolinenartigen Eisenstangengeflechten ablaufen lassen, die man an beweglichen Krähnen über Bord setzte und zu deren Innern das Wasser freien Zutritt hatte. Durch Oeffnung des Zuströmungsventils von Deck aus auf irgend eine Art setzte sich dann der Torpedo von selbst in Bewegung.

Man ist jedoch, wenigstens in unserer deutschen Marine, fast ausschließlich zu dem Ausstoßen durch Unterwasserröhren, das sich am besten bewährt hat, übergegangen. Im allgemeinen sind diese Röhren im Vorder- oder Hinterteile des Schiffes etwa 6 bis 7 Fuß unter der Wasserlinie und in der Richtung des Kiels angebracht. Sie sind an ihrem hinteren Ende fest, am vorderen in der Bordwand aber durch eine bewegliche Schleuse gegen das Wasser abgeschlossen. Ihre obere Hälfte kann als Deckel aufgeklappt werden. Nach Hineinlegen des Torpedo wird der Deckel wasserdicht zugemacht, die Schleuse vorn mit Dampf geöffnet, mit dem Schiffe selbst die seitliche Richtung genommen und der Torpedo im geeigneten Augenblicke mit zusammengepreßter Luft, die man aus einem in der Nähe befindlichen Akkumulator entnimmt, ausgeschleudert. Beim Verlassen des Rohres stößt eine in demselben befestigte Nase gegen den Kopf eines kleinen aus dem Torpedo hervorragenden Hebels. Dadurch öffnet sich das Zuströmungsventil und die Maschine setzt sich in Gang.

Die zum Gebrauch fertig gestellten Torpedos werden an Land mit zusammengepreßter Luft gefüllt. Obwohl letztere allmählich entweicht, bleiben sie doch mehrere Tage gefechtsfähig. Die zum Ausstoßen in den Akkumulatoren notwendige Luft wird an Bord durch besondere Luftpumpen in jenen aufgespeichert.

Die meisten unserer Panzerschiffe, sowie der größte Teil unserer ungepanzerten sind mit Torpedos und Unterwasserröhren versehen, für die besondere Verwendung dieser Waffe für den Angriff sind jedoch in der Neuzeit eigene Fahrzeuge, die Torpedoboote, gebaut, deren Zahl in Deutschland auf 150 gebracht werden soll und von denen wir nahezu die Hälfte bereits fertig besitzen. Es sind dies sehr leichte, niedrig auf dem Wasser liegende und vor allen Dingen sehr schnelle Fahrzeuge, mit 8—10 Mann Besatzung, deren besondere Zwecke sind, durch Nachtangriffe des Feindes Blockaden abzuwehren und in der Schlacht unter dem Schutze des Pulverdampfes gegen den Gegner in möglichster Nähe ihren Torpedo abzugeben. Die großen Fortschritte des letzten Jahrzehnts im Schiff- und Maschinenbau haben diesen Booten und jetzt auch größeren Schiffen, den sogenannten Torpedojägern, welche vorzugsweise zum Abfangen und Zerstören der Torpedoboote bestimmt sind, eine solche Schnelligkeit gegeben, wie sie vor noch nicht langer Zeit für unmöglich gehalten wurde, und wir dürfen mit Genugthuung es aussprechen, daß Deutschland sich ebenso im Bau so schneller Fahrzeuge wie in der Herstellung zuverlässiger Torpedos hervorgethan und anderen Völkern den Rang abgelaufen hat, so daß es für beide vom Auslande bedeutende Aufträge erhält. Die bei Schichau in Elbing gebauten Torpedoboote erreichen eine Schnelligkeit von 9 Meter in der Sekunde (18 Knoten), und der neue auf der Germaniawerft in Kiel kürzlich fertig gewordene Aviso und Torpedojäger „Greif“ für unsere Marine hat bei der Probefahrt sogar eine Schnelligkeit von 22 Knoten erreicht, so daß er für die meisten vorhandenen feindlichen Torpedoboote ein höchst gefährlicher Gegner sein, sie mit seiner Schnelligkeit überholen und die dünnschaligen ungepanzerten Fahrzeuge, deren Wände nur Blech von wenigen Millimeter Stärke bildet, mit seinen Revolverkanonen sehr bald in den Grund bohren würde.

Man sieht aus dem Vorstehenden, welch' eine außerordentlich scharfsinnige Erfindungsgabe nötig war, um einen solchen Torpedo zu schaffen und aus wie vielen verwickelten und empfindlichen Teilen er zusammengesetzt ist. Diese bilden aber auch zugleich seine Schwächen, und wenn auch zehnjährige unausgesetzte und kostspielige Versuche eine Reihe dieser Mängel beseitigt haben, bleiben immer noch genug übrig, die sich schwer oder nicht überwinden lassen werden.

Die ersten Whitehead- oder, wie man sie nach ihrer Form gewöhnlich nennt, Fischtorpedos waren von Stahlblech gefertigt und dies brachte die mannigfaltigsten Nachteile mit sich. Infolge der Berührung mit Salzwasser rosteten die vielen zarten Teile und Teilchen sehr leicht, wurden in ihrer Bewegungsfähigkeit gehemmt, arbeiteten unregelmäßig oder versagten und beeinträchtigten die Zuverlässigkeit der Waffe sehr. Die deutsche Admiralität unternahm es zuerst, wo dies irgend angängig, den Stahl durch Bronze zu ersetzen, welche nicht rostet, und erzielte damit bedeutende Verbesserungen, so daß auch alle übrigen Seemächte dem Beispiele folgten, wenn auch immer noch geringere Mängel blieben.

Eine andere Schwäche aber, welche mit ihren Folgen sich nicht so leicht beseitigen lassen wird, liegt in der Form des Torpedos und in seiner geringen Geschwindigkeit im Vergleich z. B. zu einer Gewehrkugel oder Granate. Diese Geschosse besitzen eine weit günstigere Form zur Ueberwindung des Luftwiderstandes und werden mit der fünfzigfachen Schnelligkeit fortgetrieben, was natürlich ihre Treffsähigkeit bedeutend erhöhen muß. Der Torpedo dagegen bewegt sich zunächst in einem viel dichteren Mittel als Luft, im Wasser, mit nur 8—9 Meter Geschwindigkeit und seine Richtung ist deshalb, auch namentlich in bezug auf seine Gestalt und deren Unebenheiten, viel mehr Ablenkungen unterworfen, als ein Geschoß, die um so bedeutender werden können, je

weiter die Entfernungen sind. Entsteht dadurch schon leicht eine Treffunsicherheit, so wird diese noch um so größer, wenn sich das Ziel, wie es in Seeschlachten fast immer der Fall sein wird, mit ziemlicher Schnelligkeit bewegt.

Nehmen wir z. B. an, das Ziel sei beim Ablassen des Torpedo 700 Meter entfernt und bewege sich mit 6—7 Meter in der Sekunde ungefähr quer vor dem Angreifer vorüber. Um diese Entfernung abzulaufen, gebraucht der Fischtorpedo mindestens 70—80 Sekunden. In dieser Zeit hat sich aber das feindliche Schiff selbst um ungefähr 500 Meter vorwärts bewegt — wie viel müßte da vorgehalten werden und wie unsicher wäre trotzdem das Treffen, da man die Geschwindigkeit des Gegners und seinen Kurs nur annähernd schätzen und auch nicht wissen kann, ob er nicht gerade eine Schwenkung macht! Dieser Umstand beschränkt deshalb die Wirksamkeit des Torpedo schon bedeutend, und um auf Treffsicherheit rechnen zu können, darf man nicht über 200 Meter Entfernung hinausgehen.

Ich habe weiter oben bemerkt, daß die früheren mit nur einer Schraube versehenen Torpedos regelmäßig eine größere oder geringere Kurve in ihrem Laufe machten. Um diese in Rechnung ziehen zu können, wurde jeder Torpedo blind eingeschossen und seine Kurve bestimmt. Dazu trat aber der gewichtige Uebelstand, daß er nach dem jedesmaligen Einschießen zur Reinigung von anhaftendem Rost ꝛc. auseinander genommen werden mußte. Wenn dies nun auch durch geschulte und zuverlässige Leute geschah, hatte man keineswegs die Gewißheit, daß der Torpedo nach der Zusammensetzung wieder genau so beschaffen war wie vorher. Wie leicht war es möglich, daß trotz größter Sorgfalt sich unbemerkt einer der vielen empfindlichen Teile verbog oder irgend eines der kleinen Rädchen, Hebel, Federn und Ventile weniger gut arbeitete, und dann konnte sofort beim Ernstgebrauch eine unberechenbare Ablenkung des Laufes stattfinden oder der Torpedo nach dieser oder jener Richtung versagen. Zwar hat man durch Herstellung aus Bronze viel verbessert und durch zwei sich gegeneinander drehende Schrauben die Kurven zu beseitigen gesucht, aber ganz ist dies nicht gelungen, denn selbst bei den Friedensmanövern verschwinden noch jetzt einzelne Torpedos spurlos.

Trotz aller dieser Mängel, die den Torpedos auch nicht annähernd eine solche Treffsicherheit verleihen, wie den Geschossen, sind sie im Nahkampf durch ihre gewaltige Zerstörungskraft doch eine so furchtbare Waffe, daß man sie allgemein in die Kriegsflotten eingeführt hat, und namentlich erwartet man von ihrer Verwendung von Torpedobooten aus wichtige Erfolge. Zwar hat man auf der anderen Seite alles Mögliche versucht, um Schutzmittel gegen ihre Angriffe zu schaffen, allein wenn man die gegenwärtig ziemlich allgemein angenommene Taktik des Nahkampfes für Benützung des Sporns und Erzielung größerer Durchschlagskraft der Geschosse nicht ändert, werden die Torpedoboote die gefürchtetsten Gegner der großen Schiffe bleiben. Es hat sich nämlich bei den Flottenmanövern herausgestellt, daß beim Abfeuern der Riesengeschütze mit ihrer Pulverladung von 2—300 Kilogr. ein so dichter Qualm entsteht, daß man, namentlich wenn nicht heftiger Wind weht, minutenlang weder Freund noch Feind sieht. Laufen nun die feindlichen Flotten auf 2—400 Meter aneinander feuernd vorüber, so können die auf der abgewendeten geschützten Seite der Panzer befindlichen Torpedoboote leicht hervorschießen und, verhüllt durch den Rauchschleier, ihren Schuß auf 50 Meter und näher abgeben. Ehe der Feind einmal ihr Kommen bemerkt und seine Geschütze darauf richten kann, haben sie ihr Werk gethan und sind im Pulverdampf wieder verschwunden. Durch Umgebung der Schiffe mit starken Drahtnetzen auf gewisse Entfernung und bis zu einer bestimmten Tiefe glaubt man die Torpedos abfangen zu können. Die angestellten Versuche haben auch ergeben, daß dies möglich ist und die Sprengung des Torpedo im Netze dem Schiffe selbst keinen Schaden zufügt, aber wenn diese Netze auch verankerten Schiffen eine gewisse Sicherheit gegen derartige Nachtangriffe gewähren, so sind sie in der Schlacht nicht anwendbar, wenn man nicht einen bedeutenden Teil der Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit einbüßen und dadurch

wieder andere Nachteile ins Leben rufen will. Ein großer Panzer mit 12—14 Knoten Fahrt (6—7 Meter in der Sekunde) verliert durch ein solches Netz fast die Hälfte seiner Geschwindigkeit und damit entsprechend an Gefechtswert, abgesehen davon, daß das Netz nur die Seiten schützen kann, Vorder- und Hinterteil deshalb dennoch den Torpedoangriffen ausgesetzt bleiben. Es ist deshalb mehr als wahrscheinlich, daß man diese Schutznetze in offener Seeschlacht nicht verwenden wird.

Auf weitere Weise versucht man sich durch besonderen Bau der Schiffe gegen die unmittelbaren Wirkungen der Torpedos zu sichern. Bekanntlich werden schon von jeher Panzerschiffe mit doppeltem Boden gebaut, der Hunderte von kleinen wasserdichten Abteilungen enthält, durch welche bei einer etwaigen Verwundung, sei es durch Berühren des Grundes, durch Rammstoß oder Geschoß herbeigeführt, das einströmende Wasser auf eine oder einige dieser Abteilungen beschränkt bleiben soll, und zu noch größerer Sicherheit sind die Schiffe auch in den übrigen Räumen der Länge und Quere nach in zwanzig und mehr wasserdichte Abteilungen durch eiserne Wände geteilt. Indem man diese Behälter so viel wie möglich vermehrte und durch anderweitige Einrichtungen, wie z. B. durch große Zwischenlagerungen von Kork, die Schwimmfähigkeit der Schiffe zu erhöhen suchte, hat man allerdings erreicht, daß letztere nicht in so kurzer Zeit sinken werden, wie dies s. Z. bei den Panzern Ré d'Italia, Vanguard und Großer Kurfürst stattfand, allein ob sie, von einem Torpedo getroffen, nicht in anderer Art gefechtsunfähig werden, ist sehr die Frage.

Wegen der außerordentlichen Kostspieligkeit derartiger Versuche lassen sich dieselben nur in sehr beschränktem Maße anstellen, indessen hat vor nicht langer Zeit die englische Admiralität doch eines ihrer ältesten Panzerschiffe, die Resistance, dazu hergegeben. Es wurde ein Torpedo unter dessen Boden gesprengt, und allerdings blieb das vor Anker liegende Schiff schwimmfähig, so daß man im ersten Augenblick die Waffe in ihren zerstörenden Wirkungen bisher überschätzt zu haben glaubte; aber der hinkende Bote kam alsbald nach. Es stellte sich heraus, daß, wenn das Schiff in Bewegung gewesen, der Torpedo bestimmt die Kessel gesprengt und es damit kampfunfähig gemacht, wenn nicht ebenfalls vernichtet haben würde.

Gegen Nachtangriffe sucht man sich vor Anker durch Netze, größte Wachsamkeit, eine Postenkette von Booten und elektrisches Licht zu schützen. In vielen Fällen mag dies ausreichen, und wenn die Torpedoboote rechtzeitig gesehen werden, würden sie wohl durch das Feuer der Revolvergeschütze, mit denen jetzt sämtliche Kriegsschiffe ausgerüstet sind, den Angriff mit der eigenen Vernichtung büßen müssen; aber die Flottenmanöver haben auf der anderen Seite ergeben, daß bei dunklen Nächten jene Schutzmittel nicht ausreichten und die Torpedoboote aus naher Entfernung ihren Schuß abgeben konnten, ohne daß man sie erblickte und obwohl man sogar die ungefähre Zeit kannte, wann der Angriff erfolgen würde.

In See läßt sich eine Bootspostenkette nicht einrichten und der Schutz wird dadurch noch geringer. Wenn deshalb unsere Admiralität zu dem Entschlusse gekommen ist, 150 Torpedoboote von großer Schnelligkeit zu bauen, so hat sie damit nur richtig gehandelt, denn einen besseren Küstenschutz gegen eine feindliche Blockade gibt es bis jetzt nicht. Eine feindliche Flotte, die gewärtig sein muß, allnächtlich von Scharen solcher furchtbaren Feinde, die in einer achtstündigen Nacht einen Weg von 30—40 deutschen Meilen ablaufen können, umschwärmt und jeden Augenblick angegriffen zu werden, kann eine Blockade nicht aufrecht erhalten. Ebenso darf man behaupten, daß die Boote jede feindliche Invasion unmöglich machen und wir dieselbe fortan nicht zu fürchten haben. Soll eine solche irgend Aussicht auf Erfolg haben, so muß sie aus mindestens 50—60000 Mann bestehen, die ein halbes Hundert der größten Transportschiffe beanspruchen. Eine so gewaltige Flotte läßt sich aber nicht ohne weiteres aus einem französischen Hafen nach der deutschen Küste werfen, ohne daß wir nicht genau wüßten, wann sie abginge und wo wir sie in der und der Nacht treffen könnten. Würde dann aber auch

nur ein halbes Dutzend Torpedoboote zwischen die Transportschiffe gelangen, so würden mit jedem Schusse derselben Tausende von Menschen in die Tiefe versenkt werden und am anderen Morgen nur wenig von der ganzen Armee vorhanden sein.

Für diese Zwecke sind daher Torpedoboote ganz außerordentlich wichtige Kampfmittel und werden es auch bleiben, während dies von der offenen Seeschlacht nicht ebenso sicher gesagt werden kann. Sobald man die jetzige Taktik des Nahkampfes verläßt und wieder zum Ferngefecht übergeht, um den Geschützen die Entscheidung anheim zu geben, wird sich der kriegerische Wert der Torpedoboote bedeutend vermindern. Sie gehen dann ihres Hauptvorteils verlustig, plötzlich ungesehen aus dem Hinterhalte hervorzubrechen und sich auf den Feind zu werfen, bevor dieser seine Revolverkanonen auf sie richten kann. Auch die Torpedojäger können dann gegen sie zur Geltung kommen, was im Nahkampf kaum möglich ist.

Inzwischen ruht der menschliche Erfindungsgeist nicht und sucht an die Stelle des Vorhandenen immer noch etwas Vollkommeneres zu setzen. Die verschiedenen Seemächte sind deshalb fortwährend bestrebt, sowohl den Fischtorpedo wie die Torpedoboote zu verbessern, und es werden nach diesen Richtungen die verschiedensten Versuche gemacht.

Mit Bezug auf die ersteren ist es jedenfalls sehr umständlich, sie mit komprimierter Luft zu füllen. Geschieht dies an Bord der Schiffe, wie es sein muß, wenn dieselben auf längere Zeit in See gehen, so bedarf man dazu besonderer Einrichtungen mit Luftpumpen und dergleichen, und bei der schon vorhandenen wahrhaften Ueberfüllung mit allen möglichen Maschinerien ist es sehr wünschenswert, die letzteren nicht noch zu vermehren.

Dies hat in England in neuester Zeit auf den Gedanken geführt, die zum Treiben erforderliche zusammengepreßte Luft durch Dampf zu ersetzen. Der neue Dampftorpedo unterscheidet sich in seiner äußeren Gestalt und in seinen Abmessungen wenig von den gebräuchlichen, nur nimmt er eine größere Ladung, d. h. 50 Kilogr. Schießbaumwolle statt der üblichen 30 auf. In dem Raume, der sonst für die zusammengepreßte Luft dient, ist ein Behälter für heißes Wasser hergestellt, der davon 80 Kilogr. aufnimmt. Dies Wasser wird aus dem Kessel des Schiffes oder Torpedobootes sehr schnell und unter hohem Druck von 200 Kilogr. auf den Quadratzoll entnommen und kann in einer halben Minute übergepumpt werden. Der von ihm entwickelte Dampf bildet dann die treibende Kraft und ein Oberflächen-Kondensator verdichtet den verbrauchten Dampf, so daß der Torpedo während des Laufes nicht sein Gewicht ändert. Die Maschine hat 10 Pferdekräfte und soll im stande sein, den Torpedo mit 32 Knoten Fahrt (16 Meter in der Sekunde), also fast mit doppelter Geschwindigkeit wie bisher durch das Wasser zu treiben. Die jetzige Laufzeit des Fischtorpedo mit zusammengepreßter Luft dauert etwa 1 Minute bei 5—600 Meter Entfernung; der Dampftorpedo soll jedoch $1\frac{3}{4}$ Minute laufen und 1600 Meter zurücklegen können. Wenn sich diese Angaben bestätigen, so ist dies nicht nur ein großer Fortschritt, sondern auch eine bedeutende Vereinfachung, da dann die sehr verwickelte Maschinerie für die Benutzung der gepreßten Luft fortfällt.

Eine neue Torpedoart ist die vom General Berdan in Konstantinopel kürzlich erfundene, welche besonders den Zweck hat, die Schutznetze der Schiffe hinfällig zu machen und die auf doppelte Art wirken kann. Es sind dies zwei Torpedos, von denen der erste den zweiten schleppt. Entweder werden beide geladen und der erste soll dann durch die Sprengung des Netzes seinem Nachfolger den Weg bahnen, oder es ist nur der zweite geladen, während beide ihre eigene Triebkraft haben. Durch eine ähnliche Tauwerkseinrichtung, durch welche der weiter oben erwähnte Schlepptorpedo zum Tauchen gebracht wird, geschieht dies auch hier mit dem zweiten. Sobald der erste vom Netze gehemmt wird und die Schleppleine loskommt, legt sich dadurch das wagerechte Ruder des zweiten so, daß derselbe unter einem Winkel von 30 Grad taucht, um wieder in die Höhe zu schießen, sobald er kurz darauf die Leine straff zieht, und von unten gegen

den Boden des Schiffes zu wirken. Die Triebkraft ist Pulvergas. Zu diesem Pulver wird Thon gemischt, um es langsamer zu verbrennen und dadurch dem Gase eine bestimmte Spannung zu geben. Ueber die mit der neuen Erfindung angestellten Versuche verlautet noch nichts Zuverlässiges.

Hinsichtlich der Torpedoboote beschäftigen sich ebenso alle Seemächte mit der Frage, dieselben unter Wasser laufen zu lassen. Bushnell in Mitte des vorigen und Fulton zu Anfang dieses Jahrhunderts haben zwar die Frage, ob man mit Booten längere Zeit unter Wasser fahren könne, im allgemeinen thatsächlich gelöst, indessen blieben immer noch gewisse Bedingungen unerfüllt, ohne die solche Fahrzeuge nur sehr geringen oder gar keinen Wert für die Seekriegführung haben. Vor allen Dingen ist eine gewisse Schnelligkeit unerläßlich, sodann die Fähigkeit, das Boot sicher zu steuern, und endlich muß die nötige frische Luft zum Atmen der Besatzung vorhanden sein.

Während des amerikanischen Bürgerkrieges bauten die Südstaaten verschiedene solche Taucherboote. Mit einem derselben zerstörten sie auch die nordstaatliche Korvette „Housatonic", jedoch ging es dabei selbst mit seiner ganzen Besatzung zu Grunde. Andere verunglückten gleich bei den ersten Versuchen, und es wurden damals keine weiteren praktischen Erfolge mit ihnen erzielt. 1849 baute auch der bayrische Ingenieur Bauer ein unterseeisches Boot. Bei den ersten Versuchen im Kieler Hafen blieb es auf dem Grunde liegen und seine Besatzung wurde nur wie durch ein Wunder gerettet. Das in das Boot eindringende Wasser preßte die darin enthaltene Luft so zusammen, daß diese den Lukendeckel sprengte und die dahinter befindlichen 4 Mannschaften an die Oberfläche geschleudert wurden.

Dann bauten Frankreich, Rußland und andere Mächte solche Fahrzeuge, von deren Vorzüglichkeit viel gefabelt wurde, die sich aber auch nicht bewährten.

In neuester Zeit sind nun wieder zwei neue unterseeische Boote aufgetaucht; das eine hat der Engländer Campbell, das andere ein Amerikaner Tuck erfunden und letzterer das seinige sehr bezeichnend „Peacemaker" (Friedenstifter) genannt. Ersteres ist Ende Dezember v. J. in den Westindischen Docks in London versucht und hat sich nach den Berichten gut gemacht; bei einer Länge von 20 und einer Breite von $2\frac{1}{2}$ Meter gibt ihm eine 45pferdige elektrische Maschine eine Schnelligkeit von 5 Meter in der Sekunde. Es kann sowohl über als unter Wasser fahren; eine Luftkammer enthält für 24 Stunden die notwendige Luft zum Atmen der Besatzung und aus dem Oberdeck ragt eine kleine Glaskuppel hervor, groß genug für den Kopf des Steuermannes, wenn er mit der Kuppel gerade bis über die Wasserfläche auftaucht, um seinen Kurs genau auf das feindliche Schiff richten zu können. Bei den Versuchen in den Docks befanden sich der Erfinder, die beiden Eigentümer des Bootes und drei Maschinisten im Boot, sie fuhren unter und über Wasser, blieben $\frac{3}{4}$ Stunden auf dem 17 Fuß tiefen Boden des Docks liegen und schossen dann plötzlich wieder wie ein Ball an die Oberfläche, ohne daß irgend ein Unfall stattgefunden hätte. Jetzt befindet sich das Boot zur Anstellung weiterer Versuche in Portsmouth. Der „Peacemaker" machte im Januar d. J. seine ersten Versuche in New-York. Das Boot hat nur eine Länge von 9, eine Breite von 2,70 und einen Tiefgang von 1,83 Meter. Es wird wie der Fischtorpedo durch zusammengepreßte Luft getrieben, die zugleich zur Atmung dient. Die Geschwindigkeit betrug 3 Meter in der Sekunde, jedoch behauptet der Erfinder, dieselbe bis auf das Doppelte steigern zu können. Zwei Sprengkörper mit Schwimmern, die so eingerichtet sind, daß sie sich an den Schiffsboden heften, wenn das unter ihm befindliche Boot sie aufsteigen läßt, werden durch elektrische Drähte entzündet. Das Sinken und Auftauchen wird teils durch Einlassen und Ausblasen (letzteres durch zusammengepreßte Luft) von Wasserballast, teils durch wagerechte Steuerräder bewirkt. Die angestellten Versuche sind sämtlich geglückt. In einem Falle blieb das Boot 7 Minuten in 40 Fuß Tiefe und zweimal fuhr es unter zwei in Bewegung befindlichen Ozeandampfern durch. Die

Besatzung besteht nur aus zwei Mann und das Boot soll nach allen Richtungen sehr gut manövrieren.

Wenn sich diese Taucherboote bei ferneren Versuchen so bewähren, daß sie als völlig kriegstüchtig erachtet werden dürfen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ihre allgemeine Anwendung die jetzige Seekriegführung von Grund aus umwandeln muß. Die Stunden der Panzerschiffe sind dann gezählt. Was wollen sie machen gegen einen unsichtbaren, mit allen ihren jetzigen und noch kommenden Verteidigungsmitteln unerreichbaren und in seinen Wirkungen so furchtbaren Feind, von dem sie jeden Augenblick gewärtig sein müssen, mit ihrer gesamten Besatzung in wenigen Minuten in die Tiefe versenkt zu werden, ohne daß sie sich auf irgend eine Weise wehren können?

So eigentümlich es im ersten Augenblicke klingen mag, sollte man von Herzen wünschen, daß die unterseeischen Boote recht bald zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden möchten. Der Menschlichkeit könnte damit nur ein großer Dienst geleistet werden, und man würde sich dadurch dem allgemeinen Völkerfrieden einen bedeutenden Schritt nähern. Je furchtbarer die Zerstörungsmittel sind, desto abschreckender wird der Gedanke an den Ausbruch eines Krieges wirken und die Milliarden, welche man jetzt noch zum Bau und zur Erhaltung der Flotten verwenden muß, würden dann einem friedlichen Wettkampf der Nationen zu gute kommen.



Aus dem Leben Friedrich Overbecks.

Briefe an Eltern und Geschwister,

eingeleitet und herausgegeben von

Prof. Dr. P. Hasse in Kiel.

III. Reise nach Italien.

An die Mutter.

Grätz am 18. May 1810.

So liegt denn nun wirklich Wien mir schon im Rücken! wir haben die große Reise wirklich angetreten, geliebteste Mutter! und bereits 26 Meilen innerhalb 4 Tagen zurückgelegt.

Mit welchen Empfindungen ich von Wien Abschied genommen habe, können Sie sich denken, denn Sie wissen, daß ich dort Menschen fand, an die sich mein ganzes Herz hängte. Wenn gleich Academie und Professoren mit ihrem ganzen Anhang, dieses hundertarmige Ungeheuer, mich längst gedrängt hatten, meine Abreise zu beschleunigen, und wenn ich gleich auf der andern Seite 3 von meinen Auserwählten zu Begleitern habe, so hab ich doch manches in Wien zurückgelassen, das ich mit blutendem Herzen verlassen, worunter vorzüglich die Familie meines Freundes Hottinger, einer meiner Begleiter, — und unser trefflicher Sutter, den ich Ihnen auch schon, dünkt mich, öfter genannt habe. — Am letzten Montag vor acht Tagen mußte ich schon meine Wohnung bei Egger räumen und zog auf die letzten Tage zu Pforr, der auf der andern Seite der Kirche wohnte. Am letzten Montage aber mußten wir auch dort ausziehen und weil wir erst am Dienstag abreisen konnten wegen unseres Freundes Hottinger, dem man auf der Polizey Umstände mit seinem Paß machte, so war seine Familie so gütig, uns die letzte Nacht zu beherbergen. Das war denn noch ein herrlicher Abend und eine herrliche Nacht, aber ach, ein schrecklicher Morgen! Bis 11 Uhr blieben wir beysammen, dann trennte sich die Familie von uns, um uns die Nacht nicht zu sehr zu verkürzen. Mein Clavier, das ich dort habe hintransportiren lassen zum gelegentlichen Verkauf (damit ich nicht genöthigt sein möchte, es unter dem Preise zu verkaufen) stand in dem Wohnzimmer, wo mir auch mein Nachtquartier angewiesen wurde, wie alles fort war, spielte ich noch einmal zum Abschiede alle meine Lieblingssachen durch und legte mich dann nieder und verträumte noch eine süße Nacht — die letzte Stunde, die ich im Zirkel dieser herrlichen Menschen zu verleben hatte. Am Morgen schnürten wir bald unser

Bündel und nahmen mit Schmerzen Abschied. — Die erste Tagesreise hatte wenig interessantes, es war trübes, kaltes Wetter und die Gegend, die wir durchschnitten, öde und flach. Zudem lag uns allen noch zu sehr die Trennung im Kopf, es ging also in unserm viersitzigen Wagen ziemlich einsilbig zu. Um 2 Uhr kamen wir nach Neustadt, und da dies Städtchen in der Geschichte so merkwürdig ist und noch viele Altertümer enthält, so beschlossen wir, für diesmal nicht weiter zu reisen. Wir sahen das Rathhaus, die Burg mit der herrlichen Burgkapelle, wo unter dem Altar das Grab Maximilians und mehrere andere sehenswerte Ueberreste aus dieser Zeit, die uns das Leben Maximilians recht vergegenwärtigten. Am andern Morgen brachen wir frühe wieder auf. — Das Wetter fing an sich aufzuklären, die Straße näherte sich mehr und mehr dem Gebirg, und die Gegenden wurden interessanter. Mittags passirten wir bey Schottwien zwischen ungeheuren Felswänden die Grenze des Erzherzogthums Oesterreich und betraten Steyermark. Zwar führte die Landstraße nicht durch den interessantesten Theil dieses romantischen Landes, indessen machten doch die ungeheuren Schneegebirge auf uns, die wir aus der Fläche kamen, einen mächtigen Eindruck. Je weiter wir kamen, desto kolossalischer wurden die Felsmassen. Das Wetter hat sich indessen ganz geändert und der May erschien in seiner ganzen Pracht. Das Fest des Johannes von Nepomuk fiel ein und man hatte die Bilder dieses Heiligen auf allen Wegen mit Blumen bekränzt, das machte einen tiefen Eindruck auf mich und rief mir Schillers Worte ins Gedächtniß zurück aus Maria Stuart: „Bekränzt war jedes Gottesbild, es war, als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre, wallfahrend nach dem Himmelreich"; — die ich mehrere male bey Hottinger declamirt hatte. In Kriegbach, wo wir die zweite Nacht zubrachten, sahen wir noch eine schöne Gruppe an so einem Johannesbild; es war Abend, die Sonne schon untergegangen, neben dem Bilde des Heiligen, das mit Blumen gar lieblich bekränzt war, brannte eine düstere Lampe, ein geweihtes Licht, und eine Menge von Steyrern und Steyrerinnen knieten betend umher, andre strömten mit Rosenkränzen hinzu. Gestern als am dritten Tage erreichten wir Bruck an der Muur, das in einer gar herrlichen Gegend liegt, an einem Berge, auf dessen Gipfel die Ruinen einer alten Burg, deren man hier fast von Stunde zu Stunde findet. Ich bestieg in der Eile den Berg, weil wir nicht lange zu bleiben hatten und genoß die wunderschöne Aussicht von oben; von der Burg selbst waren nur die Ringmauern noch übrig. Auch auf der weiteren Reise wurden die Gegenden nun immer größer und malerischer. Das Wetter blieb günstig, unsre heitre Laune erwachte wieder, so daß bald in unserm Wagen wieder geschäkert und gelacht wurde, besonders über Hottinger, der unerschöpflich in witzigen Einfällen und komischen Vergleichen ist. Ueber die Berge äußerte er sich z. B. er liebe sie nur auf Theater-Dekorationen, in der Natur bedeute es nichts, weil man nichts von ihnen sähe, — und bei den meisten ward eine Parallele gezogen zwischen Wien und den Gebirgsgegenden, wobei er natürlich das erste gewaltig herausstrich und alles in dem verwünschten Wiener Dialekt, den er so prächtig nachahmen kann. Gezeichnet, glaub ich, wird wenigstens meinerseits auf der Reise nicht viel werden, ein bloßer Contour genügt mir nicht und zum Ausführen ist keine Zeit. Die letzte Station von ungefähr zwei Meilen bis Beccau, wo wir übernachteten, machten wir drei, Pforr, Vogel und ich zu Fuße — der Hottinger ist nicht aus dem Wagen herauszubringen, der fuhr ganz gemächlich wie ein Prinz vor uns her, genoß aber dafür kaum den vierten Teil von der unbeschreiblich schönen Gegend an den Ufern der Muur, ich sage absichtlich unbeschreiblich, theils weil sie wirklich sich nicht in Worten darstellen lassen, theils weil mir der Raum zu klein ist, Ihnen eine Beschreibung von der imposanten Größe der Berge und der üppigen Pracht der Wiesen zu machen. Heute haben wir nur eine sehr kleine Tagereise gemacht von etwa vier Stunden. Um 10 Uhr kamen wir hier an. Unser erstes Geschäft war nach einer weitern Gelegenheit uns umzusehen, die wir denn auch glücklicher Weise schon auf morgen gefunden haben, und zwar bis Triest. Gratz an sich ist ein freundlicher, lieber Ort, größer als ich glaubte, liegt

an der Muur, die hier schon anfängt beträchtlich zu werden. Seine Lage ist vortrefflich, ich wüßte kaum eine Stadt, die schönre Umgebungen hätte, wenn ich etwa Passau ausnehme an der Donau, und doch gibt es dem nicht viel nach. Merkwürdigkeiten enthält es wenig, vorzüglich keine, die den Künstler interessiren könnten. So haben wir denn schon den zehnten Theil unsrer Reise zurückgelegt, gebe der Himmel, daß wir die übrigen neun Zehntel so glücklich zurücklegen, wie das erste. Bis hieher haben wir 150 fl. in Bancozetteln gezahlt, also für die Person 38 fl. 15 Kr. Bis Triest zahlen wir 290 fl. Papier und 10 fl. Conventionsgeld. — — —

An die Mutter.

Laibach am 22sten Mai 1810.

Da sind wir denn schon wieder um einige zwanzig Meilen weiter! beste Mutter! schon über fünfzig Meilen von Wien und haben Gottlob einen wichtigen Schritt im Rücken, den Schritt über die Grenze. Aber wie wir denn in Allem rechte Glücksvögel sind, so waren wir's auch dort, denn, obgleich unsre Koffer in Einem Nachmittag zweymal, einmal auf österreichischer, das andere auf französischer Seite visitirt worden sind, so ist doch keinem von uns auch nur das mindeste weder directe genommen, noch indirecte streitig gemacht worden; wir trafen höfliche Leute an der Mauth sowohl als an der douane und kurz wir kamen so gnädig davon, daß wir uns über nichts zu beklagen hatten als etwa dann und wann uns ein wenig pour bagatelle tractirt zu sehen, doch dergleichen Begegnung denk ich immer geht mehr meinen Rock als meine Person an und der kann denn im Grunde auch keinen bessern Anspruch machen. Was nun sonst von Gratz bis hieher passirt sey? Sie sehen schon, Abentheuer haben wir keine gehabt, sind noch nicht ein einzigesmal umgeworfen, noch beraubt, geplündert oder angehalten, was ließe sich also groß interessantes denken, das uns begegnet sein könnte? — Zudem war uns das Wetter von Gratz aus nicht allzu günstig, es regnete beständig fort, wir mußten also immer im Wagen eingepackt bleiben und konnten von den Gegenden, die bey schönem Wetter sehr interessant seyn mögen, wenig genießen. Die Wolken waren so boshaft und wollten uns so wenig Aussicht gönnen, daß sie oft beinahe so dicht an unserm Wagen vorbeyzogen, daß man sie hätte mit den Händen erlangen können. Heute sind wir etwa eine Stunde lang gegangen, um die herrlichen, ungeheuren Tyroler Wild-Alpen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind und die von ferne weit über die Wolken hervorragten, recht übersehen zu können. Wir haben nun schon innerhalb der acht Tage unsrer Reise einen Theil von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, die Windischmark, Krain und ein Stück von Illyrien durchschnitten, und schon eine Menge Sprachen reden hören, deutsch, windisch und illyrisch, sind aber doch mit unserm alten Deutsch noch immer ganz gut durchgekommen.

Die verschieden Trachten sind interessant. Das Charakteristische von Steyermark sowohl in Rücksicht auf Bauart als auch auf Kleidung lernt man in den Gegenden an der Landstraße wenig kennen. Die windischen Weiber aber kleiden sich sehr artig; ein schwarzes, breites Sammetband vorn um die Stirne, so daß nichts von den Haaren sichtbar ist, dann ein weißes Tuch um den Kopf, ein eng anliegendes Mieder und weiße, gefältete Hemdsärmel, schwarze ebenfalls gefältete Röcke, eine kurze Taille, und etwa zwei Hände breit tiefer einen Gürtel entweder von Messing oder Silber. Die illyrischen Weiber zeichnen sich besonders durch ihren Haarputz aus, den sie mit zwei Flechten und einem schwarzen Sammetband gar lieblich zu ordnen wissen. Ganz neu war mir auch der Gebrauch, daß in den Wirthshäusern statt der Kellner — Kellnerinnen aufwarten, unter denen gar naive Mädchen. Noch gestern Abend in Franz, wo die Grenze ist,

hatten wir einen rechten Spaß mit einer; sie sollte sich ihren Sonntagsschmuck anlegen, und sich von uns zeichnen lassen und dann uns noch ein windisches Lied singen; sie versprach beydes, wußte sich aber pfiffig von uns loszumachen, entwischte uns zur Thür hinaus und — lief davon. — Damit Sie aber auch, beste Mutter, unsre Reise auf der Landkarte ein wenig nachsehen können, so will ich Ihnen die Orte nennen, wo wir durchpassirt sind. Von Gratz gings zuerst auf einen kleinen Ort St. Kunigund; doch in Gratz selbst hatten wir noch ein Abentheuer, das ich Ihnen wegen seiner lächerlichen Folgen doch erzählen muß. Unsere Pässe waren uns beym Hineinfahren abgenommen worden und in der Stadt sollten wir sie selbst auf der Polizey wieder abholen, wir gingen hin, da hieß es, sie seyen uns schon zugeschickt worden, wir kamen nach Hause, fragten, fanden nichts, gingen noch einmal, man wiederholt das vorige, setzt aber hinzu, daß der Polizeybediente morgen für die Unordnung in die Eisen sollte. Wir fanden sie aber noch nicht zu Hause, und es ging endlich spät Abends noch einer zum drittenmal hin, wo es sich denn enträthselte, daß unsre Pässe in einem Packet mit denen von zwei Gräfinnen, die mit uns gekommen und zufällig in das nämliche Wirthshaus eingekehrt waren, überschickt und von den Damen, die nichts davon wußten, uns nur nicht überliefert worden waren. Nun kam der arme Kauz von Polizey-Bediente noch bey der sinkenden Nacht zu uns aufs Zimmer und lamentirte jämmerlich, was wir gemacht hätten? nun müsse er morgen den ganzen Tag in dem Eisen sitzen! Doch wir konnten dazu nichts thun und er zog mit einem gar kläglichen Gesichte ab. Meine Begleiter aber, die Sie schon als Freunde der leisen und losen Scherze kennen, tournirten nun am andern Morgen, als wir wieder zusammen im Wagen saßen, die Sache so, als ob ich allein an der Sache schuld sey, daß der arme Teufel jetzt in den Eisen sitzen müßte, und schilderten mir sein Elend und die Folgen, die es auf so viele andre haben könne, mit den gräßlichsten Farben, um mein Gewissen aufzuwecken, so gräulich, daß diese einfache Geschichte mit dem Polizey-Beamten am Ende Völkerwanderungen und Verwüstung der halben Erde nach sich zog. Da können Sie denn denken, was es dabey zu lachen gab, und am Abend, wie wir im Nachtquartier ankamen, wurde die ganze Geschichte mit allen ihren Folgen noch durch Zeichnungen erläutert, um mir recht anschaulich zu machen, was ich für ein namenloses Elend auf meinem Gewissen habe. Kurz meine arme Seele wurde so weich wie Handschuhleder gegärbt und vielleicht hätte sie sich wie eine Schnecke vor lauter Reue in Schaum aufgelöst, wenn ich nicht glücklicher Weise im Wirthshause ein Clavier gefunden hätte, auf dem ich so orgelte und paukte, daß es die Gewissensvorwürfe von innen sowohl als die Vorwürfe meiner Freunde von außen endlich übertäubte. Sonntags am 20sten kamen durch Marburg an der — Trave — nicht wahr? da werden Sie große Augen machen, daß ich eine zweyte Trave (eigentlich aber Drave) passirt habe? Abends kamen wir nach Zilly, der Hauptstadt im sogenannten Zillerkreise. — Am Montag um Mittag nach Franz, wo die Gränze, und Nachmittags nach St. Oswald, wo die französische Visitation ist. Dort blieben wir zur Nacht und heute Morgen erreichten wir in etwa acht Stunden Laibach, den Ort, wo wir jetzt uns aufhalten und im herzlich schlechten Wirthshaus zum Adler, in einem Zimmer, das Hottinger mit einem Zimmer für auf den Markt reisende Juden verglichen hat, beysammen sitzen, und der eine nach Norden, der andere nach Süden, der dritte nach Westen und der vierte nach Osten Briefe schreiben. Wir hoffen zu Gott, daß es mit dem Visitiren, bis auf Venedig etwa, ein Ende haben wird, doch können wir nichts bestimmtes darüber erfahren. Die hiesigen Behörden sind noch nicht gehörig organisirt und können uns keinen Bescheid geben. Von hier gehts nun auf Triest und so fort.

An den Vater.

Triest am 24 May 1810.

Daß ich am 15. May meine Reise angetreten und bis Laibach sie sammt meinen Freunden glücklich verfolgt habe, werden Sie, geliebtester Vater, hoffentlich von der Mutter erfahren haben, die ich dringend darum bat, Ihnen unverzüglich Nachricht von mir zu geben. Auch Triest haben wir denn Gottlob erreicht, und unter den günstigsten Umständen; d. h. wir sind alle gesund und froh, das Wetter fängt an lieblicher zu werden, das uns durch Steyermark und Kärnthen so unhold war. Da bin ich denn wieder am Meere und träume mich doppelt lebhaft zurück zu den Geliebten daheim, ich glaube Ihnen so nahe zu seyn, daß wir uns die Hände gleichsam reichen. Ein großer Spiegel liegt zwischen uns ausgebreitet, die Ansicht von Opchina herunter auf die See und den Hafen ist herrlich und um so überraschender, weil der ganze Weg von Laibach bis dahin so über alle Beschreibung öde und langweilig ist — nichts als bergige Haiden mit großen Felsstücken übersäet sieht man umher — und nun kommt man auf einmal bey Opchina, wie man ein Paar Schritte den Berg hinabthut, in ein wahres Paradies. Es beginnt eine ganz andre Vegetation, zahme Kastanienbäume Feigen, Maulbeer, Lorbeer und Mandelbäume stehen in den lieblichsten Abwechselungen zwischen den Terassen ähnlich aufgebauten Weinbergen, Nachtigallen rufen aus allen Gebüschen, und die herrlichsten Blumendüfte erfüllen die Luft — und dann das Meer, das über alle Beschreibung große Imposante der einfachen Meereslinie; es ist die schönste Gegend, die wir auf dieser Reise und die ich in meinem Leben gesehen habe. Gerne würde ich Ihnen von unsrer Reise selbst etwas erzählen, aber es ist gleichsam alles verschwunden seitdem ich Triest gesehen habe, wir geizen auch mit jedem Augenblick, um recht das Meer genießen zu können und haben es schon zu allen Tageszeiten gesehen, — auffallend ist der Unterschied zwischen dem adriatischen Meer und der Ostsee, theils giebt der ganz andre Himmel dem Meer eine ganz andre Farbe, theils ist auch das Ufer durchaus verschieden und dann fällt hier das Unangenehme des Seegeruchs, der in Travemünde so widerlich ist, ganz weg, man spürt gar nichts davon, und man glaubt fast nicht eher wirklich an der See zu seyn, als bis man es kostet und das salzige schmeckt.

Am 26. Man hatte uns in Wien Hoffnung gemacht, daß wir zur See nach Venedig würden gehen können, und so hätten wir denn bei weitem schneller, angenehmer und wohlfeiler dort seyn können, nun wieder räth uns hier aber ein jeder, es nicht darauf ankommen lassen, ob die Engländer Lust haben würden, uns nach Malta zu bringen, und wir haben also einen Umweg gemacht von einigen Tagen. Heute ist nun der zweyte Tag, den wir hier zubringen und der letzte; morgen müssen wir fort, wahrscheinlich mit einer Retour von Venedig. Die italienische Küste liegt uns schon vor Augen, wenige Stunden und wir betreten das heilige Land selber, aber auch hier ist alles so, daß man glaubt in Italien zu seyn, die Vegetation, die Bauart, die Sprache, die Menschen: alles ist italienisch. Heute werden wir noch eine kleine Wasserparthie machen mit einem gewissen Herrn Ammann, dessen Bruder ich in Wien bey der Familie Hottinger kennen lernte; wie werde ich mich da an Travemünde erinnern. — — —

Ihre Besorgnis wegen der Hitze, lieber Vater! können Sie nun ganz fahren lassen, bis jetzt kann ich wohl sagen, haben wir mehr gefroren als geschwitzt und lästig ist uns die Wärme noch niemals geworden. Heute werde ich hier China für Italien einkaufen.

Später Abends. Nur wenige Minuten kann ich allemal zum Schreiben mir ersparen, darum schreib ich in so abgebrochenen Sätzen. Wir haben denn nun eine Gelegenheit nach Venedig auf morgen für 11 1/2 Ducaten (für alle zusammen), das man hier allgemein sehr billig findet. — — —

An den Vater.

Venedig am 5. Juny 1810.

Da sind wir denn, geliebtester Vater! in Italien! unser deutsches Vaterland liegt uns im Rücken! aber das freundliche Citronenland liegt vor uns, und mit jedem Schritt, den wir vorwärts thun, entwickelt sichs gleichsam lieblicher und schöner. Zwar der Eintritt in Italien hat bey Weitem unsern Erwartungen nicht entsprochen. Der ganze Weg von Triest hieher zieht sich durch eine unabsehbare Fläche längs dem Meerbusen hin, die zwar hie und da mit Weingärten angebaut und mit Städten und Dörfern reich übersäet ist, aber doch im Ganzen zu wenig Abwechslung hat, um nicht auf die Länge lange Weile zu machen. Man glaubt eher von Triest aus gegen Norden als gegen Süden zu reisen, dort bei Opchina sieht man eine Vegetation, die man späterhin durchaus wieder vermißt, einzelne Feigenbäume und Lorbeeren und dergl. beweisen und erinnern zwar, daß man in Italien sey, aber es bedarf auch wirklich oft dergleichen Erinnerungen. Die Gebirgskette der Wälsch-tyroler Alpen behält man immer rechts, aber die sind von der Seite so unfreundlich, daß auch sie wenig Reiz geben. Die erste italiänische Stadt, in die wir kamen, ist Pordenone, der Geburtsort des trefflichen Malers Venezianischer Schule, Licinio, gewöhnlich aber nur Pordenone genannt. Wir konnten uns dort nicht aufhalten und erhielten mit Mühe von unserm Kutscher, daß er statt um 4 Uhr erst um 8 Uhr Morgens wegfuhr, so gewannen wir doch noch Zeit dasjenige, was noch von seiner Arbeit dort vorhanden ist, aufzusuchen und anzuschauen. Er war immer mein Liebling und das durch ein einziges Bild, das zu Wien im Belvedere hing, die heilige Justina vorstellend.[1]) Wie sehr mich daher dieser Ort interessieren mußte, können Sie denken, ich hatte in den wenigen Morgenstunden, die ich dort zubrachte, wahren Kunstgenuß, obgleich ich den heiligen Sinn, der in jenem Bilde webt, in den andern Werken nicht in dem Maaße wiederfand. Das Städtchen ist meist noch sehr alt, die Gebäude wegen ihres ächt venezianischen Charakters interessant, der sich durch die hohen maurischen Fensterbogen und die Balcone vorzüglich unterscheidet, auch in dieser Rücksicht also war es uns merkwürdig.

Von Pordenone kamen wir nach Sacile-Conegliano, wo wir übernachteten und einen Hügel bestiegen, auf dem noch altrömische Ruinen vorhanden, von dort nach Treviso, immer in der Fläche fort, Mestrel und von dort über die Lacunen schwammen wir auf einer Gondel hier nach Venedig herüber. Sie werden, geliebtester Vater! von hier aus wohl schon früher einen Brief erwartet haben! Wir sind auch schon seit vergangenem Mittwoch hier, also schon beinahe eine Woche; wir hatten nemlich das Unglück, auf die corriera, die nach Ferrana geht, mehrere Tage warten zu müssen — soeben aber kommt die Nachricht, daß wir morgen Abends um 8 Uhr abgehen können. (Der Po und die Etsch sind nemlich ausgetreten, und das hat ihre Zurückkunft verspätet.) Hier aber giebt es so unendlich viele Merk- und Sehenswürdigkeiten, die man doch nicht gerne versäumen will, daß man fast ein halbes Jahr zu thun hätte, um alles anzusehen. Wir sind alle diese Tage hindurch Morgens und Nachmittags von einer Kirche zur andern und von einem Pallast zum andern hin und her gelaufen und sind noch immer nicht zu Ende. Sie erklären sich also leicht, bester Vater! warum ich nicht schon früher schrieb!

Der Anblick von Venedig machte auf uns Alle einen seltsamen Eindruck! Man glaubt in die Residenz des Neptun einzuschiffen — so höchst sonderbar ist es, eine so prachtvolle Stadt mitten auf dem Meere schwimmen zu sehen — wir kamen bey anbrechender Nacht, und es war grauenvoll, durch die engen Gassen, wo man keinen Menschen sieht noch hört, zwischen schwarzen Marmorpallästen auf einer sargähnlichen schwarzausgeschlagenen Gondel zu gleiten — ich hatte damals wirklich einen Anfall von Heimweh, ich fühlte mich so verlassen, so recht in der Fremde auf diesem unbekannten Elemente — bis wir in unser Absteigequartier kamen, das Wirthshaus alla Regina

d'Inghilterra, das man uns allgemein angerathen hatte, hauptsächlich weil es gleich am St. Marcusplatze ist, nach dem man sich denn einigermaßen orientiren kann, ohne welches der Aufenthalt in Venedig wegen der vielen Canäle gefährlich werden kann, sonst logiren wir freylich etwas theuer hier; indessen es sind ja nur wenige Tage. — Am andern Tage als am Himmelsfahrtstage (denken Sie auch, wie glücklich wir sein mußten, den ehemals so glänzenden Tag der Vermählung des Dogen mit dem Meere hier zu verleben), auf welchem zugleich die Aufhebung aller Klöster durch ganz Italien festgesetzt war, gingen wir unter Anführung eines Lohnbedienten umher, die Stadt in Augenschein zu nehmen. Wie staunten wir über die namenlose Pracht der St. Marcuskirche, des herzoglichen Pallastes, und der andern kostbaren Palläste! Die Kirche ist beinahe tausend Jahr alt und in einem ganz eigenen Styl gebaut, halb gothisch, halb arabisch, inwendig sowohl als auswendig mit Mosaik auf Goldgrund verziert, größtentheils nach neugriechischer Kunst. Manchen schönen herrlichen Augenblick hab' ich schon sowohl allein als auch mit meinem Pforr in dieser herrlichen Kirche, die fast den ganzen Tag offen ist, verträumt. Besonders merkwürdig ist uns aber Venedig in Rücksicht auf die Kunstgeschichte. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die venezianische Schule in großem Rufe steht und nicht selten mit der römischen und florentinischen zugleich genannt wird. Wir waren daher sehr begierig, ihre Helden kennen zu lernen, — dazu verwendeten wir die ganze Zeit unsers hiesigen Aufenthalts, in allen Kirchen, Pallästen und Gallerieen, wo nur etwas zu finden war, gingen wir umher — von Paul Veronese, Tintoretto, Titian, Palma, Bassano, haben wir eine Unzahl sowohl Plafonds- als auch Altar- und andre Kirchengemälde gesehen und sind erstaunt, unter der ungeheuren Menge auch so durchaus gar nichts gefunden zu haben, wo auch nur etwas dran gewesen wäre. Was diese Werke vielleicht einmal in Rücksicht auf Colorit Gutes gehabt haben, das hat die Zeit oder vielmehr Mangel an guter Aufsicht längst verzehrt, so daß an diesen Werken wirklich jetzt auch gar nichts verdienstliches mehr zu finden ist, und Sie können sicher glauben, bester Vater! daß wenn Ihnen Jemand diese Bilder anpreisen sollte, er es nur dem allgemeinen einmal angenommenen Urtheil nachspricht. Wir haben wirklich viel leiden müssen, es hat Geduld gekostet, das alles durchzusprechen, aber jetzt würden wir die Erfahrung um vieles nicht hergeben und am Ende sind wir denn auch noch für unsre Geduld recht belohnt worden durch eine treffliche Gallerie im Pallast Manfrini, die wir zuletzt sahen und wo sich zu unsrer großen Freude Titian in mehreren Bildern in einem ganz andern Licht zeigt, in einer Grablegung nemlich und einem Hirtenstücke, zwey ganz vortreffliche Bilder, jedes in seiner Art. Vorzüglich aber fanden wir mehrere Bilder von einem älteren Maler Giovanni Bellini, ich glaube Titians Lehrmeister, die wunderschön waren und die uns ungemein vielen Genuß gewährten. Es ist doch etwas himmlisches, diese Einfalt und Anspruchlosigkeit der Alten, dies kindliche Gemüt, das aus allem spricht, mir fallen dabey Goethes Worte allemal ein: die hohe Kraft, die Wissenschaft, bleibt aller Welt verborgen, und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt, der hat sie ohne Sorgen! Und welch' meisterhafte Vollendung ist zugleich in diesen Bildern, sie wären Rafaels nicht unwürdig. Wenn man damit nun so ein Prunkstück von Tintoretto oder Paul Veronese vergleicht, wo die Engel wie die Schneeflocken durch einander gurgeln ohne Sinn und Verstand, welch' ein Unterschied und doch nennt man jenes gewöhnlich die Barbarey der Kunst und dieses die vollendete Kunst. Wenn dieses Aufklärung und jenes Finsterniß, so wolle doch der Herr meinen Sinn recht verfinstern, denn es ist mir bey so einer Aufklärung nicht wohl. Sie werden wohl in Paris, geliebtester Vater! Gelegenheit haben, auch die verschiedenen Schulen oder besser die verschiedenen Zeiten und Perioden der Kunst durchzugehen, ich ersuche Sie inständig, doch einmal einen Vergleich anzustellen zwischen den ältern und neuern (NB. neuere nenne ich schon, die nach Rafael lebten) und sich zu fragen, welche Ihr Herz und Ihren Geist mehr ansprechen: Dies kann uns zuerst aufs Reine bringen, denn ich glaube, Sie sind immer noch mit meiner Ansicht nicht einig. Von hier gehen

wir über Ferrara nach Bologna. Dort werden wir wiederum eine andre Schule kennen lernen, in der besonders die Caracci glänzen, — ich bin sehr begierig darauf, fürchte aber sehr, daß es mir damit nicht viel besser als mit der venezianischen Schule gehen wird. Was ich bis jetzt von ihnen gesehen habe, ließ mich immer sehr kalt, es ist meist so etwas Gesuchtes, Pretensiöses, in ihren Werken, man sieht, es sollte so etwas Großes werden! Doch habe ich von Annibale Caracci auch schon kleine Cabinetsbilder gesehen, die mich recht angezogen haben. — — —

[1]) Das Bild wird jetzt dem Moretto aus Brescia zugeschrieben. Howitt-Binder I. S. 133, Note 1.

IV. Erste Kunsteindrücke in Rom.

An den Vater.

Rom am 22. Juny 1810.

Vidimus Flavum Tiberim! — Da sind wir denn mitten unter den Heiligthümern, geliebtester Vater! Haben die Apenninen passirt und sind eingegangen in die geweihte Stadt, die von tausendfachen Strahlen des Ruhmes glänzt, die hohe Völkerbezwingerin, Weltbeherrscherin Rom! Gestern um 9 Uhr Morgens fuhren wir durch die porta del popolo hier ein und wie soll ich Ihnen beschreiben, was seit der Zeit in mir vorgeht, welche Unruhe mich verfolgt und wie ich gespannt bin, die Meisterwerke der Kunst zu sehen, die fast jeder Laut, den man hört, verkündigt, und doch will ich mich bezwingen, meinem Vorsatze getreu, nicht eher die Schwelle des Vaticans zu betreten, bis ich zuvor zu mir selbst gekommen seyn werde, trotz aller Anfechtungen und Aufforderungen von Landsleuten und Bekannten, denn es dünkt mich ein Verbrechen, unwürdig und unvorbereitet in das Allerheiligste der Kunst einzutreten. Sie werden nun, geliebtester Vater! wünschen, von mir zu hören, wie wir von Venedig aus die andre Hälfte unsrer Reise zurückgelegt haben, aber Sie müssen sich wahrlich heute mit einer sehr kurzen Erzählung begnügen, denn der Anblick der Peterskirche und des Vaticans hat mein ganzes Wesen so sehr erfüllt, daß fast alle Erinnerungen von der Reise verdrängt worden sind. — Nachdem wir acht Tage in Venedig uns hatten aufhalten müssen, bestiegen wir am Donnerstag Abend um 9 Uhr die corriera (das Postschiff) um uns nach Ferrara einzuschiffen. Wir hatten treffliches Wetter, es war mondhelle und wir fühlten zum erstenmal recht, daß wir unter italiänischem Himmel waren. Wir saßen auf dem Verdeck und wie wir auf die offene See hinauskamen (denn wir mußten einen Busen des adriatischen Meeres passiren) sangen wir einige passende Lieder. Mitternachts passirten wir den Hafen Malamocco und Morgens Chioggia, wo wir in den Canal einlenkten. Zwey Tage dauerte die Fahrt, die Gegend ist flach und ohne Abwechslung, über Mangel an langer Weile kann man daher nicht klagen, nur die Abende waren herrlich, am zweyten Abend schwammen wir auf dem Po, die Sonne ging himmlisch unter und die Nacht war mond- und sternenhelle und werden mir unvergeßlich seyn; am zweyten Tage kamen wir Morgens um 11 Uhr nach Ponte Lagoscuro, wo wir einen Vetturino nahmen und nach Ferrara kutschirten. Nie hab ich mich in meinem Leben in etwas mehr betrogen gefunden als in dem Ferrara, — ich ging mit den größten Erwartungen hin, Torquato Tasso stand lebhaft vor mir und machte mir jeden Schritt interessant. Es giebt aber nichts öderes, ausgestorbeneres, traurigeres in der Welt als diese alte, leere, unfreundliche Stadt, wir konnten kaum darin aushalten und Tasso schwand ganz aus unsrer Idee, wir konnten uns das nicht reimen.

Am andern Morgen mit frühestem fuhren wir nach Bologna mit einem guten Burschen von Vetturino, es ist eine Tagereise dahin. — Abends sahen wir denn endlich einmal wieder Berge; Bologna liegt am Fuß der Apenninen auf der einen Seite nahe an den Bergen, auf der andern sieht's in die Fläche hinaus. Wir hofften denn nun endlich einmal in das Land zu kommen, wo die Citronen blühn, denn bis jetzt war uns noch wenig davon erschienen, meine Hoffnung lebte wieder auf und mein Muth wuchs. Wir waren so glücklich, einen alten Vetturino zu finden, einen Sechziger aus Florenz, der uns so sehr gefiel, daß wir mit ihm sogleich bis Rom für 36 Zechinen, die Kost inbegriffen, accordirten. Wir waren freylich froh, daß uns das Glück so günstig war, — unser alter Papa flößte uns wirklich Respect ein — Sie hätten ihn sehen sollen, wenn er sich auf sein Maulthier schwang, mit welchem Anstand er da saß — wir haben auch nicht ein einziges Mal uns über ihn zu beschweren Ursache gehabt, allemal kam er uns zu fragen, ob wir in unserm Quartier zufrieden gewesen seyen und was uns abgehe, sollen wir nach unserm Gefallen begehren. Wem wird das sonst gereicht von einem Vetturino, mit denen man sich sonst nur herumschelten und katzbalgen muß. Unser Weg ging über Rimini, Fano, Fossombrone, nicht Ancona, weil durchaus uns Urbino nicht nehmen lassen wollten. Der ganze Weg bis dahin war wieder flach an der Meeresküste hin und es läßt sich wenig davon sagen, als daß man nicht glaubt in Italien zu seyn, dem unbeschreiblichen, unvergleichlichen und was der Beynamen mehr sind, die man ihm giebt. Von Fossombrone aus aber machten wir denn den Abstecher nach Urbino, unser Vetturino blieb dort, das war vorher ausgemacht, und er war recht wohl damit zufrieden, seine Thiere ausrasten lassen zu können, und wir mietheten uns vier wackere Gäule und trabten nach Urbino zu. Die Gegend ist herrlich und wird gebirgig, und die schönen Berge sind alle dicht mit allen Arten von Bäumen bewachsen, es sind 10 italiänische Meilen dahin, aber der Weg ward uns dennoch fast zu kurz. Urbino selbst ist himmlisch gelegen zwischen Bergen selbst auf einem Berge. Wie ward uns, als wir in das Thor einritten! Wir sahen Rafaels Haus, an dem sich auf einer eingemauerten Tafel die Inschrift befindet: Nunquam moriturus exiguis hisce in aedibus eximius ille Pictor Raphael natus est. Oct id. apr. an. MCDXXCIII. venerare igitur hospes nomen et genium loci, ne mirare:

ludit in humanis divina potentia rebus
et saepe in parvis cludere mogna solet.

In einem Zimmer zeigt man auch noch ein Madonnenbild auf die Mauer gemalt aus seiner frühesten Zeit, wahrscheinlich noch ehe er in Peruginos Schule kam. Der zukünftige Rafael ist unverkennbar darin, wenn man gleich manches Schülerhafte noch darin bemerken will, es ist das einzige, was noch von seiner Hand in Urbino ist. In der Kirche di S. Francesco ist ein großes, schönes Bild von seinem Vater, das ihn keineswegs als mittelmäßigen, sondern als trefflichen Meister zeigte. Es ist sein eigenes Portrait, das seiner Frau und das des Raphael als 6. oder 7.jähriges Bübchen darauf. Wir sahen noch einige alte Bilder in den alten Kirchen von älteren Meistern und ritten dann nach Fossombrone zurück, NB. nachdem wir uns zum ewigen Andenken von der Stadtmauer von Urbino einige Blätter abgerissen hatten. Von Fossombrone kamen wir denn in die Apenninen. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß es mir im Grunde auch dort erging wie bisher, ich fand mich gewaltig betrogen. Die Apenninen haben unläugbar einige schöne Parthien, aber im Grunde hatten wir das doch schon ebensogut und größer in Steyermark gesehen. Die Berge sind von gar keiner Bedeutung. Bey Foligno fängt es an italiänisch zu werden, Spoleto, Terni (wo der berühmte Wasserfall, den wir auch sahen), Narni rc. sind sehr schön gelegen, aber immer noch fehlte mir das Land, wo die Citronen blühn. Warum mußte ich mir aber auch durch so hochgespannte Erwartungen selbst den Genuß rauben? warum mir träumen, Italien bestehe aus nichts, als Orangenbäumen, malerischen Seen und Ruinen aus der Vorzeit?

Am letzten Mittwoch Nachmittags sahen wir denn endlich in einer Entfernung von etwa 15 italiänischen Meilen das langersehnte Rom vor uns liegen; es klopfte uns allen das Herz, erst jetzt fühlten wir, daß wir Glückliche in Italien seyen. Es war ein herrlicher Abend, die Sonne sank glühend hinunter, rechts blieb das mittelländische Meer — nur ein duftiger blauer Streif am Horizont, links die blauen Berge gegen Neapel zu. Wie oft und wie innig und lebhaft dachte ich an Sie, bester Vater! wie wünscht' ich Sie an meine Seite, der Sie das Alterthum so kennen und mit den alten Dichtern so vertraut sind! Der Horaz kam nun fast nicht mehr aus meiner Hand und ich habe in diesen Tagen fast alle Oden durchgelesen mit dem höchsten Genuß. Wir übernachteten in Storta, der letzten Station vor Rom. Morgens fuhren wir im frühesten wieder ab und konnten nicht erwarten, bis wir um 9 Uhr hier eintrafen. Die ganze Reise hat nun alles eingerechnet 38—39 Ducaten gekostet, sonst kommt sie meistens auf 45—50, und dafür haben wir noch obendrein 8 Tage lang in Venedig, 2 Tage in Triest, einen in Bologna uns aufhalten können, haben einen Abstecher nach Urbino gemacht, da man sonst nur überall gerade durchreisen muß, und höchstens in Florenz zwey Tage zur Disposition hat, wenn man nicht jeden Tag extra bezahlen will. Was meine und unser aller Gesundheit anbetrifft, so ist sie in dem besten Zustande, die Hitze ist erst hier ein wenig gestiegen, doch geht's uns wie allen Fremden aus dem Norden in Italien, wir sind frisch und spüren wenig Beschwerden, wo die Italiäner meinen umkommen zu müssen.

Am 23sten. Alles geht erwünscht, geliebtester Vater! Pforr hat mich sogleich mit dem alten Riepenhausen bekannt gemacht, der hat sich um eine Wohnung für uns umgesehen und wir haben sie denn nun bereits gefunden, in der Villa Malta, eine himmlische Wohnung, die herrlichste Aussicht von ganz Rom haben wir aus unsern Fenstern, einen großen Garten dabey mit Orangen und Palmen. Wir bleiben unser vier beysammen und haben davon unendlich viele Vortheile, für 4 Arbeitszimmer und 2 Schlafzimmer NB. unmöblirt zahlen wir monatlich zusammen 5 Scudi, für Möbel sorgt Herr Keller, ein Bildhauer, an den wir durch Vogels Vater empfohlen sind und der sich unser mit vieler Freundschaft annimmt. Mit ihm und einigen der geschicktesten Künstler hier werden wir auch einen Tisch formiren, wo wir dann wohlfeiler draus kommen, als irgend ein Andrer, der in den Wirthshäusern ißt. Was nun die Hitze und die ungesunde Luft anbelangt, von der man in Deutschland so ungeheuer viel Wesens macht, so sehe ich jetzt, wie übertrieben das Alles ist, meistens stammen diese Nachrichten aus Reisebeschreibungen von Leuten, die etwas darin suchen, in allem etwas Ungeheures zu finden, oder sind es mündliche Nachrichten von Italiänern, die aber weit empfindlicher dagegen sind als irgend ein Fremder. Uebrigens liegt unsre Villa in der Höhe, in der gesundesten Luft von Rom, und wir werden ein herrliches Leben da führen. Noch heute Abends oder doch Morgen ziehen wir dahin. Bis jetzt sind wir bey dem bekannten Deutschen, den man nur il Franz hier nennt.

Gestern Mittag war ich bey Madame Brun, wo ich den berühmten Bildhauer Thorwaldsen kennen lernte; ich ward sehr artig aufgenommen, sie erzählte sehr rührende Geschichten von ihren und ihrer Töchter Krankheiten, erkundigte sich nach Ihnen und ob Sie nicht eine neue Edition Ihrer Gedichte veranstaltet hätten, beklagte sich, daß man sie in Lübeck so unfreundlich aufgenommen habe, behandelte aber den Lübecker mit zuvorkommender Freundlichkeit. Nach Tische legte sie sich schlafen oder, wie die Italiäner sagen, hielt Siesta; während der Zeit ging ich mit Thorwaldsen ins Pantheon. Eine Beschreibung von diesen Herrlichkeiten allen werden Sie, geliebtester Vater, mir wohl erlassen. Sie werden deren schon genug gelesen haben und ich bin bis jetzt noch zu zerstreut, um Ihnen in der Kürze eine treffende Schilderung davon machen zu können; ich sah Rafaels Grabschrift, von dem Grabe selbst ist nichts sichtbar. Sein Portrait steht in einer Nische und die Inschrift lautet: Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci, rerum magna parens et moriente mori. Neben ihm stehen, die meines Er-

achtens die Plätze nicht verdienen, zur Rechten A. Caraci, zur Linken R. Mengs. Auch Winkelmann und Angelica Kauffmann stehen unter andern darin. Späterhin fuhren wir mit Mad. Brun erst ins Studium eines Bildhauers Namens Rauch, der manche schöne Sachen und besonders ein recht schönes Portrait des alten Erzbischofs von Tarent in Gyps fertig hatte, dann fuhren wir ins alte Rom, sahen das Colosseum, den Bogen des Constantin und den des Titus, das Campo vaccino oder ehemalige Forum. Doch konnte ich die Sachen wenig genießen, weil wir nur überall vorüberfuhren. Davon schreib ich Ihnen dann später.

Am 26sten. Es ist, als ob der Brief nicht fort sollte, bester Vater! immer ward ich unterbrochen. Da sind nun schon wieder zwey Tage vergangen und Sie warten noch immer vergebens auf Nachrichten, allein wenn Sie bedenken, daß es Rom ist, woher sie Nachrichten erwarten, so werden Sie es sehr erklärlich finden, daß diese ein wenig länger ausbleiben. Wir sind denn nun mittlerweile schon eingezogen in unsere Villa Malta und durch die Güte des Herrn Keller oder vielmehr seiner Frau auch schon mit Möbeln versehen. Wir sind wie die Prinzen [logirt], haben 7 Zimmer (wovon ich allein zwey ganz abgesonderte große Säle zum alleinigen Gebrauch bewohne), eine Aussicht, wie in den Himmel, die herrlichste in ganz Rom, das wir ganz übersehen, nur daß uns ein kleines Casino (Badehäuschen), in dem Goethe vordem gewohnt haben soll (es gehört noch zu unsrer Villa), die Peterskirche und einen Theil des Vaticans verdeckt; und dann einen gar schönen Garten, in dem wir (so verspricht man uns wenigstens) zu jeder Stunde nach Herzenslust spazieren gehen können, ich möchte an unsre Thür schreiben: Introite nam et hic Dii sunt. Meine Zimmer sind zu ebener Erde, das eine, das fast zu einem Studium eingerichtet ist, wird mein Arbeits-, das andre mein Schlafzimmer werden. Aus letzterem geht eine Thür in den Garten, der gar lieblich mit Weinlauben und allerhand Fruchtbäumen geziert ist. Auch unsre Tafel beym Herrn Keller hat schon ihren Anfang genommen seit gestern. Doch sind wir bis jetzt mit ihm und seiner Frau allein. Es ist unbeschreiblich, mit welcher zuvorkommenden Güte wir von diesen Menschen überhäuft werden. Sie sorgen so für alles, daß es uns gleichsam vom Himmel fällt, ohne daß wir einen Schritt darum zu thun brauchen. Weil Madame nur italiänisch spricht, so heißen wir dort nur Signori: Francesco (Pforr), Ludovico (Vogel), Conrado (Hottinger) und meine Wenigkeit: Federico, sie können mit den barbarischen Namen nicht fertig werden, die Italiäner. Mir fehlt nun im Grunde nichts mehr als — Musik und da kann ich nun nicht umhin, bester Vater! die Unkosten muß ich Ihnen noch machen, doch glaube ich, ließe sichs mit einer Guitarre wohl wohlfeiler einrichten und dann mein Bild [1]), worauf ich aber leider wohl noch lange werde warten müssen. Während der Zeit aber werde ich mich mit Zeichnen beschäftigen, etwa mit einem kleinen Werkchen in Contouren zum Radiren, einen Cyclus aus irgend einem bedeutenden Werke.

Nun aber noch ein Hauptpunkt: Der wichtige Gang in den Vatican und die Sistina ist gethan und ich habe den einen so sehr lieben als den andern bewundern und anstaunen gelernt. Nach dem ersten Anblick dieser Werke gleich etwas darüber urtheilen zu wollen, wäre Frevel, und ich müßte nicht so sehr von dem Werthe eines vollendeten Kunstwerkes überzeugt und durchdrungen seyn, wenn ich im Stande wäre, leichtfertig darüber zu plaudern und Vorträge zu machen. Nur den Eindruck, den sie auf mich machten und ich welcher Reihe ich wählen würde nach jetziger Ansicht, will ich Ihnen mittheilen. Der Weg zu den Stanzen, wo eigentlich die großen Rafaelischen Bilder sind, führt durch die bekannten Bogen, eine offene Halle — (Bogengänge, wo Rafael die Bilder in, ich glaube, 50 Bildern gemalt hat, die gar lieblich ringsherum mit Verzierungen, nach seiner eigenen Angabe von Johann von Udine gemalt, umgeben sind, allein die Sonne schien grade hinein (es war 7 Uhr Morgens) und blendete so, daß man sie nicht sehen konnte. Wir eilten also in die Stanzen. Da ist denn die Constantinschlacht das erste, die zwar nicht von ihm gemalt aber doch componirt ist.

Was sein Werk ist, ist herrlich, Giulio Romanos kaltes, fast liebloses Colorit macht es abschreckend und unfreundlich, mich verlangte auch so sehr nach dem Disput, dem Parnaß u. A., daß ich da durch eilte ins andre Zimmer, wo mich der Attila fesselte. So wenig dieses Bild geachtet wird, so ist es gewiß eines der vortrefflichsten, es ist ein Drängen und Treiben darin, die wilden Reiter sprengen so unaufhaltsam heran auf der einen Seite und der Strom des Heeres bricht durch den Hohlweg, und man hört das Jauchzen und das Klingen der Posaunen und überall ist Bewegung und alles drängt herbey — man wird selbst so von einem wunderbaren Drang ergriffen, einem wilden und doch so süßen, heiligen Gefühl und nun kommt auf der andern Seite der Papst, von Cardinälen begleitet, da ist nun alles Ruhe, alles feierlich und heilig, alles so stumm und doch so redend, es ist ein wunderschönes Bild der Attila. Ihm gegenüber ist der Heliodor, auf der dritten Wand die Messe von Bolsena, auf der vierten Petrus, vom Engel aus der Gefangenschaft geführt, lauter treffliche Sachen, besonders die beyden ersten. Von dort kommt man in den dritten Saal zu dem Disput über das Sacrament, der Schule von Athen, dem Parnaß.

Welch ein Himmel thut sich einem da auf, wenn man hineintritt, — der erste Blick fällt auf die Herrlichkeit Gottes und des eingebornen Sohnes voller Gnade und Wahrheit, es ist wohl nicht leicht je etwas erhabeneres in der Malerey erschaffen worden, als diese Glorie im Disput. Man sieht den offenen Himmel und wird entzückt wie Stephanus. Unten die Heiligen Alle, so voll Liebe und Glaubens, kurz es spiegelt sich in jeder Linie Rafaels liebenswürdige, schöne, heilige Seele, man müßte wohl selbst ein Heiliger seyn, um etwas so heiliges malen zu können. Dem gegenüber die Schule der Weisheit, eine ganz andere Welt, aber wie treffend jeder Charakter, welch hohe Würde in den Gestalten — Lehrer und Schüler überall so passend! Ach! der Raum ist zu kurz und die Sprache zu arm, um das auszudrücken, was auf diesen Wänden lebt. Aber noch ein Paar Worte über den Parnaß, über den sich nichts reizenderes und lieblicheres mehr denken läßt; man tadelt daran, daß gothisches Costume mit griechischem vermischt sey, aber grade daran erkenne ich den Rafael als unnachahmlich. Die Musen seines Parnasses, auf dem Homer und Virgil, Pindar und Horaz, Sappho und Petrarch sich vereinigen, dürfen keineswegs die griechischen Musen seyn, nur die Idee des Ganzen nahm er davon her und wie meisterhaft hat er es für seinen Zweck benutzt! So viel für heute von den herrlichen Werken, die letzten, die dem armen Rom noch übrig geblieben sind und die ihm nun vielleicht leider auch bald geraubt werden, seitdem man mit der Kreuzabnehmung von Daniel de Volterra einen gelungenen Versuch gemacht hat Frescogemälde auf Leinwand zu bringen. Odi profanum vulgus. Von der Sixtinischen Capelle schreibe ich Ihnen ein anderes Mal. — — — Schreiben Sie doch recht bald

Ihrem glücklichen Fritz.

[1]) Christi Einzug in Jerusalem.

An die Mutter.

Rom am 9. August 1810.

— — — Von allem bisherigen glaube ich würde Ihnen liebe Mutter wohl nichts so viel Freude machen, als die liebliche Farnesina von Rafael — es ist nemlich ein Sommerhaus des Prinzen Farnese, in dem Rafael die Geschichte der Psyche gemalt hat und in einem andern Saal das berühmte Gemälde die Galathe. Es läßt sich nichts reizenderes denken als diese Götterwelt. Diese Gestalten voll ewiger Jugend und die Versammlungen und Schmäuse der Götter. Und die Genien, die zwischen den dicken, üppigen Blumenguirlanden auf- und abschweben, kurz das leichte Spiel der Fantasie

und die reizenden Bilder! An einer leeren Wand in dem Saal, wo Rafael die Galathe gemalt hat, zeigt man einen ungeheuren, colossalischen Kopf, von Michel Angelo mit Kohle gezeichnet und erzählt dabey, letzterer habe den Rafael einst, als er hier arbeitete, besuchen wollen und da er ihn nicht gefunden, seine Arbeit lange schweigend betrachtet und dann, um ihm zu erkennen zu geben, daß er im Styl noch zu viel kleinliches finde, diesen colossalischen Kopf an die Mauer gezeichnet, in dem Rafael sogleich den Michel Angelo erkannt und den Wink verstanden habe. So etwas ist höchst interessant, man sieht gleichsam diese Männer mit einander umgehen, man glaubt, sie seyen jetzt eben fortgegangen und fühlt sich von ihrem unsterblichen Geiste umfangen, als ob ihre Körper selbst zugegen wären. Und wie würden Sie staunen, liebe Mutter! wenn Sie die Rotunde sehen würden, die einzig durch eine weite schöne leichte Oeffnung oben in der Kuppel, durch die man den blauen heitern Himmel sieht, beleuchtet wird. Und Rafaels Leichnam liegt hier begraben, der allein dieses Gebäude zu einem Heiligthum machen würde, wenn es nicht an sich selbst durch seine erhabene Kunst heilig und in so mancher Rücksicht ehrwürdig sein würde. Hier stand wahrscheinlich schon Paulus und rief in dem Tempel, der allen Göttern geweiht war, auch seinen den Unsichtbaren, den Einzigen wahrhaftigen Gott an, der Himmel und Erde gemacht hat und flehte, daß er die Altäre der Götzen zerstören wolle und eiserte für seinen Herrn Jesus, der durch seinen Tod am Kreuz aller Sünder Sünden versöhnt hatte, derer, die an ihn glaubten und die noch jemals an ihn glauben würden, beyder Juden und Heiden. In der Nähe des Kapitols zeigt man noch den zuverlässigen Kerker, in dem Petrus gefangen saß, und wo er mittelst der göttlichen Kraft des Glaubens Wasser aus dem Boden hervorrief, die Gläubigen zu taufen. Nur zweymal im Jahre wird er geöffnet, ich werde aber suchen auch einmal diesen geheiligten Fleck zu betreten. Die bekannte Treppe bey Giovann-Lateran, von der man sagt, es sey dieselbe, auf der Christus zu dem Pilatus gegangen sey und die man nur auf den Knieen berühren darf, ist wenigstens bestimmt aus Jerusalem und zwar vor noch nicht gar langer Zeit hierhergebracht worden als Geschenk des türkischen Kaisers an den Papst und war schon so lange vorher in Jerusalem verehrt worden, daß die Stufen schon ganz ausgehölt waren vor lauter Knieenden. Ein jeder sey fest in seinem Glauben!!! — — —

An den Vater.

Rom am 18. August 1810.

— — — Ich habe heute einen rechten Festtag, indem ich heute mein Bild (den Einzug) nach langem vergeblichen Harren aus Wien erhalten habe. Was war das für eine Freude, die Kiste zu öffnen und allmälig, allmälig das Bild von der Walze zu rollen, bis es ganz dalag, ganz wie ich es in Wien aus den Händen gelassen hatte und alle die bekannten Gestalten mich wieder freundlich ansprachen! Dazu kam dann noch Ihr lieber Brief, ein nicht minder erfreuliches Geschenk! Doch der gütige Himmel schenkt mir viele Festtage, täglich überhäuft mich der gute Gott mit Freuden aller Art und mir ist fast immer als ob es Sonntag wäre! Ich lebe nun wieder ganz meinen Freunden und meiner herrlichen Kunst, und täglich fühle ich mich mehr von ihrem erhabenen Zweck und meinem schönen Beruf durchdrungen; mit Rom werde ich immer bekannter und vertrauter, und dadurch wächst meine Liebe und Anhänglichkeit immer mehr, denn das ist ein Haupterforderniß bey mir, um mir eine Stadt recht werth zu machen, daß sie mir bekannt sey. Doch Rom war mir niemals unbekannt. Daß Sie mein Gefühl für die Schönheiten, die mich jetzt umgeben, recht zu wecken suchen, danke ich Ihnen, es beweis't nur von Neuem Ihre innige Theilnahme, Ihre väterliche Liebe, die mir jeden Genuß zu erhöhen wünscht und mir jede mögliche Erweiterung meiner

Kenntnisse zu Gute möchte kommen lassen. Insonderheit aber erfreut mich Ihre Aufforderung, auch Sculptur und Architectur nebenbey zu studiren, das ist recht Wasser auf meine Mühle und Balsam auf meinen Scheitel, wahrlich so hatt ichs auch gemeint, den Alten womöglich in Nichts nachzustehen. Ach ich läugne es nicht liebster Vater, daß ich noch immer diese vielleicht zu stolzen Träume nicht aufgeben kann. Und warum sollte denn das abgeschnitten seyn? Waren die Alten mehr als Menschen? Nur sie nicht nachahmen wollen, sondern auf gleicher Bahn mit Ihnen wetteifern! Und heißt es nicht, wer da hat, dem wird gegeben? und bittet, so wird euch gegeben? und so Ihr Glauben hättet, so würdet Ihr Berge versetzen können? O, ich danke Gott, daß er mir diesen zuversichtlichen Glauben gegeben hat und bitte ihn täglich, er wolle mir ihn stärken und mehren. Er wird mich nie stolz auf eigene Kraft machen, denn ich glaube nicht an eigene Kraft, sondern daß nur der Hilfe geben kann, der in den Schwachen mächtig ist. Und spüre ich doch täglich seinen Segen und seine Freundlichkeit an Gaben der Gesundheit, die da Freundlichkeit giebt und an der Fülle der Liebe, die zu allem Guten treibt und eine Quelle ist, aus der ein neues Leben in uns hervorgeht; wie sollt' ich denn nicht von Herzen glauben? Das Bündniß unter uns sechsen wird von Tag zu Tag fester, wir kommen mit unsrer Kunst immer mehr aufs Klare, und die Grundsätze der Religion und allgemeinen Liebe bevestigen sich bey uns und wirken Früchte der herzlichen Eintracht. Alle Sonnabend Abend sind wir bestimmt bey einander und da wird von Nichts als unserm gemeinschaftlichen Zweck gesprochen. Den Beschluß macht dann allemal eine Vorlesung aus der Bibel, denn wir erkennen mehr und mehr, daß der Mensch wichtiger ist als der Künstler, und daß, wenn man als Künstler will auf einen bessern Weg hinführen, man zuvor als Mensch untadelich seyn müsse. O daß der Himmel gäbe, wir könnten diese Grundsätze etwas mehr ausbreiten! es ist traurig zu sehen, wie die meisten Menschen in ihrer Eitelkeit dahin leben und wollen nicht Gott die Ehre geben. Sie gehören der Welt ganz an und nur in müssigen Stunden wenn es ihnen gerade gefällt, machen sie die Miene der Gottesfurcht. Darum gelingt es ihnen auch nicht mit Freunden, denn Sirach spricht: nur der Gott fürchtet, dem wird es mit Freunden gelingen. Niemand kann zween Herrn dienen! —

Was die jetzige Kunst hier anbetrifft, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich im Ganzen nicht viel mehr als in Wien hier finde. Einzelne ausgenommen, als Thorwaldsen z. E. Canova hat gewaltig in meinen Augen verloren — das Grabmal der Christine in Wien hat mich wirklich angesprochen und es ist sicher das beste, was ich von ihm kenne. Seine Arbeiten, die hier im Museum neben den Antiken aufgestellt sind, haben herzlich wenig Grund. Sein Styl ist nicht besser als der Berninische, das heißt er hat eigentlich gar keinen Styl sondern Manier. — Von den Arbeiten der hiesigen Maler (soviel ich ihrer nemlich bis jetzt kenne) kann man größtentheils sagen, was Lessing einmal von einem neu erschienenen Buche sagte: Es ist viel Schönes und Neues darin, nur daß das Schöne nicht neu und das Neue nicht schön ist; und so hat man noch recht gelinde geurtheilt. Ein recht genialistischer Künstler ist hier Namens Koch aus Tyrol, ein Schüler des Ihnen auch bekannten großen Carstens. Er stimmt in seinen Grundsätzen sehr mit uns überein, schätzt die älteren Meister, wie sie es verdienen und erkennt, wie betrübt es um die heutige Kunst steht. Dann habe ich hier einen Bekannten, der schon vor zwey Jahren von Wien aus hierherreiste, wiedergefunden, einen Italiäner Namens Colombo, der zwar leider die Kunst etwas spät hat anfangen können, aber sehr viel ernsten Sinn und unverdorbenes Gefühl hat und, was mich besonders für ihn einnimmt, eine seltne Hochachtung für die Religion und die Bibel hat, ohne welches heutzutage sicher kein wahrer Künstler gedacht werden kann. Mit ihm habe ich schon einige Spaziergänge einzuleiten gewußt, um seine Grundsätze im vertrauten Gespräche näher kennen zu lernen, und auch heute Abend werde ich als am Sonntage mit ihm eine kleine Ausflucht machen. Ich kenne keine größere Freude, als wenn ich Jemand gefunden habe, der ein recht empfängliches Herz hat und suche ihm gerne so

nahe als möglich zu kommen; man lernt selbst so viel dabey und hat oft Gelegenheit, guten Samen auszustreuen. —

Die Riepenhausen machen schöne Sachen und arbeiten augenscheinlich den Alten nach; nur dünkt mich, daß man nicht ganz Unrecht habe, wenn man sagt: ihre Arbeiten seyen eine neue Auflage der alten Werke. Auch ist ihnen nicht gut beyzukommen, sie sind höflich und freundlich gegen Jedermann, aber lassen sich eigentlich mit niemand ein. Sie haben viel Umgang mit dem Dichter Werner, dessen Bekanntschaft ich zu meiner großen Freude auch gemacht habe; er erzählte mir, daß er Sie vor ungefähr 1½ Jahren in der Schweiz habe kennen gelernt und sprach mit vieler Wärme von Ihnen. Seine Schlichtheit und Anspruchslosigkeit dünkt mich verspricht einen wahren Menschen, sowie seine Achtung für Religion einen wahren Christen. — Madame Brun ist schon seit acht Tagen fort; Sie sehen also, daß das Gerücht nicht zu viel gesagt hat. Es ist hier nur ein Urtheil über sie, das heißt, man lacht über sie. Ich fand manches wahr, von dem, was man ihr Schuld gab, manches übertrieben. Stellen aus ihrer Reisebeschreibung über Italien, die man mir anführte, werfen freylich auf ihren Verstand kein sehr günstiges Licht. Ueber Kunst spricht sie mit gewaltig vieler Pretension, und hat doch eine Ansicht, so süß wie ein Zuckerbäcker, — kurz sie ist eine gelehrte Frau. Ich bin durch sie in das Haus der Frau von Humboldt und das der Familie Blankenhagen eingeführt. Im ersten gefällt mir der sogenannte ungenirte Ton nicht zum Besten, die letztere kenne ich noch zu wenig, doch scheint es mir eine liebenswürdige Familie zu sein. — — —

Bey der Gelegenheit möchte ich noch einen Ihrer Grundsätze ein wenig bestreiten, daß nemlich den Griechen und Alt-Römern ausschließlich gegeben sey, ewige Gesetzgeber des Schönen zu seyn! Die Werke der alten italiänischen Maler, als Rafael und Michel Angelo, und ihrer Vorfahren, die doch um Vieles von der griechischen Schönheit abweichen, dünken mich das Gegentheil zu beweisen, sowie so mancher gothische Dom in Deutschland gewiß ebenso viel Lob verdiente, als irgend ein prächtiger Tempel, wenn wir Neuen nicht so undankbar gegen diese Zeiten wären. Bedenkt man vollends, welch ein viel höherer Sinn in den Werken des Mittelalters liegt, so dünkt mich, müßte man diesen eben so weit noch vor jenen den Vorzug geben, als der Bibel vor dem Homer, oder der christlichen Religion vor der griechischen Mythologie. Wir haben noch die letzten Tage dieser Woche wieder Männer kennen gelernt aus den Vorgängern Rafaels, von denen man in Deutschland nur fast nicht einmal die Namen kennt und doch Werke von gleichem Werth mit den Rafaelschen geliefert haben. Im Vatican dicht neben den Stanzen des Rafaels ist eine kleine Capelle in einem kleinen Winkel, von Fiesolano ausgemalt, einem Schüler des Massanio, von diesem Mann, der ein Mönch war, erzählt man, er habe aus Frömmigkeit oft absichtlich Fehler in seine Werke gemacht, um nicht so viel gelobt zu werden, und soll häufig beym Malen geweint haben: Aber wie spricht sich das auch in seinen Werken aus! welche Liebe, welch ein himmlisches Gemüth! und dabey welche Größe der Charactere, trotz aller Wahrheit und Individualität! welche Zeichnung und Correctheit! kurz sie lassen nichts zu wünschen übrig. Rafael selbst hatte nur in seinen früheren Werken einen ebenso reinen Styl. Es ist die Geschichte des Märtyrers Stephanus und die Legende des Laurentius, die er in mehreren Bildern rings in der Capelle durchgeführt hat. Ferner sehen wir in einer Kirche neben dem Capitol ein altes Freseogemälde, noch sehr gut conservirt, von einem Vorgänger Rafaels, Pinturichio genannt, den Tod eines Heiligen darstellend, der von Mönchen und Laien umringt, auf der Bahre daliegt. Ach, was ist das für eine Einfalt, mit der diese Männer gearbeitet haben und dabey sind ihre Werke so vollendet, daß sie nicht von Menschen gemacht sondern erschaffen zu seyn scheinen, keine Behandlung ist sichtbar, man sieht nur die Sache, die sie vorstellen wollten, und denkt garnicht an Malerey. Man kann sich beym Anblick dieser Werke des Gedankens nicht erwehren, was mußten das für Barbaren seyn, die diese Werke barbarisch nannten, denn dafür gelten sie noch unter dem größten Theil der Künstler, weil sie nicht die moderne Ge-

fälligkeit haben und in ächter Gediegenheit und Classicität anspruchslos dastehen. Besonders undankbar sind aber wir Deutschen gegen unsre Vorfahren. In Wien war an der herrlichen Stephanskirche eine Kreuztragung Christi in Stein gehauen aus dem 15. Jahrhundert, die wahrlich jedem Kunstwerk aus jeder Zeit zur Seite stehen konnte. Doch war es so wenig respectirt, daß die Gassenbuben die Köpfe der Hohenpriester zum Ziel im Steinschleudern machten, so daß sehr viele Figuren gänzlich ruinirt und die meisten verstümmelt waren. Wahr ist es, daß diese Männer sich nicht genug aus ihrer Welt hinausdenken konnten, weil sie zu wenig Kenntnisse hatten, aber wenn man lebhaft ergriffen wird und tief eingeführt wird in eine eigenthümliche, consequente Welt und zugleich durch keine Uncorrectheit beleidigt wird sondern überall Wahrheit, sprechenden Character in allen Figuren und einen zwar nicht griechischen aber ganz eigenthümlichen Schönheitssinn findet, vergißt man den einen Umstand nicht gern, daß die Kleidung verfehlt ist? und meistens ist sie doch nicht so verfehlt, wie man Anfangs meinte, weil alles wiederum consequent ist. Doch ich muß aufhören zu plaudern, der Vormittag ist herum. — Nur das muß ich Ihnen noch sagen — denken Sie nur! unsre Villa ist verkauft und der neue Padrone gebraucht sie ganz und Ende September müssen wir unser herrliches Quartier räumen. — — —



Der Bruder.

Roman

von

P. Friedheim.

Zweiter Teil.

8.

„Das Rätsel ist gelöst, lieber Vater," sagte die Baronin von Löwenhof, in den Wagen steigend, in welchem ihr Gemahl und der Bürgermeister an der Waldecke ihrer warteten. „Johanna Werner wohnt wirklich mit ihrem Bruder in Bonn und muß Leonhard in irgend einer Weise begegnet sein."

„Also du hattest recht, wie immer, mein liebes Kind," lächelte der Baron, ihr seine Hand hinhaltend.

Sie drückte dieselbe herzlich. „Diesmal wenigstens hatte ich recht. Du brauchst dir keine Sorge zu machen, daß Leonhard verwirrter wie sonst heimgekommen ist, Vater," wandte sie sich an diesen. „Ich will ihm alles erklären, du sollst sehen, dann wird es besser mit ihm."

„Hast du die Adresse der Fräulein Werner aufgeschrieben?" fragte der Bürgermeister.

Ursula schüttelte verneinend den Kopf. „Dieselbe konnte der Förster nicht angeben; er wußte nur, daß ihr Bruder Student und sie selbst bei irgend einer Dame Gesellschafterin ist."

„Schade, daß ich das nicht eher gewußt habe," versetzte der Bürgermeister. „Die Geschwister haben mich immer besonders angezogen, ich hätte sie so gut einmal aufsuchen können. Wer weiß freilich, ob ich unter den obwaltenden Verhältnissen dazu gekommen wäre." Er lehnte sich in den Wagen zurück und versank in düsteres Schweigen.

„Es wundert mich, daß der Förster die Adresse nicht wußte, Ursula," meinte der Baron. „Wenn ein näheres Verhältnis zwischen ihm und Fräulein Werner bestände, wäre das doch kaum denkbar."

„Das Verhältnis kann sich aufgelöst haben," sagte Ursula. „Uebrigens hatte ich nie Gewißheit darüber; das Ganze war nur eine Annahme von mir."

„Und wie kamst du zu dieser Annahme?"

Ursula errötete, eine dunkle Zeit in ihrem Leben stieg vor ihr empor. Der Nachmittag, da sie vor Jahren Johanna Werners Bild in des Försters Schreibtisch ge-

funden hatte, trat mit all seinen Schrecken deutlich vor ihre Seele, jedoch nur um sie mit Dank und Freude erkennen zu lassen, daß solche Tage auf immer an ihr vorübergezogen waren.

„Es bleibt mein Geheimnis, Adolf," lächelte sie.

„Ein Geheimnis vor mir?" fragte er ebenso.

Sie umschlang ihn mit beiden Armen und legte einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter. „Neugieriger Mann, vielleicht daß du es heute doch noch erfährst."

Er sah ihr liebevoll in das immer noch schöne, jugendliche Antlitz, dann fiel sein Blick auf des Bürgermeisters zusammengesunkene Gestalt. Sanft machte er sich aus Ursulas Armen los. Sie verstand ihn sofort, ihre Hand faßte die ihres Vaters. „Sieh', wie schön der Wald ist, Vater," sagte sie herzlich. „Es wird dir gut thun, ein paar Wochen von all deinen Geschäften bei uns auszuruhen. Du sollst sehen, es kommen auch wieder bessere Zeiten."

Er schüttelte trübe den Kopf. „Für mich nicht, Ursula," antwortete er. „Ich sehe nichts als Finsternis und Schatten."

Sie beugte sich zu ihm hernieder. „Gottes Liebe kann auch die tiefsten Schatten durchleuchten," sagte sie leise, fast schüchtern.

Seine Mienen erhellten sich. „Ihr beide wenigstens seid ein Zeugnis dafür," antwortete er. „Aber nicht allen Menschen ist Gott so gnädig."

„Es gab eine Zeit in meinem Leben, da dachte ich gerade so, Vater, aber Gott ist nahe allen die ihn anrufen," flüsterte Ursula erregt. „Hat er doch selbst gesagt: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen. — Adolf und ich durften die Wahrheit davon erfahren."

Voll tiefer, inniger Liebe sah der Baron zu ihr auf. „Ja, das haben wir beide gelernt, nicht wahr, mein liebes Kind," sagte er mit dem ehrfurchtsvollen Ausdruck, der sich immer an ihm zeigte, wenn von solchen Dingen gesprochen wurde.

Der Wagen bog jetzt um eine Ecke und fuhr in langsamem Trab den Hauptweg entlang, der sich stundenweit ausdehnte. Die ganze Waldespracht lag da im Zauber eines wonnevollen Frühlings. Blau und klar schaute der Himmel durch frisches, saftiges Buchenlaub; kleine Streiflichter tanzten auf dem moosigen Boden, wo weiße Anemonen in reicher Fülle ihre Blüten entfalteten.

„Der arme Förster Hiller wird sehr einsam sein," fing Ursula nach einer langen Pause das Gespräch wieder an. „So ganz allein mit den Dienstboten zu leben kommt mir schrecklich vor."

Der Bürgermeister fuhr in die Höhe. „Wie so?" fragte er kurz.

„Im März hat man seine Mutter begraben, er besitzt keine Geschwister und ist Junggeselle," antwortete sie.

„Ein sehr gebildeter, ausgezeichneter Mann, der Förster," warf der Baron ein. „Ich hatte immer vor, ihn als Verwalter für eines meiner entfernten Güter zu gewinnen, er würde sich gut dazu eignen. — Aber sieh' wie allerliebst! Kennst du die junge Dame dort, Ursula?"

Ihre Augen folgten seiner ausgestreckten Hand. An einem Baumstamm, nicht weit von ihnen, lehnte ein junges Mädchen, in einfachem hellem Sommergewand, einen ungeheuren Strauß frischer Maiglöckchen in der Hand tragend. Sie schien stehend auszuruhen, während ihr Begleiter, ein derber, blondhaariger Bursche es sich bequemer gemacht hatte und samt seinem großen Hunde im Moos zu ihren Füßen saß. Das Ganze bot, von goldnem Abendsonnenglanz umflossen, ein sehr anmutiges Bild dar. Selbst der Bürgermeister schien interessiert, als er aufmerksam auf die Gruppe blickte. Jetzt waren sie ganz dicht in der Nähe derselben angelangt, das hübsche, etwas kecke Gesicht des jungen Mädchens wandte sich ihnen zu, ihre braunen Augen lachten, während sie sich zierlich verneigte. Auch der Bursche sprang auf die Füße und grüßte ehrerbietig.

„Weißt du, wer das junge Mädchen war, Joseph?" rief Ursula dem Kutscher ins Ohr, nachdem sie außer Hörweite gelangt waren.

Der alte Joseph war etwas taub und darum ein angenehmer Begleiter auf dergleichen Spazierfahrten im offenen Wagen. „Die, da, bei dem Försterjungen?" fragte er, sich umwendend. „Das wird einmal die zukünftige Frau Försterin, sagt meine alte Trine. Die alte Frau ist zu schnell fortgestorben, sonst hätten sie die Hochzeit schon gehalten."

„Weißt du auch wie das Fräulein heißt?" schrie ihm Ursula wieder ins Ohr.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, gnädige Frau, das weiß ich nicht, die Trine wird's aber wissen. Unsere Tochter, Lena, hat früher bei der Mutter des Försters als Magd gewohnt, gnädige Frau," fuhr er fort, „und davon hat sie's gewußt, daß ihre Frau mit der Mutter des Fräuleins dort Freundin war. Es war damals noch eine Tochter da, viel älter und viel schöner noch wie diese, die sollte zuerst, es ist schon manches Jahr her, den Förster heiraten, aber es ist nichts davon zustande gebracht. Hat sie nicht gewollt, oder der Förster nicht, das weiß ich nicht und die Lena auch nicht. Die Tochter nun hat sich bald darauf mit einem reichen Herrn verheiratet und ist nach Indien gegangen, und da der Förster doch eine Frau haben muß, ist halt die Kleine an die Reihe gekommen." Joseph schöpfte tief Atem, nach der langen Rede. „Viel zu jung und kindisch ist sie eigentlich für solch einen klugen, gesetzten Mann," brummte er noch in seinen grauen Bart.

Drüben im Wald bildeten indessen die Insassen des Wagens das Gesprächsthema.

„Wer war die schöne Dame, Heinrich, kanntest du sie?" fragte das junge Mädchen, das Fahrzeug mit den Augen verfolgend.

Heinrich, der sich in den letzten Jahren stattlich herausgemacht hatte, setzte eine wichtige Miene auf. „Das war die Baronin von Löwenhof," sagte er, „und der Herr, der ihr gegenüber saß, war ihr Vater, der Herr Bürgermeister Lorenz, bei dem ich früher gewohnt habe," setzte er stolz hinzu.

„Und der andere alte Großpapa?" fragte das Mädchen leichthin.

„Der neben der Baronin?" lachte Heinrich. „Das ist kein Großvater, das ist der Mann von der Frau Baronin."

Das junge Mädchen lachte nicht, sinnend schaute sie den fortfahrenden nach, bis die letzte Spur verschwunden war.

„Die Suse, die auch bei dem Bürgermeister wohnte, sagte immer, er sei viel zu alt für solch eine schöne Dame," fuhr Heinrich, als errate er die Gedanken seiner Begleiterin, langsam fort, „aber sehr, sehr gut muß sie es bei ihm haben."

„Sagte das auch die Suse?" Heinrich besann sich, wer ihm diese wichtige Mitteilung gemacht habe. „Das sagen alle Leute," meinte er endlich.

Das Mädchen beugte das rosige Gesicht in die duftigen Blumen, dann fragte sie plötzlich: „Denkst du auch, daß der Baron zu alt für seine Frau ist, Heinrich?"

Die runden Augen des Burschen wurden ungeheuer groß bei dieser Frage. „Ein junger Mann und eine junge Frau passen schöner zusammen," entgegnete er treuherzig.

Jetzt lachte das Mädchen hell auf. „Dumm genug bist du, das zu denken, Heinrich," sagte sie. „Mir gefällt alt und jung zusammen tausendmal besser, verstanden?"

Heinrich wußte nicht recht, was er aus dieser Erklärung machen sollte. „Wir müssen jetzt bald nach Hause gehen," sagte er, in die untergehende Sonne blickend, die in feuriger Glut durch die Bäume schimmerte. „Es ist Zeit, daß die Kuh in den Stall kommt, und ich habe noch im Wald zu thun."

„Es ist wohl still bei euch, seit die alte Frau tot ist," fragte das Mädchen im Gehen.

Heinrich seufzte. „Für mich macht es nicht viel Unterschied, ob sie da ist oder

nicht," gestand er. „Ich habe meine Arbeit wie sonst. Aber für den Herrn Förster kann's einem leid thun."

„Ist er sehr traurig?" forschte sie.

Heinrich seufzte jetzt schwerer noch als das erste Mal. „Er hat keine Freude mehr, an nichts," antwortete er. „Als ich neulich abends noch spät in sein Zimmer mußte, saß er vor dem Tisch mit den Büchern und hatte den Kopf so tief in die Hand gestützt, daß ich ihn dreimal rufen mußte, ehe er mich hörte."

„Was that er denn, weinte er?"

„Nein, er weinte nicht. Er las in der Bibel; aber er sah mich so fremd an, daß ich dachte, er kenne mich gar nicht mehr." Der treue Bursche blickte niedergeschlagen zu Boden.

„Aber heute morgen, als die Mutter und ich kamen, ging's ihm da besser?" fragte das Mädchen zögernd.

„Das schon; es ist doch immer eine Veränderung. Sie müssen nur oft wiederkommen, und die Maiblumen werden ihn freuen, die Frau Försterin hat sie immer so gern gehabt."

„Die waren aber nicht für ihn bestimmt," antwortete das Mädchen schnell. Plötzlich jedoch schien sie sich eines anderen zu besinnen. „Hier," sagte sie, ihm den ganzen Strauß hinreichend, „nimm sie mit fort und heute abend, wenn ihr allein seid, bring' sie ihm und sag', daß ich sie gepflückt habe für das Grab seiner Mutter. Willst du, Heinrich?"

Dieser nickte bejahend. Einige wenige der kleinen, duftenden Glöckchen nahm sie noch mit sich, zum Schmuck an ihr Kleid, dann schlug sie den Weg zur Hauptpforte ein, während Heinrich mit den Maiblumen im Hintergebäude verschwand.

„Bist du endlich da, Franziska?" rief ihr eine ältliche Dame entgegen, welche strickend auf der Bank vor dem Hause saß. „Lambert und ich haben oft genug nach dir ausgeschaut."

„Ist das wahr, Onkelchen?" fragte Franziska in neckendem Ton den Förster, der neben ihrer Mutter stand.

„Gewiß, kleine Ausreißerin," erwiderte er, ihr die Hand hinreichend. „Das Abendbrot steht längst bereit und wartet nur auf dein Erscheinen."

Sie traten zusammen in das kühle Wohnzimmer, wo Lamberts Mutter sonst den Ehrenplatz eingenommen hatte. Jetzt schaute nur ihr Bild von der Wand hernieder auf den einzigen, heiß geliebten Sohn, dessen Glück die schönste Hoffnung ihres Lebens gewesen war. Daß diese Hoffnung unerfüllt blieb, das allein hatte ihr das Scheiden schwer gemacht.

„Wenn du irgend einen Wunsch hast, Lambert, so teile ihn mir doch mit; du weißt, ich thue so gern etwas für dich," sagte die alte Frau Braunfels, als sie nach einem gemütlichen Plauderstündchen, an dem Franziska mit vieler Lebhaftigkeit teil genommen hatte, sich zur Heimfahrt anschickte. Er drückte ihr herzlich die Hand.

„Sie sind sehr gütig gegen mich."

„Bleibe auch nicht so lange von uns fort und komme zuweilen in die Stadt, wenn's dir einsam hier wird."

Er nickte freundlich. „Gute Nacht Franziska," sagte er, das junge Mädchen in den Wagen hebend.

Sie ließ sich das leichte hellblaue Tuch von ihm um die Schultern legen, dann neigte sie sich noch einmal zu ihm hernieder. „Kennst du die Baronin von Löwenhof?" fragte sie schnell.

„Gewiß, sie war heute nachmittag noch bei mir."

Sie sah überrascht aus. „Heute nachmittag — bei dir?"

„Ja, du warst im Wald, als sie mir einen kurzen Besuch machte."

„Wie schade, ich hätte sie so gern hier angetroffen. Warst du dabei Mütterchen?"

„Ich sah sie fortfahren," berichtete diese, „es war wohl nur ein geschäftlicher Besuch, nicht wahr, Lambert?"

Die Pferde wurden ungeduldig, der Wagen setzte sich in Bewegung.

„Gute Nacht, — gute Nacht, — auf Wiedersehen!" klang es hin und wieder.

Lambert stand noch eine Weile in tiefe Gedanken versunken da, dann kehrte er zurück in sein einsames Haus. Es war so still dort, totenstill. Die Gegenwart des fröhlichen, jungen Mädchens, das er schon als Kind gekannt und gern gehabt, hatte die Räume für einige Stunden belebt. Franziskas Spuren waren noch überall sichtbar. Den Platz, an dem sie gesessen, schmückten grüne Zweige, halbverwelkte Waldblumen lagen am Boden. Lambert hob sie auf; sorgsam versah er sie mit frischem Wasser und stellte sie auf seinen Schreibtisch.

9.

Wenige Tage nachher erhielt Johanna Werner einen Brief von Ursula, worin dieselbe sie einlud, auf einige Zeit ihr Gast in Löwenhof zu sein. Voll freudiger Ueberraschung durchflog das Mädchen die herzlichen Zeilen. Ihr Herz zog sie in die Heimat, o, wie sehr; dort war ihre Seele zu Hause, wie nirgend wo anders. Lambert wiederzusehen, seine langentbehrte Nähe, wenn auch nur auf kurze Zeit zu genießen, seine geliebte Stimme zu hören, dieser Gedanke allein ließ ihr Herz klopfen in jubelnder Freude.

Doch plötzlich veränderten sich ihre Züge. Ihr Loos war immer das gleiche. In alles drängte sich das eine schwere Wort, welches sie so oft schon ausgesprochen hatte. „Entsagen, wie schrecklich das klingt, Johanna, und du sprichst es aus, als koste es dich nichts," hatte Lambert einmal schmerzlich gerufen. Aber wie damals, so war es auch heute noch. Mit festem Sinn schaute sie auf den ihr vorgezeichneten Weg, ohne zu wanken.

„Du solltest die Einladung annehmen, Johanna," sagte Theodor, an dessen Adresse der Brief gekommen war, „es würde dich erfrischen und die Gräfin würde dich gewiß gern ein paar Tage freigeben."

Sie versuchte fröhlich auszusehen. „Wir haben kein Geld zum Reisen, mein lieber Junge," sagte sie. „Solche Freuden kommen alle später, wenn du in Amt und Würden bist."

Wie Unmut flog's über des Jünglings Stirn. „Die Welt wird es nicht kosten nach Herrenberg," antwortete er in gereiztem Ton. „Du scheinst deine Freude daran zu haben, immer alles schlimmer zu machen, wie es wirklich ist."

„Vielleicht bin ich ein wenig umständlich, wie alle alten Tanten," scherzte sie. „Doch ich glaube, in unserem Fall ist es besser so, als leichtsinnig sein."

„Ich sehe keinen Leichtsinn in einem kleinen Vergnügen," versetzte er, „man kann auch zu altjüngferlich sein. Ein Retourbillet zweiter Klasse kostet vielleicht zehn Mark," rechnete er. „Ich sehe nicht ein, warum du dir das nicht einmal erlauben sollst."

„Du vergißt, daß Trinkgelder und sonst noch allerlei Sachen nicht zu vermeiden sind," versetzte sie ruhig. „Dann kann ich augenblicklich sogar das Reisegeld nicht erschwingen."

Theodor sah ärgerlich aus. „Du weißt nicht, wie schwer du mir das Leben machst mit deiner ewigen Rechnerei," brummte er.

Sie blickte ihn traurig an. „Wie gern machte ich es dir ein wenig leichter," sagte sie herzlich; „aber in unseren Verhältnissen ist nun einmal das Rechnen unerläßlich. Komm, sei fröhlich," fuhr sie fort, selbst eine heitere Miene annehmend. „Ich sagte dir ja schon, alles wird besser, wenn du einmal in Amt und Würden bist. Dann machen wir jedes Jahr eine Vergnügungsreise. Bis dahin will ich mich gern gedulden."

Theodor war nicht befriedigt, indes er hatte Grund, das Thema nicht weiter zu erörtern. So schwieg er, während Johanna den Brief in die Tasche steckte und seiner nicht mehr erwähnte. — —

Der Mai ging zu Ende, auch die Hälfte des Juni war vorübergegangen.

„Die Welt ist so warm und so langweilig, wir müssen eine Extravaganz unternehmen," sagte von Tauler eines Tages, als die Freunde in ziemlich später Abendstunde den Rhein entlang schlenderten. „Du bist auch in letzter Zeit stiller wie gewöhnlich, Todder," fuhr er fort, „trotz des famosen Fäßchens, das du uns geschmissen."

Theodor antwortete nicht sogleich; sein Blick ruhte auf den fernen Bergen.

„Alter Junge," murmelte der Schwarze aufs neue, „werde du mir nur nicht trübselig, das könnte ich am wenigsten von dir ertragen. Aber sieh' da, was treibt ein solches Lamm zu nächtlicher Stunde, fern vom Schoße der Mutter, am rauschenden Strome!"

Dieser pathetische Ausruf galt Timotheus Erlen, der gerade in diesem Augenblick die Wege der beiden Freunde kreuzte.

„Junge, Junge, du gehst mir doch nicht auf Liebesabenteuer aus?" rief der Schwarze lustig, ihn am Ohre zupfend.

Timotheus sah wirklich nicht ganz unschuldig aus; die Wangen glühten, seine Mienen zeigten mehr wie gewöhnliche Verlegenheit.

„Du bist nicht auf rechten Wegen, gesteh's nur," wiederholte Tauler. „Du machst irgendwo Parade."

Auf diesen unerwarteten Angriff war Timotheus nicht vorbereitet. „Ich mache einen Spaziergang," sagte er, seine ganze Energie zusammenfassend.

„Und trägst derweil dieses Götterboukett zu deiner Gesellschaft mit dir umher? O, du heilige Einfalt, was man doch erleben kann!"

Tauler hatte sich eines prächtigen Waldlilienstraußes bemächtigt, welchen Timotheus vergebens unter seinem Rockschoß zu verbergen suchte. „Wo ist die Glückliche, die sich solch' zarter Aufmerksamkeit erfreuen darf?"

„Gib mir meine Blumen wieder, Tauler, und laß mich meines Weges gehen," sagte Timotheus jetzt ärgerlich.

Theodor kam dem Freund zu Hilfe. „Gib sie ihm, Schwarzer. Er hat gewiß nur Gutes damit vor. Ich ahne, wer sie bekommt."

„Das geht niemand etwas an," fiel ihm Timotheus mit Heldenmut in die Rede.

„Auch mich nicht, du Eichhorn? Bin ich nicht dein Freund, und," setzte Todder leiser hinzu, „ihr Bruder."

Der Schwarze hatte die letzten Worte dennoch aufgefangen. „Ihr Bruder!" rief er. „Johanna ist die Glückliche, ihr macht der Kleine Fensterparaden und ihr bringt er Blumen!" Tauler umfaßte plötzlich den sanften Timotheus mit beiden Armen und gab ihm einen schallenden Kuß. „Auf unsere Freundschaft, du reine Lilie, du blaues Vergißmeinnicht, du Engelskopf unter der Studentenmütze — ich gestehe, noch nie im Leben sah ich deinesgleichen."

„Laß mich," wehrte Timotheus ihn ab. „Ich brauche deinen Spott nicht, und wer meine Blumen bekommt, darum habt ihr euch beide nicht zu kümmern."

Er hatte dem Schwarzen die Waldlilien entrissen und wollte davon eilen, doch Theodor hielt ihn zurück. Mit kräftiger Hand faßte er den sich sträubenden Jüngling an dem einen Arm, während Tauler sich den anderen aneignete. „So, alter Junge, nun vorwärts. Wir beide wollen dir helfen die Blumen an Ort und Stelle besorgen. Sag' uns nur erst deinen Plan."

Timotheus gab sich gefangen; er war keine unversöhnliche Natur und an Neckereien gewöhnt.

„Deine Schwester sagte neulich, daß sie die Waldlilien sehr liebe, und da ich gerade einen Strauß zu bekommen wußte, dachte ich, ihr denselben in aller Stille auf

die Veranda zu legen," gestand er. „Ihren Namen habe ich auf ein kleines Kouvert geschrieben; so kann der Strauß nicht in unrechte Hände kommen."

„Klug gedacht, Tim," lobte Tauler. „Gewiß hast du dir dreimal dein Abendessen abgespart, um solch' ein köstliches Geschenk zu erschwingen."

Theodor konnte die aufsteigende Röte im Gesicht des jungen Studenten nicht sehen, welche ihm die Wahrheit von Taulers Worten verraten hätte; aber auch ohne das ahnte er dieselbe. Ein Gefühl tiefer Beschämung kam über ihn. Ihm war es nie eingefallen, auch nur das geringste Opfer für Johanna darzubringen, die alles gern und willig für ihn dahingab und bei allem, was sie that, zuerst an ihn dachte.

„Du bist ein guter Junge," sagte er, Timotheus' Arm an sich pressend.

„Das hab' ich ihm heute abend nun schon zum hundertstenmal verkündigt," meinte der Schwarze, „jetzt handelt es sich um etwas anderes. Die Blumen in aller Stille auf die Veranda legen, finde ich ziemlich trocken; was meint ihr zu einem Ständchen?"

„Zu einem Ständchen bei der Gräfin Schwarzenfeld?" riefen seine beiden Begleiter wie aus einem Munde.

„Warum denn nicht? Findet ihr das so über alle Maßen entsetzlich? Ich dachte, eine Mondscheinserenade sei in keinem Fall zu verachten."

„Aber es ist spät und die Gräfin könnte zu Bett gegangen sein," gab Timotheus zu bedenken.

„Um so besser, dann wiegen wir sie mit unseren Liedern in süße Träume. Komm', mach' keine Umstände. Bei Todders schönem Tenor und deinem und meinem Brummbaß kann der Erfolg nicht fehlen."

„Wenn nur meine Schwester keine Ungelegenheiten dadurch bekommt," ließ sich jetzt Theodor vernehmen.

„Dummes Zeug. Ich habe nicht die Ehre, die Gräfin Schwarzenfeld zu kennen, aber sie müßte doch die reine Schwiegermutter sein, wenn sie wegen einer Aufmerksamkeit, die wir deiner Schwester erweisen, derselben auch nur ein saures Gesicht machen wollte. Kommt, flink, was sollen wir wählen? „„Ich wollt', meine Liebe ergösse sich all' in ein einzig Wort"" — oder: „„O, säh' ich auf der Haide dort, im Sturme dich?"" Tauler trällerte vergnügt die Worte vor sich hin.

„„Ach wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann,"" wäre am Ende passender," meinte der schnell besiegte Todder.

„Das geben wir noch in den Kauf, alter Junge. Ist dein Herzenszustand genug ausgedrückt, Füchslein, oder hast du noch etwas anderes in Petto?"

„Wenn Fräulein Werner es nur nicht unangenehm findet?" seufzte Timotheus.

„Ach wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann, hab' dich von Herzen lieb, das glaube mir," sang der Schwarze. „Fallt kräftig ein, Jungens, wenn's so weit ist. Zeigt die Sache eine unangenehme Seite, so nehme ich alles auf mich. Nun vorwärts, zeig' den Weg, Todder."

„Das Mendelssohnsche Duett in: „„Wohin ich geh' und schaue"" würde mir noch besser gefallen," meinte Timotheus jetzt mit leiser, schüchterner Stimme.

Seine beiden Gefährten brachen in ein schallendes Gelächter aus. „Hörst du's, Todder, er hat wirklich Liebeslieder im Kopf!" rief Tauler. „Nun wohlan, die Wahl steht bei ihm. Also damit fangen wir an."

Sie hatten mittlerweile die Villa erreicht und schwangen sich leicht und unbemerkt über das niedrige Gitter. Alles war still. Die Damen schienen zur Ruhe gegangen und die Dienerschaft schlief, wie Theodor wußte, an der anderen Seite des Hauses.

„Hier hinter dieses Gebüsch," kommandierte Tauler, „da stehen wir prachtvoll, gerade vor der Hauptfront. Halt' doch still, Fuchs, du zitterst ja wie Espenlaub. Ist alles Liebe, mein Sohn, und wird sich schon beruhigen, wenn du erst die goldenen Töne in ihr Ohr hinaufsenden darfst."

„Pst, pst," machte Theodor, „jetzt fangen wir an. Eins, zwei drei" zählte er flüsternd und:

Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Hügel hinab die Aue,
Vom Berg aufwärts weit ins Blaue
Grüß' ich dich tausendmal!

klang es hell und frisch durch den stillen Garten.

Timotheus' Stimme bebte erst ein wenig, aber nach und nach ward sie fester. Beim zweiten Vers fühlte er sich schon viel besser und beim dritten gar schwebte er zwischen Weh und Seligkeit:

Dir darf ich keinen reichen,
Du bist so hold, so schön,
Sie müssen ja alle verbleichen.
Die Liebe ohne Gleichen
Bleibt ewig im Herzen steh'n.

sang er aus voller Seele.

„Nicht zu gefühlvoll, Füchslein, halte dich tapfer," warnte Tauler mit gedämpfter Stimme.

Oben hatte sich ein Fenster geöffnet, ein mit einer großen weißen Haube verhüllter Kopf ward sichtbar, ein zweiter, dunkler schien sich dahinter zu verstecken.

„Bravo, meine Herren! Das war eine angenehme Ueberraschung für eine alte Frau, die der Rheumatismus nicht schlafen läßt," rief die Stimme der Gräfin.

Die drei Sänger drückten sich tief in das Gebüsch.

„Die Alte bezieht die Ehre auf sich, und du fällst mit deinen Maiblumen ins Wasser, Tim," flüsterte Theodor kaum hörbar. „Soll ich sie aufklären?"

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann,
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.

stimmte Tauler aufs neue an.

Das helle Lachen der Gräfin tönte dazwischen. „Sehr passend gewählt! Die Herren sind gewiß vor der unrechten Thüre, Johanna," hörte man sie sagen.

„Um Vergebung, nein, wir sind an der rechten," rief Theodor, plötzlich in seinen alten Uebermut verfallend. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Frau Gräfin." Er sprang aus dem Gebüsch und ließ den hellen Mondschein seine Gestalt beleuchten.

„Sie Erzschelm," drohte die Dame, immer noch lachend, „eine alte Frau so zu verspotten!"

Jetzt ward auch Johannas lachendes Antlitz sichtbar.

„Die Sonne geht auf!" flüsterte Tauler, den sanften Timotheus vorwärts drängend. „Zeige dich schnell, du liebender Jüngling, damit keiner ihrer Strahlen an dir verloren gehe." Aber schon war die helle Gestalt am Fenster wieder verschwunden.

„Auf morgen! Ich erwarte die Herren zum Mittagessen, vorgestellt oder nicht, es darf keiner ausbleiben," rief die Gräfin mit lauter Stimme. „Die feuchte Luft paßt nicht zu meinem Rheumatismus. Darum gute Nacht und einstweilen herzlichen Dank!"

Das Fenster schloß sich, wurde aber nach einer Weile noch einmal geöffnet. Diesmal war es Johanna allein, welche daraus hervorschaute. „Gute Nacht, Theodor. Ihr habt schön gesungen, du und deine Freunde; nehmt herzlichen Dank," rief ihre sanfte Stimme.

In demselben Augenblicke flogen die Waldlilien gerade auf das Fensterbrett.

„Ihre Lieblingsblumen, Fräulein Werner; von einem unbekannten Verehrer, dessen Namen Sie nie erforschen sollen."

10.

Ein Nachen glitt durch die schimmernden Wellen. Leicht und leise plätscherten die Ruder, die sich in gleichmäßigem Takt hoben und senkten.

„Es lebe die Gräfin Schwarzenfeld!“ sagte Tauler, der in der Spitze des Kahnes neben Johanna saß, während Theodor mit Timotheus Erlen die Ruder führte. Dieser hatte mit hochroten Wangen seinen Platz so gewählt, daß er seiner „Sonne“ gerade ins Gesicht sah. Johannas Hände ruhten im Schoß; voll trunkenen Entzückens weilten ihre Augen auf dem zaubervollen Gemälde vor ihr. Der Abendfriede teilte sich ihrer Seele mit, Körper und Geist schienen eins zu werden in tiefer fast heiliger Ruhe. Sie hätte dahingleiten mögen, weiter, immer weiter ins Unendliche hinein.

Nicht oft ward Johanna solche Stille zu teil. Die Gräfin Schwarzenfeld konnte sie kaum eine halbe Stunde des Tages entbehren. Heute nur hatte sie selbst ernstlich zugeredet. Die vergangene Nacht war sehr unruhig gewesen; die Gesellschafterin mußte unzähligemal dem Ruf der Gebieterin folgen. Heute morgen erschien sie infolge dessen bleich und übermacht. „Machen Sie mit den jungen Herren eine Wasserfahrt, ich erwarte Sie dann alle zum Abendessen,“ ermunterte die Gräfin, und Johanna wußte, sie durfte einer solchen Freundlichkeit keine ablehnende Antwort entgegensetzen. Tauler hatte seit jenem ersten Mittagsmahl in der Villa Schwarzenfeld das Herz der alten Dame ebenfalls im Sturm erobert und war, im Verein mit Theodor und Timotheus, ein häufiger Besucher derselben geworden.

„Sie sind so still, Fräulein Werner. Die träumerische Abendluft scheint einschläfernd zu wirken,“ sagte er jetzt scherzend.

„Ich finde es fast zu schön zum plaudern,“ war die Antwort. „Mir ist, als geböte diese friedevolle Szene allem äußeren Treiben vollkommene Ruhe.“

„Ganz hübsch, wenn man sich dabei angenehmen Gedanken hingeben kann,“ meinte er.

„Ist das bei Ihnen nicht der Fall?“

„O, ja wohl. Aber sie reichen nicht für eine ganze Stunde; dazu ist meine Natur lebhafter und bedarf beständigen Austausches.“ Sie lächelte. „Sind Sie bange, daß ich Ihnen zu viel vorreden werde?“ fragte er eifrig.

„O, nein, ich beteilige mich gern an einer angenehmen Unterhaltung und bin seltener zum Träumen aufgelegt, wie Sie vielleicht denken.“

„Nun, ich halte Sie für eine ziemliche Philosophin. Theodor hat das mit Ihnen gemeinsam. Besonders in der letzten Zeit kann er sich oft stundenlang in seine Gedanken vertiefen.“

Johannas Blick flog zu ihrem Bruder hinüber. „Es kommt mir nicht vor, als ob er sein Studium übereifrig betreibe,“ meinte sie.

„Das hat er auch gar nicht nötig. Seine glänzenden Fähigkeiten berechtigen ihn, ohne viel Kopfzerbrechen durch die Welt zu gehen.“

„Meinen Sie? — Ich denke, wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert,“ versetzte sie ernst.

„Da hört man die sorgsame Schwester,“ sagte er nicht ohne Spott, „aber Sie brauchen sich wirklich nicht zu ängstigen. Er wird jedenfalls ein schönes Examen machen und später gewiß Bedeutendes leisten. Zuzeiten ist er übrigens in der That übermäßig fleißig, besonders wenn ich nicht da bin, ihn abzuhalten. Als ich vorgestern von Herrenberg zurückkehrte, erschien er mir ganz bleich von allem Stubenhocken.“

„Von Herrenberg?“ wiederholte das Mädchen leise, und lauter fügte sie hinzu: „Sie waren in Herrenberg?“

„Ja wohl, auf einige Tage. Mein Vormund hatte mit mir zu sprechen. Eine hübsche, freundliche Stadt, ich hatte sie mir nicht so angenehm gedacht.“

„Waren Sie zum erstenmal dort?“

„Ja." Der fröhliche Student sah so ernst aus, wie man es ihm nie zugetraut hätte. „Meine Eltern sind noch nicht lange tot," sagte er in traurigem Ton. „Doktor Sprenger ist durch die Heirat mit der einzigen Schwester meiner Mutter mein Onkel und später mein Vormund geworden."

„So ist er verheiratet?" fragte das Mädchen unwillkürlich.

Er blickte sie erstaunt an. „Wer, der Doktor? dachten Sie, er sei noch Junggeselle? Nein, gewiß nicht. Er ist schon seit Jahren ein würdiger Ehemann, wenn auch in etwas anderer Weise, als ich mir das Ideal eines solchen vorstelle. Uebrigens in den meisten Dingen ein merkwürdiger Mann. Ich sah z. B. nie jemand, in dem, bei so viel guten, humanen Bestrebungen, eine so gründliche Abneigung gegen das Christentum vorherrscht wie bei ihm. Selbst mein näherer Umgang mit Theodor schien ihm nicht zu behagen, lediglich weil derselbe Theologie studiert. Auf der andern Seite hat Doktor Sprenger, wie gesagt, sehr viel Liebenswürdiges. Ihres Namens schien er sich indes nicht mehr zu erinnern."

Es mußte etwas in Johannas Gesichtsausdruck liegen, was Tauler erinnerte, daß er nicht gerade eine Artigkeit sagte.

„Ein Arzt macht so unsäglich viele Bekanntschaften und ist bei so manchen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Sterbefällen, daß ein solches Vergessen wohl vorkommen kann," entschuldigte er seinen Vormund.

Sie nickte. „Gewiß!" und um doch etwas zu sagen setzte sie hinzu: „Hat er eine bedeutende Praxis?"

„Ja wohl. Er war vom Morgen bis Abend auf den Beinen, sogar nachts ließ man ihm keine Ruhe. Als ich da war, wurde er zweimal hintereinander zu einer Schwerkranken gerufen."

„Erinnern Sie sich vielleicht der Namen dieser Kranken?" fragte Johanna aus Interesse für die Heimat.

„Des einen, zufällig, der andere ist mir entfallen. Es war eine Witwe Braunfels, die mit ihrer einzigen Tochter nicht weit von meinem Vormund wohnte. Ihr zukünftiger Schwiegersohn, ein schmucker, nicht mehr ganz junger Förster, wenn ich nicht irre, ging täglich an unserm Hause vorüber."

Johanna zuckte zusammen, sie zog ihr Tuch fester um die Schultern, als sei sie plötzlich kalt geworden. „Nannte man Ihnen den Namen des Försters?" forschte sie hastig.

Tauler schien zu sehr mit seinen Erinnerungen beschäftigt, um die Veränderung ihres Wesens zu bemerken. „Den Namen des Försters? Warten Sie, den hab' ich auch gewußt, man hat ihn wenigstens oft genug genannt, Holler, oder Heller, kann das richtig sein?"

„Hiller vielleicht?"

„Das ist möglich. Jedenfalls war der Mann eine interessante Persönlichkeit im Hause meiner Verwandten. Mein Onkel nannte ihn den wunderlichsten Heiligen, den er je zu Gesicht bekommen habe, und meine Tante erzählte mir, daß er bloß aus Gehorsam gegen seine verstorbene Mutter die kleine Braunfels heiraten werde. Doch wie blaß Sie auf einmal geworden sind, Fräulein Werner, es ist Ihnen doch nicht kalt?"

„Die seltsame Beleuchtung läßt selbst Sie bleich erscheinen," antwortete Johanna, sich zu einem Lächeln zwingend. „Könnt ihr nicht ein Lied singen, Theodor?"

„Gewiß! Ihr schient nur so vertieft in irgend ein geistreiches Gespräch, daß wir nicht zu stören wagten, sonst hätten wir's lange gethan."

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin," stimmte er an und die andern fielen kräftig ein.

Johanna lehnte sich tiefer zurück und wandte ihr Gesicht ab. Dahin war die Ruhe und Freude, dahin die süße Stille des Gemütes. Keiner der drei Jünglinge ahnte den Kampf ihres Herzens, ihr bitteres Leid. Es war gut, daß die Dämmerung

mitleidig ihr bleiches, schmerzverzogenes Antlitz bedeckte, daß der Mond, den man erwartet hatte, sich verbarg hinter dunkeln, rasch emporsteigenden Wolken. O, weiter, weiter, nur nicht nach Hause! — Singt nur, singt, — ein Lied nach dem andern, übertönt den lauten Jammer, der keine Stillung kennt.

Wie lange sie so dalag in qualvollen Gedanken, sie wußte es nicht; sie merkte nicht, daß die Ruderer längst den Heimweg angetreten hatten, daß die Wolken sich immer finsterer zusammen ballten; ein plötzlicher, heftiger Stoß schreckte sie in die Höhe.

„Hilfe, Hilfe!“ schrie jemand mit herzzerreißender Stimme.

Johanna blickte dorthin. Es war fast dunkel, gespenstisch schwebten Schatten über dem Wasser.

„Ein Nachen ist umgeschlagen, ein Mädchen in den Rhein gefallen,“ hieß es.

Ohne Besinnen sah sie ihren Bruder und Tauler die Röcke abwerfen und hinunter tauchen in die dunkle Flut, während Timotheus, den Befehlen seiner Freunde folgend, den Nachen lenkte. Eine lange, bange Minute, dann erschien Theodor am Rande des Nachens, eine triefende Gestalt in den Armen emporhaltend.

„Gerettet!“ jubelte er, „ich kam zur rechten Zeit.“

„Gott sei Lob und Dank,“ sagte Johanna aus vollem Herzen.

Die Starrheit ihres Schmerzes löste sich, heiße Thränen strömten aus ihren Augen und fielen auf das Gesicht des leblosen, wie es schien noch sehr jungen Mädchens, dessen leichte Gestalt sie auf ihrem Schoße hielt.

„Gratuliere, alter Freund,“ rief Tauler, ebenfalls wieder in den Nachen steigend. „Das ging schnell, du schwimmst ja wie ein Hecht.“

Ein kleines Segelboot näherte sich, es war dasselbe, das durch den Zusammenstoß mit dem Kahn den Unfall herbeigeführt hatte.

„Verdammte Dunkelheit,“ sagte eine tiefe Stimme, „wir hatten den Nachen weder gehört noch gesehen. Ist das Kind in Sicherheit?“

„Es ist in Sicherheit,“ war Theodors Antwort. „Ist sonst noch jemand zu Schaden gekommen?“

„Außer dem Kinde ist nur ein junger Ruderknecht ins Wasser gefallen. Er sitzt aber jetzt unbeschädigt in unserm Nachen.“

Die Stimme klang nur noch aus der Entfernung. Ein Windstoß hatte die Kähne auseinander getrieben. Ein heftiges Unwetter brach los; der Regen goß in rauschenden Strömen auf die ohne Bedeckung Dahinfahrenden.

„Wir sind fast am Ziel und können für den Augenblick nichts Besseres thun, als das Kind mit nach Hause nehmen, da wir der Villa Schwarzenfeld hier am nächsten sind,“ meinte Theodor, der mit kräftigen Ruderschlägen Timotheus Bemühungen, rasch vorwärts zu kommen, unterstützte. „Die Gräfin ist menschenfreundlich genug, uns ihre Thür nicht zu verschließen.“

„Leg' hier an,“ rief Tauler. „Von dieser Seite könnt ihr die Villa am schnellsten erreichen, und während du dein gerettetes Schäflein unter Dach bringst, sehe ich mich mit Timotheus nach dessen Angehörigen um.“

Jetzt hielt der Kahn, das Kind befand sich aufs neue in Theodors Armen und ward von ihm in die Villa getragen.

„Mach' keinen Lärm,“ sagte Johanna zu dem Bedienten, der auf ihr leises Klingeln an der Hausthüre erschien. „Erschrecke die Gräfin nicht.“

Sie hatte vollständig ihre ruhige, sichere Fassung und Besonnenheit zurück erlangt und ging, Theodor voran, in ihr Schlafzimmer, mit liebevoller Sorgfalt das fremde Kind auf dem eigenen Lager bettend.

11.

„Welch ein reizendes Kind.“

Die Gräfin mußte immer wieder an der Thür zurückkehren, um es noch einmal anzuschauen. Wie eine Lilie, so weiß und unschuldig lag es da. Goldene Locken umgaben das zarte Gesichtchen; die langen Wimpern blieben gesenkt. Ein einziges Mal hoben sie sich und ein Paar dunkelblaue Augen schauten verwundert umher, um sich gleich darauf wieder zu schließen.

„Für wie alt halten Sie die Kleine, Johanna?“

„Fünfzehn oder sechzehn Jahre wird sie sein, denke ich.“

Die Gräfin setzte sich in einen Sessel. „Ich kann nicht fort gehen, Johanna,“ sagte sie, sich die Augen trocknend, „es ist alles so wunderbar. Welch süßes Leben wäre verloren gegangen ohne den prächtigen Jungen. Ist er nach Hause, sich umzukleiden und haben Sie nicht vergessen, ihm eine Flasche Pain-Expeller zum Einreiben mitzugeben? Einen bessern Schutz gegen Rheumatismus kenne ich nicht.“

„Es ist alles besorgt, Frau Gräfin.“

„Nun kommen Sie her, Kind, und geben Sie mir einen herzlichen Kuß,“ fuhr diese fort. „Ich gönne es Ihnen so von Herzen, daß Sie die Freude an dem Jungen erleben, er sowohl, wie ich alte, verkehrte Frau machen Ihnen das Leben sauer genug.“

Johanna kniete neben dem Stuhl der alten Dame nieder und weinte, während die Gräfin sie mit fast mütterlicher Zärtlichkeit umschlungen hielt. „Sie scheinen furchtbar erschüttert, Kind. Haben Sie den heißen Thee getrunken, und auch ein wenig gegessen? — Wir wollen hoffen, daß die Angehörigen der Kleinen bald hier sein werden, dann können auch Sie ausruhen,“ ermunterte die alte Dame.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Es wird schon vorübergehen, machen Sie sich keine Sorge. Das Kind scheint nicht gelitten zu haben,“ fuhr sie schnell fort, „ich glaube, wir hätten den Arzt kaum nötig gehabt. Eine leichte Erkältung bei dem kalten Bad, das wird alles sein.“

„Die wird sicherlich nicht ausbleiben bei solch einem zarten Wesen,“ stimmte die Gräfin ein. „Ich bin neugierig, wohin es gehört, jedenfalls in eine der ersten Familien. Hat Anna das feine Kleid und die Wäsche vorsichtig aufgehängt?“ fragte sie.

Johanna erhob sich. „Es ist alles besorgt, Frau Gräfin,“ sagte sie, wieder an das Lager des Kindes tretend, während die Gräfin das Zimmer verließ.

Johanna war allein mit ihren Gedanken. Sie hätte gern heute der Gräfin ihr Herz ausgeschüttet, aber was hätte sie sagen können von dem, was in ihr vorging. Nichts wie das eine: „Ich fühle mich so müde, zum Sterben müde.“ Thörichtes Menschenherz, das zu entsagen meint und dennoch in stiller, heimlicher Hoffnung verbunden bleibt mit dem Gegenstand seiner Liebe. Jetzt wußte Johanna, welche Hoffnung mit ihr gegangen war durch die langen, öden Jahre im fremden Lande, welche Hoffnung sie belebt und gestärkt hatte, hier und alle Tage, so lange sie denken konnte. Wohl hatte sie sich damals eingeredet, daß Lambert sie nicht wahrhaft liebe, daß er sie schnell vergessen werde; jetzt wußte sie aber, wie fest sie dennoch auf seine Treue gebaut hatte. Versunken, — vorüber, so tönte es in ihrer Seele. —

„Mama,“ sagte das fremde Kind an ihrer Seite leise, „liebe Mama, vergib mir.“

Johanna neigte sich über das süße Gesichtchen. „Mama wird bald kommen, dann ist alles gut,“ beruhigte sie.

Verwundert, fast erschrocken sahen die blauen Augen zu ihr auf, die kleine blasse Hand streichelte sanft ihr Gesicht. Eine Frage schwebte auf den Lippen der jungen Fremden, doch sie sprach dieselbe nicht aus. „Mama wird sehr böse sein, daß ich mich ohne Erlaubnis von Schiffer Clausen rudern ließ,“ flüsterte sie. „Aber sie hatte sich den ganzen Nachmittag in ihrem Zimmer eingeschlossen und es war so einsam, nachdem Lulu abgereist war.“

Große Thränen rollten ihr über die Wangen. Johanna wischte sie hinweg, dann küßte sie die bleiche Stirn. Unbeschreibliche Zärtlichkeit für das fremde Kind flutete in ihr Herz. „Du mußt jetzt an nichts Trauriges denken," sagte sie liebevoll. „Wir haben Grund, recht froh und dankbar zu sein."

„Ich hätte ertrinken können, nicht wahr?" fragte die Kleine.

„Ja, mein Kind. Aber Gottes Auge wachte über dir; du solltest den Deinigen erhalten bleiben."

„Haben Sie mich aus dem Wasser gezogen?"

„Ich nicht, mein Bruder."

Es ward wieder still im Zimmer. Johanna hielt die Hände der kleinen Unbekannten in den ihrigen.

„Wäre ich jetzt schon im Himmel, wenn Ihr Bruder mich nicht gerettet hätte?" fragte diese plötzlich.

Johanna fuhr aus ihrem Sinnen empor. „Wenn du Jesum lieb hast, ja," antwortete sie.

„Ich glaube wohl, daß ich ihn lieb habe," ließ sich das Kind wieder vernehmen. „Die alte Dame in Badenweiler erzählte mir von ihm, seitdem denke ich immer an ihn, wenn — — — wenn ich sehr traurig bin," setzte es zögernd hinzu.

Mit inniger Teilnahme schaute Johanna auf die liebliche Sprecherin; war es denn möglich, daß auch sie, deren Wesen zur Freude geschaffen schien, mit Bewußtsein von der Trauer des Lebens reden konnte. Sie dachte darüber nach, als sich die Kleine heftig in die Höhe richtete.

„Nein, nein, ich wäre nicht in den Himmel gekommen," rief sie weinend. „Ich that, was Mama verboten hatte, o wie schrecklich, — wie schrecklich."

Ein Schauder schüttelte den zarten Körper des jungen Mädchens, Johanna hatte Mühe sie zu beruhigen. „Mama wird dir gewiß vergeben," tröstete sie.

„Ja, vielleicht. Aber ich wäre so gern in den Himmel gegangen," schluchzte die Kleine. „Es ist so schrecklich mit Mama allein zu sein, da sie so finster aussieht und mich von sich stößt, wenn ich ihr einen Kuß geben will." Sie hatte die Arme um Johannas Hals gelegt, sich fest an dieselbe schmiegend. „Sie sind so lieb und gut gegen mich," sagte sie gepreßt. „Ich meine, ich könnte Ihnen alles erzählen; mir ist, als habe ich Sie irgendwo schon einmal gesehen, als hätten Sie mich schon einmal angeblickt, gerade so wie jetzt. Ja, gewiß, ich weiß es ganz genau, o, bitte, bitte, sagen Sie mir, wer Sie sind."

Ehe Johanna antworten konnte erschien eine Dienerin, ihre Stelle einzunehmen und ihr zu melden, daß jemand von den Angehörigen der jungen Dame angekommen sei.

„Bitten Sie Mama, daß sie mir nicht böse ist," flüsterte die Kleine mit zitternden Lippen.

Im Empfangszimmer der Gräfin stand eine hohe, in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt. Nicht wie die glückliche Mutter, die ihr gerettetes Kind in Empfang nehmen darf, sah sie aus; in ihren Augen brannte ein so düsteres Feuer, daß Johanna einen Augenblick vor ihr zurückbebte. Im nächsten hatte sie die Dame erkannt, sie sah sich der Bürgermeisterin Lorenz gegenüber.

„Habe ich die Ehre, die Gräfin Schwarzenfeld vor mir zu sehen?" fragte diese mit einer tiefen, förmlichen Verbeugung.

„Ich bin die Gesellschafterin derselben und freue mich herzlich, Ihnen sagen zu dürfen, daß Sie jeder Sorge in betreff Ihrer Tochter enthoben sind," antwortete Johanna warm.

Beim Klang ihrer Stimme blickte die Bürgermeisterin forschend zu ihr herüber. „Der junge Mann teilte mir schon mit, daß sie lebe," sagte sie. „Wollen Sie mich gefälligst zu ihr führen."

Sie warf nachlässig den Mantel von den Schultern.

Johannas Herz klopfte fast hörbar, als sie der Dame voranging. „Süße, kleine Ellen," hieß es in ihrem Innern. Jetzt wußte sie, warum sie das gerettete Kind vom ersten Augenblick an mit so besonderer Liebe und Teilnahme an ihr Herz genommen hatte.

„Mama, Mama, vergib mir," das waren wieder Ellens erste Worte, als sie der Mutter ansichtig ward.

Etwas von der Strenge in den Zügen der Bürgermeisterin schwand, als ihr Kind ihr die zitternden Hände entgegenstreckte. Sie nahm dasselbe in ihre Arme und küßte es wiederholt. „Es war sehr ungehorsam von dir, Ellen, aber ich will dir vergeben," sagte sie.

Das war mehr wie Ellen erwartet. „O, wie gut, wie lieb du bist Mama," schluchzte sie, den Kopf an die Schulter der Mutter lehnend.

„Laß jetzt das Weinen," gebot die Bürgermeisterin nach einer Weile. „Fühlst du dich fähig, mit nach Hause zu fahren?"

Die Kleine sah bittend und unruhig auf Johanna, welche sich bei der ersten Begrüßung in den Hintergrund zurückgezogen hatte.

„Wäre es nicht besser, Sie ließen uns Ihre Tochter wenigstens bis morgen. Die Gräfin von Schwarzenfeld läßt Sie freundlich darum ersuchen," sagte sie, näher tretend.

Wieder glitt ein forschender Blick aus den grauen Augen der Bürgermeisterin über die Gestalt der Gesellschafterin.

„Wir wollen Ihnen die Kleine wohl versorgen, Frau Bürgermeisterin," setzte diese unabsichtlich hinzu.

Das eine Wort brachte eine große Veränderung im Gesicht der Dame hervor. Wie ein Eishauch zog es darüber hin. „Mein Name ist Frau Lorenz, nichts weiter," sagte sie, und mit schneidender Kälte fuhr sie fort: „Woher kommt mir die Ehre, von der jungen Dame also tituliert zu werden?"

„Weil ich Sie bisher nur unter dem Namen gekannt habe," versetzte Johanna ruhig.

„Sie kennen mich also, und woher, wenn ich fragen darf?"

„Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?" fragte das Mädchen.

„Sie kommen mir allerdings bekannt vor, aber wo und unter welchen Verhältnissen ich Sie gesehen, ist mir ganz unklar."

„Mein Name ist Johanna Werner, ich wohnte vor Jahren in Herrenberg und kam oft in Ihr Haus," sagte Johanna.

Ellen hatte mit großen, weit offenen Augen dem Gespräch zugehört, jetzt klatschte sie freudig in die Hände. „Johanna Werner sind Sie, die mir all' die schönen Puppenkleider genäht hat," jubelte sie. „Sehen Sie, ich wußte es ja, daß ich Sie kannte und Sie schon einmal gesehen hatte."

Der Bürgermeisterin Mienen verfinsterten sich. „Rege dich nicht so auf, Ellen," wies sie ihr Kind zurecht.

„Nein, nein, Mama, ich will ganz ruhig sein, nur eins möcht' ich noch wissen. Ist Theodor wirklich ein Pastor geworden und hat er Latein und Griechisch gelernt?"

„Er hat dich gerettet, kleine Ellen," sagte Johanna freudig. Sie teilte zu sehr das Entzücken des Kindes, um zu bemerken, daß dessen Mutter nicht im geringsten in dasselbe einstimmte.

„Sie haben sich herausgemacht, Johanna Werner," sagte die Bürgermeisterin jetzt in rauhem, ironischen Ton. „Aus einer simpeln Näherin sind Sie beinahe eine Dame geworden."

Alle Farbe wich aus Johannas Wangen bei den unzarten Worten, auch Ellen erwachte erschrocken aus ihrem Glückstraum.

„Ich bin nicht gesonnen, Bekanntschaften zu erneuern, welche mir nicht zusagen," sprach die Bürgermeisterin in demselben Ton weiter. „Ihrem Bruder bin ich allerdings viel Dank schuldig, derselbe soll ihm sobald wie möglich zu teil werden. Haben Sie jetzt

die Güte, mich bei Ihrer Gebieterin anzumelden." Sie hatte sich erhoben und stand hochaufgerichtet da.

„Mama," bat Ellens furchtsames Stimmchen, „Mama, er hat mir das Leben gerettet. Ohne ihn und Johanna wäre ich ertrunken."

Sie saß aufrecht im Bett, das bleiche vergeistigte Gesichtchen zu der Mutter erhoben. Die guten Engel klopften noch einmal an das Herz der harten Frau, laut und lauter, wie fast nie in ihrem Leben. Ein kurzer Kampf entstand, langsam neigte sich die Wage, — Stolz und Kälte gewannen die Herrschaft.

„Die Gräfin ist bereit, Sie zu empfangen," sagte Johanna zurückkehrend.

„So begleiten Sie mich zu ihr. Du kannst einen Augenblick allein bleiben Ellen," sagte sie und auf dem Korridor fügte sie zu Johanna gewendet hinzu: „Ich will nicht, daß mein Kind von den früheren Verhältnissen unterhalten wird; leider hat es schon genug davon behalten, um mir das Leben schwer zu machen."

Die Thür schloß sich, die arme, kleine Ellen in heißem Weinen zurücklassend.

„Sie wollen uns das süße Kind also wirklich wieder fortnehmen?" fragte die Gräfin, nachdem die Bürgermeisterin in gewählten Worten ihren Dank ausgedrückt hatte. „Ich hätte die Kleine sogern wenigstens bis morgen früh behalten."

„Sie sind außerordentlich gütig, aber für erregbare Kinder ist es besser, wenn sie unter solchen Verhältnissen gleich in die richtige Pflege und Behandlung kommen," antwortete Ellens Mutter. „Meine Kammerfrau folgt mir mit den nötigen Kleidern auf dem Fuße und der Wagen wartet bereits vor der Thüre.

„Das thut mir herzlich leid," versetzte die Gräfin, etwas beleidigt durch das frostige Wesen der Dame. „Mein Gesellschaftsfräulein ist eine ausgezeichnete Pflegerin, und ihr Bruder hätte sich gewiß gefreut, das gerettete Kind morgen hier zu finden."

„Ich werde dem jungen Manne eine angemessene Belohnung in seine Wohnung schicken," fiel ihr die Bürgermeisterin schnell ins Wort. „Daß der Student Werner meiner Tochter einen Besuch macht, läßt sich nicht mit meinen Grundsätzen vereinigen."

Die Augen der Gräfin drückten ungeheures Erstaunen aus; bei den letzten Worten schossen sie Blitze auf die Bürgermeisterin. „Eine Belohnung in seine Wohnung schicken!" rief sie erbost. „Da kommen Sie schlecht an bei dem prächtigen Jungen. Ein inniges Dankeswort, das wäre die richtige Belohnung für solch eine edle That."

„Bah, Sie kennen die Welt schlecht, meine Gnädige. Leute aus niederen Ständen lassen sich am liebsten mit klingender Münze bezahlen," versetzte die Bürgermeisterin.

„Aus niederen Ständen!" rief die Gräfin, vollständig ihre Selbstbeherrschung verlierend. „Was reden Sie für Unsinn? Erstens ist das eine ganz und gar unrichtige Ansicht, welche Sie da aussprechen, und zweitens ist Theodor Werner gar nicht von niedrigem Stande. Er ist ein ausgezeichneter Student, der unserer Universität Ehre macht, und seine Schwester ist die zartfühlendste, feingebildetste Dame, welche ich kenne."

Die grauen Augen der Bürgermeisterin blickten spöttisch in das erregte Antlitz ihres Gegenüber. „In der Zeit meiner Bekanntschaft mit ihr kam sie mit dem Körbchen am Arm in mein Haus, mir und meiner Kleinen die Garderobe anzupassen."

„Um so besser. Halten Sie das für so entwürdigend? Ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, daß die Mutter der beiden Werner einer sehr reichen, gebildeten Familie entstammt, und daß nur Unglücksfälle und andere schwierige Verhältnisse sie gezwungen haben, in schlichter Weise ihr Brot zu verdienen. Daß sich das junge Mädchen, weil ihr keine andere Wahl blieb, nicht schämte, zur Nähnadel zu greifen, stellt dasselbe in meinen Augen noch besonders hoch. Doch wenn Sie mir auch mitteilten, daß Johanna Werner die Straße gekehrt oder am Waschfaß gestanden hätte, und ich schaute sie danach an, wie sie jetzt ist, so würde ich sie noch immer eine Dame nennen, eine Dame, die sich den edelsten unseres Standes zur Seite stellen könnte."

Die Gräfin mußte Atem schöpfen, sie war noch nicht fertig.

„Mein Stammbaum zeigt eine lange Reihe von Ahnen, vielleicht beinahe so viel wie der Ihrige,“ fuhr sie heftig fort, „aber meinen Sie denn, ich besänne mich einen Augenblick, Johanna Werner als meinesgleichen zu betrachten? Ganz gewiß nicht! Daß sie als Gesellschafterin mein Brot ißt, ist weder eine Schande für sie, noch ein Verdienst für mich. Johanna Werner ist eine Person, die ich in besonderer Weise hochstelle, nicht weil sie über Rang und Reichtum verfügen kann, sondern weil sie ein feines, geistig angelegtes Mädchen ist, das Takt besitzt, wirklichen, angeborenen Takt, sage ich Ihnen, der Leuten unseres Standes oft gänzlich, ich sage gänzlich abgeht.“

Bei den letzten Worten machte sie einen kleinen, aber verständlichen Knix.

„Bei solcher Meinungsverschiedenheit ist es wohl besser, wenn ich mich empfehle,“ sagte die Bürgermeisterin, welche mit kühlem Lächeln die Rede der Dame über sich hatte ergehen lassen. „Darf ich Ihnen nochmals meinen Dank aussprechen?“

Ihre Fingerspitzen berührten die der Gräfin, welche den kaum angedeuteten Druck nicht erwiderten.

In Decken und Shawls gehüllt kam auch Ellen einen Augenblick herein, um Abschied zu nehmen.

„Armes, kleines Lamm, Gott segne dich,“ sagte die alte Dame, liebevoll die goldenen Locken des jungen Mädchens streichelnd, „wir wollen dich nicht vergessen.“

Einen innigen Kuß drückte Johanna auf das liebe Gesichtchen; Ellens Arme umklammerten sie, als wollten sie nie wieder loslassen. Dann trennten sie sich und der Wagen rollte von dannen.

„Oeffnen Sie das Fenster, Johanna, und bringen Sie mir den Pain-Expeller,“ befahl die Gräfin. „Die Frau braucht mir nie wieder zu kommen, mir ist förmlich unwohl danach geworden.“

(Fortsetzung folgt.)



Ein deutsch-französischer Tonmeister.

Von

Ludwig Meinardus.

Macaulay, der ausgezeichnete englische Geschichtsschreiber und Kritiker, fertigte eine dickleibige Beschreibung des Lebens und der Wirksamkeit Lord Cecile Burneys, des ersten Ratgebers der Königin Elisabeth von England, in etwa folgender Weise ab: „Ich habe das dicke Werk gewogen, es wiegt 5 Pfund und ist sehr eng gedruckt. Eine aufmerksame Durchsicht der zahlreichen Druckbogen würde mich mehrere Wochen meines Lebens in Anspruch nehmen. So viel Muße aber steht mir nicht zur Verfügung, um alle Redewendungen eines Lobredners des Lord Cecile kennen zu lernen. Deshalb muß ich die Mühe anderen überlassen, die mehr Zeit und Neigung auf eine derartige Arbeit zu verwenden haben, als mir für einen solchen Zweck zu Gebote steht."

An diese lakonische Form einer kritischen Buchbesprechung wurde Referent lebhaft erinnert, als ihm im Herbst 1886 durch die Post eine ansehnliche gediegene Holzkiste zuging, die mit Brecheisen und Hammer geöffnet werden mußte und ein Werk enthielt, das der Oeffentlichkeit empfohlen werden wollte. Dieses Buch umfaßt drei Bände in Lexikonformat und wiegt netto 7¼ Pfund. Sein Inhalt ist eine Lebensbeschreibung*), deren Held unserer deutschen Leserwelt dermalen schwerlich auch nur dem Namen nach bekannt sein mochte. Wer, wie ich, Kraft und Zeit primo loco anderen näherliegenden Zwecken schuldig ist, wird es mir nachfühlen können, daß die große Aufgabe, ein solch starkes biographisches Werk durchlesen zu sollen, anfänglich etwas Widerstrebendes für mich hatte. Aber schon ein flüchtiger Einblick in das Buch wirkte beruhigend. Das tüchtige Papier, der große spationierte Druck in Antiqua-Schrift, die reiche, künstlerisch ausgeführte Verzierung mit Kopfleisten und Initialen, die Porträt-Radierungen und Abbildungen in sauberem Lichtdruck, zahlreiche faksimilierte Autographen berühmter Männer: das alles unterstützte die nahegelegte Voraussetzung, ein so ausführlich gehaltenes, mit verschwenderischer Pracht ausgestattetes Lebensgemälde könne weder vom Verfasser noch von einer der hervorragendsten und solidesten Verlagsfirmen der Welt der Veröffentlichung gewürdigt worden sein, wenn der Gegenstand der Darstellung nicht vollauf verdiene, den allgemeinsten Anteil auf sich zu ziehen.

Dergleichen Erwägungen überwanden alsbald meinen Kleinmut. Doch wurde ich

---

*) Johann Georg Kastner. Ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher. Sein Werden und Wirken von Hermann Ludwig. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 1886.

in den Fortschritten meiner Lesearbeit so häufig und andauernd gehemmt und unterbrochen, daß der Bericht über den Inhalt des starken Werkes sich wesentlich verspätet hat. Indessen gibt es Bücher, die nicht veralten. Und zu diesen Büchern gehört jede denkwürdige Lebensbeschreibung verdienter und einflußreicher Männer und Persönlichkeiten, deren Grab die Geschichte mit dem Lorbeer gesegneten Andenkens schmückte.

Mit solchem Kranz geziert, welcher durch gleichwertige Verdienste um die schöne Kunst der Töne auf den Gebieten vollendeter Meisterschaft, wie segensreicher Lehrgaben und scharfsinniger Forschung wohlerworben wurde, entwickelt sich vor den Augen des Lesers in dieser ausführlichen Monographie das charaktervolle Bild Johann Georg Kastners. Und wer das ganze künstlerische und menschliche Charaktergemälde dieses fesselnden, rührigen und mit Recht ins hellste Licht der Bewunderung und Liebe gestellten Künstlers und Menschen zu überblicken und zu verstehen vermag, wird es nur gerechtfertigt finden, daß sein Biograph ihm einen ausgezeichneten Platz im Ehrentempel derjenigen Kapazitäten überweiset, welche das Kulturleben unseres Zeitalters zu idealen Zielen des Strebens zu erheben suchen.

Jedoch beschränkt der sachliche Wert des Buches sich keineswegs auf die Darstellung des Lebenslaufes einer anziehenden und in ihrer Wirkungssphäre bedeutenden Persönlichkeit. Das Interesse wird vielmehr wesentlich verallgemeinert und erhöht nicht allein durch den weltgeschichtlichen Zeitraum und Rahmen, innerhalb dessen Kastners bewegter Lebensgang verlief (1810—1867), sondern fast noch mehr durch die ganz eigenartige harmonische Durchdringung deutschen Wesens, Denkens und Fühlens mit dem politischen Pflichtbewußtsein des französischen Bürgers, wodurch sich in Kastners Individualität eine Doppelnatur herausbildete, die zwar auf einen deutschen Leser hie und da peinlich wirken mag, übrigens als eine seltene „Spezialität“ das psychologische Miterleben in ungewöhnlichem Grade zu erregen geeignet ist. Hermann Ludwig — wie der Herausgeber dieses Werkes sich schreibt*) — bezeichnet jene Doppelnatur Kastners als Teilung seines Charakters in eine „nationalité morale“ und „nationalité politique“. Er leitet diese Verquickung nationalen, zur Einheit ausgeglichenen Zwiespalts her aus der Volksart der Bewohner des Elsaß, wie solche sich allmählich entwickelt habe, seitdem das vom gealterten deutschen Reich sich selbst überlassene schöne Land der Vogesen von Louis XIV. dauernd als französische Provinz in Besitz genommen worden sei. Der Wunsch, Kastners halb französische, halb deutsche Eigenart aus Ursachen einer geschichtlichen Notwendigkeit zu erklären, führt den sehr unterrichteten Darsteller seines Lebenslaufes naturgemäß zu dem schätzbaren Unternehmen, die Geschichte des Elsaß, namentlich mit Bezug auf die Entwickelung seines Kultur- und Kunstlebens von den frühesten Ueberlieferungen bis zu den sechziger Jahren herab zum Gegenstande einer ausführlichen Einleitung (S. 1—55) zu machen. Nachdem der ehemalige Schlüssel und das Bollwerk deutschen Reiches und Volkstums, das schöne Elsaß, dem deutschen Mutterlande wieder angeschlossen worden ist, hat der Anteil seiner linksrheinischen Landes- und Stammesgenossen am neuen Reichslande sich neu belebt. Und aus diesem Grunde empfiehlt sich Hermann Ludwigs, auf gewissenhafter Erforschung und Sichtung der Quellen und Ueberlieferungen beruhende, geschichtliche Einleitung schon allgemeinster Aufmerksamkeit gebildeter Leser; noch mehr ist das der Fall, weil jener historische Abriß nicht nur neue Gesichtspunkte der Beurteilung elsässischer Volksart und wohl vielen auch neue Thatsachen darbietet, sondern auch einen beachtenswerten Beitrag liefert zum Verständnis der Besonderheiten unserer wiedergewonnenen Landsleute und ihres nicht unbegründeten Widerstrebens, eine sie zumeist befriedigende, glänzende hundertjährige Vergangenheit wie mit einem Federstrich aus dem angewöhnten Bewußtsein ihres politischen und gesellschaftlichen Lebens und ihrer gesamten Kulturentwickelung unter der Aegide der Weltstadt an der Seine

*) Sein Familienname heißt von Jan, wie man aus der Unterschrift seines Vorwortes zum ersten Teil der Kastner-Biographie ersieht.

tilgen zu sollen. — Der Schauplatz des Werdens und Wirkens Kastners während seiner ersten 25 Lebensjahre ist Straßburg, seine Vaterstadt, welcher er mit elsässischer Festigkeit und Beharrlichkeit zeitlebens deutsche Treue und liebevolle Anhänglichkeit bewahrte. Vom 25. bis zum 57., seinem letzten Lebensjahre fand er den bleibenden Mittelpunkt seiner hervorragenden gesellschaftlichen und bürgerlichen Stellung, wie seiner rastlosen Arbeitsamkeit im Zentrum französischen Wesens und Lebens, zu Paris. Dieser Lebensgang regte seinen trefflichen Biographen an, die an Ereignissen welterschütternder Art und an europäischem Einfluß reiche neuere Geschichte Frankreichs dem in der Einleitung mitgeteilten historischen Ueberblick über die Entwickelung Straßburgs und des Elsaß im Verlauf seiner Darstellung allmählich anzureihen. So erscheint die Schilderung Kastners, welcher überall freilich als Ausgang und Hauptfigur der Gesamtdarstellung im Auge behalten wird, als ein farbenreiches, sehr belebtes Geschichtsgemälde des von Paris beeinflußten Kulturlebens im neunzehnten Jahrhundert bis kurz vor dem Sturze des sogenannten zweiten Kaiserreiches. — Wie sehr Hermann Ludwigs Werk durch jenen Hintergrund mit seinen unberechenbar wichtigen und weitreichenden, geschichtlichen, sozialen und künstlerischen Wandlungen des ganzen modernen Lebens an bleibendem Wert und lehrreicher Bedeutung gewinnen müsse, leuchtet ohne weiteres ein.

Aber auch die liebevolle Versenkung in Kastners Lebensgang und Eigenart, überall fleißig aus streng geprüften Quellen geschöpft und getragen von dem ernstlichen Bestreben, die Wahrheit ohne Voreingenommenheit durch ruhiges Urteil zu ermitteln, erweckt die lebhafteste Teilnahme sowohl für den Gegenstand der biographischen Darstellung als auch für ihren Urheber. Leise Schatten freilich fallen auch mit hinein in die Schilderungsweise; das darf nicht verhehlt werden. Sie rühren her von manchen „Räsonnements“, welche den Verfasser zu einem so wortreichen und gewählten Gedankenausdruck und Stil verleiten, daß die Verständlichkeit dessen, was er sagen will, stellenweise gehemmt und erst durch Zurücklesen und Konstrueren langatmiger Sätze klar wird. Das stört denn den Fluß zusammenhängenden Lesens und dürfte leicht ermüdend wirken. — Ein anderer mißlicher Umstand liegt in der großen Anzahl von Briefen, Citaten und anderen Schriftsätzen, die an sich als Quellen und belebendes Kolorit der Darstellung unbestreitbaren Wert haben, aber weil sie aus der Rücksicht auf Raumersparnis aus der französischen Ursprache zum größten Teil nicht ins Deutsche übertragen worden sind, den Ausführungen und dem Stil ein gar buntscheckiges Aussehen verleihen und den Fortgang des Vortrages und raschen Verlaufes oft aufhalten und unterbrechen. Hermann Ludwig scheint diesen Uebelstand selbst empfunden zu haben. Er räumt im Vorwort ein, daß der Inhalt seines Werkes wohl in einem einzigen Bande hätte entwickelt werden können, wenn nicht „die Herzenspflicht der Erfüllung einer Pflicht der Nachwelt gegen das Verdienst“ auch in der ganz ungewöhnlich glänzenden Ausstattung des Buches diesem einen würdigen Ausdruck hätte aufprägen wollen. (Um die „Buchzierung“ hat sich namentlich Dr. Georg Hirth in München besonderes Verdienst erworben.)

Nach der Zerlegung des Stoffes zerfällt das Werk in drei Bände hoch Oktav von durchschnittlich je 28 Druckbogen. Der erste Teil dieser drei Bände schildert „das Werden“, will sagen Kastners Jugendbildung bis zum 25. Lebensjahre. Der zweite, sehr anziehende Teil zerfällt in zwei „Hälften“ und in zwei gleich starke Bände. Er behandelt Kastners „Wirken“. Jedem der drei Bände ist ein „Anhang“ zugegeben, welcher Quellen-Nachweise, Erläuterungen aller Art und teilweise sehr beachtenswerte Ausführungen in Fülle darbietet. Der ersten Hälfte zweiten Teils schließt sich nach dem Anhang noch eine ausführliche Notenbeilage an, die Partitur eines Sextetts aus Kastners ungedruckter Oper „Le dernier roi de Juda“. — Der im dritten Band zum Abschluß gelangten Darstellung des künstlerisch-menschlichen Erdenwallens Kastners folgt ein kurzgefaßter Lebensabriß seines früh vollendeten einzigen Sohnes, Georg Friedrich Eugen, der sich als Akustiker und Erfinder des sogenannten Pyrophons schon in früher Jugendzeit wissenschaftlichen Kreisen rühmlich bekannt gemacht hat. — Dem auch diesem Bande beigefügten

„Anhang“ reihen sich dann noch zwei „Verzeichnisse der Werke Johann Georg Kastners“ an, das erste derselben „nach der Zeit ihres Entstehens“, das zweite „nach ihren Gattungen“ geordnet. Zwei alphabetisch geordnete Nachschlageregister, nämlich ein „Namensverzeichnis“ und ein „Sachliches Verzeichnis“ vervollständigen diesen dritten Band und vollenden das ebenso mühsame und von ausdauerndem Fleiß zeugende, als liebevoll geschaffene biographische Werk, das seinem Inhalt und seiner äußeren Erscheinung nach — ein Triumph moderner typographischer Kunst — zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen seiner Gattung zu zählen ist, welche die Gegenwart aufzuweisen hat. Daß die Offizin der berühmten Verlagsfirma Breitkopf und Härtel sich um die Herstellung dieses Prachtwerkes auch ihrerseits keine geringen Verdienste erworben habe, darf nicht unbeachtet bleiben.

* * *

Ohne dem Biographen in allen kleinen, sehr fesselnd erzählten und mit liebevoller Umsicht aufgespürten Einzelheiten der Kindheit und Jugend seines Helden Schritt für Schritt zu folgen, halte ich es doch für meine Pflicht, den Entwickelungsgang der nach zwei Richtungen hin geteilten nationalen Denkart und Fühlweise Kastners in seinen Hauptzügen zusammenzufassen, um zugleich auch den Wunsch, Hermann Ludwigs Darstellung selbst zu lesen, bei denen anzuregen, welche von diesem meinem Bericht Kenntnis nehmen.

Johann Georg Kastner wurde am 9. März 1810 geboren in dem Hause Nr. 26 (jetzt Nr. 8) am Gerbergraben zu Straßburg im Elsaß. Sein Vater, ein sogenannter „Rock- und Stock-Becken“, will sagen einer der vornehmeren Meister Straßburger ehrsamer Bäckerzunft, lebte und webte in der Anschauungsweise strenggläubigen Luthertums, welches dermalen im dortigen Bürgerstande zahlreiche Anhänger hatte. „Bravheit in dieser, ewige Seligkeit in jener Welt“, das war es, was der bibelfeste Ehrenmann, Vater Kastner, mit demselben rauhen doch warmherzigen Eifer seiner Familie zu sichern strebte, wie das tägliche Brot. Gottes Wort galt ihm als das einzige maßgebende Kompendium und Gesetzbuch für sein Verhalten als Hausvater, Erzieher und Richter der Seinigen. Lebhaften Anteil widmete er den im Elsaß schon damals regen Bestrebungen der Missionssache, über die er sich eifrig unterrichtete und von der er jedem, den er erreichen konnte, erzählte, gleichviel ob derselbe es gern oder ungern anhörte. Was er im Sinne seiner eigenen glaubensfesten und ehrenhaften Grundsätze von den Angehörigen seines Hauses forderte, erhielt dadurch schwerwiegenden Nachdruck, daß er ihnen dasselbe vorlebte und nicht minder strenge gegen sich selbst war, als gegen andere. So gehörten kirchliche und häusliche Religionsübungen zu den Lebensformen dieses Bäckerhauses, über deren Pflege unnachsichtig zu wachen Vater Kastner für seine vornehmlichste Pflicht hielt.

Das erstgeborene seiner drei Kinder, Johann Georg, einmal als verordneten Diener an Gottes Wort auf der Kanzel zu sehen, gehörte zu den liebsten Zukunftswünschen des ehrenfesten lutherischen Biedermannes, eines deutschen Bürgers von echtem Schrot und Korn, ausgerüstet mit unbeugsamem Stolz auf seine ehrsame Bäckerzunft nnd erfüllt von dem Hochgefühl seiner elsässischen Stammesangehörigkeit.

Ein Uebermaß der Pflege asketischer Lebens- und Verkehrsformen bewirkt in dem Gemüt reich begabter, lebhaft fühlender Jugend häufig ein Widerstreben der Uebersättigung. Unter solchem Druck erwachen oft Neigungen im Kindesherzen, die für die Charakterbildung entscheidend werden können, das Glaubensleben und seine Forderungen dem heranwachsenden Jünglinge als Zwang erscheinen lassen und ihn drängen, sich von demselben zu befreien, um seine Befriedigung in der Pflege natürlicher und anempfundener Neigungen zu suchen.

Johann Georg Kastner entwickelte nun seinen Charakter einerseits unter dem straffen

Regiment seines bekenntnisstrengen Vaters, andererseits unter dem liebevollen Einfluß seiner feinsinnigen Mutter, von welcher Kastners Biograph erzählt, daß sie der Herrschaft ihres bibelfesten Gatten ein „verständiges Gegengewicht“ mildernd und zügelnd entgegengesetzt habe. Suchte der Vater die musikalischen Neigungen und Bethätigungen seines Erstgeborenen (wenigstens in den ersten Knabenjahren und auch gelegentlich später noch) zu beschränken oder gar zu unterdrücken, so nahm die Mutter keinen Anstand, denselben wenn auch hinter dem Rücken ihres gestrengen Eheherrn Vorschub zu leisten. Unter so widersprechenden Einwirkungen auf Johann Georgs Kindesherz kann man sich denn nicht wundern, daß im späteren Verlauf der Lebensbeschreibung Kastners deren Verfasser von einem religiös gerichteten und konfessionellen Inhalt des Seelenlebens und Kunstschaffens seines Helden nichts mitzuteilen hatte. Alles, was als Ergebnis seiner häuslichen Erziehung im entwickelten Charakter Kastners zur Reife gelangt zu sein scheint, tritt hervor als sittlicher Niederschlag, der die Formen reiner Gesinnung, hilfreicher Menschenfreundlichkeit und einer, bis zu seltenem Grade ausgebildeten Selbstlosigkeit angenommen hat. Spuren eines tieferen bewußten Glaubenslebens sucht man dagegen in Hermann Ludwigs Charakterzeichnung überall vergebens; sowohl in Kastners menschlichen als in seinen kunstschöpferischen Lebensäußerungen begegnet man keinem bemerkenswerten Zuge der Bethätigung religiösen Bewußtseins. Das ist um so auffälliger, als Kastner eine in sich gezogene Natur besaß, welche gern und tiefsinnig sich in spekulative Betrachtungen seiner Kunst versenkte und dabei unterstützt wurde von den umfassendsten Einsichten in die Geschichte des menschlichen Geistes aller Zeitalter vorchristlicher und christlicher Welt. Aber die Früchte seiner Forschungen hatten zumeist nur die Richtung auf praktisch künstlerische und naheliegende patriotische, das heißt französische Zwecke, hinter welche er mit seiner Person und ihren billigen Ansprüchen überall bescheiden zurücktrat — oft sehr zur Ungunst seines eigenen fördersamen Vorteils, ja selbst zur Beschränkung des gemeinnützigen Einflusses, den er mit seinem Wirken hätte erreichen können, wenn er durch seine vornehme künstlerische Gesinnung nicht zurückgeschreckt worden wäre von dem Aufgebot landesüblicher Verbreitungsmittel, über welche er gleichwohl in ausgiebigerer Fülle verfügte, als die meisten seiner weniger bevorzugten Kunstgenossen. Was Kastner für seine Werke that, hatte sein Bewenden darin, daß er sie durch die Noten- beziehungsweise Buchdruckerpresse jedermann zugänglich machte. Hatte er soviel für sie gethan, überließ er das weitere ihrem Schicksal. Aber dieses selbstlose Verfahen, das wohl von dem Vertrauen getragen war, die mit Hingabe aller Kraft geschaffenen Werke möchten sich durch ihren eigenen Wert Bahn brechen, erwies sich bis heute zumeist als verfehlte Spekulation. Und selbst auch die hohe Achtung, ungeheuchelte Wärme und Bewunderung, mit welcher Kastners Arbeiten von seiten der französischen und deutschen Presse aufgenommen und empfohlen wurden, blieb für deren Verbreitung in weitere Kreise durchgehends fruchtlos, weil dem Publikum keine Gelegenheit geboten wurde, sich auf Grund unmittelbarer Eindrücke ein Urteil darüber zu verschaffen. Aus solcher noblen aber unpraktischen Gesinnung erklärt es sich, daß man den interessanten und bedeutenden Tonmeister sowohl in Deutschland als selbst auch in Frankreich viel weniger kennen und schätzen lernen konnte, als er es verdient hätte. Und es ist gewiß dankenswert, daß der begeisterte Verfasser seiner Lebensdarstellung unternommen hat, die französisch geschriebenen wissenschaftlichen Arbeiten Kastners und seine ebenfalls auf französischen Textunterlagen beruhenden chorischen Tonschöpfungen für eine Veröffentlichung in Deutschland zu bearbeiten.

Kastners früheste musikalische und menschliche Lebensäußerungen gewinnen besondere Bedeutung durch viele kleine Charakterzüge, welche beweisen, daß er bis zu seinem Lebensende in der Vorliebe für seine künstlerischen und menschlichen Bestrebungen, Ideale und Grundsätze sich selbst eine Treue bewahrt hat, wie man sie im Entwickelungsgange reich angelegter und begabter Persönlichkeiten nur selten einmal wahrnehmen kann. Sein Tonsinn bekundet schon in den Liebhabereien des jungen Knaben eine etwas einseitige

Hinneigung für die Beobachtung aller ihm bemerkbaren Naturlaute, denen er später scharfsinnige, in trefflichen geschichtlich-wissenschaftlichen Werken voll deutscher Gründlichkeit niedergelegte Untersuchungen und Forschungen widmete. Eine im Wasser aufgefischte Kinderflöte, ein um das Opfer seines Marktgroschens erkauftes Flageolett förderte seine Erkenntnis einer angeborenen Vorliebe für Blaseinstrumente; durch tiefe Einsicht in ihre Naturgeschichte und wirksamste Behandlungsweise hat Kastner als Theoretiker und Tonlehrer wie als einflußreicher Förderer sich nachmals den Ruf einer vornehmsten Autorität erworben. Daß seine kindlichen Uebungen und kleinen anregenden Erfolge im Spiel des Klaviers und der Kirchenorgel ohne nennenswerte Folgen für seine gezeitigte künstlerische Entwickelung geblieben sind, deutet abermals auf die Einseitigkeit seines Eifers hin, mit dem er sein Studium den Blaseinstrumenten zugewandt hielt. Die Musik der aufziehenden Wachtparade begeisterte den Knaben zur nachgeahmten Organisation einer Musikkapelle, die er aus seinen Spielkameraden zusammensetzte; und später wurde Kastner der einflußreichste Förderer einer Reorganisation und Vervollkommnung der französischen Militärmusik. Sein Werk war auch der Wettbewerb europäischer Militärkapellen in Paris bei Anlaß der Weltausstellung von 1867, wo er als Ordner und Kunstrichter eine entscheidende Stellung einnahm. Seine Tonschöpfungen für die Musikbühne der Oper warfen ihre Schatten vor sich her in des Knaben Freude am Puppentheater, dessen Vorstellungen, ausgeführt von seinen Kameraden, von ihm selbst mit eigens dazu geschaffener Musik ausgestattet wurden. Ein von ihm geleitetes Musikkränzchen seiner gesangkundigen Mitschüler erscheint als Keim der Triebkraft, die er als entwickelter hochangesehener Tonmeister auf die Hebung und Beordnung des Männergesanges in Frankreich entfaltete. Seine Beobachtung des tönenden Elementes im städtischen Straßenleben seiner Vaterstadt, namentlich seine Freude an den Rufen der verschiedenen, Waren feilbietenden und anpreisenden Straßenhausierer, welche er schon als Knabe täuschend nachahmen konnte, fand später in einer großen humoristischen Symphonie-Kantate, begleitet von einer historisch-kulturgeschichtlichen Untersuchung, gründlich wie alle seine Werke verwandter Gattung, musikalischen und wissenschaftlichen Ausdruck.

Genug! — Wie Mozarts, so zehrte auch Kastners Tonfeuer alle möglichen äußeren Eindrücke auf und sein musikalisches Ich verwandelte dieselben in Stoffe, die seinem Wesen zur Nahrung dienten und seiner fortschreitenden Klarheit und Charakterbestimmtheit zur Förderung gereichten. Dagegen vermochten Anregungen von außen her, welche sich in seinem mmsikalischen Fluidum nicht auflösen ließen, seine Aufmerksamkeit und Teilnahme auch nicht lebhafter und beharrlicher zu fesseln, als bis etwa die Neuheit ihren Reiz für ihn verloren hatte. So ließ auch der Eifer alsbald nach, mit dem er den Aufgaben des Gymnasiums anfangs oblag. Er trat 1820 in dasselbe ein als Schüler der Sexta und besuchte die gelehrte Bildungsanstalt mit Unterbrechungen, die seine Kränklichkeit veranlaßte, bis 1827, wo das theologische Seminar ihn als Studiosus der Gottesgelahrtheit aufnahm. Auch hier feuerte die Neuheit der inneren und äußeren Verhältnisse seinen Eifer anfänglich zum regelmäßigen Besuch der Vorlesungen an. Aber das theologische Studium war nicht nach seinem Geschmack, und deshalb folgte er bald wieder seinen Neigungen: einer Vorliebe für philosophische Spekulation und in vorderster Linie für Musik. Zur Beschaffung der Mittel, welche ihre Pflege und sein eigener Lebensunterhalt erforderte, erteilte Kastner Privatunterricht. Neben seinen Studien aber leitete er von ihm ins Leben gerufene Musikvereine, schuf Tonwerke für dieselben, darunter sogar große historische Opern, unter denen „Notis-Botzaris“ mehrere Vorstellungen in Straßburg erlebte. Er ward 1830 in die politische Erregung der Julirevolution hineingerissen und übernahm die Leitung einer Militärmusik-Kapelle der sogenannten Guides*), kurz: er verwandte auf musikalische Zwecke so viel ausschließliche Kraft und Zeit, daß von seiten des

*) In der Revolutionszeit von 1848 ernannte ihn der bekannte Maler Horace Vernet, Oberst der Nationalgarde in Versailles, zu seinem Kapitän der Militärmusik.

Universitätssenats ihm endlich eine amtliche Erklärung darüber abgefordert wurde, ob er sich für eine theologische oder musikalische Laufbahn entscheiden wolle.

Hierdurch zum selbständigen Richter über sein künftiges Los erhoben, wählte Kastner nach kurzem Kampf die Künstlerlaufbahn und schloß damit 1832 seine theologischen und wissenschaftlichen Lehrjahre endgültig ab. Er wußte sich seitdem um die Hebung der Straßburger Musikzustände so erhebliche praktische Verdienste zu erwerben, daß es ihm gelang, nicht allein den enttäuschten Vater mit seinem Entschluß auszusöhnen, sondern die öffentliche Aufmerksamkeit auch allgemein auf seine Leistungen zu ziehen. Schon nach drei Jahren (1835) konnte er auf Grund eines ihm von der Stadt bewilligten Stipendiums zur weiteren künstlerischen Ausbildung seinen sehnlichsten Wunsch befriedigen, indem er das Elternhaus dauernd verließ, um unter der Leitung der namhaftesten Lehrer seiner Kunst seine künstlerischen Gaben vollends zu entwickeln und den Grund zu legen zum Ausbau seiner thatenreichen musikalischen Zukunft.

Den Mittelpunkt derselben bildet bis zu seinem Todesjahre die Hauptstadt Frankreichs, welche zu jener Zeit als internationale Metropole der Politik und des gesellschaftlichen wie künstlerischen Lebens in der ganzen zivilisierten Welt anerkannt wurde.

Hier trugen ihn freundliche Glücksgenien auf den Händen von Erfolg zu Erfolg. Die warme Teilnahme, welche der strebsame liebenswerte Elsässer durch sein anziehendes Wesen, seine gründliche vielseitige Vorbildung und durch die Beweglichkeit seines anschlägigen Geistes besonders seinen beiden Lehrmeistern, Henry Berton und Anton Reicha, abgewann, öffnete ihm den Zugang zu den Musiksalons der Pariser Tonkünstlerwelt. Mit allen damaligen Größen, namentlich mit Meyerbeer und Hektor Berlioz fühlte er sich bald durch das Band einer kongenialen Freundschaft für seine ganze Lebensdauer innig verknüpft. Ermutigt durch Reichas Zuspruch trat Kastner bald nach dem Tode dieses trefflichen Mentors mit Lehrwerken der Kunst des Instrumentierens hervor, die das Glück fanden, in das königliche Konservatoire für Musik eingeführt zu werden, und die nachher zu der Quelle wurden, aus welcher Berlioz ein gut Teil seiner Einsichten in das Wesen der Orchesterwerkzeuge schöpfte, die er in seinem „Grand Traité d'Instrumentation et de l'Orchestration modernes“ systematisch entwickelte. In Deutschland hat dieses Werk des Franzosen ausgedehnte Verbreitung gefunden. Die deutsche Tonkünstlerwelt hielt Berlioz bisher allgemein für den ursprünglichen Urheber der von ihm vertretenen neuen Lehrmethode. Kastners Lebensbild von Hermann Ludwig hat nunmehr diesen Irrtum aufgeklärt und berichtigt, der dadurch entstanden ist, daß Kastner, thatsächlich der erste Lehrer moderner Instrumentation, jedes künstliche Mittel verschmähte, um seinen, mehrere Jahre vor Entstehung des Berliozschen Werkes veröffentlichten Lehrbüchern eine über das Pariser Konservatorium und musikverständige Kreise Frankreichs hinausreichende Verbreitung zu sichern.

Kastners Vermählung mit Léonie Boursault, seiner feinsinnigen Schülerin — welche allen seinen künstlerischen Bestrebungen und Unternehmungen mit so klarem Verständnis zu folgen verstand, daß sie ihrem Gatten manche Arbeitslast tragen half, ihm als Sekretär diente und ihn im Gedankenaustausch wohl auch zu neuen Ideen anregte — gehörte nicht allein aus solchen Ursachen zu den glücklichsten Wendungen und Entscheidungen, mit denen er in seinem Pariser Leben begünstigt wurde. Zwar lehnte der ehrenhafte Künstler die Verfügung über das sehr beträchtliche Vermögen seiner Gattin ab. Die Mittel seines Lebensunterhaltes fuhr er fort durch seine eigene Arbeit zu beschaffen, wie er es vor seiner Vermählung zu thun gewesen gewohnt war. Aber der „Salon Boursault“ hatte schon längst zu den Mittelpunkten geistigen und künstlerischen Verkehrs der „Hauptstadt europäischer Intelligenz“ gehört und gewann als solcher wesentlich an Bedeutung, nachdem man ihn den „Salon Kastner- (Kastnaire-) Boursault“ nannte und den Herrn des Hauses als dessen intelligentes Haupt wie als seine hilfreiche Hand, die Frau des Hauses aber als das Herz und die Zierde dieses Salons zu schätzen und zu verehren Ursache fand. So versetzte Kastners enge

Verbindung mit dem rühmlichst bekannten, geistreichen und kunstsinnigen Hause des ehemaligen Volksrepräsentanten Jean François Boursault ihn ohne weitere Zwischenstufen unmittelbar unter die einflußreichsten Autoritäten des sozialen und musikalischen Lebens zu Paris.

Gleichwohl machte ein so unverhoffter Aufschwung seines Glückes ihn weder übermütig noch lässig in der Bethätigung seiner rastlosen Arbeitsamkeit. Er widmete dieselbe nicht allein Tonschöpfungen, unter denen sich auch einige Opern befanden (namentlich die oben schon erwähnte „Le dernier roi de Juda", welche er indessen nur in konzertartiger Form einmal aufführen ließ), sondern seine wesentlichste und fleißigste Sorge wandte er der Hebung des öffentlichen Musiklebens seines politischen Vaterlandes zu durch lehrhafte Werke in großer Anzahl wie auch durch Tonwerke, welche den theoretischen Zwecken jener als praktischer Nahrungsstoff dienen sollten. Vorzugsweise war es der vernachlässigte chorische Männergesang und die Musik der französischen Armee, denen Kastner seine Wirksamkeit andauernd und mit schönem Erfolg zuwandte. Diese selbstlosen Bestrebungen wurden noch in besonderem Sinne anteilwürdig durch einen ihm in der Kunstgeschichte fast ausschließend eigenen Charakterzug, nämlich durch den inneren Antrieb, seine französischen Landsleute zu geschichtlichen Einsichten hinzuleiten und zum Nachdenken anzuregen über die Gegenstände, welche er ihnen zur Belehrung und zum Genuß darreichte, oder die er zur Einführung und Aufmerksamkeit dem Volke und der Landesregierung empfahl.

In seinen letzten Jahren befolgte Kastner das Verfahren, seinen Lehr- und Kunstwerken geschichtlich-philosophische Einleitungen hinzuzufügen, ein Unternehmen, dem er in seiner ebenso gründlichen musikalischen als akademisch-gelehrten Bildung gewachsen war, wie wohl kein andrer seiner Kunstgenossen vor ihm.

Einzig in der gesamten Musiklitteratur sind in diesem Sinne eingeleitete symphonische Chorwerke (durchgehends für Männerstimmen), welche als solche indessen nichts weniger als einen instruktiven Zweck verfolgen, sondern als reine schöne Tonschöpfungen gelten und wirken wollen. Kastner faßt dieselben zusammen unter dem Sammel-Titel „Livres-Partitions", ein Doppelbegriff, der im Deutschen sich schwer wiedergeben läßt. Er bezeichnet aber jene Werke genau als das, was sie sein wollen und in der That sind: „Bücher", in welchen der Gegenstand der beigefügten „Partitur" einer großen Tonschöpfung geschichtlich, ästhetisch, philosophisch und auch nach seiner sozialen Bedeutung — also, mit einem Worte, kulturhistorisch durchforscht, untersucht und in elegantem französischen Stil dargestellt wird und zwar so anziehend, daß die Urteile der Pariser und deutschen Presse voll Lobes darüber sind, wie Kastners Bücher bei aller Gründlichkeit und selbst auch bei der Trockenheit mancher darin behandelten Stoffe sich lesen „gleich den fesselndsten Romandichtungen". Von diesen Livres-Partitions hat Kastner die folgenden vollendet und der Nachwelt hinterlassen:

1) Les danses des Morts mit einem „Rondo" für Chor und Orchester nach einer Dichtung von Ed. Thierry „La danse macabre". 1852. — König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verlieh ihm für dieses Werk den Roten Adlerorden dritter Klasse mit einem huldvollen Handschreiben. Vorher zeichnete der königliche Gönner und Förderer gelehrter und künstlerischer Bestrebungen Kastner für ein sehr lehrreiches Werk über die Militärmusik schon aus durch die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Auch A. von Humboldt richtete an den Verfasser der Untersuchung über die Totentänze eine schmeichelhafte (im Faksimile mitgeteilte) Zuschrift, in welcher er den Adressaten als „Très illustre confrère" anredet. Ein anerkennendes Dankschreiben richtete an Kastner auch die Königliche Akademie der Künste und Wissenschaften in Berlin. Zahlreiche andere Auszeichnungen aus Frankreich, Holland und anderen Ländern, welche Kastner nach jedesmaliger Veröffentlichung eines neuen „Livre-Partition" erhielt, wie die Urteile der Presse hat sein Lebensdarsteller gewissenhaft gesammelt und aufgezählt.

2) Les Chants de la vie, 28 Tonstücke für mehrstimmigen Männerchor zur Hebung der Pflege dieser Kunstgattung in Frankreich. 1854. Eingeleitet wird dieses künstlerisch-praktische Werk durch geschichtliche Untersuchungen der Entwickelung des Männerchorgesanges. Mit Vorliebe verweilt Kastner hier wie auch in anderen Schriften bei der Geschichte und politischen Bedeutung des französischen Revolutionshymnus und Schlachtgesanges, der „Marseillaise". — Kennzeichnet ihn diese Hinneigung für die Leidenschaften und Erinnerungen seiner politischen Landesgenossen als begeisterten Franzosen, so offenbart er unter vielen anderen Zügen auch in der wissenschaftlichen Treue und Gewissenhaftigkeit, welche alle seine Schriftwerke auszeichnen, wie auch durch die Unparteilichkeit seines Urteils die Ursprünglichkeit seiner deutschen Denkart und Fühlweise. Diese atmet ganz besonders in seinen 28 Chorliedern ihr Wesen aus. Er schildert den Franzosen mit lebhaften Farben die Vorzüge deutschen Männerchorgesanges und fügt hinzu: „Solches Ausströmen empfangener Eindrücke deutschen Volksgeistes, welches nur eine dichterische und künstlerische Natur begreife und mitempfinde, werde man sich im großen Ganzen in Frankreich kaum klar machen können."

3) Les Chants de l'armée française mit einer geschichtlichen Abhandlung über den Gesang der französischen Soldaten. 1855.

4) La harpe d'Éole mit einem „lyrischen Monolog" für Solotenor und gemischten Chor mit Orchester, der den Titel führt „Stephen ou la harpe d'Éole". König Wilhelm III. der Niederlande, dem Kastner diese Tonschöpfung mit ihrer wissenschaftlichen Einleitung über die Aeols-Harfe widmet, verlieh ihm den Orden der Eichenkrone. Das Werk erschien 1856 — wie alle übrigen Arbeiten Kastners zu Paris.

5) Les voix de Paris mit einer Untersuchung der unartikulierten Lautäußerungen der Natur und des Menschen, an die sich eine quellenmäßig erforschte Geschichte der Pariser Straßenrufe und Stimmen schließt. Auch diesem Werke folgt ein symphonisch-chorisches — oben schon erwähntes — Tonwerk „Les cris de Paris". 1857.

6) Les Sirènes, geschichtliche Darstellung der Sirenen-Sage und verwandter Mythen mit einer dramatischen Vokal-Symphonie „Le rêve d'Oswald". 1858.

7) Parémiologie musicale de la langue française, eine umfassende Sammlung von Sprichwörtern, Metaphern und Redewendungen, die aus der Kunstsprache der Musik ihren Ursprung herleiten lassen, mit daran geknüpften geschichtlichen Untersuchungen nicht nur der französischen, sondern auch verwandter Redensarten in fremden Sprachen. Das dieser Forschung angeschlossene Tonwerk heißt „La Saint-Julien de Ménétrier" und hat die Form einer Symphonie-Kantate großen Stils, wie auch die vorerwähnten. Dieses Werk erschien 1866, acht Jahre später als „Les Sirènes", und ist das letzte Stück der Livres-Partitions, welches Kastner vollendete. Ueber zwei folgende Entwürfe ereilte ihn der Tod.

Ein französischer Feuilletonist der „Patrie" faßt sein Urteil über Kastner treffend zusammen: „Kastner vereinigt mit umfassendsten musikalischen Kenntnissen seltenes allgemeines Wissen. Der Tondichter, Philologe und Gelehrte sind gleichwertig in ihm vertreten; zu ihrem Schaffen fügt der Schriftsteller in gewandter Form die Würze geistreicher Bemerkungen, an denen seine Werke Ueberfluß haben."

Verehrt und gefeiert im Elsaß nicht weniger als in Frankreich vollendete Johann Georg Kastner seine künstlerische, segensreiche und fruchtbare Lebensarbeit am 19. Dezember 1867 zu Paris, geschmückt mit zahlreichen Ehrentiteln und Dekorationen von nah und fern, bekleidet mit dem adligen Range eines spanischen Caballero und eines Offiziers der französischen Ehrenlegion, Mitglied vieler Gelehrten Gesellschaften und Kunstakademien, wie namentlich auch der Genossenschaft der „Unsterblichen" des „Institut de France".

Man mag wohl fragen, wie es komme, daß ein in Paris so hochgeschätzter Name

im Auslande, namentlich in der ihm nahe verwandten deutschen Musikwelt nicht allgemein bekannt geworden sei. Außer in den weiter oben angedeuteten Erklärungsgründen dieser Erscheinung dürfte die Ursache vornehmlich auch darin zu suchen sein, daß sein Kunstgeist sich mit Vorliebe im Dienste lokalpatriotischer, französischer Zwecke bethätigte, dagegen Schöpfungen universellen Charakters, wie das Streben auf universelle Ziele ausschloß. Dadurch scheidet Kastner sich vom Kunstschaffen deutscher und anderer Tonmeister. Gleichwohl wird er als hochinteressante Spezialität für die Kunstgeschichte zumal in Frankreich stets eine hervorragende Bedeutung behaupten.



Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Oktober.

27. Eröffnung der bulgarischen Sobranje in Sofia durch Fürst Ferdinand.

November.

18. Der Zar in Berlin.
23. Grevy erklärt als Präsident der Republik abdanken zu wollen.
24. Eröffnung des Reichstags.

Politik.

Im abgelaufenen Monat sind die Blicke des ganzen Deutschland, soweit es seinem Kaiserhause in Treuen zugethan ist, immer wieder von den politischen Ereignissen in Inland und Ausland abgelenkt und nach San Remo an der Riviera gerichtet worden, wo sie haften geblieben sind und haften bleiben werden, so lange der deutsche Kronprinz dort in der milderen Luft Italiens, wenn nicht Heilung, die nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen scheint, aber doch Linderung der Leiden erwartet, mit denen Gott ihn heimgesucht hat. Wenn auch an diese unpolitischen Dinge, an die Behandlung der Krankheit und an das nationale Moment, das hineinspielt, politische Betrachtungen geknüpft worden sind, Erörterungen, die vielfach auch nur das nötigste Zartgefühl haben vermissen lassen, so ist das im papierenen Zeitalter vielleicht unvermeidlich, aber doch unseres Erachtens zu bedauern. Es ist einerseits Privatsache des hohen Patienten, welchem Arzt er sein Vertrauen schenken will, und es ist anderseits oft ebenso ungerecht dem unglücklichen Arzt moralische Vorwürfe zu machen, als den geschlagenen Feldherrn des Verrats zu zeihen. Dabei wird freilich niemand leugnen können, daß es objektiv etwas Tragisches hat, wenn der erste Erbe des neu erstandenen deutschen Kaiserthrones einem Leiden zu erliegen bestimmt scheint, das durch deutsche Kunst vielleicht hätte gehoben werden können, das aber nun durch den Fehlschuß ausländischer Hilfe die schmerzliche Wendung genommen hat, die ganz Deutschland beklagen muß.

Der Reichstag ist am 24. November in üblicher Weise eröffnet worden und in längerer Thronrede sind ihm die Aufgaben vorgezeichnet worden, die er im Laufe des kommenden Winters zu lösen hat. Ein umfangreiches und inhaltreiches Verzeichnis!

An grundsätzlicher Bedeutung obenan steht die Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter, die endlich in ihren Grundzügen vorliegt. Gerade sechs Jahre sind verflossen, seit Kaiser Wilhelm am 17. November 1881 den neugewählten deutschen Reichstag mit jener denkwürdigen Botschaft eröffnete, in welcher dem deutschen Volke verkündigt wurde, daß die verbündeten Regierungen entschlossen seien, eine praktische, die sozialen Gegensätze vermittelnde Wirksamkeit zu beginnen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde, daß der Kaiser es für seine Pflicht erklärte, dem Reichstage diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen mit dem Hinzufügen: „. . . und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen."

Dem kaiserlichen Worte folgt allmählich die That: das Krankenkassen- und Unfallversicherungsgesetz waren die ersten Schritte, und die zur Durchführung des letzteren gebildeten berufsgenossenschaftlichen Organisationen. Jetzt kommt als Krönung des Gebäudes die Altersversorgung hinzu.

Gewiß lassen sich, wie gegen jede menschliche Einrichtung, auch gegen dieses neue und großartig gedachte Gesetz Bedenken erheben. Die einen sagen, es werde die Schreiberei und den Bureaukratismus in ungebührlicher Weise erhöhen, die anderen halten das Berechtigungsalter für zu hoch, die Pension für zu klein und den bisherigen Betrag der Armengelder kaum übersteigend. Und unzweifelhaft wird es ernste Aufgabe des Reichstags sein, die vorhandene Gefahr so weit als möglich zu mindern. Auf der andern Seite darf aber auch betont werden, daß so große Sachen nicht fertig vom Himmel fallen und daß es leicht ist zu kritisieren, aber schwierig besseres vorzuschlagen. Und wenn wirklich weiter nichts erreicht wäre, als dem Armengelde das Odium des Almosens zu nehmen und es in Zukunft als Rechtsanspruch des Arbeiters zu gestalten, so meinen wir, daß dann gleichwohl die Arbeit und der Apparat der Mühe und des Schweißes wert sind. Indessen liegt zu pessimistischer Auffassung der Leistungen des neuen Gesetzes vorläufig kein Grund vor. Ja die Zeit kann kommen, wo die besitzenden Klassen froh sein werden, den Apparat zu besitzen, der jetzt geschaffen wird, und geneigt sein werden, ihn um den Preis des sozialen Friedens weit reicher auszustatten, als es bei den Anfangsexperimenten der Vorlage angängig ist.

Nicht an grundsätzlicher Bedeutung, aber an leidenschaftlicher Erörterung haben die landwirtschaftlichen Zölle allen anderen Vorlagen Konkurrenz gemacht, besonders an den Tagen, da der deutsche Landwirtschaftsrat sich mit ihnen beschäftigte. Landwirtschaftliche und Bauernvereine warfen Petitionen dafür aus, Handelskammern und Bezirksvereine solche dagegen. Inzwischen hat der Bundesrat die Verdoppelung der Zölle beschlossen und eine Vorlage wird im Reichstag eingebracht. Wie die Würfel fallen werden, ist äußerst ungewiß, da das Zentrum in vielen seiner Mitglieder unsicher und schwankend ist und die ländlichen Katholiken von den demokratischen Stadtultramontanen arg terrorisiert werden.

Leider tauchen neuerdings auch wieder Vermittelungsvorschläge auf, welche die ganze Maßregel durch eine halbe ersetzen und Kompromisse schließen möchten. Diese Gefahr ist fast größer als die andere, daß alles beim Alten bleibt. Genützt wird nichts. Nur die Unliebsamkeiten dauern. Das Bedürfnis selbst ist oft erörtert. Was zu sagen ist, spricht die Thronrede in treffenden Worten aus. „Die Preise unserer landwirt-

schaftlichen Erzeugnisse, namentlich des Getreides, sind unter dem Drucke des Angebots aus fremden, billiger produzierenden Wirtschaftsgebieten, obwohl wir uns reicher Ernten zu erfreuen gehabt haben, so tief gesunken, daß jede Ertragsfähigkeit der Arbeit des deutschen Landmannes gefährdet erscheint. Die bestehenden Getreidezölle haben diesem Drucke nicht ausreichend zu begegnen vermocht. Die bedrängte Lage unserer Landwirtschaft wirkt auf die wirtschaftliche Thätigkeit der gesamten Bevölkerung ungünstig zurück. Unter diesen Umständen ist eine weitere Erhöhung der Getreidezölle von den verbündeten Regierungen ins Auge gefaßt worden. Ein dieses Ziel verfolgender Gesetzentwurf wird dem Reichstag zugehen." — Kürzer und präziser läßt sich das Bedürfnis nicht feststellen. Nur zu bedauern bleibt, daß nicht in ähnlicher Weise motiviert, auch eine Währungsnovelle vorgelegt worden ist.

Als im ganzen erfreulich wird die Finanzlage bezeichnet. Im nächsten Jahr soll es sogar Ueberschüsse geben. Leider stehen den sich bessernden Einnahmen einstweilen auch wieder große neue Militärbedürfnisse gegenüber, die Umwandlung nämlich der „großkalibrigen" Gewehre in „kleinkalibrige". Man kann auch hoffen, daß wenigstens im nächsten Jahre die Kriegstechnik uns vor neuen Erfindungen bewahren möge, damit nicht etwa wieder die Ueberschüsse sich in einen Fehlbetrag verwandeln.

Ein Sturm im kleinen ist die Agitation in Berlin gelegentlich der Stadtverordnetenwahlen gewesen, freilich eine Bewegung, die gewisse Rückschlüsse auf die allgemeine politische Lage, besonders auf das Parteiwesen gestattet. Wenn irgendwo, so hat hier sich gezeigt, daß die Parteien und die „Führer" zwei sehr verschiedene Dinge sind. Die nationalliberalen Führer haben das Kartell befürwortet, aber ihre „Anhänger" haben für den Fortschritt gestimmt. Und der sozialdemokratische Kongreß hat Wahlenthaltung überall, wo „Bourgeois" in Frage kommen, befohlen, aber die Arbeiter kehren sich nicht daran. Für das Schlußergebnis hat übrigens das alles nichts verschlagen, der „Fortschrittsring" bleibt in Berlin so ungebrochen, als er nur jemals gewesen ist.

* * *

Das weittragendste Ereignis des verflossenen Monats, welches auf die Gesamtlage Europas von nicht zu unterschätzendem Einfluß sein dürfte, liegt aber nicht auf dem inneren, sondern auf auswärtigem Gebiet. Es war **der Besuch des Kaisers Alexander** in Berlin. Wochenlang vorher hatte sich die Presse mit der Möglichkeit eines solchen beschäftigt, die widersprechendsten Nachrichten liefen täglich ein und wurden registriert, aber im Gegensatz zu früheren Zeiten waren die Blätter aller Parteien in der Auffassung der Zusammenkunft, wenn sie zustande kommen sollte, durchaus einig. „Ein Höflichkeitsbesuch, eine bloße Form, die sich äußerer Umstände wegen vielleicht nicht vermeiden lassen wird," so erklärten übereinstimmend die „Nordd. Allg.", die „Kreuzztg." und das „Berl. Tagebl.". Jede politische Bedeutung, jede Möglichkeit, freundschaftlichere Verhältnisse zwischen den beiden Nachbarstaaten anzubahnen, wurde dem Besuch energisch abgesprochen; hob doch gar die deutsche Reichsbank in geradezu rücksichtsloser Weise wenige Tage vor Eintreffen des Zaren die Beleihungsfähigkeit russischer Werte auf — eine Maßregel, die übrigens längst hätte geschehen können! — Der Zar kam. Die Begrüßung der beiden Kaiser war herzlich, verwandtschaftlich. Bedenklicher wurde man, als auch Fürst Bismarck, der, wie er ausdrücklich kund that, nur „auf Befehl" des Kaisers nach Berlin gekommen war, zu einer einstündigen Unterredung vom Zaren empfangen und später sichtlich von demselben ausgezeichnet wurde. In den nächsten Tagen blieb noch alles ruhig. Da tauchten plötzlich in der „Köln. Ztg." die bekannten „Enthüllungen" auf, welche wie ein Lauffeuer durch die Presse gingen und überall das größte Erstaunen hervorriefen. Die Tragweite derselben läßt sich heute noch nicht übersehen. Ob der Blitz zunächst in den kompromittierten „hochgestellten Kreisen" Berlins, oder in Petersburg, oder wohl gar in Bulgarien einschlagen wird, ist noch ein Gegen-

stand gespannter Erwartung. Als sicher darf man nun ansehen, daß der europäische Frieden neue und starke Stütze bekommen hat; denn das geradezu unerklärliche persönliche Mißtrauen Rußlands gegen den Leiter der deutschen Politik ist erklärt und gehoben. Daß die sonstigen Gegensätze bestehen bleiben, die Unversöhnlichkeit österreichischer und russischer Orientpolitik, ist gewiß. Und gewiß ist auch, daß sie durch starke wirtschaftliche Rivalität erschwert werden. Immerhin ist bei der fast ausschließlichen Bedeutung, welche die persönliche Meinung des Zaren für Rußland hat, ein offeneres und wohlwollenderes Verhalten unseres östlichen Nachbars für die Zukunft möglich. Darüber werden aber Oesterreich und Italien nicht mißtrauisch werden, denn dem Friedensbündnis der Zentralmächte wird durch solchen Umschwung seine Aufgabe nur wesentlich erleichtert. Ohnehin soll dasselbe von dauerndem Bestand bleiben und nach wie vor die sicherste Bürgschaft des europäischen Friedens bilden.

Was die „Kölnische“ mit den orleanistischen Intrigen meint, welche am Zarenhofe gegen Deutschland gesponnen sein sollen, so wird das Einzelne derselben nur wenigen Eingeweihten bekannt sein. Bekannter ist schon, was mit den „Hofkreisen“ gemeint ist, die in Berlin und sonst ihre Minen gegen den Reichskanzler legen. Seit lange gehen Gerüchte umher, die „einen neuen Fall Arnim“ in Aussicht stellen. Aber Gerüchte, die man nicht beweisen kann, läßt eben niemand gern drucken.

* * *

Abgesehen von dem Zarenbesuch nahmen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik die Ereignisse in **Frankreich** das Hauptinteresse des verflossenen Monats in Anspruch. War schon die Ordensschwindelei mit ihren täglichen, dem Sumpf entsteigenden Enthüllungen ganz dazu angethan, selbst den leichtherzigen Franzosen mit Besorgnis für die Zukunft seines Vaterlandes zu erfüllen, so kann jetzt, nachdem die indirekten Folgen derselben, die Ministerkrisis, zutage getreten sind und die Präsidentenkrisis vor der Thür steht, kein Zweifel darüber sein, daß Frankreich wieder einmal am Vorabend großer Ereignisse steht, die ihm voraussichtlich nur die Wahl lassen werden zwischen Zäsarismus und Anarchie. Beides ist ja freilich in Frankreich zu wiederholten Malen „schon dagewesen“. Zurück kann man aber jetzt, nachdem das Kabinett Rouvier gestürzt und Grevy durch seinen sauberen Schwiegersohn so unheilbar kompromittiert ist, nicht mehr. Das Einzige, was noch möglich wäre und worauf alle guten Patrioten hoffen, ist, daß man sich doch so lange am Rande des Abgrundes halten möchte, bis eine notdürftige Brücke über denselben, ein neues Ministerium und eine neue Präsidentschaft, gezimmert ist. Ob das gelingen wird, steht dahin. Bis jetzt sind die Versuche einer Kabinettsbildung kläglich gescheitert, weil jeder in Aussicht genommene Kandidat Herrn Grevy die unzweideutige Erklärung abgab, er halte die Krisis weniger für eine ministerielle, als für eine präsidentielle, mit anderen Worten, der Präsident möge abdanken, dann werde schon alles wieder ins Geleise kommen. Das hat natürlich Herrn Grevy verstimmt, obgleich es ihm nichts Neues war; er wußte längst, daß der Sturz des Ministeriums in erster Linie auf ihn gemünzt war, daß man durch diese Maßregel ihn selbst zum Abgange zwingen wollte, und wenn er es noch nicht wüßte, könnte er es täglich in den französischen Blättern fast aller Parteien lange lesen. Trotzdem wollte er sich durchaus nicht zum Rücktritt entschließen. Er wolle seinen Posten behaupten, wie er sagte, um keinen Präzedenzfall durch eine erzwungene Abdankung zu schaffen und damit auch die Präsidentschaft, das einzige Amt, welches in Frankreich noch einigermaßen von festem Bestand ist, von einer stets wechselnden Kammermajorität abhängig zu machen. Ob auch noch andere Gründe, z. B. das sehr annehmliche Präsidentengehalt, bei dieser Charakterfestigkeit eine Rolle spielten, ist bei Grevys notorischer Liebhaberei für Geld und Geldeswert mehr als wahrscheinlich. Gleichwohl scheint er jetzt eingesehen zu haben, daß ihm seine Hartnäckigkeit auf die Dauer wenig nützen würde. Er hat nun

einmal, wie das neueste Pariser Straßenlied sich so treffend ausdrückt, das „malheur“ gehabt, „d'avoir un gendre“, und muß nun auch die Folgen davon tragen. In dieser Erkenntnis hat er sich endlich zum Rücktritt bereit erklärt, sobald nur erst ein neues Kabinett zu stande gebracht und damit einige Garantie für die Beständigkeit der Verhältnisse gegeben wäre. Für Boulanger, welcher im verflossenen Monat hinreichend Zeit hatte, über seine zukünftige Größe nachzudenken und welcher gerade wenige Tage vor Ausbruch der Krisis in Paris eingetroffen war, kommt diese ganze Sachlage sehr gelegen. Man beginnt wieder mit ihm zu rechnen, soll doch selbst Grevy sich bereit erklärt haben, ihn in das neu zu bildende Ministerium wieder als Kriegsminister aufzunehmen. Natürlich geschieht dies nur aus Furcht; man befürchtet einen Staatsstreich, zu dem allerdings gerade jetzt das denkbar günstigste Wetter wäre. Die Monarchisten, welche durch ihre Abstimmung den Ausbruch der Krisis herbeiführten, sind natürlich auch nicht unthätig; sie suchen im Trüben zu fischen und die Lage nach Kräften für sich auszubeuten. Daß ihnen das gelingen könnte und die Parole „Vive le roi!“, die der „Gaulois“ voreilig ausgab, wirklich schon am Platze wäre, ist nicht gerade wahrscheinlich; doch bei der gänzlichen Verfahrenheit der Verhältnisse und angesichts früherer ganz ähnlicher Fälle durchaus nicht ausgeschlossen.

* * *

Auch für **England**, speziell für London, war der verflossene Monat kein Wonnemonat. Zwar beging man in althergebrachter festlicher Weise den Umzug des Lordmayors, und Lord Salisbury nahm das bei dieser Gelegenheit veranstaltete Bankett zum Anlaß, um auch seinerseits nach altem Herkommen eine politische Rede zu thun und die Zuneigung Englands zu dem Bündnis der Zentralmächte auszusprechen und daran die sichere Hoffnung auf für England kostenlose Erhaltung des europäischen Friedens zu knüpfen. Leider aber ist es ihm weder in Irland, noch in London selbst möglich gewesen, den Frieden aufrecht zu erhalten; denn wenige Tage nach seiner Rede sah die englische Hauptstadt ein Schauspiel, welches zwar nicht gerade neu, darum aber nicht weniger erfreulich war. Man hatte den Kundgebungen sozialistischer, anarchistischer und irischer Elemente auf Trafalgar Square, die täglich an Ausdehnungen und Bedrohlichkeit zunahmen, so lange ruhig zugesehen, bis sie einen geradezu gefährlichen Charakter annahmen. Nun schritt man mit Waffengewalt ein; die Folge waren blutige Köpfe auf beiden Seiten und erhöhte Erbitterung unter den „Arbeitslosen“. Die Polizei behielt die Oberhand, und die Presse war sehr einstimmig im Verurteilen der betreffenden Vorgänge. Aber das Prinzip der „Freiheit des Randalierens“ bleibt unangefochten, und wenn auch der Trafalgar Square als Besitztum der Königin jetzt fürs Redenhalten verboten ist, so läßt man der Zunge im Hydepark um so freieren Lauf. Es gibt im freien England ja kein Gesetz, welches derartige Kundgebungen, so lange sie nicht direkt die Ordnung stören, verbietet.

Etwas weniger Freiheit genießt man augenblicklich in Irland, obgleich Verbrechen und Gewaltthaten der „Mondscheinler“, verbunden mit der Hetzerei der Nationalligisten, noch immer im Schwunge sind. Aber man hat regierungsseitig doch endlich begonnen, mit größerer Strenge aufzutreten und das einmal erlassene Verbot der Nationalliga auch nach Kräften durchzusetzen. Mehrere Zeitungen, welche ungescheut trotz des Verbots die Protokolle der Liga veröffentlichten, sind in Anklagezustand versetzt, einige der schlimmsten Agitatoren, vor allem der Schreier O'Brien, zu Gefängnisstrafen verurteilt. Natürlich ist Gladstone und seine Partei im höchsten Grade erbittert über diesen „Terrorismus“. Auf beiden Seiten wird viel geredet; man sieht, darin gleichen sich die Reden beider Parteien, den Untergang der großbritannischen Einheit voraus, nur will die politische Leidenschaft der einen denselben auf Homerule, die der andern ihn dagegen auf die Zwangsbill zurückführen.

* * *

Die **marokkanische Frage**, welche schon anfing „brennend“, oder doch „brenzlich“ zu werden, ist glücklicherweise wieder von der politischen Bildfläche verschwunden. Der Sultan, auf dessen Tod man sich schon so ernstlich vorbereitet hatte, ist wieder genesen und hat die Absicht ausgesprochen, sein Land noch weiter zu regieren. Damit sind gewisse Mächte um eine schöne Hoffnung, Europa aber um einen Zankapfel ärmer geworden, der leicht zu gefährlichen Verwickelungen hätte führen können.

* * *

In **Oesterreich** tagten im verflossenen Monat die Delegationen. Doch brachten sie diesmal wenig Unruhe in die Kaiserstadt; die Verhandlungen wurden rein sachlich geführt und, von der Repetiergewehrfrage abgesehen, die aber ebenfalls eine wider Erwarten glimpfliche Wendung nahm, unterbrach kaum ein Zwischenfall von Bedeutung das Einerlei der Budgetdebatten. In der Eröffnungssitzung gab Graf Kalnoky, von verschiedenen Seiten daraufhin interpelliert, einige Aufklärungen über die auswärtige Politik Oesterreichs, welche zwar nichts wesentlich neues enthielten, wohl aber in warmen Worten das Bündnis mit Deutschland und Italien und die dadurch gegebene Friedensbürgschaft betonten, und welche dem Grafen von russischer Seite, wegen seiner Stellungnahme zur bulgarischen Frage, die heftigsten Schmähungen, von beiden Delegationen aber ein einstimmiges Vertrauensvotum eintrugen. — Die Tschechenfrage, welche der Mittelschulerlaß des Herrn von Gautsch gezeitigt hatte, ist vorläufig zum Abschluß gelangt, und zwar so, daß die Spaltung zwischen Alt- und Jungtschechen eine unheilbare geworden ist. Erstere haben klein beigegeben, letztere sind darüber entrüstet und wühlen schon jetzt im Lande, um bei den künftigen Wahlen den Löwenanteil davonzutragen. Dabei treten die russischen antinationalen Tendenzen der Partei immer deutlicher zutage.

* * *

Bulgariens Stellung nach außen hin hat sich, soweit ersichtlich, nicht geändert, wenn nicht, wie nach den neuesten Enthüllungen fast wahrscheinlich wird, die Kaiserzusammenkunft in Berlin auch hier eine kleine Wendung herbeigeführt hat. Im Innern hat das Land eine Reihe von Ereignissen zu verzeichnen. Die große Sobranje ist eröffnet worden und hat ihre durchaus nationale Haltung verschiedentlich bethätigt. Auch die Stellung des Fürsten scheint sich mehr und mehr zu befestigen. Es war jedenfalls klug gehandelt von Fürst Ferdinand, seines ruhmreichen Vorgängers auf dem Throne bei verschiedenen Anlässen so ehrenvoll zu gedenken, und die jetzt thatsächlich beschlossene Verfolgung Karaweloffs und seines Anhanges kann auch nur dazu dienen, den Fürsten mit seinem Volke immer enger und fester zu verbinden. An Unruhen fehlt es natürlich nicht: bald sind es Attentatsgerüchte, bald Emigrantenputsche, bald zeigt sich der Metropolit Klement widerspenstig; aber die Quellen aller dieser Bewegungen liegen außerhalb des Landes, und wenn der Fürst nur mit seinem Volke einig ist, so werden dieselben kaum ernstere Gefahren heraufbeschwören. — Recht nützlich kann es dem Fürsten werden, daß demnächst seine Mutter, eine kluge und energische Frau, in Sofia eintreffen soll. Vielleicht hätte sie gut gethan, gleich mitzukommen.

* * *

Italiens Interesse konzentriert sich gegenwärtig naturgemäß auf seinen Kriegsschauplatz in Afrika. Es ist angeblich kein Eroberungskrieg, den man begonnen hat, das erklärte schon Crispi in Turin, und König Humbert wiederholte es jüngst bei der Kammereröffnung; es ist vielmehr ein Krieg, der nötig geworden sein soll, um das Ansehen Italiens im abessinischen Lande, das durch die Katastrophe von Dogali einen so schweren

Stoß erlitten hat, wieder herzustellen. Die Erklärung mag in der Hauptsache zutreffend sein. Gleichwohl wird man auch nicht unzufrieden sein, wenn nach beendetem Feldzuge nicht nur Italiens Prestige hergestellt, sondern auch ein greifbarer Vorteil, sei es neuer Kolonialerwerb, seien es Handelsbeziehungen, oder beides zusammen, davongetragen worden wäre. Einen rein platonischen Rachekrieg darf man in unserer berechnenden Zeit wohl kaum noch erwarten. Uebrigens ist bis jetzt alles sehr still verlaufen auf dem „Kriegsschauplatze". Es sind weder die obligaten „Siege", die besonders am Anfang eines Feldzuges auf beiden Seiten aufzutauchen pflegen, erfochten, noch hört man sonst von nennenswerten Ereignissen. Man möchte fast glauben, daß die „Spezial-Berichterstatter" sich durch die außerordentliche Schärfe der für sie geltenden Bestimmungen und Verhaltungsmaßregeln von kühnen Ritten ins alte romantische Land haben abschrecken lassen. Schade für die Zeitungsleser!

Wirtschaftspolitik.

Die Erhöhung der Getreide-Schutzzölle, hinsichtlich deren eine Vorlage an den Reichstag sicher ist, setzt begreiflicherweise die hier sich schroff entgegenstehenden Parteien und Interessengruppen in Vereinsversammlungen und Presse in lebhafteste Bewegung, und der Kampf in der Presse und auf seiten des Manchestertums besonders wird mit außerordentlicher Heftigkeit geführt. Für die Manchesterpartei gibt es auf alle Fälle nur ein Interesse, das nicht nur Anspruch auf Berücksichtigung hat, nein, dem sich alle übrigen Interessen unterordnen sollen — das der sogenannten Handelsfreiheit, in Wirklichkeit das der kapitalistischen internationalen Ausbeutung. Nur jene Gruppe von Geschäftsleuten, welche nichts produzieren, sondern nur „umschlagen", erfahren von seiten des Manchestertums Beachtung, weil sie den free-trade repräsentieren. Sie können beanspruchen und an sich reißen, was sie wollen, so ist dies völlig in der Ordnung; aber wenn sich eine andere Interessengruppe auch nur gegen das Uebergewicht jener auflehnt, so wird sie sofort von den Wortführern des Manchestertums auf das maßloseste angegriffen und des Egoismus, der Lust, sich auf Kosten anderer bereichern zu wollen, beschuldigt.

Für uns sind Zollfragen nichts weniger als Prinzipienfragen. Wir können uns sehr wohl einen wirtschaftlichen Zustand völlig freien Handelsverkehrs zwischen den verschiedenen Völkern denken, ohne daß die gegenseitigen und wohlberechtigten wirtschaftlichen Interessen gefährdet zu sein brauchen. Aber dazu gehört eine sehr wichtige Voraussetzung — eine Voraussetzung, die einfach für die Beziehungen der verschiedenen wirtschaftlichen Gruppen und Länder entscheidend ist. Dies ist die Voraussetzung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der einzelnen Gruppen und Länder, die Nichtverschuldung. Diese wirtschaftliche Unabhängigkeit, die Nichtverschuldung der einzelnen Gruppen und Länder ist aber nicht vorhanden. Die Verschuldung ist vielmehr fast allgemein.

Daher ist die Entwickelung des Zollwesens, ist das Neuerwachsen der Schutzzölle für die Produktion ein natürlich anwachsendes Gegengewicht gegen die fortschreitende Verschuldung der Länder, welche ihre Zinsen in das Ausland zu zahlen haben, in erster Linie ein Gegengewicht in finanzieller Beziehung; und für diejenigen Länder, in denen die Gläubiger jener verschuldeten Länder ihren Sitz haben, in sozialpolitischer Hinsicht. Die verschuldeten Länder, wie Rußland, müssen zu Schutzzöllen greifen, weil sie bereits die direkten Auflagen zur Bestreitung der Bedürfnisse so hochgeschraubt haben, daß die produzierenden Stände an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angekommen sind, wes-

halb nun die Konsumtion und zwar zuletzt die Kapitalkonsumtion ebenfalls in den Steuerkreis gezogen wird, weil es gar kein regelmäßiges Mittel gibt, um die Schuld- bez. Zinsverpflichtungen außerdem noch zu leisten, besonders wenn die Möglichkeit, neue Schulden zu machen, beschränkt wird oder gänzlich aufhört. Anderseits bleibt den Ländern, wo die Gläubiger der verschuldeten Länder ihren Sitz haben, ebenfalls nichts übrig, als zu Schutzzöllen zu greifen oder dieselben zu steigern, weil sonst die zur Deckung der Zinsverpflichtungen an die Gläubiger in die betreffenden Länder eingeführten und dort zum Ausgebot gebrachten Verbrauchsartikel den Anbau der gleichen Artikel, der für den größten Teil der Bevölkerung eine Lebensfrage ist, unlohnend oder unmöglich machen würden. Der Punkt aber, wo es sich für den Staat darum handelt, den Untergang seiner zahlreichsten Bevölkerungsklasse zu verhüten, muß jede vernünftige, noch nicht der internationalen Interessenherrschaft vollständig unterworfene Regierung darauf führen, ein Gegengewicht gegen das Umsichgreifen der Gefahr herzustellen. Damit rechtfertigt sich die Erhöhung der Schutzzölle trotz des Zeterns der Vertreter des Zwischengeschäfts, das für solche Erwägungen freilich keinen Raum hat. Erst kürzlich lasen wir in einem Fachblatte des Zwischengeschäfts, daß es für dieses sehr gleichgültig sein würde, ob die deutsche Landwirtschaft gedeihe oder nicht, wenn es nur selbst seinen Gewinn nicht verkürzt sehe.

Freilich sind die Schutzzölle allein noch keineswegs genügend, um jenes Gegengewicht herzustellen — hierzu gehören Maßnahmen, wie die Arbeiterschutzgesetze und die beabsichtigte und durch den nunmehr veröffentlichten Entwurf in Fluß gebrachte Altersversorgung der Arbeiter, die zum Teil auch schon in Bayern angebahnt war. Ueber diesen Entwurf ist die Debatte erst im Beginn. Aber man kann es als selbstverständlich bezeichnen, daß die Manchesterpresse denselben nur nörgelnd betrachtet. Auch wir finden, daß noch manches am Entwurfe zu bessern ist, und es wird sich noch Gelegenheit finden, diese Punkte hervorzuheben. Allein für uns ist zunächst der grundsätzliche Schritt die Hauptsache. Trotz aller angeblichen Volksfreundlichkeit hat der Liberalismus noch nirgend, wo er auch herrscht, es nur entfernt zu einer ähnlichen Leistung gebracht, sondern sich überall mit dem laissez-faire abgefunden. Für das liberale Manchestertum existiert kein menschlicher, sondern nur ein kapitalistischer Zusammenhang, und nur für diesen haben, wie wir schon bemerkten, seine Vertreter Interesse. Und insofern mögen sie bei ihrem Widerspruch gegen den Fortschritt sozialpolitischer Grundsätze in Deutschland sich und ihre eigene Stellung verteidigen, weil allerdings jener Fortschritt sich ohne Verlust für den Kapitalismus gar nicht denken läßt. Alle Mittel, welche für die sozialpolitischen Maßnahmen in Deutschland aufzuwenden sind, müssen von irgendwem getragen werden, und wenn der hierfür nötige Anteil bisher dem internationalen Kapitalismus zufloß, so wird derselbe allerdings zukünftig um diesen Betrag verkürzt werden.

Um diesen Punkt handelt es sich immer, wenn die Börsenpresse in das Zeug geht. Es hat sich darum auch gehandelt gelegentlich der beabsichtigten Gründung einer Spiritusbank. Auch wir haben, wie man weiß, dem Projekt nichts abgewinnen können; denn wir sahen darin eine kapitalistische Zusammenballung zur Ausbeutung der Produktion, die höchstens einigen gegenwärtigen Besitzern etwas Vorteil bringen konnte, für die gesamten Besitzverhältnisse aber wahrhaft ruinös werden mußte. Allein daß eine Verbindung der Spiritusproduzenten selbst zur Regelung der Produktion von großem Vorteil für die betreffenden Verhältnisse sein müßte, daß dadurch erst die insbesondere erstrebte Unabhängigkeit vom Zwischengeschäft erreicht werden würde, läßt sich leicht erkennen. Daher ist denn auch sofort ein neuer, übrigens kaum entsprechender Versuch, eine Vereinigung der Spiritusbrenner herbeizuführen, mit Spott und Hohn übergossen worden, und die Börse hat denselben in ihrer gewohnten Weise bei der Bevölkerung in Mißkredit zu setzen gesucht. Würde es sich dabei gehandelt haben um Kartelle von Aktiengesellschaften, so würde das Urteil ganz anders gelautet haben —

selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß das im Spiritushandel so mächtige Zwischengeschäft dabei die gebührende Berücksichtigung gefunden haben würde. Dies hat sich im Verhalten der Börsenpresse hinsichtlich der Kartelle der großen Eisenbetriebe gezeigt. Obgleich durch diese Kartelle sogar die Entwickelung der Industrie unmittelbar bedroht ist und obgleich dieselben das sogenannte Konkurrenzprinzip fast vollständig beseitigen, hat sich keine Stimme auf seiten des Manchestertums dagegen erhoben. Es wird sich nun fragen, wie sich diese großen Monopole, die geschäftlich für einen sehr großen Teil ihrer Produktion den Staat zum Konsumenten haben, sich nach der Seite der Konkurrenz hin entwickeln. Denn es ist keineswegs ausgeschlossen, daß es dabei zu Differenzen kommt, wobei sich doch zeigen dürfte, daß Deutschland noch keine Republik ist.

Die englischen wirtschaftlichen Blätter haben übrigens an den Kartellbestrebungen der deutschen Eisenindustriellen eine teilweise sehr interessante Kritik geübt, dabei aber übersehen, daß sich das deutsche Verfahren vom englischen nur in der Form und in der Methode unterscheidet. In England ballt man einfach die Betriebe sogleich in großen Aktiengesellschaften zusammen und saugt die kleinen auf. Zum Teil verfährt man so auch in Deutschland, z. B. hinsichtlich der Kohlenzechen, welche bekanntlich ein großer Kapitalist in Essen zu einer Aktiengesellschaft zusammenschlagen will. Auf dem Brauereigebiet sind die Gründungen meist auf diesem Wege. Immer noch kommen hier dieselben wie Pilze und immer handelt es sich um Kapitalerhöhungen mit oder ohne Verschmelzung mehrerer älterer Unternehmungen in ein neues. Auch bestehende Aktiengesellschaften erhöhen ihr Kapital, um andere Betriebe anzukaufen. Immer mehr aber greift es um sich, daß die Brauereien den Selbstvertrieb ihrer Erzeugnisse in die Hand nehmen, indem sie entweder Wirtschaften mieten oder einrichten oder gar häufig kaufen oder bauen. Selbstverständlich werden diese eigenen Erwerbungen mit Hypotheken so hoch als möglich belastet, was vermöge der Hypothekenbanken sehr leicht ist, weil die Gesellschaften ihr Kapital möglichst ausgiebig umschlagen wollen; und so entsteht ein wahrer Rattenkönig von Verschuldung einerseits und persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen anderseits, welche bei stärkerem Umsichgreifen eine vollständige soziale Umwälzung bezeichnen könnten.

Kritisch bleibt dann die wirtschaftliche Lage immer. Aber man macht sich nicht viel daraus. Einen überraschenden Beweis dafür gibt die Rede des italienischen Finanzministers gelegentlich einer Interpellation im Senat wegen der Vorgänge im Bankwesen. Der Minister gestand zu, daß die Banken trotz seiner Aufsicht das Gesetz in der ärgsten Weise umgangen und für mehr als 300 Millionen Lire an Banknoten über die gesetzliche Ermächtigung hinaus ausgegeben hätten; er gab auch zu, daß die finanziellen Verhältnisse in Italien dadurch sehr kritisch geworden seien und daß insbesondere fast die Hälfte des aus Staatsmitteln, bez. vermittelst einer außerordentlich kostspieligen Anleihe gekauften Goldes wieder zum Lande hinausgeflossen sei. Aber er meinte, wenn dies auch eine Krisis mit sich bringe, so werde dieselbe schon wieder vorübergehen, wie schon so manche Krisis vorübergegangen sei. Und damit war die Sache abgethan. Daß jede Krisis vorübergeht, das hat man vorher auch gewußt; daß es aber staatsmännisch sei und finanzpolitisch gerechtfertigt, sich auf dieses Vorübergehen zu verlassen, dürfte wenigstens nicht so ohne weiteres anerkannt werden. Denn es kommt bei einer Krisis nicht sowohl auf das Vorübergehen als vielmehr darauf an, wie sie vorübergeht, und es heißt wahrhaftig auf Verhältnisse, wie wir sie in Frankreich haben, mutwillig hintreiben, wenn man sich so leicht über die Dinge hinwegsetzt, wie es der italienische Finanzminister thatsächlich und nun auch verantwortlich gethan hat. Die italienischen Banken werden natürlich aus der Antwort des Ministers lesen, was ihnen gefällt, und sich noch weniger um das Gesetz kümmern, als zuvor. Bald wird daher von den siebenhundert Millionen Lire Gold, die vor kaum drei Jahren durch die Herren Baring in London angeschafft wurden, kein „Maravedi" mehr im Lande sein; man wird

wieder Zwangskurs einführen müssen. Das ungeheure Disagio, das für den Ankauf jenes Goldes ausgegeben wurde, ist zum Fenster hinausgeworfen, aber die Börse hat ein Geschäft gemacht und wird weitere machen von dem, was die Länder verlieren.

Man kann vielleicht behaupten, daß ein Land nichts Besseres thun kann, als sich von dem in immer wildere Kreise geratenden finanziellen Hexensabbath abzuschließen wie durch eine chinesische Mauer, die nun freilich auch weiter nichts sein soll als — Chimäre. Aber wahrhaft unentwirrbar scheint der Knoten, in welchen in Paris Politik und Finanzinteresse geraten sind. Der finanzielle Wagen und der wirtschaftliche überhaupt sind in einer Sackgasse, welche jetzt der Finanzminister wenigstens durch die Konversion der älteren 4½prozentigen Rente in etwas vertiefen wollte. Da fährt die republikanische Politik in dieselbe Gasse hinein und so hockt einer auf dem anderen. Denn es ist ganz richtig, was der Finanzminister in der Kammer sagte, daß die Konversion unmöglich sein würde, wenn die Rente nur um Ein Prozent zurückginge. Dabei droht den Franzosen noch ein anderer finanzieller Krach — der des Panama-Kanals. Im Vertrauen auf Herrn von Lesseps und seine glückliche Durchführung des Suezkanals haben insbesondere die französischen kleinen Kapitalisten sich massenhaft an den Zeichnungen für das Unternehmen beteiligt. Aber für die Vermittelung dabei hat man der Börse so ungeheure Vorteile gewähren müssen, daß nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil der eingegangenen Summen an das Unternehmen hat gewendet werden können. Der Versuch einer neuen Anleihe ist trotz ungeheurer weiterer Vorteile an die Börse und obgleich das Doppelte der geborgten Summe zur Rückzahlung versprochen wurde, mißglückt und die Versprechungen hinsichtlich der Vollendung des Kanals erweisen sich als sehr unsicher. Und nun kommt Herr v. Lesseps mit dem letzten Versuch einer Losanleihe an den französischen Finanzminister mitten in die Krisis der Republik selbst hinein. Man mag daher immerhin mit einiger Spannung dem Gang der Dinge dort entgegensehen, wobei es gewiß nicht erleichternd ist, daß man auch aus den industrieellen Betrieben fast allenthalben einen schwachen Gang meldet.

Aus den übrigen Industrieländern lauten inzwischen allerdings die Berichte noch günstig. Was Deutschland betrifft, so haben wir schon hervorgehoben, daß die englischen Konkurrenten den lebhaften Gang der Eisenindustrie nicht für gesund halten. Immerhin arbeiten die deutschen Betriebe noch in erster Linie für das eigene Land, was bei den englischen nicht der Fall ist, während die auswärtige Konkurrenz immer stärker wächst. Freilich ist die englische Eisenproduktion auch in diesem Jahr noch gestiegen, und man erwartet, daß dieselbe auf mehr als 7 500 000 Tonnen anwachsen wird. Aber auch die Lager in den Hauptausfuhrplätzen haben einen enormen Anwachs, während der Bedarf in den Verbrauchsländern wieder sehr nachgelassen hat. Vor allem aber sind die Preise gesunken, und der Preisunterschied für eingeführtes englisches Eisen in New-York beträgt seit zwei Jahren fast 10 Mark, die also am Produktionsertrag verloren gehen. Dabei schwillt die amerikanische Produktion so an, daß sie die englische fast schon erreicht hat. Die Roheisenherstellung soll in diesem Jahr in den Vereinigten Staaten bis auf nahezu 7 000 000 Tonnen gebracht werden, und mit Beginn des neuen Jahres sollen neue Hochöfen so zahlreich angeblasen werden, daß die Produktion um 1 Million Tonnen gesteigert wird. Die Kohlengewinnung hatte in den ersten neun Monaten des laufenden Jahres bereits 24 978 984 Tonnen erreicht. Dagegen betrug die deutsche Roheisenproduktion im Jahre 1886 nur 2 563 000 Tonnen, während die englischen Lager von Roheisen auf 2 700 000 Tonnen angeschwollen sind, so daß dort die Preisgestaltung bereits vollständig unter der Einwirkung des Warrantwesens steht. Der Zeitpunkt, wo die Eisenproduktion der Vereinigten Staaten die englische übertrifft und wo man auch dort mehr produziert, als man braucht, scheint sich daher allerdings sehr rasch zu nähern, obgleich trotz der enormen amerikanischen Produktion in den Monaten Juni bis Oktober immer noch über 570 000 Tonnen englisches Eisen und Stahl nach den Vereinigten Staaten gebracht wurden. Der Bedarf für den Eisen-

bahnbau dort war auch bereits ein ungeheurer. Wenn man aber findet, daß von den 8648 Meilen Eisenbahnen, welche in den ersten zehn Monaten dieses Jahres in den Vereinigten Staaten neu eröffnet wurden, fast die Hälfte auf die wenig bevölkerten, größtenteils unter latifundischem Betriebe stehenden westlichen Staaten kommt, so wird man zu der Anschauung kommen, daß die Grenze der Ausdehnung des Eisenbahnbaues in den Vereinigten Staaten zunächst doch nahezu erreicht ist und damit natürlich auch der Absatz des Materials für den Bau.

Hierzu kommt, daß sich neuerdings in den Vereinigten Staaten mehrere, auch für Europa wichtige Agitationen gegen die kapitalistische Ausbeutung erhoben haben. Die am tiefsten gehende dieser Bewegungen ist diejenige gegen die Latifundienwirtschaft im Westen, die auf ähnliche Verfügungen wie der russische Fremden-Ukas hinausläuft, und will, daß es Ausländern verboten werden soll, in den Vereinigten Staaten Grundbesitz zu erwerben. Diese Bewegung ist eine Fortsetzung derjenigen gegen die Eisenbahnen, welche nach dem Westen führen und denen anstatt einer Zinsgarantie ein sogenanntes Landgrant, eine große Strecke von Land zu beiden Seiten der Bahnstrecken gegeben worden war. Hieraus sind zuerst die großen latifundischen Betriebe im Westen, welche der regelmäßigen Landwirtschaft so schwer konkurrieren, erwachsen, indem die Bahnverwaltungen, anstatt das langsame Besiedeln mit Farmern abzuwarten, obgleich dies eine weit gesundere Grundlage für die Zukunft gewesen wäre, sogleich große Strecken an Aktiengesellschaften abgaben. Außerdem hatten die Bahnen noch weit über das ihnen überlassene Gebiet hinausgegriffen und ungeheure Ländereien, die gar nicht zu ihrem Grant gehörten, „eingezäunt“ und weiter abgetreten. Als sich dann aber die Latifundien-Konkurrenz den Farmern in den östlichen Staaten allzu empfindlich bemerklich machte, kam man zuerst auf diesen Punkt, und die Bundesbehörden schritten ein; man stellte die Schenkungen fest und es wurden bereits viele Millionen des widerrechtlich angeeigneten Besitzes wieder zurückgezogen. Hierauf folgte das Vorgehen gegen das Latifundienwesen selbst, das freilich zunächst weniger Aussicht zu bieten scheint, wenn nicht die Gesetzgebung der Einzelstaaten dabei in Wirksamkeit kommen kann. Die andere dieser Agitationen ist diejenige gegen die Differentialtarife der Eisenbahnen, welche mehr von den amerikanischen Handelsplätzen auszugehen scheint, indem sich diese durch die zwischen den Eisenbahnen und Schiffsrhedereien bestehenden Verträge, wonach das direkt verschiffte Getreide zu niedrigerem Tarifsatz verfrachtet wird, als das, was auf die New-Yorker Lager kommt, benachteiligt fühlen. Der Einfluß des New-Yorker Handels scheint dabei ziemlich raschen Erfolg gehabt zu haben — wenn es nicht nur ein Scheinerfolg ist; jedenfalls wurde zugestanden, daß die Verträge zwischen den Eisenbahnen und Schiffsrhedern, welche zu Neujahr ablaufen, nicht mehr erneuert werden sollen. Dadurch könnten sich die Weizenpreise in London etwas heben. Doch ist dem Monopolismus, wie er auf dem amerikanischen Eisenbahngebiete herrscht, nicht zu trauen. Jetzt ist auch fast das gesamte Telegraphenwesen der Vereinigten Staaten in die Hände des Börsenhäuptlings Gould gekommen, so daß sich selbst in der Presse der Vereinigten Staaten schwere Bedenken gegen den dadurch herbeigeführten Zustand erheben und Stimmen für Verstaatlichung des Telegraphenwesens laut werden. Bemerkenswert ist es immerhin, daß gleichzeitig mit der enormen Ausdehnung der Macht des gedachten Jobbers gegen ihn eine Klage wegen nicht weniger als nahezu 9 000 000 Dollars erhoben wurde! Auch eine verschärfte Konkurrenz gegen die europäisch-asiatische Dampfschiffahrt wird von den Amerikanern beabsichtigt durch Verkürzung der Eisenbahnfahrzeit von New-York nach San Franzisko auf 5 Tage.

Die Rückwirkungen der amerikanischen Verhältnisse auf Europa werden sich erst dann mit voller Wucht geltend machen, wenn auch die amerikanische Industrie für den Export zu arbeiten beginnt. Bis jetzt ist es nur die Landwirtschaft, welche den Einfluß der wirtschaftlichen Verschiebung, die spekulativ nicht wenig verschärft wird, fühlt. Man scheint davon bei uns jetzt auch hinsichtlich der Ursachen aufmerksam zu werden.

Die offiziösen Bemerkungen über die spekulative Beeinflussung der Preisbildung scheint darauf hinzudeuten. Nun heißt es aber auch, daß das Reich dabei sei, ein Warrantgesetz ausarbeiten zu lassen. Das kann aber nur ein Gesetz sein zu gunsten der Spekulation, gerade so wie der Gedanke der Beseitigung des Identitätsnachweises ein Gedanke zu gunsten der Spekulation war, obgleich derselbe von landwirtschaftlicher Seite angeregt wurde. Die weitaus größte Anzahl der landwirtschaftlichen Interessenvertretungen hat dies auch erkannt. Hoffen wir, daß hinsichtlich des Warrantwesens das Gleiche der Fall sein werde.

Kirche.

Unsere Bemerkung im Anschluß des Berichtes über die Konversionen in den russischen Ostseeprovinzen hat von verschiedenen Seiten her ernste Rügen erfahren. An die sehr verwunderliche Thatsache der Massenübertritte, besonders aus der früheren Periode, die sich jetzt zu wiederholen beginnen, knüpften wir die Mahnung: „Möchte die lutherische Geistlichkeit der Ostseeprovinzen sich immer ernstlicher vor die Frage stellen, mit welcher Schuld sie beteiligt ist an dem Umstand, daß das Band zwischen der lutherischen Kirche und ihren Gliedern ein so lockeres ist. Die Herren Seelsorger scheinen zum guten Teil Gutsbesitzer geworden zu sein, die von der Bevölkerung mit den deutschen Grundbesitzern in einen Topf geworfen werden, so daß alle Interessengegensätze, die von den Hetzern gegenüber dem Adel den Leuten eingeredet werden, sich mit auf die Pastoren übertragen." — Ein Leser unseres Blattes aus dem Stande selbst, um den es sich hier handelt, verlangt für diese letztere Anklage Thatsachen als Beweise, und bestreitet dieselbe auf das entschiedenste. Und ein anderer Freund schreibt uns: „Es hat mich schmerzlich berührt, daß Sie für die evangelische Kirche der Ostseeprovinzen nur Vorwürfe haben, kaum ein Wort der Teilnahme. Und diese Vorwürfe sind der Sache nach nicht einmal berechtigt. Wenn manche Pastoren bei uns früher zum Teil als Gutsbesitzer aufgetreten sind, — es waren immer nur Ausnahmen —, so ist davon jetzt längst keine Rede mehr. Die Verhältnisse haben sich vollständig geändert. Was die Pastoren mit den Gutsbesitzern gemein haben, ist ihre deutsche Nationalität und ihre gemeinsame furchtbare Not. Daß die Seelsorge manches zu wünschen übrig läßt, weiß ich wohl. Immerhin liegen die Dinge noch heute so, daß unsere Pastoren ihre Kirchen jeden Sonntag vollständig gefüllt haben. Die Leute zu Hause aufsuchen geht nur in den seltensten Fällen an, weil die Kirchspiele zu groß sind, durchschnittlich über 10 000 Seelen, die auf mehreren Quadratmeilen meist zerstreut leben. Das gilt besonders von Liv- und Kurland, wo es fast gar keine Dörfer gibt. Die Zahl der Uebergetretenen geben Sie zu hoch an (12 000). Nach allem, was ich aus guter Quelle höre, ist sie schwerlich auf mehr als die Hälfte anzunehmen. Auf russischer Seite hat man natürlich ein Interesse daran, möglichst große Zahlen anzugeben; Sachkenner haben mir gesagt, daß dies unzweifelhaft geschieht. Von einem gerade jetzt stattfindenden Massenabfall in Esthland ist mir nichts bekannt. Was sich so nennen läßt, hat in den Jahren 1883—85 stattgefunden. Jetzt kommen, so viel ich weiß, nur vereinzelte Uebertritte vor. Und auch in Esthland macht sich eine starke Rückströmung geltend, die freilich keinen praktischen Ausdruck finden kann. In Livland sind überhaupt bis 1887 nur etwas über 1000 Personen übergetreten, in Kurland etwas mehr. Anerkanntermaßen ist es fast durchweg Gesindel. Wenn in Deutschland ähnliche Verhältnisse herrschten, so würde meiner Ueberzeugung nach — und ich kenne Deutschland seit 30 Jahren — der Abfall nicht geringer sein, in manchen Gegenden sogar größer."

Wir bemerken dazu folgendes: In der früheren Abfallsperiode waren die Zahlen

sehr bedeutende. Die 40 000 Zurückgetretenen werden doch nicht von orthodoxer sondern von lutherischer Seite angegeben. So kann man es uns nicht verübeln, wenn wir die Mitteilungen der Blätter über die jetzigen Uebertritte zunächst einfach annahmen, wir freuen uns aber sehr der Berichtigung in dem mitgeteilten Briefe und finden selbst die Gründe, warum die höheren Zahlen unglaubwürdig seien, recht einleuchtend. — Auch die Mitteilungen über die Schwierigkeit der Seelsorge in den großen Parochien sind sehr wichtig. Wenn aber der erste Briefschreiber thatsächliche Beweise fordert, so müssen wir sagen, daß wir eine Liste von solchen Pastoren, die uns Gutsbesitzer geworden zu sein „scheinen", nicht zu geben im stande sind. Uns schien nur eine Erklärung für die auffallende Erscheinung in den Erzählungen zu liegen, wie sie vielfach in unseren kirchlichen Kreisen umlaufen, und wie sie insbesondere dem Schreiber dieses durch verschiedene ernste junge Geistliche, die als Hauslehrer in den baltischen Provinzen gewesen sind, und durch andere Augenzeugen mitgeteilt sind, wovon aber Einzelheiten unter den jetzigen Umständen nicht angeführt werden sollen. Aber erstlich freuen wir uns, daß der obige Brief (unsere warnende Frage für früher bestätigend) für jetzt eine gänzliche Veränderung der Verhältnisse konstatieren kann. Zweitens war auch mit unserer Bemerkung im Oktoberheft nicht der ganze Stand getroffen. Dem Schreiber dieses ist nicht nur eine Anzahl der trefflichsten Pastoren aus den baltischen Provinzen persönlich bekannt, er kann auch sagen, daß er keinem von einem Menschen verfaßten Buche für sich so viel verdankt, als einem Schriftchen des weiland Diakonus an St. Olai zu Reval, d. i. des seligen Huhn. Drittens ist zuzugeben, daß es ein Versehen war, eine solche Mahnung wie in dem angezogenen Bericht, auch wenn sie so begründet wäre, wie wir annahmen, den Brüdern, die in so bedrängter Lage sind, zukommen zu lassen, ohne gleichzeitig ihnen Teilnahme auszusprechen. Doch wird dem Leser der kirchlichen Berichte bekannt sein, wie oft und innig diese Teilnahme ausgesprochen ist. Wir sind in Preußen wahrlich dessen eingedenk, daß es die baltischen Lutheraner waren, um deren willen in unsere Agende einst die Fürbitte aufgenommen worden ist in das sonntägliche Kirchengebet: „sei aber insonderheit allen denen gnädig und barmherzig, die mit uns denselben teuren Glauben empfangen haben, dermalen aber noch in vieler Gefahr, Not und Verfolgung leben."

Im übrigen haben wir heute nur zu berichten über die Synoden der östlichen preußischen Provinzen, von denen die pommersche und sächsische noch im Oktober, um die Wende des Monats die brandenburgische, dann die westpreußische und in der zweiten Hälfte des Monats die ostpreußische abgehalten worden sind. Ueber die schlesische und die posensche liegen uns die Berichte noch nicht vor. Ihre Kennzeichnung erhielten diese Synoden sämtlich durch die Verhandlungen über die auf einer jeden gestellten Anträge, die auf eine größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche abzielen. Wenn eine so prinzipielle Frage in dem kirchlichen Leben zur Verhandlung steht, dann müssen alle anderen dagegen zurückstehen — wenn die Sonne aufgeht, dann erbleichen die Sterne. Und es ist in der That die Frage nach der Regelung des Verhältnisses zwischen der Kirche, dem Landesherrn, der Staatsgewalt und der an dieser teilnehmenden Volksvertretungen die wichtigste, welche auf dem Gebiete des äußeren kirchlichen Lebens seit der Reformation aufgetaucht ist. Man hat es noch nicht überall erfaßt, daß sich hier Umänderungen nicht nur als notwendig herausstellen, sondern als so notwendig, daß sie sich zum größten Teil schon von selbst vollzogen haben und es nur noch darauf ankommt, die Konsequenzen davon zu ziehen. Der Grund zu diesen Umänderungen in dem Verfassungsleben der evangelischen Kirche liegt darin, daß die Staatsgewalt, welche bisher in der Person des absoluten Fürsten Inhaberin des Kirchenregiments gewesen war, von 1848 an in zwei Faktoren auseinandergegangen ist; auf der einen Seite steht die Person des Landesherrn, der evangelische König, und auf der anderen die Volksvertretung, von der seines religiösen Bekenntnisses wegen niemand ausgeschlossen werden darf. Sofort ergriff der Landesherr als

Person Maßregeln, die es bezeugten, daß er die Kirchengewalt mit dem konfessionslosen Landtage nicht zu teilen gedächte. Aber um diese Frage dreht sich nun der Streit. Während es früher die liberale Partei auf eine möglichste Scheidung zwischen religiösen und politischen Dingen ablegte, ist sie seit dem Kulturkampf im Anfang der siebziger Jahre darauf bedacht, die ganze alte Kirchenhoheit, die der absolute Landesherr ausübte, der Staatsgewalt zu retten. In diesem Sinne wurde die Kirchenverfassung von 1873 und 1875 durch das Einführungsgesetz von 1876 modifiziert, wodurch sich überall das Staatsministerium und die gesetzgebenden Faktoren zwischen die Kirche und den Landesherrn als Oberbischof drängen und den Synoden allerlei Fesseln anzulegen versucht werden, damit ihr Kompetenzgebiet möglichst beschränkt und die Ausführung ihrer Beschlüsse möglichst mit Hindernissen umgeben würde.

Nachdem im Laufe der letzten anderthalb Jahre eine ganze Reihe von Kreissynoden sich mit diesen Fragen beschäftigt hatten, haben alle Provinzialsynoden über daraufhin gestellte Anträge zu verhandeln gehabt. Ueber das Eintreten der beiden westlichen Synoden für die Selbständigkeitsanträge haben wir schon im Oktoberheft berichtet. Von den oben genannten östlichen Synoden hat einzig die westpreußische den Vorzug einer Majorität, welche außerhalb des Verständnisses für die Aufgaben der Zeit steht. Doch hat sich auch hier eine starke Minorität für die Anträge auf Abänderung gewisser Bestimmungen des Staatsgesetzes von 1876 ausgesprochen. Von den übrigen haben eine besondere Bedeutung die beiden am frühesten abgehaltenen, in Stettin und in Merseburg. Die Pommern hatten in ihren Reihen einige so entschiedene und prinzipielle scharfe Verfechter des — wie man ihn kurz bezeichnet — Hammersteinschen Antrages und anderseits einige so entschiedene Gegner, daß man an gemeinsame Schritte von vornherein nicht gedacht zu haben scheint. Aber mit sehr großer Majorität wurde doch der Antrag angenommen, den Oberkirchenrat zu ersuchen, bei der Regierung ein Gesetz zu erwirken, wodurch die Beschränkungen der Synoden, die im Gesetz von 1876 enthalten seien, geändert würden. Besonders gehen die Wünsche dahin, 1. daß nicht zu jeder Aenderung eines Punktes der kirchlichen Verfassung erst ein Staatsgesetz nötig sei, mit allen seinen Landtagsverhandlungen, die dabei erforderlich sind, — 2. daß das berühmte ministerielle Placet zu jedem von der Synode beschlossenen Gesetze, das ohnedies dem Könige vorgelegt wird, in seiner jetzigen Form aufgehoben werde, — 3. daß zur Erhöhung von Kirchensteuern zu provinziellen und landeskirchlichen Zwecken über 4 Prozent nicht mehr die Landesgesetzgebung, sondern nur das Ministerium zuzustimmen habe, und daß 4) die Mitwirkung der Staatsbehörden bei der Besetzung kirchenregimentlicher Aemter sich auf ein Veto beschränken möge. Der alte Antrag auf eine Mitwirkung der kirchlichen Organe bei einer Besetzung der theologischen Professuren wurde auf der pommerschen Synode wiederholt. Und außerdem der sehr wichtige Beschluß gefaßt: „Se. Maj. den König allerunterthänigst zu bitten, eine außerordentliche Generalsynode der Landeskirche einzuberufen und ihren Vorstand zu beauftragen, die desfallsige Bitte im Namen der Synode durch den hochwürdigen Oberkirchenrat in die Hände Sr. Majestät gelangen zu lassen.“ Die Begründung dieses Beschlusses, der natürlich überall Aufsehen erregen mußte, wurde mit Recht darin gegeben, daß die ganze gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche, besonders auch mit Rücksicht auf die römisch-katholische Kirche, eine Zusammenfassung, wie sie durch die Generalsynode geschieht, dringend erforderlich mache, und daß auch verschiedene Vorlagen, wegen Eintrittes der politischen Wahlen, in der letzten Synode nicht mehr erledigt werden konnten. Gewillfahrt wird natürlich dieser Bitte nicht werden, denn eine solche außerordentliche Generalsynode kostet dem Staate Geld, und Geld ist für solche Zwecke schwer zu haben, um so weniger, wenn man befürchten muß, daß die Generalsynode ebenso unliebsame Anträge stellen würde, als die Kreis- und Provinzialsynoden.

In Merseburg verlief die Sache ganz anders. Bei dem gänzlichen Fehlen einer entschiedenen Linken auf der sächsischen Synode konnte der Versuch nicht aussichtslos

erscheinen, eine Verständigung aller drei Parteien über die kirchlichen Selbständigkeitsanträge zu erzielen. Es gelang in der That ein Kompromiß, der folgendes Aussehen hat: in einem ersten Punkte wurde die Dotationsforderung gestellt, d. h. eine Bewilligung von feststehenden und reichlichen Mitteln durch Staatsgesetz. — in einem zweiten wurden in vier Abschnitten die wesentlichen Forderungen des Hammersteinschen Antrages, nur in etwas vorsichtigerer Form gestellt, und in einem dritten der Evangelische Oberkirchenrat ersucht, eine Revision der Verwaltungsordnung herbeizuführen, „durch welche den Einzelgemeinden ein größeres Maß selbständiger Verfügung gewährt werde". Dieser dritte Punkt war die Forderung der Mittelpartei, durch deren Aneignung die beiden anderen Parteien die Zustimmung derselben zu Punkt 2 erkauft hatten.

Immerhin hat nun die einstimmige Annahme der so formulierten Anträge durch die ganze Synode solchen Eindruck gemacht, daß die nun folgenden Synoden von Brandenburg und Ostpreußen sich dem Wortlaut der sächsischen Beschlüsse angeschlossen haben, wo sie freilich nur mit Majorität zur Annahme gelangten. Charakteristisch aber ist, daß die Rechte in Königsberg, da sie ja an einen Kompromiß nicht gebunden war, den Satz von den Einzelgemeinden mit 57 gegen 52 Stimmen verwarf.

Die vier Abschnitte des zweiten Punktes der Merseburger Beschlüsse haben, wie gesagt, eine vorsichtigere Form erhalten, doch sind es sachlich dieselben Wünsche geblieben. Wenn z. B. Absatz 1 sich so ausdrückt, es möchte der Umfang, in welchem jede Abänderung der gegenwärtigen kirchlichen Organisation nur durch einen Akt der staatlichen Gesetzgebung möglich ist, näher bestimmt werden, — so ist damit nichts anderes gemeint, als mit der Forderung z. B. des Hammerstein-Kleist-Retzowschen Gesetzentwurfes. Bei den folgenden Absätzen tritt die Uebereinstimmung noch deutlicher hervor.

Auf mehreren der Synoden wurde ferner ein zu der Selbständigkeitsfrage gehöriger Fall zur Sprache gebracht, nämlich die noch immer ausstehende Königliche Genehmigung eines von der Generalsynode 1885 beschlossenen Gesetzes, das auch die Zustimmung des Landtages bereits gefunden hat. Die Generalsynode hatte dem § 14 der Kirchengemeinde- und Synodalordnung eine andere Form gegeben, um den Pastor gegen Beschlüsse seines Gemeindekirchenrates in bezug auf geistliche Handlungen mehr zu schützen. Der Landtag hatte keine Bedenken gefunden. Aber noch immer ist das Gesetz nicht wirklich geworden, weil es in irgend einem der Staatsministerien, durch die es seinen Rundlauf machen muß, um überall sich ein Placet zu holen, aufgehalten worden ist. Man hat sich nun entweder direkt an Se. Majestät (wie in Pommern) oder an den Evangelischen Oberkirchenrat gewandt, mit der Bitte, diese Sache in Fluß zu bringen.

Zu bedauern könnte es ja an und für sich sein, daß auf dem Altar der Eintracht zu Merseburg die evangelischen Fakultäten geopfert worden sind. Denn in diesem Punkte hätte die Mittelpartei mit ihren akademischen Führern keinen Spaß verstanden. Doch ist zu bedenken, daß der Ausfall des Votums einer Provinzialsynode in dieser Angelegenheit von keiner Bedeutung ist. Und wenn jene Einmütigkeit in bezug auf die übrigen Beschlüsse für die Organisationsfrage von Einfluß sind, so soll es uns herzlich freuen.

Im übrigen wurden auf allen Synoden eine lange Reihe mehr oder minder wichtiger Gegenstände verhandelt, u. a. die Abänderung des Pfarrwahlrechtes in Gemeinden unter 500 Seelen, wo bisher alle Gemeindeglieder, nach einem Vorschlag des Oberkirchenrats nur die eingeschriebenen Wähler ihre Stimme abzugeben haben sollen, — ferner Fragen der inneren Mission, liturgische, hymnologische und Kassenangelegenheiten. Man kann die ernste Thätigkeit, den Fleiß und die Sachlichkeit dieser unserer Synoden nur von ganzem Herzen anerkennen. Möchte Gottes Segen auch diese Arbeit begleiten!



Neue Schriften.

1. Politik.

— System der Finanzwissenschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende von Wilhelm Roscher. 2. unveränderte Aufl. (Stuttgart, J. G. Cotta.) 1886. X und 699 S.

Dieses von einem bewundernswerten Fleiße, von der eingehendsten Sachkenntnis, dem unbefangensten Urteile — namentlich den Leistungen anderer gegenüber — sowie der lichtvollsten Darstellung zeugende Werk kann von mir nur angezeigt werden. Ich habe dasselbe als „Studierender" in die Hand genommen und stets beim Studieren den Gedanken gehabt: Hätte man uns doch vor dreißig Jahren statt eines dürftigen Kolleg-Diktates ein solches Buch in die Hand gegeben! Das Ganze zerfällt in sechs Bücher: Ganz- und halbprivatwirtschaftliche Staatseinnahmen, Steuern im allgemeinen und im einzelnen, Staatsausgaben, Gleichgewicht zwischen Staatseinnahmen und Staatsausgaben, Finanzverwaltung. — Im übrigen kann ich mich darauf beschränken, als Proben von der mustergültigen Auffassung und Darstellung Roschers einzelne Textstellen auszugsweise hierherzusetzen. In der Einleitung ist die Rede vom alten privatrechtlichen Staate. Im Anschlusse hieran sagt Roscher: „Indes gehört die Fortdauer einiger Ueberreste des privatrechtlichen Staates, mag dadurch immerhin die stilvolle Eleganz des Staatsgebäudes etwas gestört werden, zu den wirksamsten Mitteln, der Omnipotenz des Staates vorzubeugen, die, wie jede Schrankenlosigkeit unter irrtums- und sündefähigen Menschen, die schwerste sittliche Gefahr ist. (Staatsvergötterung des „Maechiavellismus"!) So kann z. B. die Erblichkeit des Thrones als ein überaus heilsamer Ueberrest des privatrechtlichen Staates betrachtet werden, im Gegensatz der Republik (res publica), welche den Uebertreibungen der staatsrechtlichen Ansicht viel offener liegt" (S. 10). Nicht selten sind Goldkörner in kleinen Anmerkungen zu finden, z. B. „heutzutage sind die gelehrten Studenförster leicht ebenso sehr zu fürchten, wie im 16. und 17. Jahrhundert die „hundsphilosophischen" Nimrode" (S. 68). „Im Kirchenstaate soll die Vorschrift der Gerichtsordnung von 1834 (Art. 1651), daß der Fiskus nur zu den Prozeßkosten verurteilt werden konnte, dazu geführt haben, daß die Unterthanen bei sonnenklarem Recht doch gegen fiskalische Erpressung aus Furcht vor den Prozeßkosten oft still schwiegen." (S. 97.) „Die Ansicht, daß eine Lotterie zu Ersparnissen führe, insofern die kleinen Einsätze vom Einkommen bestritten, die großen Gewinnste aber zum Vermögensstamme geschlagen würden (Bernouilli Schweiz. Archiv III, 112), steht im Widerspruch mit der alten Erfahrung: Wie gewonnen, so zerronnen!" (S. 126). — Ganz vortrefflich ist, was Roscher gegen das im deutschen Reich einzuführende Tabakregal geltend macht. Wie umsichtig, besonnen, klug sind die wenigen Sätze auf S. 131. — Wie treffend ist die Unterscheidung, welche Roscher im Punkte der Veröffentlichung der Steuer-Deklarationen macht: „Wo es sich um einzelne Vermögens- und Einkommensquellen handelt, zumal solche, die ohnehin dem Auge des Publikums zugänglich sind, wie Grundstücke: da kann eine öffentliche Auslage der vorläufigen Katasterarbeiten zu deren schließlicher Berichtigung und zur allseitigen Beruhigung der Steuergemeinde sehr beitragen. Anderseits halte ich aber das Gesamteinkommen eines Menschen so sehr für den wirtschaftlichen Körper gleichsam der ganzen Persönlichkeit, daß mir seine rücksichtslose Bloßlegung vor jedermanns Augen schwere Bedenken macht. Kann jeder Spekulant auf anderer Geldbeutel, jeder habgierige Freier, jeder Hochstapler einen klaren Einblick in die wirtschaftliche Lage seiner Opfer verlangen; muß jeder Arzt, Anwalt ꝛc. mit abnehmender Kundschaft diesen Rückgang der Schadenfreude jedes Rivalen aufdecken: welcher Anlaß zu Freveln und Schmerzen, und zwar alles mit Hilfe des Staatszwanges!" (S. 280). — Ergötzlich ist folgender Vergleich S. 335, Note 8: „Wie Bremen 1877 die nahe bei der Stadt gelegenen Felder so besteuern wollte, als wenn sie verkaufte Hausbauplätze gewesen wären, so war dies, bei der Unberechenbarkeit aller Zukunft, doch etwas ähnliches, als wenn man einen Barbier danach besteuerte, was er, zum berühmten Wundarzte ausgebildet, verdienen könnte." Roschers

praktischer Blick verlangt Dienstwohnungen für alle ständigen Beamten: „Die Wohnungsnot, an der jetzt so viele Großstädte leiden, gehört zu den gefährlichsten Sozialkrankheiten. Sie macht durch Enge und Schlechtigkeit des Wohnens die Erhaltung, mehr noch die Anerziehung der Tugenden, welche wir Häuslichkeit nennen, fast unmöglich. Sie prägt durch den häufigen Wohnungswechsel mit seinen schweren Kosten der von ihm betroffenen Volksklasse einen fast vagabundischen Stempel auf, bringt sie auch in die drückendste Abhängigkeit von dem oft wechselnden, ungebildeten, oft nicht einmal wohlhabenden Hauseigentümer („Wohnungsfeudalismus!“). Servis- und Quartiergelder nützen darum nichts, weil dieselben bekannt und Anlaß zur Mietesteigerung werden. Dagegen würde ein systematischer Neubau von Beamtenhäusern in der Nähe ihres Amtslokales schon an sich die allgemeine Wohnungsnot erheblich mildern und zugleich auf die Dauer die Erhaltung eines würdigen Korpsgeistes unter den Beamten fördern. So könnten auch die etwa zu diesem Zwecke nötigen Anleihen 2c. durch die nunmehr nicht unbillige Verminderung des Bargehaltes sicher verzinst werden“ (S. 472).

Wer Roschers „Finanzwissenschaft“ nicht kennt, macht sich keine Vorstellung von dem wissenschaftlichen Material, welches der Verfasser nach Ausweis der inhalt- und citatenreichen Anmerkungen im Laufe der Zeit bewältigt hat. Nur deutscher Fleiß sieht sich bei den alten Völkern und bei den im Vordergrund stehenden modernen Nationen und ihrer Litteratur so um, wie es Roscher gethan hat. Darum ist sein Werk auch ein zuverlässiger, sicherer Führer in dem Labyrinth der verschiedenen finanziellen Fragen der Gegenwart.

O. K.

2. Kirche.

— Die Hoffnung der Kirche Jesu Christi und des Volkes Israel. Ein Beitrag zur Lösung der großen Fragen unserer Zeit von J. E. G. L[utz]. Neu bearbeitet und herausgegeben von Dr. Paul Wigand. (Augsburg, Preyß.) 1887. 110 S. 8°. 1,30 M.

Von England her, nämlich durch Irvingianer, war der ehedem römisch-katholische Priester Lutz in Karlshut im Donaumoos angeregt worden, mit den eschatologischen Fragen sich zu beschäftigen, auf welche mehrere Menschenalter zuvor schon viele andere ernste Christen lange vor Irving durch Bengel und Jung-Stilling waren hingewiesen worden. Es verdient ausdrücklich angemerkt zu werden, daß das vorliegende Lutzsche Schriftchen nichts spezifisch Irvingianisches enthält, sondern sich bescheidet, die Weissagungen der heil. Schrift von den letzten Dingen übersichtlich zusammenzustellen. Ob dieser Konspekt ein durchaus richtiger sei, kann freilich fraglich erscheinen. Ob der Herr, ehe die Trübsal der antichristischen Zeit ihren Höhepunkt erreichen wird, die Seinen „durch die erste Auferstehung rettend heimholen wird“, und hiervon wiederum „die Errettung einer Erstlingsschar vor jener Trübsal“ zu unterscheiden sei — ob gerade während des antichristischen Reiches*) Israel nach Canaan gesammelt werde, und zwar „ganz Israel, alle von Abraham bis dahin gelebt habenden und dann lebenden Israeliten“ (auch die ungläubigen?) nach Canaan sammeln werde — und zwar (S. 38) „ohne daß die Juden in der Art sich belehren, daß sie Christen würden“ — das sind neue Behauptungen, die zwar mit großer Zuversichtlichkeit aufgestellt, aber keineswegs durch gründliche Schriftauslegung und Schriftvergleichung bewiesen sind. Viel anderes in dem Schriftchen, z. B. die zeitliche Unterscheidung einer ersten und zweiten Wiederkunft Christi, einer Auferweckung der Gläubigen bei jener, und einer Auferweckung der Toten bei dieser, ist unbestreitbar wahr, aber nicht neu. Das ganze Schriftchen ist also doch nur mit Vorsicht zu gebrauchen.

A. E.

— Liturgische Andachten der Königlichen Hof- und Dom-Kirche für die Feste des Kirchenjahres. Von Dr. Fr. Ad. Strauß, Königl. Hofprediger. 4. Auflage. (Berlin, W. Hertz) 1886. Broch. 2,80 M.

Die 4. Auflage dieses den Liturgen bekannten Buches scheint zu beweisen, daß das Werk weiteren Kreisen zugänglich geworden ist. Eine geschickte Hand kann es benutzen, wenn auch die genauere Ausführung nur in den Gemeinden möglich ist, wo man einen Kirchenchor besitzt. Läßt man nämlich die Chorgesänge fort und läßt den durch Liederverse unterbrochenen drei Vorlesungen eine kurze Ansprache folgen, so hat man noch immer eine wohl formierte Andacht, in der das frei gesprochene Wort gegen Vorlesung und Gesang in den Hintergrund tritt. Uebrigens ist eine solche freie Ansprache nicht vorgesehen. — Auf Einzelheiten kritisch einzugehen, ist hier nicht der Ort; jedenfalls hat das Werk das Verdienst, seit dem Jahre 1850 auf weite Kreise anregend gewirkt zu haben. Den allgemeinen Bemerkungen über liturgische Andachten und über den musikalischen Teil, letztere von dem weiland königl. Musikdirektor A. Neithardt, wird man seine Zustimmung nicht versagen, wie denn die mitgeteilten Musikstücke der Blütezeit der Kirchenmusik entnommen sind. Daß vierstimmige Tonsätze gegeben wurden — nur zwei sind fünfstimmig —, wird man billigen. Ein genügender Hinweis auf weitere achtstimmige Sätze findet sich ebenfalls, so daß Dirigenten von Kirchenchören Stoff genug finden. Sei denn das Buch allen, welche Sinn und Herz für „schöne Gottesdienste“ haben, bestens empfohlen.

—r.

— Evangelisches Hirtenbuch. Herausgegeben von Chr. Müller, evang.-lutherischer Pastor zu Fürstenau. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1. Bd.: Das Hirtenamt und die Seelenpflege nach Wesen und Ziel. (Gotha, G. Schlößmann.) 1886. XI und 260 S. Broch. 3 M.

Auf Vilmars und Löhes Schriften fußend, unter-

*) S. 43 heißt es im Widerspruch damit: erst nach dem Sturz des Antichrists.

nimmt der Verfasser seine Darstellung. Die heilige Schrift, lutherisches Bekenntnis und lutherische Kirchenordnungen sind die erprobte Handleiter. Die beiden letztgenannten kommen um so mehr in Betracht, als „wer keine kirchliche Vergangenheit hinter sich hat, der hat auch keine kirchliche Zukunft“. Das sollen vor allem angehende Geistliche wissen, die so leicht den Versuch wagen, alles auf eigene Faust, d. h. nach subjektivem Belieben zu machen, und damit der Gemeinde und sich selbst einen Schaden um den anderen zufügen. Dies liegt bei der Beschaffenheit unserer Universitäten, unserer theologischen Wissenschaft sehr nahe, denn auf den Lehren der Kirche fußen ist anrüchig, weil unwissenschaftlich! Daß dann die Kluft gähnt zwischen Wissenschaft und Leben, Theologie und Amt, kommt nicht in Betracht. Dem gegenüber ist nun in diesem Buche viel zu lernen, wovon ein Studiosus der Theologie selten oder nie gehört hat. Eine „praktische Theologie“ wird ja die meisten der hier angeführten Punkte berühren, aber es kommt dem Verfasser vor allem auf die Kontinuität mit der lutherischen Kirche an, darin sucht er seine Stärke. Fast die Hälfte des Buches nehmen ein Tabellen über formelle und materielle Einteilung der Sünden und der christlichen Tugenden mit zugehörigen Nachweisen aus der Schrift und zwei Traktaten aus alter Zeit: des Joh. Rivus de officio pastorali ministrorum ecclesiae und des Balth. Mentzer Capita ministro ecclesiae vitanda. Ob es nicht besser gewesen wäre, diese Stücke in Uebersetzung zu geben, lassen wir dahingestellt. Die Zahl derer, die sich die Zeit nehmen können, lateinische Traktate zu lesen, ist nicht groß. —

—r.

— Festschrift der katholisch-theologischen Fakultät an der k. Akademie zu Münster i. W. zur Feier des fünfzigjährigen Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII.: Die Gottesmutter in der Heiligen Schrift. Biblisch-theologische Vorträge von Dr. Aloys Schäfer, ord. Prof. der Theologie an der k. Akademie zu Münster i. W. (Münster, Aschendorff.) 1887. VIII u. 260 S. 4 M. 25 Pf.

Diese von der bischöflichen Behörde genehmigte Monographie handelt nach einer „Einleitung“ in sechs Abschnitten über Maria als Jungfrau, Mutter Gottes, Mutter des Erlösers, die Begnadete, die Mitwirkende und die Mittlerin und will „die gesamte biblische Lehre über die Gottesmutter in ihrer geschichtlich fortschreitenden Entwickelung durch die ganze Heilsgeschichte bis zu deren Vollendung durch Christus verfolgen und als einheitliches volles Bild aller schriftlich niedergelegten Offenbarungen vorlegen“. Das Buch tritt mit dem Anspruche auf, eine biblisch-theologische wissenschaftliche Arbeit zu sein, aber auch „dem Priester praktische Dienste zu erweisen“ und „zur richtigeren Anschauung der Nichtkatholiken beizutragen“. Nun hat den Referenten zwar die Wärme, mit welcher der Verfasser über Christus und die Mutter unseres Herrn spricht, angenehm berührt, aber die mit großem Aufwande hebräischer und griechischer Kenntnisse versuchte Bildung mariologischer Beweisstellen (ganze 33 in alttestamentlichen Büchern unter Zuziehung von weiteren 111 [einhundertelf] Stellen aus dem Alten Bunde und 24 unter Berufung auf weitere 96 im Neuen Testamente) erscheinen als exegetische Spielereien. Weiß Schäfer nicht, daß der spanische Archidiakon Juan Contreras aus Segovia, Abgeordneter der Universität Salamanca auf dem Basler Konzil, für seine 40 Bibelstellen zur Erhärtung seiner Behauptung, „Maria sei Mitprinzip unserer Erlösung und deshalb notwendig von Erbsünde frei“, den Spott des größten Theologen seiner Zeit, Juan de Torquemada, Meisters des apostolischen Palastes, wachgerufen hat? Als Pater Joseph Zoller 1712 zu Augsburg seinen „Conceptus chronographicus de concepta sacra Deipara“ mit 100 biblischen Beweisstellen und die Jesuiten Perrone 1847 und Passaglia 1854 (in einem dreibändigen Werke) den Nachweis führten, daß „die unbefleckte Empfängnis Mariens eigentlich der Hauptgegenstand sei, mit welchem sich die Bibel beschäftige“, hat es an Widerspruch selbst seitens guter Katholiken nicht gefehlt. Wenn heute angesichts des 1854 geschaffenen neuen Dogmas kein Katholik mehr gegen die willkürliche Allegorisierung der Bibeltexte zur angeblichen Ehre der Mutter des Herrn seine Stimme erhebt, so kann das für einen öffentlichen Lehrer der Theologie nur die Pflicht erhöhen, um so sorgfältiger darauf zu achten, daß dem Volke die Religion erhalten werde durch eine dem Sinne des Heilandes entsprechende Behandlung der heiligen Schrift. Was aber würde Christus, was würden die Apostel sagen über die Schäfersche Behauptung von der „Miterlösung durch Maria“ oder gar von der „leibhaftigen Gegenwart Mariens im heiligen Altarssakramente“, von dem „Trinken der Milch Mariens bei der hl. Kommunion“, wie man in der Mariologie Oswalds, Theologie-Professors in Braunsberg (Paderborn 1850. S. 181 ff.) lesen kann?! Keine römischen Stuhlsprüche und keine Kunstexegese wird jemals die bekannten Worte Christi entfernen, mit welchen er die Lobpreisung Mariens abweist und erklärt, daß der ihm Mutter, Bruder und Schwester sei, welcher den Willen des himmlischen Vaters erfülle. Daß Maria Mutter unseres Herrn geworden, ist eine göttliche Gnade und nicht ihr Werk, das ihr irgendwie zum Verdienste angerechnet werden könnte. Ihren heiligen Lebenswandel kann man pietätsvoll voraussetzen, ihn wissenschaftlich zu beweisen fehlt jegliches Material.

J. R.

3. Geschichte.

— Skandinavische Hof- und Staatsgeschichten des 19. Jahrhunderts. Nach den schwedischen Quellen des Dr. A. Ahnfelt von Heinrich Martens. (Stuttgart [vorm. Jena], Friedrich Frommanns Verlag [E. Hauff].) 1887. 254 S. 8°.

„Ein Stück Weltgeschichte im Hauskleide“ nennt der Verfasser mit Recht seine geschmackvollen Zusammenstellungen und Auszüge aus des bekannten schwedischen Litterarhistorikers Arvid Ahnfelt Werken: „Ur svenska Hofvets ode Aristokratiens lif“, Minnan fran Carl XIV.'s, Oscar I.'s och Carl XV.'s Dagar“ af General Akrell och Landshöfding S. G.

und „Kristian VII.'s Memoarer fran den norska regentiden“. Was er bringt, sind zumeist Interna aus dem Leben König Christians VIII. von Dänemark, der letzten drei Wasa-Könige, Gustavs III., Gustavs IV. und Karls XIII. sowie der Könige aus dem Hause Bonaparte, aus der Feder von Männern stammend, welche mit der Geschichte des schwedischen Hofes und Landes genau bekannt waren. Die Memoiren König Christians VIII. von Dänemark sind in Deutschland so gut wie nicht bekannt, und doch schaffen sie uns wohl einen klaren Einblick in jene wichtige Zeit der Trennung Norwegens von Dänemark; im Mai 1813 betrat Prinz Christian Friedrich — damals 27 Jahre alt — zum erstenmal norwegischen Boden, um in der schicksalschwangeren Zeit im Interesse Dänemarks zu wirken und um es erst wieder zu verlassen, nachdem Norwegen im Kieler Frieden an Schweden abgetreten worden war. Seine Aufzeichnungen geben die sichersten Mitteilungen über die Bewegungen, welche die Union zwischen Dänemark und Norwegen auflösten und die seltsamen Verhältnisse schufen, welche zwischen Schweden und Norwegen bestehen. Einen weit subjektiveren und zugleich pikanteren Charakter haben die Mitteilungen des Landeshauptmanns S. G. von Troil († 1880), des Landeshauptmanns Rauchhoff († 1849) und Friedr. Ludw. Ridderstolpes. Der letztere macht ohne Zweifel den ungünstigsten Eindruck und seine Mitteilungen sind mit Vorsicht aufzunehmen. In seinem abenteuerlichen Leben wie in seinen prahlenden Erzählungen erinnert er lebhaft an einen deutschen Geistesverwandten, den Freiherrn v. Trenck; man vergleiche darüber nur seine Erzählungen von dem Brande, welcher im Jahre 1810 das Hotel des Fürsten Schwarzenberg in Paris in Asche legte und bei welchem Ridderstolpe die Fürstin von der Leyen rettete. So interessant und spannend seine Erzählung von dieser wahrhaft grausigen Katastrophe ist, so sehr zeigt sie auch eine nicht gewöhnliche Sucht zur Selbstberäucherung. Durchaus unsympathisch wird es auch berühren, wie Ridderstolpe von seinem Könige Gustav IV. spricht; am 31. Dezember 1810 schreibt er: „So bin ich denn zum Schlusse dieses für mich in mancher Beziehung denkwürdigen Jahres gekommen! Welcher Traum! Vor einem Jahre war ich eben von Karlskrone gekommen, von wo es mir so leicht gewesen wäre, das Vaterland mit der Eskorte zu verlassen, welche das Vaterland von jenem unglücklichen Despoten befreite, der, nachdem er in Deutschland als Postillon aufgetreten war, in England landete, um die Sammlung jener eingebildeten Kronprätendenten zu vernehmen!“ Das ist nach unserer Auffassung um so weniger würdig für Ridderstolpe, da er sich in der Schweiz an den vertriebenen König herandrängte, ja ihn belästigte. Gustav IV. war sicherlich ein sehr ungeschickter, aber auch ein sehr unglücklicher Monarch, und eine freie und gerechte Kritik steht wohl jedem zu, nimmermehr aber beißender Hohn dem ehemaligen Unterthanen. Es dürfte wenig bekannt sein, daß König Gustav IV. kurz vor seinem Ende den Versuch machte, sich in Hannover, Stade oder Aurich niederzulassen. Der klägliche Ausgang eines großen Geschlechtes muß den Geschichtsfreund immer mit tiefer Wehmut erfüllen.

Von nicht gewöhnlichem Interesse sind die Mitteilungen über die Persönlichkeit Bernadottes und seinen Charakter, sie stammen aus der Feder Rauchhoffs, seines Adjutanten, und sind nicht ohne Schärfe geschrieben. König Karl Johanns kleinliche Eigenschaften, sein unköniglicher Geiz, seine Selbstverherrlichung und seine Eigentümlichkeit, sein Leben stets wie eine Theatervorstellung vor der Mitwelt anzusehen, treten in diesen Memoiren weit ungeschminkter als bisher zutage. Diktierte er doch wenige Tage vor seinem Tode am 11. Februar 1844 noch folgende Selbstverherrlichung: „Man muß die Geschichtsbücher der Welt öffnen! Ich habe ein Volk regiert, das ängstlich seine Rechte hütet. Als Napoleon das Land angriff, welches mir sein Schicksal anvertraute, fand er in mir einen Rivalen. Die Ereignisse, welche Europa verändert haben, sind bekannt. Man kennt auch den Anteil, welchen ich daran genommen habe. Man studiere unsere Geschichte von Odins Tagen bis auf unsere und sage mir, ob nicht die skandinavische Halbinsel von Gewicht in der Wagschale der Geschichte der Welt ist!“ Der Verfasser hat recht, es dürfte schwer sein, in weniger Worten mehr von sich selbst zu sagen. Jr.

4. Biographisches.

— Heinrich W. Thierschs Leben (zum Teil von ihm selbst erzählt). Herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Mit Thierschs Porträt in Stahlstich. (Basel, Felix Schneider.) 1888. XX und 464 S. 6,40 M., geb. 7,50 M.

Wie Heinrich Thiersch seinem Schwiegervater Christian Heinrich Zeller in einer vortrefflichen Biographie gerecht geworden ist, so ist ihm selbst von seinem Schwiegersohne Paul Wigand ein Denkmal zur Ehre Gottes in dem vorliegenden Werke errichtet worden. Mit der Liebe, welche sich der Wahrheit freut und darum allen Beschönigungskünsten abhold ist, hat Thierschs Schwiegersohn das Lebensbild des Vaters, des Gelehrten, des Priesters gezeichnet, und dieses lebensfrische und lebenswahre, sorgfältigst ausgeführte Bild ist nicht für den engeren Kreis der sog. apostolischen Gemeinde allein gezeichnet worden, vielmehr für die große Menge derjenigen, welche, wie Thiersch, wahrhaft katholisch, ökumenisch gerichtet, die Kirche Jesu Christi in allen Gemeinschaften erblicken, die auf den Bekenntnissen der alten una sancta stehen. Gerade in der Gegenwart, welche uns die evangelische Kirche in kläglichster Zerrissenheit und Abhängigkeit von fremden Gewalten zeigt, thut es doppelt wohl, das Leben, Arbeiten und Kämpfen eines Mannes kennen zu lernen, welcher einer kleinen kirchlichen Gemeinschaft angehört, sich aber allezeit einen offenen freien Blick für den „Leib Christi“ bewahrt hat, dessen Größe nur derjenige annähernd zu erkennen vermag, der über die Schranken seiner Konfession hinauszublicken gelernt hat.

Im ersten Kapitel wird „das väterliche Haus“ in München geschildert. Friedrich Thiersch, der große Philologe, der tüchtige Schulmann und ein-

sichtsvolle Politiker, in allen Stücken seinem Sohne ein reiches Erbe hinterlassend, wird als ein ausgesprochener Charakterkopf in kräftigen Linien gezeichnet. In drei Kapiteln „die Jugendzeit", „die Studienzeit und der Beginn der Lehrthätigkeit", „die Marburger Zeit" hat H. Thiersch selbst sein Leben bis zum Jahre 1866 beschrieben. In Marburg hat er von Unten und von Oben leiden müssen. Im Juli 1845 wurde ein Sängerfest in der lutherischen Pfarrkirche gehalten; es war die Zeit der Aera Ronge und Konsorten. Am folgenden Sonntag hatte Thiersch über das Evangelium von der Entweihung des Tempels durch Käufer und Verkäufer zu predigen. Er hielt es für unrecht, zu schweigen, und machte eine wohl überlegte, gemäßigte Anspielung auf das Vorgefallene, wodurch eine Sturm-Petition der Bürgerschaft gegen ihn, aber auch eine Petition für ihn veranlaßt wurde. Der Erste, welcher für Thiersch unterschrieb, war Vilmar. Das hat ihm Thiersch drei Jahre später vergolten. Als im tollen Jahre zu dem von seinen Primanern geschützten Vilmar niemand zu gehen wagte, ist Thiersch am hellen Tage zu dem bestgehaßten Manne gegangen. — Der Verf. hat seinem fünften Kapitel „Thiersch als akademischer Lehrer" die kurz, aber treffend skizzierten Bilder Ernst Henkes und August Vilmars eingefügt. Wenn ich hier ein persönliches Erlebnis einschalten darf, so kann ich daran erinnern, daß ich einst auf dem Friedberger Bahnhof aus dem Munde Vilmars ein in hohem Grade anerkennendes Urteil über die mir damals bis auf den Namen gänzlich unbekannten apostolischen Gemeinden gehört habe. An dieses Urteil fügte Vilmar die Bemerkung, daß man ihn vor kurzem im „Frankfurter Journal" habe römisch werden lassen: das zu werden sei er nie im stande, viel eher würde er Irvingianer werden. — Auch von Oben hat Thiersch in Marburg viel Ungunst erfahren, von seiten des engherzigen tyrannischen Hassenpflug, welcher den als theologischen Professor unmöglich gewordenen Thiersch darum nicht einmal unter den Philologen dulden wollte, weil es nicht feststehe, ob Thiersch „bei dem christlichen Bekenntnis beharre" (!), und von seiten des weiland Marburger Konsistoriums, welches gegen den Sektierer Thiersch mit großer staatskirchlicher Energie auftrat. Nachdem Thierschs Familienleben geschildert worden, werden die beiden letzten Jahrzehnte in München, Augsburg und Basel und ihre unermüdliche Arbeit vor das Auge des Lesers gebracht. In umfangreichen Abschnitten wird dann noch von Thiersch dem Schriftsteller und dem Träger des geistlichen Amtes in der apostolischen Kirchengemeinschaft gehandelt. In einem Anhang findet der Leser höchst interessantes Material: Briefe von und an Thiersch, Auszüge aus Kollegienheften, politischen und geistlichen Reden, verschiedene Aktenstücke offizieller Natur, zuletzt ein auf 53 Nummern zusammengestelltes Verzeichnis der selbständig erschienenen Schriften Thierschs. — Seine berühmtesten Werke sind die „Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus" — der ersten Auflage von 1846 gibt Thiersch den Vorzug vor der 1848 erschienenen zweiten —, „Die Kirche im apostolischen Zeitalter" (1852, 3. Aufl. 1879), „Ueber christliches Familienleben" (7. Aufl. 1876) und „Ueber den christlichen Staat" (1875). Jene Vorlesungen hatten für ihn einen Ruf nach Königsberg zur Folge. Ohne Schwanken lehnte er ab. — Die Schrift „Ueber das christliche Familienleben" entstand in der Zeit, in welcher Hassenpflug die Kultusfreiheit der Marburger Gemeinde in Fesseln gelegt hatte. — Das Werk über „die Kirche im apostolischen Zeitalter" hat Thiersch für seine gediegenste Arbeit gehalten. — Außer dem Leben seines Vaters und Schwiegervaters hat er noch die Biographieen seiner beiden Schwäger von Schaden und Gobat geschrieben, daneben mancherlei biographische Skizzen. — Sein Biograph erkennt ihm, wie billig, alles Lob in der Geschichtschreibung zu, hält ihn aber nicht für einen eigentlichen Geschichtsforscher. Ebenso tadelt er mit Recht seine vom Vater ererbte einseitige klassische Weltanschauung. So war Thiersch beispielsw. die St. Paulskirche in London sympathischer als Westminster. Für die mittelhochdeutsche Poesie, für Grimms Märchen hatte er kein Verständnis, dagegen gefielen ihm Platens Dichtungen und Aesops Fabeln. — Mit Recht wird Thierschs Anschluß an die apostolischen Gemeinden als der wichtigste Schritt seines Lebens bezeichnet. Am längsten nahm er Anstoß an den neuen Aposteln. Was der Biograph an der Hand Thierschs aus dem Leben und den Lehren der apostolischen Gemeinden mitteilt, kann uns Nicht-Irvingianern in vielen Stücken nur zur Beschämung dienen. Den Splittern der gering geachteten Sekte stehen dicke Balken unserer großen Kirchengemeinschaften gegenüber: orthodoxe wie heterodoxe Rhetorik z. B. im viel angepriesenen, aber schwach geführten Kampf gegen Rom. Nur wer so wie Thiersch gerecht urteilt über die römische Kirche, wird sich davon überzeugen, daß die Römer gegen die Evangelischen und die Evangelischen gegen die Römer regelmäßig die böse Praxis der Gegner gegen die gute Theorie der eigenen Kirche ins Feld führen. Doch ist auf unserer Seite immer noch mehr Gerechtigkeit, Unbefangenheit, Wahrheitsliebe vorhanden, als auf Seiten Roms, das vermöge seiner Exklusivität reich und satt, hoch- und übermütig ist.

Es ist ein großer Genuß, welchen das ganz im Geiste des wahrhaft „katholisch" gesinnten Thiersch geschriebene Leben dieses Mannes dem Leser darbietet. Möchte dieses Leben vielen Lesern zu bleibendem, d. h. bis in die Ewigkeit hinüberragendem Segen gereichen. Otto Kraus.

— Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes. Von Wilhelm Baur, Doktor der Theologie, Generalsuperintendent der Rheinprovinz. (Bremen und Leipzig, K. Ed. Müller.) 1887. VI und 447 S. 6 Mark.

Ein rechtes Geschenkbuch für jung und alt im deutschen Hause! Der Grundgedanke ist auch hier die Verbindung des Christlichen mit dem Nationalen: wo Dr. Baur von ihr „predigen und sprechen" kann, wird das Herz ihm weit und dem Hörer wird's heiß in der Brust. Aber von all

den in deutschchristlicher Begeisterung geschriebenen Werken des beliebten Schriftstellers ist dieses jüngste am meisten für unsere Gegenwart und ihre Fragen berechnet. Denn, ein treuer Eckart, beginnt Dr. Baur sein Vorwort mit dem Satze: „Welcher deutsche evangelische Mann möchte nicht in diesen seltsamen Tagen, in welchen es im Lande der Reformation für politisch gilt, der Erregung in der römisch-katholischen Kirche die weitesten Zugeständnisse zu machen, und für unpolitisch, auf protestantische Gefühle Rücksicht zu nehmen, ein Zeugnis dafür ablegen, daß unseres Staates Kraft auf der protestantischen Lehre vom Staat, und unseres Volkes auf der Erfüllung mit dem Evangelium beruht?" und fast in jedem der elf Lebensbilder kehrt die Mahnung wieder: „daß die evangelische Kirche daran denke, mit eigenen Füßen auf dem Felsengrunde zu stehen, und sich eine Organisation zu geben, die sie — frei erhält". Diesen leitenden Faden — des Hammersteinschen Gedankens — in der Hand: zur Abwehr gegen Rom selbständigere Gestaltung der evangelischen Kirche, versteht man auch die Zusammenstellung gerade dieser Aufsätze. So hat das Buch eine negative, streitbare und eine positive, friedliche Seite. Die Fürstenbilder aus ferner Vergangenheit (die erste evangelische Kurfürstin von Brandenburg und Heinrich IV. von Frankreich) mahnen uns zur Treue im Bekenntnis gegenüber römischen Intrigen; die Bilder aus der neuesten Zeit zeigen, wie fromme Persönlichkeiten aus der hessischen Heimat des Verfassers das neuerwachte Glaubensleben in inniger Liebe zur evangelischen Kirche bethätigten. Es sind der große Erzähler Glaubrecht-Oeser (der hessische Bitzius), Prof. Hundeshagen und die Offiziere Königer und von Ploennies.

Welcher evangelische Deutsche hätte niemals W. Baur, der im Süden und Norden, im Osten und Westen unseres Vaterlandes in Segen gewirkt hat, predigen gehört oder Schriften von ihm gelesen? Es ist also genug gesagt, daß auch dies Buch alle Vorzüge seiner begeisterten und begeisternden Art an sich trägt. Widersprechen müssen wir nur der Bescheidenheit, mit der er seine sehr ausführliche Monographie über Heinrichs IV. Uebertritt ganz auf Stäheline Vorarbeit zurückführt, während auch die neue Litteratur sichtlich treu benutzt ist. Die Mitte des Buches in zweifachem Sinne bilden Dichterbiographien. Nur ein poetisch begabter Sinn konnte die Eigenart Spees und P. Gerhardts, Walthers v. d. Vogelweide, Arndts und Schenkendorfs mit so viel individualisierendem Takte schildern. Vielleicht ist dabei die Ausscheidung der Schwächen, die eine Seite der Kritik, nicht ganz zu ihrem Rechte gekommen, und das innigste Lied P. Gerhardts „An das Herz des Herrn Jesu" hätten wir gern ausgezeichnet gesehen. Der besondere Wert der vier Skizzen zu hessischen Biographien liegt, um ein Gleichnis zu brauchen, in dem, was den Ichroman so anziehend macht: das Beste davon ist selbstgesehen, selbsterlebt, selbstgeliebt; und darum erfüllen sie in so hohem Grade, was der Verf. hofft: daß auch einem größeren Leserkreise was seinem Leben meist zum Segen gedieh, zur Erquickung gereiche.

Die Lebensbilder zeigen vollauf, wieviel Leben das reine Evangelium von je geweckt hat und noch weckt, und so sind sie eine gewinnende Verteidigungsschrift unseres Glaubens. L. Sch.

— Leben und Lieder der Gräfin Erdmuth Dorothea von Zinzendorf geb. Gräfin von Reuß. Von Karl Friedrich Ledderhose. Mit dem Porträt und dem Faksimile der Gräfin. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1887. 2 M., geb. 2,80 M.

Ein eigentümlich anziehendes Frauenbild, dessen volle Schönheit man nur begreifen kann, wenn man sich in die Zeit zurückversetzt, der dasselbe angehört und die es so charaktervoll herausbildete. Graf Zinzendorf bewarb sich um die Hand der Gräfin Erdmuth Dorothea Reuß mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er sie als Gehilfin seiner großen Lebensaufgabe begehre. Ihr Herz, welches den Herrn früh gefunden, war bereit, sich seinem Dienst ausschließlich zu widmen. Indem sie in den Ehestand trat, betrachtete sie die Förderung des Reiches Gottes auf Erden als die Hauptsache desselben. So sehen wir in ihr keine zärtliche, demütige Frauennatur, die in der Liebe zu Mann und Kind aufgeht, sondern vor allem die treue Gefährtin dieses auserwählten Rüstzeuges, welches ohne sie schwerlich seine große Mission erfüllt hätte. Zart und schwächlich am Körper, hatte sie einen starken Geist und Willen und eine innige hingebende Liebe zu ihrem Heiland. Aus dieser floß dann das schöne, vertrauende Verhältnis zwischen den Ehegatten und die innige Liebe zu ihren Kindern, deren sie zwölf geboren hatte, neun aber wieder hingeben mußte. Nachdem die mährischen Brüder sich am Hutberg niedergelassen und der Graf dann zehn Jahre ins Exil wandern mußte, war sie es, die das vielen Gefahren ausgesetzte Schiff der Kolonie zu lenken hatte. Sie war die kluge Verwalterin auch des gräflich Zinzendorfschen Vermögens, welches besonders dazu diente, das Missionswerk zu fördern. Nichts für sich, — alles für den Herrn — das war der Grundgedanke ihres Thuns. Hingegeben der barmherzigen helfenden Liebe, war sie eine Mutter aller, wurde darum auch allgemein „Mama" genannt. Uebers Meer ist sie ihrem Gatten nicht gefolgt, aber tausende von Meilen hat sie im Dienst der Mission, oft an der Spitze der „Pilgergemeinde" zurückgelegt, um zu organisieren, zurecht zu rücken, zu erwecken, zu stärken, zu fördern.

Obwohl sie besaß, als besäße sie nicht, hatte doch der Tod ihres ältesten Sohnes, der schon neben dem Vater im Amte war, ihr das Herz geknickt. Sie überlebte ihn nicht lange, und starb in ihrem 56. Jahre. — In der großen Liebe, welche sie für die Menschen hatte, stellte sie sich allen gleich — dennoch leuchtete die innere Vornehmheit durch ihr ganzes Wesen, und ehrfurchtsvoll wurde ihr von jedermann begegnet. Ihr Gemütsleben bedurfte in seinen stillen Ergüssen des gebundenen Ausdruckes, und so finden wir als Anhang zu diesem, mit Herzenswärme geschriebenen Lebensabriß einen zarten gewählten Blütenstrauß aus den Gedichten der Gräfin. Es sind darin Stimmungen niedergelegt, die ihr tief religiöses Gemüt offenbaren,

welches in nahem persönlichen Verkehr mit ihrem Heiland stand. Wer sich hineinversenken kann und sich nicht durch die Ausdrucksweise stören läßt, die unserem heutigen Geschmack widerstrebt, wird Köstliches darunter finden.

Mit welcher Liebe der bewährte Verfasser diese Lebensskizze aus dem ihm zugänglichen Material der Herrnhuter Gemeine zusammengestellt hat, fühlt man an der so sorgfältigen Auswahl des Stoffes, aus dem das Ehrfurcht gebietende Bild geformt ist. Die schöne Ausstattung des Werkchens entspricht seinem inneren Wert. —y.

5. Bildende Kunst.

— Die Münchener Malerschule in ihrer Entwickelung seit 1871. Von Dr. Adolf Rosenberg. Mit 25 Kupfern und vielen Holzschnitten im Text. (Leipzig, E. A. Seemann.) 1887. 81 S. Fol.

Als „Geschenkswerk" empfiehlt sich dieses Buch schon durch seine gediegene schöne Ausstattung und durch den Namen des Verfassers, der als zuverlässiger Cicerone und trefflicher Schriftsteller allgemein anerkannt ist. Um seines besonnenen, unbestechlichen Urteils willen ist dies neueste Werk Rosenbergs aber auch dem Kenner selbst willkommen. Es ist heute ein sehr seltenes Vergnügen, einem Kritiker zu begegnen, welcher die Individualität jedes wahren Künstlers in ihrer vollen Berechtigung anerkennt und dabei doch die hohen Ziele der Kunst selbst in ihrer absoluten Gültigkeit bestehen läßt. Da mag man in Einzelheiten anders denken wie er, man wird doch gern seinen verständigen, auf lückenlosen Studien beruhenden Ausführungen folgen. — In fünf Abschnitten behandelt Rosenberg: 1) Die älteren Genremaler und die Landschaft, 2) Die Schule Pilotys, 3) Wilhelm Lindenschmit und seine Schule, 4) Wilhelm Diez und die Seinigen, 5) Fritz von Uhde und die religiöse Malerei. Um das letzte Thema dreht sich vor allem der Streit des Tages. Ich glaube nicht, daß Rosenberg ihn hier entschieden hat. In zwei wichtigen Aeußerungen „zur Sache", die er auf Seite 78 und 79 bringt, zeigt sich eine bei ihm befremdende Unklarheit. Ist die „Atelier-Atmosphäre", also die „Atmosphäre" eines im Schatten liegenden Zimmers „unwahr"? Selbst wenn sie immer „trüb und dunstig" sein sollte, was wir nicht hoffen wollen, wäre sie noch eben so naturwahr wie die „freie Luft" der Hellmaler. Es kommt nur darauf an, ob das Bild offene Landschaft oder Innenraum darstellt, um die eine oder die andere Beleuchtung „unwahr" zu finden. Bei Uhdes Bild „Komm Herr Jesu" schiene mir z. B. etwas mehr „Atelier-Atmosphäre" der Wahrheit näher zu kommen. Der Satz S. 79, daß „der Streit über die Berechtigung der Uhdeschen Auslegung biblischer Ueberlieferungen nur noch das Gegenständliche treffen" könne, sagt das nicht, was der Verfasser sagen wollte, sondern etwas ganz Selbstverständliches. — Die beigegebenen Abbildungen sind Meisterwerke der vervielfältigenden Künste. Th. M.

6. Musik.

— Encyklopädie der evangelischen Kirchenmusik. Bearbeitet und herausgegeben von S. Kümmerle. Zwei Bände. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1887. Lieferung 9. 2 M.

Die erste bis achte Lieferung dieses wertvollen Nachschlagewerkes lagen dem Referenten 1886 vor und haben im Augustheft jenes Jahres eingehende Würdigung gefunden. Seitdem ist mir nur erst eine einzige neue Lieferung wieder zu Gesicht gekommen, nämlich die neunte, welche den Rest des Buchstabens J bis zum ersten Bruchteil des K enthält. Da das ganze Werk fünfzehn Lieferungen umfassen soll, könnte der Fortgang der Veröffentlichungen wohl ein etwas beschleunigteres Tempo annehmen, zumal die ursprüngliche Absicht (laut dem Prospekt) war, die Herstellung des vollständigen Ganzen schon 1884 zu erreichen. Das Buch ist, wie auch die vorliegende neunte Lieferung wieder bestätigt, ein so vielseitig brauchbares und nützliches Quellenkompendium, daß man es je eher desto lieber vollständig in Händen haben möchte. Wie viel neuen Wissensstoff und instruktive Anregungen bietet doch wieder dieses neueste Heft! — Und auch hier beruht die Ausführung der zahlreichen kürzeren und längeren Artikel wieder auf eigenen Originalquellen-Forschungen des Herausgebers, der überall seine Belesenheit, Umsicht und treffendes Urteil, verbunden mit gründlicher Sachkenntnis bewährt. Unter der Masse lehrreichen Stoffes der neunten Lieferung empfiehlt sich — um nur ein Beispiel statt vieler hervorzuheben — namentlich der Artikel „Intonation" der Aufmerksamkeit der Instrumentisten, Sänger, Organisten, Orgelbauer und insonders auch derer, die dem Studium der gregorianischen Kirchentöne thätigen Anteil zuwenden. Von anderen ähnlichen Wörterbüchern über die Tonkunst zum Nachschlagen unterscheidet sich die Encyklopädie des Herrn Professors Kümmerle sehr vorteilhaft durch die Gründlichkeit, mit welcher er die Stoffe bis zu ihrer Erschöpfung zu behandeln pflegt, ein Verfahren, das die Verbreitung oberflächlicher Kenntnisse ausschließt, welche durch andere Werke zumeist befördert wird. L. M.

— Geistliches Chor-Album. Eine Sammlung religiöser Gesänge (Sopran, Alt, Tenor und Baß) für Kirchenchöre und Schulen herausgegeben von August Stern. (Neuwied u. Leipzig, Heusers Verlag [Louis Heuser].) 1887.

Vierstimmige, zumeist leicht ausführbare Tonsätze geistlichen Inhaltes für gemischten Chor auf die christlich-evangelischen Festzeiten und Feste des Kirchenjahres; ferner Chöre auf die Reformation und Mission bezüglich, auf das Totenfest, auf Begräbnisse, auf Buß- und Bettage; dann Trauungslieder, Lieder auf Königs Geburtstag; weiter eine Anzahl Lieder allgemeinen Inhaltes, ein Stück beim Jubiläum zu singen und endlich 12 vierstimmige Choräle mit nachfolgender Liturgie: das alles bietet dieses liebevoll gesammelte und ungewöhnlich würdig ausgestattete Chor-Album den Gesangvereinigungen in Schulen und für kirchliche wie rein musikalische Zwecke. Unter den zahllosen Sammlungen

ähnlicher Gattung, mit denen die bezeichneten Chorgesellschaften seit einigen Jahren bis zum Ertrinken überflutet werden, zeichnet das Chor-Album Aug. Sterns sich recht vorteilhaft aus durch den Umstand, daß es verhältnismäßig viel wirklich Brauchbares und Schönes darreicht. Sätze von Sebastian Bach, Michael Bach, Händel, Gluck, Mozart, Haydn und anderen älteren Meistern, eine Menge Chorsätze von Mendelssohn und auch von jetzt lebenden Musikern werden gewiß manchem Bedürfnis begegnen und gern gesungen werden. Die übersichtliche Anordnung des Stoffes und der zum großen Teil musterhafte Chorsatz erhöhen die praktische Brauchbarkeit des handlichen Sammelwerkes. Was die Auswahl und Untereinandermischung der einzelnen Stücke anlangt, so liegt darin freilich das Bedenken, welches jede Stillosigkeit aufregt. Denn soweit der Stil sich auch in einem auf bestimmten Voraussetzungen und Grundsätzen beruhenden Geschmack offenbaren kann, genügt diese Sammlung nicht überall den billigen Ansprüchen. Aber man muß nicht zu viel von einer solchen fordern und darf es immer mit Freude begrüßen, daß Sterns Chor-Album nirgendwo dem seichten oder gar schlechten und verderblichen Geschmack Vorschub leistet, wie die meisten Sammelwerke neuesten Datums. L. M.

— Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben von La Mara. Erster Band bis zu Beethoven. Zweiter Band von Beethoven bis zur Gegenwart. Mit den Namenszügen der Künstler. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Ohne Jahr des Erscheinens.

Fragt man nach dem allgemeinen Zweck dieser zwar chronologisch (von 1467 bis 1886) geordneten, aber ihrem Inhalt nach sehr willkürlich zusammengestellten Briefsammlung, so ist es nicht leicht, darauf etwas Befriedigendes zu antworten. Man kann sagen, es sei doch ganz interessant, in dem Buch zu blättern und von diesem oder jenem bekannten Tonmeister alter und neuer Zeit einen Brief zu lesen. Einige mögen Wert darauf legen, in den faksimilierten Namensunterschriften eine gedruckte Autographensammlung so vieler Musiker aller europäischen Nationalitäten zu besitzen. Andere dürften die Sammlung schätzen als gedrängte Erinnerung an die neuere Entwickelungsgeschichte der europäischen Tonkunst in der Form einer Galerie namhafter und namenloser, hervorragender und bedeutungsloser Tonkünstler. Aber solche und ähnliche Gründe der Wertschätzung dieser Sammlung, welche der Herausgeberin, La Mara (Marie Lipsius), viel Mühe verursacht hat und für ihren ausdauernden Sammelfleiß wieder ein beredtes Zeugnis gibt, scheinen die Frage nach der tieferen Existenzberechtigung des zwei Bände umfassenden Buches doch nicht genügend zu beantworten. Indessen was fände heutzutage nicht Freunde und Schwärmerinnen! — gleichviel, ob das ernste Studium, gründliches Wissen und eine tiefere Anregung, oder aber die Oberflächlichkeit und der Trieb flüchtigen Naschens dadurch gefördert werde. Durch kurze Andeutungen biographischen Inhaltes oberhalb der Briefe und durch Angabe des Fundortes derselben, wie einiger unentbehrlicher Erläuterungen unterhalb des Textes ist zwar die Absicht angezeigt, den Nutzen der Lektüre zu steigern. Aber über die kunstgeschichtliche Bedeutung der Meister und Musiker erfährt der Leser nicht mehr, als was etwa aus den Briefen selbst herauszulesen ist. Und wie viel über solche Interessen in den zufällig entstandenen, oft völlig nichtssagenden Schriftstücken ersehen oder geschlossen werden kann, das ist unschwer zu erraten. So zum Beispiel haben zwei Eingaben an die Leipziger Behörde Aufnahme gefunden, welche beide dieselbe Beschwerde über Entziehung von Kopulationsgebühren enthalten und unterschrieben sind von Joh. Sebastian Bach, Director Musices und Kantor zu St. Thomä, Joh. Schneider, Organist zu S. Nikolai und M. Joh. Matthias Gesner „wegen der Thomas-Schüler“. Von Sebastian Bach, der wohl nicht einmal der Konzipient dieser Eingabe im zeitgemäßen Kanzleistil (von 1733) gewesen sein wird, findet sich ein weiterer Brief in La Maras Sammlung nicht vor. — Daß unter Hunderten von Musikerbriefen viele auch durch ihren Inhalt zu fesseln vermögen, braucht wohl kaum besonders versichert zu werden. Dagegen wundert man sich doch über die Wahl mancher Briefsteller, die nur wegen ihrer vorübergehenden Erfolge (oder etwa, weil die Herausgeberin ihre Leistungen überschätzt?) der Galerie angereiht sind. Namen wie Jakob Offenbach, Massenet, die beiden Tanzkomponisten Strauß, Vater und Sohn, und viele andere aus neuester wie aus ältester Zeit, welche der Vergessenheit anheimfallen werden oder ihr schon längst anheimgefallen sind, machen eine recht bedenkliche Figur neben den Meistern von universeller bleibender Bedeutung für die Geschichte der Tonkunst. L. M.

— Geistliche Volkslieder aus alter und neuer Zeit für den Schulgebrauch gesammelt und ein-, zwei- oder dreistimmig, für gleiche Stimmen oder für Sopran, Alt und Bariton gesetzt von Fr. Zimmer, Kgl. Musikdirektor und Seminarlehrer in Osterburg i. A. und Lic. Dr. Fr. Zimmer, Professor der Theologie und Pfarrer in Königsberg i. Pr. Erstes Heft, 60 Lieder enthaltend. (Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.) 1886. 50 Pf.

Die bekannten Herausgeber dieser kleinen praktischen Sammlung haben sich besonders angelegen sein lassen, dieselbe durch Ausschluß gar zu weichlicher oder leieriger Melodien vor der überwiegenden Mehrzahl solcher neueren Blumenlesen geistlichen Volksgesanges auszuzeichnen. Manche sehr schätzenswerte Liedsätze „aus alter Zeit“, die bisher weniger oder gar nicht bekannt waren, gereichen dieser Sammlung zur Zierde. Eine Anzahl bekannter Stücke, die man in den verwandten Sammlungen immer wieder antrifft (wie z. B. Händels Siegeschor aus Judas Makkabäus und Josua auf die untergelegten Worte „Tochter Zion freue dich“, das Weihnachtslied „Es ist ein Reis (oder Ros') entsprungen“, Mendelssohns Abschiedsgruß an die Konzertsängerin Elise Meerty „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ u. a. m.) rechtfertigen

ihre Aufnahme in dieses Heft wohl durch die vierfache Gebrauchsweise der entsprechenden Satzbearbeitung, durch welche die Herausgeber allen Ansprüchen des Schulgesanges in Rücksicht auf die stimmliche Besetzung gerecht zu werden strebten. Die „neue Zeit" ist zum größten Teil der aufgenommenen Stücke durch Kompositionen des Herrn Dr. Fr. Zimmer vertreten und zwar durch solche, die bereits anderweitig veröffentlicht waren, hier also in neuer Bearbeitung zum zweiten Mal dargeboten werden. Sie schlagen sämtlich einen volkstümlichen Ton an und werden gewiß Anklang finden. L. M.

— Sammlung liturgischer Andachten, herausgegeben von Fr. Zimmer, Kgl. Musikdirektor, Osterburg, und Lic. Dr. C. Zimmer, Pastor, Schernickau. (Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.) 1 M.

Die leicht ausführbaren, selbst Dorfgemeinden, die über einen Chor verfügen, zugänglichen Tonsätze der Liturgie sind in besonderen Fassungen „A. Für die Gemeinde, B. Für Chor und Liturgen" mitgeteilt. Aus der bezifferten Reihenfolge der acht liturgischen Andachten, welche das Heft umfaßt, scheint hervorzugehen, daß dieselben in entsprechender Zeitfolge stückweise entstanden und einzeln veröffentlicht wurden. Nach der vorliegenden Anordnung sind es Andachten 1. auf Advent und Weihnachten; 2. auf die Passionszeit; 3. auf Pfingsten; 4. auf das Lutherfest oder die Reformation; 5. auf Charfreitag; 6. auf Sylvester; 7. auf Ostern; 8. auf das Totenfest. Da diese verdienstvollen Arbeiten sich weitester Verbreitung in den evangelischen Gemeinden empfehlen, wäre es erwünscht, sie in neuer Redaktion nach chronologischen Grundsätzen den Gemeinden als bequeme Buchform in die Hände zu legen. Die darauf zu verwendenden Mittel würden sich ohne Zweifel rechtfertigen und lohnen. L. M.

— Psalterion. Eine Sammlung kirchlicher und geistlicher Lieder für höhere Lehranstalten insbesondere für Schullehrer-Seminarien. Bearbeitet von Fr. Zimmer, kgl. Musikdirektor und Seminarlehrer in Osterburg i. A. (Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.) 1886. 1,80 M.

Vier Abteilungen umfaßt dieses ebenso lehrreiche als anziehende Sammelwerk, nämlich zuerst altkirchliche Stücke, darunter Psalmodien auf sämtliche neuen Kirchentöne; zweitens evangelische Kirchenlieder und liturgische Chorgesänge; drittens kirchliche Figural- und Festgesänge und viertens geistliche Gesänge und Lieder. Mit Ausnahme eines Bruchteils der kirchlichen Figural- und Festgesänge für gemischte vierstimmige Besetzung, sind alle übrigen Chorstücke für 2 Tenore und 2 Bässe (auch ein zweimal vierstimmiger Doppelchor befindet sich in dem Psalterion) eingerichtet. Der Herausgeber hat besonders die Zöglinge der Schullehrer-Seminarien bei seiner verdienstlichen Arbeit im Auge gehabt. Das Psalterion soll sie nicht nur auf ihr künftiges Amt vorbereiten, das ihnen Pflichten auferlegt und Dienste absordert, wie sie ein in dem Schatz des kirchlich-liturgischen Gesanges bewanderter Kantor zu leisten hat, sondern der Herausgeber hofft, das Psalterion werde ihnen auch im Amte ein treuer Gefährte und Ratgeber, wie eine Schatzkammer an chorischem Litteraturstoff bleiben, zu der sie gern ihre Zuflucht nehmen mögen, wenn die Umstände es erfordern. Durch die Mitteilung kirchlicher Gesänge für gemischte Chorstimmen ist auch dafür gesorgt, daß die Inhaber des Psalterions sich im Leiten solcher Chöre üben und das erlangte Geschick in ihrer späteren Praxis verwenden können. — So ist dem vielseitigen Sammelwerk weiteste Verbreitung auch in anderen Schulanstalten angelegentlich zu wünschen. L. M.

7. Litteraturgeschichte.

— Johann Elias Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften (Bd. 26 der Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert). (Heilbronn, Gebr. Henninger.) 1887. 226 S. 4 M., für Abonnenten 3 M.

Der Wiederabdruck obiger Schriften des im Jahre 1749 im Alter von 30 Jahren bereits, als Professor an der Ritterakademie zu Soröe, verstorbenen Joh. Elias Schlegel, des Onkels der beiden berühmten Schlegel, deren berühmtesten die Nachwelt merkwürdigerweise immer noch bei dem Namen nennt, mit dem ihm „sein Jahrhundert" schon genannt hat, ist ein verdienstvolles Werk, vor allem durch die ausführliche Vorrede des Herausgebers, S. von Antoniewicz in München, der über alle einschlägigen Fragen damaliger Kunstanschauungen eingehende Auskunft gibt. Auf philosophischem Wege, und nicht wie Gottsched nach berühmten Mustern, suchte Schlegel das Wesen der Dichtkunst zu ergründen. Daß seine Bestrebungen nicht ohne die verdiente Anerkennung geblieben sind, beweist das Urteil Lessings, der ihn denjenigen nennt, „der dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat", und die Thatsache, daß Schiller von ihm redet als von einem „der geistreichsten Dichter unseres Vaterlandes, an dessen Genie es nicht lag, daß er nicht unter den ersten dieser Gattung glänzt". Ueber seinen theoretischen Arbeiten scheint stets ein ungünstiger Stern gewaltet zu haben: einiges wurde erst nach dem Tode des Verfassers bekannt, anderes blieb in Vorreden verborgen und von seinen Zeitgenossen dadurch unbeachtet, das meiste aber stand in den Zeitschriften Gottscheds und wurde von der Kritik totgeschwiegen, zumal da, wo es dem Urteil dieses allmächtigen Kunstorakels widersprach. Schlegel selbst klagt darüber, „daß es die Gelegenheit nicht anders leiden wollen, als daß seine Schriften unter einem Haufen von Werken anderer Schriftsteller ans Licht getreten oder vielleicht besser gesagt in der Dunkelheit geblieben sind". Als mehr denn 20 Jahre später Joh. Heinrich Schlegel die Schriften seines Bruders zum Druck brachte, war es für ihre Wirkung zu spät: zwei Jahre darauf erschien mit Lessings Laokoon die Sonne, vor der alle Sterne ihren Schein verloren.

Eine kulturgeschichtlich interessante Thatsache wird S. XCVII der Vorrede mitgeteilt. Danach bekam Schlegel einen vom 15. März 1747 datierten

Brief Bodmers durch die „Findigkeit" der damaligen Post bereits am 18. September desselben Jahres. Sch.-K.

8. Poesie.

— **Waiblinger.** Ein Trauerspiel unserer Zeit von **Wolfgang Kirchbach.** Zweite, verbesserte Aufl. (München, Otto Heinrichs.) 1887. 102 S. 2,40 M.

Um das sogenannte „Modernste", die Schilderung zeitgenössischer Konflikte und Zustände, vollständig der dramatischen Poesie und zwar einer realistischen Dichtung zu erobern, hat der Verfasser sein Drama geschrieben. Ursprünglich war dasselbe in Prosaform erschienen, da aber, laut Vorrede, die Form einer „dramatischen Poesie, welche jedes Wort einer realistischen Technik der Bühne einordnet" (?), der Vers ist, schried es der Verf. in Verse um und zwar in Blankverse, oder wie er sie auch, offenbar ihrer bisher unerreichten Vollkommenheit halber, mit Bescheidenheit nennt, in „Waiblingerverse". (Zu merken für den zukünftigen Herausgeber einer realistischen Poetik!) Mit gleicher Bescheidenheit beruft sich Herr Kirchbach zur Erklärung der veränderten Ausgabe seines Dramas auf große Gewährsmänner: „Shakespeares Hamlet liegt in zwei Ausgaben vor, Goethe arbeitete Iphigenie und Tasso in Verse um. Schiller den Don Carlos &c." Die Rolle Waiblingers ist als solche in hohem Grade dankbar, sagt Herr Kirchbach, und wenn er das selbst sagt, muß es wahr sein. Der erste Eindruck der Darstellung auf der Bühne durch Herrn Häußer zu München, dem das Drama, als dem „genialen Schöpfer der Rolle Waiblingers" gewidmet ist, muß ein ganz großartiger gewesen sein, denn, wie in der Vorrede weiter versichert wird, bestand „allen gefälschten Nachrichten unehrlicher Berichterstatter entgegen, die nackte Thatsache des großen Bühnenerfolgs darin, daß der Darsteller der Hauptrolle 16 Hervorrufe erntete, während der Verfasser circa neunmal gerufen wurde und thatsächlich sechsmal an der Rampe erscheinen mußte". Es ist öfters nötig, daß man sich diesen Erfolg bei der Lektüre des Stückes vergegenwärtigt. Als Beispiel aber dessen, was man sich unter einem so überaus erfolgreichen „modernsten" Trauerspiel im Gegensatz etwa zu einem klassischen Trauerspiel vorzustellen hat, ist es vielleicht lehrreich, Waiblinger etwas genauer zu betrachten, als es sonst nötig gewesen wäre.

Waiblinger, Ingenieur und Forschungsreisender, aus Afrika zurückgekehrt, wohnt, derart vollständig von allen Mitteln entblößt, daß ihn ein Handwerksbursche für seinen Kollegen hält, zur Sommerfrische bei einem reichen Bauer im Gebirge. Wie uns Adeline von Zedtwitz, die höchst zufällig am nämlichen Orte auftaucht, erzählt, war Waiblinger einst ihr Freund:

„Wir erwuchsen
Zusammen, ich im Schlosse, er im Pfarrhaus
Des Vaters. Auf der Universität
Studierte er Theologie im Anfang.
Doch fand er darin nicht Befriedigung —"

Sein Ideal wird, Ingenieur zu werden. Nachdem er ein Vermögen ererbt, aber mit ihr nicht glücklich werden kann, „da ihm der Adel fehlt", beschließt er, „Kraft und Vermögen der Menschheit zu widmen" und zu reisen. Die lange Getrennten sehen sich nun im Gebirge wieder, und ihr Wiedersehen wird für Waiblinger der Anlaß zu deklamieren, Blumen zu pflücken und sich ungemein seltsam zu benehmen. Es fällt dabei auf, daß Fräulein von Zedtwitz an dem handwerksburschenhaften Aussehen Waiblingers so gar keinen Anstoß nimmt. Höchst realistisch! Waiblinger beschließt nun rüstig zu schaffen und nicht „zu ertrinken". Auf die Forderung des Bauern, ihm seine Rechnung endlich zu bezahlen, antwortet Waiblinger, indem er dieselbe zerreißt, mit folgenden, trotz ihres modernsten Inhaltes wahrhaft klassischen Versen:

„Gefälscht!
Gefälscht! Ich lebte und mein Leben kann
Auf einem Stück Papier verpfändet stehen?
Vergangen ist, was ich gelebt — ich habe
Das Leben selbst nicht mehr, das ihr da fordert!" —

— „Sehr seltsam, Bauer,
Ist dieser Zustand. Meiner Sinne Herr
Bin ich, seh dich und diese Felsenkämme
Und habe gar nichts doch" —

Nach dieser vorzüglichen Antwort kommt dann noch als Trumpf:

„Schieß mir tausend Gulden vor."

„Staat und Gesellschaft stößt mich von sich, an
Den Bauern muß ich mich verzweifelnd wenden."

Der harte Bauer gibt ihm unbegreiflicherweise nichts. Er denkt gewiß an die Theorie Waiblingers von dem verlebten Leben und der dadurch gefälschten Rechnung. So sind die Bauern!

Im zweiten Aufzug „packt" Waiblinger, um abzureisen, obgleich er im ersten nicht so viel mehr hat, um Papier und Tinte zu kaufen und zu schreiben, „was seine Forschungen ergeben". Wiederum höchst realistisch! Er verfällt bei dem Gedanken an seine Armut immer mehr in einen Wahnsinn, der ansteckend wirkt:

„Ich bin das wahre Nichts der Träume"

denn Adeline, die bisher noch vernünftig war, spricht beim Blitzen eines nächtlichen Gewitters die frevelnden Worte:

— „Der Himmel
Fällt auch in Wahnsinn. Blitze wie Verrücktheit!"

Waiblingers Erregung steigert sich zu Mordgedanken. Er verflucht den Mond, weil dieser den zähen Bauer bescheint, den er mit den Worten anredet:

„Du solltest ewig durch das Dunkle tappen,
Denn du bist wie das dunkle Chaos, das
Niemandem Licht schenkt."

Licht steht hier des Wohlklanges wegen für tausend Gulden. Dann wieder kniet Waiblinger vor dem Bauer nieder. Als dieser ihn aber bedroht mit dem wohlbegründeten Ausruf, in den auch der

Leser einstimmt: „Jatz hab i's satt!“ ersticht ihn Waiblinger. Kaum hat er die That vollbracht und sich fortgeschlichen, so hören die um die Leiche Stehenden einen Wehruf Waiblingers, der in ein wildes Jubeln übergeht. Er hat einen Brief erhalten, der ihm die Ausführung eines Bahnbaues überträgt, und beschließt, seine That durch Arbeit zu sühnen. Der Untersuchungsrichter, der Verlobte Adelinens, dem diese ihren Ring zurückgibt, wird durch den Entschluß Waiblingers, in acht Tagen Adelinen zu heiraten, von dem Verdachte, den er gegen Waiblinger hegt, zurückgebracht:

„Dann verzeihen Sie, mein Herr.
Ich habe wohl geirrt. Ein Teufel nur
Vermöchte das. Ein solcher sind Sie nicht —.“

Nach den Festlichkeiten bei Eröffnung des Bahnbaues, die Waiblinger Gelegenheit geben, eine zum mindesten taktlose Rede zu halten, findet die Trauung in der ländlichen Kapelle statt. Waiblinger teilt seiner Frau die begangene Mordthat mit. Sie sinkt mit „den Zeichen des ausbrechenden Wahnsinns“ zusammen. Im letzten Aufzug erscheint Waiblinger, von dem Untersuchungsrichter verfolgt, im Reiseanzug bei einem Senner im Gebirg, um von dort aus an die Küste Afrikas zu entfliehen. Einen Wilderer, der ebenfalls einen Mord auf dem Gewissen hat, zwingt er „zur Mörderin Natur“ zu beten. Als er von dem Untersuchungsrichter hört, daß Adeline wahnsinnig geworden, stürzt er sich, da ihm jeder Rückweg von auf ihn zielenden Jägern abgeschnitten ist, in einen Abgrund.

Die Sprache, in der alle diese Vorgänge „unserer Zeit“ zur Darstellung kommen, ist nicht übel, der bayrische Dialekt kommt darin zu wirkungsvollster Verwendung. Dramatische Kraft kann man Waiblinger ebenfalls nicht absprechen. Es enthält manche erschütternde Szene, und bei genügender Ausstattung auf einer größeren Bühne gibt's auch genug darin zu sehen und zwar durchaus Modernes: Telegraphendrähte, Bohrmaschinen, Schwungräder mit Transmission, Tunnelöffnung und — modern und effektvoll! — einen Handwagen mit der Aufschrift „Dynamit“ und einem Totenkopf. Wie steht's nun aber mit dem Modernen in Charakteren und Handlung, die nach altem Aberglauben die Hauptsache sind? Wenn Waiblingers Charakter modern ist, dann müßte man an der Menschheit allerdings, wie es ja Waiblinger auch selbst thut, mehr wie verzweifeln. Und wenn die Handlungen des Stückes modern sind, dann scheint es unerklärlich, wie schon in den ältesten Dramen wahnsinnige und verbrecherische Thaten dieselbe Rolle spielen, wie bei Waiblinger. Dieser macht von seinem ersten Auftreten an, wie er einem widerwärtigen Stromer seine letzte Mark schenkt, bis zu seinem letzten, wo er die Worte spricht, die wir hiermit erfüllen wollen:

— „Hart muß ich
Gerichtet sein, denn hart ist dieses Dasein,
Hart wie Granitgestein gestürzter Berge —“

einen entschieden unzurechnungsfähigen Eindruck. Wie sollen aber, bei allem Mitleid für den Patienten, die Thaten eines Verrückten uns großes Interesse abgewinnen? Trotz sechzehnmaligen Hervorrufs ist es uns daher nicht möglich Waiblinger anders zu beurteilen, als mit dem, trotz seiner modernen Fassung ebenfalls klassischen Verse des alten Grillparzer:

„— Betracht ich meinen neuen Frack
Mit seiner langen Taille
Und seh im Geist der Mode Sturz
In gar nicht weiter Ferne,
Trägt wieder man die Taille kurz —
Wo bleibt da das Moderne?“

In dem Personenverzeichnisse fehlt auffallenderweise der zu allererst auftretende Piening.
Sch.-K.

— Tobias. Geistliches Schauspiel in fünf Abteilungen von Julius Dietel. (Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses, H. G. Wallmann.) 1887. 95 S. 1 M.

Dieses dem Andenken an die verstorbene Fürstin Karoline Reuß gewidmete Schauspiel, das sich eng an die biblische Erzählung anschließt, ist, wenn wir auch an der vollen Wirkung der Darstellung Zweifel erheben müssen, doch in großem Stile gedacht und zeugt von edelster Gesinnung. Bei szenischer Wiedergabe sind solche Auftritte wie der zweite, in dem das Gespräch des Tobias mit seinen drei Freunden auf zehn Seiten abstrakte Fragen behandelt, nicht von derjenigen Wirkung, die wir der Lektüre sinniger Leser nicht absprechen wollen. Auch würde eine etwas weniger häufige Verwendung der Anrufung Gottes und des Gebetes, so gut dieselben auch an und für sich z. B. S. 67 und 72 angebracht erscheinen, dem Gange der Handlung nur förderlich sein können. Die Sprache des Stückes ist einfach und anschaulich, wie sie dem Zwecke des geistlichen Spieles entspricht, wenn auch etwas größere Lebendigkeit ihr zuweilen nicht schaden könnte. Hier und da ruft gekünstelte Stellung Unklarheit hervor, so S. 60:

Wenn Freiheit du, was Willkür nur, benennst
Und Eigensinn, von dem Gesetze los,
So weißt du nicht, was wahre Freiheit ist.

An verschiedenen Stellen würde genauere Interpunktion dem Leser manches Nachdenken ersparen.
Sch.-K.

— Sedan. Schauspiel in 4 Akten von August Schipser. Berlin, Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr).) 1887. 89 S. 2,50 M.

Ein Salondrama in des Wortes verwegenster Bedeutung. Sprache, Manieren, Gefühle, Begebenheiten, fast alles — Salon und wieder Salon, und zwar meistens allerhöchster Salon. Der erste Akt spielt in den Tuilerien, der zweite in St. Cloud, der dritte auf einem Schlosse in den Ardennen, der vierte in dem königlichen Schlosse zu Florenz. Von den auftretenden Personen sinkt kaum eine tiefer als zum Freiherrn oder Grafen, gefürstete und gekrönte Häupter stehen auf dem Durchschnittsniveau. Staatswürdenträger, Senatoren, Generäle füllen die Lücken. Das Stück beschäftigt sich mit der Zeit vor dem Ausbruche des Krieges und den Bestrebungen zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien eine Allianz zu schließen, die durch den

Sieg bei Sedan vereitelt wird. Symbolisiert wird das spätere deutsch-österreichische Verhältnis durch die Verlobung einer österreichischen Gräfin („ungeheuer reich!") mit einem preußischen Grafen, die trotz politischer Schwierigkeiten und trotz der Schurkereien eines Nebenbuhlers, Dank den Anstrengungen des Verfassers, glücklich zustande kommt. Seinen Namen Sedan hat das Schauspiel daher, daß in dem Momente, als der König von Italien im Begriffe steht auf ein Bündnis mit Frankreich einzugehen, eine Depesche mit der Nachricht von dem Siege bei Sedan ankommt. Sonst kann das historische Sedan der Weltgeschichte sich nicht rühmen mit dem dramatischen Sedan des Herrn Schipier etwas gemein zu haben. Die Sprache des Schauspiels ist im ganzen gebildetes Zeitungsdeutsch, ohne besonderen Aufwand an Geist. Wenn Forçade, die junge Gräfin beobachtend, sagt: „Ha, schöne Gräfin! Ich bete dich an, du goldener Port!" so bleibt es dahingestellt, ob der Port in eigentlicher Bedeutung („ungeheuer reich!") oder in übertragener gemeint sei, letzteres so, wie z. B. in der Sprache der römischen Litaneien: „du goldener Port, du elfenbeinerner Turm!" Beides ist gleich geschmackvoll.

In kluger Vorsicht hat der Verfasser sich alle Rechte vorbehalten. Wir fürchten, er wird sie in der That alle behalten. Sch.-K.

— Aus großer Zeit. Der Krieg gegen Frankreich 1870—71. 2. Auflage. (Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung.) 1887. 311 S. 3,60 M.

Eine lebendige, anmutende poetische Schilderung jener einzigen Tage. In zwölf Gesängen führt uns der Dichter die Thaten unseres Heeres und seiner Führer vom Ausbruch des Krieges bis zu dem Einzug in Berlin vor. Die Abwesenheit alles falschen Pathos, das so oft das Lesen patriotischer Gedichte verleidet, wird hier angenehm empfunden. Man nimmt gern dafür eine zuweilen etwas gar schlichte Darstellungsweise in Kauf. So z. B. gleich am Anfange die an Usteris Storch oder Mörikes Turmhahn erinnernde Gemütlichkeit:

Am Fenster sitzt das Schneiderlein
Und fädelt seine Nadel ein,
Und auf dem Platze spät und früh
Der Hauptmann übt die Kompanie.

Doch weiß der Dichter auch stärkere Farben zu mischen. Edle deutsche Gesinnung bewahrt ihn dabei vor Uebertreibung und Gehässigkeit. Der nicht genannte Verfasser verrät seine Heimat an mehr als einer Stelle durch den Reim (matt, Bad ꝛc.). Wiederholt zeigt er eine ungerechtfertigte Vorliebe für das unserer Beobachtung nach ursprünglich speziell liberale Wort „unentwegt", (der General ruft „unentwegt" ꝛc.) das zuerst seit etwa 15 Jahren in Wahlaufrufen und Reichstagsreden sein Glück macht und in letzter Zeit leider überhand zu nehmen droht.

Man kann der wohlgelungenen Dichtung viele Leser wünschen, zumal unter denjenigen jungen Deutschen, die nur aus Geschichtsunterricht und Tradition die große Zeit kennen und deren Zahl mit jedem Jahre wächst, dann aber auch unter denjenigen, welche mit eigenen Augen ein Stück von dem gesehen, was ihnen hier im Zusammenhang in frischer, formgewandter Weise in Erinnerung gerufen wird. Sch.-K.

9. Pädagogik.

— Nochmals die Schulaufsichtsfrage. Von F. E. Zillessen. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1886. 110 S. 8⁰. 1 M.

Der tapfere Kämpfer für die christliche Volksschule, Pfarrer Zillessen, läßt hier seine berufene Stimme erschallen über eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen in dem Streite um die Herrschaft in der Schule. Auf der einen Seite steht der größere Teil der gläubigen Geistlichkeit und fordert für die Geistlichkeit das Aufsichtsrecht über die Schule. Der Liberalismus steht dem gegenüber mit dem Rufe: „Die Schule los von der Kirche, habe nur Aufsicht durch Fachleute." Die Regierung hat die natürliche Neigung, sich allein die Leitung der Schule anzueignen und dieselbe durch ihre Beamten beaufsichtigen zu lassen, wozu sie je nach Gunst auch die Geistlichkeit heranzieht. Zillessen nimmt dem allen gegenüber eine vermittelnde Stellung ein. Indem er den durchaus richtigen Unterschied zwischen Schulpflege und Schulaufsicht feststellt, gibt er das Recht zur ersteren einer aus allen Interessenten gemischten Ortsbehörde, die aus dem Geistlichen als Vertreter der Kirche, dem Bürgermeister als Vertreter des Staates, dem Schulvorsteher, Rektor, ersten Lehrer oder wie er sonst genannt wird, als Vertreter der Schule und mehreren Vätern als Vertreter der Familie besteht. Eine besondere Lokalaufsicht nennt er im allgemeinen unnötig, deshalb schädlich; nur da muß sie als Notbehelf eintreten, wo eine einklassige Schule einem noch ganz unerfahrenen Lehrer anvertraut werden muß. Mit eigentlich technischen Fragen soll diese Schulpflege nichts zu thun haben, diese sollen vielmehr den Kreisschulinspektoren überlassen werden, die eine fachmännische Bildung haben müssen. Das Oberaufsichtsrecht gebührt allein dem Staat. Es würde zu weit führen, hier darzulegen, welche Vorteile für Kirche und Schule der Verfasser sich von dieser Einrichtung verspricht; nur sei das erwähnt, daß den berechtigten Wünschen des Lehrerstandes damit nachgegeben und so ein dauernder Friede allein ermöglicht wird. Aber auch die Kirche soll dabei nicht zu kurz kommen, sondern sie soll bei der Ernennung des Lehrers wie des Kreisschulinspektors mitzusprechen haben. Es ist erfreulich, daß gerade in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, der preußische Kultusminister eine Verordnung Eichhorns wieder in Erinnerung bringt, nach der bei Anstellung von Religionslehrern an höheren Lehranstalten die kirchliche Behörde gutachtlich gehört werden soll. — So sehr wir uns zustimmend zu der trefflichen Schrift Zillessens aussprechen, so dürfen wir doch nicht verhehlen, daß uns zwei Punkte nicht ganz klar geworden sind, nämlich die Grenzbestimmung zwischen der Thätigkeit der Schulpflege und der Schulaufsicht, und ferner scheint es uns nicht möglich, die rein technische Schulaufsicht als ein Nebenamt

zu führen. Eben weil sie eine bedeutende fachliche Bildung verlangt, werden immer nur Fachmänner dazu im stande sein, deren Lebensaufgabe sie ist. — Noch verdient hervorgehoben zu werden der versöhnliche und friedliche Ton der ganzen Schrift, die auch in dieser Frage nichts will, als erkennen, „welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille". Schr.

10. Heilkunde.

— Die Bakterien. Von Dr. Eberhard Dennert. (Zeitfr. d. christl. Volkslebens XII, 8.) (Heilbronn, Gebr. Henninger.) 1887. 50 S. 8. 1 M.

Der Verf. will einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Bakterienfrage geben, wohl in erster Linie für Laien; doch wäre auch in diesem Fall etwas größere Vollständigkeit wünschenswert gewesen. Wenn es z. B. S. 18 und 19 heißt, unsere Hausfrauen verwendeten wegen ihrer desinfizierenden Wirkung im Haushalt übermangansaures Kali, Kochsalz, Sublimat, so hätten die beiden Hauptkonservierungsmittel in der Speisekammer, wenn sie auch keine Salze sind, nämlich Essig und besonders Alkohol, nicht vergessen werden sollen. Daß unsere Hausfrauen übrigens das äußerst giftige Sublimat im Haushalt verwenden, ist ganz neu, aber nicht sehr wahrscheinlich, wie auch das Brom als desinfizierendes Gas in Gebrauch sei. Besser wäre bei der Küche statt Sublimat die Borsäure und ihre Salze erwähnt worden, die unter den konservierenden Mitteln eine immer größere Rolle spielen.

Wenn als solche Krankheiten, die auf das Bestimmteste auf Bakterien zurückgeführt werden, der sog. Rückfalltyphus, die Tuberkulose, der Milzbrand und die Cholera genannt werden, so hätte der Rotlauf nicht vergessen werden sollen, der durch den von Dr. Fehleisen beschriebenen micrococcus erysipelatis erzeugt wird, ebenso die Eiterung, von welcher der staphylococcus pyogenes aureus unzertrennlich ist; fast gewiß, jedenfalls weniger bestritten als der Cholerabacillus, sind genau bestimmte Bacillen beziehungsweise Micrococcen die Krankheitsursache bei Typhus abdominalis, croupöser Lungenentzündung, Aussatz; auch der Neisser'sche gonococcus scheint definitiv als spezifischer Krankheitserreger nachgewiesen zu sein. Die Behauptung S. 25, daß der Milzbrandpilz von Koch gefunden sei, ist nicht richtig, wie man in derselben Schrift 13 Seiten später liest, wobei indessen auch Pasteur und besonders Davaine erwähnt sein sollten. Unrichtig ist ferner, daß nach S. 32 die Tuberkelbacillen sich durch Methylblau blau färben, alle andern Bakterien dagegen braun, letztere färben sich ebenfalls bleu und zwar sogar leichter als der Tuberkelbacillus.

Wenn der Verfasser darauf aufmerksam macht, „daß wir allen Grund haben, bescheiden und demütig zu sein, wie es einer echten Wissenschaft geziemt", so wird das wohl jeder ernste Forscher in der Ordnung finden; wenn er aber in dem 50 Seiten großen Schriftchen nicht weniger als fünfmal (S. 9, 16, 19, 35, 40 u. 41) dies thut, so ist dies des Guten etwas zu viel. Wenn er dies nun aber vollends in Ausdrücken thut, wie „daß der oft kraß hervortretende Hochmut der modernen Wissenschaft wegen ihrer ‚immensen Fortschritte' einen oft recht erbärmlichen Hintergrund hat", oder der fleißigen und ehrlichen Arbeit unserer Bakteriologen das Zeugnis gibt S. 40: „viel Lärm um nichts", oder uns entgegenhält: „und wenn wir nun die Cholera siegreich zurückschlagen könnten, der Tod fände doch andere Formen", so muß man den Verfasser doch daran erinnern, daß man die Gottentfremdung eines Teiles unserer wissenschaftlichen Forscher wohl bedauern darf, daß aber die wissenschaftliche Forschung selbst ein hohes der Menschheit anvertrautes Gut ist, das sie heilig zu halten hat. H. i. R.

11. Unterhaltungslitteratur.

— Ein Fahrenhöft. Erzählung von Ernst Schrill. (Leipzig, G. Böhme.) 1888. 321 S. 4,50 M., el. geb. 5,50 M.

Eine schöne Weihnachtsgabe! Mit gutem Gewissen können wir den vielen, die in Verlegenheit sein werden um ein passendes, zum Vorlesen im Familienkreise geeignetes Buch, die vorliegende Erzählung warm empfehlen. Ein junger Deutschrusse aus Dorpat, von frommen Eltern erzogen, aber früh seines Vaters beraubt, wird ohne Mittel, ohne genügende Bildung in die Welt hinaus gestoßen, doch bleibt das Gebet seiner bald von ihm vernachlässigten, treuen Mutter der unsichtbare Faden, an dem er gehalten wird in guten und bösen Tagen und endlich wieder hindurchgerettet zum seligen Frieden im Glauben an Christum. „Der Junge frißt sich durch" — dies Urteil seines ungläubigen Oheims bestätigt er in schönster Weise, freilich anders als es der Oheim sich gedacht. Nachdem er eine Zeitlang als verzogener Liebling einer reichen russischen Familie ein Schlaraffenleben geführt hatte, dann, brutal aus diesem Kreise herausgestoßen, im tiefsten Elend in die Hand eines verzweifelten Nihilistenführers geraten war, wird er schließlich als eine Art von Verwalter auf ein großes, südrussisches Landgut versetzt. Dort lernt er den Segen ernster Arbeit kennen, dort wird er in schwerer Krankheit zur Selbsteinkehr geführt und durch den weisen Zuspruch eines alten deutschen Schäfers das fast verloschene Fünklein seines Kinderglaubens wieder angefacht. Das Buch gibt aber in diesem schlichten Rahmen sehr viel mehr als eine bloße Bekehrungsgeschichte. Es gibt uns, ohne in schulmeisterhafter Weise Absicht merken zu lassen, ein Bild von dem Volksleben im heutigen Rußland. Es zeigt uns den hohlen Glanz des hauptstädtischen Lebens von St. Petersburg und zugleich die Kehrseite der Münze, die grollende Verzweiflung der glaubens- und hoffnungslosen Verbrechergesellschaft der Nihilisten, deren vielgerühmte „Konsequenz" durch eine kleine Episode eine scharfe Beleuchtung erfährt. Wir hören das tieftraurige Wort Kaiser Nikolaus': „Meine Russen haben keine Mutter", und es ist wohl im Sinne des Verfassers, wenn wir — mit dem verkommenen Warin — darin den tiefsten Grund der russischen Sittenverderbnis, Glaubens- und Gewissenlosigkeit sehen. Und wenn wir im

schärfsten Gegensatz zu diesem trüben Volksbild die Tüchtigkeit des deutschrussischen Elementes kennen lernen, ja wird uns in ergreifender Weise an dem Lebenslauf „eines Fahrenhöft" der Grund ouch davan klar gemacht: die Deutschen Rußlands haben eine Mutter, sie haben noch ein auf christlichem Grunde ruhendes Familienleben, sie sind darum auch noch nicht untergegangen in Genußsucht und Unsittlichkeit, sie haben noch einen Schatz ernster Lebensanffassung, treuen Pflichtgefühls, der Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit sich erhalten und sind darum trotz aller Anfeindung und Verfolgung in Wahrheit noch das Salz des Zarenreiches. —8.

— Allerlei wunderbare Geschichten, erzählt von Lina Walther. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) 183 S. 8⁰.

Eine sehr passende Weihnachtsgabe, besonders für heronwachsende Mädchen. Es sind zwölf liebliche Märchen und Parabeln in gebundener und ungebundener Redeform, voll frischen Harzduftes, aus denen wir den Pulsschlag eines treuen und schlichten, mütterlich gesinnten Herzens herausfühlen, einer geübten und beliebten Erzählerin, die gleichsam von Munde zu Munde ihrer Jugend sonnige Bildchen mitteilt, durch welche doch immer, und nicht ahne Humor, der tiefere Lebenskern hindurchschimmert. Auch die Ausstattung des Büchleins paßt zu dem weihnachtlich träumerischen Ton des Ganzen. lff.

— Irrgangs Heimfahrt. Eine Geschichte in vierundzwanzig Abenteuern. Von Max Varberg. 2. Aufl. (Gotha, F. A. Perthes.) 1886. 117 S.

Eine Allegorie in schöner Sprache. Die Dichtung in Prosa wird nicht selten von hübschen, gereimten Gedichten unterbrochen. Wer Bunyans „Wallfahrt nach der himmlischen Stadt" kennt, wird leicht das vorliegende kleine Buch etwas matt, allzu phantastisch und darum rätselhaft finden. Wer diese berühmte Allegorie nicht kennt und an Irrgangs Heimfahrt Gefallen findet, wird gut thun, „des Christen Wallfahrt noch der himmlischen Stadt" zu lesen. Aus dem Taunus kommend mag man getrost ins Hochgebirg reisen. Umgekehrt ist die Reise nicht empfehlenswert. Es gibt aber genug Leser, welchen die starke Speise Bunyans nicht sofort behagen wird; solchen Lesern gebe man erst Irrgangs Heimfahrt in die Hände. O. K.

— Heimwärts! Eine Geschichte aus vergangenen Tagen von Max Vorberg. 2. Aufl. (Gatha, F. A. Perthes.) 1887. 222 S.

Die Freiin von Brackel hat eine Navelle geschrieben, welcher sie den Titel gegeben hat: „Nicht wie alle anderen". Die „Heldin" dieser Navelle ist ein junges Mädchen, das nicht so ist, wie gewöhnlich die jungen Mädchen sind. So ist auch die Geschichte „Heimwärts" nicht wie alle anderen Geschichten, die man Jahr für Jahr zu lesen bekommt, mit ihrem dick aufgetragenen Christentum, welchem sich Bälle, lebende Bilder, lärmende Gesellschaften, adliger Uebermut u. s. w. in schönster Konfusion einfügen lassen. Der „Held" der var uns liegenden Geschichte, der junge Theologe Fritz Auer, schreibt an seinen Freund, den Professor Forster, im April 1862: „Es ist oft zwischen uns die Rede davon gewesen, daß zwei Dinge im menschlichen Leben der zartesten Verschwiegenheit, der strengsten Keuschheit bedürfen, nämlich — die erwachende Neigung und das Leben in der Gnade." Diese goldene Regel hat sich der Verf. in seiner Dichtung stets vor Augen gehalten. Die Liebesverhältnisse werden von ihm taktvoll geschildert. Der wahren, schüchternen, verschwiegenen Liebe wird die aus Eitelkeit und praktischer Lebensanschauung entstehende Schein-Liebe entgegengesetzt. Auch wird der Geschlechtsliebe die innige, zarte Liebe, welche einen Lehrer mit seinen Schülern verbindet, in glücklicher Darstellung zur Seite gegeben. — Von wenigen Ausnahmen — wie der Ritt durch das Moor, der Schiffbruch auf dem Michigan — abgesehen führt der Verf. seine Leser in das alltägliche Leben, wie es sich in Deutschland und Nordamerika in den vorletzten Jahrzehnten herkämmlicherweise abzuspielen pflegte, aber das Licht des christlichen Glaubens läßt seine verklärenden Strahlen in jenes Alltagsleben fallen. In diesem uns umgebenden Leben spielen beispielsweise die „Gesellschaften" eine große Rolle. In zahllosen Novellen wird aus diesem Stoff viel Kapital geschlagen, ohne daß die Zinsen davon den Leser erfreuen. Max Vorberg, der das Leben der Menschen durch und durch kennt, weiß eine gesellige Vereinigung in durchans reizvoller Weise zu schildern und daran mit köstlichem Humor S. 38 und 39 einen orientierenden Blick auf „unsere Gesellschaften" zu werfen. — Mit kurzen Worten wird a. a. St. angedeutet, daß ein altes solides Handelshaus infolge des amerikanischen Krachs bankrott geworden ist. Mit welcher Meisterschaft weiß der Verf. den juristischen Beirat, den Arzt und den Seelsarger des Handelsherrn in die Erzählung einzuführen, um in wenigen Zeilen (S. 138) die Lage der unglücklichen Familie zu schildern. — Auch die hnmanistische Seite des Lebens kammt nicht zu kurz. Richters „Beschauliches und Erbauliches", Rethels „Tatentanz", Riehls „Land und Leute", Tiecks „blonder Eckbert", Marie Nathusius' „Elisabeth" werden namhaft gemacht, um dem Leser zu sogen, daß christliches Leben sich vortrefflich mit Kunst und Wissenschaft am rechten Ort verträgt. Zuletzt noch ein Wart über den das größte Lob verdienenden Stil. Der Verf. schreibt ein ganz ausgezeichnetes, sprachgewandtes Deutsch, welches ebenso sehr gesunden Realismus, wie große Formvollendung auf jeder Seite des kleinen Buches vereint. — Ich kann nach diesen Andeutungen die „Geschichte" Heimwärts nur bestens für die einsame und für die gemeinsame Lektüre empfehlen. O. K.

— Auf den Galeeren. Memoiren eines Hugenotten. Nach dem Französischen bearbeitet von F. Vettex. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1887. 2 M.

Es gehören starke Nerven dazu, die Schilderungen ganz unerhörter barbarischer Grausamkeiten, welche mehr als 200 Druckseiten klein Oktav füllen und den Leser fast ohne Unterbrechung in einem Zustande sittlicher Empörung erhalten, hinterein-

ander zu lesen. Die Folter, welche jedes fühlende, miterlebende Menschenherz im Verlauf der Erzählung des unglücklichen Hugenotten Jean Marteilhe und seiner mit ihm gepeinigten und aufs Fühlloseste gemarterten Glaubensgenossen, zu ertragen hat, bevor endlich die Stunde der Befreiung für die, um ihres standhaften reformierten Bekenntnisses gefangenen französischen Galeerensträflinge schlägt, diese folternden Eindrücke werden durch den Stempel der thatsächlichen Wahrheit nur höher gesteigert, den die unverkünstelte, rein sachliche Schreibweise der Darstellung des vom Erzähler selbst Erlebten überzeugend aufprägt. — Dennoch empfiehlt sich das Büchlein allgemeiner Aufmerksamkeit — freilich nicht als unterhaltsame oder spannende Geschichte, sondern wegen der erhebenden Kraft einer selten anzutreffenden Glaubensheldenschaft, die auf dem düsternächtigen, blutigen Hintergrunde sich lichtvoll hervorhebt und das Herz des Lesers zu stärken, es zur insichgezogenen Selbstschau anzuregen dient, und es zuletzt zu Lob und Dank zu begeistern, wenn die allwaltende Gerechtigkeit endlich eingreift mit ihrem „Bis hierher und nicht weiter!" — und die Thränen und Seufzer des, von übermenschlichen Leiden verfolgten Blutzeugen evangelischer Wahrheit sich nach seiner Befreiung zuletzt in selige Freude verwandeln. Die Originalhandschrift, aufgefunden in Lyon, hat sich vor gewissenhafter kritischer Prüfung als geschichtlich echt bewährt. Dieser Umstand erhöht die Bedeutung derjenigen klar gezeichneten Züge der Erzählung, welche die Grundsätze der Regierungsweise Louis' XIV. und seiner Organe in das unzweideutigste Licht stellen. Der deutsche Bearbeiter dieses wertvollen Zeitbildes und Sittengemäldes, F. Vetter, hat mit bestem Erfolge sich bestrebt, den Eindruck der nüchternen Einfalt des Originals im Deutschen wiederzugeben. Das Buch liest sich wie ein Bericht aus richterlichen Verhandlungen.

L. M.

— Die deutsche Handwerkersbraut. Von Karl Weise. (Wismar, Hinstorff) 1886. 80 S. 8°. Eleg. geb. 3 M.

Ein liebliches Idyll ist dem Herzen des greisen Dichters entsprossen, der in früheren Tagen durch seine Gedichte die innigste Sympathie seiner Zeitgenossen gewann. Die weltbewegenden Ereignisse, die sich dann aufeinander drängten, stellten den verehrten Dichter in den Schatten — seine Töne wurden verschlungen von dem lauten Treiben der neuen Zeit. Aber in dem treuen Herzen des Dichters, welcher er blieb, wenn die Welt ihm auch keine Kränze mehr wand, war die Liebe für sein Volk und besonders für den Handwerkerstand dieselbe geblieben, nur gesteigert durch die Trauer um die Leiden und Gefahren, denen gerade dieser Stand durch das Emporstreben der Fabriken und die Verbreitung der sozialen Ideen ausgesetzt wurde. „Der goldene Boden" blieb das Ideal des Greises. Die vorliegende Dichtung schildert in tief bewegender Weise das Glück der Armut, wenn sie von Gottesfurcht, Liebe und Genügsamkeit getragen ist. Ein Handwerker zögert, sich einen Hausstand zu gründen, weil er nicht weiß, ob es ihm gelingen wird, ihn zu erhalten; das Mädchen zögert, weil man ihr von der drohenden Not vorgeredet hat. Zuversicht auf Gottes Hilfe und die Liebe geben endlich den nötigen Mut zur Heirat. Der Hochzeitsmorgen ist da. Das Mädchen kommt mit ihrem kleinen Brautschatz, den ihr Fleiß erworben, um das Stübchen einzurichten — es ist ein holdseliges Bild, welches der Dichter hier zeichnet, so wahr und köstlich. Was stützt den Hausstand, den sie eben gründen? Frömmigkeit, tüchtige Gesinnung, Ordnung, Fleiß und rechtschaffene Liebe. Das kleine Buch endet mit der silbernen Hochzeit. Das ehrliche Paar hat sich gemüht und gearbeitet, gedarbt und Leid getragen, aber das häusliche Glück ist gewachsen auch ohne Reichtum. Mit Danken ohne Ende wird das schöne Fest gefeiert.

Das Buch, dem eine große Verbreitung zu wünschen ist, wurde sehr hübsch ausgestattet. Neben der eleganten Ausgabe ist eine einfache kartonnierte zu 1,20 M. zu haben. —y.

12. Verschiedenes.

— Kleine Poetik für Schule und Haus. Zweite Auflage nach Dr. E. Kleinpauls dreibändiger Poetik neu bearbeitet von R. Leimbach, Lic. th., Dr. phil., Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar. (Bremen, M. Heinsius.) 1886. 144 S. 1,20 M., geb. 1,60 M.

Eine in hohem Grade brauchbare, ihrem Zweck entsprechende Arbeit, deren Gründlichkeit mit Recht als Verdienst gerühmt wird, da sie dabei im großen und ganzen freigehalten ist von verwirrender Silbenstecherei und überflüssigem Kleinkram. Es ist dem Herausgeber um so mehr zum Verdienste anzurechnen, daß er seine neue Bearbeitung nicht zu einem neuen Buche hat werden lassen, als die Versuchung hierzu manchmal recht nahe gelegen haben mag und es unter Umständen weit schwerer ist, ein neues Werk nicht zu schreiben, als die Arbeit eines Vorgängers geänderten Anforderungen anzupassen. Die gegebenen Proben sind, abgesehen selbstverständlich von den altbewährten klassischen Beispielen, gut gewählt. Es mag dabei dahingestellt sein, ob es nicht besser wäre, dieselben möglichst ausschließlich bekannten Dichterwerken zu entnehmen. Mißlich erscheinen uns die Aufzählungen der Repräsentanten der einzelnen Dichtgattungen. So ist es doch selbst einem Schüler befremdlich, wenn bis zu Goethe nur vier weltliche Lyriker: Walther von der Vogelweide, von Spee, Simon Dach, Bürger aufgeführt, von Goethe an aber noch drei und dreißig genannt werden. Ueberhaupt hätten etwas weniger Namen, besonders unter den modernen Dichtern, nicht einmal der Vollständigkeit des Buches Eintrag gethan. Einige unter diesen Sternen werden doch kaum am Himmel der Nachwelt glänzen. Ernst Eckstein hätten wir, trotz aller Versgewandtheit, gerne ganz vermißt. Zum wenigsten überflüssig erscheint uns die Bemerkung S. 5: „Unsere Dichter und unsere Nichtdichter, meist nur die ungebildeteren ausgenommen, schöpfen ihren Bedarf zu sprachlichen Mitteilungen aus dieser gemeinsamen Quelle" (der „allgemein-deutschen Schrift-, Behörden-, Kirchen-, Schul- und höheren Gesellschaftssprache, die auch dann zur allgemein-deutschen

Poesie- und Dichtungssprache" geworden ist). Eine höchst verhängnisvolle Sprache! Woher sollen sie denselben denn schöpfen? Noch überflüssiger erscheint uns jedoch die Vermutung, S. 8, daß wir an Hiaten, wie die Adler, fromme Andacht ꝛc. wohl nur selten berechtigten Anstoß nehmen. Wer weiter nichts auf dieser Erde findet, um daran Anstoß nehmen zu können, als diese Hiaten, dem soll man, meiner Ansicht nach, wenigstens diesen Genuß nicht verkümmern.

Von Fehlern ist mir S. 129 Stiffter statt Stifter aufgefallen und das unrichtige Citat S. 78 aus Walther von der Vogelweide, woselbst ein für im steht, und der hier berechtigten Anstoß erregende Hiatus künde ich durch kunde ich je zu vermeiden wäre. Sch.-K.

— Deutscher Kalender. Von E. Doepler dem Jüngeren, mit Beiträgen von Ernst von Wildenbruch und Julius Wolff. (Berlin, Reinhold Kühn.) 1888.

„Deutsch" nennt sich dieser Kalender, weil er auf zwölf Blättern Wappen und Embleme der zwölf deutschen Kaisergeschlechter bringt, den „altdeutschen" Stil des XVI. und XIX. Jahrhunderts in Bild, Text und Papier getreulich wahrt und der deutschen Begeisterung für Kaiser Wilhelm und das neue Reich einen schönen Ausdruck gibt. Ernst Doepler d. J. hat in seiner bekannten originellen Art jedes Blatt mit einer kaum ergründbaren Mannigfaltigkeit von Ornamenten, Allegorien und Emblemen übersät, so daß das Auge bei täglicher Benutzung der Datum- und Merk-Tafeln stets etwas Neues entdecken wird. Für den Geschäftsgebrauch eignet sich das Heft also nicht, wohl aber zur Ausschmückung eines Damenschreibtisches und mithin zum Neujahrsgeschenk. Th. M.

Briefkasten der Redaktion.

M. in Karlsruhe. Sie übersehen, daß sich Ihre Bemerkungen gegen den Basler „Kirchenfreund" richten, dessen Urteil wir ausdrücklich nicht zu dem unsrigen machten. Außerdem mißverstehen Sie die betr. Stelle so auffällig, daß wir nur bitten können, Sie möchten dieselbe noch einmal lesen.







